

LEBEN

DER

GRIECHEN UND RÖMER.





Ernst Karl Wilhelm David

GUHL UND KONER

LEBEN

DER

GRIECHEN UND RÖMER

SECHSTE

VOLLSTÄNDIG NEU BEARBEITETE AUFLAGE

HERAUSGEGEBEN VON

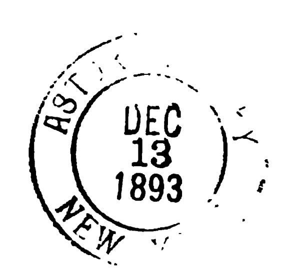
RICHARD ENGELMANN.

MIT 1061 IN DEN TEXT GEDRUCKTEN ABBILDUNGEN.

BERLIN

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG.

1893.


ASTOR
DEC
13
1893
NEW

DEM ANDENKEN

KARL REIMER'S.



VORWORT ZUR ERSTEN AUFLAGE.

Das Werk, das nun vollendet dem Publikum hier vorliegt, hat sich die Aufgabe gestellt, das Leben der klassischen Völker, soweit dasselbe sich in bestimmten Formen und Erscheinungen ausgesprochen hat, zur Anschauung zu bringen. Das Leben der Griechen und Römer ist in neuerer Zeit so oft zum Gegenstand der Forschung gemacht und diese Forschung ist mit so grossem Erfolge bemüht gewesen, die natürlichen, sittlichen und geistigen Grundlagen zu erkennen, auf denen die Grösse jener Völker sich aufgebaut hat, dass es erwünscht schien, den Ergebnissen derselben gegenüber auch die Resultate derjenigen Bestrebungen zusammenzufassen, die das Altertum von der Seite seiner äusseren Erscheinung zu erkennen suchen. In diesem Sinne hatten sich mehrere der angesehensten Gelehrten und namentlich auch solche, denen die Leitung höherer gelehrter Schulen obliegt, gegen den Mann ausgesprochen, dessen Andenken wir das vorliegende Buch gewidmet haben. Karl Reimer, mitten in einer reichen Thätigkeit stehend und von Freunden umgeben, die zu den Spitzen der jetzigen klassischen Philologie zählen, fasste den so angeregten Gedanken mit einem Eifer und einer Hingabe auf, denen die Entstehung und Vollendung dieses Werkes fast allein zuzuschreiben sind. Denn der erste der unterzeichneten Verfasser, mit dem sich Karl Reimer in Einvernehmen über Entwurf und Ausführung eines solchen Werkes setzte, war gerade damals zu sehr mit den Ergebnissen einer so eben vollendeten wissenschaftlichen Reise beschäftigt, als dass er nicht hätte glauben müssen, das ehrenvolle und schwierige Anerbieten abzulehnen. Da es indes schien, als ob dadurch der Gedanke, diese Teile des klassischen Wissens in die weiteren Kreise nicht bloss der eigentlichen Forscher und Gelehrten, sondern auch der Lernenden und des grösseren gebildeten Publikums zu verbreiten — und dieser Gedanke war es hauptsächlich, der den mit so richtigem Blick für die litterarischen Bedürfnisse der Zeit begabten Mann bewegte — der

praktischen Verwirklichung ferner gerückt würde, so wurde der Ausweg getroffen, das überdies in so reicher Fülle vorliegende Material unter zwei Bearbeiter zu verteilen. Eine Teilung der Arbeit, die zwar auf diesem Gebiet nicht gerade gewöhnlich, sich jedoch in dem vorliegenden Falle nicht bloss durch den persönlichen Grund einer langjährigen Freundschaft der beiden Beteiligten, sondern mehr noch durch die Natur des Gegenstandes selbst zu empfehlen schien, welcher zwei so gänzlich verschiedenartige Gebiete umfasst, dass deren Beherrschung vielleicht nur in den seltensten Fällen einer und derselben Persönlichkeit möglich sein dürfte. Denn der Sinn und der Geist der Völker giebt sich, soweit es sich um die äussere Erscheinung handelt, in zweierlei Weise kund. Erstens in der Art, wie dieselben ihre Umgebung gestalten, und zweitens in der leiblichen Erscheinung des einzelnen Menschen, in der Weise seiner Tracht und seines persönlichen Behabens in den verschiedenen Beschäftigungen des Lebens. Dies hat zur Teilung des Stoffes in zwei grössere Abteilungen geführt, deren erstere die baulichen Altertümer umfasst und von dem ersten der Mitunterzeichneten übernommen wurde. Die zweite hingegen hat es sich zur Aufgabe gestellt, die Haupterscheinungen des Privatlebens mit Hülfe der Monumente zur Anschauung zu bringen. In stetem Anschluss an die baulichen Altertümer werden hier das Wohnhaus in seiner inneren Ausstattung, die Bewohner desselben in ihrer äusseren Erscheinung, das Leben im Hause, die Mittel für die geistige und körperliche Erziehung, das Leben und Treiben des Mannes im Kriege und an jenen Stätten, welche dem Frohsinn, der Schaulust und dem Kultus geweiht waren, und endlich das Eingehen des Menschen zur letzten Ruhestätte geschildert. Die Bearbeitung dieses Teiles fiel dem zweiten der Mitunterzeichneten zu, der schon früher umfassende Sammlungen für einen solchen Zweck angelegt und die Fülle des Stoffes in Vorträgen vor einem Kreise von Künstlern gedankenmässig zusammenzufassen ebenfalls schon vor längerer Zeit Veranlassung gefunden hatte.

Dies genüge für die Entstehungsgeschichte des vorliegenden Werkes. Was nun die Grundsätze betrifft, nach denen die Ausführung und insbesondere das Mass des darzubietenden Stoffes zu regeln waren, so konnten dieselben nur durch die schon oben angedeuteten Rücksichten bestimmt werden, welche zur Herausgabe des Werkes geführt hatten. Indem wir die lebendige Veranschaulichung an die Spitze stellten, war es notwendig, die Darstellung so schlicht

und einfach als möglich zu halten und, auf die ausführliche Wiedergabe der Detailforschung verzichtend, nur die Resultate derselben in leicht verständlicher Form zusammenzufassen. So mögen nicht selten Gegenstände, denen die moderne philologische und archäologische Forschung sich mit Vorliebe zugewendet hat, die indessen noch nicht zum letzten Abschluss gelangt sind, den in diese Forschungen Eingeweihten verhältnismässig kurz behandelt erscheinen. Aber gerade diese werden auch am ehesten die Schwierigkeiten einsehen, denen es unterliegt, ein noch nicht abgeschlossenes Thema der Forschung in den Kreis der zu voller und somit wieder einfacher Anschauung zu bringenden Gegenstände einzureihen und die Verfasser entschuldigen, wenn sie, um diesem einen Hauptzweck zu genügen, sich mit vollem Bewusstsein einem etwaigen Vorwurf der Unvollständigkeit auszusetzen genötigt sahen.

Schwierigkeiten ganz anderer Art aber traten der Bearbeitung der nichtbaulichen Altertümer entgegen. Einmal war es hier in den meisten Fällen die Mannigfaltigkeit des zu behandelnden Stoffes, sowie die Fülle der Denkmäler, welche jenem zur Erläuterung in einer richtigen und beschränkten Auswahl beigefügt werden sollten, dann die augenfällige Abweichung der bildlichen von den schriftlichen Zeugnissen, endlich in manchen Fällen das gänzliche Fehlen bildlicher Belege für die schriftlichen Aufzeichnungen oder der entgegengesetzte Fall, wodurch eine Gleichmässigkeit in der Behandlung fast zur Unmöglichkeit wurde. Besonders heben wir in dieser Beziehung die Abschnitte über die Namen der Gefässformen, viele Punkte in der Tracht, sowie in der Bezeichnung musikalischer Instrumente und kriegerischer Geräte hervor, auf welche Mängel aber an den betreffenden Stellen jedesmal ausdrücklich hingewiesen worden ist.

So liegen hier überall Selbstbeschränkungen vor, die es den Verfassern vergönnt sein mag hier vorweg aufzudecken, um nicht dem Vorwurfe der Unachtsamkeit und Unvollständigkeit sich auszusetzen, und zu denen hier leicht noch Beschränkungen anderer Art hinzugefügt werden könnten. Wir wollen dabei nur der Enthaltsamkeit erwähnen, die in Betreff der künstlerischen und kunstgeschichtlichen Bedeutung der ausgewählten Monumente obwaltet und die in Bezug auf den baulichen Teil um so mehr Anerkennung verdienen dürfte, als dessen Verfasser, mehr Kunsthistoriker als Antiquar, sich nur allzu oft das nähere Eingehen auf die durch langjährige selbständige Forschung lieb gewonnenen Themata versagen zu müssen glaubte. Aehn-

liches wird dem einsichtigen Beurteiler auch in dem zweiten Teile nicht entgehen, dessen Verfasser mehr dem Gebote positiver Vollständigkeit und Treue der Schilderung, als dem eigenen Bedürfnisse nachgegeben hat, die dem Vorrat der plastischen und graphischen Kunstwerke des Altertums entlehnten Darstellungen auch nach der Seite ihres ästhetischen Wertes zur Geltung zu bringen.

Was nun aber die Auswahl dieser letzteren selbst anbelangt, so ist deren Schwierigkeit beiden Teilen gemeinsam, indem es überall galt, aus der Fülle der oft hundertfach vorhandenen und zu prüfenden Monumente dasjenige auszusuchen, was dem augenblicklich vorliegenden Zwecke am meisten entsprach, ohne dass es gestattet erschien, weder auf die wohlbekannten Abweichungen anderer Monumente, noch auf die Gründe, die uns zu der getroffenen Auswahl bestimmt, auch nur andeutungsweise einzugehen, um nicht durch die Wucht eines sehr leicht zu vermehrenden, aber nicht zur Anschauung zu bringenden Materials den für unseren Zweck unumgänglichen leichteren Fluss der Darstellung unmöglich zu machen.

Durch alle diese Rücksichten, denen wir uns nicht entzogen haben, auch wo sie bei späterer Beurteilung zu unseren Ungunsten sprechen würden, sind die Mängel des Werkes bedingt, deren wir uns nur allzuwohl bewusst sind, die aber für ein Werk, das so verschiedene Kreise von Lesern ins Auge zu fassen gezwungen ist, vielleicht nie ganz vermieden werden dürften. Ueber die Vorzüge, wenn es deren hat, mögen andere sprechen. Wie sich nun aber auch das Verhältnis der letzteren zu den oben angedeuteten Mängeln gestalten möge, immer, so hoffen wir, wird man unser ernstes Bestreben anerkennen, diese Teile des antiken Lebens weiteren Kreisen zugänglich zu machen und so auch mittelbar eine richtigere Würdigung der Ideen anzubahnen, auf denen die ewige Bedeutung des klassischen Altertums beruht und die ausser der philologischen Forschung auch der lebendigen Anschauung bedürfen, um zu ihrer vollständigen Wirksamkeit zu gelangen.

Berlin, im November 1861.

ERNST GUHL. WILHELM KONER.

VORWORT ZUR SECHSTEN AUFLAGE.

Nachdem die beiden verdienten Verfasser, nach denen das Buch den Namen führt, aus dem Leben geschieden sind (Guhl starb wenige Monate nach dem Erscheinen der ersten Auflage, während es Koner vergönnt war, fünf Auflagen des Buches erscheinen zu sehen; er starb am 29. September 1887), hat die Verlagsbuchhandlung den Unterzeichneten mit der Besorgung der neuen, sechsten Auflage betraut.

Auch für mich sind die in dem Vorwort zur ersten Auflage ausgesprochenen Grundsätze, namentlich der, durch das Heranziehen der Bildwerke das griechische und römische Altertum möglichst auch weiteren Kreisen verständlich zu machen, massgebend geblieben, aber im Einzelnen haben sich allerdings manche Abweichungen von der früheren Fassung als notwendig herausgestellt. Die ausgedehnten Forschungen, die namentlich für die ältesten Zeiten ganz neue Gesichtspunkte ergaben, verlangten eine stärkere Berücksichtigung, als es in dem alten Rahmen möglich war, auch schien es wünschenswert, die alte Einteilung, durch die zusammengehörender Stoff in viele einzelne Teilchen auseinandergerissen wurde, aufzugeben und möglichst durch zusammenhängende Besprechungen zu ersetzen. Deshalb ist auch die frühere Zerlegung in Paragraphen aufgegeben und durch die Einteilung in abgerundete Kapitel ersetzt worden. Allerdings ist es auch auf diesem Wege nicht möglich gewesen, jede Zersplitterung des Stoffes und gelegentliche Wiederholungen zu vermeiden, das lag zum grossen Teil an der Natur des Stoffes selbst, der vielfach eine getrennte Behandlung gebieterisch verlangte. Dass die bessernde Hand überall angelegt ist, und dass ich bemüht gewesen bin, die sicheren Ergebnisse der neueren Forschungen durchweg zu berücksichtigen und das Buch auf den Stand der heutigen Wissenschaft zu bringen, das wird hoffentlich überall anerkannt werden. Wenn ich mich trotz dem vermehrten Umfange des Buches bei der Fülle des zu bewältigenden Stoffes an

manchen Stellen doch noch grosser Kürze habe befleissigen müssen, so hoffe ich, dass Wesentliches trotzdem nirgends vermisst werden wird.

Es liegt mir die angenehme Pflicht ob, der Centraldirektion des Archäologischen Instituts sowohl, wie den beiden Sekretariaten in Rom und Athen für gütige Ueberlassung unveröffentlichter Zeichnungen, für Uebermittelung von Photographien und für manche andere freundliche Beihilfe durch Rat und That zugleich im Namen der Verlagsbuchhandlung den wärmsten Dank auszusprechen. Auch Herrn Dr. Assmann, der das Kapitel über das antike Schiffswesen einer eingehenden Revision unterzogen hat, sowie den Herren Dir. Prof. Dr. O. Richter und Prof. Dr. Belger und noch vielen anderen sind wir für freundliche Unterstützung zu grossem Danke verpflichtet.

Möge das Buch in seiner neuen umgearbeiteten Gestalt sich gleichen Wohlwollens erfreuen, wie in den früheren Auflagen, möge es ihm gelingen, die Liebe zum Altertum, in dem zum grossen Teile die Grundlagen unserer ganzen Kultur wurzeln, in immer weitere Kreise zu tragen, dann werden Herausgeber und Verleger sich reich belohnt finden.

Berlin, den 25. September 1893.

R. ENGELMANN.

Inhaltsverzeichnis.

Griechen.

Römer.

GRIECHEN.

Einleitung.

Ueber die Herkunft des griechischen Volkes ist nichts Sicheres bekannt; sie selbst hielten sich zwar für Eingeborene, für Autochthonen, zu gleicher Zeit gaben sie aber zu, dass vor ihnen andere, von ihnen unterschiedene Völker, die Pelasger, im Lande gewohnt hätten. Durch die Sprachvergleichung ist erwiesen, dass die Hellenen zu dem grossen Stamm der Indogermanen gehören, und zugleich, dass sie längere Zeit auch nach der Loslösung von dem Urstamm mit den späteren Bewohnern von Italien zusammengewohnt haben, aber ob sie von Asien her über das Meer nach Griechenland eingewandert, oder zu Lande von Norden her eingedrungen sind, lässt sich nicht mit Sicherheit ausmachen; wahrscheinlich haben sie beide Wege eingeschlagen.

Das griechische Volk zeigt die glücklichsten Anlagen, zu deren Ausbildung die günstige Lage des Landes, das sie in Besitz genommen haben, nicht wenig beigetragen hat; ägyptische und phönizische ebenso wie assyrische Einflüsse haben besonders in der ältesten Zeit mannigfach auf sie eingewirkt und eine Kultur hervorgerufen, welche durch die darauf folgende sogenannte dorische Wanderung, bei der die nördlich wohnenden Völker, wahrscheinlich durch andere von Norden drängende Scharen aus ihren Sitzen getrieben, in den Peloponnes einfielen, zum grossen Teil vernichtet wurde. Erst ganz allmählich hat das griechische Volk die Folgen dieser Wanderung überwunden und eine Kultur hervorgebracht, die von fremden Einflüssen sich zum grossen Teil frei hielt und darum als die eigenste Geistesthat der Hellenen betrachtet werden kann. Aus ihr haben nicht nur die Römer geschöpft, auch die anderen später gekommenen Völker zehren von ihr, ja man kann getrost behaupten, dass sie bis zum heutigen Tage fortfährt, anregend und befruchtend auf die geistige Entwickelung der Menschheit zu wirken. Darum haben auch die modernen Kulturvölker es für eine ihrer Hauptaufgaben gehalten, dem Entwickelungsgang des griechischen Volkes nachzuspüren und die Denkmäler, in denen der griechische Geist sichtbaren Ausdruck gewonnen hat, von dem Schutt der Jahrtausende zu befreien.

Dass wir in der Lage sind, von der ältesten vor der dorischen Wanderung liegenden Epoche, die den Griechen der späteren Zeit völlig unbekannt geworden war, uns eine Vorstellung zu machen, verdanken wir vor allem den unermüdlichen Ausgrabungen Heinr. Schliemanns in Hissarlik-Troja, Mykenae und Tiryns, um anderer kleinerer Unternehmungen des merkwürdigen Mannes hier nicht zu gedenken. Sein Lebensgang ist so ausserordentlich und ungewöhnlich und so eng mit den Ruinen der von ihm ausgegrabenen alten Wohnplätze verknüpft, dass es geboten scheint, die hauptsächlichsten Daten aus seinem Leben hier anzuführen.

Geboren am 6. Januar 1822 zu Neu-Buckow (Mecklenburg-Schwerin) als Sohn des dortigen Predigers verlebte er seine Jugend in dem Dorf Ankershagen, wohin sein Vater versetzt worden war. Schon früh zeigte der Knabe eine grosse Vorliebe für die Geschichte des Altertums, besonders für den troischen Krieg, ja schon damals nahm er sich vor, einst, wenn er ein Mann geworden sei, Troja wieder auszugraben. Im Alter von 11 Jahren kam er nach Neustrelitz auf das Gymnasium, vertauschte dies jedoch bald mit der Realschule und trat dann 1836, 14 Jahr alt, in Fürstenberg als Lehrling in einen Kaufmannsladen ein. Darin verbrachte er 5½ Jahre unter schweren und geisttötenden Arbeiten, ohne sich in seinen Kenntnissen irgendwie gefördert zu sehen. Ein Zufall, der zunächst wie ein Unglück aussah, sollte ihn aus seiner traurigen Lage befreien. Durch Heben eines Fasses zog er sich ein körperliches Leiden zu, das ihn ausser stand setzte, seine Arbeit zu verrichten. Er ging zu Fuss nach Hamburg, um sich dort eine Stellung zu suchen; da ihm dies aber nicht gelingen wollte, verdingte er sich als Schiffsjunge. Doch das Schiff strandete bei Texel, und so sah er sich mittellos an den Strand von Holland geworfen. Endlich fand er einen Posten als Laufbursche in einem Geschäft in Amsterdam. Diesen Zeitpunkt kann man als den Anfang seiner weiteren Entwicklung bezeichnen. Die freie Zeit, die ihm seine mechanischen Geschäfte liessen, benutzte er zur Ausbildung seines Wissens und Könnens, erwarb sich zunächst eine leserliche Handschrift und fing dann an, Englisch zu lernen. Durch unablässigen Eifer brachte er es fertig, in einem halben Jahre sich eine gründliche Kenntnis dieser Sprache anzueignen, in gleicher Frist bewältigte er das Französische, darauf das Holländische, Spanische, Italienische und Portugiesische in je sechs Wochen. Inzwischen war sein Chef nicht sehr zufrieden mit ihm, da er jedenfalls über seinen Studien seine geschäftlichen Pflichten vernachlässigte. Doch gelang es ihm 1844, in einem andern Hause eine Stelle als Buchhalter und Korrespondent zu erhalten; voller Eifer, dem Geschäft sich nützlich zu erweisen, begann Schliemann noch das Studium des Russischen, und vermöge des grossen Fleisses, den er darauf verwendete, und der ihm eigentümlichen Methode (er pflegte viel auswendig zu lernen und das Gelernte laut vorzutragen) vermochte er trotz der mangelhaften Hilfsmittel und ohne Lehrer in kürzester Zeit sich der Sprache so weit zu bemächtigen, dass er sich fertig darin unterhalten konnte. Von da ab ging es rasch mit ihm vorwärts; im Jahre 1846 wurde er als Agent des Amsterdamer Hauses nach Petersburg geschickt; dort konnte er sich schon 1847 in die Gilde der Grosshändler eintragen lassen. Um-

sicht und Glück vermehrten rasch sein Vermögen, nebenbei fand er auch noch Zeit, seine Sprachenkenntnisse durch Erlernen des Schwedischen und Polnischen, später des Neu- und Altgriechischen zu vervollständigen, sowie das Lateinische wieder eifrig zu betreiben. 1863 entschloss er sich, ganz dem kaufmännischen Stande zu entsagen, machte eine Reise um die Welt und liess sich 1866 in Paris nieder mit dem Vorsatz, von nun an nur den Wissenschaften, vor allem der Archäologie, zu leben und, wenn möglich, Troja auszugraben. 1868 unternahm er eine erste Rekognoscierungsreise nach Ithaka, dem Peloponnes und der Ebene von Troja; nachdem er dann inzwischen seinen Wohnsitz nach Athen verlegt hatte, begann er 1871—1873 in Hissarlik, an der Stelle, in welcher er schon 1868 die Stätte des alten Troja erkannt zu haben glaubte, eingehende. in die Tiefe strebende Nachforschungen, die in den Jahren 1878—1879, 1882, 1889—1890 wieder aufgenommen und weitergeführt wurden. In den Zwischenjahren hat er auf der Burg von Mykenae gegraben (1874—1876), 1880 und 1881 das Schatzhaus des Minyas bei Orchomenos freigelegt, 1884—1885 die alte Burg von Tiryns zum grössten Teil vom Schutte befreit; gelegentliche Grabungen auf Ithaka, bei Marathon u. s. w., die zu keinen hervorragenden Resultaten geführt haben, können hier übergangen werden. Schon rüstete er sich, von neuem nach Troja zu gehen und die Ausgrabungen dort vollständig zu Ende zu führen, um jeden Widerspruch der Gegner dadurch aus dem Felde zu schlagen, als ein veraltetes Ohrleiden eine Operation nötig machte. Nicht gewohnt, sich zu schonen, wartete Schliemann die volle Genesung nicht ab und reiste über Berlin und Paris nach Neapel, um von da aus über Brindisi in seine Heimat zu den Seinen zurückzukehren, als er von neuem plötzlich erkrankte und am 26. Dezember 1890 in Neapel verschied. Sein Leichnam ist nach Athen übergeführt und dort in griechischem Boden im Angesicht der Akropolis beigesetzt worden.

Troja.

Ueber die Lage des homerischen Troja gab es bis zu Schliemann zwei verschiedene Meinungen: während die einen sich an den durch die Neugründung in historischer Zeit bekannten Ort von Ilium Novum hielten, glaubten andere, durch strategische Rücksichten geleitet, in der weitab vom Meere gelegenen Bergfeste Bunarbaschi die Stätte des alten Troja sehen zu müssen. Schliemann hatte gleich bei seinem ersten Besuche der Ebene die Ueberzeugung gewonnen, dass nur die Stätte von Ilium Novum, speciell der Hissarlik genannte Hügel, der Ausläufer einer von Ost nach West streichenden Bergkette von geringer Erhebung, den Anforderungen entspreche, die man auf Grund der homerischen Dichtung an Troja zu stellen berechtigt sei; sowohl die Lage in der Skamondrosebene, als die geringe Entfernung (5 Kilometer)

von dem zwischen dem Vorgebirge Sigeion und Rhoiteion anzusetzenden Lager der Griechen, die ein mehrmaliges Hin- und Herwogen des Kampfes zwischen Stadt und Lager an demselben Tage als möglich erscheinen lässt, entsprechen der Dichtung in ganz anderer Weise, als dies bei dem über 13 Kilometer entfernten, auf steilem, von drei Seiten unzugänglichem Felsen gelegenen Bunarbaschi der Fall ist. Deshalb setzte er sofort auf Hissarlik seinen Spaten ein und grub, unbekümmert um die Reste aus späterem Altertum, bis in die untersten Lagen hinein, in denen seiner Meinung nach das homerische Troja zu suchen war. Dass dabei viele antike Reste, deren Erhaltung für die Altertumswissenschaft äusserst wertvoll gewesen wäre, zerstört worden sind, ist zu bedauern, andererseits freilich kann und muss man sich mit dem Gedanken trösten, dass bei anderem Vorgehen wahrscheinlich keine Spur von den in grösserer Tiefe verborgenen Bauwerken ans Licht gekommen wäre. Den Vorwurf kann man allerdings nicht zurückhalten, dass Schliemann in der ersten Zeit ganz allein, ohne jede Beihilfe eines sachverständigen Architekten oder Archäologen vorgegangen ist; hätte er sich eine derartige Kraft beigesellt, so würde einerseits es möglich gewesen sein, von den vielen jetzt zerstörten Resten genaue Aufnahmen zu erhalten, durch die eine wissenschaftliche Benutzung derselben möglich gewesen wäre, andererseits würde ihm viel Aerger und viele Angriffe wegen unklarer Berichterstattung erspart worden sein.

Seit 1882 hat ihm als treuer Berater und Mithelfer Dr. Dörpfeld, Sekretär des deutschen Archäologischen Instituts in Athen, zur Seite gestanden, und seitdem ist auch die Berichterstattung eine andere, klarere und zuverlässigere geworden, bei der die Mitteilung der Thatsachen und die Folgerungen, die aus ihnen gezogen werden können, schärfer als es früher der Fall war, auseinander gehalten werden.

Nach den neuesten Ausgrabungen unterscheidet man neun verschiedene übereinander liegende Schichten, die durch grössere oder geringere Zwischenräume von einander getrennt sind. Von der ältesten, dem Urboden zunächst liegenden sind nur wenige Spuren in dem bis auf den Urboden durchgeführten grossen Graben erhalten; wichtiger und für das Troja Homers bedeutsamer ist die zweite Schicht, die durch viele Spuren deutlich erkennen lässt, dass die in ihr einst errichteten Gebäude durch eine furchtbare Feuersbrunst vernichtet worden sind; in dieser Schicht werden wieder drei der Zwischenlage nach nur durch geringe Zeitabschnitte getrennte Perioden unterschieden (in unserem Plan sind nur zwei angegeben; die dritte ist erst ganz zuletzt erkannt worden). Nachdem die Stadtanlage ganz und gar durch Feuer vernichtet war, haben sich neue Ansiedler dort niedergelassen, die sich an kleinen, unregelmässigen Anlagen haben genügen lassen; ebenso unbedeutend, wenn nicht noch geringer sind die Häuser, die der vierten und fünften Schicht von unten angehören. Die sechste Schicht scheint, nach den Vasenscherben zu schliessen, eine Ansiedlung zu enthalten, die mit der mykenischen Burg gleichzeitig ist. Die siebente Schicht enthält die Neugründung der Stadt durch die Griechen, wahrscheinlich Aeoler, welche die alte Stadt nur als Burg benutzten, während die Unterstadt die eigentlichen Wohnstätten enthielt. In der achten Schicht folgen weiter die Bauten der

makedonischen Zeit, in der Ilion zu besonderer Blüte gelangte; die neunte Schicht endlich enthält die Bauten der Römerzeit, aus denen besonders ein kleines Theater an der Südostseite des Hügels hervorzuheben ist.

Wir haben es besonders mit der zweiten Ansiedlung von unten zu thun, die durch Feuer zerstört ist und in der die bedeutenden Schätze gefunden wurden, die zuerst unter dem Namen „Schatz des Priamos" allgemein bekannt geworden sind (Schliemann hat die ganze Sammlung trojanischer Altertümer, soweit sie in seinem Besitz waren, dem deutschen Reiche geschenkt, sie sind in dem Museum

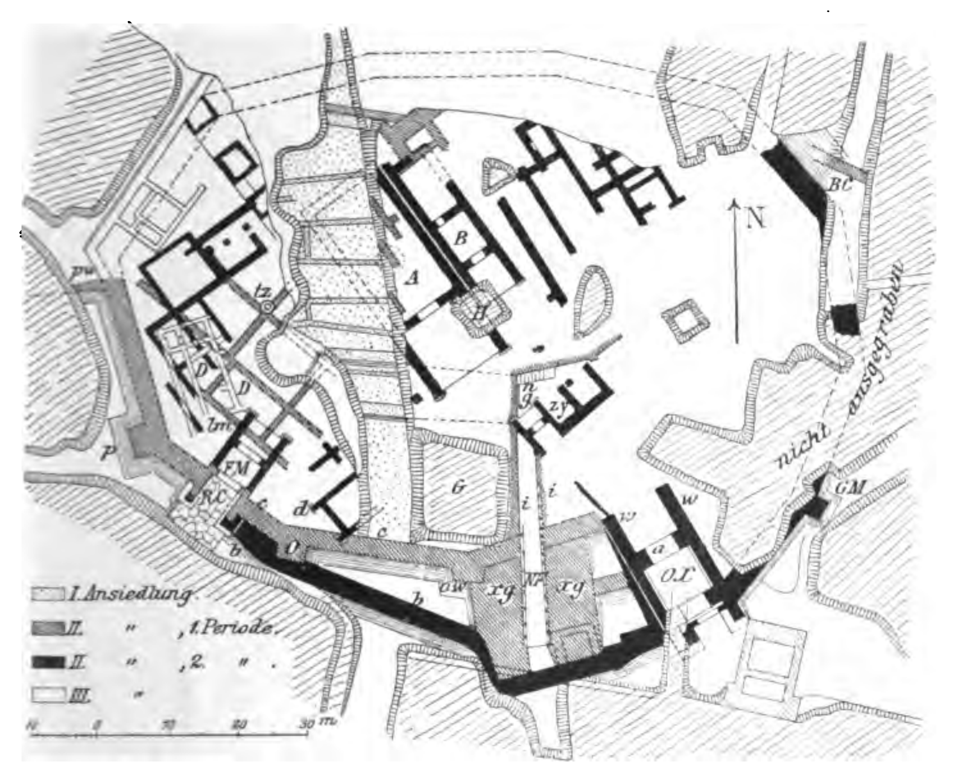


Fig. 1.

für Völkerkunde in Berlin in mehreren besonderen Sälen ausgestellt). Der nicht allzu grosse Raum (er misst ungefähr 110 m in der grössten Länge und 93 m in der grössten Breite) ist von einer starken, aus kleinen Steinen mit einer Böschung erbauten Mauer eingeschlossen, die aber durch eine Mauer aus Luftziegeln fortgesetzt war; zur Verstärkung der Mauer dienen Türme, die in ungefähr 10 m Abstand von einander errichtet waren; sie sind je 3 m breit und springen 2 m aus der Mauer hervor. Mehrere Thoranlagen durchbrachen die Mauer; sie sind offenbar verschiedenen Umänderungen unterworfen und teilweise verbaut worden, so dass man annehmen muss, dass sie nicht alle gleichzeitig gebraucht worden sind. Geht man durch das Thor *O X* in die Burg hinein, so stösst man zunächst auf einen freien Raum, von dem aus hinten,

etwas nach links, ein kleines Propylaion (*g*) zu dem Hauptgebäude führt. Das Propylaión besteht aus Vorhalle, Thor und Hinterhalle; von dem eigentlichen Thor ist die Schwelle noch an Ort und Stelle vorhanden, sie wird aus einem 1,20 m breiten und 2,65 m langen Stein gebildet; dahinter öffnet sich der Männersaal (*A*) mit einer Vorhalle von 10 m im Geviert und dem eigentlichen Saal, der mindestens eine Länge von 20 m hatte; genau lässt sich die Länge nicht bestimmen, weil der nordwestliche Teil bei Anlage des grossen Nord-Südgrabens mit zerstört worden ist; in der Mitte des Saales scheint ein rundlicher Rest die Trümmer des Herdes zu bezeichnen. Rechts davon liegt ein zweiter, kleinerer Saal, den man als Hauptraum der Frauenwohnung zu bezeichnen pflegt. Ursprünglich wurden beide Räume als Tempel aufgefasst, erst die Aufdeckung der Burg in Tiryns mit der besser erhaltenen und klarer erkennbaren Anlage hat auch für Troja die Bezeichnung als *μέγαρον* ermöglicht. Die anderen Räumlichkeiten, deren Spuren auf dem Plane angegeben sind, lassen sich ihrer urprünglichen Bestimmung nach nicht weiter erkennen und können deshalb hier beiseite gelassen werden.

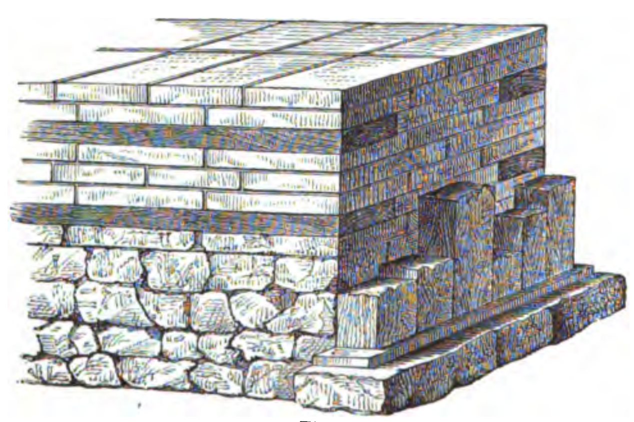


Fig. 2.

Höchst interessant ist der Bau der Mauern. Nur die untersten Schichten wurden aus Steinen, die in Lehm gebettet waren, aufgeführt; darüber wurde die Mauer mit Lehmziegeln aufgebaut, die an der Sonne getrocknet waren; jeder Lehmziegel war 0,45 m hoch, 0,67 m lang und 0,12 m breit; um der Mauer mehr Halt zu geben, wurden in bestimmten Entfernungen auf beiden Seiten Holzbalken eingezogen, die natürlich bei dem grossen Brande vernichtet sind, so dass man ihre frühere Anwesenheit nur aus den Höhlungen und daran, dass die umgebenden Schichten zu Stein gebrannt sind, erkennen kann. Bei den Ziegelbauten der Stadtmauer hatte man sogar in die inneren Teile der Mauer Holzbalken eingefügt, so dass nach deren Ausbrennen förmliche hohle Gänge entstanden sind. Auch da, wo die Mauern frei auslaufen, an den Stirnflächen der Längswände, wurde eine Bekleidung mit Holzbalken für nötig gehalten, um das gegen atmosphärische Einflüsse äusserst empfindliche Material zu schützen; auf besonders hergerichteten Steinen erhoben sich sechs Holzpfosten, deren verkohlte untere Reste noch heut erhalten sind. Indem man diese bei Lehmziegeln aus der Natur des Materials erklärliche Einrichtung auch später, wo Steine als Baumaterial verwendet wurden, beibehielt, entstand die eigentümliche Bildung der Stirnpfeiler (Antae) im griechischen Tempel. (Fig. 2.)

Sehr bemerkenswert und von allem, was bis dahin bekannt war, abweichend, sind auch die Funde an Gerät- und Schmucksachen, auf die Schliemann bei seinen Ausgrabungen gestossen ist. Am meisten Beachtung verdient der im Mai 1873 unweit des westlichen Thores in einer Tiefe von 28 F. gefundene grosse Schatz, der wie es scheint ursprünglich in einem hölzernen Kasten verwahrt war: goldene und silberne Gefässe, weibliche Schmucksachen, Waffen finden sich in buntem Nebeneinander. Am interessantesten dürfte der in zwei Exemplaren gefundene weibliche Kopfschmuck sein, von denen der eine hier

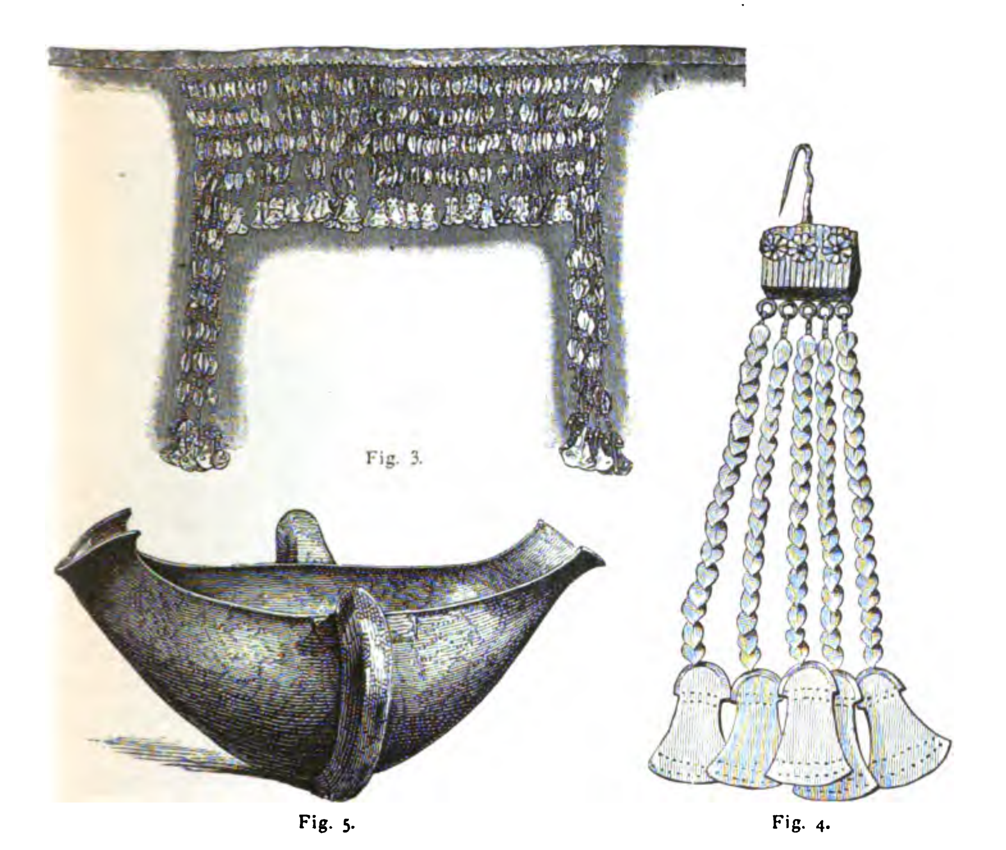


Fig. 3.

Fig. 5.

Fig. 4.

abgebildet wird (Fig. 3): von einem goldenen Bande hangen an beiden Seiten sieben Kettchen herab, die abwechselnd aus mehreren Ringen und sechseckigen Blättchen gebildet sind und unten in grösseren, einen hängenden Blumenkelch nachbildenden Blättern enden; zwischen diesen hängen vom Rande fünfzig kleinere Kettchen herab, die ebenso ausgehen wie die längeren; während die kleineren auf die Stirn niederfielen, hingen die längeren über die Schläfen bis zur Schulterhöhe herab. Das eine hier abgebildete Geschmeide besteht aus 2169 Teilen; noch künstlicher ist das andere, welches aus 16,353 Stückchen zusammengesetzt ist. Zu dem Kopfschmuck gehören auch ähnlich gebildete Ohr-

ringe, von denen einer (Fig. 4) hier abgebildet ist. Andere Ohrringe sind in den gewöhnlichen Formen als Ringe, die an einer Seite zu grösserer Stärke anschwellen, gehalten, oder sind aus Golddraht zusammengebogen; in derselben Weise sind Armringe hergestellt; ein kunstreicher verziertes Armband besteht aus einem breiten Goldblech, das oben und unten zu einem Rande umgebogen ist und dessen Fläche durch aufgelötete Spiralen verziert wird. Auch Haarnadeln, deren Kopf durch Rosetten und Spiralen geschmückt ist, gehören zu dem weiblichen Schmuck, der im „grossen Schatz“ gefunden ist. Von anderen Gegenständen verdient ein 600 gr schwerer goldener Becher, dessen Form am meisten mit der eines Schiffes Aehnlichkeit hat, eine besondere Hervorhebung. (Fig. 5.)

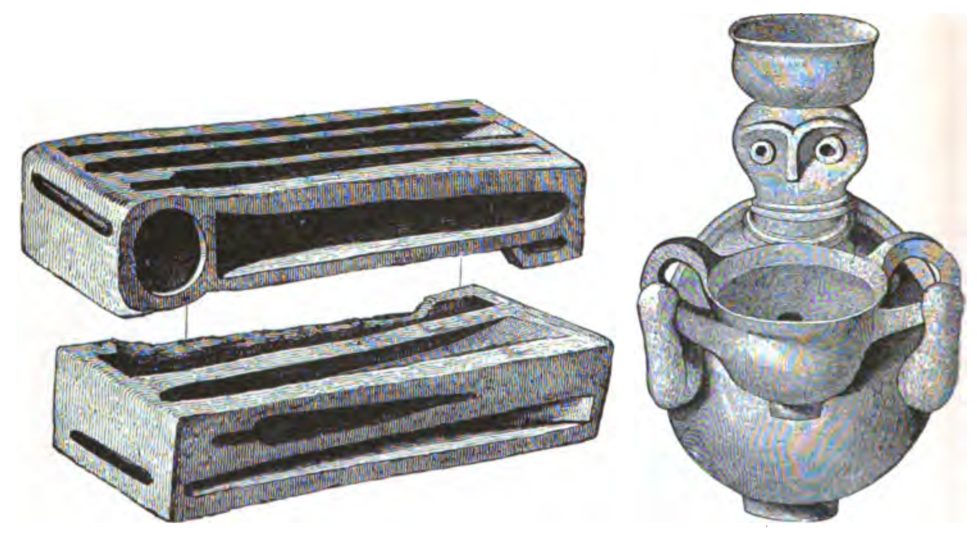


Fig. 6. Fig. 7.

Sehr zahlreich sind die Funde an Bronzewaffen, Dolchen, Lanzenspitzen u. s. w., diese Geräte sind wahrscheinlich an Ort und Stelle gefertigt, wie sich aus den zugleich mit aufgefundenen Gussformen erweist (Fig. 6). Zahlreich sind aber auch die Waffen aus Stein, so dass man erkennt, dass die in jenen Stadtanlagen lebenden Menschen noch ziemlich tief in der Steinzeit steckten.

Unter den Gefässen aus Thon fallen zunächst solche auf, die an Stelle der Henkel mit einem Ansatz versehen waren, der senkrecht durchbohrt ist; indem man durch diese Löcher Stricke hindurchzog, gewann man die Möglichkeit, die Gefässe frei in der Hand zu tragen oder aufzuhängen; weiterhin tritt an die Stelle der senkrechten Durchbohrung die horizontale; doch auch die gewöhnlichen Henkel sind verwendet worden. Unter den mannigfaltigen Formen, welche den Gefässen gegeben sind, verdienen diejenigen Beachtung, bei denen man

die menschliche Gestalt zu Grunde gelegt hat (Fig. 7); man unterscheidet den Kopf, Hals und Bauch des Gefässes, bildet durch Aufsetzung von Thonwülsten die Augenbrauen, Augen und Nase nach, fügt als Henkel seitliche flügelartige Ansätze zu, ja man giebt ihnen als Henkel sogar wirkliche Arme, die noch ein zweites Gefäss zu tragen vermögen. Dies sind die Gefässe, die Schliemann zuerst als eulenäugig bezeichnete, und die er zur Erklärung des der Athena häufig gegebenen Beiworte *γλαυκῶπις* verwendet wissen wollte. Besonders zahlreich sind in Hissarlik eine Art von Bechern, die in allen Grössen gefunden worden ist; ein im Verhältnis zu seiner Höhe sehr schmaler, nach oben nur wenig sich erweiternder Becher, ohne Fuss, ist mit zwei gewaltig ausladenden Henkeln versehen. Unter der Zustimmung vieler Gelehrten (W. Helbig, das Epos bei Homer, 2. Aufl., S. 358, Schuchardt, Schliemanns Ausgrabungen, 2. Aufl., S. 95 u. a.) hat Schliemann darin das homerische *δέπας ἀπφικύπελλον* erkennen wollen; schwerlich mit Recht. Denn weder kann man mit Helbig unter *δέπας ἀμφικύπελλον* einen Becher mit doppeltem Henkel verstehen (nach ihm wird *κύπελλον* mit capere in Verbindung gebracht), noch ist es möglich, die Thatsache, dass bei Homer öfter derartige Becher erwähnt werden, mit der andern, dass in Hissarlik viele derartige Becher gefunden sind, in Verbindung zu bringen, da alles darauf hinweist, dass Homer, selbst die sichere Benennung der in Hissarlik gefundenen Ruinen als Troja vorausgesetzt, nimmer die unteren Lagen des Ortes, die zu seiner Zeit unter dem Schutte der Jahrhunderte verborgen waren, gekannt haben kann.



Fig. 8.

Thon, als bequemer bildsamer Stoff, scheint in jener Zeit zu allen möglichen Zwecken verwendet zu sein; nur so erklärt sich wohl die Thatsache, dass auch Haken zum Aufhängen von Gegenständen und selbst Bürstengriffe daraus gefertigt wurden (vgl. Fig. 8). In den noch feuchten Thon hatte man offenbar Haarbüschel hineingesteckt und dadurch sich eine Art Bürste geschaffen.

Gerade in den letzten Jahren hat die Behauptung E. Böttichers, dass die Ruinen von Hissarlik nicht auf ursprüngliche Wohnstätten, sondern auf eine Feuernekropole schliessen liessen, viel Staub aufgewirbelt. Dass dies möglich war, daran ist allerdings zum grossen Teil die nicht klare und gewagten Folgerungen allzu leicht nachgebende Berichterstattung mit Schuld gewesen, die Schliemann in den ersten Jahren seiner Ausgrabungsthätigkeit, bevor er Dörpfeld zu Hilfe nahm, beliebt hatte. Ausgehend von dem Umstande, dass die gefundenen Verhältnisse in keiner Weise den grossen Erwartungen entsprachen, die man von Troja auf Grund der homerischen Dichtung haben musste, stellte Bötticher die Behauptung auf, dass die Ruinen von Hissarlik nicht einer bewohnten Stadt, sondern einer Feuernekropole angehörten; er meint, man habe, um die Toten zu verbrennen, kleine Quadrate durch Mauern eingefasst, darin mit Unterlegung von Thon-

massen grosse Thonkrüge aufgestellt, diese rings mit Holz und anderem brennbaren Material umgeben, und nachdem man den Toten aufrecht in den aufrechtstehenden Krug hineingestellt, den Leichnam durch Anzünden des Holzstosses in Asche verwandelt. Durch fortgesetzte Benutzung der Anlage in dieser Weise sei allmählich eine Art Berg mit verschiedenen über einander gelegten Schichten entstanden. Den Hauptbeweis hierfür sieht Bötticher in den grossen Thonkrügen, die aufrechtstehend oft in grösserer Zahl nebeneinander in Hissarlik gefunden sind; aber für Unbefangene darf es keinem Zweifel unterliegen, dass diese Krüge, in die Erde eingegraben, als Keller oder Vorratsräume zur Aufbewahrung von Getreide, vielleicht auch für Flüssigkeiten, benutzt worden sind. Dass oft die Krüge bis zum Fussboden einer darunter liegenden Ansiedlung reichten, darf nur den Wunder nehmen, der nicht bemerkt, mit welcher Sorglosigkeit die Ansiedler nicht blos auf Hissarlik, sondern während des ganzen Altertums ihre neuen Gebäude auf den Ruinen der alten Häuser errichtet haben. Man begnügte sich einfach, den durch Einfallen der Lehmziegelwände entstandenen neuen Boden etwas zu glätten, um darauf von neuem zu bauen. — Bötticher schliesst: Da die Verhältnisse, die bei der Ausgrabung von Hissarlik zu Tage getreten sind, für eine so grosse bevölkerte und reiche Stadt, wie Troja nach Homer ist, nicht passen, so ist Hissarlik nicht Troja, sondern eine Feuernekropole. Aber der richtige Schluss hätte ohne Zweifel heissen müssen: so ist es nicht das homerische Troja. Aber ob nicht trotzdem Troja? oder schliesslich eine andere Stadt der Vorzeit, ganz gleichgiltig welche, wenn sie uns nur möglichst viel Material liefert, um den Kulturzustand der damaligen Zeit zu erkennen.

Ob jemals ein Krieg in der Weise, wie Homer ihn schildert, zwischen den Bewohnern der beiden Küsten des Aegäischen Meeres stattgefunden hat, wird sich nie mit Sicherheit ergründen lassen; aber auch wenn man die historische Wirklichkeit eines solchen Kampfes zugiebt, so liegt es doch klar zu Tage, dass Homer nicht Dinge, die er selbst erlebt hat, oder die ihm geschichtlich treu überliefert waren, uns ausmalt, sondern es liegt für jeden auf der Hand, dass er Sagen der Vorzeit, die mit dichtem Schleier umhüllt sind, seinen Gedichten zu Grunde gelegt hat. Troja, wenn es wirklich einst vorhanden war (und man ist im allgemeinen in letzter Zeit geneigter geworden, als früher, bei den sagenhaften Ueberlieferungen der ältesten Zeit einen historischen Kern vorauszusetzen), lag sicherlich unter dem Schutte vieler Jahrhunderte verborgen zu der Zeit, als die homerischen Gedichte entstanden, und ebensowenig, wie jemand die Nibelungen verwenden wird, um über die Kultur der Zeit, in der die Siegfriedsage spielt, Aufschluss zu erhalten, ebensowenig kann man aus den homerischen Gedichten auf das Troja der Wirklichkeit und auf die Kultur der damaligen Völker Rückschlüsse machen. Natürlich wird man im allgemeinen Kenntnis der troischen Ebene bei Homer voraussetzen, denn das sind Dinge, die sich nicht verändern, aber weiter darf man zunächst nicht gehen. Findet man aber in jener Gegend eine Stadtruine, die auf uralte Zeiten zurückgeht, und welche Schicksale durchgemacht hat, die mit denen von Troja im allgemeinen übereinstimmen, dann kann man allerdings vielleicht annehmen, dass

der Sage eine historische Thatsache zu Grunde liegt, aber die homerischen Schilderungen bleiben dessenungeachtet das, was sie vorher waren: dichterische Erfindungen, die man weder im ganzen noch im einzelnen verwenden darf, um solche Thatsachen zu erklären, die aus den Funden in Hissarlik zum erstenmale uns bekannt geworden sind. Dadurch wird das Verdienst Schliemanns um nichts geschmälert, er hat uns durch seine Ausgrabungen den Blick in eine Zeit eröffnet, die weit vor aller historischen Entwickelung liegt, die wir in Griechenland anzunehmen hatten, und er hat zugleich nachgewiesen, dass dem von Homer besungenen Kampf um Troja möglicherweise eine wirkliche, nur nicht zeitlich bestimmbare Thatsache zu Grunde liegt.

Tiryns.

Dass es in Hissarlik möglich war, in den beiden Räumen A und B das Megaron der Männer und das Frauengemach zu sehen, verdanken wir vor allem dem Aufschluss, den die Blosslegung der Reste der Königsburg in Tiryns über das antike Anaktenhaus uns gegeben hat. Deshalb halte ich es auch für richtiger, abweichend von der zeitlichen Folge, in der Schliemann seine Ausgrabungen vorgenommen hat, die Ruinen von Tiryns vor denen von Mykenae zu besprechen.

Ueber die Geschichte von Tiryns ist von den antiken Schriftstellern wenig genug berichtet worden. Die Hauptsache ist, dass die gewaltigen Mauern, die wegen der Grösse der dabei verwendeten Steine mit den Pyramiden Aegyptens verglichen werden, von den Cyklopen, aus Lycien gekommenen Baumeistern, erbaut worden sein sollen. In der späteren Zeit verschwindet der Name der Burg fast völlig aus der Geschichte, nur noch einmal tritt er zugleich mit dem von Mykenae wieder hervor; es heisst nämlich, die Argiver seien, erzürnt über den Ruhm, den sich die beiden Orte durch ihre Beteiligung an den Perserkriegen erworben hätten (die Argiver selbst waren bekanntlich während der Perserkriege neutral geblieben), vor die Burgen von Mykenae und Tiryns mit Heeresmacht gezogen, hätten dieselben eingenommen und die Einwohner verjagt, die Burgen selbst aber teilweise zerstört. Ob diese Vorgänge genau sich in der angegebenen Weise abgespielt haben, wird vielfach bezweifelt, namentlich hat man die Zerstörung der Burg auf einen früheren Zeitpunkt ansetzen wollen, doch lässt sich darüber nichts Sicheres sagen. Dass Tiryns, wahrscheinlich als ein kleiner unbedeutender Flecken, auch später noch bestanden hat, dafür lassen sich eine Reihe von Münzen kleinster Art anführen, die dem dritten Jahrhundert angehören; natürlich ist damit nicht gesagt, dass der Burghügel selbst noch bewohnt gewesen sei. Die beste Auskunft erteilt, wie bei Mykenae,

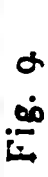


Fig. 9

auch hier die mit Hacke und Spaten vorgenommene Ausgrabung, die zu merkwürdigen Aufschlüssen führt.

Der Hügel selbst, auf dem die Burg erbaut ist, ein Kalksteinfelsen, bildet einen von Norden nach Süden verlaufenden Bergrücken von 300 m Länge und fast 100 m Breite; seine höchste Spitze liegt ungefähr 22 m über dem Meere und 18 m über der jetzigen Höhe des umliegenden Terrains. Da der Fels in seiner nördlichen Hälfte um einige Meter niedriger ist, als im Süden, so wurde im nördlichen Teile die Niederburg, im südlichen die Hochburg erbaut. Beide Abteilungen sind annähernd gleich gross und beide haben ungefähr die Form einer Ellipse. Von der oberen Burg ist ein kleiner, etwas tiefer gelegener Abschnitt abgeteilt, der die Hochburg von der Niederburg trennt und den wir mittlere Burg nennen werden. In dem obersten Teile der Burg, der mit einer doppelten Ringmauer umgeben war, lag die Wohnung des Herrschers, der Königspalast; die mittlere Burg, durch eine schmale Hintertreppe mit dem Palaste in direkter Verbindung stehend, enthielt vermutlich Wohnungen für die Dienerschaft; in der Unterburg endlich werden Wirtschaftsräume, Stallungen für Pferde und Wohnungen für das Gefolge gelegen haben. (Vgl. den Plan der Burg Fig. 9.)



Fig. 10.



Fig. 11.

Die beiden ersteren Teile sind im Sommer 1884 von Schliemann ganz ausgegraben worden und haben überraschende Resultate geliefert. Auf der Hochburg ist fast der ganze Palast mit seinen Thorgebäuden, Höfen, Sälen

und Gemächern deutlich zu erkennen; die meisten Wände stehen noch 1/2 bis 1 m hoch aufrecht, zahlreiche Säulenbasen sind an ihrer Stelle, und in den Thüren liegen noch die mächtigen steinernen Thürschwellen. Die mittlere Burg lieferte nur Reste von Fundamentmauern; die Gebäude waren hier schlechter konstruiert als der Palast auf der Oberburg und sind daher im Altertum öfters umgebaut und auch bei der Zerstörung der Burg mehr beschädigt worden. Die Unterburg ist noch nicht ausgegraben; nur durch einen Längsgraben und einen Quergraben, die bis auf den gewachsenen Fels hinabgeführt wurden, liess sich feststellen, dass auch hier die Fundamente von verschiedenen



Fig. 12.

Bauwerken erhalten sind. Welchen Grundriss diese Bauten der Unterburg hatten, ist aber noch unbekannt.

Die Mauern, welche die ganze Burg umgeben, sind aus gewaltigen auf einander geschichteten Steinen erbaut, deren Zwischenräume mit kleinen Steinen ausgefüllt sind (vgl. Fig. 10 u. 11). Die ursprüngliche Annahme, dass die Blöcke ohne jedes Bindemittel aufeinander gelegt seien, hat sich zuletzt als irrig erwiesen; ebenso wie im Palast, waren auch bei der Aussenmauer die Steine in Lehm gebettet, den der Regen nach und nach herausgespült hat, so dass man sein ursprüngliches Vorhandensein anfangs übersehen konnte.

Der Weg zur Hochburg zieht sich in allmählicher Steigung auf der Ostseite empor, wendet sich dann an einem Turm vorbei nach Westen (Fig. 11),

um innerhalb der Aussenmauer und einer die Hoch- und Mittelburg umschliessenden besonderen Mauer weiter nach Süden anzusteigen. Bald gelangt man an ein Thor, das in seinen Massen fast genau mit dem Löwenthore in Mykenae übereinstimmt; das Thor wurde einst durch einen Querriegel verschlossen, der bei Tage in die nach der Burg zu gelegene Mauer hineingeschoben wurde. Nach weiterem Emporsteigen wendet man sich über einen freien Platz, dessen Ostseite mit Säulenhallen auf der Mauer versehen war, nach dem grossen Propylaion *H*, einer mit einem Thor verschlossenen Mauer, vor der zu beiden Seiten, nach aussen und innen, eine von zwei Säulen getragene Halle vorgelagert ist. Hat man diese durchschritten, so steht man auf dem grossen Burghofe *F*, der, wie es scheint, auf allen Seiten von Säulenhallen umgeben war. Drei nördlich vom Propylaion gelegene Zimmer dienten ohne Zweifel einst für die Wache des Thores.

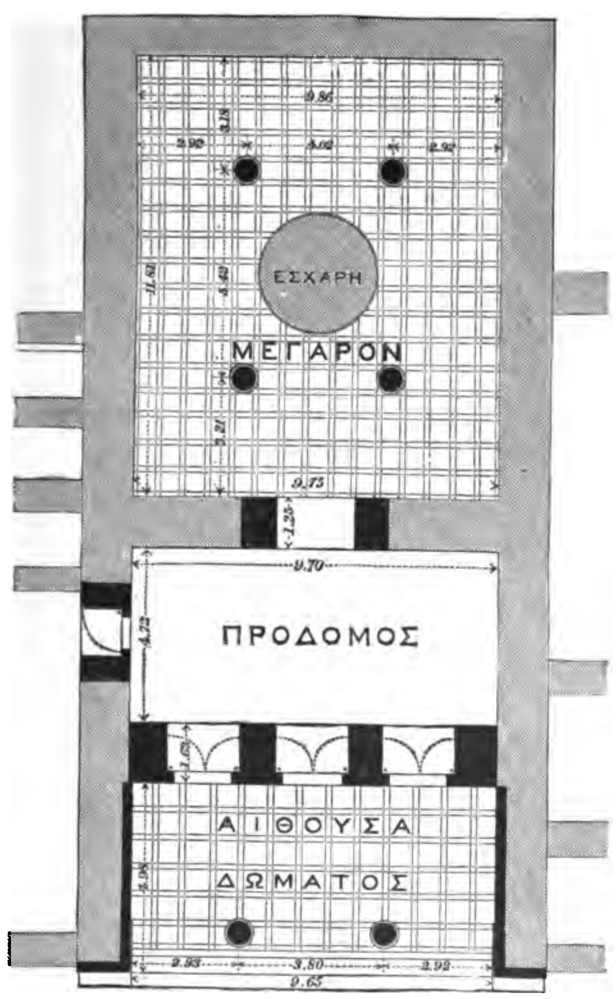


Fig. 13.

Von dem grossen Burghofe aus gelangt man in der nordwestlichen Ecke durch das kleine Propylaion *K* in den rings mit Säulenhallen umgebenen Hof *L*, die *αὐλή* des griechischen Palastes, in welcher der Altar *A*, merkwürdiger Weise mit einer im Innern angebrachten Opfergrube, in die man das Blut der geschlachteten Opfertiere wahrscheinlich hineinlaufen liess, noch wohl erhalten ist. An die *αὐλή* stösst nördlich das Megaron der Männer *M*, das Hauptzimmer des Palastes (Fig. 12 und 13); aus der von zwei Säulen getragenen Vorhalle, deren Wände mit Holzwerk bekleidet sind, gelangt man durch eine mit drei Thüren sich öffnende Wand in den Vorraum, aus diesem durch eine im Altertum jedenfalls nur durch einen Vorhang geschlossene Thür in den Hauptraum, dessen

Gebälk von vier Säulen getragen wurde. Innerhalb des von den Säulen eingeschlossenen Raums bemerkt man auf dem Fussboden noch die Spuren des runden Herdes. In welcher Weise für die Beleuchtung des Zimmers und den Abzug des Rauches gesorgt war, lässt sich nicht mit Bestimmtheit erkennen; nicht unwahrscheinlich ist es, dass der Raum über dem Herd etwas über das andere Dach erhöht war, so dass seitlich das Licht einfallen und zugleich der Rauch abziehen konnte. Westlich von dem Megaron liegen eine grosse Anzahl Zimmer, über deren ursprüngliche Verwendung bei dem trümmerhaften Zustande, in dem sie auf uns gekommen sind, sich nichts angeben lässt: eines jedoch fesselt dafür unsere Aufmerksamkeit in um so höherem Grade; es ist dies nämlich unzweifelhaft ein Badezimmer. Der Baumeister hat als Fussboden einen gewaltigen Kalksteinblock hingelegt, der über 3 m breit, fast 4 m lang und durchschnittlich 0,70 m dick ist. Er enthält also im ganzen ungefähr 8½ cbm und wiegt mehr als 20 000 kg. Aus der Behandlung des Randes und den daselbst angebrachten Dübellöchern geht hervor, dass die Wände, abgesehen von der Thür, mit hölzernen Bohlen bekleidet waren. Sowohl dieser letztere Umstand, als die Wahl eines grossen, mühsam herbeizuschaffenden Steinblocks zum Fussboden zwingen zu der Annahme, dass dies Zimmer als Badezimmer diente; natürlich muss darin eine Badewanne gestanden haben, die mit Wasser gefüllt wurde und in die der Badende hineinstieg (von einer solchen aus Terrakotta gefertigten ist in Tiryns zum guten Glück noch ein Fragment gefunden worden); nach dem Bade wurde das Wasser einfach auf den Fussboden ausgegossen, von wo es durch eine noch vorhandene Rinne abfloss. (Vgl. Fig. 14 u. 15.)

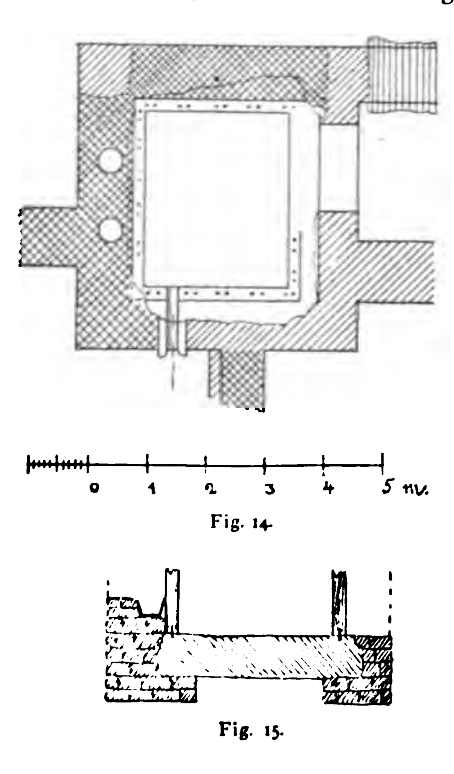


Fig. 14.

Fig. 15.

Oestlich von dem Megaron der Männer, von diesem aus nur durch lange Korridore und mehrere Thüren zu erreichen, liegt ein zweiter Hof *N* mit daran sich anschliessendem Megaron, jedenfalls Hof und Megaron der Frauen, in der Einrichtung dem der Männer ähnlich, nur in etwas kleineren Dimensionen gehalten. Dahinter folgen noch andere Räume, in deren einem man ganz gut den *θάλαμος*, das eheliche Schlafgemach, sehen kann, während ein anderes für den *θησαυρός*, die Schatzkammer, die ja gleichfalls in keinem homerischen Hause zu fehlen pflegt, gehalten werden kann. Doch sind immerhin zu wenig Anhaltepunkte gegeben, als dass man mit Bestimmtheit diese Benennungen vertreten könnte.

Schon aus dem Wenigen, das hier gesagt ist, leuchtet ein, wie wichtig die Kenntnis des tiryntischen Palastes für die Lektüre Homers ist. Während man auf Grund der homerischen Dichtungen alle möglichen Pläne für den Palast des Menelaos, Alkinoos und Odysseus aufgestellt hat, die unter einander

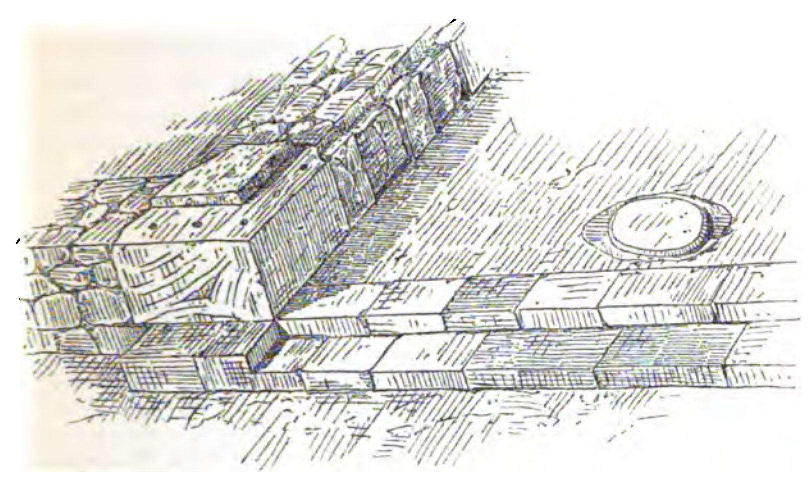


Fig. 16. Eingang zum Megaron.

alle verschieden sind, liegt in Tiryns der Palast eines Königs klar vor unsern Augen, der ungefähr zu den Zeiten der homerischen Helden gelebt haben muss. Die *αὐλή* mit dem Altar des Zeus Herkeios, die ringsherum liegenden Hallen,

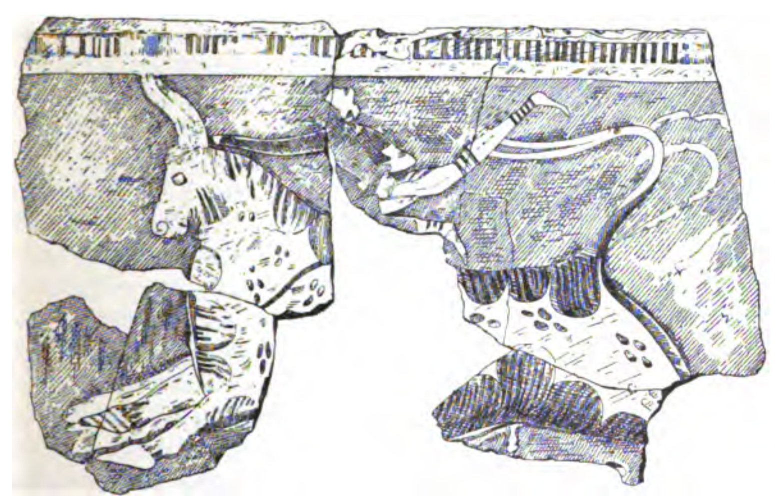


Fig. 17. Wandputz in Tiryns.

die *αἴθουσαι*, dazu das Megaron der Männer, ganz abgetrennt davon der Hof und das Gemach der Frauen, das nie fehlende Badezimmer, die anderen Räume, die zur Führung eines leutereichen Haushaltes erforderlich waren, alles das lässt sich deutlich erkennen. Und dazu kommt noch, dass man, abgesehen von

dem Plan, hier aus der Art und Weise des Mauerwerkes, des angebrachten Schmuckes, sowie der einzelnen Fundstücke sich ein deutliches Bild von der Kultur jener Zeit machen kann, deutlicher selbst, als es auf Grund der homerischen Dichtung möglich wäre, die natürlich sehr viel als bekannt bei ihren Zuhörern voraussetzen konnte und deswegen nicht darauf einzugehen brauchte. Sehen wir uns das im Einzelnen etwas genauer an. Die Mauern sind im unteren Teil fast durchgängig aus Bruchsteinen gebaut, die zu besserer Haltbarkeit aussen und innen verputzt waren. Vielfach hat man Längsbalken eingemauert, um dadurch die Mauer standfest zu machen; die oberen Mauerteile dagegen waren aus Luftziegeln erbaut, die erst beim Untergange des Palastes durch eine gewaltige Feuersbrunst, deren Spuren überall hervortreten, teilweise gebrannt worden sind. Da, wo die Mauern frei endigen, waren sie regelmässig mit hölzernen Bohlen bekleidet, weil die offen liegenden Mauern leicht dem Verderben ausgesetzt gewesen wären und sich auch zum Tragen des Gebälks als ungeeignet erwiesen hätten. Vgl. Fig. 16, den Eingang zum Megaron darstellend. Wir sehen also hier dieselbe Eigentümlichkeit wie in Troja, nur dass dort die Bohlen bis unten hin reichen, während sie in Tiryns auf einem sorgfältig abgesägten Steine aufstanden. Die Bedachung war ohne Zweifel über den Balken durch flache Lehmdächer gegeben; wo grössere Räume zu bedecken waren, wie z. B. im Megaron, da traten Säulen als Stützen für die Balken unter. Wie die Parastaden, waren auch die Säulen von Holz, wie sich mit Sicherheit erweisen lässt.

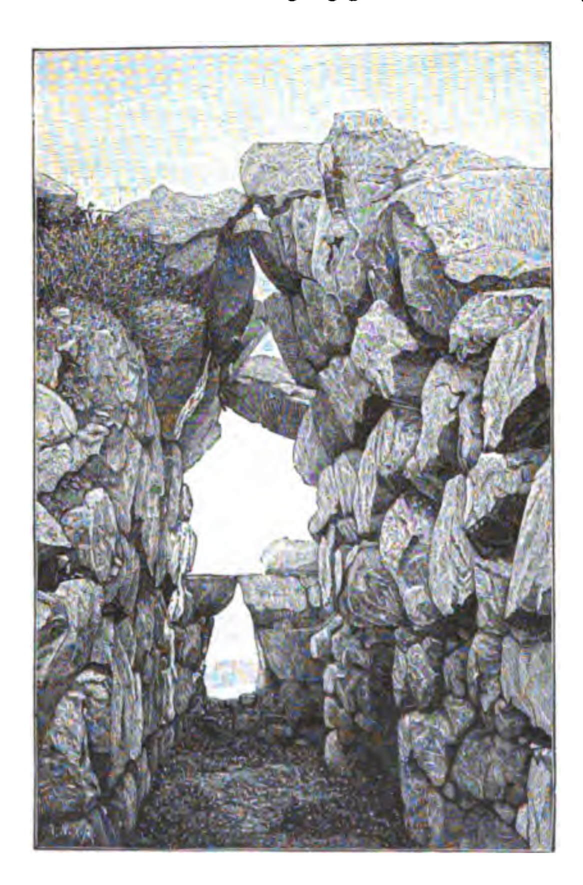


Fig. 18. Galerie in Tiryns.

Auch von der Ausschmückung haben sich mannigfache Spuren erhalten. So ist namentlich zu erwähnen, dass das sehr sorgfältig hergestellte Estrich durch Striche in Felder abgeteilt war, in denen sich noch verschiedene Farbenreste erhalten haben. Auch die Wände waren vielfach bemalt; man hat nicht

nur eine ziemliche Zahl von Putzfragmenten, die Malereien trugen, im Schutt entdeckt, sondern auch im Frauengemach noch an der Wand selbst vorgefunden. Zur Ausschmückung der Wand hat auch ein aus Alabaster angefertigter Fries gedient, von dem in der Vorhalle des Megaron ein Fragment sich gefunden hat; es ist besonders dadurch so merkwürdig, dass blaue Glasflüsse zur besseren Ausschmückung eingesetzt sind. Wenn Homer einen Streifen von **κύανος** erwähnt (das, wie Lepsius zuerst erwiesen hat, nicht den Blaustahl, sondern den Lapis Lazuli und zugleich das künstliche blaue ägyptische Glas bezeichnet), der in der Höhe des Zimmers entlang läuft, so haben wir jetzt in dem Fragment aus Tiryns einen Anhalt, wie wir uns das vorzustellen haben.

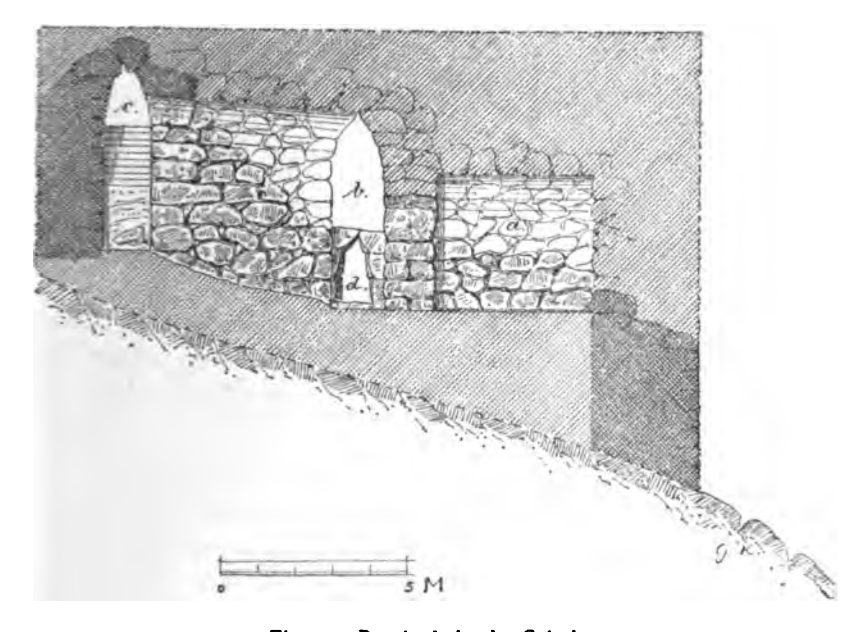


Fig. 19. Durchschnitt der Galerie.

Der interessanteste Fund von allen ist ohne Zweifel ein Stück Mauerputz mit der Darstellung eines gewaltigen Stieres (Fig. 17), der in heftigem Laufe nach links eilt, während ein Mann mit weit ausgestrecktem linken Bein auf seinem Rücken steht und sich mit der einen Hand an den Hörnern festhält. Auch die anderen Fragmente von Wandputz sind in höchstem Grade wert, genau betrachtet und beachtet zu werden, namentlich ein Ornament erinnert lebhaft an das vom Schatzhause des Minyas in Orchomenos her bekannte Spiralenornament, dessen ägyptischer Ursprung immer wahrscheinlicher wird.

Gold- und Silberschätze hat Schliemann in Tiryns nicht gefunden, dafür aber eine grosse Zahl Terrakottafragmente, namentlich Vasenscherben mit höchst eigentümlicher und bis jetzt teilweise einzig dastehender Malerei, die noch eine ziemlich ungeübte Hand erkennen lässt. Sie scheint den Uebergang zu den später zu behandelnden sogenannten Dipylonvasen zu bilden.

Der gefundene Palast war übrigens nicht die früheste Anlage auf dem Berge; es haben sich sichere Spuren von einer noch älteren Ansiedlung nachweisen lassen, der auch zahlreiche eigentümlich rohe Vasen und Terrakottafiguren angehören. Auch nachdem der Palast durch eine gewaltige Feuersbrunst zerstört war, scheint man die Burg von neuem bewohnt zu haben, dafür sprechen viele neuere Mauern und Architekturreste, die auf einen dorischen Tempel hinweisen. In späterer Zeit ist oben eine byzantinische Kirche erbaut worden, deren Grundriss noch deutlich zu erkennen war, auch die Anlage vieler Gräber geht auf die gleiche Zeit zurück.



Fig. 20. Vorratskammer in der Mauer.

Eine eigentümliche Einrichtung in der Umfassungsmauer der Südseite verdient hier eingehendere Betrachtung. Die Mauer hatte eine Stärke von 11 m, doch war sie im Oberbau nur bis zur Stärke von 4½ m erhalten; darin befand sich die schon längst bekannte Galerie mit fünf von ihr ausgehenden Thüren. (Figur 18.)

Ueber die Bedeutung dieses Ganges war viel gestritten worden, bis Steffen*) die Vermutung aufstellte, dass die Galerie als geschützter Standpunkt für eine Anzahl Verteidiger gedient habe, die von da aus auf den freien, 6½ m betragenden Mauerteil zum Kampfe vortreten konnten. Weitere Untersuchungen und Aufräumungen haben aber etwas anderes als das Richtige erkennen lassen: Vom Burghofe *F* führt eine Treppe *c* (Fig. 19) in den 7½ m tiefer gelegenen langen Gang *b*; dieser empfängt sein Licht durch ein an dem einen Ende angebrachtes Fenster *d*, welches nach aussen sich bis auf 0,10 m verengt. Der Gang ist durch Ueberkragen der Steine oben geschlossen, so dass er den Eindruck eines spitzbogigen Gewölbes macht; aus dem Gang führen fünf Thüren in fünf Kammern (*a*) (Fig. 20), die gleichfalls durch das Vortreten der oberen Steinreihen über die unteren spitzbogig gewölbt

*) Steffen Karten von Mykenae, auf Veranlassung des Kaiserlich Deutschen archaeologischen Instituts aufgenommen und mit erläuterndem Text herausgegeben. Berlin 1884.

waren. Sie sind jedenfalls als wohlgesicherte Magazine verwendet worden. Es verdient Beachtung, dass eine derartige ganz ähnliche Anlage sich in den Stadtmauern mehrerer phönizischer Kolonien an der Nordküste von Afrika findet, z. B. in der Burgmauer von Karthago; selbst die Masse sollen dort fast die gleichen wie in Tiryns sein. Eine derartige Uebereinstimmung dürfte wohl darauf schliessen lassen, dass bei der Erbauung der Burgmauer von Tiryns phönizische Einflüsse mit thätig gewesen sind. Uebrigens weist auch der südliche Teil der Ostmauer in Tiryns eine gleiche Anordnung von Galerie und Kammern auf.

Ausser dem grossen Eingang auf der Ostseite führte noch eine kleine Thür unter der Mauer der Westseite hindurch, die als Nebenpforte verwendet wurde. Man hatte für dieselbe vor die winkligen, den Formen des Palastes folgenden Mauern noch einen besonderen bogenförmigen Vorbau vorgelegt, hinter dem eine teilweise noch wohlerhaltene Treppe in die Höhe des Palastes führt. „Man durchschreitet (Schuchardt, Schliemanns Ausgrab. S. 130) von aussen her die starke Mauer vermittelst eines 2 m breiten, oben in der üblichen Weise spitz zugewölbten Thores und erreicht nach 5,40 m den Fuss der Treppe, deren erste Stufen in den Fels gehauen sind, und die sich bis zur zwanzigsten Stufe ganz zwischen gewachsenem Fels emporwindet (vgl. Fig. 21). Von der fünfundsechzigsten Stufe an ist sie ganz zerstört, nachher ist wenigstens noch $6\frac{1}{2}$ m lang ihr Unterbau erhalten. Sie mündete zweifellos bei *V* (Fig. 9) in den hinter dem Palast liegenden Hof, von dem aus die Haupträume vermittelst einer weiteren kleinen Treppe bei *X* leicht und schnell zu erreichen waren“. Durch diesen Zugang hatten die Burgbewohner eine leichte und bequeme Verbindung mit der Unterstadt, ohne dass sie bei der gesicherten Lage der Treppe eine Ueberrumpelung durch Feinde zu fürchten gehabt hätten.



Fig. 21. Treppe des Nebeneingangs.

Mykenae.

Ueber die Geschichte von Mykenae wissen wir aus der Ueberlieferung der Alten ebenso wenig wie über die von Tiryns, doch hat die genaue topographische Aufnahme des Burgfelsens und der argivischen Ebene durch Steffen (S. o. S. 20 Anm.) eine Reihe von Schlussfolgerungen gestattet, die wesentlich dazu beitragen, die Ueberlieferung des Altertums zu ergänzen, oder auch umzudeuten.

Wenn man den Uebersichtsplan der argivischen Ebene betrachtet, so wird man leicht zu der Ueberzeugung kommen, dass unter normalen Verhältnissen niemals Mykenae, das in der Ecke eines Seitenthals liegt, sondern allein die Stadt Argos berufen sein konnte, die Herrschaft über die Argeia auszuüben. Dafür spricht nicht nur der Umstand, dass es fast mitten in der Ebene liegt und zugleich durch seine auf einem Ausläufer des Chaongebirges erbaute Burg Larisa Sicherheit und Festigkeit in sich vereinigt, sondern auch die Thatsache, dass sich nach Argos hin alle Flussthäler öffnen. Die argivische Ebene ist auf drei Seiten von hohen, steil abfallenden Gebirgen eingeschlossen, dem Chaon im Westen, dem Treton im Norden und dem Arachnaion im Osten; nach Süden hin öffnet sich das Thal zum Meer. Der Hauptfluss, an dem Argos gelegen ist, ist bekanntlich der Inachos, einer seiner Zuflüsse, vom Norden kommend, der Kephisos (heute Dervenaki genannt); in diesem Seitenthal liegt in einem Winkel, einem Räubernest ähnlich, die Atridenburg Mykenae. Wenn die Sage von hier aus Agamemnon das Land beherrschen lässt und Argos, die geborene Hauptstadt, zu einer Stadt zweiten Grades herabwürdigt, so müssen da Vorgänge mitgespielt haben, bei denen uns die Ueberlieferung im Stich lässt, die wir uns aber mit Hülfe der von Steffen ermittelten Aufschlüsse etwa in folgender Weise erklären dürfen.

Eine seefahrende, von Osten, wahrscheinlich von Asien her kommende Bevölkerung hat in Nauplia, dem einzigen Hafen der argivischen Ebene, festen Fuss gefasst und, um sich gegen die einheimische um Argos sich gruppierende Bevölkerung zu verstärken, Burgen im Thale angelegt, zunächst Tiryns, unweit von Nauplia gelegen, dann weiter Midea, dessen ehemalige Lage noch nicht mit Sicherheit wieder aufgefunden ist, und vor allem Mykenae. Die Sage knüpft die Anlegung dieser Festungen an den Namen des Proitos und seines Geschlechtes. Auf dieses folgen in der Herrschaft über Mykenae die Pelopiden. Die Auffindung eines grossartigen, weit verzweigten Hochstrassennetzes, das Mykenae mit dem nördlich gelegenen Hinterland Korinth und dem Isthmos über das Gebirge hinüber verbindet, lässt erkennen, dass die Pelopiden, um

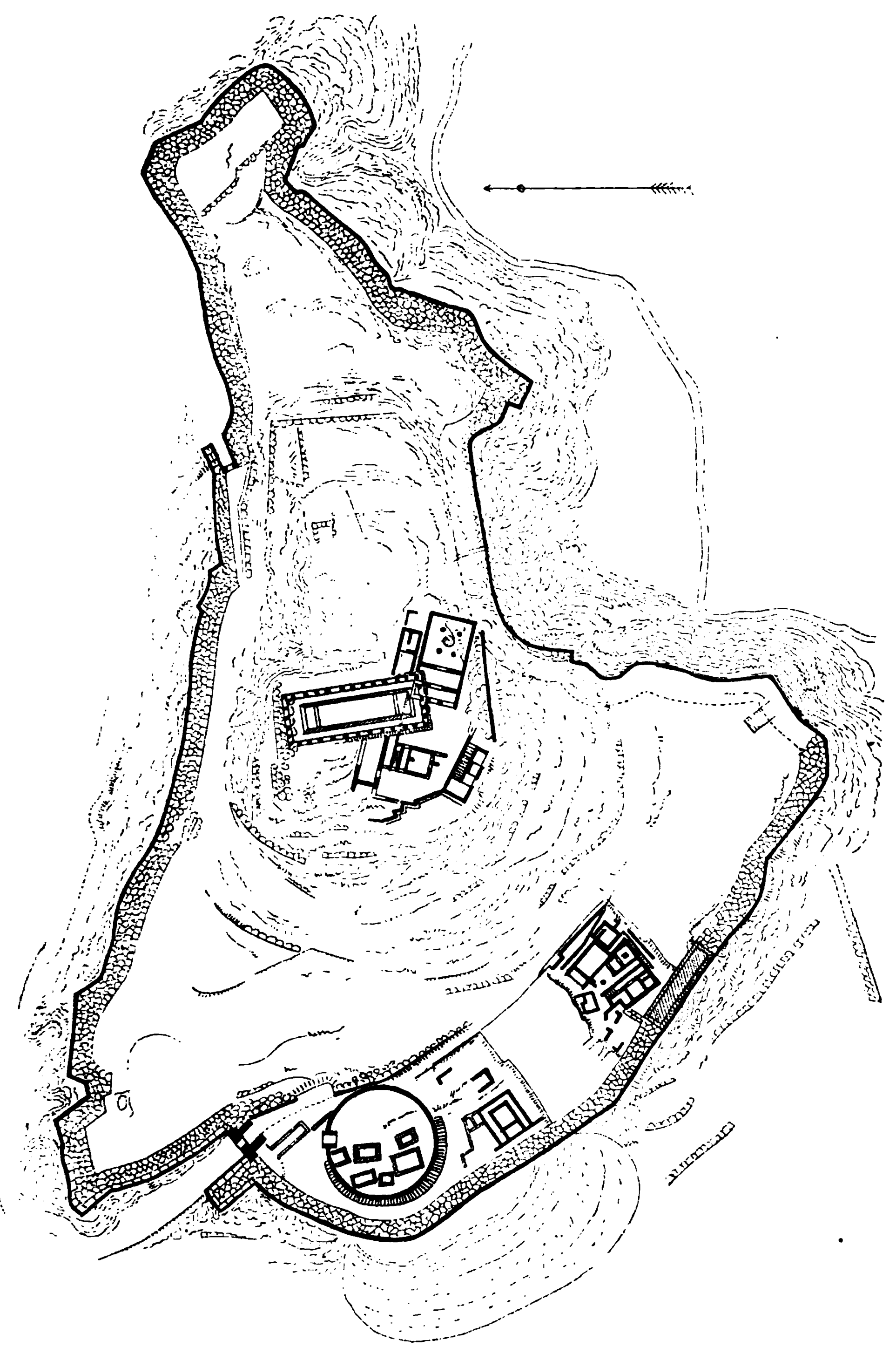


Fig. 22. Plan der Burg von Mykenae.

den von der Sage geheiligten Namen beizubehalten, von Norden, vom Isthmos her kamen und sich Mykenaes als einer Offensivposition gegen Argos bedienten. Mit dem trojanischen Kriege scheint die Macht der Pelopiden ihren Höhepunkt erreicht zu haben; damals war Argos nur eine Landstadt, zwar von einem eigenen Königsgeschlecht regiert, aber doch unter der Botmässigkeit Agamemnons stehend; von da ab beginnt der Verfall Mikenaes. Als die Dorier sich über den Peloponnes ergiessen, da genügt ihnen schon die Einnahme von Argos, um das ganze Land in ihre Gewalt zu bringen, ein Beweis, dass die Bedeutung der Burg Mykenae damals schon vergangen war. Auch während der ganzen Folgezeit ist Argos die einzige, unbedingt gebietende Hauptstadt, Mykenae wird nirgends erwähnt. Aus dieser Vergessenheit haben die Mykenäer, wiederum wie in der grauesten Vorzeit mit Tiryns verbunden, einmal hervorzutreten versucht, allerdings zu ihrem eigenen Verderben. Als nämlich die Perser in Griechenland eingefallen waren, verhielten die Argiver sich ganz ruhig, weil sie durch vorhergehende Kriege mit den Lakedaimoniern geschwächt waren; nur die Mykenaeer und Tirynthier nahmen, um sich ihrer Vorfahren würdig zu erweisen, an der Schlacht von Platäa teil. Dadurch auf die drohende Lage der Burg aufmerksam gemacht, die leicht, wie einst in der Vorzeit, einem von Norden vordringenden Feinde zum Stützpunkt im argivischen Lande dienen konnte (schon Curtius vergleicht die Lage von Mykenae mit der des attischen Dekeleia, das die Lakedämonier besetzten), zogen die Argiver vor Tiryns und Mykenae und eroberten und zerstörten die Burgen, soweit wie es das zu den Mauern verwendete riesige Material gestattete. Dass sie in der Folgezeit nicht ganz verödet war, haben die neueren Ausgrabungen zur Genüge bewiesen, welche Inschriften späterer Jahrhunderte und Römerbauten ans Tageslicht gebracht haben; immerhin ist Mykenae doch so weit zurückgetreten, dass Strabo behaupten konnte, es sei von der Burg garnichts erhalten.



Fig. 23. Burgmauer von Mykenae.

Die Gestalt der mykenischen Burg (Fig. 22) lässt sich mit einem Dreieck vergleichen, dessen Basis nach Westen, dessen Spitze nach Osten gerichtet ist. Von allen Seiten fällt der Berg steil ab, im Norden zum Eliasberg, im Südosten und Osten zum Szaraberg; nur auf der Westseite ist der Abstieg sanfter, und dort ist demnach auch das Hauptthor angebracht, dem wegen seines

Schmuckes der Name „das Löwenthor“ allgemein gegeben wird; ein zweites Thor findet sich an der Nordostseite. Dass die Burg nur als vorgeschobener Posten für eine Macht Wert hat, die mit dem Norden und Osten beständig in engster Verbindung steht, dafür lassen sich mehrfache Beweise anführen, vor allem der Umstand, dass bei einem Angriff von Osten ihr leicht das Wasser abgeschnitten werden konnte, ferner aber auch die Beobachtung, dass von den Abhängen des Szaraberges die Nordostecke der Burg mit Erfolg leicht durch Schleuderwaffen beschossen werden konnte, während die anderen Seiten für antike Belagerungstechnik uneinnehmbar sind. Die Anlage der Burg müsste demnach als eine verfehlte erscheinen, sobald auf einen andern Feind als den von Süden oder Südwesten, d. h. von Argos kommenden gerechnet werden konnte. Das was die Burganlage selbst lehrt, erhält durch die von Steffen aufgefundenen, dicht bei Mykenae mündenden und durch angelegte Forts wohlgeschützten Hochstrassen, durch die eine enge Verbindung zwischen der Burg einerseits und Korinth und dem Isthmos andererseits hergestellt wird, seine vollste Bestätigung.

Die Mauern (Fig. 23) lassen, entsprechend den beiden Perioden, die an den Namen der Perseiden und den der Pelopiden geknüpft wurden, eine doppelte Bauweise erkennen, einmal die sogenannte cyklopische, wo gewaltige Felsblöcke mit Lehm als Bindemittel in beliebiger Form auf einander getürmt sind (man begnügte sich damit, die notwendig entstehenden Zwischenräume durch kleinere Steine auszufüllen), und zweitens diejenige, wo der grösseren Sicherheit und Schönheit wegen sorgfältig auf einander gepasste Polygone oder oblonge Steine auf einander gefügt wurden; die erstere hat Mykenae seiner Geschichte entsprechend mit Tiryns gemein, die zweite, die es jedenfalls dem Pelopidengeschlecht verdankt, eignet ihm allein. Doch haben die Nachfolger der Perseiden nicht etwa den Gang der Mauern verändert, sondern sie haben sich begnügt, die schon vorhandenen Mauern an ihrer Aussenseite allein zu verschönern; die Innenseite zeigt überall die genaueste Uebereinstimmung mit Tiryns. Wenn diese Gleichartigkeit des Mauerbaues noch nicht als genügender Beweis für den gemeinsamen Ursprung der beiden Festen, Tiryns und Mykenae, erscheinen sollte, so sind wir jetzt durch die Aufnahme von Steffen in der Lage, noch auf einen anderen Punkt aufmerksam zu machen, der jeden Zweifel zu beseitigen im Stande ist. Bei der Beschreibung der Ruinen von Tiryns wurden besonders die Galeriebauten hervorgehoben: einzelne Mauerstücke sind der Länge nach von Gängen durchschnitten, die in vielen Thüren zu gewölbten Kammern sich öffnen, wie oben S. 20 genau ausgeführt ist. Diese bis jetzt nur von Tiryns her bekannten Galeriebauten finden sich aber auch, wenngleich ziemlich zerstört, in Mykenae, so dass zwischen beiden Burgen die grösste Uebereinstimmung herrscht.

Nur an einem Punkte scheint die Burgmauer aus ihrem ursprünglichen Gang zur Zeit der Pelopiden verdrängt zu sein, das ist an jener Stelle, wo Schliemann seine erfolgreichen Ausgrabungen angestellt hat. Oestlich vom Löwenthor erhebt sich eine von einer kreisförmigen Stützmauer umgebene Plattform, die in sich die von Schliemann aufgefundenen Gräber barg; an

jener Stelle verlässt die Ringmauer plötzlich die vorher verfolgte Linie, um konzentrisch zur Plattform diese zu umgehen. Aus dem plötzlichen Abbrechen wird es wahrscheinlich, dass hier in späterer Zeit, also nicht gleichzeitig mit der Anlage der Burg, wegen der Aufmauerung der Plattform der ursprüngliche Mauergang verlassen ist.

Die Plattform ist wegen der Schliemannschen Ausgrabungen für uns ohne Zweifel der wichtigste Punkt von Mykenae. Es wird nachher ausführlicher darüber gesprochen werden, hier sei nur erwähnt, dass Schliemann dort die Reste

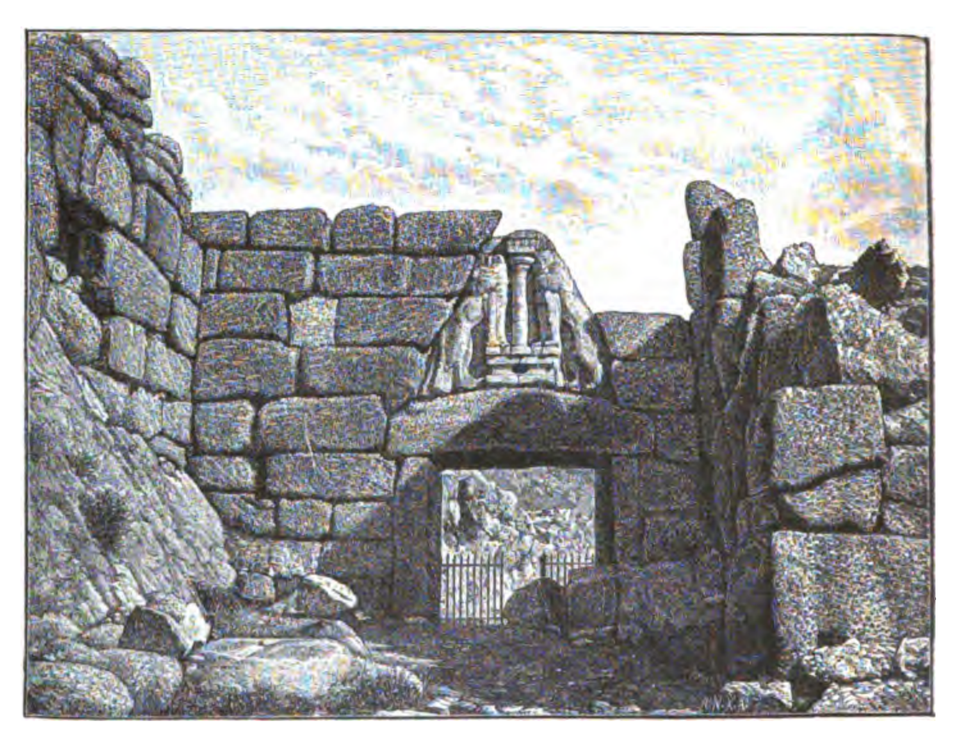


Fig. 24. Das Löwenthor.

Agamemnons und der mit ihm zusammen Gemordeten gefunden zu haben glaubte, wegen einer Notiz bei Pausanias, nach der Agamemnon innerhalb, Klytämestra und ihr Buhle dagegen ausserhalb der Mauer beerdigt wurden. Ob Pausanias, vielleicht nach einer von Hellanikos entlehnten Notiz, wirklich von den zu seiner Zeit garnicht mehr sichtbaren Gräbern des Rundbaues hat sprechen wollen, oder ob er die später zu behandelnden Kuppelbauten im Sinn gehabt hat, kann man als unentschieden bei Seite lassen. Allein die Schliemannschen Funde sind an sich so interessant, dass sie einer derartigen Heiligsprechung eigentlich gar nicht bedürfen. Dass die Gräber älter sind, als die Plattform, ergiebt sich nicht blos aus der Verlegung der Mauer, sondern auch daraus, dass das eine Grab von der Stützmauer überschnitten wird; das wahr-

scheinlichste ist demnach, dass die Gräber zwar nach der Anlage der Burg, aber vor der Umgestaltung der Mauer angelegt sind. Man kann sich denken, dass sie dem Perseidengeschlecht angehören, und dass die Pelopiden die Grabstätte ihrer Vorgänger durch Ummauerung und Weihung besonders geehrt haben; darauf weist auch die Einfassung durch Platten hin, deren praktischer Zweck eigentlich nicht abzusehen ist. Die Theorie Schliemanns, der in dem fraglichen Platze die Agora, den Marktplatz der Mykenäer sehen wollte, verdient keine Beachtung; sie stützte sich nur darauf, dass einige Platten, die durch die andrängende Schuttmasse aus ihrer vertikalen Lage gedrängt waren, ihm den Eindruck von Sitzen hervorriefen; schon der Umstand, dass sie sämtlich geradlinig geschnitten sind, hätte darauf führen müssen, zu erkennen, dass sie einst nur vertikal aufgestellt sein konnten. Auch eine andere, von Adler ausgesprochene Meinung, die zuerst bestechend wirkt, dass nämlich die Plattform gleichsam nach Art eines Turmes zur Verteidigung des Löwenthors mit angelegt sei, findet mit Recht Widerspruch, weil der Zugang zur Plattform gerade auf der Seite des Löwenthors liegt und die Plattenreihe vermöge ihrer Dünnheit und Zerbrechlichkeit gar nicht zur Verteidigung geeignet scheint.



Fig. 25. Der Gang zwischen Plattform und Burgmauer.

Vor und hinter dieser Plattform hat Schliemann eine grosse Zahl cyklopischer Hausreste gefunden, in denen er teilweise den Palast des Herrschers erkennen wollte. Es war aber von vornherein viel wahrscheinlicher, dass dieser auf der Höhe des Berges lag, wo grossartige, schon früher erkennbare Unterbauten auf das Vorhandensein grösserer Baulichkeiten hinwiesen; und neuerdings ist nun auch wirklich durch die Nachforschungen der griechischen archäologischen Gesellschaft eine grosse Zahl von Räumlichkeiten, die in ihrer Anordnung völlig den von Tiryns her bekannten gleichen, auf der Höhe gefunden worden.

Der Haupteingang zur Burg liegt auf der Westseite; der Zugang zu ihm ist durch Vorschieben eines Turmes so angelegt, dass der stürmende Feind auf eine längere Strecke hin der Beschiessung von beiden Seiten ausgesetzt ist. Das Thor, von zwei starken Seitenbalken gebildet (Fig. 24), ist oben etwas schmaler als unten; über dem gewaltigen Thürstein (er ist 4,7 m lang und 2,51 m dick) in dem noch die Löcher für die Angeln der Thorflügel zu sehen

sind, ist ein Dreieck in der Mauer ausgespart, um den Druck der darüber lastenden Blöcke nach den Seiten hin abzulenken; dieses Dreieck ist mit einer Platte ausgefüllt (3,76 m breit und 3,13 m hoch), die in Relief zu beiden Seiten einer Säule zwei Löwen zeigt, deren einst nach vorn gewandte Köpfe aus besonderen Stücken eingesetzt waren. Sie stehen mit den Hinterfüssen auf dem Boden, die Vorderpranken haben sie auf zwei zusammengerückte Basen oder Altäre gesetzt, auf denen sich die oben erwähnte Säule erhebt. Diese scheint nach oben dicker zu werden, ein Umstand, der zu mannigfachen Erklärungsver-

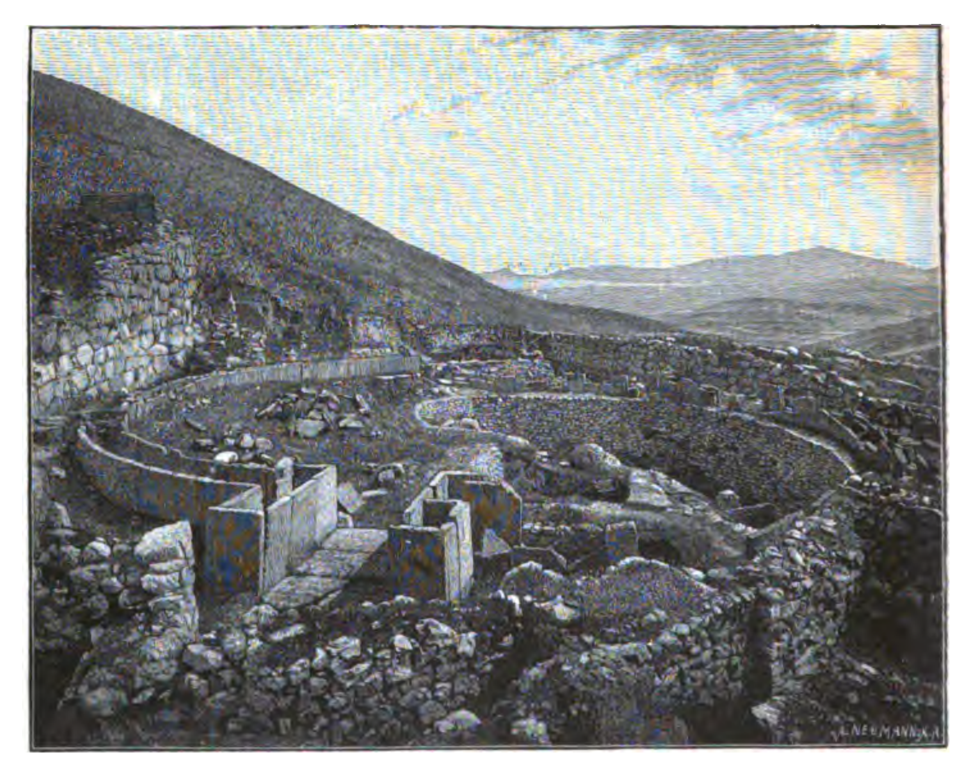


Fig. 26. Eingang zur Gräberterrasse.

suchen Veranlassung gegeben hat. Das Natürlichste scheint anzunehmen, dass der Steinarbeiter beabsichtigt hat, den Durchmesser der Säule in gleicher Stärke bis oben hin festzuhalten; da nun unten das Relief tiefer unterschnitten ist, nach oben aber flacher wird, so wird natürlich, da oben die Säule bei gleicher Breite tiefer in den Grund hinein zu gehen scheint, der Eindruck von dem Anschwellen der Säule nach oben erweckt. Allerdings ist noch zu bemerken, dass ein gleiches Anschwellen auch bei den Halbsäulen, die vor den Thoren der Schatzhäuser standen, bemerkbar wird, so dass es sich offenbar nicht um eine Einzelerscheinung sondern um eine Gewöhnung der Zeit handelt, in der diese Anlagen entstanden sind. Oben läuft die Säule in einen Wulst aus, auf dem eine Platte liegt; über dieser werden vier Scheiben sichtbar, die offenbar als Balkenköpfe

aufzufassen sind; darüber liegt eine zweite Platte. In der drittletzten Schicht von oben ist eine Oeffnung in der Mauer gelassen, welche vielleicht dazu diente, dem Thorhüter die Beobachtung der herannahenden Feinde oder Freunde zu ermöglichen. — Die beiden Löwen über dem Thor sind nicht, wie man wohl gemeint hat, als Wappentiere aufzufassen, (sie sind in ganz ähnlicher Weise auch anderwärts, z. B. von Ramsay in Phrygien über der Thür eines Grabgemachs, nachgewiesen worden), sondern sie sollten wohl dazu dienen, mit ihren dem Ankommenden zugewandten Köpfen den Feinden Schrecken einzuflössen.

Tritt man über die Schwelle, die gleichfalls aus einem gewaltigen, die Spuren der Thürangel noch zeigenden Steinblock besteht (die Wagengeleise, deren Spuren man früher dort erkennen wollte, sind Phantasiegebilde), so bemerkt man zunächst in dem einen Thorpfosten ein viereckiges Loch, in das der zum innern Verschluss der Thorflügel verwendete Balken hineingeschoben wurde; dann folgt ein Raum von 4 m Länge und Breite, hinter dem die Mauern rechtwinklig einen Meter weit einbiegen und dadurch eine Fortsetzung des Thores bilden; ist man auch hier hindurchgegangen, so hat man die von einer aus verhältnismässig kleinen Steinen erbauten Mauer getragene Plattform vor sich (Fig. 25); dies ist die Stelle, wo Schliemann seine so äusserst erfolgreichen Ausgrabungen im Jahre 1876 angestellt hat. Der Zugang zu dem Gräberrand liegt nach dem Löwenthor zu (vgl. Fig. 22); der Kreis ist durch zwei Reihen von aufrechtstehenden Platten umgeben, die nach dem Löwenthor vorspringen, indem sie einen Eingang von 2 m Breite lassen (Fig. 26). Der Raum zwischen den zwei Plattenreihen war ursprünglich jedenfalls durch Erde und Steine ausgefüllt (Fig 27). Innerhalb dieses 26½ m im Durchmesser haltenden Kreises hat Schliemann fünf Gräber blosgelegt (Fig. 28), ein sechstes wurde gleich nach seiner Abreise von Stamatakis aufgefunden. Leider ist die Berichterstattung Schliemanns über die Beschaffenheit der Plattform und über die Art und Weise, wie die Grabstelen angeordnet waren, so wenig deutlich, und er ist so wenig bemüht gewesen, durch Photographien und genaue Aufnahmen den Thatbestand festzustellen, dass es nicht möglich ist, überall die ursprünglichen Thatsachen herauszufinden. Nach Chr. Belger standen auf der Oberfläche des von den Platten eingeschlossenen Kreises neun Grabstelen in drei Reihen, vier skulpierte und fünf unskulpierte, von denen allem Anscheine nach



Fig. 27. Die Plattenreihe der Gräberterrasse.

die skulpierten für die Gräber von Männern, die unskulpierten für Frauen und Kinder verwendet waren. Es standen ursprünglich noch mehr Stelen in grösserer Tiefe, als später oben auf dem Plateau des Plattenringes. „Als sich das Terrain durch Opferreste u. s. w. erhöhte, stellte man auch neue Stelen auf neues Niveau; bei der endgiltigen Neuordnung wurden die ältesten, schon zerbrochenen Stelen kassiert, die wohlerhaltenen aber aufs neue auf dem neugeschaffenen Niveau aufgestellt. Nur die ummauerte Opfergrube über dem vierten Grabe liessen sie stehen, vielleicht weil sie sich scheuten, ein wirkliches



Fig. 28. Die Gräberterrasse nach Süden.

Kultdenkmal von seiner Stelle zu rücken; die Grabstelen waren keine eigentlichen Kultdenkmäler und konnten die Veränderung ertragen".

Von den Grabsteinen ist der am besten erhaltene unter Fig. 29 abgebildet. Der Raum ist durch Umrahmung in zwei Felder zerlegt, von denen das obere mit Spiralen, die unter sich zusammenhängen, ausgefüllt ist, im unteren ist auf einem Streitwagen ein Mann nach rechts fahrend, dargestellt, der an der rechten Seite ein gewaltiges Schwert trägt. Der Wagen ist mit einer nach hinten niedriger werdenden Schutzwehr versehen, die vorn dem Mann bis zur Mitte des Leibes geht. Dass vor dem Wagen nur ein Pferd zu sehen ist, berechtigt nicht, an einen Einspänner zu denken; solche sind bei der antiken Bespannung überhaupt nicht möglich, sondern der Steinmetz

hat, ebenso wie er sich mit der Angabe eines Rades genügen lässt, auch mit der Darstellung eines Pferdes sich zufrieden gegeben. Der Gegner des Kriegers ist wohl in dem vor dem Wagen sichtbaren mit einem Schwerte bewaffneten Mann zu denken. Der leere Raum ist auch im unteren Felde mit Spiralen ausgefüllt.

Die Opfergrube (Fig. 30), bei Schuchardt „Altar" genannt, ist durch die innere Höhlung als Grube, durch welche die Totengaben hinunter zu den Toten in die Unterwelt gelangen können, deutlich bezeichnet; die beiden Steine vor ihr dienten als Tritt, um bequem die Totenspenden hineingiessen zu können; sie wurde unmittelbar über dem vierten Grabe tief unter dem Plattenring gefunden.



Fig. 29. Alter Grabstein aus Mykenae.

Was nun die Gräber selbst anbetrifft, so hat sich folgendes ergeben: Die Gräber sind Schachtgräber, in dem Felsen der Burg ausgehauen; an den Wänden waren Mauern aus kleinen Steinen errichtet, auf denen Balken ruhten; über diese Balken und die Ränder der Mauern hatte man Steinplatten gelegt, die sich entfernen liessen, sobald zur Aufnahme einer neuen Leiche eine Oeffnung der Gruft nötig war. Von den Balken, deren Enden mit Kupferblech beschlagen waren, haben sich noch deutliche Spuren innerhalb eines Grabes auffinden lassen. Mit der Zeit wurden die Balken morsch, sie brachen zusammen, die Platten, die auf ihnen ruhten, stürzten in das Grab, und die Erde, die sich über ihnen angehäuft hatte, füllte das Grab aus.

Das erste und dritte der von Schliemann geöffneten Gräber enthielt, wie sich nachträglich aus der Betrachtung der Fundstücke ergab, nur Frauenleichen; in beiden finden sich eine Menge Schmucksachen, die nur der weiblichen Tracht

angehören konnten, während Waffen, die in den anderen Gräbern so zahlreich vorhanden waren, vollständig fehlten. Das zweite und fünfte dagegen, sowie das nach Schliemanns Weggang von Stamatakis aufgefundene sechste Grab enthielten männliche Leichname, die durch die Mitgabe von Waffen und durch die goldenen Masken (die sich nur bei männlichen Leichen finden) bezeichnet waren. Fig. 31 stellt eine der im fünften Grabe gefundenen Masken dar; sie dienten dazu, das durch den Tod veränderte und entstellte Gesicht des Leichnams zu verhüllen. Wahrscheinlich fand übrigens eine Art Einbalsamierung der Leichen statt, wenigstens erklärt sich nur so die Thatsache, dass von einem Leichnam ein Teil in mumifiziertem Zustande erhalten ist. Das vierte Grab endlich enthält drei männliche und zwei weibliche Leichname.



Fig. 30. Altar für Totenopfer.



Fig. 31. Goldene Maske.



Fig. 32. Goldenes Diadem.

Der Goldreichtum, der den Toten mitgegeben ist, wird als geradezu unglaublich bezeichnet; bei den Frauen unterscheidet man Diademe, die als Kopfschmuck dienten (Fig. 32), ferner eine Art Halbdiademe, in einer den Dia-

demen genau entsprechenden Form verziert, die vielleicht am Gürtel getragen wurden, vor allem aber zahlreicher Schmuck aus Goldblech, der auf den Kleidern der Beigesetzten aufgenäht war; bei zwei Kinderleichen, die in Grab III neben den drei Frauen beigesetzt waren, hatte man nicht nur die Gesichter mit kleinen, über den Leichen selbst geformten Goldblechen bedeckt, sondern auch die Hände und Füsse mit Goldblech umwickelt, das noch deutlich die Formen der Finger und Zehen zeigt.

Von den zahlreichen Beigaben, die in den Gräbern sich fanden, möge es genügen, einige wenige besonders charakteristische hier hervorzuheben. Fig. 33 stellt einen goldenen Becher aus dem vierten Grabe dar. Der zur Aufnahme des Weins bestimmte Teil zeigt die gewöhnlich nach oben sich erweiternde Kelchform; er steht auf einer geradlinig verlaufenden Säule, der wieder eine breitere Platte als Fuss dient. Zu beiden Seiten springen zwei mit Nieten am Becher befestigte Henkel vor, die durch je einen dreiteiligen Blechstreifen mit der Fussplatte verbunden sind; auf jedem Henkel sitzt eine Taube. Dieser Umstand sowohl, wie die doppelten Böden (der Boden des Kelches und der eigentliche Fuss) erinnern ohne weiteres an den berühmten Becher Nestors, den Homer (Ilias XI v. 632) so beschreibt:



Fig. 33. Becher aus Mykenae.

Auch ein stattlicher Kelch, den der Greis mitbrachte von Pylos,
Welchen goldene Buckel umschimmerten; aber der Henkel
Waren vier, und umher zwo pickende Tauben an jedem,
Schön aus Golde geformt; zwei waren auch unten der Böden.

Ganz besonders verdienen Beachtung einige Waffenstücke, die durch ihre Dekoration eine viel umstrittene Frage der homerischen Kunst zu lösen ermöglicht haben. Beim Schild des Achilleus (Ilias XVIII v. 483—607) werden vielfach mehrere Metalle neben einander erwähnt, so v. 561:

Drauf auch ein Rebengefild, von schwellendem Wein belastet,
Bildet er schön aus Gold; doch schwärzlich glänzten die Trauben,
Und es standen die Pfähle gereiht aus lauterem Silber.
Rings dann zog er die Gräben von dunkler Bläue des Stahles,
Sammt dem Gehege von Zinn.

Nun sind in den verschiedenen Lagen, aus welchen der Schild besteht, verschiedene Metalle verwendet, vgl. Ilias XX v. 267:

Auch nicht jetzt Aineias des Feurigen stürmende Lanze
Brach den Schild: denn es hemmte das Gold, die Gabe des Gottes.
Zwo der Schichten allein durchstürmte sie, aber annoch drei
Waren; denn fünf der Schichten vereinigte hämmernd der Künstler,
Jene zwo von Erz, und die innern beide von Zinne,
Aber die eine von Gold, wo die eherne Lanze gehemmt ward.

Aber danach müssten, wenn, wie Lessing noch annimmt, der Schild mit getriebenen Figuren geschmückt wäre, die Gestalten eines Bildes immer aus demselben Metall getrieben sein und demnach dieselbe Farbe tragen, was ja mit der Beschreibung Homers in entschiedenem Widerspruch steht. Ganz anders löst sich die Frage durch die Betrachtung der in Mykenae gefundenen Schwerter. Es sind dies kurze, fast dolchartige Schwerter mit zwei Schneiden, deren aus Holz oder anderen vergänglichen Stoffen gebildete Griffe verschwunden waren; nur die Nägel, die ehemals zur Befestigung dienten, mit breiten, durch Goldplättchen verzierten Knöpfen, waren meist erhalten geblieben. Durch die Spuren einer Goldverkleidung, die auch auf der Klinge angebracht war, bewogen, hat Kumanudis in Athen die Schwerter sorgfältig gereinigt und dadurch gefunden, dass viele von ihnen ganz mit Figuren überdeckt sind.

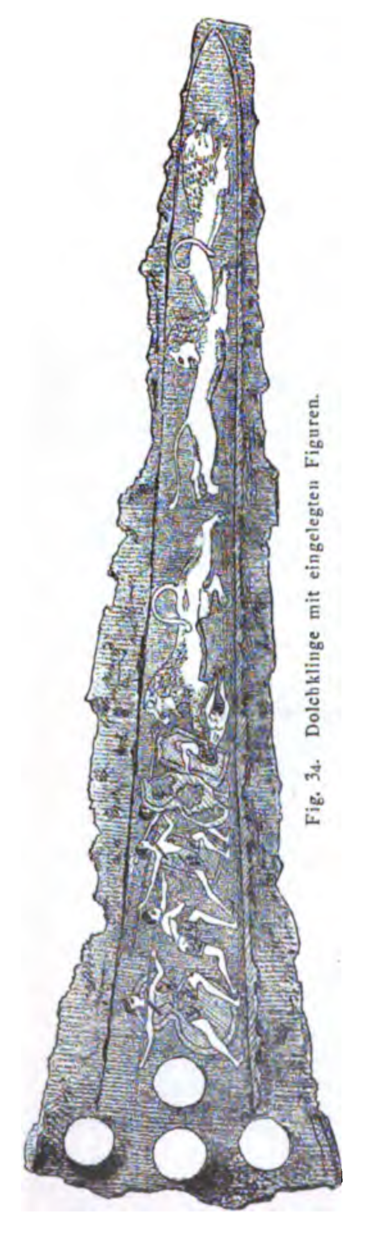


Fig. 34. Dolchklinge mit eingelegten Figuren.

Die Technik, die in der Mehrzahl der Fälle zur Anwendung gekommen ist, ist folgende: In der Mitte der Schwerter ist ein vertiefter Raum ausgespart, der dann mit Goldplatten ausgefüllt wurde, denen vorher durch Pressen oder Ausschlagen die gewünschte Form gegeben war; doch dienen die einzelnen Platten nicht dazu, je eine ganze Figur darzustellen, sondern die einzelnen Figuren sind aus einer Zahl kleiner Platten mit bestimmten Farbenverschiedenheiten zusammengesetzt; besonders ist neben dem roten Golde blasses Gold und das sogenannte Elektron, aus einer bestimmten Mischung von Gold und Silber bestehend, verwendet; die Zwischenräume zwischen den einzelnen Figuren sind weiter durch Bronzeplatten und Email ausgefüllt. Die Schwertblätter sind offenbar selbstständig behandelt worden, ehe sie mit den Griffen verbunden wurden, wie daraus hervorgeht, dass oft Teile der dem Heft zunächst liegenden Figuren durch die Griffe ehemals bedeckt waren. Eins der Schwerter ist nur mit einem fortlaufenden Ornament verziert, dem ganz ähnlich was auf den von Schliemann in Orchomenos gefundenen Decksteinen angebracht war, andere zeigen Greifen oder Pferde in wildem Laufe hintereinander geordnet; zwei jedoch verdienen wegen eigentümlicher Darstellung noch eine besondere Erwähnung. Bei dem einen ist die eine Seite mit dem

Kampfe eines Löwen mit einem Hirsch verziert, während vier andere Hirsche in wilder Flucht nach rechts eilen; die Vorderseite dagegen zeigt einen Kampf von fünf Männern gegen drei Löwen, von denen zwei entfliehen, während der eine dem gemeinsamen Angriffe aller seiner Feinde erliegt (Fig. 34.) Vier der Krieger sind mit Schilden und Lanzen ausgerüstet, einer trägt den Bogen; die Schilde sind doppelter Art, entweder viereckig und thürförmig, oder dem späteren böotischen Schilde ähnlich, mit einer doppelten Einbuchtung in der Mitte; sie sind von solcher Grösse, dass



Fig. 35. Kampf um die Stadt.

der Mann sich dahinter fast ganz verbergen kann, so wie man sich die homerischen Schilde vorstellen muss. Der Löwe, von einer Lanze durchbohrt, hat den vordersten Kämpfer niedergerissen; drei andere stürmen mit langen Lanzen, die sie mit beiden Händen gefasst halten, während der Schild am Schildgurt, Telamon, zur Seite hängt, auf ihn ein, um ihm den Garaus zu machen, der fünfte ist eben im Begriff, den Pfeil vom Bogen auf den Löwen abzudrücken. — Auf dem anderen Schwert zeigen beide Seiten fast die gleiche Darstellung: ein vierfüssiges Tier mit Flügeln am Kopf, geflecktem, tigerähnlichem Leib und dickem Schwanze hat mit den Vorder- und Hinterfüssen je einen Vogel gepackt, so dass sein Blut herabträufelt; ein anderer Vogel fliegt nach rechts, dort läuft ein zweites, ähnlich gestaltetes

Fabelwesen; drei Pflanzen mit langen, dünnen Zweigen und kleinen, eiförmigen Blättern bezeichnen noch näher das Land, zum Unterschiede von dem Wasser, welches sich als Streifen durch das Ganze hindurchzieht. Dass das Wasser gemeint ist, darüber lassen die darin angebrachten Fische keinen Zweifel bestehen.

Noch verdient ein in dem vierten mykenischen Grabe gefundener Gegenstand hier eine eingehendere Betrachtung. Es ist dies das Fragment eines silbernen, teilweise vergoldeten Bechers, bei dessen Reinigung im athenischen Museum sich herausgestellt hat, dass er mit einer höchst interessanten Reliefdarstellung der Belagerung einer Stadt geschmückt ist. Rechts oben sieht man die von Mauern und Türmen umgebene Stadt; auf der Mauer stehen Frauen, die in grosser Erregung den Kampf vor der Stadt verfolgen, handelt es sich doch für sie darum, ob ihre Männer den Sieg über die andringenden Feinde gewinnen, oder ob nach deren Ueberwindung die Stadt genommen wird und sie in die Sklaverei fortgeführt werden. Unten, vor der Stadtmauer, stehen Männer, unbekleidet, ohne Schutzwehr, um mit Bogen und Schleuder die Feinde abzuwehren; hinter ihnen sind andere Gestalten sichtbar, welche mit Chitonen angethan sind (oder sind etwa Schilde gemeint, hinter denen sie ihre Gestalt bergen?), wohl die Greise, die in der äussersten Gefahr berufen sind, nach Kräften die Stadt zu schirmen. Man wird unmittelbar an das Epos erinnert, besonders lebhaft an eine Stelle aus der Schildbeschreibung des Hesiod: „Die Männer kämpften mit kriegerischen Waffen, die einen, um von ihrer Stadt und ihren Eltern das Verderben abzuwehren, die andern in der Absicht, die Stadt zu vernichten. Viele lagen tot da, noch mehr aber waren noch im Kampfe begriffen; auf den wohlgebauten Türmen standen die Weiber und schrieen laut und zerkratzten sich ihre Wangen, Lebenden gleich, Werke des berühmten Hephaistos. Andere Männer, die Greise waren und deren Kraft schlaff geworden, waren zahlreich innerhalb der Thore versammelt und hoben die Hände zu den unsterblichen Göttern empor, für ihre Kinder fürchtend. Diese aber waren im Kampfe begriffen.“ Leider hat eine Beschädigung des Bechers die andrängenden Krieger, welche die Stadt bestürmen, völlig vernichtet.



Fig. 36. Ring aus Mykenae.

Auch Ringe mit eingeschnittenen Darstellungen sind gefunden worden; der merkwürdigste darunter ist ohne Zweifel der unter No. 36 dargestellte, der zwar nicht aus einem der sechs Gräber hervorgegangen ist (er wurde mit anderen Goldsachen nach Schliemanns Weggang von Stamatakis ausserhalb des Plattenringes, aber dicht dabei gefunden), aber seinem ganzen Charakter nach in die Zeit der mykenischen Gräber gehört. Man erblickt unter einem Baum eine Frau sitzend mit Blumen in der einen Hand, während die andere im Schoss liegt. Vor ihr steht ein Kind und zwei andere Frauen, ein zweites Kind ist im Begriff, von dem Baum Früchte abzupflücken. Zwischen der ersten und zweiten Frau ist eine Doppelaxt angebracht, darüber erblickt man eine Wellenlinie (vielleicht das Meer bedeutend), über der Sonne und Mond sicht-

bar werden; links davon steht ein Götterbild mit doppelteingekerbtem Schild, der die ganze Figur bis auf Kopf und Füsse verdeckt (diese Gestalt ist mehrfach in Mykenae zum Vorschein gekommen). Am linken Rand sind sechs Tierköpfe angebracht. Auffällig ist die Tracht der Frauen; das Gewand schliesst um die Brust so dicht an, dass man diese vielfach für ganz unbekleidet gehalten hat; von der Hüfte an fällt das Gewand vom Körper abstehend nach unten und ist mit wulstigen Querfalten versehen; zwischen den Beinen zieht es sich nach innen, so dass es fast den Anschein erweckt, als wäre es in zwei hosenartige Teile geteilt. Der Kopf scheint mit einem Diadem, über dem sich noch ein Aufsatz erhebt, geschmückt zu sein; in den Nacken fällt das Haar in einem Zopf hinunter. Die Bedeutung der Szene ist noch nicht mit Sicherheit erkannt.

Auch zahlreiche Gefässe und Gefässreste aus Thon sind in und bei den Gräbern zum Vorschein gekommen; bei allen zeigt sich die Neigung, mit Elementen, die dem Meere entnommen sind, mit Seesternen, Polypen u. dgl., den



Fig. 37. Kriegerauszug.

Körper der Vase zu schmücken. Die wichtigste ist die mit dem oben beschriebenen Ring zusammen gefundene grosse Amphora, auf deren Bauch auf der einen Seite sechs ausziehende Krieger dargestellt sind, denen eine Frau nachblickt, während die andere sehr zerstörte Seite Kampfszenen vorführt. Von der Hauptseite geben wir unter Fig 37 eine Abbildung.

Sechs ganz gleichartig gekleidete Krieger ziehen genau in derselben Haltung zum Kampfe aus; ihnen schaut eine Frau nach, die klagend die linke Hand über das Haupt erhebt, während sie mit der rechten das Gewand fasst. Die Krieger sind mit einem vom Körper etwas abstehenden Panzer bekleidet; man wird an Homer erinnert, bei dem die Krieger mit so weiten Panzern angethan sind, dass sie innerhalb desselben durch eine Wendung des Körpers den Folgen eines Stosses entgehen können, z. B. Il. VII v. 252:

Auch in das Kunstgeschmeide des Harnisch drang sie geheftet,
Grad hindurch an der Weiche des Bauchs durchschnitt sie den Leibrock
Stürmend, da wand sich jener, und mied das schwarze Verhängnis;

unter dem Panzer tritt der eng anliegende Chiton hervor, der unten durch Fransen verlängert ist; ihre Beine stecken in Gamaschen oder Beinschienen.

die Füsse sind noch heute mit Riemen umwickelt, an denen jedenfalls Sohlen befestigt zu denken sind. Auf dem Haupt tragen sie einen Helm mit einem nach oben sich erweiternden Aufsatze, von dem unten ein Haarbusch herunterhängt; ob die beiden über der Stirn sich erhebenden Bogenlinien in den Helm eingesetzte Hörner oder etwa der Ansatz des über den Helmkegel nach hinten sich ziehenden Helmbusches sind, lässt sich nicht mit Bestimmtheit feststellen. Die Helme sind mit weissen Punkten bedeckt, wodurch vielleicht glänzende Buckel angedeutet werden. In der rechten Hand trägt jeder Krieger einen Speer, von dem oben eine Art Beutel (vielleicht ein Behälter für die notwendigen Lebensmittel) herabhängt, an der linken dagegen einen bis auf einen Ausschnitt unten rund gestalteten Schild. Die Krieger tragen lange Backenbärte, dagegen fehlen die Schnurrbärte, die Nasen sind sehr lang und spitz auslaufend.

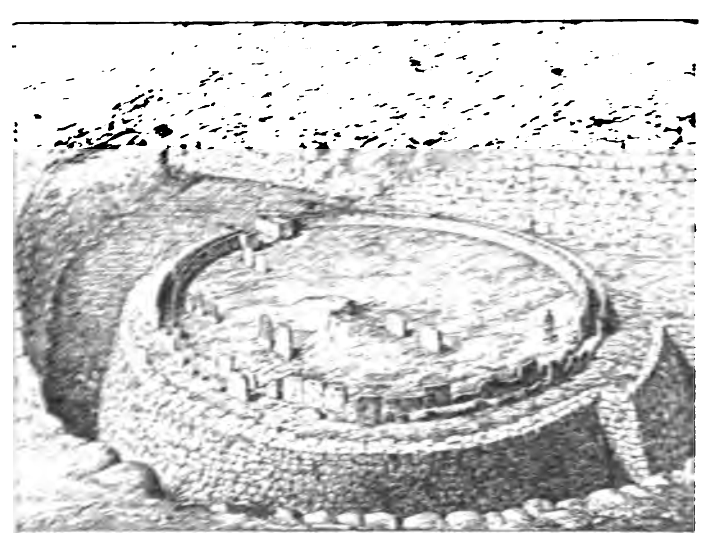


Fig. 38. Wiederherstellung der Gräberterrasse.

Welche Gestalt übrigens jenes Gräberrund im Altertum gehabt hat, lehrt die von Ch. Belger durch genaue Zusammenstellung der Schliemannschen Fundberichte gewonnene Reconstruction (Fig. 38 *). Auch Belger meint, dass die Gräber ursprünglich ausserhalb der Burg gelegen haben und erst bei der Erweiterung derselben und der Erbauung des Löwenthores in den Burgring eingezogen worden sind. Da die Verschüttung des Grabhügels mit der des Löwenthores gleichzeitig hat erfolgen müssen, so ist es ihm nicht unwahrscheinlich, dass zur Zeit des Pausanias die Grabsteine noch sichtbar gewesen sind, und dass die Beziehung der Gräber auf Agamemnon u. s. w. gerade durch die merkwürdige Verteilung der Grabsteine veranlasst worden ist.

Verlässt man die Gräberstätte am Löwenthor, so kommt man an Hausresten, die wahrscheinlich den für die Dienerschaft der Könige bestimmten Gebäuden angehörten, vorüber, auf allmählich ansteigenden, wahrscheinlich in mehrfachen Krümmungen geführten Wegen zum Gipfel des Berges empor, auf dem die Ausgrabung der athenischen archäologischen Gesellschaft 1886 die Reste

*) Belger, Die mykenische Lokalsage im Zusammenhange der griechischen Sagenentwickelung. Progr. des Friedrichs-Gymn. Berlin 1893.

der ehemaligen Königsburg nachgewiesen hat, die völlig mit den in Tiryns gefundenen Anlagen übereinstimmt. Der Weg endet bei einer Treppe, die wahrscheinlich ursprünglich durch ein besonderes Thor geschützt war; die zwanzig wohlerhaltenen Stufen waren mit Putz überzogen (Fig. 39); rechts und links von der Treppe waren Parastaden angebracht, deren steinerne Unterlagen noch erhalten, wenngleich stark verbrannt sind; an der Wand links im Vordergrunde ist Wandputz erhalten, der durch die Einwirkungen starken Feuers verglast ist. War man die Treppe hinaufgestiegen, so gelangte man nach links gehend in einen Hof, auf den sich das Megaron mit einer Säulenhalle öffnete; aus der letzteren gelangte man durch eine Thür in den Prodomos, aus diesem gleichfalls durch eine in der Mitte der schmalen Wand liegende Thür in das eigentliche Megaron, einen ungefähr 12 m im Quadrat grossen Raum, mit dem runden Herd in der Mitte, auf dem sich noch Spuren der ehemaligen Bemalung erhalten haben; das Dach wurde von vier um den Herd stehenden Säulen getragen.



Fig. 39. Aufgang zum Palast in Mykenae.

Auf der eingefügten Abbildung (Fig. 40) ist die aus der *Αἴθουσα* zum Prodomos führende Schwelle zu sehen, in der noch die Löcher erkannt werden, in denen sich die unteren Thürangeln bewegten; weiterhin ist die Schwelle erhalten, über welche man in das Megaron eintrat (diese hat keine Pfannen für die Thürangeln, woraus ersichtlich, dass das Megaron, ebenso wie in Tiryns, nicht durch eine feste Thür, sondern durch einen Vorhang nach der Vorhalle hin abgeschlossen war); weiterhin sieht man die Reste des Altars, der mit aufgemalten Orna-



Fig. 40. Das Megaron in Mykenae.

menten bedeckt ist, und die Standspuren der Säulen, die das Dach trugen, in Gestalt einer Vertiefung; durch wiederholte Aufhöhung des Estrichs waren nämlich die Säulenbasen unterhalb des Fussbodens geraten. Die südöstliche Hälfte des Megaron ist in die Tiefe des Chavosbaches abgestürzt. Die anderen auf der Höhe gefundenen Gebäudereste sind weniger deutlich; ihre Zerstörung ist zum grossen Teil mit durch die frühzeitig (im 6. oder 7. Jahrhundert v. Chr.) erfolgte Anlage eines dorischen Tempels auf der Höhe verursacht worden.

Genau so wie Tiryns hat auch die Burg von Mykenae noch einen zweiten Zugang; im NO ist die Mauer durch ein kleines Pförtchen durchbrochen, von dem Fig. 41 eine genauere Vorstellung giebt. Auch hier musste der Feind,

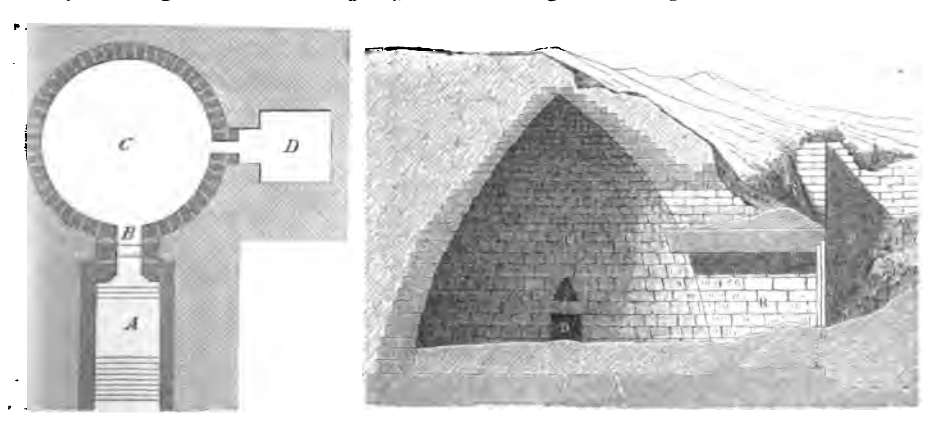


Fig. 41. Das Nebenthor in Mykenae.

ehe er ans Thor selbst gelangte, einen rechts und links zwischen Mauern laufenden Weg gehen, so dass er den Schüssen der Verteidiger ausgesetzt war. Das kleine Thor selbst wird aus zwei senkrecht stehenden Steinplatten gebildet, über die eine dritte als Thürsturz gelegt ist; auch bei diesem Thor war das Gewicht der darüber lastenden Steinmasse durch Aussparung eines Dreiecks, welches durch Ueberkragen hergestellt war, abgeleitet und der dadurch entstehende freie Raum durch eine dünnere Steinplatte verschlossen worden.

Unweit dieses Thores, bei der Nordostecke der Befestigung, führt ein bedeckter Gang durch die Mauer, der von Steffen als eine Art Poterne, d. h.

Ausfallsthor, aufgefasst wurde. Neuere Ausgrabungen haben jedoch nachgewiesen, dass der Gang ausserhalb der Mauer unterirdisch weiter ging, und zwar erst gegen Norden, darauf nach Westen und dann in nordöstlicher Richtung. Die Gesamtlänge ausserhalb der Burg beträgt etwa 40 m; da aber das Terrain abfällt, so führen in der Dicke der Burgmauer 16 Stufen und ausserhalb noch 83 den Gang hinab. Am Ende dieses sich senkenden unterirdischen Stufengangs findet sich ein viereckiger Brunnen von 3,70 m Tiefe, genau über dem Brunnen ist ein Loch in der Decke, in das eine von Norden herkommende und wahrscheinlich von der Perseia gespeiste Thonröhrenleitung mündet. Vielleicht war auch eine zweite Quelle dort eingeführt. Auf diese Weise hatte man sich einen von den Feinden nicht wahrnehmbaren und deshalb sicheren Zugang zum Wasser verschafft; für besondere Fälle waren noch im Innern der Burg drei geräumige Zisternen angelegt. Der Gang ist übrigens bis in römische



Kuppelgrab in Mykenae.

Fig. 42. Grundriss. Fig. 43. Durchschnitt.

Zeiten benutzt worden, wie die letzten Herrichtungen und Ausbesserungen beweisen, in seiner Grundlage scheint er aber auf die ältesten Zeiten der Burg zurückzugehen, da die Mauern sich nach oben einander nähern, also in dem besonders von Tiryns her bekannten cyklopischen Spitzbogen erbaut sind.

Die Stadt Mykenae wird gewöhnlich südlich von der Burg angesetzt, doch neuerdings ist es wahrscheinlicher geworden, dass die Mykenäer in zerstreuten Anlagen „dörferweise", wie die Spartaner, rings um die Burg wohnten.

Das Wichtigste aus der Unterstadt sind die gewaltigen Kuppelgräber, die schon im Altertum als Thesauren, d. h. Schatzhäuser, bezeichnet wurden, deren Bestimmung als Gräber aber heute, nachdem in Menidi (Attika) und Vaphio (Sparta) wohlerhaltene Anlagen dieser Art aufgefunden sind, nicht mehr zweifelhaft sein darf. Besonders das sogenannte Schatzhaus des Atreus verdient unsere Beachtung. Wir geben unter Fig. 42 den Grundriss, unter Fig. 43 den Durchschnitt. Von einer am Hügelabhange aus grossen Quadern erbauten Terrasse führt ein 6 m breiter, 35 m langer, von Mauern aus behauenen Steinen eingefasster Dromos oder Gang *A* (vgl. Fig. 44) zu dem von zwei gewaltigen, hintereinander liegenden Steinbalken überdeckten Portal *(B)*. Wie bei dem Löwenthor,

ist auch hier oberhalb der beiden Decksteine (das Gewicht des inneren und grösseren wird auf 2440 Ctr. geschätzt) eine dreieckige Oeffnung zu ihrer Entlastung freigelassen, die einst durch Platten von rotem Marmor, mit horizontalen Spiralbändern verziert, geschlossen war (vgl. Fig. 45). Auch die Seiten der Thür waren kostbar verziert, und zwar durch Halbsäulen, deren Schaft mit Dreiecksmustern und Rhomben spiralförmig umwunden war. Die Thüröffnung war ehemals durch eine zweiflüglige Thür verschlossen, wie die oben noch erhaltenen Angellöcher dies beweisen. Durch dieses Portal betritt man den kreisrunden Kuppelbau *(C)*, der sein Licht nur durch jene Thüröffnung erhält. Dieser misst am Fussboden 15 m im Durchmesser und ebensoviel an Höhe. Die aus 33 horizontalen, schön behauenen und ohne Bindemittel zusammengefügten Steinschichten verengern sich durch Ueberkragung derartig, dass dadurch ein spitzbogiger Kuppelraum entsteht, der oben durch einen grösseren Stein abgeschlossen war. Die einzelnen Lagen sind aus Steinen zusammengesetzt, die nicht konzentrisch geschnitten waren; in die dadurch nach aussen entstehenden dreieckigen Lücken wurden kleinere Steine hinein gekeilt und dadurch die ganze Lage festgehalten; die vorstehenden Kanten der Steine wurden sorgfältig abgemeisselt, so dass das Innere eine einheitlich verlaufende Fläche bildet. Der oberste Stein diente gleichsam als Deckel für den inneren Hohlraum. Im Innern zeigen einzelne Steine von der dritten Schicht aufwärts zwei Löcher, die wahrscheinlich, ebenso wie bei dem Schatzhause des Minyas, zum Einlassen der Bronzenägel bestimmt waren, welche die zum Schmuck der inneren Wandfläche dienenden Bronzerosetten zu halten hatten. Von diesem Hauptgemach führt eine Thür in einen aus dem lebendigen Felsen gehauenen Raum *(D)* von 6,50 m Quadratfläche und 3 m Höhe, der wohl als der eigentliche Grabraum aufzufassen ist, während der grosse Vorderraum als Stätte für den Totenkultus diente. Dem sogenannten Schatzhaus des Atreus ganz ähnlich ist das von Frau Schliemann ausgegrabene, nach Agamemnon genannte. Neuerdings (1890) sind

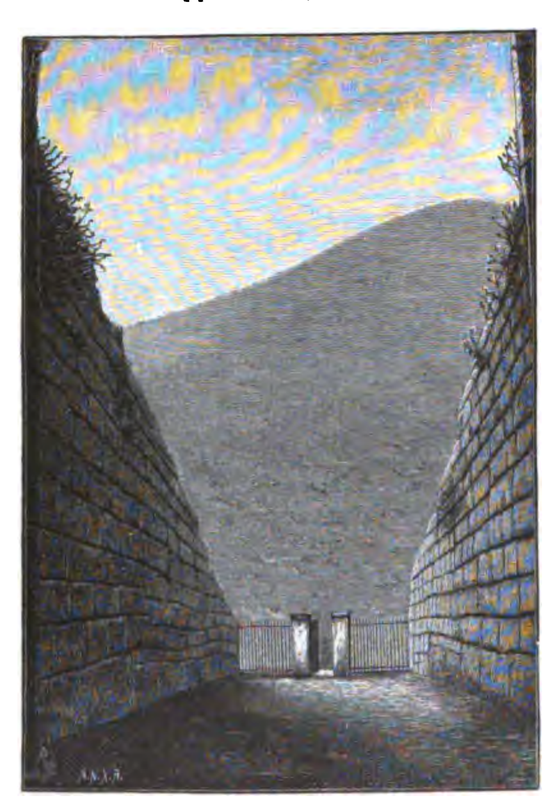


Fig. 41. Der Dromos des Kuppelgrabes.

von Tzuntas noch mehrere Gräber in der Nähe von Mykenae ausgegraben worden; dort ist an Stelle der Ausschmückung durch Reliefornamente die Malerei getreten, und es scheint ferner, dass der Dromos unmittelbar nach der Bestattung der Toten durch Zuschüttung unwegsam gemacht wurde. Die beiden Gräber sind in dem Felsen ausgehauen, und zwar in quadratischer Gestalt, wodurch sie sich von den Kuppelgräbern unterscheiden. Dagegen weisen andere Teile von Griechenland noch wirkliche Kuppelgräber auf, die in allem, wenn auch nicht in der Pracht der Ausführung, dem „Schatzhaus des Atreus" gleichen. Das bedeutendste darunter, wenigstens soweit die Berühmtheit im Altertum in Frage kommt, ist das schon oben erwähnte „Schatzhaus des Minyas" zu Orchomenos, welches im Winter 1880/81 durch den unermüdlichen Schliemann genau untersucht worden ist. In seinem unteren Durchmesser (15 m), fast von derselben Ausdehnung wie das Atriden-Denkmal in Mykenae, ist dasselbe jedoch nur in seinen acht unteren, aus polierten schwarzen Marmorblöcken gebildeten Steinschichten wohl erhalten, während die oberen Steinringe bereits im 9. Jahrhundert unserer Zeitrechnung grossenteils zum Bau einer benachbarten Kirche verwendet, andere bei der Zerstörung des Gewölbes ins Innere herabgestürzt sind. Auch hier führt ein schmaler Gang in einen kleinen Thalamos, der wahrscheinlich die eigentliche Grabkammer gebildet hat. Er war mit einer Schieferplatte bedeckt, die mit künstlich verschlungenen Spiralen verziert war. Reste von Bronzenägeln weisen auch bei diesem Denkmal auf eine Bekleidung der inneren Wandfläche mit Bronzerosetten hin. — Von ähnlicher Anlage, wenn auch hinter den genannten Tholosbauten in Mykenae und Orchomenos zurückstehend, ist die bei dem Dorfe Menidi in Attika aufgefundene aus roh behauenen Bruchsteinplatten konstruierte Tholos. Auch hier führt ein 27,72 m langer Dromos in die durch Ueberkragung der Steinlagen überwölbte 9 m hohe Grabkammer, in der zahlreiche Reste aus Elfenbein, Gold- und Silberblättchen, Glasmasse, Bronze und Thon gefunden worden sind, die in ihren figürlichen

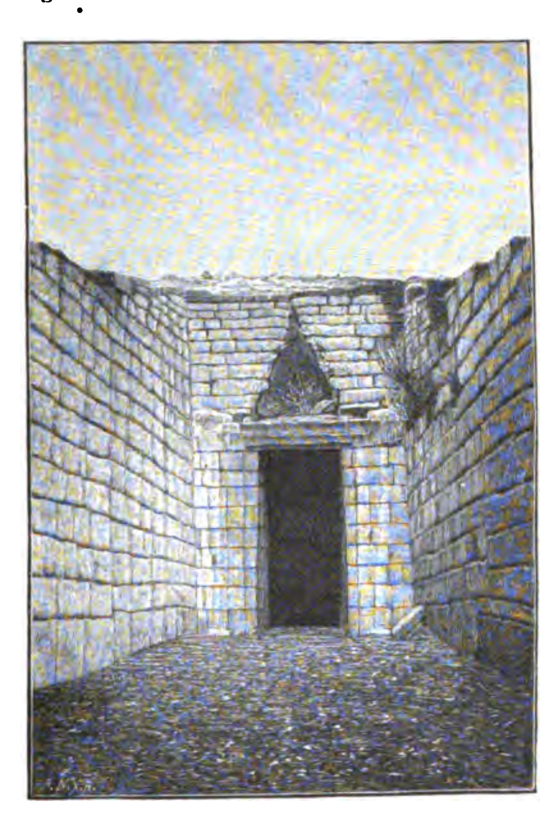


Fig. 45. Eingang des Kuppelgrabes.

Darstellungen sowohl wie in ihrer Ornamentik den Funden in den Gräbern auf der Burg von Mykenae entsprechen. — Ebenso ist nach den Funden das in neuerer Zeit aufgedeckte, aus drei durch Gänge mit einander verbundenen Kammern bestehende, jedoch nicht in Tholosform gebaute Grab bei dem attischen Dorfe Spata in jene prähellenische Zeit zu setzen.

Eine reiche, auch kunstgeschichtlich wertvolle Ausbeute hat der von Tsuntas ausgegrabene Kuppelbau in Vaphio bei Amyklae ergeben. Die Wände des Dromos (29,80 m lang und 3,45 m breit) sind aus kleinen, wie es scheint, nur wenig bearbeiteten und mit Lehm verbundenen Steinen aufgemauert; beim Eingang in das Kuppelgrab ist ein tiefes Loch ausgehoben, dessen Bestimmung nicht sicher erkannt ist; wahrscheinlich jedoch diente es für die Totenopfer, denen ein schnellerer Zugang zur Unterwelt verschafft werden sollte. Innerhalb des Kuppelgrabes waren verschiedene festgestampfte Lagen von Asche u. dgl. zu unterscheiden, auch fehlte es nicht an Mitgaben für die Toten; doch die Hauptbeute stammt aus einer innerhalb des Kuppelgrabes angebrachten Vertiefung, in der man den Leichnam in kaum erkennbaren Resten, die ihm mitgegebenen Gegenstände aber in grösster Vollständigkeit und verhältnismässig gut erhalten vorfand. Unter den Mitgaben ragen vor allem zwei Goldbecher von getriebener Arbeit hervor, welche die Einfangung und Zähmung wilder Stiere darstellen (vgl. Fig. 46*a* und *b*). In einem zwischen zwei Bäumen aufgespannten Netze hat sich ein Stier gefangen; dadurch, dass sein rechter Vorderfuss in die Maschen des Netzes geraten ist, fühlt er sich seiner freien Bewegung beraubt, und kläglich brüllend erhebt er das Haupt zum Himmel, während rechts, durch sein Beispiel gewarnt, ein zweiter Stier eiligst nach rechts entläuft. Ein dritter Stier sollte von zwei Männern fortgeführt werden, allein seine Stärke ist über sie Herr geworden; mit schief eingelegtem Kopf hat er den einen mit seinen nach vorn gerichteten Hörnern durchbohrt, während der zweite Mann von seinem Rücken herabgleitet. Der zweite Becher schliesst sich dem ersten genau an; wir sehen da, wie aus der Mitte anderer Stiere einer gefangen mit gefesseltem Hinterfuss fortgeführt wird. Man könnte bei dieser Scene geradezu an eine Illustration zu Homer denken, welcher einen vom Speer getroffenen Krieger, der unter Schreien sein Leben aushaucht, mit einem Stier vergleicht (Il. XX v. 403):

> „Und er verhauchte den Geist und stöhnte dumpf, wie ein Stier oft
> Stöhnete, umgeschleppt um den helikonischen Herrscher,
> Wann ihn Jünglinge schleppen; es freuet sich ihrer Poseidon,
> Also stöhnt' auch jener, den mutigen Geist aushauchend."

Die anderen Stiere weiden ruhig weiter. Besonders interessant ist die Tracht der Männer; sie sind mit langen Haaren dargestellt, die im Nacken durch ein Band zusammengehalten werden; bis auf einen Schurz, der die Hüften und die Scham bedeckt, sind sie nackt, dagegen tragen sie kunstreich gefertigte und mit hoch hinauf gehenden Riemen versehene Schuhe. Es ist ganz merkwürdig, wie genau diese Menschen zu dem Mann stimmen, der in Tiryns über dem Stier hängend auf dem unter Fig. 17 abgebildeten Wandgemälde dargestellt ist. In der ganzen Komposition fehlt es nicht an Verzeichnungen, aber dessen

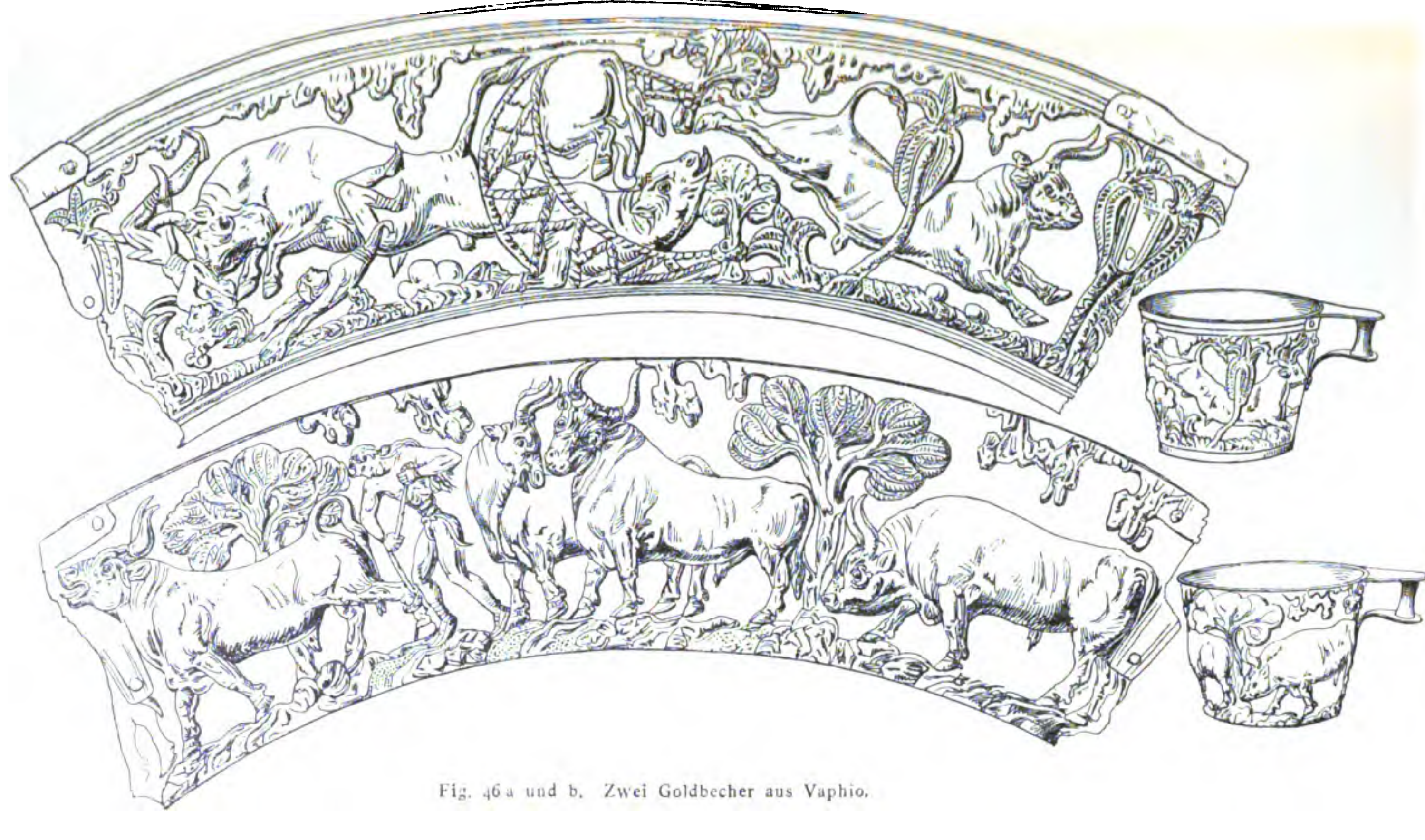


Fig. 46 a und b. Zwei Goldbecher aus Vaphio.

ungeachtet ist die Naturwahrheit, die darin zum Ausdruck gebracht ist, eine geradezu bewundernswürdige; der alte Künstler hat offenbar eine scharfe Naturbeobachtung gehabt, und er hat gewusst, ihr Ausdruck zu verleihen, ohne dass er sich irgendwie durch vorhandene Muster, die er nachzuahmen hatte, eingeengt gefühlt hätte.



Fig. 47. Schwert aus Mykenae.

Auch Schwerter, welche in der von Mykenae her bekannten Art mit eingelegter Arbeit verziert sind, haben sich mehrfach gefunden. Ein seiner Technik nach von anderen Schwertern ganz abweichendes und bisher einzig dastehendes Schwert sei noch genauer erwähnt: Man hat zunächst einen lanzettförmigen Streifen Metalls hergestellt und den Griff dann dadurch zu Wege gebracht, dass man am oberen Teile beide Ränder über einem runden Stück Elfenbein oder Knochen zusammengebogen hat (Fig. 47). Besonders zahlreiche Funde hat man an den sogenannten Inselsteinen, mit eingeschnittenen Figuren bedeckten Gemmen, gemacht; sie waren offenbar einst zu Hals- und Armketten zusammengefügt. Die auf ihnen befindlichen Darstellungen sind im allgemeinen nicht von denen anderer Inselsteine verschieden, man findet abenteuerliche Mischgestalten, Wagen mit Pferden, Tiergruppen, Männer und Frauen. Die Männer zeigen gewöhnlich eine bis zu den Füssen hinabreichende, vom Körper abstehende Bekleidung, offenbar die Festkleidung der sonst, wie auf den Bechern, ziemlich nackt dargestellten Männer, während die Tracht der Frauen ganz ähnlich der ist, die von den in Mykenae gefundenen Goldringen her bekannt ist. Zugleich stellen sie klar, dass die Frauen nicht den Oberkörper entblösst trugen, sondern dass er von einem eng anliegenden Gewande bedeckt war.

Die Uebereinstimmung der in Vaphio gefundenen Gegenstände mit den mykenischen Altertümern lässt uns erkennen, wie einst der ganze Peloponnes von gleicher Kultur erfüllt war, die natürlich der vordorischen Bevölkerung angehörte, von der Homer singt, dass sie zehn Jahre lang Troja belagert und nach langen Mühen die Stadt eingenommen hat. Es liegt auf der Hand, wie wichtig diese Reste einer so lange begrabenen Kultur für uns zur Erkennung und Wertschätzung jener alten Zeiten sein müssen.

Der Tempel.

Die hohe Kultur, auf der wir die Bewohner Griechenlands in den heroischen Zeiten finden, erlitt plötzlich eine Unterbrechung; von Norden her durch das Eindringen neuer Völkerscharen gedrängt (man möchte die Einwanderung der Germanen in Europa mit dieser Wanderung in Beziehung setzen), ergiessen sich die Völker Thessaliens weiter nach Süden, eine rauhe, von der Kultur noch nicht berührte Völkerschaft, die Dorier, steigt von ihren Bergen herab, um sich, wie es heisst, unter der Führung der Herakliden neue Wohnsitze zu suchen. Mehrfach zurückgeschlagen, brechen sie immer von neuem von allen Seiten, namentlich auch von den Inseln her, wieder vor, und allmählich gelingt es ihnen, im ganzen Peloponnes festen Fuss zu fassen, indem sie die vor ihnen dort heimische achäische Bevölkerung entweder über das Meer nach Kleinasien verdrängen oder sich unterthänig machen oder auch sich friedlich mit ihnen einigen. Dass durch eine solche Bewegung, durch die fast ganz Griechenland in Mitleidenschaft gezogen wurde, der alten Kultur ein Ende gemacht werden musste, ist leicht begreiflich; erst allmählich hat sich dadurch, dass die Neuankommenden von den Besiegten lernten und umgekehrt auch auf diese ihren Einfluss übten, eine neue Kultur entwickelt, die als selbständig auf griechischem Boden erwachsene bezeichnet werden kann, weil sie die Berührung mit ägyptischen, phönizischen und kleinasiatischen Einflüssen, die in der Heroenzeit deutlich zu Tage liegen, nicht mehr erkennen lässt. Unter allem, was an Kunsterzeugnissen in dieser Zeit geschaffen ist, verdient in erster Linie der Tempelbau genannt zu werden; ihm sei deshalb zunächst unsere Aufmerksamkeit zugewendet.



Fig. 48. Baumverehrung.

Nicht zu allen Zeiten bestanden bei den Griechen Tempel, an die sich der Kultus und die Verehrung bestimmter Götter anknüpfen konnte. Ganz abgesehen von den frühesten Perioden der griechischen Geschichte, in denen die Götter noch als namenlose und unpersönlich gefasste Gewalten verehrt wurden, wie dies von den Pelasgern geschah, kam es auch in späteren

Zeiten noch häufig vor, dass die Gottheit in einem bestimmten Naturprodukt gegenwärtig gedacht wurde. So wurden Bäume und Quellen, Höhlen und Berge, auch ohne dass ihnen daselbst durch menschliche Kunst eine Wohnung geschaffen worden wäre, als Sitze der Götter betrachtet und ihnen eine besondere Verehrung bewiesen. So kommt es vor, dass gewissen Bäumen, die man als Male und Sitze gewisser Götter ansah, Opfer und Spenden dargebracht, dass sie selbst mit Binden geschmückt und Altäre vor ihnen errichtet wurden. Abbildungen aus späterer Zeit bekunden dies mannigfach, wie z. B. auf Fig. 48 eine heilige Fichte dargestellt ist, an der eigentümlich geknotete Binden und Klangbleche (Krotalen) aufgehängt sind, und vor der ein Altar zur Aufnahme von Opferspenden bestimmt war.



Fig. 49. Heiliger Baum.

Während diese und ähnliche Gebräuche aut solche Zeiten zurückzugehen scheinen, in denen man die Götter mehr als allgemeine unbestimmte Mächte verehrte, muss das Bedürfnis eigentlicher Tempelbauten erst dann entschiedener hervorgetreten sein, als man sich die Götter unter dem Bilde bestimmter menschlicher Gestalten zu denken und als solche darzustellen begann. Da erst galt es, der so geschaffenen Gestalt, die als Bild und Vertreter des Gottes angesehen wurde, einen gesicherten und schützenden Aufenthaltsort zu schaffen. Auch hier konnte man zunächst zu Naturgegenständen greifen, die mit der Natur der Gottheit in irgend einer Verbindung gedacht wurden, und dieselben Bäume, die früher als Sitze göttlicher Mächte angesehen worden waren, konnten nun auch in Wirklichkeit zur Aufnahme des Götterbildes benutzt oder hergerichtet werden. So wissen wir u. a., dass das älteste Bild der Artemis zu Ephesos in dem ausgehöhlten Stamme einer Ulme aufgestellt worden war; Pausanias sah noch zu seiner Zeit ein Bild der Artemis Kedreatis in einer grossen Zeder zu Orchomenos, und spätere Bildwerke zeigen nicht selten kleinere Götterbilder am Stamme oder auf den Zweigen schützender Bäume aufgestellt, wie dies auf dem Relief Fig. 49 der Fall ist.

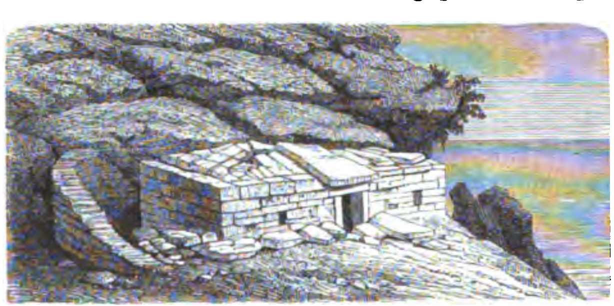
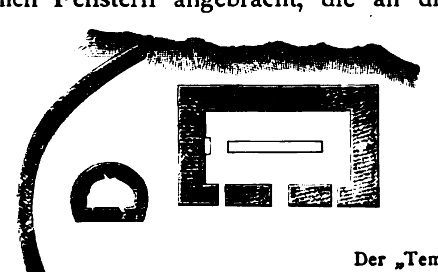


Fig. 50. Der „Tempel" auf Ocha.

Ein ganz besonders deutlicher Beweis dafür wird durch eine in Magnesia gefundene Inschrift geliefert, in der erzählt wird, dass man beim Fällen einer Platane innerhalb des Stammes ein Bild des Dionysos gefunden habe. Man sendet deswegen nach Delphi und bekommt vom Orakel die Weisung, den Dionysoskult in Magnesia einzurichten und dazu Mysten aus Theben kommen zu lassen.

Je mehr aber die Baukunst durch ihre ersten Versuche, für die Menschen Wohnungen herzustellen, vorgeschritten war, um so mehr musste der Wunsch hervortreten, auch dem Gotte ein festes, dauerndes, seiner ewigen Natur würdiges Haus herzustellen. Ein solches, auf die frühesten Zeiten des Tempelbaues zurückgehendes Haus ist uns, wie allgemein angenommen wird, in Euboea erhalten. Nicht weit von der Stadt Karystos erhebt sich steil der Berg Ocha (jetzt Hagios Elias genannt). In nicht unbedeutender Höhe befindet sich auf demselben ein schmaler Absatz, zu dem nur ein Zugang emporführt und über welchem der Felsen noch etwas höher emporsteigt. Auf diesem Absatz haben Reisende ein steinernes Haus aufgefunden, von dem Fig. 50 eine Ansicht giebt. Dasselbe bildet nach Ulrichs Messung ein von West nach Ost gerichtetes Rechteck von 40 Fuss äusserer Länge und 24 Fuss Breite; die ungefähr 4 Fuss dicken und aus grossen unregelmässigen Schieferplatten gebildeten Mauern erheben sich im Innern 2,38 m; in der Südwand ist eine 2,10 m hohe und 1,21 m breite Thür nebst zwei kleinen Fenstern angebracht, die an die





Der „Tempel" auf Ocha.
Fig. 51. Grundriss. Fig. 52. Innenansicht.

Thüren in alten cyklopischen oder pelasgischen Mauern erinnern. Das Dach dieses Hauses besteht aus behauenen Steinplatten, die, auf der Mauerdicke ruhend, nach innen zu übereinander vorgeschoben sind; in der Mitte des Daches hat man eine 6 m lange und 50 cm breite Hypaethralöffnung gelassen (vgl. den Grundriss Fig. 51 und die innere Ansicht Fig. 52). Im Innern springt aus der westlichen Mauer ein Stein hervor, der höchst wahrscheinlich zur Aufnahme des Götterbildes oder anderer heiliger Gegenstände bestimmt war. Da dicht an der Ostwand des Gebäudes der Felsen sich steil zum Meere hinabsenkt, konnte die Thür nur auf der Südseite angebracht werden. Westlich vom Tempel befinden sich die Ueberreste einer Mauer, die wohl als Umfassung (Peribolos) gedient hat. Dürfen wir dieses Gebäude als einen Tempel betrachten, dann war er wohl der Hera geweiht, die auf der Insel Euboea eine hohe Verehrung genoss und mit dem Berg Ocha in besondere Verbindung gesetzt ward.

Von ähnlicher Bauweise ist ein in Delos gefundenes Heiligtum, von dem Fig. 53 den Grundriss, Fig. 54 das Innere selbst zeigt. Man hat eine natürliche Felsschlucht benutzt und durch Glätten der Wände und durch Ueberdachung mit schräg gegeneinander gelegten Steinen in ein Tempelhaus verwandelt. Vor dem Tempel ist ein grösserer Vorhof durch Ebnung hergestellt, zu dem eine Treppe rechts emporführt. In diesem ist (in *C*) eine kreisförmige Basis

erhalten, auf der sich vielleicht ehemals der Altar erhoben hat; zwischen dieser und der zum Tempel führenden Thür ist eine Opfergrube angebracht, die bei der Auffindung mit Asche gefüllt war; das im Innern des Tempelbaus sichtbare Rund wird als Basis der Kultusstatue aufgefasst. Ueber die ehemalige Bestimmung dieses Baues ist nichts Sicheres zu sagen; daraus, dass das Dach im hinteren Teile des Gebäudes offen gelassen ist, so dass die Sonnenstrahlen hineinfallen können, hat man auf den Kult des Sonnengottes geschlossen; jedoch sind auch andere Möglichkeiten denkbar.

a. Die Tempelformen.

Von der einfachen Form des viereckigen, von glatten Wänden umschlossenen Hauses, wie wir dieselbe in den eben beschriebenen primitiven Kultusstätten kennen gelernt haben, schritt man allmählich zu schöneren und reicheren Bildungen vor. Diese Verschönerungen beruhten hauptsächlich auf der Hinzufügung der Säulen. Die Säulen sind freistehende, ursprünglich hölzerne, allmählich aus Stein gebildete Stützen zum Tragen der Decke und des Daches, denen eine besondere künstlerische Form und Gliederung gegeben wurde. Solche Stützen kommen schon in den homerischen Gedichten vor; sie wurden hauptsächlich im Innern der dort geschilderten Königspaläste verwendet, wo z. B. die Höfe von Säulenhallen umgeben sind und die Decke des Männersaales von ihnen getragen wird. Aus der Verbindung dieser Stützen mit dem Tempelhause und der verschiedenartigen Verwendung derselben im Aeussern und im Innern dieses letzteren gingen alle späteren Formen des griechischen Tempels hervor.

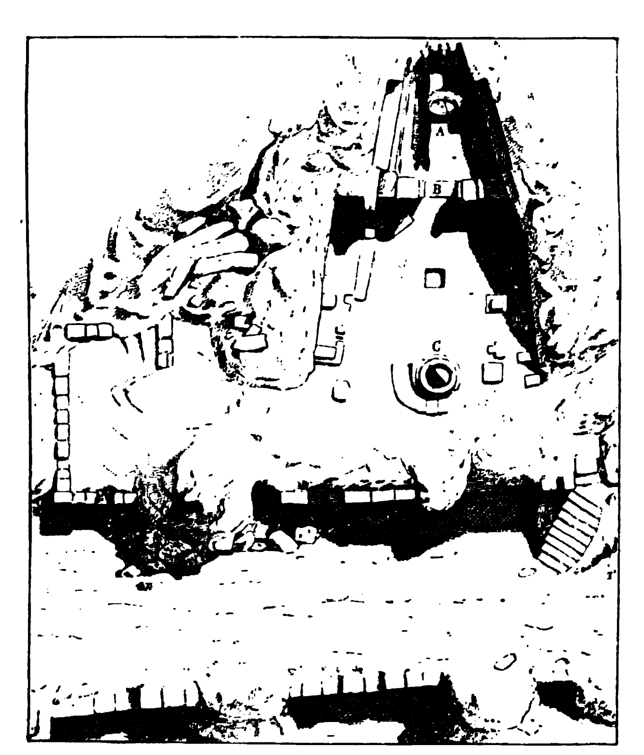


Fig. 53. Felsheiligtum in Delos, Grundriss.

Die einfachste und natürlichste Art, die Säulen mit dem Tempelhause in Verbindung zu setzen, war die, welche wir schon bei den Propyläen und dem Megaron in Tiryns und Mykenae kennen gelernt haben, dass von den vier

Mauern des Gebäudes die eine schmalere, auf der sich der Eingang befand, weggelassen und statt ihrer zwei Säulen errichtet wurden, die einerseits einen stattlichen und schönen Eingang bildeten und andererseits Gebälk und Dach des Tempels zu tragen hatten. Die Griechen nannten einen solchen Tempel ἐν παραστάσιν, die Römer *templum in antis*, weil hier die Säulen zwischen den Stirnpfeilern der Seitenmauern angeordnet sind, die von den Griechen παραστάδες, von den Römern dagegen *antae* genannt wurden. Dass diese Stirnpfeiler besonders hervorgehoben und aus der Wand hervorspringend gedacht wurden, findet seine Erklärung wohl in dem ursprünglich zum Bau verwendeten Material, dem Lehm, der eine besondere Bekleidung zum Schutze der Mauer gegen Witterungseinflüsse verlangte (s. o. S. 6. 18). Die Hinzufügung der Säulen konnte nicht ohne weitere Folgen für die Anordnung des Tempels selbst bleiben. Oeffnete man nämlich in dieser Weise das Tempelhaus auf der einen Seite, so hatte man allerdings einen würdigen Schmuck des Tempels gewonnen, aber die Rücksicht auf die Heiligkeit des Bildes erforderte doch einen weiteren Abschluss des Raumes, in dem dasselbe aufgestellt war, — das Haus des Gottes war ein geweihtes, von der Aussenwelt abgeschlossenes. So wurde der Raum der Tempelcella durch eine Wand in zwei Hälften geteilt, von denen die eine, der eigentliche ναός, das Bild des Gottes umschloss, die andere als Vorhalle oder Vortempel diente, weshalb dieselbe von den Griechen auch πρόναος oder πρόδομος genannt wurde.



Fig. 54. Felsheiligtum in Delos, Innenansicht.

Ein Beispiel dieser einfachsten und ursprünglichsten Tempelanlage ist uns in einem kleinen Tempel zu Rhamnus in Attika erhalten, den man gewöhnlich als den Tempel der Themis zu bezeichnen pflegt. Der Grundriss desselben (unter Fig. 55 dargestellt) zeigt eine ähnliche Form, wie der Tempel auf dem Berge Ocha; auf der Ostseite aber hat man die Mauer weggelassen und zwischen den beiden Enden der Seitenmauern, den mit *aa* bezeichneten Anten, zwei Säulen *bb* aufgestellt. Tritt man durch diese Säulen hindurch, so befindet man sich in dem Pronaos *B*, an dessen aus polygonalen Steinen erbauten Hinterwand sich zwei aus Marmor gearbeitete, der Nemesis und der Themis geweihte Sessel *cc* befinden.

Nachdem man auf der einen Schmalseite des Tempels die Mauer durch Säulen ersetzt hatte, lag es nahe, dasselbe auch auf der anderen Seite zu thun,

so dass ein nach beiden Seiten als Antentempel erscheinendes Gebäude entstand.

Ein schönes Beispiel für diese Form des Antentempels ist uns in einem zu Eleusis aufgefundenen Tempel bekannt geworden, von dem Fig. 56 den Grundriss giebt. Derselbe war der Artemis Propylaia geweiht, wie aus der Beschreibung des Pausanias mit Sicherheit hervorgeht. Der Tempel, von dem wenig mehr als die Fundamente erhalten sind, zerfällt in drei Teile, von denen die Cella *A* und der Pronaos *C* ganz so gebildet sind, wie wir dies schon an dem Tempel der Themis kennen gelernt haben. Jenseits der Hinterwand der Cella aber sehen wir nun die Seitenmauern des Tempels verlängert und zwischen deren Anten zwei Säulen errichtet; so wird hier ein Raum gebildet *B*, der vollkommen dem Pronaos oder Prodomos an der Eingangsseite entspricht und daher auch von den Griechen den Namen des Opisthodomos (*ὀπισθόδομος*) erhalten hat. War der Pronaos die Vorhalle, so ist der Opisthodom die Hinter-

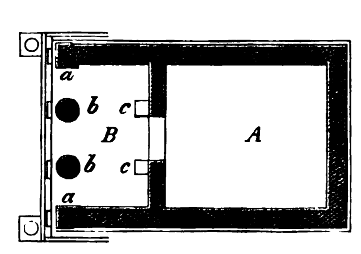


Fig. 55. Antentempel.

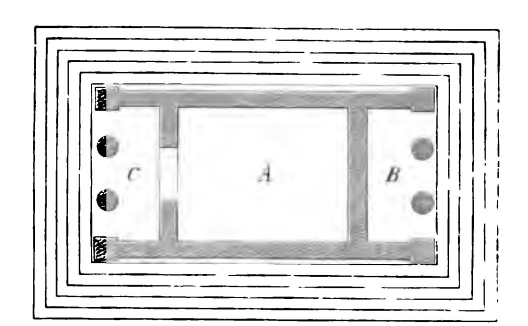


Fig. 56. Doppelantentempel.

halle des Tempels, die von den Römern ganz naturgemäss auch als „*posticum*" bezeichnet wird.

In dem Antentempel bildeten die Säulen gleichsam den Ersatz für die eine schmalere Wand des Tempelhauses, die man hinweggelassen hatte, um dem Tempel nach aussen hin mehr den Charakter einer gewissen Oeffentlichkeit zu geben. Sobald aber einmal die Bedeutung der Säule als freistehende Stütze erkannt war, konnte man bei dieser Form nicht stehen bleiben, es empfahl sich von selbst, die Säulen ganz frei an der zu zierenden und sich öffnenden Seite des Tempels hervortreten zu lassen. Die übrige Anlage der heiligen Gebäude wurde dadurch nicht weiter berührt und konnte vollständig dieselbe bleiben, wie dies bei dem Antentempel der Fall war.

Ein Beispiel eines solchen „Prostylos" bietet der kleine ionische Tempel dar, den man in der Nähe der grossen Tempel zu Selinus gefunden hat (Fig. 57). Selinus, an der südwestlichen Küste von Sicilien gelegen, war eine Kolonie der dorischen Stadt Megara, deren Bewohner schon sehr früh ihre Aufmerksamkeit auf Sicilien gerichtet hatten, wo sie etwa um die 37. Olympiade auf der Südwestküste die Stadt Selinus anlegten. Der Reichtum an Bodenprodukten aller Art, sowie die günstige Lage machten die Stadt sehr bald zu einem bedeuten-

den Emporium, und mit dem wachsenden Wohlstande der Bewohner ging eine künstlerische Bildung Hand in Hand, von der uns in den noch vorhandenen Ruinen dorischen Stils die vortrefflichsten Belege erhalten sind. Ausser diesen Ruinen dorischer Ordnung hat man daselbst ein kleines Heiligtum aufgefunden, das eine eigentümliche Verbindung dorischen und ionischen Stiles zeigt, es ist neuerdings als Tempel des Empedokles bezeichnet worden.

Auf einem Stufenunterbau von etwa 2½ Fuss Höhe erhebt sich das Tempelchen, das etwa 15 Fuss hoch ist und dessen Anlage ganz dem Tempel der Themis entspricht. Wir haben die Cella *A* und den Pronaos *B*, der nun aber so gebildet ist, dass die zur Zierde desselben bestimmten Säulen nicht mehr zwischen, sondern vor den Anten aufgestellt sind.

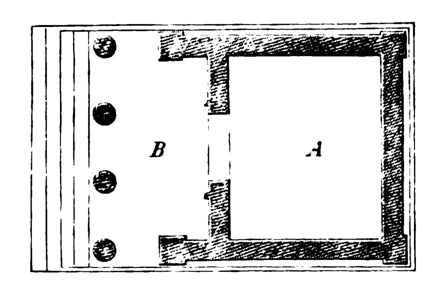


Fig. 57. Prostylos.

Von dieser Form des Prostylos aus wurden die Griechen durch ihre Vorliebe für Symmetrie schon früh dahin geführt, den Schmuck der freistehenden Säulenhalle auch der gegenüberliegenden Tempelseite hinzuzufügen; so entstand die Form, welche sie in bezeichnender Weise *ναὸς ἀμφιπρόστυλος* nannten, d. h. einen Tempel, der auf beiden Seiten eine vorstehende Säulenhalle hat. Der Amphiprostylos ist in der That die notwendige Ergänzung, oder wenn man will die Vollendung des Prostylos, zu der man um so eher gelangen musste, als man durch den „doppelten" Antentempel an die Anordnung eines dem Pronaos entsprechenden Opisthodom oder Posticum gewöhnt sein musste.

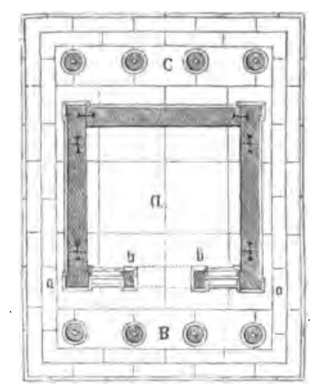


Fig. 58. Amphiprostylos.

Als Beispiel dieser nicht sehr häufigen Tempelform ist der Tempel der Nike Apteros, der ungeflügelten Siegesgöttin, auf der Akropolis zu Athen anzuführen, von dem Fig. 57 den Grundriss zur Anschauung bringt. Die Anlage des in seinen Dimensionen nur unbedeutenden (5,73 m breiten und 8,47 m langen), aber in seiner Ausstattung sehr zierlichen und schönen Tempels zeigt eine einfache Cella *a*, der sich auf der östlichen, den Propyläen zugewendeten Seite die Vorhalle *B*, auf der westlichen, der Treppe zugewendeten Seite dagegen die Hinterhalle *C*, das Posticum, anschliesst. Nach Osten öffnet sich die Cella nicht, wie dies gewöhnlich stattfindet, durch eine in einer Querwand angebrachte Thür, sondern es befinden sich zwischen den Anten *a a* zwei schlanke Pfeiler *b b* angeordnet, die einen freieren Einblick in das Innere und auf die dort aufgestellte Statue gestatteten. Doch war die Cella der Sitte gemäss gegen die Vorhalle abgegrenzt und zwar durch metallene Gitter, von deren Befestigung noch die Spuren an den Anten und Pfeilern zu erkennen sind.

Die vollständigste Anwendung der Säulen findet statt, wenn man diese nicht

blos, wie beim Amphiprostylos, vor der vorderen und hinteren Seite des Tempels aufstellt, sondern sie gleichmässig um alle vier Seiten desselben anordnet.

Dies ist die letzte und vollkommenste Form, zu der man in der Verbindung der Säulen mit dem Tempelhause gelangen konnte, und zu der die verschiedenen Entwickelungsstufen, die wir bisher betrachtet haben, mit einer gewissen Notwendigkeit hinführen mussten. Nur darf man nicht vergessen, dass diese Entwickelung vor dem Beginne unserer historischen Kenntnis liegt; denn schon die ältesten uns bekannten Denkmäler zeigen uns den vollständigen Säulenumgang; man hat eben einzelne Entwickelungsformen auch nach Herstellung des Peripteraltempels beibehalten. Erst mit diesem aber gewinnen wir ein Tempelhaus, das des Säulenschmuckes auf keiner Seite entbehrt, das sich, durch eine ununterbrochene Halle geziert, nach allen Seiten gleich schön und reich gegliedert darstellt, ohne die für jeden vollkommenen Bau notwendige organische Einheit aufzugeben. Daher ist es auch zu erklären, dass diese Form

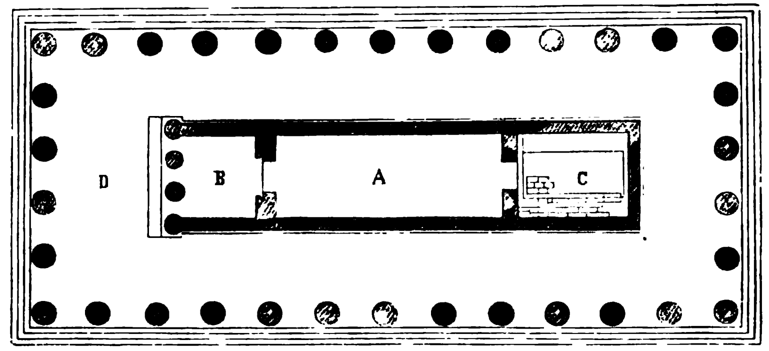


Fig. 59. Peripteros.

von den Griechen am häufigsten angewendet worden ist, und dass die meisten der erhaltenen Tempel, namentlich die des dorischen Stiles, dieser Gattung angehören.

Was zunächst die Art dieser Errichtung betrifft, so hat man sie sich so zu denken, dass um die Cella die Säulen in gleichmässigen Abständen so aufgestellt werden, dass man rings um sie umhergehen kann, wo nicht besondere Einrichtungen, wie etwa die Aufstellung von Statuen oder die Aufführung trennender Quermauern u. a. dies verhindern. Für den Abstand der Säulen von der Cellenwand giebt es keine feste Regel, jedoch kann man im allgemeinen bemerken, dass er auf den Langseiten gewöhnlich eben so gross, als der Abstand der Säulen von einander ist, während er an der vorderen und hinteren, das heisst an den beiden schmaleren Seiten, bei weitem mehr beträgt.

Die rechts und links von der Tempelcella vorspringende Ueberdeckung des Umganges nannten die Griechen *πτερόν*, Flügel, und von diesem Ausdrucke ist der so angelegte Tempel *ναὸς περίπτερος* genannt worden, das heisst ein Tempel, welcher ringsum auf allen Seiten einen solchen vorspringenden Flügel hat. Zugleich aber wird ein Tempel dieser Anordnung *ναός* oder

οἶκος περίστυλος genannt, das heisst ein Tempel, der ringsumher Säulen hat, und der Säulenumgang selbst, die Halle, wird *τὸ περίστυλον* genannt. Der Name Peripteros aber ist am meisten verbreitet und der herrschende geblieben.

Bei dem Peripteros können nun, je nachdem die von den Säulenhallen eingeschlossene Cella gestaltet ist, verschiedene Arten unterschieden werden:

a) Das vom Säulengange umschlossene Tempelhaus kann ein Antentempel sein, wie derselbe oben S. 51 geschildert ist. Ein Beispiel dieser Anlage bietet einer der älteren Tempel zu Selinus dar, dessen Grundriss unter Fig. 59 hier beigefügt ist. Der Umgang *D* wird durch sechs Säulen auf den schmalen und dreizehn Säulen auf den langen Seiten gebildet; die Cella bildet einen Antentempel mit zwei Säulen zwischen den Mauervorsprüngen, die aber hier nicht mit einer gewöhnlichen Ante endigen, sondern die Form von Säulen annehmen. Durch diese Säulen gelangt man in den um zwei Stufen erhöhten Pronaos *B*, dann folgt wieder um eine Stufe erhöht die eigentliche Cella *A*, von der eine Treppe von fünf Stufen in den Opisthodom *C* führt; dieser ist von allen Seiten ummauert und bildet

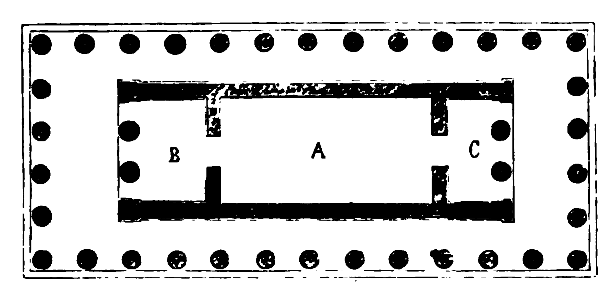


Fig. 60. Peripteros. Das Theseion.

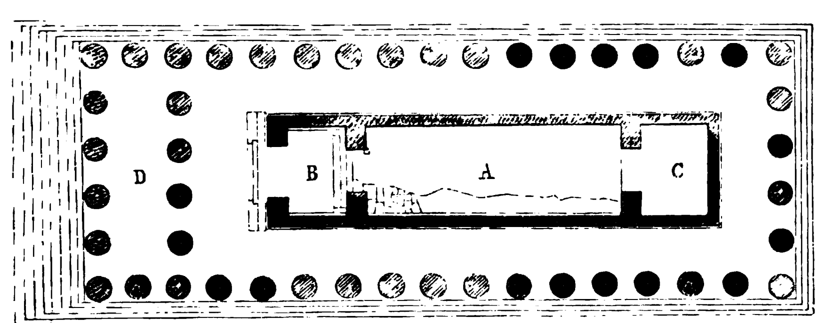


Fig. 61. Peripteros.

so einen vollkommen abgeschlossenen Raum, ohne von irgend einer anderen Seite als von der Cella aus zugänglich zu sein.

b) Der umschlossene Antentempel konnte auf beiden Schmalseiten mit Säulen zwischen den Anten versehen sein. Dies ist bei dem Theseion der Fall, einem der schönsten und am besten erhaltenen Tempel, die sich in Athen befinden und von dem Fig. 60 den Grundriss darstellt; der Opisthodom *C* ist hier dem Pronaos *B* ganz entsprechend als geöffnete Halle gebildet.

c) Eine weitere Form des Peripteros ist diejenige, bei der das von Säulen umgebene Tempelhaus durch einen Prostylos gebildet wird. Als Beispiel dieser selteneren Anordnung kann einer der älteren Tempel auf dem westlichen Hügel

der Stadt Selinus in Sicilien betrachtet werden, dessen Grundriss unter Fig. 61 dargestellt ist. Hier liegt innerhalb des Säulenganges das langgestreckte Tempelhaus, das mit einer Vorhalle von vier Säulen versehen ist. Dasselbe enthält ausser der eigentlichen Cella *A* einen eigentümlich gebildeten Pronaos *B*, sowie einen Opisthodom *C*, der auf allen Seiten von Mauern eingeschlossen ist.

d) Die höchste Vollendung erreicht die Anlage des Peripteros, wenn das von dem Säulenumgange eingeschlossene Cellenhaus durch einen Amphiprostylos gebildet wird.

Als Beispiel kann hier der Tempel der Athena Parthenos auf der Akropolis zu Athen angeführt werden, der überhaupt als eines der vollendetsten, wo nicht als das vollkommenste Erzeugnis der griechischen Baukunst betrachtet werden muss (Fig. 62). Der aus pentelischem Marmor errichtete Tempel ist

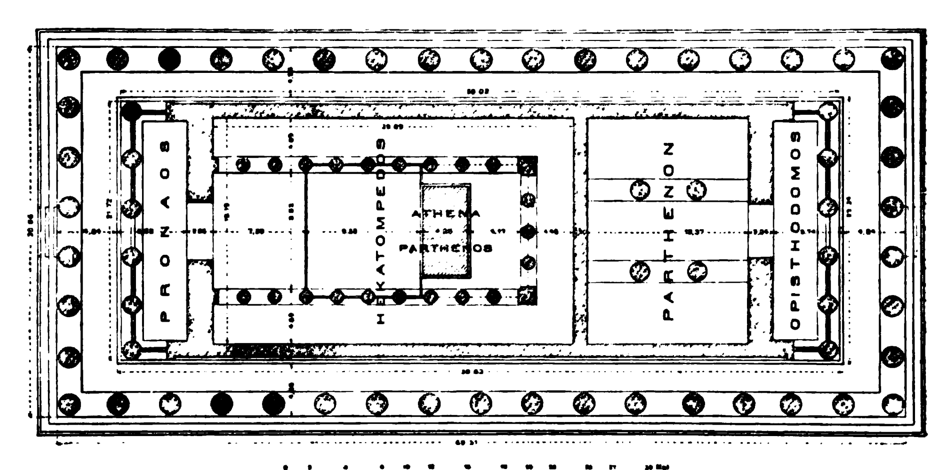


Fig. 62. Peripteros. Der Parthenon in Athen.

30,89 m breit und 69,54 m lang und zeigt 8 Säulen an den Schmal- und 17 Säulen an den Langseiten; aus dem Pronaos, der durch 6 Säulen gebildet wird, tritt man in den Hauptraum, den Hekatompedos (29,89 m lang), der durch 2 Reihen von je 9 Säulen in 3 Schiffe geteilt wird. In dem mittelsten stand, durch Schranken von dem übrigen Tempel abgetrennt, die grosse Goldelfenbeinstatue der Parthenos, die Phidias Meisterhand erschaffen hatte. Hinter dem Hekatompedos folgt ein ziemlich quadratischer Raum, dessen Gebälk von vier in der Mitte stehenden Säulen getragen wurde; dies ist der eigentliche Parthenon, er diente zur Aufbewahrung von Tempelgut und Pompengeräten; zu ihm führte nur ein Zugang vom Opisthodomos aus, der gleichfalls durch 6 Säulen abgeschlossen wird. Der Pronaos sowohl wie der Opisthodomos war durch Gitter, die zwischen den Säulen angebracht waren, zur Aufbewahrung von Kostbarkeiten und Schaustücken benutzbar gemacht.

Der Beschreibung des *ναὸς περίπτερος* schliessen wir die Erwähnung des von Vitruv mit dem Peripteros zusammengestellten Pseudoperipteros an. Wie sich aus dem Namen selbst ergiebt (*ψεῦδος* Täuschung, Schein), haben wir es

hier mit einem Tempel zu thun, bei dem der freie, durch die Säulen gebildete Umgang in Wegfall kommt dadurch, dass der Säulenkranz in Form von Halbsäulen an die Cellamauer selbst angelehnt wird.

Diese Tempelform ist bei den Griechen, deren Architektur auf Wahrheit beruhte, eine sehr seltene, wogegen sie von den Römern häufiger angewendet wurde. Allerdings kennen wir einen griechischen Tempel, den man als Beispiel des Pseudoperipteros anführen könnte; aber bei ihm ist diese Anordnung nicht getroffen, um den falschen Schein eines mit Säulen umgebenen Baues hervorzurufen, sondern sie ist durch Rücksichten auf die Grössenverhältnisse und die Natur des Materials notwendig geworden. Dieser Bau befand sich zu Akragas. Dort hat man nicht weit von den sogenannten Tempeln der Juno und Concordia die Grundmauern eines gewaltigen Tempelbaues aufgefunden, der dem Zeus gewidmet war, und der bei der Besiegung der Agrigentiner durch die Karthaginienser (Ol. 93,3 = 406 v. Chr.) bis zur Aufsetzung des Daches vollendet gewesen zu sein scheint. Diodor, der mit Hinzufügung der Masse diesen Tempel ausführlich beschreibt, bewunderte noch nach Jahrhunderten die Grossartigkeit seiner Ueberreste. Nach neueren Messungen hat er nämlich mit Einschluss der Stufen eine Länge von 359 Fuss und eine Breite von 175½ Fuss; die Höhe muss nach Berechnung der erhaltenen Fragmente von Säulen und Gebälk fast 120 Fuss bis zur Spitze des Giebels betragen haben; der Flächenraum des Tempels war mithin fast dreimal so gross, als der des Parthenon. Die Säulen nun, die allein eine Höhe von fast 62 Fuss hatten, standen so weit auseinander, dass, wenn sie durch frei aufgelegte Architravstücke hätten überdeckt werden sollen, dazu Steinblöcke von 26 Fuss Länge und über 10 Fuss Dicke gehört haben würden. Die Anwendung so grosser Blöcke gestattete aber die Natur des zu den Bauten von Agrigent verwendbaren Materials nicht, das aus einem ziemlich weichen und bröckelnden Muschelkalk besteht, der mit der Zeit eine gewisse Festigkeit erhält, aber zur Ueberdeckung freier und weitgespannter Oeffnungen nicht benutzt werden kann. So sahen sich die Agrigentiner genötigt, zwischen den Säulen solide Mauern bis zur Höhe des Gebälkes aufzuführen und Architrav und Fries darüber aus einzelnen kleineren Steinblöcken herzustellen. Statt einer freien Säulenhalle umgab also das Tempelhaus eine feste Mauer, aus der nach aussen hin die Säulen zur Hälfte hervortraten.

Mit dem Peripteros, dem von einer Säulenhalle rings umgebenen Tempelhause, hat die griechische Tempel-Architektur eigentlich ihre höchste Vollendung und ihren letzten Abschluss erreicht. Die so gewonnene Form konnte allerdings mit Abweichungen ausgeführt werden; die verschiedene Bildung der Cella als Antentempel, Prostylos und Amphiprostylos, und die verschiedene Anordnung des Innern konnten derselben den Reiz einer grossen Mannigfaltigkeit verleihen; der Gedanke des umsäulten Tempelhauses jedoch bleibt allen einzelnen Formen dieser Tempelgattung gemeinsam. Allerdings aber kann diese Umsäulung der Cella erweitert werden. Eine solche Erweiterung findet statt, wenn man statt einer Säulenreihe deren zwei rings um den Tempel herumführt, so dass eine doppelte Säulenhalle, ein doppeltes Pteron gebildet wird. Diese Gattung nannten die Griechen ganz logisch und sachgemäss *ναὸς*

δίπτερος, Tempel mit doppeltem Pteron. „Der Dipteros“, sagt Vitruv, „ist achtsäulig, sowohl an der Vorderseite, als auch an der Hinterfront, aber um die Cella hat er eine doppelte Reihe von Säulen. Von dieser Gattung ist der dorisch erbaute Tempel des Quirinus und der ionische der Diana von Ephesus durch Ktesiphon“. Die Vorschrift des Vitruv passt, wie sehr oft, nicht ganz auf die erhaltenen Monumente, indem statt der von ihm angegebenen acht Säulen in den Façaden auch zehn vorkommen. So z. B. bei dem Tempel des Apollon Didymaeos in Milet, dessen Grundriss unter Fig. 63 abgebildet ist. Durch den doppelten Säulenumgang gelangt man zunächst in den Pronaos *B*, der sich durch vier Säulen *in antis* gegen das Peristyl abgrenzte und dessen Wände durch Pilaster mit sehr reichen korinthischen Kapitellen verziert waren. Durch einen schmalen Raum *C*, der vielleicht zur Aufbewahrung von Kostbarkeiten oder zur Aufnahme von Treppen diente, gelangte man sodann in die

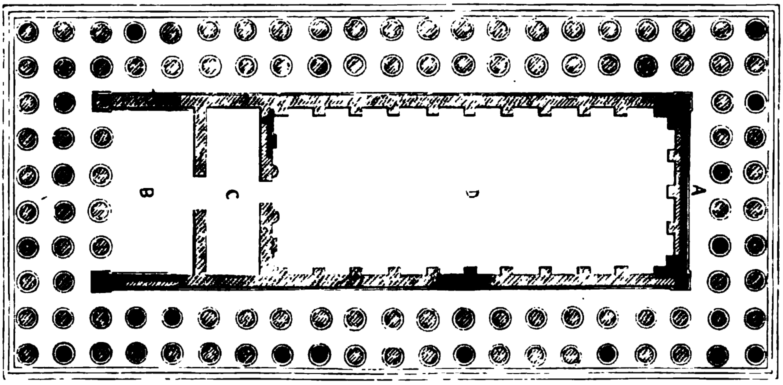


Fig. 63. Dipteros.

Cella *D*, die wahrscheinlich an den Seiten von Säulengängen umgeben war. Einen von Mauern umschlossenen Opisthodom scheint der Tempel nicht gehabt zu haben.

Hatten wir im Dipteros nur eine Erweiterung des Peripteros kennen gelernt, so liegt in dem Pseudodipteros, mit dem Vitruv die Uebersicht der Tempel mit viereckiger Cella beschliesst, eine Art Ausgleichung zwischen Peripteros und Dipteros vor, weshalb Vitruv die Beschreibung derselben auch unmittelbar nach dem Peripteros und vor dem Dipteros giebt. Der Name ist ähnlich zu erklären, wie der des Pseudoperipteros; er bedeutet einen Tempel, der aussieht wie ein Dipteros, ohne ein solcher zu sein; man hat ihn äusserlich wie einen Dipteros angelegt, hat aber dann die zweite Säulenreihe zwischen der ersten äusseren und der Cellenwand weggelassen. „Pseudodipteros“, sagt Vitruv nach Hirt's Uebersetzung, „heisst die Tempelgattung, die an der Vorder- und Hinteransicht acht und auf den langen Seiten, die Ecksäulen mitgerechnet, fünfzehn Säulen hat. Die Wände der Cella aber sind in der Vorder- und Hinterseite geradeüber den vier mittelsten Säulen errichtet. Daher wird der Zwischenraum zwischen den äusseren Säulen und den Wänden ganz umher zwei Zwischen-

weiten und eine untere Säulendicke betragen". Diese Tempelgattung soll von Hermogenes zur Zeit Alexanders des Grossen erfunden worden sein, es scheint aber, dass man schon vor Hermogenes auf eine solche Anlage gekommen war. Wenigstens liegt zu Selinus ein Beispiel dieser Anordnung in dem grössten der Tempel vor, die auf dem östlichen Hügel der Stadt liegen. Derselbe ist, wie die übrigen selinuntischen Gebäude, in dorischem Stile erbaut, der allerdings schon eine den attischen Formen näher stehende Leichtigkeit der Verhältnisse zeigt. Fig. 64 stellt den Grundriss dieses Tempels dar. Die Säulenhalle *A*, die den Tempel umgiebt, hat die Breite von zwei Säulenweiten und einem unteren Durchmesser. Der Pronaos *B* ist durch die vorspringenden Antenmauern der Cella und sechs freistehende Säulen gebildet. Die Cella *C* scheint offen und mit Säulenhallen versehen gewesen zu sein; ihr schliesst sich der Opisthodom *D* an.

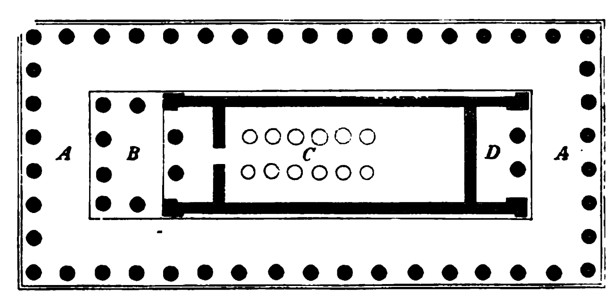


Fig. 64. Pseudodipteros.

Wir haben bisher als die Grundform aller, auch der verschiedensten Tempelbauten die langgestreckte, viereckige Cella als das Haus des Gottes kennen gelernt, zu dem in mannigfaltigster Weise der Schmuck der Säulen hinzutrat, und das mit Rücksicht auf den Kultus eine Gliederung in Pronaos, Cella und Opisthodom erhalten konnte. Und dies ist in der That die vorherrschende Form aller griechischen Heiligtümer, die auch auf Kapellen (*ναΐσχοι*) übertragen wurde.

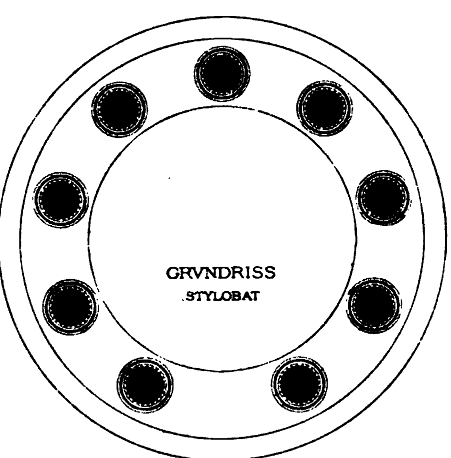


Fig. 65. Rundtempel.

Von dieser oblongen Form ganz verschieden sind die Rundtempel, die nach Vitruv in Monopteros und Peripteros eingeteilt werden. Die ersteren sind einfache Säulenkreise ohne Cella, bei letzteren sind die Säulen um eine Cella herum angeordnet. Als Beispiel genüge hier der Grundriss des auf der Akropolis zum Vorschein gekommenen Tempels des Augustus und der Roma (Fig. 65), der hier als Monopteros gebildet ist, dem aber ursprünglich eine von den Säulen eingeschlossene Cella wohl nicht gefehlt haben wird. Der Durchmesser des Tempelchens beträgt am Stylobat 7,48 m. Andere Rundtempel werden uns in Epidauros und in Olympia entgegentreten.

b. Die Baustile.

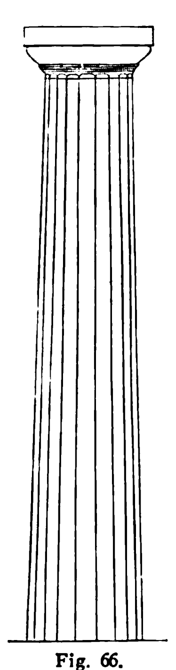
Nachdem wir die verschiedenen Tempelformen kennen gelernt haben, zu denen die Verbindung der freistehenden Stütze mit der festen Mauer führt, ist es notwendig, die verschiedenen Gestalten, in denen die Stütze selbst auftritt, genauer zu betrachten und den Aufbau des Tempels in seinen einzelnen Teilen uns klar zu machen, sowie von den Tempeln, die in diesen verschiedenen Stilarten gehalten sind und deren Ruinen auf uns gekommen sind, Kenntnis zu nehmen.

Es lassen sich, abgesehen von der allmählichen Umgestaltung, welche die Säule im Verlaufe der Zeiten erlitt, und deren Betrachtung der Kunstgeschichte angehört, drei Gattungen unterscheiden (Säulenordnungen genannt), die dorische, ionische und korinthische.

1. Der dorische Stil.

Die dorische Säule hat ihren Namen von dem Volksstamme der Dorier erhalten, von dem sie erfunden und am häufigsten angewendet worden ist und dessen ernstem und würdigem Charakter sie durch ihre ganze Bildung entspricht. Sie zerfällt in zwei Teile, den Schaft und das Kapitell. Der Schaft besteht aus einem Stamme von kreisförmigem Durchschnitt, der bis etwa auf ein Drittel seiner Höhe unmerklich anschwillt (ἔντασις) und nach oben hin mehr oder weniger sich verjüngt, mit seinem breiteren unteren Ende aber unmittelbar auf dem Stylobat oder dem Tempelunterbau ruht. Nur in seltenen Fällen war die Säule monolith, gewöhnlich hingegen aus mehreren Stücken oder Trommeln (σπόνδυλοι) ohne Mörtel zusammengesetzt, die durch hölzerne Dübel auf einander befestigt wurden. Seiner Länge nach ist der Schaft durch (in der Regel 20) parallele Vertiefungen, von den Griechen ῥάβδωσις, jetzt Kannelierungen genannt, belebt, deren Kanten in scharfen Stegen sich berühren, und die, um Beschädigungen beim Versetzen der Trommeln zu verhüten, erst nach Aufstellung der Säule eingemeisselt wurden. Nur bei der obersten und untersten Säulentrommel waren sie vorher angegeben (obere und untere Lehre). Auf dem Schaft ruht der zweite Teil der Säule, der Knauf oder das Kapitell, das die Griechen, nach Analogie des menschlichen Kopfes κεφάλαιον, die Römer *capitulum* nannten. Das Kapitell der dorischen Säulenordnung besteht aus


Fig. 67. Dorisches Kapitell.


Fig. 66. Dorische Säule.

drei Teilen. Der erste wird ὑποτραχήλιον, Hals, genannt und bildet die Fortsetzung des Schaftes, von dem er durch einen oder mehrere Einschnitte getrennt ist; an seinem oberen Teile erweitert er sich und ist gewöhnlich durch mehrere parallele, horizontale Streifen geziert, die von den Römern als Ringe, ***annuli***, bezeichnet werden. Darauf folgt als der Hauptteil des Kapitells ein ebenfalls kreisförmig gebildeter, ringsum stark hervorspringender Leisten, der nach seiner

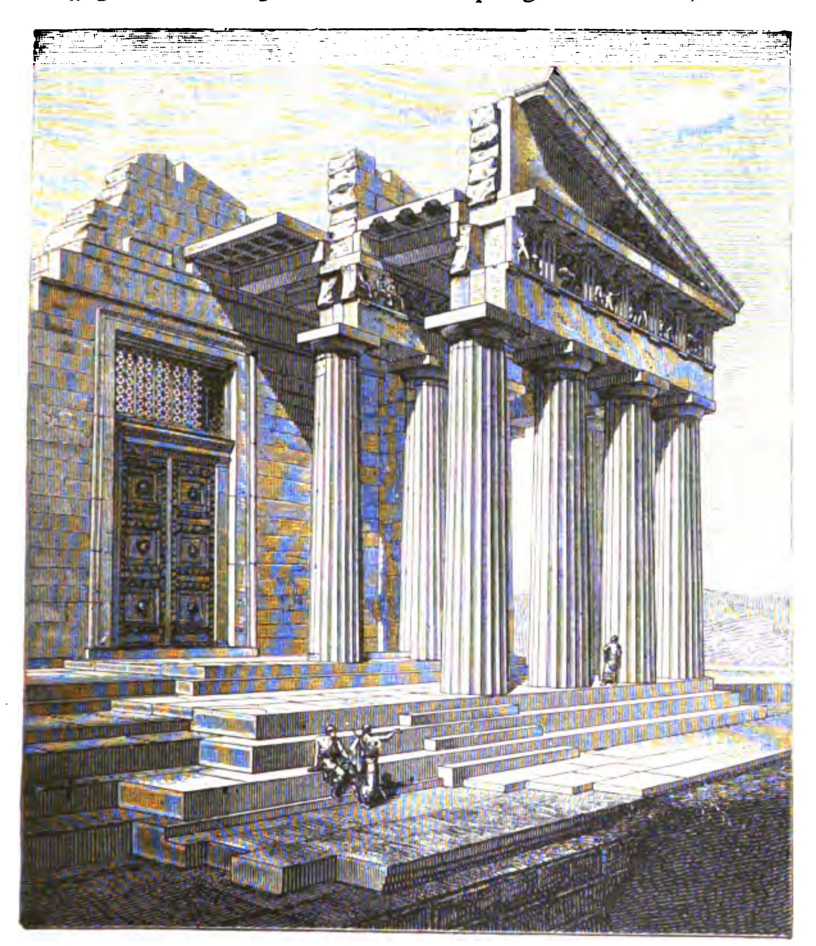


Fig. 68. Nordostecke des Parthenon.

Gestalt von den Griechen ἐχῖνος, d. h. Seeigel, genannt wurde und in dem sich die Tragkraft der Säule unter der Last der darauf ruhenden Teile (Gebälk und Dach) zusammenzufassen scheint. Der dritte Teil besteht aus einer viereckigen und vierkantig behauenen Deckplatte, die Träger (ἄβαξ, und davon im Lateinischen ***abacus***) genannt wird und zur Aufnahme des auf Säulen ruhenden Hauptbalkens oder Architravs (ἐπιστύλιον) bestimmt ist.

Es ist nicht möglich, hier die Veränderungen zu verfolgen, welche die dorische Säule von ihrem Anfang an im Laufe der Jahrhunderte durchgemacht

hat, im allgemeinen mag hier bemerkt werden, dass, je älter das Bauwerk, um so schwerer und gedrückter die Bildung der ganzen Säule gewesen ist, wie dies vorzugsweise die Anschauung der wenigen noch vorhandenen Säulen eines vielleicht dem sechsten Jahrhundert v. Chr. angehörenden Tempels zu Korinth lehrt. Die Höhe des dorischen Säulenschafts beträgt gewöhnlich 5½ Moduli oder untere Säulendurchmesser, während die Abstände der Säulen durchschnittlich zu 1⅓ Moduli berechnet werden. Als Beispiel der schönsten Form fügen wir unter Fig. 66 die Abbildung einer der Blütezeit griechischer Architektur angehörenden Säule, nämlich des Parthenon, hinzu, deren Kapitell Fig. 67 in grösserem Massstabe darstellt.

Der Unterbau des Tempels, Stereobates, gewöhnlich aus geringerem Material hergestellt, wird mit einer Stufenanlage (gewöhnlich sind es drei Stufen) umkleidet, auf deren oberster, dem Stylobates, die Säulen sich erheben (Fig. 68). Ueber den Säulen folgt das Gebälk (ἐπιβολή), zunächst der Architrav (ἐπιστύλιον); er besteht aus vierkantigen, glatt behauenen Steinbalken, die von Säulenmitte zu Säulenmitte laufen. Nur bei den Ecksäulen muss natürlich der Architrav bis zur Ecke laufen, deshalb sind die Ecksäulen auch etwas näher an die vorletzten Säulen herangerückt; nach oben springt aus dem Architrav eine schmale Platte vor *(taenia)*, von der über jeder Säule und der Mitte jedes Säulenabstandes die Regula (mit sechs kegelförmig geschnittenen Tropfen, *guttae*,) herabhängt. Darauf folgt der Fries, aus Triglyphen und Metopen gebildet. Die Triglyphen, wohl ursprünglich die Balkenköpfe bedeutend, haben ihren Namen von den drei Schlitzen (zwei ganze in der Vorderfläche und je ein halber an den beiden Ecken); sie finden sich über jeder Regula, also sowohl über jeder Säulenmitte, als über der Mitte des Säulenabstandes; nur die Ecktriglyphen sind, ebenso wie die Eckregulae, an die Ecke gerückt; der Raum zwischen je zwei Triglyphen wird durch die Metopen eingenommen, die vielfach mit Skulpturschmuck verziert waren. Ueber dem Fries folgt das Kranzgesims, γεῖσον, aus weit hervorspringenden, stark unterschnittenen Platten gebildet; an der unteren Seite des Geisons sind über jeder Triglyphe und Metope Platten mit drei Reihen von je sechs Tropfen angebracht, die *viae*. Innerhalb des Säulenkranzes erheben sich die Cellamauern, öfter durch Stufen vom Stylobat emporgehoben; wo diese frei enden (beim *Templum in antis*), laufen sie in Anten aus, deren Ursprung (das ursprünglich verwendete schlechte Material musste durch Bekleidung gegen die Einflüsse der Witterung geschützt werden) schon oben S. 51 hervorgehoben ist. Auch diese sind in Schaft und Kapitell gegliedert, zeigen aber weder Kannelierung, noch Anschwellung. Der Raum zwischen den Säulen und der Cellamauer ist durch die Kalymmatien bedeckt, Platten, die quadratische Aushöhlungen zeigen (*Lacunaria*, Kassetten); von dieser schwebenden Bedeckung heisst der ganze Säulenumgang πτερόν. Bei grösserem Abstande des Säulenkranzes von den Cellamauern waren vom γεῖσον zur Cellamauer steinerne Balken (δοκοί, *tigna*) gelegt, die ihrerseits die Kalymmatien trugen. Die Cella selbst ist meist mit einer flachen Holzdecke bedeckt gewesen; war der Abstand der beiden Mauern zu gross, so wurden im Innern zwei Säulenreihen, öfter auch nur eine in der Mitte (s. w. u.) als Stützen der Decke ein-

geschoben. Da die inneren Säulen bei geringerem Durchmesser nur auch eine geringere Höhe erreichen konnten, so musste auf sie noch eine zweite Säulenreihe aufgesetzt werden.

Ueber dem Ganzen erhob sich ein auf hölzernem Dachstuhl ruhendes schräges Ziegeldach; dadurch entstanden an den beiden Schmalseiten Giebel (*ἀετός*, *ἀέτωμα*, *Fastigium*), die vielfach mit Reliefschmuck oder Statuenreihen verziert waren. Die Hinterwand des Giebels wird *τύμπανον* genannt; an den schrägen Seiten läuft das *γεῖσον*, aber ohne *viae* mit hinauf; auf ihm auflagernd erhebt sich ein Rinnleisten, die Sima, nach vorn ausgebaucht. Auch an den Langseiten des Tempels ziehen sich oft die Simen hin, von Zeit zu Zeit mit weit vorspringenden Löwenköpfen geschmückt, die als Wasserspeier dienen. Das Dach zeigt zweierlei Arten von Ziegeln, Planziegel, *imbrices*, mit emporstehenden seitlichen Rändern, die dicht an einander gelegt wurden, und Hohlziegel, welche über die Fugen der Planziegel gelegt wurden. Am First wurden die Planziegel durch schmale Winkelziegel eingedeckt. Die Hohlziegel wurden durch besondere, mit einer Palmette gezierte Firstziegel gedeckt; auch unten am Traufrand enden die Hohlziegelreihen in Palmetten. Noch ist der Schmuck über den Giebelecken und Giebelspitzen zu erwähnen; diese waren gewöhnlich durch Akroterien verziert, meist ornamentale Aufsätze aus Ranken und Palmetten (Fig. 69); aber auch Gefässe, selbst tierische oder



Fig. 69. Giebelakroterion.



Fig. 70. Giebelakroterion.

menschliche Figuren wurden zur Ausschmückung verwendet, ja man hat auf der Spitze ganze Gruppen von Figuren angebracht, wie z. B. in Delos (vgl. Fig. 70).

Ueber die Beleuchtung des Innern haben die Meinungen lange Zeit sehr geschwankt; da Lichtöffnungen in den Seitenwänden nicht vorgesehen waren (im Dach sind sicherlich Ziegel mit kleinen Lichtöffnungen angebracht gewesen, aber durch diese konnte nur der Raum zwischen Dach und Decke etwas erleuchtet werden) und man das Licht, das durch die Thür einfällt, für nicht genügend hielt, kam man darauf, eine Nachricht, die Vitruv von wenigen Tempeln als Ausnahme berichtet, so ziemlich auf alle grösseren Tempel auszudehnen, d. h. anzunehmen, dass das Dach in der Mitte eine grosse Oeffnung gehabt

habe, durch die Licht in den Tempel fallen konnte. Neuerdings ist man anderer Ansicht geworden (vgl. Durm, Die Baustile I S. 131; Dörpfeld, Athen. Mitt. 1891 S. 334). Die Lichtmasse, die in südlichen Ländern durch eine grosse Thür zu strömen vermag, ist eine so gewaltige, dass sie für die Zwecke, denen der Tempel dienen sollte, völlig genügt. Man vergisst gewöhnlich bei der Behandlung dieser Frage, dass es sich dort nicht, wie bei unseren nordischen Kirchen, um Versammlungsräume handelte, in denen eine grosse Menge zusammenströmt, um zu lesen; gerade durch die nur schwach oder künstlich erleuchteten Räume wird auf das Gemüt des Beschauers ein gewisser Zauber ausgeübt, ein Gefühl der Weihe und Andacht erweckt, dem sich keiner so leicht zu entziehen vermag. Als Beweis dafür können noch heute die dem Gottesdienst geweihten Gebäude im Süden gelten, bei denen der Ausschluss des Tageslichts die Regel ist. Nach Vitruv (II 2) hat es einige sogenannte Hypaethraltempel, bei denen der mittlere Teil der Cella unter freiem Himmel lag,

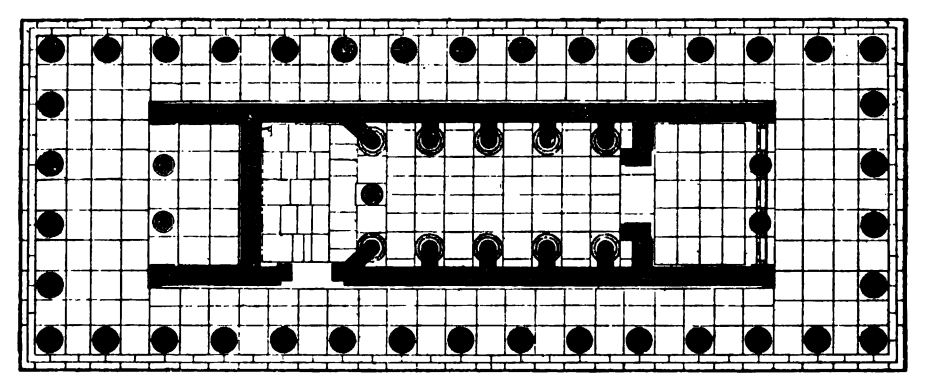


Fig. 71. Tempel von Phigalia, Grundriss.

wirklich gegeben, so vor allem der achtsäulige Tempel des Zeus in Athen, der von Peisistratos begonnen, erst unter Hadrian seine Vollendung gefunden hat; wir wissen aber nicht, ob der von Vitruv geschilderte Zustand ein für die Dauer beabsichtigter oder nur durch die noch nicht durchgeführte Vollendung herbeigeführter war. Anders ist es, wenn das Mittelschiff gleichsam nur als Hofraum vor einer Aedicula, in der das Götterbild stand, diente; so scheint es z. B. in Phigalia gewesen zu sein (vgl. Fig. 71), wo der Mittelraum zwischen den Säulen, über denen ein Skulpturenfries entlang läuft, wahrscheinlich als eine Art Vorhof vor der südlich angebrachten eigentlichen Aedicula anzusehen ist. (Der Standpunkt des Götterbildes war in der Ecke der Westwand, bei *A*, dem östlichen Eingang gerade gegenüber.) In allen den Fällen, wo das Mittelschiff dem Kultus dient, wo dort also das Götterbild aufgestellt ist und Weihegeschenke und Kostbarkeiten aller Art niedergelegt sind, würde die Dachöffnung, durch die allen Einflüssen der Witterung freier Zutritt gestattet worden wäre, geradezu unbegreiflich sein. Es kommt noch hinzu, dass auch in dem Fussboden nirgends Fürsorge dafür getroffen worden ist, um die bei vorhandener Oeffnung notwendig einfallenden Regenmassen abzuführen.

Das Bild, welches wir vom griechischen Tempel entworfen haben, würde aber kein vollständiges sein ohne die Erwähnung der Farben, von denen einst alle Teile bedeckt waren.

Ueber die Polychromie der antiken Architektur und Skulptur hat lange ein heftiger Streit bestanden. Weil Marmor für uns ein verhältnismässig kostbares Material ist, glaubte man, dass die Alten unmöglich dieses wieder durch Farbe verdeckt haben könnten; dazu kommt, dass die erhaltenen Trümmer meist ohne jede Färbung erscheinen. Genauere Beobachtungen haben aber zu



Fig. 72. Basilika in Paestum. Aussenansicht.

der Wahrnehmung geführt, dass die Farbenspuren sich noch häufig erkennen lassen; dazu kommen die vielfachen Ausgrabungen auf griechischem Boden, durch die oft Skulpturteile, deren Färbung sich in der Erde frischer erhalten hat, zum Vorschein gekommen sind; noch vor kurzem hat die Auffindung eines Monuments, des choragischen Denkmals des Nikias, welches Poros und Marmor nebeneinander verwendet zeigt, bewiesen, dass unbedingt Bemalung, durch welche die Verschiedenheit des Materials ausgeglichen wurde, ursprünglich vorauszusetzen war. Man hat beim Steinbau eben beibehalten, was ursprünglich durch das zum Bau verwendete schlechtere Material als notwendig verlangt wurde. Die ältesten Tempel sind ohne Zweifel, wie das Heraion in Olympia noch erkennen lässt, aus Lehmziegeln, die an der Sonne getrocknet waren, auf steinerner Unterlage errichtet worden; um diesen Mauern

grösseren Halt zu geben, musste ein Putz aufgelegt werden, der die Bemalung gleichsam als etwas Selbstverständliches forderte; dazu kamen Stützen aus Holz und an den dem Wetter besonders ausgesetzten Teilen Verschalungen aus Holz. Bei den oberen Teilen über den Säulen schien ein besonders kräftiger Schutz nötig, dort wurden Platten und Kasten aus Terrakotta vorgelegt und mit Nägeln an dem Untergrunde befestigt; solche sind zahlreich besonders aus Olympia noch auf uns gekommen, und sie können wegen der auf ihnen wohlerhaltenen Malerei als vorzügliche Beweise für die ehemals über den ganzen Tempel ausgedehnte Polychromie dienen. Zu gleicher Zeit lassen sie uns die Zähigkeit



Fig. 73. Basilika in Paestum. Innenansicht.

erkennen, mit der die Griechen an den einmal bestehenden Bauformen festgehalten haben; Olympia liefert nämlich in dem Schatzhause der Geloer den Beweis, dass auch nach Ersetzung der Lehmmauern durch Steinwände die Terrakottaplatten zur Bekleidung beibehalten wurden. Doch war dies ein Gebrauch, der nur in Unteritalien und Sicilien bestanden zu haben scheint, der in dem eigentlichen Griechenland aber nur dort geübt worden ist, wo von sicilischen Baumeistern mit eingeführtem Material gearbeitet wurde, wie eben in Olympia; sonst hat man in Griechenland an Stelle der Lehmmauern einen porösen Kalkstein verwendet, auf dem durch Auftragen eines feinen Stucks der Malgrund geschaffen werden musste. Fragmente von solchem Stucküberzug auf Porosstein mit Malerei sind noch heute wohlerhalten. Gegenüber dem Poros, der erst eine Vorbereitung für die Malerei nötig machte, empfahl sich nun der Marmor, weil auf ihm die Farben ohne weiteres aufgetragen werden konnten; das wird mit ein Hauptgrund gewesen sein, dass man dieses nicht

kostbarere, sondern nur schwerer zu bearbeitende und widerstandsfähigere Material beibehalten und gesucht hat.

Auf Grund der beglaubigten Reste entwirft Durm (Baustile I, Seite 122) folgendes (hier etwas gekürztes) Bild von der Bemalung des dorischen Tempels: Die Cellawände, Säulen, Epistylien und Gesimse leuchten in schönem, hell orangegelbem Tone, die Abaken der Kapitelle glänzen in golden und rot gezeichneten Mäanderschemen, die stellenweise durch dunklere Linien und Quadrate unterbrochen sind. Unter diesen sitzen die rot und golden umsäumten ei- oder herzförmigen Blätter am Echinos, mit roten Mittelrippen auf blauem Blattgrunde, gelben Zwischenspitzen und saftig-grünem Untergrunde; die dunkelroten Annuli bilden den Abschluss nach dem Schafte. Die Vorderflächen der Epistylien zieren fortlaufende Rankenornamente, vergoldete Tropfen hängen von den

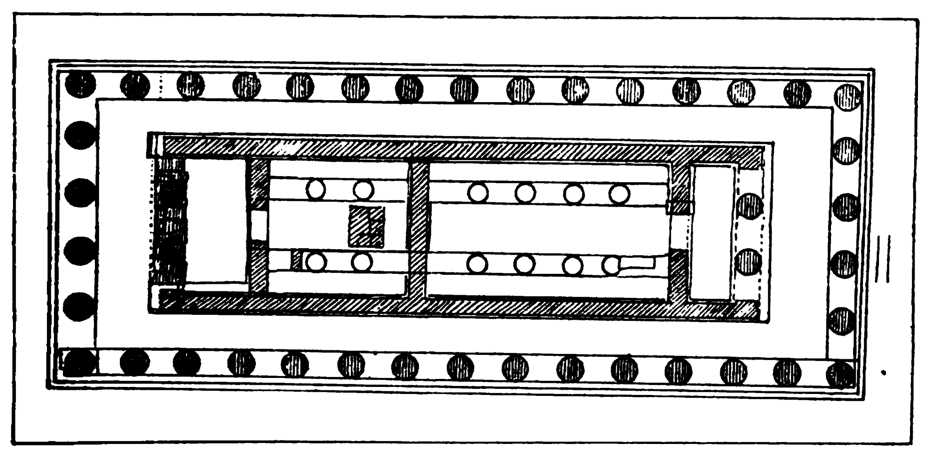


Fig. 74. Grundriss des Tempels in Korinth.

schmalen, unter den Triglyphen befindlichen Leistchen, die selbst mit kleinen grünen, abwärts gerichteten Palmetten geziert sind. Das krönende Kopfband ist mit einem feinlinigen Mäander von roter und grüner Farbe bedeckt, die Triglyphen haben den satten, himmelblauen, weithin leuchtenden Ton. Die Figuren der zwischengestellten Metopen haben im Nackten und in den Gewandungen die natürlichen Farben, der Grund, von dem sie sich abheben, ist von sattem, zu dem Blau der Triglyphen gestimmtem Braunrot. Die durch die Unterschneidung der Gesimsplatten entstandene lotrechte Platte über dem Triglyphon schmückt auf rotem Grunde ein blaugelbes oder goldenes Mäanderschema, die Viae sind mit dem gleichen Blau wie die Triglyphen überzogen und mit goldenen Tropfen besetzt; die zwischenliegenden Streifen sind zinnoberrot, der Wellenkarnies über der Hängeplatte hat umränderte, grün und rot gefärbte übergeschlagene Blätter, die Figuren des Giebels haben die natürlichen Farben, ihre Waffen und Attribute erglänzen in Gold und heben sich wie die Reliefs der Metopen von braunrotem Grunde ab. Die Simen schmücken goldene Anthemien, das darunter liegende Plättchen ein Mäander oder die Meereswoge,

das kleine Echinosglied überfallende rote Herzblätter, umrändert und mit Mittelrippen versehen, auf grünem Grunde. Die Löwenköpfe der Sima, der Akroterienschmuck und die Antifixe leuchten wieder in hohen Farben oder in ganzer Vergoldung, Deck- und Firstziegel schmücken farbige Blätter und Anthemien. Soviel von der Bemalung des Aeusseren. Natürlich waren auch die Decken der Säulenhallen und die Wände der Cella mit farbigem Schmuck versehen, der im Verein mit den vergoldeten Bronzegittern, den silbernen und goldenen Gefässen und Statuen, die im Säulengang aufgestellt waren, ein stimmungsvolles Bild gewährten, das nicht verfehlen konnte, auf den Beschauer einen tiefen Eindruck zu machen.



Fig. 75. Tempel in Paestum. Vorderansicht.

Dass goldene Kränze und ähnlicher Schmuck an den Wänden aufgehängt war, lassen die unten zu besprechenden Schatzlisten von Delos erkennen; auch Schalen, Schüsseln und Tafeln aus Terrakotta und anderen Stoffen scheinen als Wandschmuck mit verwendet zu sein.

Einige der erhaltenen Monumente.

Als ältester dorischer Tempel, von dem uns durch erhaltene Ruinen genauere Kenntnis geworden ist, wird mit Recht das Heraion in Olympia betrachtet. Die Säulen waren ursprünglich aus Holz, waren aber allmählich zu verschiedenen Zeiten durch steinerne ersetzt worden; dadurch erklärt sich die grosse Verschiedenheit in den Kapitellen und die Unregelmässigkeit der Ab-

stände. Die Mauern der Cella waren auf steinerner Unterlage aus Lehmziegeln erbaut, die oben unter reicher Terrakotta-Inkrustation verborgen waren. Näheres wird in dem Kapitel über Olympia gegeben werden.

Auch die Tempel *D* und *C* in Selinus, deren Grundplan oben in Fig. 59 und 61 gegeben ist, gehören einer frühen Zeit, dem Ende des 7. oder dem Anfang des 6. Jahrhunderts, an (Selinus war 628 von Megara Hyblaea aus gegründet und schon 409 durch die Karthager für immer zerstört); während *D* 6 : 13 Säulen hat, erhebt sich *C* als Peripteros mit 6 : 17 Säulen auf einem vierstufigen Unterbau mit Zwischenstufen an der Eingangsseite. Die Säulen, mit



Fig. 76. Tempel in Paestum. Seitenansicht.

16 Kannelüren versehen, sind nicht alle gleich stark. Der Kalkstein war mit Stuck überzogen, an dem vielfach Farbenspuren erhalten sind.

Ein ganz eigenartiges Gebäude ist die sogenannte Basilika in Paestum (Poseidonia soll um 700 v. Chr. von Sybaris aus gegründet sein). Es ist ein Peripteros von 9 : 18 Säulen, die sich besonders stark verjüngen und am Halse sehr stark eingezogen sind. Die Cella ist durch eine mittlere Säulenreihe in zwei Schiffe geteilt, jedenfalls sollte diese Säulenreihe als Deckenträger dienen, da es nicht möglich schien, die ganze Breite der Cella mit einem Balken zu überspannen. Die Anordnung einer Säulenreihe in der Mitte hat dann auch zu der ungewöhnlichen Anordnung von einer ungeraden Säulenzahl auf den Schmalseiten geführt.

Wir geben in Fig. 72 ein Bild der sogenannten Basilika von aussen, während Fig. 73 das Innere dieses Tempels darstellt. Die gewaltige Grösse der weit ausladenden Kapitelle lässt sich besonders an den umgekehrt am Boden liegenden Baustücken erkennen.

Dem streng archaisch-dorischen Stil gehört der Tempel in Korinth an, von dem noch sieben sehr zerstörte Säulen, fünf auf der West-, zwei auf der Südseite, aufrecht stehen; sie zeigen 16 Kannelüren und sind in auffallend gedrungenen Verhältnissen gehalten; ihr Material ist ein rauher, poröser Kalkstein,

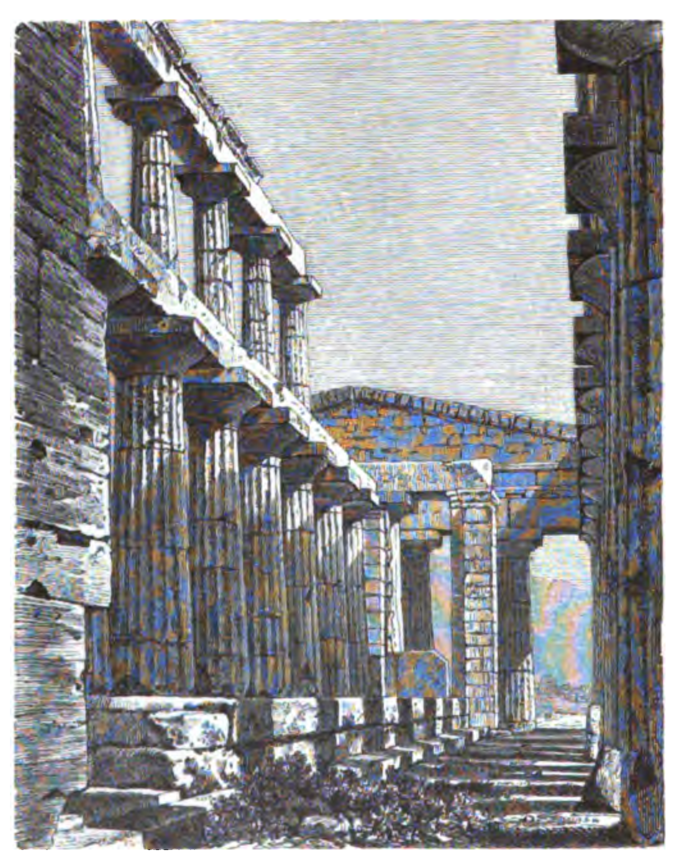


Fig. 77. Inneres des Tempels in Paestum.

der mit einer gelblichroten Stucklage überzogen war. Nach den Resultaten der neueren Ausgrabungen hat der Tempel 6 Säulen auf den Schmalseiten, 15 Säulen auf den Längsseiten gehabt, und war innerhalb des Säulenkranzes als doppelter Antentempel gestaltet. Hinter der eigentlichen Cella, die wahrscheinlich noch zwei innere Säulenstellungen hatte, liegt ein vom Opisthodom aus zugängliches Gemach (vgl. Fig. 74).

Aus der Zeit des entwickelten dorischen Stils ist uns ein vorzügliches Denkmal in einem Tempel in Paestum erhalten, den man seiner Grösse wegen

als den Haupttempel der Stadt betrachtet und deshalb auch dem Schutzgott derselben, dem Poseidon, geweiht glaubt. Dieser Bau besteht aus einem Peripteros mit 6 Säulen in den Fronten und 14 Säulen auf den Langseiten; die von Umgängen umgebene Cella hat auf der Vorder- und Hinterseite zwei Säulen *in antis*. Durch den Pronaos tritt man in die Cella, an deren beiden Seiten sich doppelte Säulengänge erheben, die zum Tragen der Decke dienten. An der Hinterwand der Cella befinden sich die noch deutlich erkennbaren Treppen, die zu dem Hyperoon oder der oberen Säulengalerie emporführen und zwischen denen eine Thür den Eingang zum Opisthodom bildet. Fig. 75 zeigt den Tempel von der Frontseite, Fig. 76 von der Langseite, während Fig. 77 einen



Fig. 78. Sog. Concordiatempel in Girgenti. Vorderansicht.

Teil des Innern des Tempels in seinem gegenwärtigen Zustande darstellt. Derselbe hat eine Länge von 62,39 m und eine Breite von 26,082 m; die Cella ist 45,38 m lang und 14,40 m breit.

Auch der Zeustempel in Akragas, der oben S. 57 als Beispiel des Pseudoperipteros angeführt ist, gehört in diese Zeit; in der Cella war eine doppelte Pfeilerstellung angeordnet, über denen sich Atlanten erhoben, das heisst Männergestalten, die mit emporgehobenen und unter das Gebälk gestützten Armen die Decke zu tragen schienen. Als Akragas im Jahre 406 von den Karthagern zerstört wurde, war der Tempel zwar vollendet, aber noch nicht völlig ausgebaut. Derselben Stilperiode gehört auch der Concordiatempel in Akragas an, ein Peripteros von 6 : 13 Säulen, der sich auf vier Stufen erhebt, mit Säulenstellung *in antis* und Steintreppen beim Eingang, die zum Dach



Fig. 79. Sog. Concordiatempel in Girgenti. Innenansicht.



Fig. 80. Sog. Tempel der Dioskuren in Girgenti.

führten; über den Anten erhebt sich eine von einer Oeffnung durchbrochene Giebelwand. Die Cellamauern sind bei der Verwandlung in eine Kirche (San Giorgio delle rape) von zwölf rundbogigen Oeffnungen durchbrochen worden. Fig. 78 giebt die Vorderansicht, Fig. 79 die Innenansicht des Tempels.

Auch Fig. 80 stellt die Ruinen eines Tempels aus Akragas dar, er wird als Tempel des Kastor und Pollux bezeichnet; auf drei Stufen erhob sich der Peripteros von 6 : 13 Säulen. Von diesem Tempel sind zahlreiche polychrome Stuckfragmente als Beweise der ehemaligen Bemalung auf uns gekommen.

Von hohem Interesse, weil in unfertigem Zustande erhalten, ist der Tempel in Segesta auf Sicilien, ein Peripteros mit 6 Säulen auf den Schmalseiten und 14 Säulen auf den Langseiten. Diese sind noch ohne Kannelüren, die nur bei der oberen Lehre unter dem Echinos angegeben sind; scheinbar stehen sie auf Basen, weil die Platten des Stylobats noch nicht gelegt sind. Die Stufen des Unter-

baues lassen noch die Ansätze erkennen, die zum Versetzen der Steine dienten, die Cella war, trotzdem auf den Schmalseiten schon die Giebel aufgesetzt waren, noch nicht begonnen. Der Tempel ist 61 m lang und 26,3 m breit; im ganzen wohl erhalten, macht er in der Oede, in der er liegt, rings umgeben vom herrlichsten Gebirgspanorama, einen unvergesslichen Eindruck. (Fig. 81.)

Auf griechischem Boden gehören hierher der Athenatempel auf der Insel Aegina, auf weithin sichtbarem Felsplateau errichtet; früher wurde er für den Tempel des Zeus Panhellenios gehalten, während man ihn neuerdings gleichsam als Weihgeschenk an die Götter für den Sieg bei Salamis auffasst. Auf



Fig. 81. Tempel von Segesta.

drei Stufen erhebt sich der Peripteros von 6 : 12 Säulen; das Tempelhaus besteht aus Cella, Pronaos und Opisthodom, mit Säulen zwischen den Anten; das Innere der Cella ist durch zwei Reihen von je fünf Säulen in drei Schiffe geteilt. Auf den vier Ecken des Daches standen Greife, auf den Giebelspitzen je zwei Frauengestalten, die in der einen Hand eine Blume halten, während sie mit der andern das Gewand fassen, neben einem Voluten - Ornament. Die beiden Giebel waren mit Figurenreihen geschmückt, von denen die im Ostgiebel den Kampf des Herakles und Telamon vor Troja, die im Westgiebel den Kampf des Aias vor Troja darstellen; beide Male bildet der Kampf um den Leichnam eines Gefallenen den Mittelpunkt. Die Figuren wurden 1811 von einer Gesellschaft Deutscher und Engländer in den Ruinen des Tempels gefunden, 1812 von dem damaligen Kronprinzen, nachherigen König Ludwig

von Bayern, für 10,000 Zechinen (120,000 Mark) gekauft, 1816—17 von Thorwaldsen ergänzt und dann in der Glyptothek in München aufgestellt. Fig. 82 zeigt uns den Tempel von der Schmalseite, Fig. 83 von der Langseite.

In Bezug auf den Zeustempel von Olympia verweise ich auf die Beschreibung von Olympia.

Unter den Beispielen des attisch-dorischen Stils verdient vielleicht der kleine Themistempel zu Rhamnus in Attika, dessen Grundplan unter Fig. 55 gegeben ist, als ältester die erste Stelle. Zu den Säulen und der Façade



Fig. 82. Athenatempel in Aegina. Schmalseite.

ist Porosstein verwendet, doch die Hinterwand zeigt Polygonalbau, lässt sich also mit vorpersischen Bauten in gleiche Zeit setzen. Fig. 84 zeigt den Aufriss der Façade.

Der von allen antiken Tempeln am besten erhaltene ist ohne Zweifel das sogenannte Theseion in Athen, ein Peripteros von 6 : 13 Säulen, der sich westlich von der Agora auf dem alten Kolonos agoraios oder Markthügel erhebt, dessen Grundriss oben in Fig. 60 gegeben ist. In christlicher Zeit war er als Kirche dem heiligen Georg geweiht. Ob die Bezeichnung als Theseustempel richtig ist, ist in neuerer Zeit zweifelhaft geworden; L. Ross glaubte darin den Arestempel sehen zu müssen, andere haben an Herakles, oder an Herakles und Theseus, oder an Hephaistos mit Athena gedacht.

Der Tempel (Fig. 85) erhebt sich auf zwei Stufen; er ist aus pentelischem Marmor erbaut, dem die Jahre eine prächtige goldbraune Patina gegeben haben. Die Länge des Gebäudes beträgt, an der oberen Stufe gemessen, 31,85 m, die Breite 13,85 m. Die Anschwellung der Säulen ist nur unbedeutend, sie zeigen 20 Kannelüren und sind, um dem Druck des oberen Gebälks besser zu begegnen,



Fig. 83. Athenatempel in Aegina. Langseite.

etwas schräg nach innen geneigt gestellt. Das Pteron der Ostseite zeigt die Kassettendecke noch wohl erhalten. Von den ehemaligen Statuengruppen des Giebels sind nur noch die Bettungen vorhanden, dagegen sind die Metopen der Ostfront und je vier der anstossenden Langseiten noch mit dem Skulpturenschmuck, Thaten des Herakles und Theseus darstellend, versehen, leider sind sie so zerstört, dass vielfach kaum die Umrisse noch wahrgenommen werden können. Die übrigen 50 Metopen sind heut ohne Schmuck; ob sie ehemals durch Malerei verziert waren, lässt sich jetzt nicht mehr entscheiden. Auch über den Anten ist bildnerischer Schmuck angebracht, und zwar so, dass der Fries der Ostseite, als der Eingangsseite, um etwas auf die beiden Langseiten übergreift; wahrscheinlich war auf der Ostseite der Kampf der gegen Athen kämpfenden Eleusinier und Thraker dargestellt, während der Westfries den Kampf der Kentauren und Lapithen schildert. — Die Decke der Cella ist zerstört und durch ein modernes Tonnengewölbe ersetzt; bis zur Fertigstellung des Zentralmuseums wurde das Innere zur Aufbewahrung von Antiken benutzt. Besonders zu beachten ist, dass an den Architekturteilen noch vielfach deutlich die frühere Bemalung erkannt werden kann. Wahrscheinlich stammt er aus kimonischer Zeit, er ist ungefähr um 460 v. Chr. erbaut worden.

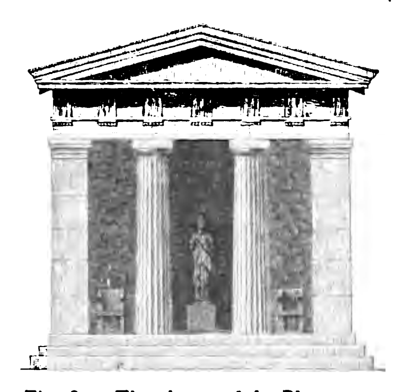


Fig. 84. Themistempel in Rhamnus.

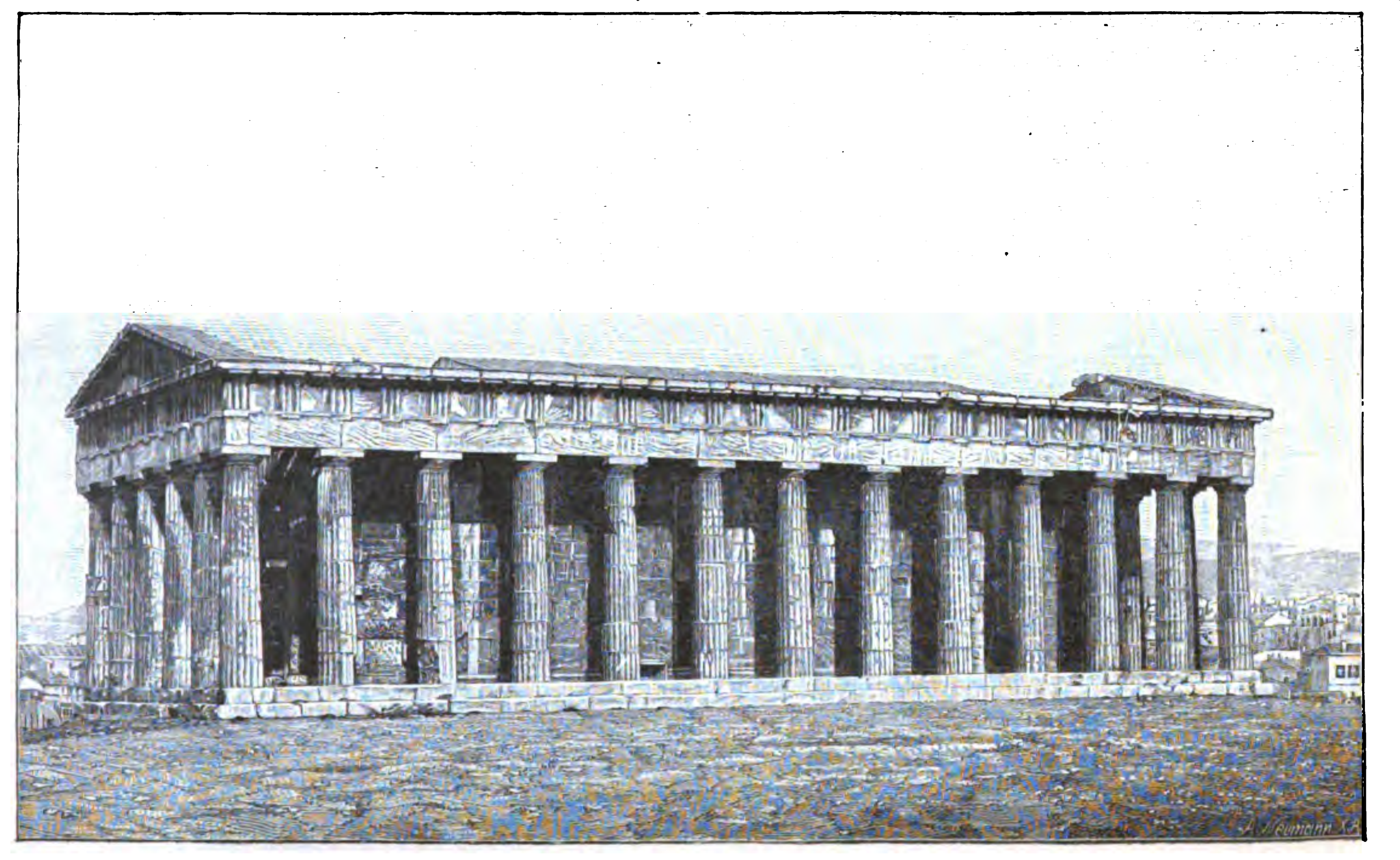


Fig. 85. Das Theseion in Athen.

Ueber den Parthenon auf der Akropolis von Athen wird besser erst bei der Besprechung der Akropolis gehandelt. Von demselben Baumeister wie der Parthenon ist auch der Tempel des Apollon Epikurios zu Bassae oder Phigaleia in Arkadien erbaut, von Iktinos, den die Arkadier jedenfalls wegen des Ruhmes, den er sich mit dem Parthenon erworben hat, zum Tempelbau berufen haben. Die Lage des in grossartig wilder Berglandschaft sich erhebenden Tempels (Fig. 86) ist unvergleichlich schön. Merkwürdiger Weise ist er nicht, wie gewöhnlich, von Ost nach West,



Fig. 86. Apollotempel in Phigalia.



Fig. 87. Tempel auf Kap Sunion.

sondern von Nord nach Süd gerichtet, mit dem Eingang auf der Nordseite, ein Umstand, der wohl durch die Richtung des älteren Heiligtums, an dessen Stelle er erbaut wurde, zu erklären ist. Der Tempel hat 6 Säulen in der

Front, 15 auf den Langseiten (vgl. oben Fig. 71); die Cella ist nicht, wie gewöhnlich, in drei Schiffe geteilt, sondern es springen aus den Langwänden beiderseits fünf kurze Querwände vor, die nach vorn in ionische Dreiviertelsäulen auslaufen; über diesen lief ein Fries entlang, der die Kämpfe der Griechen mit den Amazonen und der Kentauren gegen die Lapithen darstellte; jedenfalls war der Raum innerhalb dieses Säulenhofes als Hof gedacht, und darum nach oben offen. Das eigentliche Kultgebäude befand sich südlich von der Säulenhalle, die ganze Breite der Cella einnehmend, mit einer Thür nach der Osthalle; dementsprechend stand das Götterbild (ursprünglich eine



Fig. 88. Zeustempel von Nemea.

eherne Kolossalstatue des Apollon, die später nach Megalopolis abgegeben und durch eine Marmorkopie ersetzt wurde) in der Ecke der Westwand, dem östlichen Eingang gegenüber. — Die Skulpturen des Tempels wurden 1811 von derselben Gesellschaft, welche die Aigineten gefunden hatte, ausgegraben; sie sind für 15 000 £ von England angekauft worden, wo sie sich im British Museum befinden.

Auch von dem Athenatempel auf Kap Sunion sind Reste auf uns gekommen. Der Tempel hatte 6 : 13 Säulen (die letztere Zahl ist nicht ganz sicher), aus einem Marmor errichtet, der weniger der Verwitterung zu widerstehen vermag als der pentelische; die jetzt noch stehenden, vom Seewind stark zerfressenen 11 Säulen scheinen dem sicheren Untergang geweiht, wenn man

bedenkt, dass am Ende des 17. Jahrhunderts noch 19, und im Anfang unseres Jahrhunderts noch 14 Säulen standen. (Fig. 87).

Als Beispiel des spät-dorischen Stils kann der Zeustempel von Nemea dienen, von dem nur noch drei Säulen mit einem Stück des Architrav erhalten sind. Es war ein Peripteros von 6:13 Säulen auf dreistufigem Unterbau. (Fig. 88).

2. Der ionische Stil.

Wesentlich verschieden von der dorischen Säulenordnung ist die ionische, die wahrscheinlich in Kleinasien entstanden ist und von da aus frühzeitig ihren

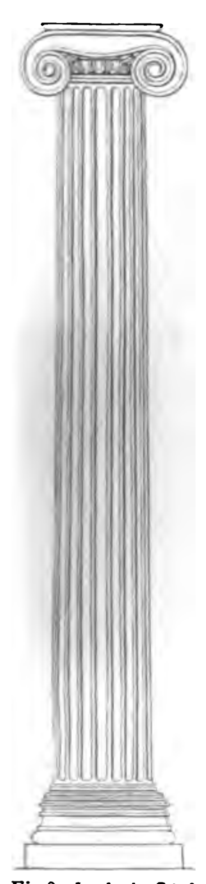


Fig. 89. Ionische Säule.



Fig. 90. Ionisches Kapitell.

Einzug in Griechenland gehalten hat. Die ionische Säule unterschied sich von der dorischen zunächst durch eine grössere Leichtigkeit und Schlankheit; ihre Höhe betrug durchschnittlich 8½ bis 9½ untere Säulendurchmesser, und demgemäss wurde auch der Säulenabstand bis auf zwei Moduli erweitert. Zu dem bei der dorischen Säule bereits erwähnten Schaft und Kapitell tritt bei der ionischen noch ein Fuss oder eine Basis hinzu. Dieselbe besteht aus mehreren, auf einer quadratischen Platte (πλίνθος) ruhenden und durch mehrere Hohlkehlen (τρόχιλος) von einander getrennten, polsterartig ausladenden Wulsten *(torus)*, welche die Säule gleichsam vom Boden emporheben. Der Schaft zeigt dieselbe cylindrische Form, wie bei der dorischen Säule, nur hat derselbe eine geringere Verjüngung, und auch die Kannelierung (die Zahl der Kannelüren steigt bis auf 24) unterscheidet sich von der dorischen dadurch, dass die vertieften Teile stärker ausgehöhlt und durch schmale Stege *(scamillus)* von einander getrennt sind. Das Kapitell endlich zeigt statt der einfachen und strengen Bildung des dorischen einen grösseren Reichtum und eine grössere Eleganz der Formen. Der Hals ist öfter mit Skulpturarbeit geziert, der Echinus weniger stark ausladend gebildet und mit einer skulptierten Verzierung — dem sogenannten Eierstab — versehen. Den reichsten und auffallendsten Teil des ionischen Kapitells aber bildet ein mit dem Abakus des dorischen zu vergleichender

Körper, der gleichsam unter der Wucht des auf ihm lastenden Architravs sich in elastischer Schwellung über den Echinus herabsenkt; an der vorderen und hinteren Seite zeigt derselbe eine mitunter verdoppelte spiralförmige Verzierung, die man mit dem Namen der Voluten zu bezeichnen pflegt. An den beiden anderen Seitenflächen bildet derselbe ein in der Mitte von einem Bande umwundenes und dadurch gleichsam zusammengezogenes Polster, das von den Römern *pulvinar* genannt wurde. Ueber diesem Körper liegt eine dünne quadratische und ebenfalls skulpierte Deckplatte, die zur unmittelbaren Aufnahme des darüber ruhenden Gebälkes bestimmt ist. Fig. 89 stellt eine einfache ionische Säule dar, die zu dem jetzt verschwundenen Tempel am Ilissos zu Athen gehörte; Fig. 90 ein reiches Kapitell vom Erechtheion in Athen.

Aus dem Umstande, dass bei der ionischen Säule die Seitenansichten ganz verschieden sind von der Vorder- und Hinteransicht, ergiebt sich, dass dieselbe ursprünglich nur für die Vorderansicht berechnet war, bei peripteralen Anlagen, wo die Ecksäulen zwei Fronten haben, demnach eigentlich nicht zu verwenden war. Um sie auch dazu brauchbar zu machen, hat man die äussere Eckvolute diagonal zu dem Abakus gestellt, wodurch man die Möglichkeit gewann, zwei Voluten zusammenstossen zu lassen; die beiden anderen Seiten werden dann durch die beiden Polster eingenommen. (Fig. 91.)

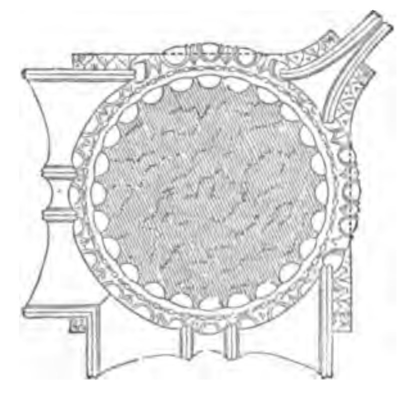


Fig. 91. Ionisches Eckkapitell.

Wenn wir den Aufbau des Tempels der ionischen Ordnung mit der dorischen vergleichen, so ist beiden der mehrstufige Unterbau gemeinsam. Das auf den Säulen auflagernde Epistyl ist dagegen bei dem ionischen Bau leichter gehalten, statt des einfachen, ungeteilten Architravs der dorischen Ordnung sehen wir hier denselben in drei übereinander vortretende Streifen *(fasciae)* geteilt, deren oberer Abschluss eine dem Echinus ähnliche wellenartige Leiste bildet. Statt der den dorischen Fries charakterisierenden Triglyphen und Metopen ist darüber der Fries in einer ununterbrochenen Fläche angeordnet, so dass er in seiner ganzen Länge mit Basreliefs geschmückt werden kann. Nach oben findet der Fries seinen Abschluss in einer durch Perlenschnur und Blattformen verzierten Welle, über der endlich das weitvortretende Geison aufsteigt. Aus der lotrechten Unterfläche des Geison treten in geringen Zwischenräumen angeordnete würfelartige Vorsprünge, gewöhnlich als Zahnschnitt bezeichnet, hervor. Der Giebel an der vorderen und hinteren Seite ist ähnlich dem des dorischen Tempels gebildet, nur dass er etwas höher ansteigt, indem der Karnies dem Geison des Gebälkes entspricht. Die Dachkonstruktion und die Dachbedeckung dürfte wohl die gleiche geblieben sein, wie bei dem dorischen Tempel.

Von Monumenten dieser Gattung werden der Tempel der Nike Apteros sowie das Erechtheion bei der Besprechung der Akropolis ihre genauere Be-

leuchtung finden. Von sonstigen Bauten verdient vor allem der Tempel der Artemis zu Ephesus hier hervorgehoben zu werden, der, schon in sehr früher Zeit erbaut, als eins der Gebäude betrachtet wird, an denen sich der ionische Baustil zuerst in seiner ganzen Vollendung offenbarte. In späterer Zeit durch glänzenden Ausbau verschönert, ohne dass die ursprüngliche Anlage verändert worden zu sein scheint, galt er lange Zeit als das vollendetste Muster der reichen ionischen Bauweise und wurde als solches sogar von den Alten selbst zu den sieben Weltwundern gerechnet. Dieser grossartige Bau, der mit dem Untergange des Heidentums dem Verderben anheimfiel, und dessen Ruinen unter den Sand- und Schutt-Ablagerungen des Kaystros und seiner Nebenflüsse derartig verschwunden waren, dass nicht einmal ihre Lage ermittelt werden konnte, wurde durch die Ausgrabungen des englischen Ingenieurs J. T. Wood*) während der Jahre 1869—74 aufgedeckt. Der Tempel war nach Plinius ein Dipteros oktastylos von hundert Säulen. Wie die Ausgrabungen ergeben haben, bei denen sich allerdings ausser dem Unterbau nur die Basen zweier Säulen sowie Teile der Cellawände *in situ* vorfanden, würde die Säulenzahl derartig zu verteilen sein, dass auf dem Unterbau von 163′ 9½″ × 342′ 6½″ (engl.) 8 Säulen auf den Schmalseiten und 20 (mit Einschluss der Ecksäulen) auf den Langseiten standen. 96 Säulen bildeten mithin das Peristyl. Fügt man, nach Woods Annahme, im Pronaos und Opisthodom je zwei Säulen hinzu, so würde die von Plinius für das Peristyl angegebene Zahl von hundert Säulen mit den jetzigen Funden in Einklang gebracht werden können. Ein besonders wichtiges Moment in der Geschichte griechischer Plastik bieten aber mehrere aufgefundene Säulenfragmente insofern, als durch die künstlerische Ausschmückung ihrer untersten Säulentrommeln mit Reliefbändern von etwa zwei Meter Höhe jene so lange falsch gedeutete Stelle des Plinius (Hist. Nat. XXXVI 21) ihre Erklärung findet, in der die *columnae caelatae*, d. h. die mit Bildwerken verzierten Säulen dieses Tempels erwähnt werden (Fig. 92). Solcher *columnae caelatae* muss es 36 am Artemision gegeben haben, sie waren *a singulis regibus factae*, d. h. jedenfalls von den kleinasiatischen Dynasten als Weihung für die Göttin dargebracht; ihre Reste sind durch Wood nach London gelangt und dort im British Museum aufgestellt.



Fig. 92. Columna caelata von Ephesus.

*) Discoveries at Ephesus including the site and remains of the great temple of Diana. London 1877.

Ein Heiligtum, das an Grösse und Pracht mit dem der Artemis in Ephesos wetteifern konnte und als ein nicht minder bedeutsames Beispiel des Dipteros angesehen werden muss, war der Tempel des Apollon Didymaeos zu Milet, dessen Grundriss oben unter Fig. 63 dargestellt ist. Milet war eine der glänzendsten und wichtigsten Niederlassungen der Ionier auf der Küste Kleinasiens. Früher von Kariern bewohnt, war die Stadt der Sage nach erst von Kretern in Besitz genommen, dann von Ioniern zur Niederlassung erwählt, von diesen bedeutend vergrössert und bald zu einer der wichtigsten See- und Handelsstädte erhoben, deren Schiffe das ganze Mittelmeer befuhren und über die Säulen des Herkules hinaus, sowie andererseits bis in den Pontus Euxinus Handel trieben. Die Namen der Philosophen Thales und Anaximander und der Geschichtsschreiber Kadmos und Hekataeos beweisen, wie mit der hohen Handelsblüte die Ausbildung der Wissenschaft Hand in Hand ging. Dasselbe gilt auch von den bildenden Künsten, namentlich von der Architektur, von deren hoher Vollendung vor allem die Ueberreste des einst viel gepriesenen Apollontempels Kunde geben.



Fig. 93. Tempel zu Milet.



Fig. 94. Tempel zu Aphrodisias.

Auf einen uralten, mit Orakel verknüpften Kultus sich beziehend, der von der ersten kretensischen Niederlassung mitgebracht war, bestand hier schon früh ein Tempel Apollons, dessen Dienst seit ebenfalls sehr alten Zeiten von der Familie der Branchiden versehen wurde. Dieser ältere Tempel ging bei der Zerstörung Milets durch die Perser im dritten Jahre der 71. Olympiade zu Grunde und wurde dann nach wiedergewonnener Unabhängigkeit mit erneuter Pracht durch die milesischen Baumeister Paionios und Daphnis wiederhergestellt, ohne indess, wie es scheint, jemals ganz vollendet worden zu sein. Die Anlage war eine sehr grossartige, die Façade, aus zehn Säulen bestehend, war fast um zwei Drittel länger, als die des Parthenon zu Athen; die Säulen hatten

bei einem Durchmesser von 6¼ Fuss eine Höhe von über 63 Fuss und waren schlanker, als die des Artemision zu Ephesos und anderer ionischer Tempel gehalten. Dem entsprechend war auch das Gebälk leichter und schwächer gebildet, wie sich dies aus dem Aufriss der Façade Fig. 93 ergiebt.

Wegen seiner guten Erhaltung verdient der ionische Tempel zu Aphrodisias in Karien hier angeführt zu werden, dessen Erbauung in die erste Kaiserzeit fällt, und der in seinen Resten zu den am besten erhaltenen Ruinen gehört. Aphrodisias verehrte, wie auch schon in dem Namen der früher Ninoë genannten Stadt ausgedrückt ist, als seine Schutzgöttin die Aphrodite, deren Kultus, wie dies überhaupt mehrfach in Kleinasien der Fall war, mit grosser Pracht und nicht ohne Einfluss verwandter asiatischer Götterdienste gefeiert wurde. Diese Umstände machen es nicht unwahrscheinlich, dass der hier aufgefundene Tempel der Aphrodite geweiht gewesen sei. Er ist von grossen Dimensionen und von leichten und gefälligen Verhältnissen, die der Natur des Kultus wohl zu entsprechen scheinen.

Fig. 94 zeigt den Aufriss des Tempels, eines Pseudodipteros mit acht Säulen Front. Eigentümlich sind die an den Säulenschaften durch Unterbrechung der Kannelüren gebildeten Täfelchen mit griechischen Widmungsinschriften.

3. Der Korinthische Stil.

Die dritte oder korinthische Säulenordnung, deren selbständige Ausbildung wohl erst dem Ende des vierten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung angehörte, schliesst sich in der Gestaltung der Basis und des kannelierten Säulenschaftes wesentlich der ionischen Ordnung an. Das Kapitell hingegen erhält oberhalb des Rundstabes die Form eines geöffneten, von Akanthusblättern gebildeten Kelches, überragt von einer zweiten höheren, aber derselben Basis entspriessenden Blattreihe. Aus den Zwischenräumen dieser Blättermasse steigen Stengel in die Höhe, die unter dem Druck des gleichsam auf ihnen lastenden, etwas herausgeschweiften Abacus an ihren Spitzen volutenartig gekrümmt sind. Das Gebälk ist fast durchgängig der ionischen Ordnung entlehnt. Als Erfinder dieses Kapitells bezeichnet eine artige, bei Vitruv (IV 1, 9) aufbewahrte Erzählung den als Architekt und Toreut gleichberühmten Athener Kallimachos, der um 400 v. Chr. lebte; in Wirklichkeit muss das Kapitell älterer Zeit angehören, wie schon daraus hervorgeht, dass ein Kapitell dieser Art in dem Tempel zu Phigaleia, dem Werke des Iktinos, angebracht war. Eins der ältesten Beispiele ist das der Tholos in Epidauros entnommene (vgl. Fig. 95), deren Erbauung dem Polykleitos (wohl dem Jüngeren) zugeschrieben wird. Gerade das korinthische Kapitell ist einer reichen Entwickelung fähig; eine Weiterbildung desselben, dem choragischen Denkmal des Lysikrates in Athen entnommen, geben wir unter Fig. 96.

Vielleicht gingen von Korinth, dem Sitz der Thonbildnerei, die ersten Versuche einer dem Pflanzenreiche entlehnten und in Thon leicht herstellbaren Ornamentik aus, und so mag das korinthische Kapitell von seiner ersten Heimat seinen Namen erhalten haben.

Tempel in diesem Stil giebt es verhältnismässig wenige auf griechischem Boden, um so mehr haben ihn die Römer gepflegt und ausgebildet, weil er mehr als die beiden anderen Stile einer Weiterbildung fähig war. Abgesehen von kleineren Denkmälern, die nicht als Tempel gedient haben und die an anderen Stellen zu besprechen sind, verdient hier der Tempel des Zeus Olympios in Athen eine besondere Hervorhebung (Fig. 97).



Fig. 95. Korinthisches Kapitell.

Der Tempel, dessen Säulen zum Teil noch heute auf dem südöstlich von der Akropolis gelegenen Plateau hervorragen, war schon von Peisistratos begonnen, wurde aber erst von Antiochos Epiphanes weitergeführt. Schon bei diesem Neubau tritt römische Kunstthätigkeit ein, indem ein römischer Ritter Cossutius als Architekt desselben genannt wird, während die letzte Vollendung von dem kunstliebenden Kaiser Hadrian herrührte. Nach den Mitteilungen Vitruvs in der Vorrede seines VII. Buches hatte Cossutius die Mauern wie den doppelten Säulenumgang errichtet, und ebenso wird die Ueberdeckung des Gebälkes auf ihn zurückgeführt, so dass sich Hadrians Beteiligung entweder auf die Vollendung der letztgenannten Teile oder auf den prächtigen Ausbau des Innern beschränkt zu haben scheint. Ob er je ganz vollendet gewesen ist, kann allerdings fragich erscheinen, wenn man sieht, dass er von Vitruv als das einzige Beispiel eines Hypaethraltempels genannt wird. Insofern nämlich, wie S. 63 ausgeführt ist, die griechische Tempelanlage sich an der Beleuchtung durch die Thür genügen liess, muss hier, wo die Dachöffnung bezeugt wird, der Verdacht rege werden, dass dies mit dem unfertigen Zustand des Tempels zusammenhing. Derselbe war nicht, wie früher immer angenommen wurde, zehnsäulig in der Front, sondern achtsäulig, wie durch



Fig. 96. Korinthisches Kapitell.

bessere Lesung des Vitruv und durch Ausgrabungen bewiesen ist; die Langseiten hatten 20 Säulen; er war als Dipteros und Amphiprostylos gestaltet, hatte also an den Langseiten zwei, an den Schmalseiten drei Säulenreihen und zählte infolge dessen über 100 Säulen von 17,25 m Höhe. Seine Länge beträgt 107,75 m, seine Breite 41 m, an der obersten Säulenstufe gemessen, er war also nächst dem Tempel von Ephesos der grösste griechische Tempel, von dem wir wissen. Fünfzehn Säulen stehen heute noch aufrecht, eine liegt umgestürzt am Boden.

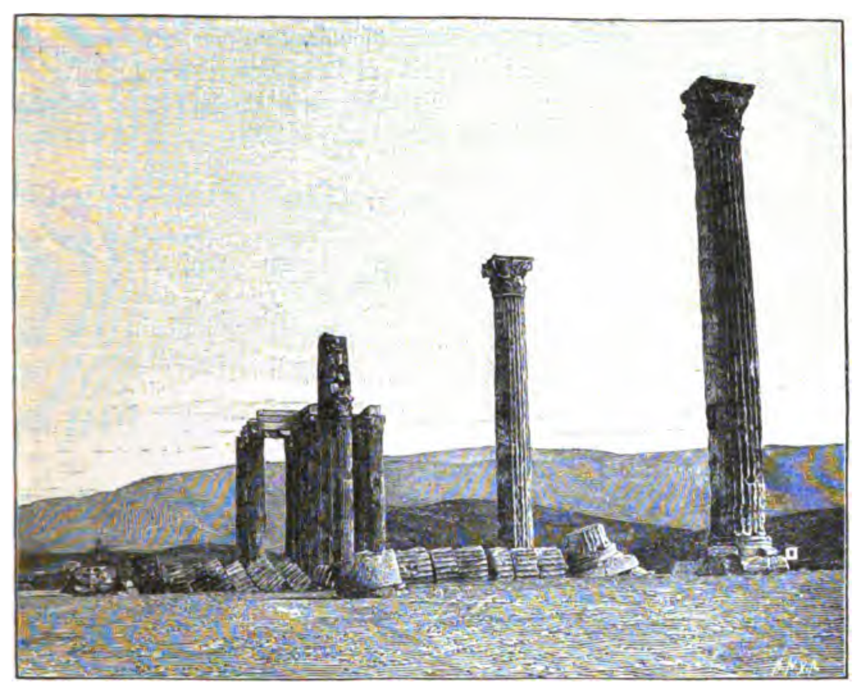


Fig. 97. Das Olympieion in Athen.

Ausstattung und Umgebung der Tempel.

Bei der Beschreibung der verschiedenen Tempelgattungen ist schon mehrfach die Bestimmung der einzelnen Teile erwähnt und die dadurch bedingte Ausstattung derselben angedeutet worden. Wir können sie uns nicht reich und feierlich genug vorstellen. Zunächst wurde der Tempel überall, wo der Raum es zuliess, durch eine feste Einfassung dem Gewühl und Treiben des gewöhnlichen Lebens entrückt — er stand in einem Peribolos, der ihn einerseits von allem Profanen absondern und der andererseits zur Aufnahme aller Weihgeschenke dienen sollte, die frommer Sinn dem Gotte gespendet hatte und die nicht zur Aufstellung im Innern des Tempels bestimmt oder geeignet waren. Hier hat man sich heilige Male der Götter zu denken: Bäume, Steine und Quellen, an die sich oft heilige Ueberlieferungen knüpften, Bildsäulen unter freiem Himmel oder unter zierlichen Ueberdachungen, Heroa oder kleine Kapellen in Form von Tempelchen (ναΐσκοι), Altäre, die zur Aufnahme

von Spenden aller Art bestimmt waren und verschiedenen Gottheiten geweiht sein konnten, erblickte man hier; ja öfter umschloss diese Einfassung Haine und Gärten, wie uns u. a. eine Inschrift aus Athen kennen lehrt, die von dem Heiligtum des Neleus und Kodros berichtet. Wir erinnern ferner an den Peribolos, der das Artemision zu Ephesus im weiten Umkreise einschloss, der teilweise durch Wood im Jahre 1869 aufgedeckt wurde, sowie an den Tempelbezirk des Olympischen Zeus, der durch die deutschen Ausgrabungen in Olympia in seiner ganzen Ausdehnung freigelegt worden ist, u. a. m.

Vor allem aber sind hier die Altäre (*βωμός, θυτήριον*) zu erwähnen, auf denen der Tempelgottheit selbst die grossen Brandopfer dargebracht wurden. Brandopfer nämlich, bei denen das Fleisch geschlachteter Tiere dargebracht wurde, fanden im Innern des heiligen Raumes nicht statt, sondern diese wurden auf der Thymele vor dem Pronaos des Tempels vollzogen, und zwar gewöhnlich so, dass das Bild der Gottheit, der sie bestimmt waren, durch die weit geöffnete Tempelpforte auf den Altar hinblicken konnte. Diese Altäre waren bei grossen Tempeln oft mit besonderer Pracht ausgestattet. Ursprünglich als eine blosse Erhöhung des Bodens zu denken (so wird bei Homer Il. VIII 441 die Erhöhung, auf welche der Wagen gesetzt wird, als *βωμός* bezeichnet), mochten einige durch die häufig wiederholten Opfer und deren Ueberbleibsel (Asche oder Hörner der verbrannten Tiere) zu grösseren Dimensionen anwachsen, und bald konnten sie sich durch bildliche und bauliche Zuthat zu besonderen Monumenten entwickeln. Pausanias beschreibt (V 13) den Altar des Olympischen Zeus als einen künstlichen Bau, dessen Unterbau (*κρηπίς* und *πρόθυσις* genannt) 125 Fuss im Umfang gehabt habe. Darauf erhob sich der eigentliche Altar bis zu einer Höhe von 22 Fuss; steinerne Stufen führten zur Prothysis und ebenso von dieser auf die oberste Fläche des Altares, die von Frauen nicht betreten werden durfte. Dabei bemerkt er, dass der Altar aus der Asche der Schenkelknochen der geopferten Tiere bestehe, und dass er jährlich mit der aus dem Prytaneion geholten und mit dem Wasser des Alpheios angefeuchteten Asche übertüncht worden sei. Aus Asche bestanden ferner die Altäre der olympischen Hera (wie die Ausgrabungen erwiesen haben), der Gaea und des Pan zu Olympia und der des Apollon Spondios zu Theben; aus dem Blute der dargebrachten Opfertiere ein Altar bei dem grossen Tempel des didymaeischen

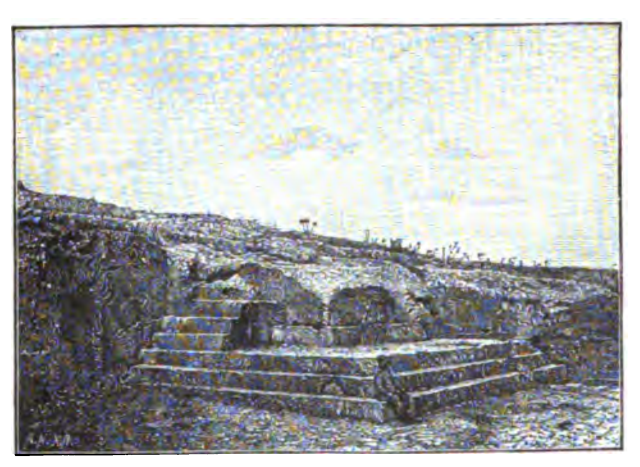


Fig. 98. Altar oder Bema auf dem Pnyxhügel.

Apollon zu Milet. Auch Altäre aus Holz werden erwähnt, sowie zu Olympia ein solcher aus ungebrannten Ziegeln, der alle Olympiaden mit Kalk abgeputzt wurde. Meistenteils hat man sich jene grösseren und kunstvolleren Altäre wohl als Steinbauten zu denken, deren Inneres auch aus Erde bestehen konnte. Viereckig und allmählich in die Höhe steigend nennt Pausanias (V 14, 5) einen Altar der Artemis zu Olympia, und viereckig war auch der gewaltige Altarbau zu Parion, der ein Stadium (600 Fuss) breit und lang gewesen sein soll. Einen solchen Stufenaltar glaubte man auch mit Curtius in dem Steinwürfel auf der sogenannten Pnyx bei Athen (Fig. 98) wegen der dabei gefundenen auf Zeus Hypatos oder Hypsistos bezüglichen Inschriften sehen zu müssen, allein neuerdings ist man wieder mehr geneigt, dort die Stelle zu suchen, wo die Volksversammlungen der Athener abgehalten wurden. Dagegen ist uns ein wirk-

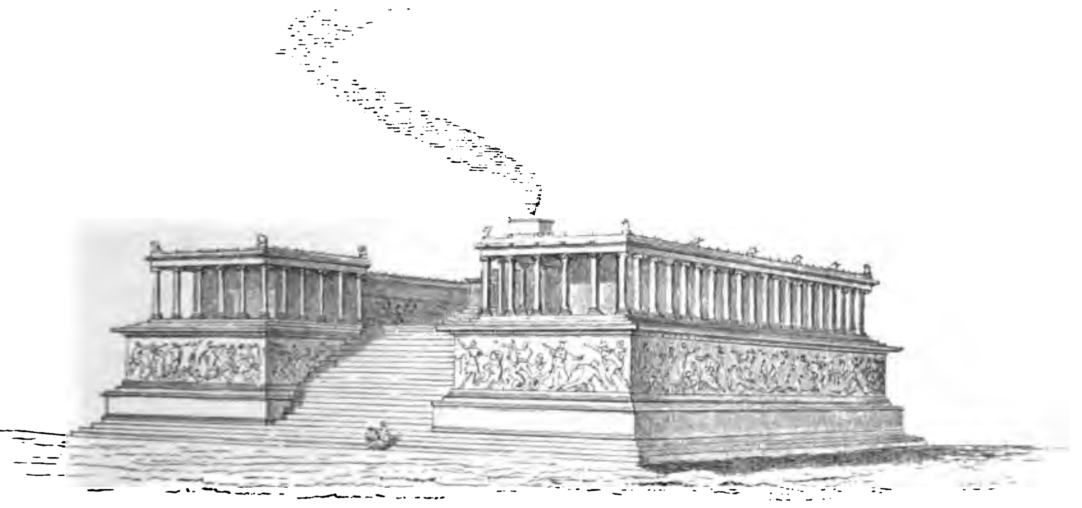


Fig. 99a. Zeusaltar in Pergamon.

licher Altarbau in Syrakus erhalten, den neuerdings Puchstein und Koldewey genauer untersucht haben; bekannter noch ist der Altarbau auf der Akropolis von Pergamon in Kleinasien, von dem wir aus dem Altertum nur durch eine kurze Erwähnung des Ampelius Kunde haben. Die Vernichtung, der die zahlreichen Bauwerke in dem prächtigen Pergamon im Sturm der Zeit erlagen, hatte auch die Heiligtümer auf der stolzen Stammburg der Attaliden hart getroffen, und nur hier und da ragten aus den das Plateau der Akropolis bedeckenden Trümmermassen antike Fundamente aus mächtigen Quadern, Fragmente von Säulen, Kapitellen, Architraven und Reliefs u. s. w. hervor, zum Teil in die zur byzantinischen Zeit behufs der Befestigung der Burg aufgeführten Mauern vermauert. Dass aus diesen Trümmermassen die Ueberreste eines an Ausdehnung wie an Kunstwert gleich bedeutsamen Monumentes ans Tageslicht hervorgezogen sind, verdanken wir dem Scharfblick und der aufopfernden Thätigkeit des Architekten Carl Humann, und mit Stolz dürfen wir darauf hinblicken, dass zu derselben Zeit, in der durch deutsche Kräfte die

Hauptkultusstätte im griechischen Mutterlande wiedererstand, in der Schliemann in Troja und Mykenae die Ueberreste einer vorhellenischen Kultur aufdeckte, auch im Centrum des Attalidenreiches es deutschen Gelehrten vorbehalten war, eine dem Kultus geweihte Stätte des Altertums der Vergessenheit zu entreissen. Hier war es, wo auf der weit in das Land schauenden Akropole, auf welche die pergamenische Sage die Geburtsstätte des Zeus verlegte, der König Eumenes II. (197—159 v. Chr.) zur Erinnerung an die Niederwerfung der feindlichen Galaterheere einen Siegesaltar erbaute, ringsum geschmückt mit Darstellungen des Kampfes der Götter mit den schlangenfüssigen Giganten. Eine Wiederherstellung dieses monumentalen Altars ist durch die Auffindung einer grossen Anzahl Reliefplatten, architektonischer Glieder, Säulen, sowie des Fundamentes ermöglicht; wir geben hier die von R. Bohn nach den ersten Ausgrabungen versuchte (Fig. 99a), die genügend ist, um sich von dem Aufbau des Altars im allgemeinen eine Vorstellung zu machen, obgleich sie in einem Punkte durch die späteren Forschungen als nicht richtig erwiesen ist. Die Treppe war nämlich bedeutend breiter als hier angenommen ist, so dass die Vorsprünge rechts und links von derselben jederseits nur vier Säulen in der Front trugen. Die richtige Gestalt ergiebt sich aus dem Grundriss Fig. 99b. Man denke sich einen quadratischen Unterbau von etwa 31 m im Geviert und von etwa 5,20 m Höhe, auf dessen Plattform eine wahrscheinlich von der Westseite her einschneidende Treppe führte.

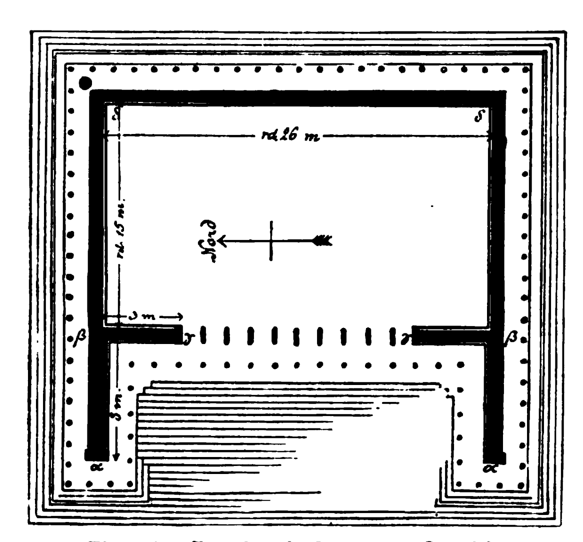


Fig. 99b. Zeusaltar in Pergamon (Grundriss).

An diesem Unterbau sowie an den Treppenwangen waren oberhalb eines Sockels von 2,50 m Höhe die Reliefplatten mit den Darstellungen aus der Gigantomachie angebracht; letztere hatten eine Gesamtlänge von 135 m bei einer Höhe von 2,30 m und fanden nach oben ihren Abschluss und Schutz in einem mit weiter Ausladung vorspringenden Gesimse. Den Rand der Plattform umgab eine nach aussen sich öffnende ionische Stoa, deren Säulen eine Höhe von etwa 2,35 m hatten, während ihre dem eigentlichen Altarplatz zugewendete Wand wahrscheinlich mit Reliefdarstellungen aus der Telephos-Sage geschmückt war. In der Mitte dieses Altarplatzes haben wir uns den eigentlichen, die Stoa wohl weit überragenden Opferaltar zu denken, über dessen Gestalt wir freilich völlig im Unklaren sind. Von beiden Reliefs sind 94 grosse Platten (etwa $^{3}/_{5}$ des Gesamtwerkes), sowie zahllose Fragmente nach Berlin übergeführt worden, wo ihre Reinigung, Zusammenstellung und Aufstellung rüstig

gefördert worden ist. Eine besondere Bereicherung erwächst aber der Kunstgeschichte durch die Auffindung dieser Reliefs insofern, als dadurch die Kunstleistungen der hellenistischen Zeit, die bisher nur durch wenige Beispiele vertreten war, uns klar vor Augen gestellt werden.

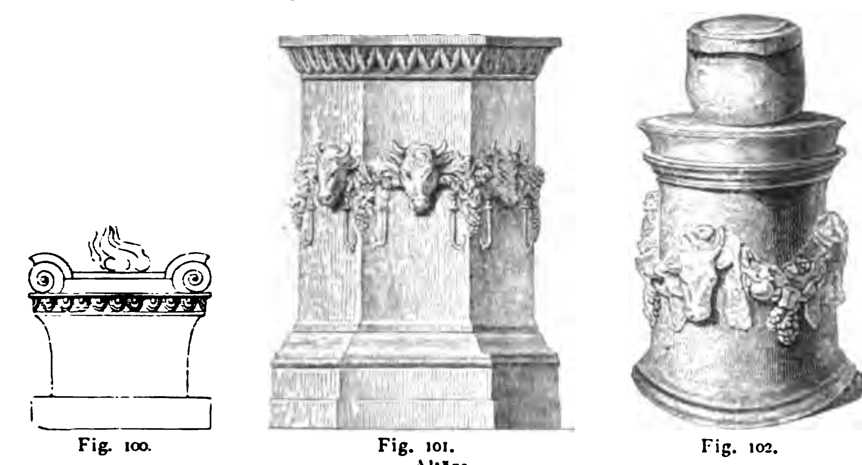


Fig. 100. Fig. 101. Fig. 102.
Altäre.

Dem Brandopferaltar vor dem Pronaos entspricht in der Cella der für die blutlosen Spenden bestimmte Speiseopfertisch (ἱερὰ oder θυωρὸς τράπεζα), den übrigens auch der häusliche Kultus bei jeder Opfermahlzeit erforderte. War ein und dieselbe Cella mehreren Gottheiten geweiht, so hatte jedes Kultusbild innerhalb des Tempels seinen besonderen Opfertisch, sowie ausserhalb seinen Brandopferaltar.



Fig. 103. Altar des Dionysos.



Fig. 104. Schautisch.

Mitunter beweglich und tragbar, wurden die Altäre doch gewöhnlich aus Stein hergestellt. Einige derselben sind aus Abbildungen bekannt, andere sind

wirklich aufgefunden worden. Auf einem zu Athen aufgefundenen bemalten Thongefäss ist ein Altar dargestellt, auf welchem ein Opfer zu Ehren des Zeus entzündet ist, den wir mit Nike daneben stehend erblicken. Auf einem niedrigen Fuss erhebt sich ein kleiner Aufsatz, der mit volutenartigen Verzierungen geschmückt ist (Fig. 100). Zu Athen fand Stuart einen achteckigen Altar, der mit Blumengewinden, Stierschädeln und Opfermessern verziert ist (Fig. 101). Ein runder Altar aus weissem Marmor, mit einer ähnlichen Verzierung und mit einem kleinen Aufsatz versehen, ist auf der Insel Delos gefunden worden (Fig. 102). Einen anderen in Athen zu Tage gekommenen, der nach seinem Schmuck zu urteilen (zwischen Masken mit Binden ziehen sich Blumengewinde entlang) einst dem Dionysos geweiht war, zeigt Fig. 103. Auch Schautische mit kostbarem Tempelgerät, wie Leuchtern, Schalen oder kleinen Weihgeschenken, wurden im Tempel aufgestellt; einen solchen Tisch zeigt die unter Fig. 104 mitgeteilte Terracotta.

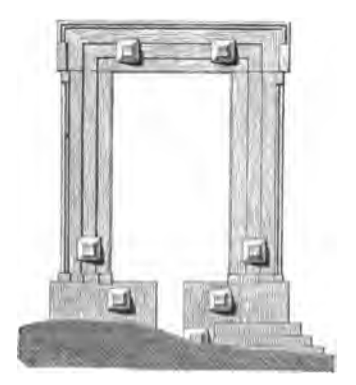


Fig. 105. Portal in Palatia.

Den höchsten Glanz aber entfaltete die griechische Baukunst da, wo innerhalb eines bestimmten, den Göttern gewidmeten Raumes mehrere Tempel errichtet wurden, so dass teils durch den Gegensatz verschiedener Gebäude, teils durch das harmonische Zusammenwirken derselben ein Eindruck von Grösse, Pracht und Schönheit hervorgerufen wurde, den man sich heut zu Tage nur sehr schwer vergegenwärtigen kann, der aber in der That alles zusammenfassen musste, was das Gemüt der Griechen zu frommer Andacht, zu heiterem Genuss und zu dem frohen Stolz eines erlaubten Selbstgefühls erheben konnte.

Mehrere solcher heiligen Orte sind uns bekannt, die sich auf diese Weise zu Mittelpunkten griechischen Lebens erhoben haben, und unter diesen in erster Reihe Olympia mit seinem heiligen Haine Altis, in welchen eine kaum zu übersehende Fülle baulicher und bildlicher Monumente zusammengedrängt war, und wo die zu Ehren des Zeus gefeierten Spiele die Schönheit, Kraft und Gewandtheit der griechischen Jugend bekundeten, die dann ihrerseits wieder der künstlerischen Darstellung die herrlichsten Vorbilder und den reichsten Anlass darboten.

Nächst der Altis ist die Akropolis von Athen zu nennen, der sogar in vielen Punkten noch der Vorzug vor Olympia gebührt, ferner das den Mysterien-Gottheiten geweihte Eleusis und das Hieron des Asklepios in Epidauros. Ihrer Schilderung sind im Folgenden einige Kapitel gewidmet. Von anderen heiligen Bezirken ist leider zu wenig auf uns gekommen, oder sie sind, wie Delphi, noch nicht ausgegraben, so dass eine genauere Beschreibung nicht möglich ist. Aber auch bei diesen haben wir anzunehmen, dass eine ganze Reihe von Heiligtümern und dem Zwecke der betreffenden Plätze entsprechende Gebäude auf engem Raume zusammengerückt waren; man liebte es offenbar,

mehrere Heiligtümer zusammenzubauen. So sieht man in Girgenti noch jetzt die Tempel in einer Reihe auf einer dem Meere zugewendeten Anhöhe liegen; in Selinunt bilden sie zwei Gruppen auf zwei Hügeln, und in Paestum scheinen zwei der daselbst erhaltenen Tempelruinen ebenfalls einer Tempelgruppe angehört zu haben. Natürlich wurden auch die Eingänge zu solchen Tempelbezirken in einer der Heiligkeit und Schönheitsfülle des Ortes selbst entsprechenden Weise ausgestattet, so dass mit der Wichtigkeit des Tempelbezirks selbst auch die Grösse und Schönheit der Eingänge oder Portale sich gleichmässig steigert. Die einfachste Art mochte aus einer schlichten Thür bestanden haben, die sich in einer über das gewöhnliche Mass hinausgehenden Grösse aus der Umfassungsmauer des Peribolos erhob. Vielleicht lässt sich ein solches Eingangsportal in einer freistehenden Thür aus schönem Stein erkennen, die in ihrer aufrechten Stellung auf der kleinen Insel Palatia bei Naxos aufgefunden worden ist und von der Fig. 105 (innere Breite = 3,45 m) eine Vorstellung giebt. Palatia ist mit der grösseren Insel Naxos durch eine Brücke verbunden und mit einem Tempel geziert gewesen, in dessen Nähe das oben erwähnte Portal sich befindet; es besteht aus einer Unterschwelle, den Seitenpfosten sowie der Oberschwelle, die in der Weise eines ionischen Architraves in drei parallele Streifen geteilt und mit einem einfachen Gesims eingefasst sind. Wo sich ein solcher Eingangsbau reicher gestaltete und eine breitere Oeffnung nötig schien, lag es nahe, die Säule als Stütze der Deckbalken zu verwenden, und dadurch wurde man zu der Form geführt, der wir schon bei dem Propylaeon in Troja und denen in Tiryns begegnet sind, und die vor allem in den Tempelbau übergegangen ist.

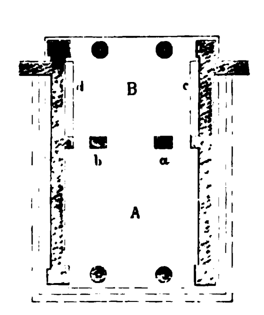


Fig. 106.
Eingangsthor in Sunion.

Ein solches von Säulen gestütztes Eingangsthor zeigt uns das Portal, das zu dem Peribolos des schönen Athena-Tempels zu Sunion auf der Südspitze Attikas den Zugang bildete (Fig. 106). Es gleicht in seiner Anlage einem Tempel, der auf den beiden schmalen Seiten zwei Säulen *in antis* hat und bei dem die Quermauer der Cella weggelassen ist. Nach Blouets Untersuchungen würden sich innerhalb derselben die eigentlichen Thüren befunden haben, die durch zwei Pfeiler (*a b*) gebildet wurden; es ist aber in neuerer Zeit überhaupt zweifelhaft geworden, ob die Ruinen einem Propyläenbau angehören, oder ob sie nicht vielmehr als Unterbau des Poseidonaltars anzusehen sind; denn dass ein solcher vorhanden war, steht fest, und dass er in grösserem Massstabe angelegt und mit architektonischem Schmuck versehen war, lässt sich bei der Wichtigkeit des alle vier Jahre gefeierten und von Athen aus mit grossen Eifer beschickten Festes unschwer voraussetzen.

Reichere Formen und künstlichere Anlagen zeigen die Propyläen der beiden uns am besten bekannten Tempelbezirke zu Eleusis und auf der Akropolis von Athen, die in den betreffenden Kapiteln genauer beschrieben werden sollen.

Die Akropolis von Athen.

Wie Athen als Mittelpunkt von ganz Griechenland, als *ἑστία τῆς Ἑλλάδος* und *πρυτανεῖον τῆς σοφίας* bezeichnet wird, so kann die Akropolis als unverrückbarer Mittelpunkt von Athen gelten. Freilich ist der Anblick, den der jetzige Zustand der Burg bietet, zunächst kein sehr erfreulicher; wie unser Bild (Tafel, Fig. 107) lehrt, wandert der Blick zum grossen Teile über Steinhaufen dahin, die einen traurigen Eindruck machen, aber bald gelangt man zum Verständnis



Fig. 108. Die Akropolis von Südosten.

dessen, was das scheinbar wüste Durcheinander lehrt, das dadurch entstanden ist, dass man, um die Urgeschichte der Burg und ihre verschiedenen Umgestaltungen kennen zu lernen, den Boden bis zum gewachsenen Felsen hinunter ausgegraben hat; nach kurzer Uebung lernt man die ältesten in die Heroenzeit zurückgehenden Befestigungen samt den Ruinen, die von dem Herrscherpalast übrig geblieben sind, von den späteren Bauten unterscheiden; man sieht die Spuren der Verwüstung, welche die Perser über die Akropolis ausgebreitet haben, man gewahrt die Hast und Eile, mit der nach ihrem Abzug die Athener ihre Burg durch Errichtung von Mauern zu schützen bemüht waren, und schliesslich erfreut sich das Auge voll Entzücken an den herrlichen Resten der Tempel und der anderen Baulichkeiten, welche die Athener in der grossen Zeit, als ihre Stadt unter Perikles zu höchster Macht gelangt war, und





Guhl u. Koner.

Fig. 107. Die A



olis von Athen.



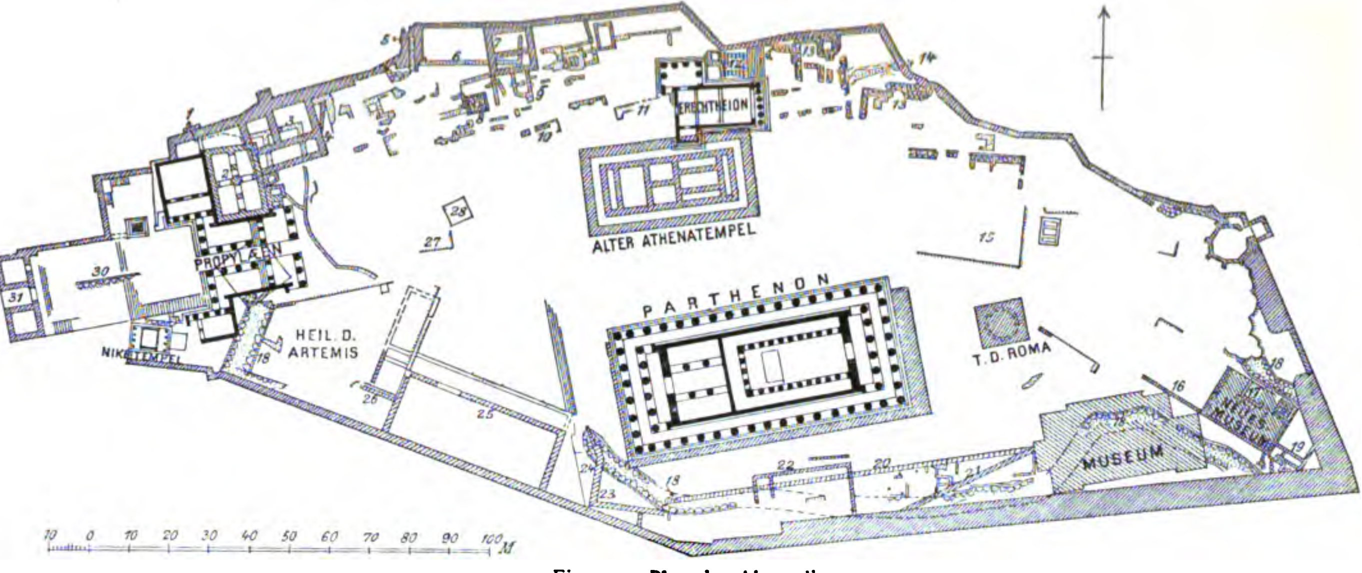


Fig. 109. Plan der Akropolis.

1. Wasserausfluss.
2. Cisterne.
3. Alte Cisterne.
4. Gebäude unbek. Bestimmung.
5. Treppe und Ausgang.
6. Halle.
7. Gebäude unbek. Bestimmung.
8. Pelasgisches Haus.
9. Reste vorpers. Häuser.
10. Basenspuren.
11. Felsglättungen für Mauern.
12. Gepflasterter Weg.
13. Pelasg. Mauern (Königspalast).
14. Pelasg. Treppe und Ausgang.
15. Unterbau (des Altars).
16. Gebäude unbek. Bestimmung.
17. Hausreste.
18. Pelasg. Ringmauer.
19. Gebäude unbek. Bestimmung.
20. Polygonmauer zum Schutze der Aufschüttungen.
21. Mauer aus Piraeustein.
22. Gebäude unbek. Bestimmung.
23. Mauer aus Piraeusstein.
24. Unterbau einer Treppe.
25. Chalkothek.
26. Gebäude unbek. Bestimmung.
27. Basis der Athena Promachos.
28. Grundmauer für eine Basis oder ein Haus.
29. Alte Propylaenreste.
30. Polygonmauer.
31. Römisches Eingangsthor.

die Kunst in ihrer schönsten Blüte stand, zum Preise der Götter und zum Ruhme der Stadt errichtet hatten.

Der Akropolishügel verläuft bekanntlich von Ost nach West. Die Ansicht (Fig. 108) ist von Südosten aufgenommen; im Vordergrund führen mehrere Brücken über das meist wasserlose Ilissosbett; der Hügel links ist der Museionshügel mit dem Philopappos-Denkmal, und zwischen diesem und dem Burgfelsen erheben sich die Säulen des Olympieion; er hat eine Ausdehnung von ungefähr 300 m und fällt auf allen ausser der Westseite steil ab, so dass nur westlich ein Zugang ist; seine grösste Breite beträgt ungefähr 120 m. Das war aber nicht die ursprüngliche Gestalt des Hügels, sondern dessen Oberfläche war viel

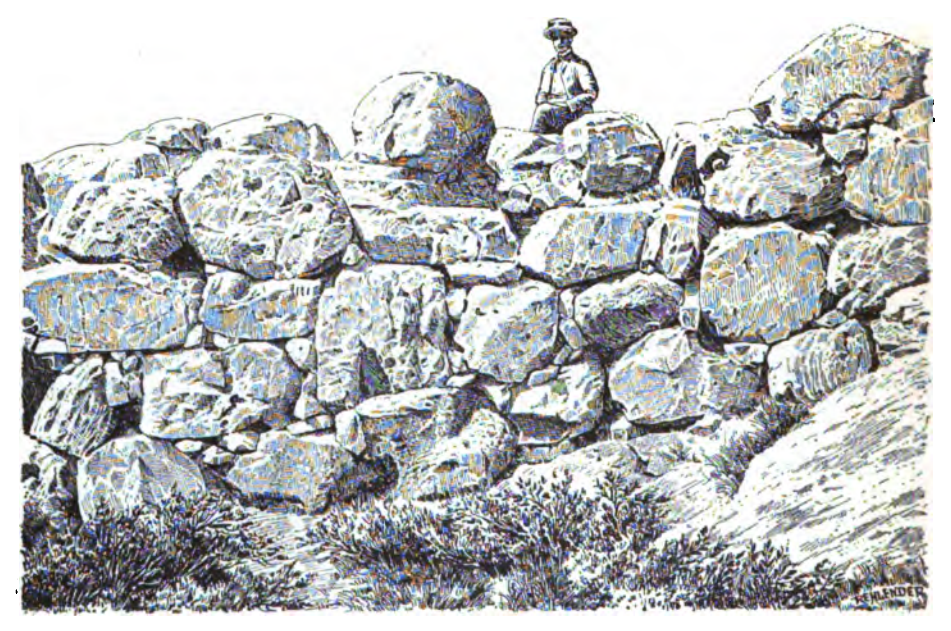


Fig. 110. Cyklopische Burgmauer.

geringer; sie fiel besonders nach Süden schnell ab. Die ältesten Bewohner, die den Hügel zur Königsburg wählten, haben ihn rings mit einer gewaltigen cyklopischen Mauer umgeben, die, an den Abhang gesetzt, allen Falten und Knicken des Terrains nachging (18 auf dem Plan, vgl. Fig. 110). Besonders auf der Südseite ist sie dadurch, dass sie bei Verbreiterung des Hügels unter den Aufschüttungen verborgen wurde, vielfach gut erhalten; weniger auf der Nordseite, weil sie dort in den Lauf der späteren Mauer hineingefallen ist. Aus der gleichen Zeit wie die cyklopische Ringmauer stammen die Reste des Königspalastes, die an der Nordseite östlich vom Erechtheion zum Vorschein gekommen sind (13 auf dem Plan); durch deren Auffindung wird nun auch verständlich, wie ein Altar des Zeus Herkeios mitten in den Bezirk des Erechtheions kommen konnte; es war eben der Altar des Zeus Herkeios, der sich im Hofe des Königspalastes befand (wie in Tiryns); als nach Vertreibung der Könige der Palast

verfallen war, hielt man doch an der Verehrung des Altars noch fest. Auch eine andere Aehnlichkeit mit Tiryns weist der Herrscherpalast auf; wie dort, führt vom Palast eine durch Türme wohlbefestigte Treppe an den Nordostfuss der Burg (vgl. Fig. 111). Besonders deutlich tritt die pelasgische Mauer an der Südostecke der Burg hervor, da wo neuerdings das kleine und grössere Akropolismuseum zur Aufnahme der auf der Akropolis gefundenen Altertümer errichtet ist, aber auch südlich vom Parthenon ist sie deutlich in der Tiefe wahrzunehmen. Am deutlichsten tritt sie hinter dem südlichen Propyläenflügel, westlich vom Heiligtum der brauronischen Artemis zu Tage; dort war schon



Fig. 111. Seitenausgang der Burg.

längst eine pelasgische Mauer sichtbar, man kannte jedoch weder ihre Dicke (sie ist 6 m dick), noch wusste man etwas von ihrer Zugehörigkeit zu der grossen Burgbefestigung (siehe unten Fig. 122 „oberste Mauer des Pelasgikon“). In welcher Weise die Pelasger den westlichen Zugang verteidigt hatten, ist noch nicht ganz aufgeklärt, da die Erzählung der Alten vom Enneapylon, d. h. neun verschiedenen, den Zugang wehrenden Thoren, ohne dass Reste davon aufgefunden werden, nicht verständlich ist. Die von der Ringmauer eingeschlossene Fläche war jedenfalls, wie die Höhe von Troja, Mykenae und Tiryns, nur von dem Königspalast und den dazu gehörenden Dienerwohnungen u. s. w. eingenommen; dafür war auch der beschränkte Raum völlig ausreichend. Von dem Königspalast sind, wie vorher gesagt, reichliche Spuren, besonders an der

Nordseite beim Erechtheion erhalten (Fig. 112); dünneres, unansehnliches Mauerwerk weiter nach Westen hin mag der Wohnung der Dienerschaft zugehört haben.

Wie lange der Palast der Könige als solcher bestanden hat, ist natürlich nicht zu sagen; wir wissen, dass Pisistratus, nachdem er sich zum Tyrannen gemacht hatte, auf der Burg seine Wohnung aufgeschlagen hat, und es ist ja nicht unwahrscheinlich, dass das, was vom alten Königspalast noch vorhanden war, von dem Gewalthaber mit zu seinen Zwecken verwendet worden ist. Auf Pisistratus ist aber auch die Anlage eines Tempels zurückzuführen, dessen



Fig. 112. Reste des Königspalastes.

Spuren erst neuerdings bei den Ausgrabungen der archäologischen Gesellschaft zum Vorschein gekommen sind (Fig. 113). Er bestand aus einem Doppelbau; während die durch zwei Säulenreihen in drei Schiffe geteilte Cella sich nach Osten öffnete, war der grössere Westraum für drei abgeschlossene Räume in Anspruch genommen, die zur Aufbewahrung von Tempeleigentum und sonstigen Kostbarkeiten geeignet waren; rings um sie zogen sich Säulenhallen. Natürlich kann der Tempel keiner anderen Gottheit als der besonderen Burggöttin von Athen, der Athena, geweiht gewesen sein; der Tempel war, so lange nicht die grösseren Mittel des Staates einen besonders prachtvollen Bau gestatteten, jedenfalls der einzige und hauptsächlichste Tempel der Athena. Doch hat es an anderen, kleineren Tempeln in der älteren Zeit auf der Burg nicht gefehlt; die Ausgrabungen der letzten Jahre haben vielfach Bauglieder, vor

allem aber die Reste von Giebelfiguren zu Tage gefördert, die einst die Giebel von Heiligtümern geschmückt haben müssen. Ausser den Heiligtümern füllten Statuen und andere Weihgeschenke, häufig auf hochragenden Säulen aufgestellt, den von den Tempeln und Palästen nicht eingenommenen Raum der Burg. Von diesen Statuen und Säulen sind zahlreiche Reste, die noch den vollen Farbenschmuck zeigen, auf uns gekommen. Als es nämlich nach den Perserkriegen galt, die Akropolis zu säubern und neu zu schützen, da wurden bei der Errichtung der Nordmauer die von den Persern beschädigten und teilweise zerstörten Statuen und Architekturglieder mitverwendet, um den Boden hinter

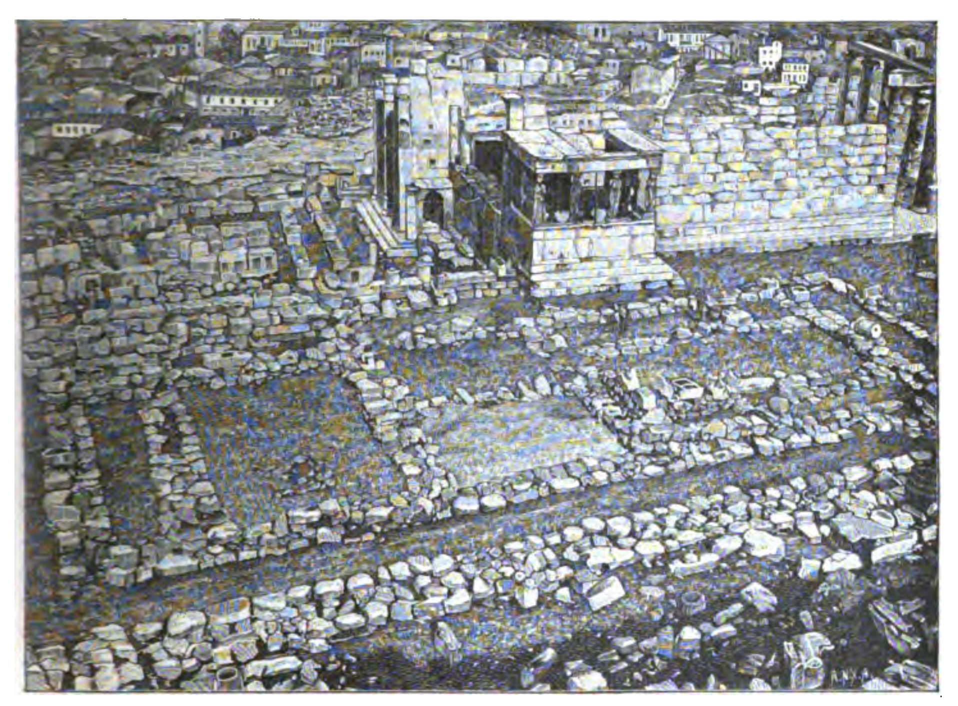


Fig. 113. Der alte Athenatempel.

der Mauer zu ebnen und zu erhöhen; dort hat man sie neben einander liegend vor wenigen Jahren bei der Ausgrabung der Burg wiedergefunden. (S. die Abbildung No. 114, in der die verschiedenen zur Ausfüllung des Raumes hinter der Mauer dienenden Schichten erkennbar bezeichnet sind.) Die Mehrzahl sind Frauengestalten in altertümlicher Tracht und in altertümlichem Stil; dass es sich bei den meisten um Bildnisse von Personen handelt, kann kaum fraglich sein, wenn man die individuellen Züge, die den einzelnen gegeben sind, ins Auge fasst; die Männer sind vielfach als Reiter dargestellt.

In diesem Zustand der Burg brachte der Einfall der Perser eine gewaltige Veränderung hervor. Während die Mehrzahl der Bürger, den Ratschlägen des Themistokles Gehör schenkend, die Stadt verlassen hatte, um die Schiffe zu

besteigen, nachdem sie Frauen und Kinder nach Salamis oder Aegina gerettet hatten, war der den Neuerungen abholde Teil auf der Burg zurückgeblieben, um dort, in wörtlicher Ausführung des bekannten Orakels, hinter einer hölzernen Verschanzung (natürlich in Verbindung mit dem festen Enneapylon der Pelasger) sich gegen den Angriff der Perser zu verteidigen. Lange vermochten sie dort Stand zu halten; doch als es den Persern gelang, durch eigene Wahrnehmung oder durch Verrat den Aufgang aufzufinden, der von dem Heiligtum der Agraulos auf der Nordseite der Burg zur Oberfläche der Akropolis emporführte, da war natürlich die Burg verloren; die von vorn und im Rücken zugleich angegriffenen Athener konnten dem doppelten Ansturm nicht widerstehen, sie wurden getötet und die Burg genommen. Die Perser haben dort schrecklich gehaust; erbittert über den Widerstand, haben sie nach Möglichkeit alles zerstört und verbrannt, Gebäude sowohl wie Weihgeschenke. Nachdem Attika endlich von den Barbaren verlassen war, mussten die Athener zunächst an die Befestigung ihrer bis dahin mauerlosen Stadt denken (wie Thukydides erzählt, wurde mit der grössten Eile dabei vorgegangen, selbst Grabdenkmäler wurden nicht verschont, sondern die Steine derselben mit zum Mauerbau verwendet), dann aber ging es an ein Aufräumen auf der Akropolis, wobei die Mauern neu errichtet wurden; jedenfalls wurde damals auch der Tempel der Athena, den die Pisistratiden erbaut hatten, wenn auch ohne Säulenhalle, wieder errichtet. Denn dass die Burggöttin bis zur Vollendung des Parthenon ohne Tempel geblieben sei, ist von vorn herein mehr als unwahrscheinlich. Ein grosser Teil der Mauer ist besonders durch Cimon erbaut worden; dass auf der Nordseite unterhalb des Erechtheions Säulentrommeln und andere Architekturstücke in die Mauer verbaut sind, scheint weniger in Folge der Eile geschehen zu sein, mit der man bei Errichtung derselben vorgegangen ist, als wegen des Hasses, den man gegen die Perser hegte; man wollte gleichsam ein unvergessliches, in die Augen fallendes Denkmal errichten, das den Athenern aller Zeiten die Barbarei, mit welcher die Perser auf der Burg gehaust hatten, ins Gedächtnis zurückrufen sollte. Indess sind viele Säulentrommeln und andere Architekturfragmente auch auf der Innenseite der Mauer mit verbaut worden, so dass sie von aussen nicht sichtbar waren, vgl. Fig. 115.

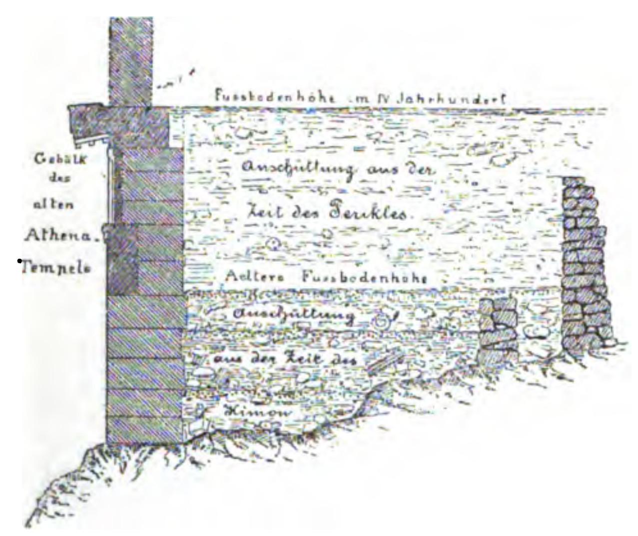


Fig 114. Aufschüttung hinter der Burgmauer.

Schon Cimon hatte die Errichtung eines grossen, alles überbietenden Tempels der Burggöttin geplant und dazu den Raum südlich vom alten Tempel ausersehen. Da der Berg dort ziemlich steil abfiel, so waren gewaltige Stützmauern nötig und grosse Unterbauten mussten angelegt werden, um das erforderliche Terrain zu gewinnen (Fig. 116). Doch war es Cimon nicht beschieden, den Tempel vollendet zu sehen; er wurde gestürzt und sein Nachfolger Perikles verwarf nicht nur die schon fertiggestellten Architekturstücke, ja er nahm nicht einmal für seinen Tempel die von Cimon geschaffenen Unterbauten an. So kommt es, dass der Parthenon nicht ganz mit den Unterbauten des Cimon zusammenfällt, wie aus dem beigefügten Plan Fig. 117 ersichtlich ist.

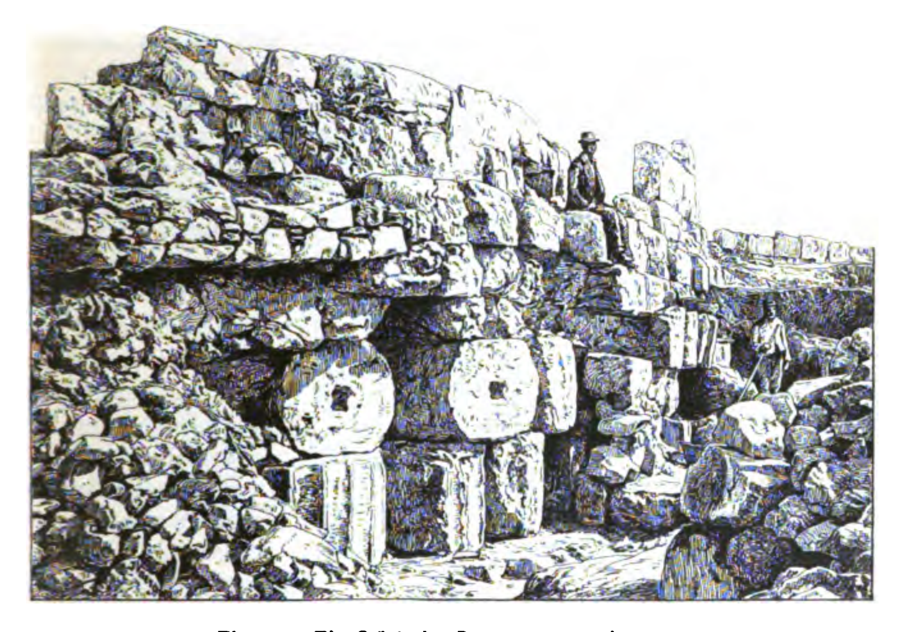


Fig. 115. Ein Stück der Burgmauer von innen.

Die Säulentrommeln des Cimonischen Baues wurden als Füllmaterial bei dem Mauerbau der Nordseite mit verwendet. Vorher schon war auf der Burg östlich von den Propyläen an einer noch heute kenntlichen Stelle (27 auf dem Plan) ein kolossales Erzbild der Athena von Phidias, die sogenannte Athena Promachos, aufgestellt worden, ein weithin ragendes Zeichen und Sinnbild des Schutzes, den die Göttin ihrer geliebten Stadt gewährte. Der Bau des Parthenon, unter der Oberleitung des Phidias von Iktinos und Kallikrates ausgeführt, bezeichnet den Gipfel der Bauthätigkeit des Perikles; der ganz und gar aus pentelischem Marmor erbaute, rings umsäulte Tempel mit seinem herrlichen Giebelschmuck und den Skulpturen der Metopen und des um die Cella laufenden Frieses ist das vorzüglichste Denkmal griechischer Baukunst, dessen Ruinen noch heute die Bewunderung aller Betrachter erregen. Wie neuerdings gefundene Inschriften erkennen lassen, ist der Bau dieses Tempels um 447 begonnen

worden und war 432 noch nicht völlig vollendet. Auf starken Unterbauten aus piräischem Gestein, die rings von drei hohen Stufen aus pentelischem Marmor, jede 0,52—0,55 m hoch, umgeben sind und deren oberste eine Breite von 30,89 m und eine Länge von 69,54 m hat, erhob sich der Peripteros, von 46 dorischen Säulen gebildet, von denen je acht an den Fronten, je 17 auf den Langseiten angeordnet waren (vgl. den Grundriss Fig. 62 und 68). Mit goldenen Schilden (auf der Ostseite befanden sich 14 Schilde, auf der Westseite 8 und auf der Langseite je einer an jeder Ecke) und dazwischen eingefügten Inschriften war der Achitrav, mit Reliefs, die Scenen aus der Gigantomachie, dem Kampf der Kentauren und Lapithen, ferner den Kämpfen der Griechen gegen die Amazonen und aus der Einnahme Trojas darstellten, waren die 92 Metopen des Frieses geziert. In den Giebeln (im Lichten 3,46 m hoch und 28,35 m lang) thronten in hehrer Majestät die Gestalten, mit denen Phidias und seine Schüler zwei wichtige Momente aus dem Mythenkreise der Athena verherrlicht hatten: in dem einen die erste Erscheinung der aus dem Haupte des Zeus geborenen Göttin unter den Olympiern; in dem anderen den Wettkampf, durch dessen siegreichen Ausgang sie dem Poseidon die Schutz- und Oberherrlichkeit des attischen Landes abgewonnen hatte. Ueberall wurde durch massvoll angebrachten Farbenschmuck der leuchtende Glanz des pentelischen Marmors gemildert, aus dem sowohl Säulen und Gebälk, als auch die Mauern der Cella und selbst die Ziegel des Daches bestanden.

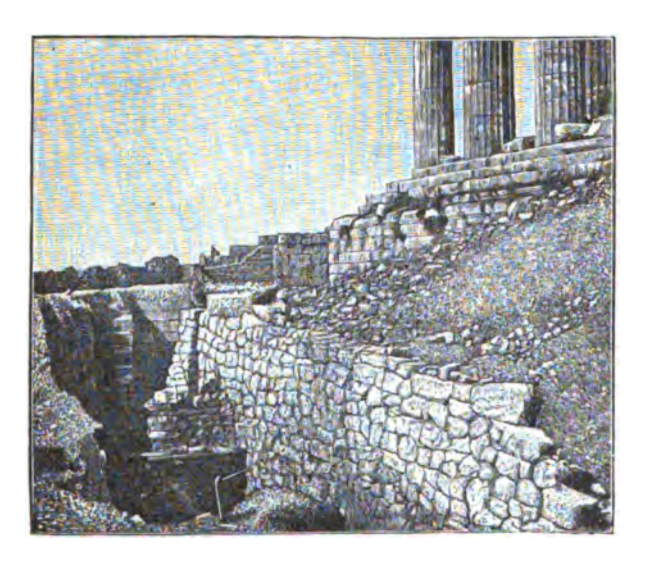


Fig. 116. Unterbauten des Parthenon.

Was die Restauration des Tempels anbelangt, so ist dieselbe in Bezug auf die Anordnung der Haupträume keinem Zweifel unterworfen. Durch die Säulen des Umganges hindurchschreitend, betritt man das eigentliche Tempelhaus (21,76 m breit und 59,09 m lang), das sich um zwei Stufen von 0,70 m Höhe über dem Stylobat erhebt. Je sechs Säulen sind vor den Fronten des Pronaos sowie des Opisthodomos angeordnet. Beide Vorhallen dienten als Aufbewahrungsort für die kostbaren Weihgeschenke, mit denen die Heiligkeit des Tempels und der hier wohnenden Göttin von fern und nah geehrt wurde, und die hinter Eisengittern eine sichere Stätte fanden, gleichzeitig aber auch von aussen angeschaut werden konnten. Eine Inschrift hat das Verzeichnis der hier aufbewahrten Gegenstände erhalten. Aber auch des bildlichen Schmuckes

entbehrten diese Teile nicht. Von der Vorhalle aus beginnend zog sich rings um die ganze Tempelcella ein fast 160 m langer Relieffries (ζωφόρος) mit jenen meisterhaft ausgeführten Motiven aus der panathenäischen Festfeier, auf die wir weiter unten näher eingehen werden. Seine Gesamtlänge betrug 159,42 m, von denen 21,18 m auf jede Schmalseite, 58,53 m auf jede Langseite kamen, während seine Höhe 1 m beträgt.

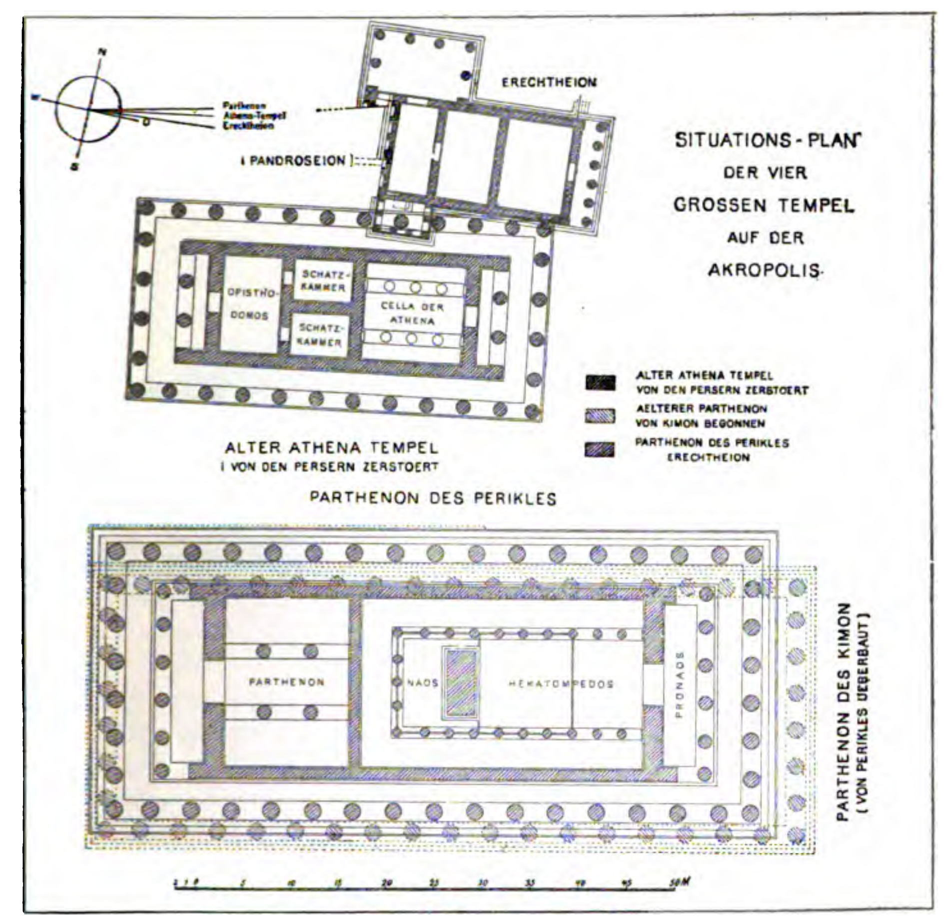


Fig. 117. Die drei Athenatempel.

Ueber dem Eingang zum Pronaos und somit zu der eigentlichen Tempelcella sind in sinnreicher Weise die zwölf attischen Hauptgottheiten dargestellt, die, gefällig auf Sesseln gruppiert, dem sich nähernden Festzuge entgegenzusehen scheinen; letzterer bedeckt die übrigen Flächen des Zophoros in seiner ganzen Länge.

Eine mächtige, reich verzierte, nach innen schlagende Flügelthür in der Hinterwand des Pronaos bildet den Zugang zu dem hundert attische Fuss langen und deshalb Hekatompedos (ἑκατόμπεδος νεώς) genannten eigentlichen Tempel-

raum (Naos). Zwei Säulenstellungen zu je neun dorischen Säulen teilten diesen Raum in drei Schiffe, deren mittleres eine Breite von 9,83 m hat; eine zweite Säulenreihe, gleichfalls von dorischer Ordnung, erhob sich über der ersteren, wodurch ein Obergeschoss gebildet wurde, zu welchem Treppen von den Seitenschiffen aus hinaufführten. Auch dieser Raum war durch Schranken zwischen den Intercolumnien in mehrere Abteilungen geteilt, die zur Aufbewahrung von kostbaren Weihgeschenken, von goldenen Kränzen sowie des überaus reichen Processionsapparates der Athena Polias dienten. Am Ende der mittleren Stoa, auf dem im Plane schraffierten Rechteck, stand, abgeschlossen durch einen Gitterverschluss, das Hauptwerk des Phidias, das chryselephantine Agalma der Parthenos mit der Siegesgöttin auf der vorgestreckten rechten Hand. Schon die Basis war durch die Geburt der Pandora kunstvoll verziert. Auf ihr erhob sich das Standbild der Göttin in einfacher aber majestätischer Haltung bis zu



Fig. 118. Der Parthenon.

einer Höhe von 26 Ellen; Gesicht und Hals, Arme, Hände und Füsse waren aus Elfenbein; das Gewand, das Phidias abnehmbar gemacht hatte, bestand aus lauterem Golde, das auch in den übrigen Teilen der Figur vorherrschte. Die Kostbarkeit des Materials und die mächtige Totalwirkung der ganzen Gestalt wurde noch gehoben durch die liebevollste Sorgfalt, mit der fast alle einzelnen Teile durch bildlichen Schmuck ausgestattet waren: so der Helm mit einer Sphinx und vielem anderen Zierrat; der zu den Füssen der Göttin stehende Schild mit Gigantenkämpfen auf der inneren und mit einer Amazonenschlacht auf der äusseren Seite, mit den Bildnisfiguren des Perikles und des Phidias, die später den Gegnern des grossen Staatsmannes Veranlassung zu der Anklage der Gottlosigkeit gegen ihn und den ihm nahe befreundeten Künstler gegeben haben, ja selbst an den Rändern der hohen Sandalen war die Kentauromachie in zahlreichen Gestalten dargestellt. Wie die Nike von der Göttin gehalten wurde, musste früher als fraglich erscheinen; jetzt ist darüber durch die Auffindung einer Statuette in Athen, die als treue, wenngleich späte Nachbildung der Parthenos betrachtet werden kann, Licht verbreitet worden (s. Fig. 119). Bei der Schwere der gegen fünf Fuss hohen Statue, die gleichfalls aus Gold und

Elfenbein gefertigt war, ist es erklärlich, dass der Künstler gleich von Anbeginn eine Säule als Stütze unter den Arm gestellt hatte, sonst würde die Last für den vom Körper losgelösten Arm zu gross gewesen sein.

Hinter der Cella mit dem Bilde befand sich der eigentliche Parthenon, ein durch eine undurchbrochene Mauer von dem Naos getrenntes Gemach, das nur vom Opisthodom aus zugänglich war und besonders zur Aufbewahrung der bei den Festzügen gebrauchten Geräte diente; die Decke desselben wurde durch vier Säulen getragen. Ob der Raum, wie man früher annahm, jemals zur Aufbewahrung des Staatsschatzes gedient hat, muss nach Auffindung des *ἀρχαῖος νεώς* fraglich erscheinen.

Zum Schluss noch einige Worte über die Schicksale dieses Tempels, dessen grossartigen Ruinen eine Hoheit, Würde und Schönheit innewohnt, die jede Beschreibung weit hinter sich lassen.



Fig. 119.
Nachbildung der Parthenos.

Der wundervolle Bau war allen Wechselfällen und Schicksalsschlägen zum Trotz in der Hauptsache unversehrt aus dem Altertum durch das Mittelalter hindurch in die Neuzeit gerettet. Natürlich war das Goldelfenbeinbild, die berühmte Schöpfung des Phidias, man weiss nicht genau in welchem Jahre und auf welche Weise, beseitigt und der heidnische Tempel in eine christliche Kirche, die erst der heiligen Sophia, dann der Mutter Gottes geweiht war, verwandelt worden, selbstverständlich nicht ohne bauliche Umänderungen. Man hatte vor allem den Eingang von der Ost- nach der Westseite gelegt, auf der Ostseite die ursprüngliche Eingangsthür erweitert und durch eine flache Apsis die Kirche verlängert, aber wenn auch eine Friesplatte dabei hatte weichen müssen und die Mitte der Giebelfelder gestört war, in der Hauptsache war der Tempel doch erhalten geblieben. Fast ohne jede bauliche Veränderung scheint nach der Besitznahme Athens durch die Lateiner die Ueberführung der Kirche aus dem griechischen zum römischen Kultus geschehen zu sein. Ja selbst die Einnahme der Akropolis durch die Türken im Jahre 1458 (die Stadt selbst war schon 1456 in ihre Hände gefallen) brachte zwar die Verwandlung des Parthenon in eine Moschee mit sich (erst 1460, nachdem die Verschwörung der angesehensten Einwohner zu Gunsten der vertriebenen Herzöge entdeckt war), aber die baulichen Veränderungen waren im ganzen unwesentlicher Natur, man liess die Wände weiss übertünchen, um die christlichen Malereien zu verdecken, die Bilderwand und den Altar entfernen und vor allem in der Südwestecke, dem südlichen Teil des eigentlichen „Parthenon“, ein Minaret errichten. Wie gut trotz alledem der Tempel mit seinen Säulenhallen, Metopen und Friesreihen erhalten war, davon ist uns durch Beschreibungen und Zeichnungen, die am Ende des 17. Jahrhunderts aufgenommen sind, reichliche Kunde erhalten. Im

Jahre 1674 besuchte der französische Gesandte bei der Pforte, Marquis de Nointel, die Burg und wurde gleich beim ersten Besuch der Akropolis durch die Pracht des Parthenon und seiner Bildwerke dermassen gefesselt, dass er sofort mit dem Festungskommandanten ein Abkommen traf, wonach es seinem Maler Jacques Carrey gestattet wurde, unbelästigt zeichnen zu dürfen. Gerüste waren natürlich nicht gestattet, und die Frist, in der die Arbeit vollendet sein musste, nur vierzehn Tage, äusserst kurz bemessen, und doch brachte Carrey trotz der grossen Entfernung seines Standpunktes und trotz der Blendung des



Fig. 120. Parthenon, von Südosten gesehen.

Marmors einundzwanzig grosse, meist ziemlich volle Blätter zu Stande, beide Giebelfelder, alle zweiunddreissig Metopen der Südseite, ferner einen grossen Teil des Frieses enthaltend. Fernere Nachrichten verdanken wir dem Besuche, den Spon und Wheler im Jahre 1676 in Athen machten, wenngleich die Deutungen, die sie, durch die westliche Eingangsseite irre geführt, aufstellten, durchaus verfehlt waren. Das Interesse, welches durch das Sponsche Werk und die Zeichnungen Carreys erweckt war, erklärt es wohl, dass noch 1686 von französischen Offizieren die Altertümer der Akropolis gezeichnet wurden.

Wir können dem Zufall nicht dankbar genug sein, dass so kurz vor Thoresschluss noch so mancherlei von den Skulpturen des Parthenon in irgend welcher Art für die Nachwelt fixiert wurde; anderen als französischen Ingenieu-

ren wäre es zu jener Zeit wohl auch nicht gestattet gewesen, die Akropolis zu besuchen und dort zeichnen zu können, denn schon seit 1684 war im Peloponnes der Krieg entbrannt, der auch Athen so unheilvoll werden sollte. An der Spitze der Söldnertruppen der Venetianer, die in Morea einen Punkt nach dem andern den Türken entrissen, stand Morosini, dem wegen des Sieges von Patras (24. Juli 1687) der Beiname des Peloponnesiers gegeben worden ist. An ihn gelangte Botschaft von den in der Unterstadt Athen wohnenden Griechen, dass sie bereit seien, sich ihm zu unterwerfen. Obgleich im Kriegsrate starke



Fig. 121. Westseite des Parthenon.

Bedenken laut wurden, beschloss man doch, nach der Einnahme von Aegina einen Versuch zur Einnahme von Athen zu machen. Der Generalfeldmarschall Graf von Königsmark, der Befehlshaber des Landheeres, schiffte sich auf Befehl Morosinis ein, und am 21. September, so beschreibt A. Michaelis in seinem „Parthenon" den Vorgang, war die Armee in Porto Lione, dem alten Piräus, angesichts der Akropolis gelandet, zur grossen Ueberraschung der Türken in Athen, die sich sofort mit Weib und Kind in die Festung zurückzogen. Morosini, von dem Erzbischof und anderen Abgesandten der Stadt eingeladen, liess Königsmark noch am Abend des gleichen Tages dort einrücken. Alsbald wurden die Laufgräben gezogen, die Batterien errichtet, und schon am Morgen des 23. September konnte das Feuer beginnen. Die Kanonen auf den westlichen

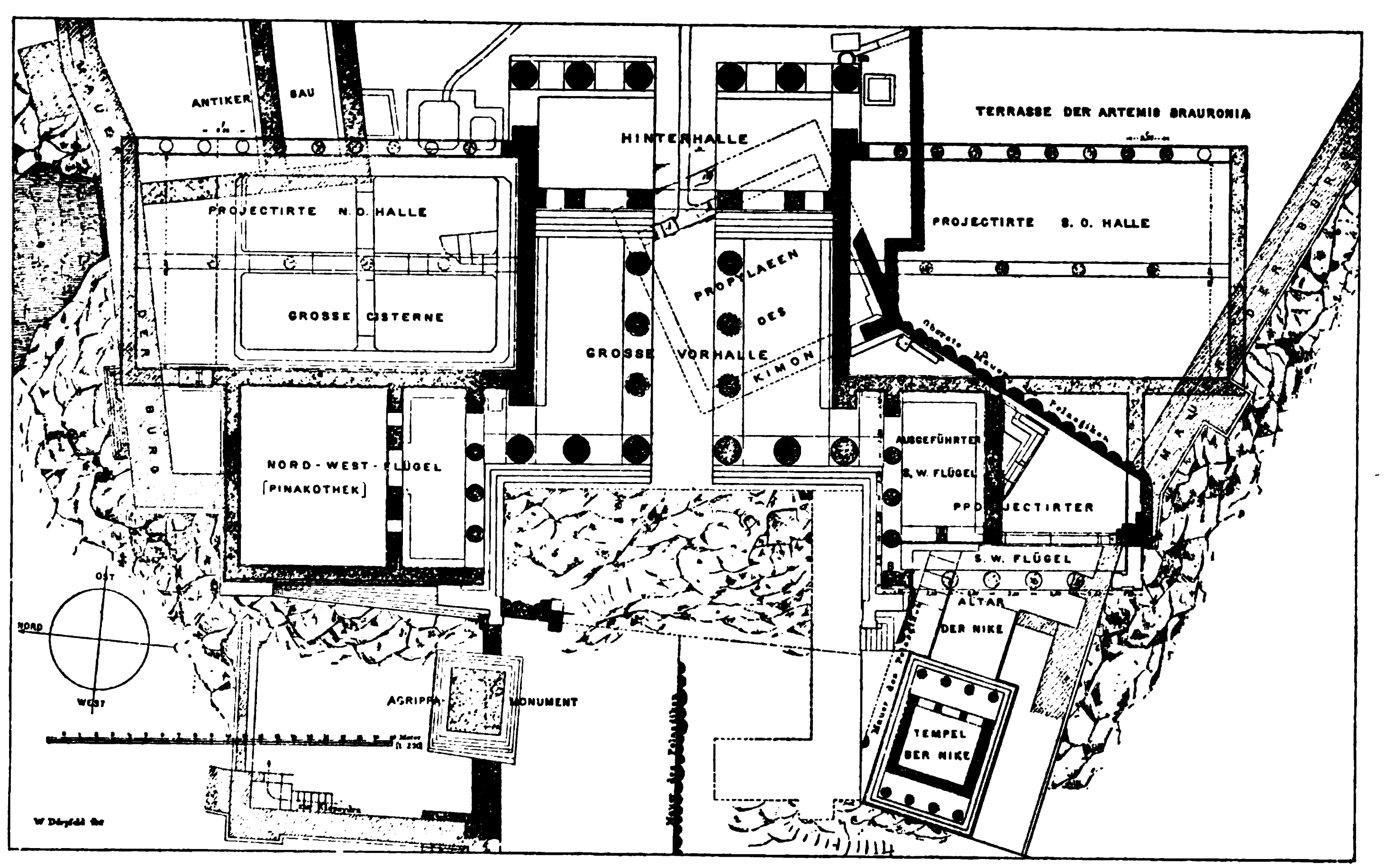


Fig. 188. Der Propyläenbau des Mnesikles, ursprünglicher Entwurf.

Höhen, gegen die starken Verschanzungen bei den Propyläen gerichtet, schossen mit einigem Erfolg, minder glücklich die Bomben, welche teils im Nordwesten der Burg, am Fusse des Areopag, teils östlich unterhalb der grossen Grotte aufgestellt waren. Als die Batterien so geringe Wirkung übten, machte man sich ans Minieren — man denke sich den Plan, die Akropolis in die Luft zu sprengen! — gab dies aber bald als unausführbar wieder auf. Es stand sehr zu befürchten, dass von Theben her der Seraskier zum Ersatz herankomme, alles kam daher darauf an, die Festung schleunig zu gewinnen. Da brachte ein Ueberläufer aus der Burg den Belagerern die Nachricht, das ganze Pulvermagazin der Türken befinde sich im Parthenon; die Türken seien der Meinung, dass die Christen den Prachtbau schonen würden. Die Nachricht war freilich nicht ganz richtig — es wurde nur der Vorrat für jeden Tag dort in der Cella aufbewahrt — hatte aber den traurigen Erfolg, den Bomben der Christen, die so zarte Rücksichten nicht kannten, ein festes Ziel zu geben. Freitag, den 26. September gelang es endlich einem lüneburgischen Lieutenant, der bei der Batterie im Osten stand, eine Bombe in den Tempel zu schleudern, die gerade auf den Pulvervorrat fiel; mit furchtbarem Krachen flog Iktinos' Meisterbau auseinander, eine grosse Zahl Menschen unter seinen Trümmern begrabend. — Nachdem die Türken noch trotz dem auf der Burg wütenden Feuer sich zwei Tage lang verteidigt hatten und jede Hoffnung auf Ersatz von Theben her geschwunden war, ergaben sie sich am Abend des 28. September.

Die Zerstörung durch die Explosion war furchtbar gewesen, die ganze Mitte des Gebäudes war herausgerissen worden und das Uebrige stark in Mitleidenschaft gezogen (vgl. Fig. 120, der Parthenon von Südosten gesehen, und Fig. 121, die westliche Ansicht darstellend). Und dabei so ganz zwecklos! Wenige Monate später, schon am 4. April 1688, verliessen die venezianischen Truppen das verödete und verwüstete Athen, und von neuem zogen die Türken auf der Akropolis ein. Und dabei ist der unmittelbar durch die Explosion angerichtete Schaden, so gross er auch war, für die Skulpturen wenigstens noch nicht einmal als der schlimmste zu bezeichnen! Viel schlimmer ist die planmässige Zerstörung der Skulpturen des Parthenon, die leider von Morosini selbst begonnen wurde, der zum Andenken an seinen Sieg aus dem westlichen Giebelfelde die beiden Rosse und die Gestalt des Poseidon, den er für Zeus hielt, mitnehmen wollte, ein Unternehmen, das durch die Ungeschicklichkeit der damit beschäftigten Arbeiter damit endete, dass die wunderbar erhaltenen Pferde aus der bedeutenden Höhe herabstürzten und zerschmettert wurden. Auch viele der Soldaten seines Heeres trugen zum Untergange bei, indem sie sich von den herumliegenden Fragmenten zum Andenken Stücke mitnahmen. Und so ging es in der Folgezeit weiter; nachdem die Türken wieder eingezogen waren, wanderten die Marmorstücke in den Kalkofen, ja selbst absichtliche Zerstörungen ohne jeden Zweck scheinen nicht zu den Seltenheiten gehört zu haben; ein solches der früher Jahrhunderte lang von den Türken geübten Schonung so ganz entgegengesetztes Verfahren ist ohne allen Zweifel der Verbitterung zuzuschreiben, die durch das Vorgehen der Venezianer bei den Türken erregt worden war.

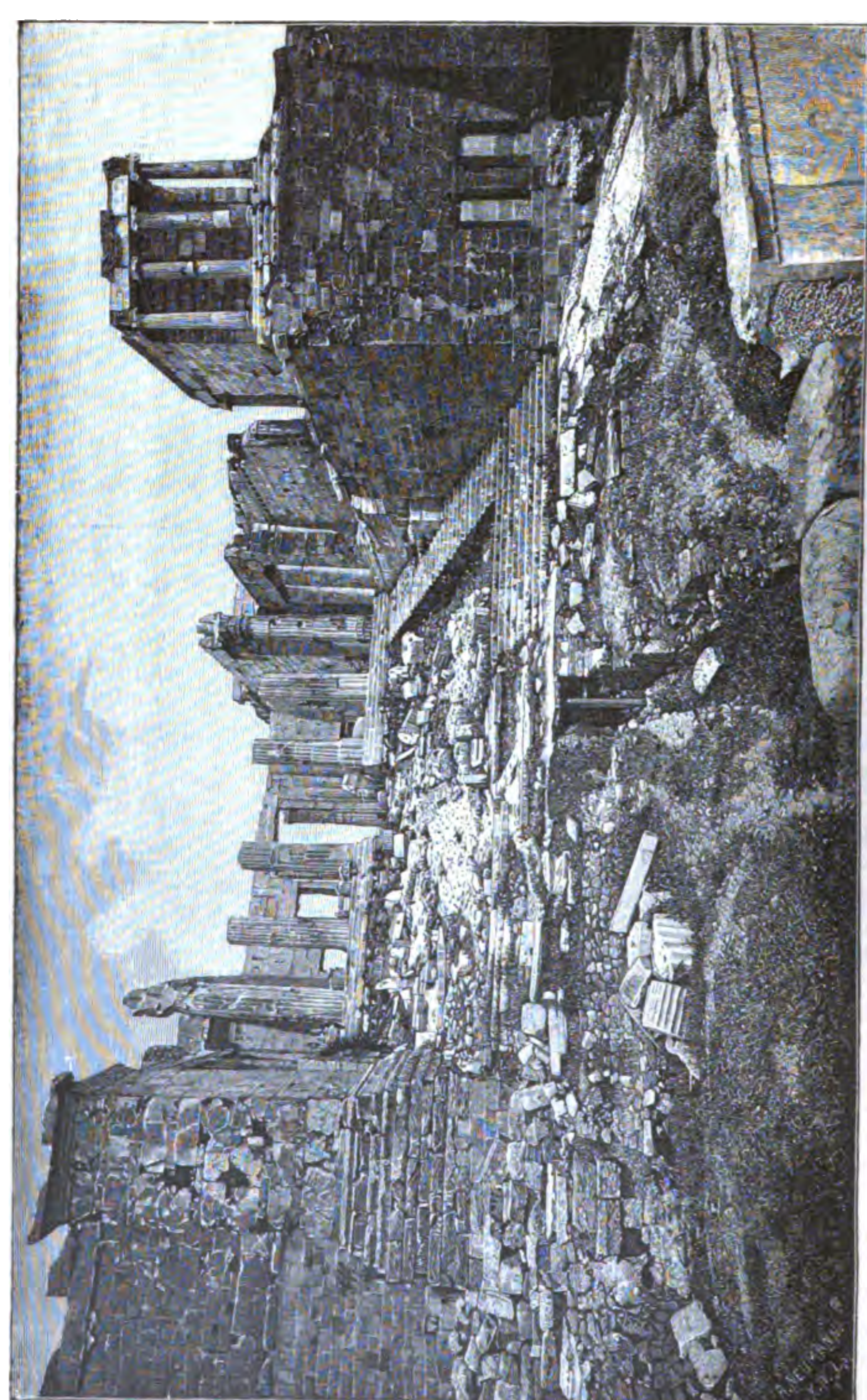


Fig. 123. Die Propyläen, Westseite.

Noch übler wurde dem Parthenon durch Lord Elgin mitgespielt, der von der Erlaubnis des Sultans, die Skulpturen abformen und das eine oder andere Stück vielleicht herausheben zu lassen, einen derartigen Gebrauch machte, dass er möglichst alle am Tempel noch vorhandenen Skulpturen ohne Schonung der Architektur loslösen und nach England schaffen liess, wo dieselben nach mancherlei Schicksalen endlich eine dauernde Stätte im British Museum gefunden haben. Blicken wir jetzt auch mit Wehmut auf die ihres schönsten Schmuckes beraubten Tempelruinen, so dürfen wir doch die Handlungsweise Lord Elgins keinem zu scharfen Tadel unterwerfen; die da-



Fig. 124. Die Propyläen, Ostseite.

maligen traurigen Zustände Griechenlands rechtfertigten gewissermassen die Entführung dieser Kunstwerke, die sonst möglicherweise einer gänzlichen Vernichtung anheimgefallen wären.

Ein gleichfalls hervorragendes Denkmal der Perikleischen Periode wird durch die Propyläen gebildet. Während die frühere Zeit sich damit begnügt hatte, den Eingang möglichst sturmfrei zu machen (dazu dienten die neun Thore der Pelasger), konnte man zur Zeit des Perikles, wo die Akropolis aufgehört hatte, als Befestigung zu dienen, daran denken, den Eingang künstlerisch zu gestalten. Dazu diente der Propyläenbau des Mnesikles, 437 begonnen und in fünf Jahren vollendet, soweit wie damals eine Vollendung möglich war Nämlich auch hier haben die Forschungen von W. Dörpfeld, dem die Akro-

polis so viel verdankt, nachgewiesen, dass der Bau nicht so ausgeführt worden ist, wie er ursprünglich geplant war (Fig. 122). Die heute noch im ganzen ziemlich wohl erhaltenen Propyläen bestehen aus einer von fünf Thüren durchbrochenen Mauer, dem eigentlichen Thore, welchem nach beiden Seiten von je sechs dorischen Säulen getragene Säulenhallen vorgelegt sind. (Siehe Fig. 123 und 124; erstere zeigt den Propyläenbau von Westen gesehen; rechts erhebt sich der Pyrgos mit dem Tempel der Nike Apteros, links ist der Nordflügel teilweise durch die plumpe Basis des Agrippa-Monuments verdeckt; Fig. 124 zeigt die Propyläen von der Ostseite). Die westliche Halle ist die grössere, der bedeutenderen Spannung wegen sind dort zwei Reihen von je

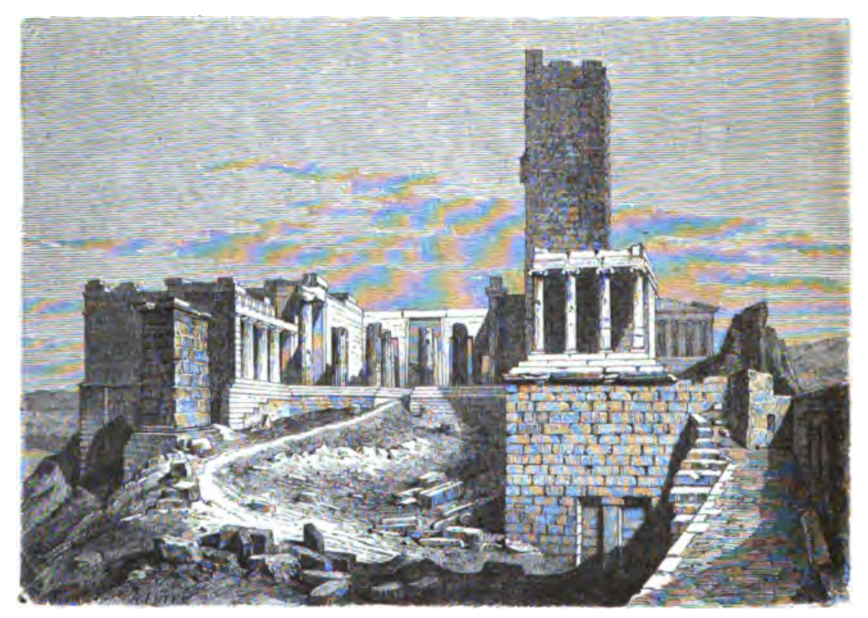


Fig. 125. Die Propyläen mit dem fränkischen Turm.

drei ionischen Säulen eingeschoben worden, so dass die Halle in drei Schiffe zerlegt wird. An diese Westhalle schliessen sich nach Nord und Süd Seitenhallen von je drei Säulen an; aber diese sind unter einander nicht gleich; während an der Nordseite zu der Halle noch ein Zimmer gefügt ist, die sogenannte Pinakothek, in der eine Reihe von Gemälden gezeigt wurde, fehlt dieses Zimmer auf der Südseite vollständig, ja der Bau hat teilweise sogar nur einen scheinbaren Abschluss gewonnen. Eine derartige Ungleichheit hat immer allen Betrachtern viel Kopfzerbrechen gemacht; durch Dörpfelds Untersuchungen ist die Sache aber klargestellt. Der Plan des Mnesikles war ein viel grösserer, natürlich sollten beide Flügel gleich gehalten werden, ja sie sollten nach Osten zu durch fernere Räume erweitert werden. Dieser Plan ist nicht zu Stande gekommen; man vermutet nicht ohne Grund, dass der Einspruch der Priesterschaft der brauronischen Artemis (östlich von dem Südflügel), auf deren Gebiet

der Südflügel bei ganzer Ausführung des Planes übergreifen musste, den ersten Anlass zur Beschränkung gegeben hat; der Ausbruch des peloponnesischen Krieges mag dann ein Uebriges gethan haben, um den Baumeister Mnesikles zum Verzicht zu nötigen und ihn zu zwingen, sich an einem scheinbaren Abschlusse genügen zu lassen. Dieser Abschluss ist dadurch erreicht worden, dass das hintere, der sogenannten Pinakothek entsprechende Zimmer ganz weggelassen wurde, und dass die dem Aufgang zugewandte Halle durch das Dazwischenschieben eines Pfeilers einen Abschluss erhielt. Dieser Flügel wurde von den Franken im 13. Jahrhundert mit dem sogenannten fränkischen Turm überbaut, der bis zu seiner auf Schliemanns Kosten 1875 erfolgten Niederlegung das weithin sichtbare Wahrzeichen der Akropolis bildete (s. Fig. 125). Eigentümlich ist die Dachbildung des Südflügels, die nach der Zerstörung des Frankenturms aus den Trümmern sich mit Sicherheit ergeben hat (Fig. 126, *a*, *b*, *c*), auch aus ihr geht hervor, dass man unter dem Drang der Umstände

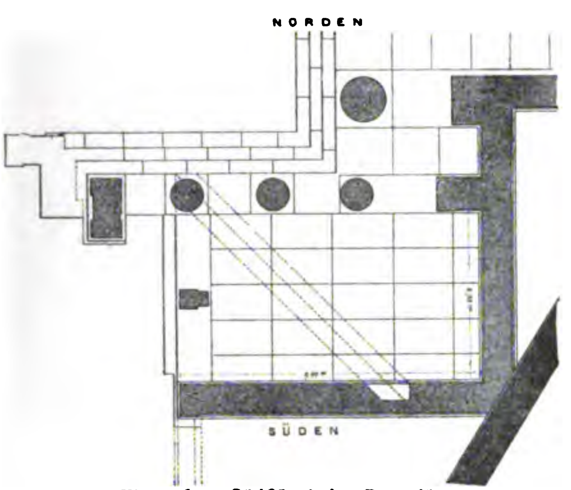
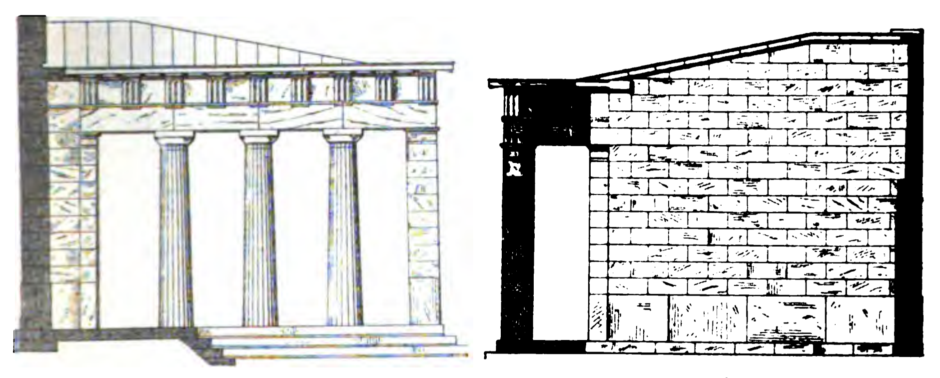


Fig. 126a. Südflügel der Propyläen.


Fig. 126b. Südflügel der Propyläen. Fig. 126c.

mit einem ursprünglich nicht beabsichtigten Abschluss sich begnügt hat. Mit welcher Eile man übrigens bei dem Propyläenbau vorgegangen ist, zeigt auch der Umstand, dass man für die Unterbauten vielfach Architekturteile, die nicht mehr brauchbar waren, mit verwendet hat. Fig. 127, einer Photographie der Unterbauten des nördlichen Flügels entnommen, lässt dies recht deutlich erkennen.

Auch der Bau des Niketempels auf dem südwestlichen Vorsprung der Akropolis, der wohl mitten in die Zeit der Errichtung der Propyläen hinein fällt, scheint bei der Umgestaltung des Planes Berücksichtigung verlangt zu haben; wenigstens ist der ursprüngliche Entwurf ohne Rücksicht auf den Tempel gemacht worden. Der Niketempel (eigentlich sollte man sagen, der Athena Nike, denn die „Nike Apteros“ ist keine besondere Form der Nike, sondern vielmehr der Athena), der bis auf das Dach und einige Friesplatten heute ganz wohlerhalten vor uns steht, ist übrigens nicht so aus dem Altertum auf uns gekommen. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts war er noch wohlerhalten, aber dann haben ihn die Türken abgetragen, um die Steine mit bei der Erbauung einer den Westeingang abschliessenden Bastion zu verwenden; erst bei Abtragung der Bastion im Jahre 1835 haben Ross, Schaubert und Hansen die Steine des Gebäudes wieder zusammengefügt und dadurch den Tempel fast völlig wiederhergestellt. (Fig. 128.) Der Tempel, wie die Propyläen aus pentelischem Marmor erbaut, 5 m lang und 5,30 m breit, ruht auf drei Stufen, es ist ein Amphiprostylos (vgl. den Grundriss oben Fig. 58), mit je einer von vier ionischen Säulen getragenen Vorhalle an der Ost- und Westseite. Ueber dem Architrav läuft ein Skulpturenfries rings um das Gebäude, Kämpfe zwischen Griechen und Barbaren, zwischen Athenern und Griechen und eine Götterversammlung darstellend. Die fehlenden, durch Terracottanachahmungen ersetzten Friesplatten haben ehemals mit Lord Elgin ihr Vaterland auf Nimmerwiederkehr verlassen. Ueber die Gestaltung des



Fig. 127. Unterbau der Propyläen.



Fig. 128. Niketempel.

Aufganges zu den Propyläen ist man nicht völlig im klaren; soviel jedoch ist gewiss, dass der ganze Treppenbelag samt dem Beulé'schen Thor unten (so genannt nach dem Franzosen Beulé, durch dessen Ausgrabungen der Bau ans Licht gezogen ist) einer späteren Zeit entstammt. Wahrscheinlich führte der Weg ehemals in Windungen den Berg hinauf, wie noch Rillen, die in den Fels gehauen sind, erkennen lassen; ob es trotzdem möglich gewesen ist, Pferde und das Schiff des Panathenäenzuges auf die Akropolis zu bringen, muss dahingestellt bleiben. Rechts führt eine kleine Treppe zwischen der Südhalle der Propyläen und dem Niketempel zu dem Bezirk des letzteren; um ihn herum zog sich eine mit herrlichen Siegesgöttinnen geschmückte Balustrade, die oben ein Bronzegitter trug. Am Ende der beiden Propyläenflügel waren im Altertum Reiterstatuen aufgestellt, die von Pausanias als Söhne des Xenophon bezeichnet wurden; wie so vielfach, sind wir auch hier durch inschriftliche Funde besser unterrichtet als das Altertum; wir wissen, dass es Werke des Lykios, Myrons Sohn waren, und zwar Ehrendenkmäler attischer Reiterführer, unter denen Lakedaimonios, jedenfalls der Sohn des Kimon, und Xenophon genannt werden; diese früher beim Aufgang der Burg aufgestellten Denkmäler waren jedenfalls beim Umbau des Aufgangs an diese hervorragende Stelle vor dem Nord- und Südflügel der Propyläen versetzt worden. Wie die darunter befindliche Inschrift erkennen lässt, hatten die Athener beim Einzug des Germanicus sie auf dessen Namen umgeschrieben.

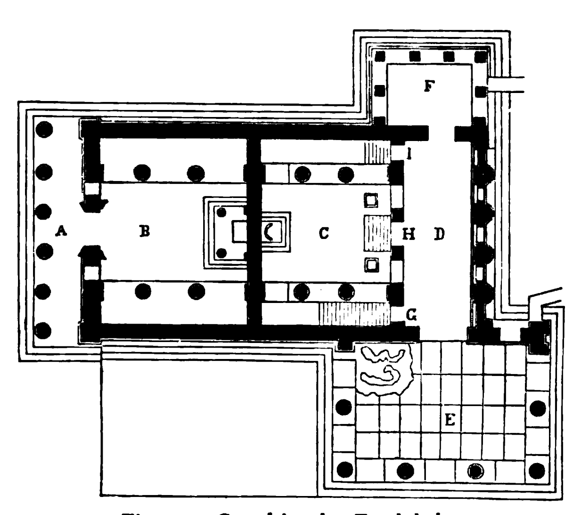


Fig. 129. Grundriss des Erechtheion.

Das dritte Werk, welches in dieselbe Periode fällt, ist das Erechtheion an der Nordseite der Burg, teilweise auf dem Grund und Boden erbaut, der ehemals zum Palast des Königs Erechtheus gehörte. Dort wurden mehrere Götter zusammen verehrt, der östliche Teil gehörte der Pallas, der westliche dem Poseidon-Erechtheus (Fig. 129 bis 133). Dort zeigte man auch die Male vom Streite der Götter um das Land, die Spuren des Dreizackes, den Poseidon in den Felsen gestossen hatte, und den Oelbaum, das herrliche Geschenk der Athena. In Bezug auf diesen hatten die Athener eine schöne Sage: Als die Perser die Burg verwüsteten, hieben sie natürlich auch den Oelbaum ab, aber in der Nacht nach ihrem Abzug hatte der Oelbaum schon wieder ein langes Reis getrieben, zum Zeichen, dass der Segen der Göttin auch fürderhin über dem Lande schweben sollte. Das Erechtheion, das sich auf drei Stufen erhebt, ist in seinem Kern 20,3 m lang und 11,21 m breit; es hatte im Osten eine Halle

von sechs ionischen Säulen, doch war der Haupteingang von Norden her, wo eine Halle von sechs ionischen Säulen einer prachtvoll ausgeschmückten Thür vorgelegt war (Fig. 131). Eine Freitreppe von zwölf Stufen führte von der Ostseite zu der Nordhalle hinunter. Auch dies Gebäude war ringsum mit einem Figurenfries versehen, doch reichen die dürftigen Bruchstücke, die auf uns gekommen sind, nicht hin, um das Ganze zu deuten. Skulpturen und Architektur des Tempels sind aber besonders wichtig für uns, weil uns in Inschriften genaue Rechnungen über die Kosten der Bearbeitung der einzelnen Stücke erhalten sind. Aus den Rechnungen scheint hervorzugehen, dass der Tempelbau

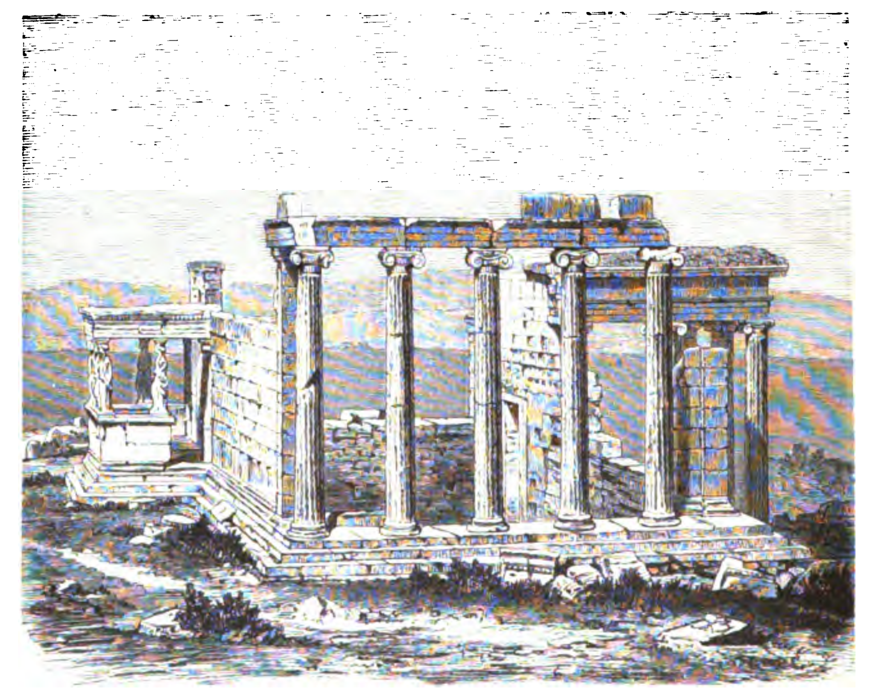


Fig. 130. Das Erechtheion, Ostseite.

in den Notjahren des Peloponnesischen Krieges 413—411 eingestellt gewesen und erst 407 vollendet worden ist. An der Südwestseite des Gebäudes springt eine kleine von sechs Frauengestalten getragene Halle vor, die sogenannte Korenhalle (Fig. 132 und 133); sie ist zum Teil über die Fundamente der nördlichen Säulenhalle des alten Tempels hin gebaut, so dass mit Sicherheit behauptet werden kann, dass die Säulenhalle des Pisistratidentempels am Ausgang des 5. Jahrhunderts nicht mehr vorhanden war. Der Tempel selbst scheint mit seinem als Schatzkammer dienenden Opisthodomos aber noch bestanden zu haben, ja es ist fraglich, ob ihn nicht noch Pausanias im zweiten nachchristlichen Jahrhundert geschaut hat. Die eine der *Κόραι* ist die Terrakottanachbildung der von Lord Elgin entführten Statue. Der westliche Teil des Erech-

theion, in den man von der Nordhalle her tritt, war das eigentliche Heiligtum der Athena Polias; die Westwand ihres Tempels trug, nach älteren Zeichnungen, oben vier Halbsäulen, zwischen denen Fenster oder Gitter angebracht waren. Westlich vom Erechtheion lag das Pandroseion, von dem bestimmte Spuren nicht nachgewiesen sind, vielleicht führte die schmucklose Thür, die man in der Westmauer bemerkt, zu diesem Heiligtum.

An der Südseite, östlich von den Propyläen, folgte, wie schon vorher gesagt, das Heiligtum der Artemis von Brauron; leider sind an dieser Stelle während des Mittelalters so tiefgreifende Veränderungen vorgenommen, dass keine



Fig. 131. Das Erechtheion, Westseite.

sichere Spur des Tempels hat nachgewiesen werden können. Auf der östlich davon folgenden Terrasse hat man in Missdeutung der Worte des Pausanias einen Tempel der Athena Ergane ansetzen wollen. Auch hier haben die Ausgrabungen Sicherheit gebracht; es lag dort kein Heiligtum der Athena Ergane, sondern die sogenannte Chalkothek, das Zeug- und Rüsthaus der Athener, wo Waffen und Schiffsgerätschaften aufbewahrt wurden (Fig. 134). Nachdem man jetzt weiss dass das Gebäude fast in direkter Verbindung mit dem Parthenon steht, wird auch klar, warum die Rechenschaftsberichte über die Chalkothek von denselben Beamten gegeben werden, welche die Schätze des Parthenon zu verwalten haben.

Die nachfolgenden Zeiten haben, so viel wir sehen, reichlich die Weihgeschenke auf der Burg vermehrt (natürlich nur, bis die römischen Beamten,

vor allen die Kaiser, die Schätze der Akropolis benutzten, um ihre römischen Paläste und Villen zu füllen und zu schmücken), aber neue Gebäude sind nicht entstanden, mit einer Ausnahme. Oestlich vom



Fig. 132. Die Korenhalle.



Fig. 133. Karyatide.

Parthenon, südlich von dem Platz, wo jedenfalls der grosse Altar der Göttin sich erhob (15 auf dem Plan), war im ersten nachchristlichen Jahrhundert ein Rundtempel der Roma und des Augustus errichtet worden. Man kannte die Weihinschrift schon längst, neuer-

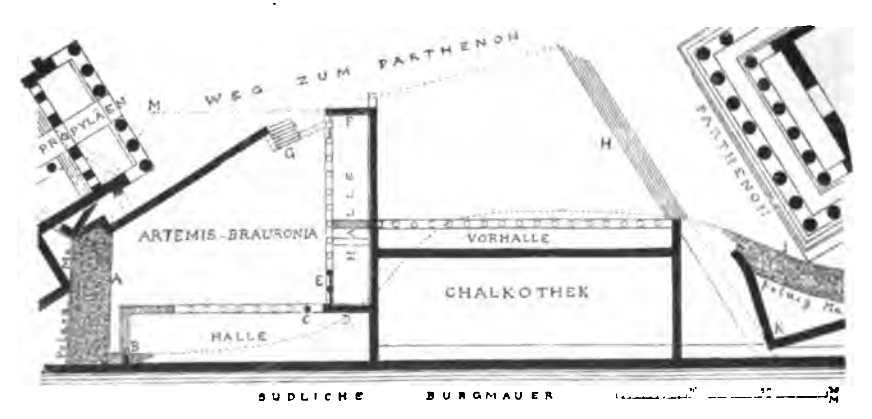


Fig. 134. Südwestseite der Akropolis.

dings ist es aber auch gelungen, den Platz des Gebäudes nachzuweisen; man hatte in den Säulen ganz genau die Säulen des Erechtheion nachzuahmen gesucht (Fig. 65). Von sonstigen Gebäuden sind mancherlei Spuren noch er-

halten, ohne dass es möglich gewesen wäre, die ehemalige Bestimmung derselben zu erkennen. Erwähnt sei noch, dass westlich vom Nordflügel der Propyläen eine plumpe Basis erbaut ist, die einst ein dem Agrippa geweihtes Viergespann trug. Wegen welcher besonderen Verdienste das athenische Volk dem Agrippa eine solche Ehre zuerkannt hat, vermögen wir nicht zu sagen.

Es erübrigt noch, die Umgebung der Akropolis ins Auge zu fassen. An dem Nordwestende lag die berühmte Burgquelle Klepsydra, die 1822 in die vom General Odysseus erbaute Bastion eingeschlossen ist; dicht dabei am Nordrande



Fig. 135. Dionysostheater.

des Burgfelsens finden sich die Grotten des Pan, die dem Herdengott wegen seines Beistandes in der Schlacht bei Marathon geweiht worden sein soll, und des Apollon Hypakraios; von der Verehrung, die beiden einst gezollt wurde, zeugen noch heute die zahlreichen Nischen, die einst mit Votivreliefs ausgefüllt waren. Etwas weiter nach Osten, unweit des Erechtheion, war ferner an der Nordseite das Heiligtum der Aglauros, in dem die athenischen Jünglinge ihre erste Waffenwacht zu halten verbunden waren, mit einer Treppe, die nach der Oberfläche der Burg führte; dort sollen die Perser hinaufgestiegen und den Vertheidigern der Burg in den Rücken gefallen sein. An die Südseite lehnt sich zunächst östlich das grosse Dionysostheater an, das für 15,000 Mann Sitze bot (Fig. 135), westlich das von Herodes Atticus erbaute kleinere Theater, das

sogenannte Odeion des Herodes, dessen erhaltene Reste Fig. 136 zeigt; der Raum zwischen beiden war scheinbar ganz frei von antiken Trümmern, bis auf eine beide Theater verbindende Mauer, die aber auch nur auf die Zeit, wo Athen unter fränkischer Herrschaft stand, zurückging. Die von der athenischen archäologischen Gesellschaft im Jahre 1876 angestellte Ausgrabung hat jedoch auch hier eine grosse Zahl von antiken Bauresten nachgewiesen, namentlich ist es gelungen, das Heiligtum des Asklepios freizulegen, das mit Räumen zur Unterbringung von Kranken und mit Quellen reichlich ausgerüstet war. Auch die



Fig. 136. Theater des Herodes Atticus.

weiter südlich gelegene fränkische Mauer hat sich als auf antiken Spuren ruhend ergeben; eine Halle, als südlichste Begrenzung des Burgfelsens, durch König Eumenes von Pergamon gebaut und dazu bestimmt, bei ungünstigem Wetter den Theaterbesuchern eine Zufluchtsstätte zu bieten, erstreckte sich vom Odeion bis zum Dionysostheater. Ueber etwaige Heiligtümer am Ostfuss der Akropolis sind wir bis jetzt nicht unterrichtet; auf der Westseite hängt die Burg durch einen schmalen Sattel mit dem Areiopagos, dem Sitz des höchsten Gerichtshofes, zusammen.

Olympia.

Nächst der Akropolis von Athen ist die Altis von Olympia die Stätte Griechenlands, welche die Aufmerksamkeit am meisten auf sich zu lenken geeignet ist. War doch Olympia der Ort, wo alle vier Jahre am ersten Vollmond nach der Sommer-Sonnenwende von nah und fern, nach Verkündigung des Gottesfriedens, der Ekecheiria, die Griechen zusammenströmten, um in friedlichem Wettkampf ihre Kräfte zu messen. Grosser Ruhm ward dem Sieger zu Teil; vom heiligen Oelbaum in Olympia wurde ihm ein Kranz verliehen, er wurde festlich im Prytaneion bewirtet und erhielt das Recht, eine Siegerstatue in die Altis zu weihen, der nach dreimaligem Sieg sogar Porträtähnlichkeit gegeben werden durfte; noch grösser waren die Ehren, die des Heimkehrenden in seiner Vaterstadt harrten, fiel doch ein grosser Teil des Ruhmes auf die Stadt, die den Sieger gesandt, und auf das Geschlecht, dem er entstammte. In feierlichem Zuge wurde er eingeholt, Lieder erschallten zu seinem Ruhme, ihn und seine Vorfahren preisend, und alle Ehren, über welche die Stadt gebieten konnte, wurden ihm zu Teil.

Die Festfeier von Olympia hat nur allmählich sich auf ganz Griechenland ausgedehnt; ursprünglich wohl als Erntefeier für die nächste Nachbarschaft gedacht, hat sie, nachdem der dorische Einfluss im Peloponnes mächtig geworden war, als Vereinigungspunkt der Dorer und ihrer Kolonien gegolten, bis schliesslich auch die anderen Staaten sich an der Festfeier beteiligten. Gewöhnlich wird als Gründer der Spiele Herakles genannt, der das Stadion mit seinen Füssen abgeschritten haben soll; auch Pelops, der aus dem Wettrennen mit Oinomaos, dem Könige von Pisa, als Sieger hervorging, wird als mythisches Vorbild der Sieger in Olympia hoch gefeiert; als eigentlicher historischer Begründer oder Erneuerer der Spiele galt aber Iphitos, der im Verein mit Lykurgos, einer Weisung des delphischen Orakels folgend, die Spiele ordnete und die *ἐκεχειρία*, den Götterfrieden, verkündigte. Seine Satzungen wurden noch in späterer Zeit, in einen Bronzediskos eingegraben, im Heraion gezeigt. Von 776 an wurden die Sieger im Wettlauf aufgeschrieben, erst später ist die Rechnung nach Olympiaden üblich geworden.

Die Sage vom Oinomaos, sowie andere Beispiele aus der Heroenzeit lassen erkennen, dass Wagenwettrennen mit zu den ursprünglichsten Bestandteilen des Festes gehörten; bei der Erneuerung durch Iphitos begnügte man sich, wahrscheinlich in Folge der veränderten Zeitumstände, mit dem Wettlauf allein; 708 v. Chr. wurde das Pentathlon eingeführt, eine Vereinigung von fünf Kampfesarten, die man sich am besten nach dem Epigramm des Simonides

merkt: *Ἴσθμια καὶ Πυθοῖ Κλεοφῶν ο Φίλωνος ἐνίκα, ἅλμα, ποδωκείην, δίσκ ἄκοντα, πάλην,* d. h. Kleophon, Philons Sohn, auf dem Isthmos siegt er un Delphi, siegt mit Sprung und im Lauf, mit Diskos, Gerwurf und Ringen.

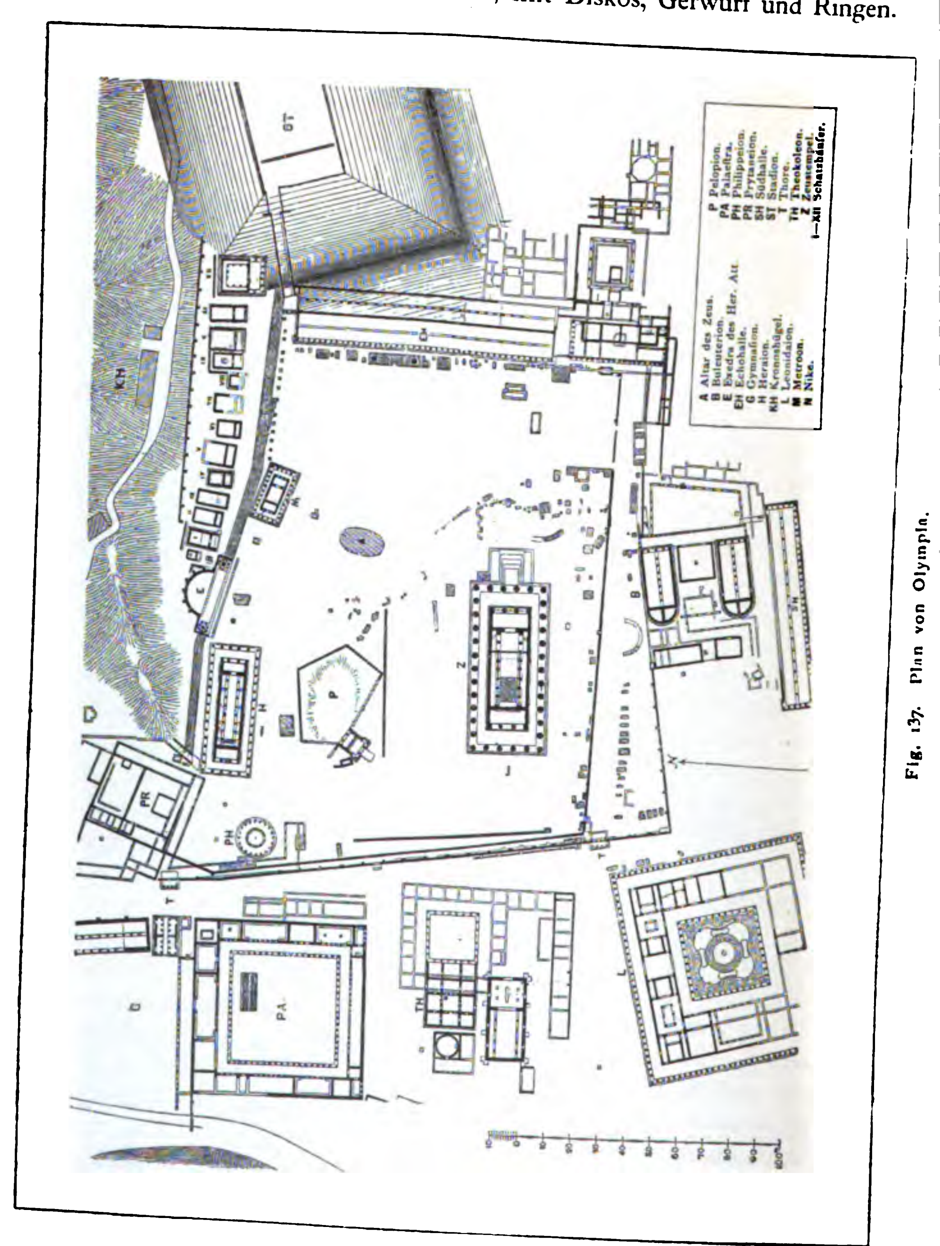


Fig. 137. Plan von Olympia.

Im Jahre 680 ist das Wagenrennen mit dem Viergespann wieder eingeführt, 648 das erste Pferderennen, in demselben Jahre auch das Pankration, eine Verbindung des Ring- und Faustkampfes; allmählich wurden auch Wettspiele

für Knaben eingeschoben. Der ursprüngliche Nutzen, den diese Wettspiele für die Griechen gehabt hatten, ging dadurch verloren, dass allmählich Athleten an die Stelle des freien Wettbewerbes traten.

Diejenigen, welche am Kampf teilnehmen wollten, mussten vor Beginn der Feier vor dem Altar des Zeus Horkios im Buleuterion schwören, dass sie die vorgeschriebenen zehnmonatlichen Uebungen durchgemacht hätten und dass sie sich den olympischen Kampfesregeln unterwerfen wollten. Von den Hellanodiken wurden sie darauf durch ein besonderes Thor in die Altis geführt und dort ihr Name, ihr Geschlecht und ihre Vaterstadt ausgerufen. Als Zuschauer wurden nur Männer geduldet, mit einziger Ausnahme der Priesterin der Demeter, der das Zusehen gestattet war.

Die Reihenfolge der Festtage war folgende: Der erste und letzte Tag, nachdem das ursprünglich eintägige Fest sich zu einem fünftägigen ausgedehnt hatte, war den Opferhandlungen, den Prozessionen und dem Festmahle gewidmet; die drei mittleren waren für die Kämpfe bestimmt, und zwar der zweite Tag für die Kämpfe der Knaben und Jünglinge, der dritte für den Wettlauf der Männer, der für die Namengebung der Olympiade entscheidend war, für das Ringen, den Faustkampf und das Pankration. Am vierten Tag folgten darauf die Kämpfe im Hippodrom, das Pferde- und Wagenrennen; an dieses schloss sich das Pentathlon im Stadion an, den Beschluss machte der Wettlauf der Bewaffneten, die Hoplitodromia. Es ist jedoch zu bemerken, dass die hier angegebene Reihenfolge nicht über allen Zweifel erhaben ist.

Wenngleich die allgemeine Teilnahme, die ursprünglich von allen Griechen der Festfeier geschenkt wurde, dadurch, dass sich berufsmässige Athleten immer mehr allein um die Palme bewarben, gelitten hatte, wurde auf der anderen Seite trotz dem politischen Niedergang des Landes dadurch, dass allmählich die Erlaubnis zum Wettbewerb auch an Nichtgriechen erteilt wurde, der Kreis der Teilnehmer und Zuschauer nicht geringer. Selbst das Umsichgreifen des Christentums vermochte nicht den Olympischen Spielen Einhalt zu thun; erst 394 n. Chr. sind sie von Theodosius endgiltig aufgehoben worden.

Dem Verfall der Spiele und dem Hereinbrechen der Barbarenhorden, die wiederholt die Ebenen des Alpheios heimgesucht haben, kann die furchtbare Zerstörung, in der uns Olympia entgegentritt, nicht Schuld gegeben werden, sondern ohne Zweifel sind es Erdbeben gewesen, die durch ihre Erschütterungen die gewaltigen Steinmassen in Bewegung gesetzt und in wilder Verwirrung durcheinander geworfen haben; es lässt sich einigermassen wahrscheinlich machen, dass z. B. die Erdbeben der Jahre 522 und 551 das Ende des Zeustempels herbeigeführt haben. Auf den Ruinen liess sich eine armselige Bevölkerung nieder, die sich aus den Trümmern ihre Wohnungen erbaute und Befestigungsmauern errichtete, glücklicherweise ohne des Kalkmörtels zu bedürfen, denn sonst würden Kalköfen den geringen, aus der plünderungssüchtigen Römerzeit hinübergeretteten Skulpturen bald den Garaus gemacht haben. Doch auch diese Ansiedler müssen durch die Fluten der schon in klassischer Zeit nur mit Mühe und durch beständige Regulierungsarbeiten im Zaume gehaltenen Flüsse Alpheios und Kladeos verdrängt worden sein; während der

Kladeos die Altis überflutete und mit seinen Kiesel- und Sandmassen meterhoch überdeckte, riss der Alpheios den Hippodrom weg und nagte an dem Süddamm des Stadion; erst der im Südosten gelegene Oktogonbau hat ihm widerstanden und ihn teilweise zur Veränderung seines Laufes genötigt.

Seitdem lag die Feststätte von Olympia tief unter dem Flussgeröll verborgen. Winckelmann war der erste, der auf die Notwendigkeit, Olympia auszugraben, hinwies und durch eine Sammlung die Mittel zur Ausgrabung zusammenzubringen versuchte. Vielleicht wäre es ihm gelungen, wäre er nicht so frühzeitig in Triest dem Dolche des Mörders zum Opfer gefallen.

Erst der nach der Befreiung Griechenlands vom türkischen Joch von Frankreich zur wissenschaftlichen Erforschung und Beschreibung der griechischen Halbinsel in den Jahren 1829 und 1830 ausgesandten Expedition gelang es. durch Ausgrabungen, die allerdings bald abgebrochen werden mussten, eine in der Hauptsache genügende Anschauung von der Form wenigstens des Zeustempels zu gewinnen. Und wiederum ruhten die Nachforschungen bis zum Jahre 1875, in dem auf Veranlassung von Ernst Curtius auf Kosten des Deutschen Reiches jene epochemachenden, durch wissenschaftliche Kräfte geleiteten Ausgrabungen begannen, die von den überraschendsten Erfolgen gekrönt wurden. Sie liefern uns nicht allein ein fast vollständiges Bild der archäologischen Topographie der olympischen Ebene, die wir bis dahin nur aus den mangelhaften Schilderungen des Pausanias gekannt hatten, sondern haben uns auch für die Kunst und alle Zweige der Archäologie eine der ergiebigsten Fundstätten erschlossen.

Versuchen wir jetzt an der Hand des unter Fig. 137 beigefügten Situationsplanes uns die Lage der Bauwerke in und ausserhalb der Altis zu vergegenwärtigen. Danach umschliesst der heilige Tempelbezirk (Altis = *ἄλσος*, Hain) in Gestalt eines unregelmässigen Vierecks den etwa in der Mitte liegenden Zeustempel *(Z)* in ungleichen Abständen. Seine Nordgrenze bildet der terrassierte Abhang des Kronion-Hügels, während im Westen eine ca. 180 m lange und nach Süden eine ca. 155 m lange Mauer die Altis abgrenzen; der östliche Abschluss derselben wird endlich durch die 97,80 m lange Stoa der Echo *(EH)* bezeichnet. Drei Thore *(T)* unterbrechen die Mauer: auf der Westseite ein nördliches und ein südliches und auf der Südseite das alte Prozessionsthor, an dessen Stelle in spätrömischer Zeit ein jetzt gleichfalls bis auf den Unterbau verschwundenes Triumphthor trat. Wenden wir uns von dem auf niedriger Terrasse gelegenen Zeustempel nordwärts, so stossen wir zunächst auf den durch eine Mauer eingefriedigten heiligen Bezirk des Pelops, das Pelopion *(P)*, in den von Westen her eine propyläenartig gebaute Eingangshalle führte, und rechts von diesem auf den Hauptaltar des Zeus *(A)*, dessen Lage in dieser Richtung von Pausanias angegeben wird; schreiten wir weiter nach Norden, so tritt uns zunächst in der Nähe der westlichen Altismauer ein Rundtempel, das Philippeion *(Ph)*, entgegen, von dem ostwärts hart an der Terrasse gelegen, das Heraion *(H)* sich erhob. Somit wären wir am Fusse des die Altis im Norden begrenzenden Höhenzuges angelangt. Hier bildet das Prytaneion der Eleer *(PR)* den nordwestlichen Abschluss der Altis; in ihm lag der grosse Speisesaal, in

dem die olympischen Sieger nach den Festspielen bewirtet wurden, und ihm gegenüber stand in einer Kapelle der heilige Heerd, die ἑστία πόλεως, dessen mit dem Wasser des Alpheios angefeuchtete Asche nach altem Brauch zur jährlichen Uebertünchung des grossen Zeusaltars gebraucht wurde. Leider ist das alte griechische Prytaneion in römischer Zeit gänzlich umgebaut worden; die Ausgrabungen haben jedoch von dem ursprünglichen Bau einen Saal, vielleicht den Speisesaal, mit mehreren denselben umgebenden Gemächern freigelegt. Dieser Saal öffnet sich mit einer Säulenstellung nach dem Hofe, in dessen Mitte wahrscheinlich der erwähnte Aschenaltar stand; wenigstens haben die Ausgrabungen die Fundamente der Kapelle, mit der nach der Angabe des Pausanias der Altar überbaut war, zu Tage gefördert. — Schreiten wir längs des Fusses des Kronion-Hügels von Westen nach Osten, so finden wir hier eine mit baulichen Anlagen besetzte Terrasse, die sich an die Bergwand anlehnte und durch eine Futtermauer gegen das Verschütten durch die vom Berge sich lösenden Erdmassen gesichert war. Zwischen dieser Terrasse und dem Heraion führt uns zunächst ein schmaler Gang zur Exedra des Herodes Atticus *(E)*, einem mit den Statuen der Mitglieder der Familie dieses Rhetors und denen der kaiserlichen Familie reichgeschmückten Prachtbau mit einem tieferliegenden Wasserbassin, das durch eine aus dem oberen Alpheiosthal nach Olympia geführte Wasserleitung gespeist wurde, um Olympia mit Trinkwasser zu versehen. Zwei offene Kreistempelchen, wahrscheinlich dem Marc Aurel und der Faustina geweiht, erhoben sich auf den Ecken der das Bassin umschliessenden Mauern, während die vordere Brüstung desselben ein Marmorstier schmückte; eine auf demselben befindliche Inschrift bezeichnet die Annia Regilla, die Gemahlin des Herodes Atticus, als Stifterin dieses Kunstwerks. — An diesen Bau schliessen sich ostwärts in ununterbrochener Reihe bis zur Nordostecke der Altis die Schatzhäuser *(I—XII)*, welche nach den Angaben des Pausanias in folgender Reihenfolge lagen: das der Sikyonier, der Karthager, die beiden der Epidamnier, das der Sybariten, der Byzantiner, der Kyrenaier, der Metapontiner, der Selinuntier, endlich als östlichstes das der Megareer; südlich davon liegt das Metroon *(M)*, ein kleiner Tempel der Göttermutter, der in byzantinischer Zeit gänzlich zerstört und dessen Baumaterial zur byzantinischen Festungsmauer mit verwandt war. Dicht unterhalb des Schatzhauses der Megareer zeigt sich der propyläenartig gestaltete Eingang zu dem 100 Fuss langen Gewölbe *(St)*, durch welches die Kampfrichter und die im Stadion auftretenden Wettkämpfer zur Rennbahn schritten. — Durch diesen geheimen Eingang verlassen auch wir den Peribolos und betreten das in fast westöstlicher Richtung orientierte Stadion *(St)*, dessen Ausgrabung nur teilweise ausgeführt wurde, während die Aufdeckung des wohl südlich von ihm gelegenen Hippodrom, weil wenig Resultate versprechend, unterblieben ist; man erkennt deutlich den Ablauf. Er ist durch Steine, in welche Rillen eingeschnitten sind (Fig. 138), bezeichnet; die viereckigen Löcher dienten jedenfalls dazu, um hölzerne Pfähle einzufügen, durch welche der Platz der einzelnen Läufer bezeichnet wurde. Ganz ähnlich war die Ankunftseite im Osten gestaltet; die Entfernung zwischen beiden beträgt 192,27 m, so dass der olympische Fuss, der 600. Teil des Stadion,

0,3205 m ausmacht. — Nach Süden uns wendend treffen wir zunächst einen oktogonalen Backsteinbau, dessen einstige Bestimmung nicht feststeht, und unmittelbar am Südende der Echo-Halle einen römischen Backsteinbau, bestehend aus einem Atrium, Tablinum und einem Peristyl mit mehreren sich anschliessenden Gemächern; wie eine neuerdings daselbst gefundene Bleirohr-Inschrift besagt, ist er zur Zeit Neros über einem älteren Gebäude erbaut worden. Von hier die Prozessionsstrasse überschreitend führt unser Weg zunächst zu dem Rathaus, dem Buleuterion der Eleer *(B)*. Eine südlich von diesem Gebäude liegende zweischiffige Säulenhalle *(SH)* mit geschlossener Hinterwand, aussen ionisch, innen korinthisch gestaltet, wurde durch die Ausgrabungen freigelegt. Da Pausanias dieselbe nicht erwähnt hat, muss auf eine Namengebung verzichtet werden. Ein in südwestlicher Richtung liegender grosser quadratischer Bau mit einem inneren Säulenhofe, der mehrere Bassinanlagen umschliesst, ist neuerdings durch aufgefundene Inschriften mit Sicherheit als das Leonidaion *(L)* erkannt worden. Wenden wir uns schliesslich zu der etwa 500 m breiten Ebene zwischen der westlichen Altis-Mauer und dem

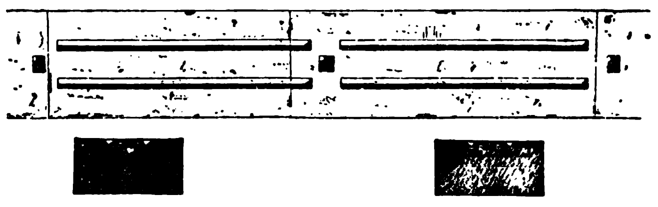


Fig. 138. Die Ablaufsschranken des Stadion.

Kladeos, so finden wir auf ihr im Süden die aut den Resten eines antiken Bauwerkes sich erhebende byzantinische Kirche mit zahlreichen in ihr vermauerten Säulenteilen vom Philippeion und der Exedra, ein Bauwerk, das man als die von Pausanias erwähnte Werkstatt des Phidias zu bezeichnen geneigt ist; weiter den Theokoleon *(T H)*, die Wohnung der Priester, an den westlich ein Rundbau mit einem Altar anstösst, der inschriftlich als der eines Heros bezeichnet ist; dann im Norden die Palästra *(PA)* und darüber das Gymnasion *(G)*. — Welche Massen von Altären und Weihgeschenken innerhalb der Altis gestanden haben, dafür sprechen nicht allein die Worte des Pausanias, sondern auch die zahlreichen Basen, welche sich bei den Ausgrabungen noch in situ vorgefunden haben. Besondere Aufmerksamkeit verdienen sechszehn am Fuss der Terrasse der Schatzhäuser liegende Basen, die einst ebensoviel eherne Zeus- oder, nach dem Sprachgebrauch der Eleer, Zanes-Statuen trugen, die von den Strafgeldern der Kämpfer errichtet waren, welche die Kampfgesetze verletzt hatten, sowie in der Nähe des Zeustempels die auf hoher dreiseitiger Basis stehende Nike, ein Werk des Paionios aus Mende, ein Weihgeschenk der dorischen Messenier.

Nachdem wir so einen Ueberblick über die Gebäude der Altis gewonnen haben, ist es nötig, einzelnen der Baulichkeiten etwas näher zu treten. Das älteste Gebäude der Altis, ja überhaupt der älteste Tempel dorischen Stils, von

dem Spuren auf uns gekommen sind, ist das Heraion, von dessen Ruinen Fig. 139 einen Anblick gewährt. Es ist ein dorischer Peripteros von 6 : 16 Säulen; er erhebt sich auf einem nur zweistufigen Unterbau (sonst sind drei Stufen die Regel), und seine Haupteingänge liegen an der südlichen Langseite rechts und links zwischen den beiden äussersten Intercolumnien. Die Säulen und ihre Kapitelle weisen untereinander grosse Verschiedenheiten auf, weil die Säulen ursprünglich aus Holz bestanden und je nach Bedürfnis zu ganz verschiedenen Zeiten durch Steinsäulen ersetzt wurden; noch zur Zeit des Pausanias wurde eine Holzsäule im Opisthodom gezeigt. Die Cellawände waren in den untersten Lagen aus Stein, darüber aus Lehmziegeln errichtet, die an der Sonne getrocknet waren; über die Terrakottainkrustation der Wände ist schon oben S. 66 gesprochen worden. Von den Cellawänden sprangen nach innen kurze Querwände vor, so dass der Innenraum in ein Hauptschiff und zwei aus Nischen bestehende Seitenschiffe zerfiel. In einer dieser Nischen steht noch heute die Basis des Hermes von Praxiteles, die Pausanias dort sah; die Statue lag dicht davor, in die durch das Zusammenfallen der Lehmmauern entstandene Lehmschicht eingebettet. Die am Westende der Cella stehende Basis trug wahrscheinlich das Kultbild der Hera und des Zeus, der Kopf der ersteren, aus Mergelkalk, ist wahrscheinlich erhalten.



Fig. 139. Das Heraion.

Auch das Heroon im Westen, der Nordbau des Buleuterion (siehe weiter unten), das Pelopion, und die meisten Schatzhäuser gehören der Zeit vor den Perserkriegen an. Der Grundriss des Pelopion bildet ein unregelmässiges Fünfeck, davor ist südwestlich ein besonderes Thorgebäude vorgelegt, das bis auf die Fundamente ganz zerstört war. Unter den Schatzhäusern, kleinen Gebäuden, die von einzelnen Städten erbaut waren, um die Weihgeschenke des betreffenden Staates aufzunehmen, verdient vor allem das der Megareer Aufmerksamkeit, weil seine Bauglieder fast vollständig aufgefunden sind; der Giebel war mit Relieffiguren, den Kampf der Götter gegen die Giganten darstellend, geschmückt. Auch das Schatzhaus der Geloer ist wichtig, weil hier das steinerne Gesimse mit Terrakottakästen, die mit eisernen Nägeln befestigt wurden, bekleidet war. Man hatte also die ursprünglich nur für Lehmwände und Holzarchitektur erfundene Terrakottabekleidung noch nach Einführung der Steinwände beibehalten.

Aus der Zeit nach den Perserkriegen ist vor allem der Zeustempel zu nennen, der an Grösse im Peloponnes nur durch das Heiligtum der Athena Alea zu Tegea, an künstlerischer Vollendung aber wohl nur von dem Parthenon übertroffen wurde, mit dem er den Ruhm teilte, ein Meisterwerk von der Hand des Phidias als Tempelstatue zu haben.

„Die Bauweise des Tempels", sagt Pausanias (V 10) in seiner einfachen Beschreibung, „ist dorisch; was das Aeussere betrifft, so ist er ein Peristylos. Das Material besteht aus einem am Orte gefundenen Porosstein. Seine Höhe bis zur Spitze des Giebels gerechnet beträgt 68, die Breite 95, die Länge 230 Fuss. Der Baumeister war ein einheimischer Architekt mit Namen Libon. Die Dachziegel bestehen nicht aus gebrannter Erde, sondern sind aus pentelischem Marmor, den gebrannten Ziegeln in ihrer Form ähnlich gearbeitet, eine Erfindung des Naxiers Byzes. Auf den beiden Ecken der Giebel stehen vergoldete Kessel in Dreifüssen und auf der Spitze derselben je eine ebenfalls vergoldete Gestalt der Nike." Der Bau des Heiligtums wurde durch die Eleer angeblich aus der Beute der Stadt Pisa bestritten, die als nächste Nachbarin des heiligen Hains des Zeus bis zur 50. Olympiade die Leitung der Festspiele innegehabt hatte; seine Vollendung und Ausschmückung mit der chryselephantinen Statue des Zeus und den Skulpturen in den Giebeln (der Schmuck der Metopen fällt wohl in eine frühere Zeit) durch Phidias und seine Schüler Paionios aus Mende und Alkamenes (unter deren Oberleitung jedenfalls einheimische Künstler mit thätig gewesen sind) fand jedoch erst gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts statt. Nach den von der deutschen Expedition angestellten Messungen erhob sich der Tempel auf einer mässig hohen, von aussen mit Quadern bekleideten Terrasse. Ueber eine von drei 0,55 m breiten Stufen gebildete Basis gelangt man vermöge einer im Osten angebrachten Rampe auf die Fläche des Tempels, die 64,10 m lang und 27,66 m breit ist. (Vergl. den Grundriss Fig. 140). Je sechs Säulen auf den Schmalseiten und je dreizehn auf den Langseiten (nur von der Hälfte derselben finden sich die unteren Trommeln noch in situ) umgeben die Cella. Ihre Höhe betrug mit Einschluss des Kapitells 10,43 m, die des darauf ruhenden Epistyls 4,20 m und die des

Giebels 4,50 m; dies würde mithin für die Gesamthöhe des Tempels von der untersten Stufe bis zur Spitze des Giebels ungefähr 21 m ergeben, was mit den Angaben des Pausanias fast übereinstimmt, wenn man bedenkt, dass die Höhe der das Dach krönenden Nike mitgerechnet ist. Die 46 m langen Cellenmauern umschliessen auf der Ostseite mit ihren Anten den von zwei Säulen getragenen Pronaos, von dem man durch eine Thür in die eigentliche Cella eintritt, während der gleichfalls von zwei Säulen getragene Opisthodom mit der Cella in keiner Verbindung steht. Die Cella (28,65 m lang und 13,24 m breit) wird durch zwei Reihen von je 7 Säulen, deren unterste Trommeln sich noch an Ort und Stelle befinden, in drei Schiffe geteilt, deren mittleres 6½ m, die beiden Seitenschiffe 1½ m breit sind. Ueber diesen Säulen erhob sich ein zweites von Säulen getragenes Obergeschoss, zu dem man auf zwei neben dem Eingange liegenden und in ihren Ansätzen noch erhaltenen Wendeltreppen gelangen konnte. Das Mittelschiff hatte von

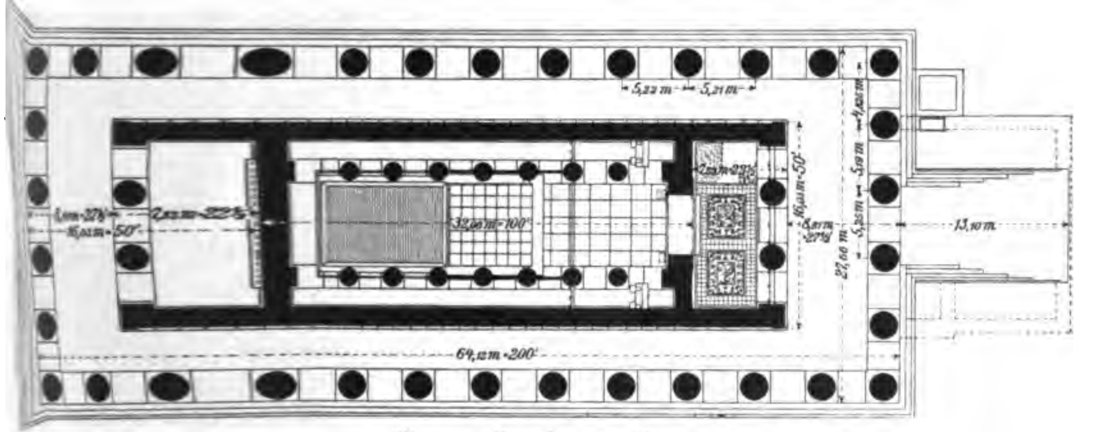


Fig. 140. Grundriss des Zeustempels.

Ost nach West drei Abteilungen; die mittlere davon war mit schwarzen Kalksteinplatten ausgelegt, mit einem erhöhten Rande aus weissem pentelischen Marmor. Auf drei Seiten sperrten diesen Raum Steinschranken ab, die von Panainos bemalt waren. Die ganze dritte Abteilung war von dem von Pheidias' Meisterhand gearbeiteten chryselephantinen Bild des olympischen Zeus eingenommen, dessen Beschreibung uns im Pausanias aufbewahrt ist. Der Gott, dessen Haupt mit dem Olivenkranz bekränzt war, ruhte auf einem aus Ebenholz und Elfenbein gefertigten und mit Gold und edlen Steinen geschmückten Thron, dessen Füsse und Querstäbe mit reichem Bildwerkschmuck versehen waren. Ebenso reich waren die Fussbank, auf der die Füsse des Gottes ruhten, sowie die Basis mit Reliefdarstellungen geziert. Antlitz, Brust und der entblösste Teil des Oberleibes, sowie die mit goldenen Sandalen bekleideten Füsse der Statue waren aus Elfenbein gebildet, die Augen vielleicht mit leuchtenden Steinen eingesetzt. Aus gediegenem Golde waren die Locken des Haupt- und Barthaares, aus Elfenbein und Gold die Statue der Nike, die der Gott auf der ausgestreckten Rechten hielt, während das in der anderen Hand ruhende

Skeptron, auf dessen Spitze ein Adler schwebte, aus einer Verbindung der verschiedenen edlen Metalle bestand. Das Gewand, das den Unterkörper umhüllte, war ebenfalls aus Gold und mit figürlichen Darstellungen von Blumen bedeckt, deren Herstellung man sich vielleicht als eine Art Schmelzarbeit zu denken hat. Aber aller dieser Reichtum an kostbaren Materialien wurde durch die Macht und Grösse der göttlichen Gestalt selbst übertroffen, in der

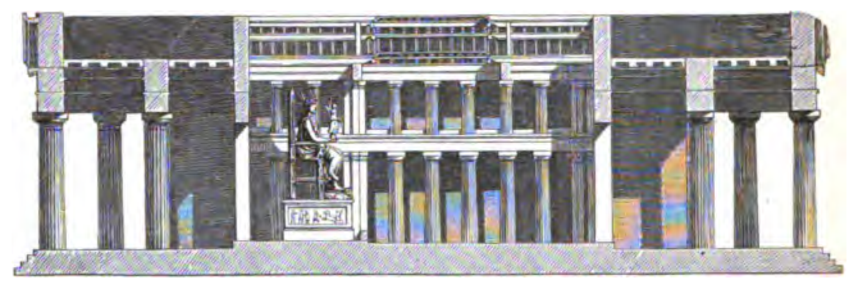
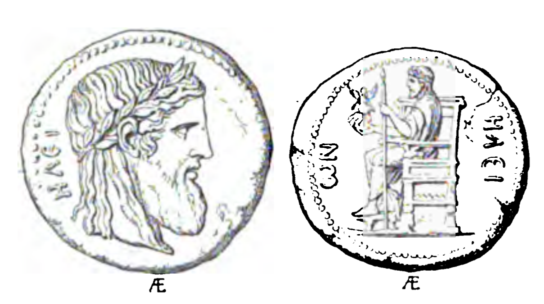


Fig. 141. Durchschnitt des Zeustempels.

Phidias den Gott verkörperte, wie er nach jenen schönen Versen der Ilias I 528 ff:

> Also sprach und winkte mit schwärzlichen Brauen Kronion,
> Und die ambrosischen Locken des Königs wallten ihm vorwärts
> Von dem unsterblichen Haupt; es erbebten die Höh'n des Olympos.

in dem Bewusstsein jedes Griechen lebte. Man glaubte ihn selbst zu erblicken, mächtig und erhaben, und doch zugleich milde und gewährend dem Beschauer zugeneigt, vielleicht die vollkommenste Erscheinung der Gottheit, die dem Griechen fassbar und begreiflich war, und deshalb das Ziel der Sehnsucht jedes einzelnen, so dass den olympischen Zeus nicht erschaut zu haben, als ein Unheil betrachtet wurde.



Æ Æ

Fig. 142 a. Fig. 142 b.
Elische Münzen mit dem Bilde der Zeusstatue.

Die Statue hatte eine Höhe von 40 Fuss und scheint im Verhältnis zu der umgebenden Architektur fast zu kolossal gewesen zu sein, da schon die Griechen selbst bemerkten, dass wenn sich der Gott erhöbe, er das über ihm befindliche Dach zertrümmern würde. Die obere Galerie diente wahrscheinlich zur genaueren Betrachtung der Statue.

Die Ueberreste des schwarzen Marmorpflasters vor der Statue stimmen übrigens genau mit einer Bemerkung des Pausanias überein, nach welcher der Fussboden unmittelbar vor der Statue mit schwarzen Marmortafeln gepflastert und mit einer Brüstung von weissem parischen Marmor eingefasst war. Dorthinein habe man Oel gegossen, das bei der sumpfigen Natur des Bodens der

Altis dem Elfenbein der Statue ebenso günstig gewesen sei, wie das Wasser für die Statue der Athena auf der Akropolis wegen der dort herrschenden trocknen Luft. Noch erwähnen wir, dass in den Fussboden des Pronaos ein aus farbigen Kieseln des Alpheios gefertigtes Mosaik, Tritonen von Rankengewinden umgeben, eingelassen ist. — Zur genaueren Veranschaulichung geben wir unter Fig. 141 den Längendurchschnitt, bei dem man sich allerdings die Andeutung des Hypäthraltempels fortdenken muss. Von der Zeusstatue selbst, dem Werke des Phidias, haben uns elische Münzen wenigstens ein schwaches Abbild bewahrt (Fig. 142 *a* und *b*.) Wann die Statue zu Grunde gegangen ist, lässt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, es heisst, dass sie nach Byzanz geschafft und dort durch einen Brand vernichtet sei.

Ungefähr um dieselbe Zeit wie der Zeustempel sind auch einige Schatzhäuser und der Südbau des Buleuterion erbaut; etwas jünger ist das Metroon, das Leonidaion und der Südostbau. — In die Zeit des makedonischen Uebergewichtes fällt Palästra und Gymnasion, das Philippeion, die Echohalle und der gewölbte Eingang zum Stadion. Unter diesen verdient das Philippeion, von Philipp II. nach der Schlacht von Chaironeia errichtet, als Rundbau eine besondere Hervorhebung (Fig. 143). Auf drei Marmorstufen umschloss ein Kranz von achtzehn ionischen Säulen die Cella, die inwendig mit korinthischen Halbsäulen geschmückt war; auf einer halbrunden Basis standen darin die aus Gold und Elfenbein gefertigten Statuen des Amyntas, Philipp II. und Alexanders d. Gr., sowie der Eurydike und Olympias, Werke des Leochares. Die Echohalle (nach einem siebenfachen Wiederhall genannt) war in makedonischer Zeit an Stelle einer älteren Halle errichtet worden; sie muss mit ihren 44 dorischen Säulen einen stattlichen Abschluss des freien Raumes nach Osten gebildet haben. Ursprünglich war sie jedenfalls einschiffig angelegt und mit einer Holzdecke versehen; später hat man eine innere Säulenstellung eingeschoben. Von dem gewölbten Eingang zum Stadion, durch den die Kämpfer von den Hellanodiken in das Stadion geführt wurden, giebt Fig. 145 eine Vorstellung.

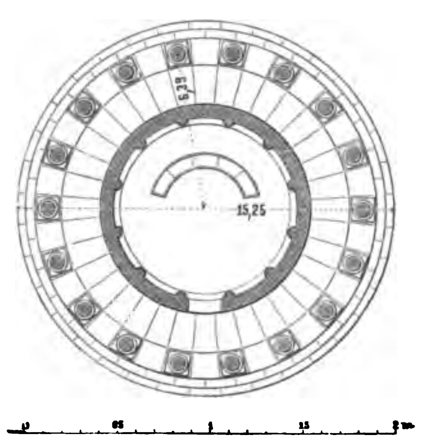


Fig. 143. Das Philippeion.

Auch die letzte Zeit Olympias unter der Herrschaft der Römer ist nicht arm an Bauten; besonders zahlreich sind die Umbauten, denen früher gegründete Gebäude unterzogen wurden, so der Palast des Nero südlich von der Echohalle, das Leonidaion im Südwesten u. a. m. Besonders hervorzuheben ist die Exedra des Herodes Atticus, durch deren Anlage dieser reiche Athener im Namen seiner Gattin Regilla dem immer lebhaft empfundenen Wassermangel in Olympia ein Ende machte. Vor einer gewaltigen Nische, die zur

Fig. 144. Ansicht von Olympia, nach R. Bohn.



Aufstellung von Statuen der kaiserlichen Familie bestimmt war, lag das rechteckige Wasserbecken, in welches das Wasser aus zwei Löwenköpfen einströmte, rechts und links von je einem zierlichen offenen Rundtempel eingefasst, deren Dächer, von acht glatten korinthischen Säulen getragen, je eine Statue bedeckten. Auf dem Rande des Wasserbeckens stand ein Stier mit der Widmungsinschrift.

Nachdem wir so die Hauptgebäude Olympias nach ihrer historischen Folge ins Auge gefasst haben, bleibt nur übrig, einen Blick auf die von R. Bohn



Fig. 145. Eingang zum Stadion.

versuchte Rekonstruktion der Altis (Fig. 144) zu werfen. Rechts unten ist das südwestliche Eingangsthor sichtbar, darüber ragt der gewaltige Zeustempel mit der West- und Südseite empor, rechts davon im Hintergrunde, gerade oberhalb des Thores, wird man die Echohalle und das hochragende Denkmal der Nike des Paionios gewahr. Am linken Rande fällt der Blick zunächst auf den Rundbau des Philippeion; der lange Tempel daneben ist das Heraion, rechts von der Exedra des Herodes überragt; darunter liegt der Eingang zum Pelopion, während rechts von der Exedra die Schatzhäuser folgen; der kleine Tempel unterhalb der Schatzhäuser ist das Metroon.

Dodona.

Der Wunsch, einen Blick in die Zukunft zu thun, um bei der Wahl der zu ergreifenden Massregeln Irrtum auszuschliessen, führte frühzeitig bei den Griechen zur Verehrung von Orakelstätten, die je nach Umständen eines mehr oder weniger ausgebreiteten Ruhmes sich erfreuten. Das berühmteste von allen und für die Gestaltung der politischen Verhältnisse in Griechenland einflussreichste war ohne Zweifel das delphische Heiligtum des Apollo, aber an Alter wird es bei weitem durch das Orakel des Zeus in Dodona übertroffen. Schon Homer kennt es, wenn er in der Ilias durch Achill den Zeus von Dodona anrufen lässt:

Zeus, dodonischer König, pelasgischer, ferne gebietend,
Herrscher im frostigen Hain Dodonas, wo dir die Seller
Dienst gelobt, ungewaschen die Füss', auf Erden gelagert.

Vielfach wird allerdings dieses Dodona von den Erklärern nach Thessalien verlegt, doch ohne Zweifel ist von dem Dodona in Epirus die Rede an jener Stelle der Odyssee, wo es von Odysseus heisst, er sei nach Dodona gegangen, aus Gottes hochgewipfelter Eiche Kronions Willen zu hören. Eine mächtige Eiche, an deren Fuss eine Quelle emporsprudelte, bildete hier den Mittelpunkt des Orakels; das Rauschen ihrer Blätter wurde von den Prophetinnen beobachtet und gedeutet. Diese Priesterinnen, drei an der Zahl, wurden wegen ihres Alters, wie es scheint, auch Peleiades, d. h. Greisinnen genannt, ein Name, der dann später durch Umdeutung den Glauben erweckte, es seien Tauben (das bedeutet das Wort gleichfalls) zum Orakelgeben verwendet worden. — Ausser dem Rauschen der heiligen Eiche, in dessen Deutung jedenfalls die ursprünglichste und hauptsächlichste Benutzung des Orakels zu suchen ist, wird auch noch das dodonäische Erzbecken als Quelle für Orakelforschungen angegeben. Die Kerkyräer hatten auf zwei Säulen ein Weihgeschenk aufgestellt, einen Knaben neben einem Erzbecken; der Knabe hielt in der einen Hand eine Peitsche, deren Schnüre, so oft sie vom Winde bewegt wurden, gegen die Wände des Erzbeckens schlugen und dadurch einen weithin hörbaren Laut hervorbrachten. Daneben wird noch eine dritte Art, das Orakel zu befragen, erwähnt, für die zwar aus dem Altertum nur ein Zeugnis vorliegt, die aber deshalb höchst wichtig ist, weil, wie wir unten sehen werden, durch die Ausgrabungen neues Licht darüber verbreitet wird. Cicero erzählt in seinem Buch de divinatione, als die Spartaner in Dodona wegen des Ausgangs eines Krieges angefragt und die Gesandten das Gefäss mit den Lostäfelchen hingestellt hätten, sei ein Affe herbeigekommen und habe alles in die grösste Unordnung gebracht; daraus habe die Priesterin entnommen, dass für die Lacedämonier

nicht an Sieg zu denken sei, sondern dass ihr Staat in die grösste Gefahr kommen werde.

Wo Dodona zu suchen sei, ist lange zweifelhaft gewesen; gewöhnlich wurde angenommen, dass es nicht weit von dem heutigen Janina am südlichsten Punkte des Sees von Janina gelegen sei; durch die Ausgrabungen von Karapanos (Dodone et ses ruines. Paris 1878) dagegen ist unzweifelhaft bewiesen, dass das alte Dodona vier Stunden südwestlich von Janina, von dem See durch ein hohes Gebirge getrennt, an einer Stelle, wo früher die Ruinen von Passaron vermutet wurden, gelegen ist.

Am Fusse des Olytzikagebirges, des Tanaros der Alten, breitet sich ein Thal aus, das nach Westen von einem Nebenfluss des Thyamis (heute Kalama genannt) durchflossen wird, während ein nach Osten strömendes Flüsschen in einer unterirdischen Katabothra verschwindet; nach Norden wird es vom See von Janina durch einen Bergrücken getrennt, der einen Ausläufer nach Süden vorschickt, Kosmira genannt. Von einer am Fusse des Olytzika gelegenen Ortschaft führt dies Thal den Namen Thal von Tscherkovista. Durch verschiedene Umstände veranlasst kam Karapanos darauf, dort Nachforschungen nach dem alten Dodona anstellen zu lassen, und der Erfolg zeigte bald, dass er Recht hatte; ausser Ruinen von Gebäuden fanden sich viele sogenannte Exvoten, d. h. Weihegeschenke an die Götter für die Heilung von Krankheiten, Erfüllung von Wünschen u. s. w., ein Beweis, dass einst hier ein viel besuchtes Heiligtum lag, und, um jeden Zweifel zu heben, vor allem eine grosse Zahl Inschriften aus mannigfaltigem Material mit der Widmung an Zeus Naios und Dione, also die beiden Götter, die besonders in Dodona verehrt wurden. Denn dass das Beiwort Naios, d. h. Gott der Quellfeuchte, gerade dem dodonäischen Zeus zukommt, an dessen heiliger Eiche ein ihm selbst heiliger Quell entspringt, leuchtet von selbst ein, und wird ausserdem noch durch zahlreiche Zeugnisse aus dem Altertum bekräftigt (unter anderen führen z. B. die in Dodona gefeierten Spiele den Namen Naia).

Der dort aufgefundene Bezirk zerfällt in zwei Teile, deren nordwestlicher den Tempel enthält.

Der Tempel selbst, von West nach Ost orientiert, scheint in späterer Zeit in eine christliche Kirche umgewandelt worden zu sein; daher rühren wohl auch noch die drei Apsiden, die an der Ostseite zugefügt sind; er war dreischiffig, und aus einfachem Kalkstein erbaut. Südwestlich davon liegt ein anderes viereckiges Gebäude, das durch vier Mauern in mehrere Teile zerlegt wird; seine Bestimmung lässt sich nicht mehr erkennen, ebenso wenig die eines anderen westlich davon gelegenen grossen Gebäudes, dessen eine Mauer durch Strebepfeiler gestützt erscheint. Südöstlich schliesst sich an diesen Bezirk der heilige Hain mit Resten von kleineren Tempeln und vielen Basen an, die ehemals zur Aufstellung von grösseren Weihgeschenken gedient haben müssen. Der Zugang zu diesem Hain wurde, wie es scheint, durch Propyläen vermittelt.

Von den Funden, die dort gemacht sind, verdienen einige Inschriften eine besondere Hervorhebung; es sind dies dünne Bleiplättchen, auf denen die das Orakel Befragenden ihre Fragen niedergeschrieben, d. h. eingekratzt haben, und

deren Rückseiten zur Erteilung der Antwort im Namen des Gottes benutzt wurden. Offenbar haben wir in ihnen Reste der *sortes*, der Lostäfelchen, erhalten, von denen in der von Cicero berichteten Geschichte die Rede war. Je weniger uns von dem Privatleben der Alten bekannt ist, um so interessanter ist es, hier einen Blick in ein sonst so dunkles Gebiet zu thun. Die Fragen werden oft im Namen eines Volkes gestellt, so z. B. fragt ein Volk an, wie es durch Schliessung eines Bündnisses mit den Molossern sich schützen könne; die Korkyräer erkundigen sich im allgemeinen, welche Opfer sie bringen, welche Gelübde sie thun müssen, um sich die Gunst der Götter zu sichern; zum grössten Teil aber sind es Privatleute, deren Anfragen uns erhalten sind. Es ist erstaunlich, wofür alles die Weisheit des dodonäischen Zeus in Anspruch genommen wird; bald fragt eine Frau, welche Opfer sie darbringen muss, um gesund zu werden, bald wünscht ein Ehepaar zu erfahren, ob ihm noch mehr Kinder beschieden sind, ja einer nimmt sogar die Mithilfe des Zeus für die Wiedergewinnung verlorener Teppiche und Kopfkissen in Anspruch. Von den Antworten, welche die Priester auf die andere Seite geschrieben haben, sind leider nur einzelne Wörter erhalten, so dass wir nicht in der Lage sind, zu erkennen, ob den Wünschen Gewährung zugesagt ist. In welcher Weise die Orakelerteilung durch die Loose vorgenommen wurde, lässt sich leider aus dem bis jetzt vorhandenen Material noch nicht erkennen; nicht unwahrscheinlich aber ist es, dass die Antworten des Gottes in einer für die Fragenden selbst wunderbaren Weise auf die Plättchen kamen, z. B. indem die Anfragen in ein Gefäss geschüttet und dieses scheinbar sorgfältig verschlossen wurde, oder was sonst fü Kombinationen darüber möglich sind. Dass man irgendwie geheime Vorgänge dabei voraussetzt, ist von vornherein natürlich, und wird ausserdem noch durch ähnliche Vorkommnisse, die uns aus dem Altertum berichtet werden, wahrscheinlich gemacht.

Wie lange Dodona als Orakel bestanden, wann es seinen Untergang gefunden hat, lässt sich nicht mit Bestimmtheit sagen; wir wissen zwar, dass es gegen das Ende des dritten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung durch einen aetolischen Feldherrn zerstört und seiner Schätze beraubt wurde; es ist aber kaum fraglich, dass der Kult des Zeus trotz der Verwüstung noch weiter dort ausgeübt und das Orakel noch weiter befragt worden ist. Wahrscheinlich hat das Vordringen des Christentums im vierten nachchristlichen Jahrhundert, wie an anderen Stätten Griechenlands, so auch in Dodona der Verehrung des Zeus und seiner Gattin Dione (gleich der römischen Juno) ein Ende gemacht und das Orakel beseitigt.

Delos.

Wenn man die nördlichen Cykladen betrachtet, so trennen diese sich für das Auge leicht in zwei Reihen, eine östliche, die sich als Fortsetzung von Euböa ohne weiteres ergiebt (Andros, Tenos, Mykonos) und eine westliche, als Weiterführung des attischen Landes erscheinende (Teos, Kythnos, Seriphos, Siphnos); zwischen beiden liegt Syros, ehemals unbedeutend, heutzutage mit der grossen Handelsstadt Hermupolis bei weitem die wichtigste aller Cykladen; zwischen Syros und Mykonos nun erheben sich zwei kleine Berggipfel aus dem Meer, deren östliche im Altertum Delos, die grössere westliche Rheneia genannt wurde. Sie liegen jetzt verlassen und öde da, kaum dass man dort einen Hirten erblickt, der seine Schafe und Ziegen das kümmerlich emporspriessende Gras abweiden lässt. Und diese jetzt so wüst und leer und ungastlich erscheinenden Inseln bildeten ehemals trotz ihrer verschwindenden Kleinheit den Mittelpunkt des südlichen Archipels, dort strömten einst von allen Seiten frohe Festgenossenschaften zusammen, um die Götter durch Opfer und Weihgeschenke zu ehren und die Spiele zu schauen, in denen sich die Kraft der Jugend erprobte, dort landete der Händler mit reichen Warenvorräten, seines Absatzes und reichlichen Gewinnes bei der grossen Festversammlung sicher. Was war der Grund, dass jene kleinen unfruchtbaren Inseln im Altertum solche Anziehungskraft ausübten?

Delos galt schon im höchsten Altertum als heilig, weil dort Apollon geboren sein sollte. Leto, mit ihrer Bürde herumirrend, fand auf der, wie die Sage berichtet, damals noch herumschwimmenden Insel eine Zufluchtsstätte, und deshalb war Delos ihr und ihren Kindern, Apollon und Artemis, heilig; seit alter Zeit versammelten sich dort die Ionier, um in heiteren Reigentänzen und mit Chorgesängen den Gott und die Göttin zu feiern.

Wie weit der Ruhm von Delos verbreitet, wie sehr der Ruf von der Heiligkeit der Insel selbst bis zu fernen Völkern gedrungen war, dafür bietet die Geschichte des ersten Perserkrieges einen deutlichen Beweis. Beim Herannahen der Perserflotte im Jahre 490 waren die Delier, die im Vertrauen auf den Schutz des Gottes in offener, nicht von Mauern umgebener Stadt wohnten, aus Furcht vor den Barbaren nach Tenos geflohen. Datis, der eine Führer der Flotte, liess sie aber zurückholen, indem er sie bedeutete, dass er nicht daran denke, einem so heiligen, allverehrten Orte irgend welch' Unheil zuzufügen, und opferte auf dem Altar des Gottes 300 Talente Weihrauch. Bekannt ist, dass Delos 476 der Mittelpunkt des attischen Seebundes wurde, insofern als dort die Kasse des Bundes niedergelegt wurde, sowie ferner, dass 454 die Gelder nach Athen übergeführt wurden. Die dadurch etwas in den Hinter-

grund gedrängte Insel gelangte wieder zu höherer Bedeutung, als 426 die Athener eine Reinigung und Sühnung der Insel vornahmen, vor allen Dingen die Gräber, die allmählich in Missachtung des alten Verbots dort angelegt waren (es durfte in Delos niemand geboren werden noch sterben, denn dadurch wurde die Insel verunreinigt; Wöchnerinnen und Kranke mussten deshalb nach dem benachbarten, mit Delos eng verbundenen Rheneia geschafft werden), von der Insel entfernten und die alten Spiele erneuten; auch die alte Amphiktyonie, d. h. die Vereinigung der benachbarten Inseln und Städte wurde wieder ins Leben gerufen, die an den Tempel zu zahlende Beisteuer festgesetzt und den Amphiktyones, jedoch unter dem Vorsitz Athens, die Verwaltung des Tempels und seiner Einkünfte übertragen. So sehr der alte Ruhm von Delos dadurch wiederhergestellt wurde, so wenig waren damit die Delier zufrieden, weil sie sich durch die Athener ganz aus der Verwaltung des Tempels herausgedrängt und auf die niedrigsten Dienstleistungen beschränkt sahen; es fehlte deshalb auch während der ganzen Zeit nicht an Streitigkeiten zwischen den Deliern und den Amphiktyonen; je mehr jedoch die Macht Athens vor der aufsteigenden Macht der makedonischen Könige und der Diadochen verblasste, um so mehr schwand auch ihr Einfluss auf Delos dahin, das, seit 322 sich selbst überlassen, wegen seiner günstigen Lage von allen Seiten sich umworben und durch Ehrengeschenke gefeiert sah, so dass diese Zeit der Diadochenherrschaft für Delos den Gipfel seiner Macht und seines Einflusses bedeutet. Im Jahr 168 nach der Schlacht von Pydna, in der die Macht des makedonischen Reiches gebrochen wurde, gelangte Athen wieder in den Besitz der Insel, doch ohne seinen früheren Einfluss zurückgewinnen zu können, denn schon hatten sich dort, durch günstige Handelsgelegenheit gelockt (Delos besass die grössten Sklavenmärkte, ferner war die Ausfuhr von Erz und Salben nicht unbedeutend, vor allem aber war es wichtig als günstig gelegene Zwischenstation zwischen dem Orient und Italien) Römer in grosser Zahl niedergelassen, die natürlich nicht verfehlten, ihren Einfluss geltend zu machen. So ging es bis zum Mithridatischen Kriege. Da überfiel der Feldherr des Königs Mithridates, Namens Menophanes, mit einer grossen Zahl wilder Piraten die nur zu friedlichem Werk gerüstete Insel, die wehrlosen Einwohner wurden bis zum letzten Mann getötet, die Frauen und Kinder in die Sklaverei verkauft, die Stadt und die Tempel ausgeplündert und niedergebrannt. Von diesem Schlage scheint Delos sich nie wieder erholt, seitdem nur ein kümmerliches Dasein gefristet zu haben; was damals dem Feuer entgangen war, ist im Lauf der Jahrhunderte verfallen, oder von den wenig pietätvollen Einwohnern der Nachbarinseln als billiges Baumaterial weggeführt worden; die Insel ist wieder unfruchtbar und verlassen, wie sie war, bevor Apollo sie sich zu seinem Wohnsitz erkor; auch der Verkehr hat andere Wege eingeschlagen, er hat sich mehr nördlich nach Syra gezogen, wo die mächtig aufblühende Handelsstadt Hermupolis ihn mit offenen Armen aufnimmt.

Die Insel lässt trotz der grauenhaften Zerstörung, die auf ihr herrschte, die Anlage der einzelnen Heiligtümer doch noch genügend erkennen. Innerhalb des wie gewöhnlich mit einer Mauer eingefassten heiligen Bezirkes lag

der Tempel des Gottes, ferner das seiner Mutter geweihte Letoon mit besonderen Propyläen, weiter das Artemision und in dessen Nähe ein Heiligtum der Aphrodite. Daran schlossen sich mehrere Hallen, die für die verschiedenen Inselgemeinden als Versammlungsörter und Speisesäle dienten, und andere Heiligtümer. Auf dem im Hintergrund sich hinziehenden Kythnosberge fanden sich gleichfalls noch dem Apollo geweihte heilige Stätten (vergl. oben S. 50), nordöstlich vom Tempel nimmt man noch heute eine künstlich hergerichtete, gewöhnlich trockene, länglichrunde Vertiefung wahr, in der unzweifelhaft der sogenannte runde See zu sehen ist; dort stand ehemals ein ganz aus Hörnern errichteter Altar, dessen Bau auf Apollo selbst zurückgeführt wird.

Die Ausgrabungen, welche die französische Ecole d'Athènes dort angestellt, haben auf architektonischem Gebiet verhältnismässig wenig Hervorragendes zu Tage gefördert, weil die Zerstörung eine zu weit gehende gewesen war; dagegen sind zahlreiche höchst altertümliche Statuen gefunden worden, die uns über die älteste Periode griechischer Kunst mancherlei Aufschluss gewähren. Vor allen Dingen aber sind viele Tempelurkunden zu Tage gekommen, die uns einen Einblick in die Verwaltung des Tempels und in seine Schätze thun lassen. Da ähnliche Verhältnisse auch bei anderen Tempeln, von denen derartige Urkunden nicht vorhanden sind, bestanden haben müssen, verlohnt es sich, hier etwas näher darauf einzugehen.

Es handelt sich um Rechenschaftsberichte, wie sie bei Antritt neuer Beamten abgefasst zu werden pflegten; die Schatzmeister, oder welche Behörde auch immer die Verwaltung eines Tempels hatte, mussten nach Ablauf ihrer Amtszeit die Gebäude und ihren Inhalt auf Grund der vorhandenen Urkunden ihren Nachfolgern übergeben, und über diese Uebergabe, die in Gegenwart der dazu abgeordneten Männer vorgenommen wurde, und über den Bestand, den man vorfand, wurde eine neue Urkunde angefertigt, die dann in Stein gegraben und im heiligen Bezirk zum ewigen Angedenken aufgestellt wurde. Die neu gefundenen delischen sind nicht die ersten der Art, schon viel früher haben sich die sogenannten athenischen Schatzurkunden als von der grössten Wichtigkeit erwiesen, und auch an solchen von anderen Heiligtümern fehlt es nicht, doch kommt keine der bis jetzt vorhandenen denen von Delos an Genauigkeit und Ausführlichkeit gleich, in keiner werden über die innersten Verhältnisse des Tempels, über seine Beziehungen zu den Einwohnern und Umwohnern der Insel und den auswärtigen Mächten so viel Aufschlüsse gegeben wie gerade hier.

Die Urkunde, die Th. Homolle in der Correspond. Hell. veröffentlicht hat, ist auf den beiden Seiten einer Marmorplatte eingegraben, und enthält zusammen 508 Zeilen von durchschnittlich je 120 Buchstaben. Die Vorderseite enthält die Einnahmen und Ausgaben des Tempels, die im Tempelschatz vorhandenen Summen nebst der Bezeichnung, woher sie stammen und wozu sie teilweise verwendet sind; die gleiche Rechenschaft wird über die in dem Tempel gleichfalls aufbewahrte Staatskasse von Delos abgelegt; ferner werden die Summen, die dem Gott noch geschuldet werden, aufgezählt; die zweite Seite enthält das Verzeichnis der im Apollotempel und den übrigen dazu gehörigen

Heiligtümern aufgestellten Weihgeschenke, die Aufzählung der ausgeführten Arbeiten und der für Rechnung des heiligen Schatzes gemachten Zahlungen.

Der Rechenschaftsbericht ist so angeordnet, dass zunächst in einem ersten Kapitel das aufgezählt wird, was die Hieropoioi. die Opferer (das ist der Name der jährlich wechselnden Behörde, der nach Loslösung der Insel von Athen die Verwaltung des Heiligtums anvertraut war) an früheren Beständen vorgefunden haben; dazu fügten sie das, was während ihrer Amtsführung hinzugekommen ist. Die Einnahmen sind im ganzen unter fünf Rubriken zu teilen, erstens, Miete der dem Tempel gehörigen Gebäude, zweitens Pachtgelder für Ländereien, drittens Ergebnisse der verschiedenen Gerechtsame des Tempels, viertens Zinsen von ausgeliehenen Geldern, fünftens Vermischtes. Die Häuser und Ländereien wurden meist auf zehn Jahre verpachtet unter ziemlich schweren Bedingungen für die Pächter; sie mussten Bürgen für richtige Einhaltung des Kontraktes stellen und liefen Gefahr, wenn sie nicht zur gehörigen Zeit die fälligen Summen berichtigten, ihr Hab und Gut verkauft zu sehen und, wenn nötig, noch als Schuldner des Gottes öffentlich ausgeschrieben zu werden. Die Gerechtsame des Tempels bestehen besonders in der im Hafen zu erhebenden Warensteuer, dem zu erhebenden Fährgeld und dergleichen mehr. Von den ausgeliehenen Kapitalien (der Gott lieh an Staaten wie an Privatleute) wurden 10 pCt. Zinsen erhoben; auch musste der Borger eine Hypothek aufnehmen und Bürgen stellen, deren Vermögen gleichfalls mit Beschlag belegt werden konnte, sobald die eingegangenen Verpflichtungen nicht inne gehalten wurden. Nach fünf Jahren musste das Kapital unter allen Umständen zurückgezahlt werden. Unter den „Vermischten Einnahmen" stehen mannigfache Dinge, Erlös von Opferüberresten, Beiträge der Stadt, auch scheinen in den verschiedenen Tempeln Opferstöcke angebracht gewesen zu sein, die dann an einem bestimmten Tage alle geöffnet wurden, damit das Geld in den Tempel übergeführt werden konnte. Ihr Betrag ist nur ein unbedeutender. Die Gelder wurden in Gefässen aufbewahrt; sollten Bezahlungen gemacht werden, so verbrauchte man den Inhalt eines Gefässes ganz, oder man entnahm mehreren Gefässen nur einen Teil und verzeichnete den Rest. Die Einnahmen gelangten übrigens nicht direkt an den Tempel zu Händen der Hieropoioi, sondern es waren bestimmte Einnehmer bestellt, aus deren Kassen die Summen in den Tempelschatz übergingen. Die Ausgaben beziehen sich zum grössten Teile auf Baukosten; nachdem das Volk die Ausführung irgend eines Baues beschlossen hatte, wurde unter genauer Festsetzung aller einzuhaltenden Bestimmungen der Bau dem Mindestfordernden übertragen; Bezahlung wurde ihm ratenweise, je nach Förderung des Baues, gegeben. Ausserdem gab es noch kleine, regelmässig wiederkehrende Ausgaben, die Bedürfnisse des Tempels betreffend. Dazu gehörte auch das, was wir Bureaukosten nennen würden, nämlich für Papier und Tafeln, auf denen die Priester die Einnahmen und Ausgaben verzeichneten, bis die Totalsumme in den jährlichen Rechenschaftsbericht aufgenommen war.

Für uns wichtiger ist die zweite Seite des Steins, das Verzeichnis der in den delischen Tempeln aufgestellten Kostbarkeiten enthaltend. Man macht sich

gewöhnlich eine falsche Vorstellung von dem Innern eines griechischen Tempels, deshalb, weil man ihn ohne weiteres mit unsern Kirchen zu vergleichen pflegt. Nichts ist aber weniger gerechtfertigt, als ein derartiger Vergleich; der Tempel ist gleichsam das Wohnhaus der Gottheit, in das sie höchstens dem Priester Eingang gestattet, während die Masse des Volkes draussen vor dem Tempel auf die Verkündigung des Priesters wartet, der als Mittelsperson zwischen ihm und der Gottheit gedacht wird; die christliche Kirche ist dagegen das Versammlungshaus der Gemeinde. Da also der Zutritt zum Tempel nicht jedem freistand, konnten in der Cella allerhand Kostbarkeiten, die dem Gotte bei verschiedenen Gelegenheiten dargebracht waren, aufgestellt werden; ja, da auch der Zugang zu dem Säulengang meist durch Gitter verwehrt war, so konnte auch der Pronaos zur Unterbringung aller möglichen Weihgeschenke benutzt werden. Ueber die Art und Weise der Aufstellung sind wir im ganzen nicht genau unterrichtet, doch lässt sich soviel aus den Inschriften erkennen, dass ein Teil, besonders die goldenen Kränze, mit zur Ausschmückung des Gebäudes benutzt wurden, indem sie in regelmässigen Abständen an der Mauer aufgehängt wurden; auch die übrigen Gegenstände wurden natürlich möglichst zur Dekoration mit verwendet, doch stellten sich diesem Verfahren bald Schwierigkeiten entgegen. Je zahlreicher die Weihgeschenke wurden, die das opferwillige Volk der Gottheit darbrachte, um so schwieriger wurde es, mit dem vorhandenen Platz auszukommen; es mussten deshalb öfters Umstellungen vorgenommen werden, Gebäude, die zum Tempel gehörten, bis dahin aber zu anderen Zwecken verwendet worden waren, mussten jetzt als Aufbewahrungsort für die Weihgeschenke in Gebrauch genommen werden; ferner mussten von Zeit zu Zeit die Gegenstände der Raumersparnis wegen dichter gereiht, die ältern, beschädigten und unbrauchbar gewordenen zusammengestellt werden, um dann eingeschmolzen und in Form von Barren bis zu weiterem Gebrauch aufgehoben zu werden. So lehren es uns ganz besonders die erwähnten Inschriften; wir müssen annehmen, dass Etagèren oder Regale längs der Wände des Tempels angebracht waren, auf denen die einzelnen Kostbarkeiten möglichst eng zusammengereiht waren. Alle diese hatten die Beamten zu bewachen, für ihre Erhaltung zu sorgen und nach Ablauf ihrer Amtszeit ihren Nachfolgern zu überliefern. Bei der Prüfung ging man sehr sorgsam zu Werke; mit der Ratswage, so zu sagen, d. h. mit einer der für die Regelung des Marktverkehrs bestimmten Wagen wurden die Gegenstände einzeln oder, wenn es sich um ältere, schon zum Einschmelzen bestimmte Dinge handelte, partienweise abgewogen und das Gewicht genau verzeichnet; auch sonst bemühte man sich, möglichst genau durch Wiederholung der darauf angebrachten Inschriften und durch eingehendere Beschreibung die einzelnen Gegenstände zu kennzeichnen; allerdings ist das Verfahren in den Rechenschaftsurkunden nicht immer dasselbe, denn oft begnügt man sich mit einem Wort, während an anderer Stelle genauer Aufschluss gegeben wird. Von den Gegenständen war sicherlich ein grosser Teil zum Gebrauch bei den Opfern und bei Festlichkeiten und zum Ausschmücken der Götterbilder bestimmt, die ja ihre besondere Garderobe und zum Ankleiden bestimmte Leute hatten; aber der grössere Teil ist ohne Zweifel nicht in Be-

nutzung genommen, sondern einfach als Kostbarkeit im Tempel aufgehoben worden, zum Andenken an den Stifter. Die Weihgeschenke waren übrigens nicht immer in der im Rechenschaftsbericht auftretenden Form dem Gotte dargebracht worden; öfter sahen sich die Priester oder die Vorsteher des Tempels genötigt, Geschenke, die nicht oder nur schwer aufgehoben werden konnten, weil sie dem Verderben ausgesetzt waren, oder aus anderen Gründen, zu verkaufen und den dafür erlangten Preis zum Erwerb eines leichter und dauernder aufzuhebenden goldenen oder silbernen Gefässes zu verwenden.

Unter den Gegenständen, die sich auf den Kultus beziehen, nehmen die Gefässe den ersten und hauptsächlichsten Rang ein; die angeführten Namen derselben sind äusserst zahlreich und bieten mancherlei Neues; alle andern übertrifft der Zahl nach jedoch die Phiale, eine Schale, die in der gewöhnlichsten Form ohne Fuss und mit einer Erhöhung in der Mitte versehen ist, in die man von unten her beim Spenden zur leichteren Handhabung den Finger legte; im Tempel des Apollo allein zählte man ungefähr 1600, und dazu kommen noch die andern im heiligen Bezirk liegenden Tempel und Gebäude, die gleichfalls mit Weihgeschenken angefüllt waren; je nachdem sie einfach gehalten oder mit Verzierungen versehen waren, werden sie durch Beinamen unterschieden, welche zugleich die Art und Weise der Verzierungen erkennen lassen. Leider hat man sich bei den Schalen, die mit Reliefs geschmückt waren, in der Mehrzahl der Fälle mit der Feststellung der Thatsache begnügt, ohne genauer anzugeben, was dargestellt war. Der grössere Teil der Schalen ist aus Silber, gewöhnlich je hundert Drachmen schwer; viele sind ausserdem vergoldet und mit kostbaren Steinen verziert; andere sind auch ganz von Gold, darunter einige von über zweihundert Drachmen Gewicht. Schalen aus Bronze oder anderem Metall finden sich nicht darunter. Auch die Zahl der Trinkbecher ist nicht gering; nach einem Verzeichnis gab es allein im Artemision deren 266; auch hier ist die grösste Zahl aus Silber, einer war mit Edelsteinen ausgelegt, ein anderer ganz aus Onyx angefertigt; einzelne Gefässe müssen ihrem Namen nach die Form von Schiffen gehabt haben, andere waren als Köpfe von Menschen und Tieren gestaltet; unter den Mischgefässen wird eins aus Silber im Gewicht von fast vierzig Kilogramm, das Parmiskos geweiht hatte, aufgezählt. Unter den Oenochoen, d. h. Gefässen, aus denen Wein geschenkt wurde, verdienen vor allen zwei goldene von je vier Kilogramm Schwere erwähnt zu werden.

Von den Gegenständen, die zum Schmuck dienten, müssen an erster Stelle die goldenen Kränze, mit denen bekanntlich im Altertum ein grosser Luxus getrieben wurde, angeführt werden; es gab ihrer ziemlich gegen hundert, von den schwersten (200 Drachmen schwer) bis zu den leichtesten herab; die meisten waren als Lorbeerkränze gestaltet, doch ahmte man auch die Myrthe, den Epheu, das Wein-, Oliven- und Eichenblatt nach. Wenn man die Kränze nicht wog, vielleicht wegen der Art, wie sie auf einem andern Gegenstand befestigt waren, so zählte man die Blätter, um dadurch eine Gewähr gegen Betrug zu haben. Neben den Kränzen gab es noch anderen Schmuck, in der Hauptsache weiblichen, im Heiligtum der Artemis; besonders zahlreich werden Ringe

aufgezählt, mit Steinen und ohne dieselben; genauer werden einige Halsbänder aus Gold und Edelsteinen beschrieben. Uebrigens fand sich im Schatz des delischen Apollotempels auch das vielberühmte und berüchtigte Halsband der Harmonia, ein Werk des Hephaistos, durch das sich bekanntlich Eriphyle hatte bewegen lassen, ihren Gatten Amphiaraos zur Teilnahme am Zuge der Sieben gegen Theben zu überreden. Neben Delos erhoben aber noch andere Oerter Anspruch, das einzig richtige Halsband zu besitzen.

Weniger bedeutend ist der Schatz an selbstständigen Werken der Skulptur, doch findet sich immerhin mancherlei, so zwei Apollostatuetten, deren eine aus Gold, die andere aus Silber gefertigt ist; die meisten dieser hierher gehörigen Werke sind nicht weiter ihrer Darstellung nach bezeichnet worden. Dass grosse Statuen überhaupt nicht angeführt werden, liegt wohl weniger daran, dass solche nicht vorhanden gewesen wären, sondern daran, dass nur die kleineren, beweglichen und leichter der Entwendung ausgesetzten Dinge bei dem Rechenschaftsbericht übergeben werden, nicht die grossen, fest gegründeten und unmöglich ohne Aufsehen zu entfernenden Statuen. Dafür kann als Beweis dienen, dass das alte Kultusbild des Apollon (wahrscheinlich eine aussen mit Gold bekleidete kolossale Holzstatue; der Gott hielt in der linken Hand den Bogen, auf der rechten Handfläche trug er die drei Chariten) nicht erwähnt wird, während ein von ihm losgelöstes Fragment ausführliche Besprechung findet. Allerdings ist Delos im Altertum niemals ein Sitz einer besonderen Künstlerschule gewesen, es würde aber geradezu wunderbar sein, wenn nicht dort ebenso wie in den übrigen Tempeln von den Gläubigen, ferner von den Siegern in den Wettkämpfen Statuen in grosser Zahl geschenkt worden wären.

Auch Münzen der mannigfaltigsten Art waren dem Gotte dargebracht, unter denen es sogar nicht an falschen fehlt. Dazu kommen noch allerhand Materialien, die zur gelegentlichen Benutzung, Ausbesserung u. s. w. aufbewahrt wurden.

Betrachtet man die Weihgeschenke mit Rücksicht auf ihre Geber, so stellt sich zunächst die merkwürdige Erscheinung heraus, dass von der älteren Zeit, in der Athen die Leitung des Tempels besass, garnichts mehr erhalten scheint, doch ist das wohl nur zufällig; jedenfalls sind die Weihgeschenke der früheren Jahrhunderte, wenn sie nicht bereits eingeschmolzen waren, unter den Gefässen zu suchen, die nicht mehr einzeln aufgezählt und abgewogen wurden, sondern die man partienweise zusammenfasste, um sie dann später zum Einschmelzen zu übergeben. Einige Leistungen an den Tempel treten mit grosser Regelmässigkeit auf; so werden jährlich von den Verwaltern der Stadt Delos selbst je zwanzig Phialen von gleichem Gewicht dargebracht; auch die Gesandtschaften und Geschenke einiger Staaten und Städte, so namentlich von Kos und Rhodus, so lange diese Inseln sich selbst in blühendem Zustande befanden, erfreuen sich einer gewissen Regelmässigkeit; auch viele der Diadochen stiften jährliche Geschenke, so vor allen Antigonus, Demetrius, Ptolemäus, Philetairos von Pergamon, und die Königin Stratonike; allmählich jedoch treten an ihre Stelle die Römer, besonders die beiden Konsuln Lucius und

Publius Cornelius Scipio, die mit der Führung des Krieges gegen Antiochus beauftragt waren; man sieht daraus, wie sehr jede Veränderung im Besitzstand und in der Herrschaft über den südlichen Teil des ägäischen Meeres sich besonders in Delos zuerst, dem Mittelpunkt der Cykladen in jener Zeit, fühlbar machte.

Leider sind uns von allen diesen Schätzen, deren Kunstwert sicherlich den hochbedeutenden Metallwert um vieles übertroffen hat, nur die Namen erhalten, von ihnen selbst ist keine Spur mehr aufzufinden gewesen. So sehr wir das beklagen müssen, so bleibt es doch im höchsten Masse interessant, dass uns durch jene Verzeichnisse ein so genauer Einblick in die Besitzverhältnisse des delischen Tempels vergönnt worden ist, wie ihn andere Quellen bis jetzt nicht gestattet haben.

Zum Schluss sei noch bemerkt, dass, wie wir aus der Inschrift selbst erfahren, der Steinmetz für das Eingraben der ungefähr 60000 Buchstaben dreihundert Drachmen erhalten hat, für je 200 Buchstaben eine Drachme.

Delphi.

Noch wichtiger als Dodona, und von gewaltigem Einfluss auf die politischen Geschicke Griechenlands war das Orakel von Delphi, dessen Sprüche bis weit ins Barbarenland hinein für untrüglich galten. „Die Grossartigkeit der Naturformen, die eiskalten Quellen und die aus den Schluchten des Kalkgebirges hervorbrechenden Luftströme erfüllten wohl schon in ältester Zeit die Menschen mit geheimnisvollem Schauer und luden gewiss zur Gründung des Heiligtums ein.“ Nach der Tempellegende soll Apollo Leute von Kreta als Priester dorthin geführt haben. Lange Zeit stand das Orakel, weil die Priester mit weisem Sinn und zum Besten des Landes ihre Sprüche erteilten, in ganz Griechenland in ungetrübtem Ansehen; doch schon in den Perserkriegen, wo die Priester lange schwankten, welcher Partei sie sich anschliessen sollten, fängt der Ruhm desselben an zu erlöschen; in der Folgezeit erregte es durch Parteinahme für einzelne Staaten und Bestechlichkeit Misstrauen und verlor allmählich jeden Einfluss; höchstens dass man es noch in Privatangelegenheiten um Rat fragte. Um 390 n. Chr. wurde es von Kaiser Theodosius geschlossen.

Schon frühzeitig waren die Reichtümer des Orakels, die selbst bei Homer erwähnt werden, Gegenstand der Begehrlichkeit und Habsucht der Umwohnenden und Fremden. Zwar gelang es, die Scharen der Perser zurückzuschlagen, die zur Plünderung des Heiligtums aufgebrochen waren, ebenso wie später die Galaterbanden, die 279 v. Chr. in Phocis eingefallen waren, aber während des phocischen Krieges ging ein grosser Teil der Schätze verloren. Auch Sulla

hat dem Heiligtum übel mitgespielt; er liess sich während der Belagerung Athens die delphischen Tempelschätze ausliefern, um seine Soldaten zu bezahlen; ferner soll Nero gegen 500 Statuen von dort weggeschleppt haben. Und trotz alledem muss der Reichtum an Kunstwerken noch gross gewesen sein, da nach Plinius noch 3000 Statuen in Delphi waren, ja selbst Pausanias sah dort noch eine grosse Zahl Kunstwerke.

Leider liegt Delphi noch heute unausgegraben, von den Häusern des Dorfes Kastri verdeckt da; erst die kommenden Jahre werden durch die Ausgrabungen, zu denen die französische archäologische Schule in Athen die Erlaubnis erhalten hat (unter den gleichen Bedingungen, wie die Deutschen in

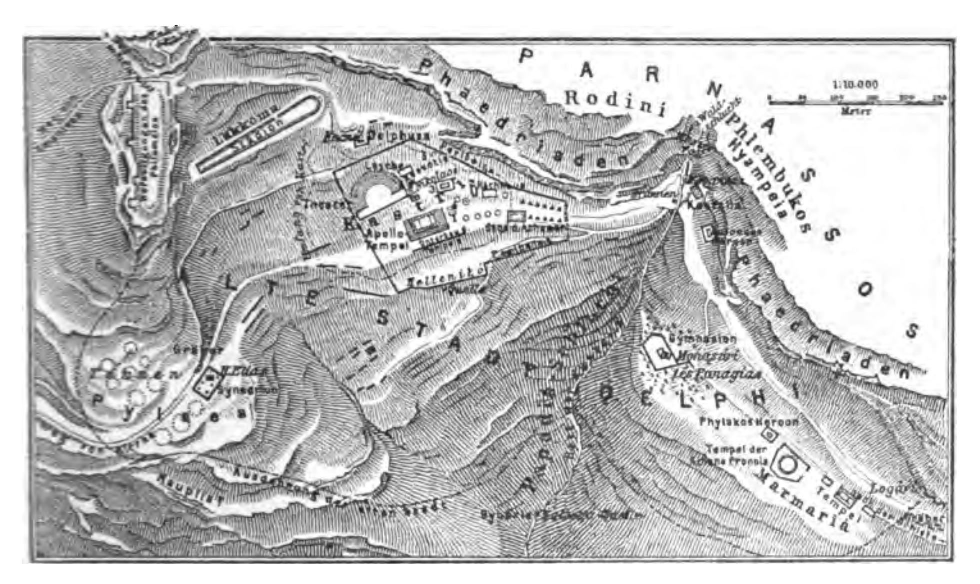


Fig. 146. Plan von Delphi.

Olympia), an das Licht ziehen, was von antiken Bauten und Denkmälern noch vorhanden ist. Immerhin ist es auch jetzt schon möglich, von dem Plane der Heiligtümer sich eine ungefähre Vorstellung zu machen (Fig. 146).

Delphi lag weitab von den bewohnten Stätten der Menschen im einsamen Gebirge, an die Abhänge des Parnass angelehnt. Der Parnass endigt in einer langen, steil abfallenden Wand, Phädriaden genannt, die, von Südost nach Nordwest hinstreichend, durch einen tiefen schmalen Thaleinschnitt, dessen Gewässer (Kastalia) in tief eingerissener Schlucht zum Pleistos hinabströmt, in zwei Teile geteilt wird; der östlichere davon heisst jetzt Phlembukos (im Altertum Hyampeia), der westlichere Rodini; wo dieser endet, zieht sich ein Ausläufer südwärts, auf seinem Rücken die Befestigungen des Phokerführers Philomelos tragend. In dem so gebildeten Dreiecke, das in schmalen Terrassen steil zum Bett der Kastalia (Papadiáschlucht heute genannt) und des Pleistos (Xeropotámi) abfällt, lag die Stadt Delphi mit dem Heiligtum des Apollo, letzteres höher

hinauf gelegen, erstere weiter nach dem Thale zu an den Abhängen des Berges erbaut. Der Temenos des Gottes, ein unregelmässiges Fünfeck bildend, war von einer Mauer eingeschlossen, die nach Osten hin in breitem Eingang sich öffnete, aber auch ausser dem Haupteingange zahlreiche Nebenpforten hatte. Von der Umfassungsmauer, welcher der Name Hellenikó gegeben ist (man hielt sie im Mittelalter für die Reste einer Festung; daher stammt auch der Name des auf den Ruinen gelegenen Dorfes, Kastri), sind noch vielfache Spuren mitunter auf weite Strecken hin erhalten; es ist kaum fraglich, dass bei Niederreissung der vielen dort erbauten Häuser sie sich in ihrer ganzen Ausdehnung noch wird bestimmen lassen. Bei dem Eingange sind noch die Basen der Weihgeschenke erhalten, die der von der Kastalia her auf der Feststrasse kommende Pausanias dort erblickte; man sieht deutlich, wie er die Aufschriften der Denkmäler in Prosa umschrieben hat. Von dem Thore aus zog sich die Strasse nach Westen; von den Denkmälern sind mehrere Unterbauten noch sichtbar, ohne dass es bis jetzt möglich wäre, sie mit bestimmten Namen zu benennen. Von Westen muss dann die Strasse in einer oder mehreren Kehren drei kleinere Terrassen hinaufgeführt haben, rechts und links von Weihgeschenken begleitet (auch eine grosse Zahl der sogenannten „Schatzhäuser", müssen an dieser Strecke der Strasse gelegen haben), bis sie bei der Stoa der Athener, einer schmalen, von den Athenern von der Beute der ersten Jahre des Peloponnesischen Krieges erbauten Säulenhalle in der Höhe der Polygonmauer anlangte, die zur Stütze für die Tempelterrasse schon in ältester Zeit aufgeführt war. Diese Polygonmauer verdient noch besondere Aufmerksamkeit. Aus gewaltigen polygonen Blöcken geschichtet, die vorn unbearbeitet zur Mauer zusammengefügt wurden und erst nach deren Vollendung auch an der Vorderseite einheitlich geglättet beziehungsweise abgearbeitet worden sind, hat sie geradezu als Archiv für den Tempelbezirk gedient, indem auf der Stirnseite der Blöcke Inschriften eingemeisselt wurden. Der Inhalt der meisten bezieht sich auf die Freilassung der Sklaven, die dadurch erfolgte, dass dem Gotte das Besitzrecht übertragen wurde, aber trotz diesem einförmigen Inhalt sind sie doch dadurch wichtig, dass sie immer nach den Priestern des Gottes datiert sind, so dass man dadurch eine Reihenfolge der Apollopriester gewinnt. War man an der Polygonmauer und der Stoa der Athener vorbeigekommen, so musste man sich nach links nordwärts wenden, um die eigentliche Tempelterrasse zu erreichen. Vom Tempel sind nur dürftige Spuren oberhalb der Erde erhalten, die oberste Stufe des Stylobats; er war, nachdem ein Brand im Jahre 548 den von den mythischen Baumeistern Trophonios und Agamedes errichteten (vierten) Tempel zerstört hatte, mit dem in ganz Griechenland, ja selbst im Auslande gesammelten Gelde von dem korinthischen Baumeister Spintharos errichtet worden, aussen jedenfalls in dorischem Stil, während im Innentempel ionische Säulen verwendet zu sein scheinen. Das aus Athen vertriebene Geschlecht der Alkmäoniden, welches den Bau übernommen hatte, liess aus eigenen Mitteln, um das Wohlwollen des Gottes zu erhalten, an Stelle der billigeren Porossteine, die im Bauplan vorgesehen waren, die Ostfront aus parischem Marmor errichten. Dass der Tempel sechssäulig in der Front war,

kann kaum fraglich erscheinen; an der Längsseite scheint er vierzehn oder fünfzehn Säulen gehabt zu haben. In dem Tempel stand der Omphalos, der angebliche Mittelpunkt der Erde, ein mit Binden bedeckter kegelförmiger Stein, mit je einem goldenen Adler zur Seite (Fig. 147). Von ganz besonderem Interesse würde es sein, den westlichen Teil, das Adyton, wo über dem Erdspalt der Dreifuss der Pythia stand, auf den sie sich setzte, um von den aufsteigenden Dünsten in Exstase zu geraten, genau kennen zu lernen, weil man dadurch erfahren könnte, was für Umstände die Verzückung der Priesterin hervorriefen; aber auch in Bezug hierauf kann nur von einer eingehenden Ausgrabung eine Aufklärung erwartet werden. Es scheint schon jetzt sicher zu sein, dass das Adyton die Stelle der westlichsten Substruktionskammern einnahm (unter dem Tempel ziehen sich behufs besserer Fundamentierung angelegte Quermauern mit dazwischen liegenden Kammern hin; nach Osten hin ganz flach, nehmen sie nach Westen an Tiefe zu, der grösseren Tiefe des Felsens entsprechend); auch die Lage des Spaltes lässt sich durch eine merkwürdige kalte Luftströmung, die von dem Tempel her aus der Polygonmauer austritt, mit Sicherheit bestimmen.

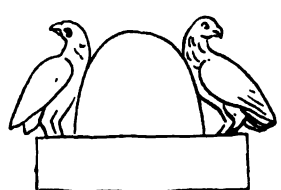


Fig. 147. Omphalos des Apollo.

Ausserhalb des Peribolos ist noch das nördlich vom Heiligtum in einer Einbettung gelegene Stadion zu erwähnen; weiter nach Westen folgt an der Stelle, wo heute die Kirche des h. Elias liegt, das Synedrion, d. h. das Gebäude, in dem die zweimal jährlich zusammenkommenden Amphiktyonen, d. h. die Abgesandten der zur delphisch-pyläischen Bundesgenossenschaft gehörenden Staaten, sich zu gemeinsamen Beratungen versammelten. Von dort aus soll Aeschines durch Hinweis auf die wider die Gesetze erfolgte Bebauung der dem Gotte gehörigen Ebene von Kirrha den dritten heiligen Krieg erregt haben. Zahlreiche antike Untermauerungen lassen an der Bestimmung des Platzes keinen Zweifel aufkommen; in späterer Zeit scheint um das Synedrion eine ganze Vorstadt, Pyläa genannt, entstanden zu sein. Eine zweite, die Kastaliavorstadt, zieht sich südöstlich von der Kastalia am Fusse der Hyampeia entlang, mit Tempeln, vor allem dem der Athena Pronoia, Heiligtümern und einem grossen, wohleingerichteten Gymnasion, an dessen Stelle jetzt das Kloster der Panagia liegt.

Ueber die Stadt Delphi, die südlich vom Heiligtum an den Abhängen des Berges lag, da wo jetzt die Kastrioten ihre Oelbaumanpflanzungen haben, ist vorläufig, so lange nicht durch Ausgrabungen abgeräumt ist, nichts zu sagen; man sieht in grosser Zahl antike Untermauerungen, durch welche kleine Terrassen zur Anlage der Häuser gebildet wurden, doch lassen sich weder öffentliche noch Privatgebäude vorläufig irgendwie erkennen.

Beide Wege, die nach Delphi führen, von Ost sowohl wie West, sind dem antiken Brauche gemäss auf lange Strecken hin als Gräberstrassen benutzt; auch hier werden Nachforschungen ohne Zweifel noch reiche Ergebnisse zu Tage fördern.

Das Asklepiosheiligtum in Epidauros.

Westlich von der am Saronischen Golf, Aegina gegenüber gelegenen Stadt Epidauros liegt, rings von Bergen eingeschlossen, ein Waldthal, dessen ehemalige Bedeutung noch daraus erkannt wird, dass es, trotzdem uns so viele Jahrhunderte von dem Altertum trennen, noch heute mit dem antiken Namen Hieron, d. h. Heiligtum, bezeichnet wird. Dort lag das bekannte Heiligtum des Asklepios, zu dem von weit und breit die Kranken kamen, um Genesung zu finden, die Mutterstätte all der verschiedenen Asklepiosheiligtümer, die in

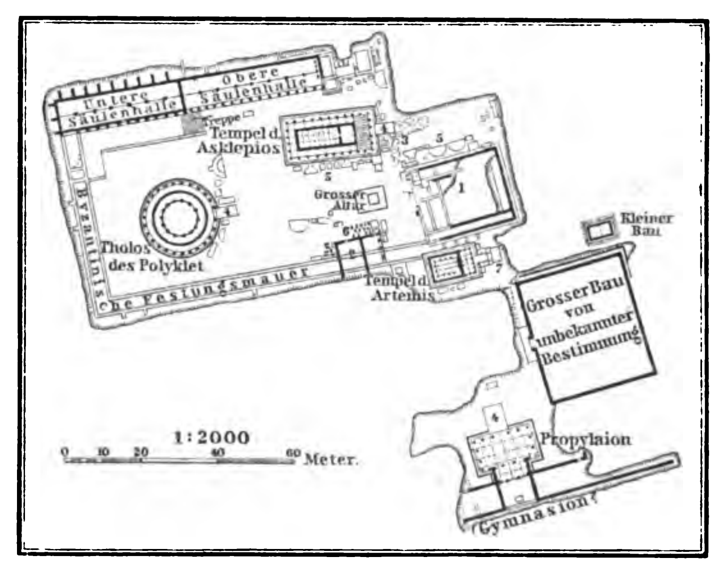


Fig. 148. Plan des Asklepiosheiligtums.

Griechenland und bei den Römern vorhanden waren. Die Stätte des Heiligtums war schon längst bekannt, da die erhaltenen Reste, namentlich des Theaters, den Ort deutlich bezeichneten. Seit 1881 hat aber die griechische archäologische Gesellschaft dort Nachgrabungen unter der Leitung von Kabbadias vornehmen lassen, die nicht bloss die noch in Ruinen kenntlichen Denkmäler freigelegt, sondern noch viele andere unter dem angeschwemmten Sande verborgene Reste ans Tageslicht gefördert haben.

Der bis jetzt ganz ausgegrabene Bezirk (Fig. 148) ist, ähnlich wie die Altis in Olympia, während des Mittelalters durch Befestigungsmauern in eine Art Festung verwandelt worden; die Nordgrenze desselben wird durch zwei Hallen gebildet, von denen die westlich gelegene wegen der Senkung des Bodens zwei Stockwerke hat; sie dienten wahrscheinlich als Wandelhallen für die Kurgäste und waren durch eine innere Säulen- und Pfeilerstellung in zwei Schiffe geteilt. Südlich davon liegt ein Tempel, der als Heiligtum des Asklepios betrachtet

wird. Es war ein dorischer Peripteros von 6:11 Säulen, 24,70 m lang und 13,20 m breit. Seine Giebel waren mit einem Kentaurenkampf im Osten und einem Amazonenkampf im Westen ausgeschmückt. Ob der Altar des Gottes östlich oder südlich vom Tempel lag, ist noch streitig. Das Hauptgebäude, das besondere Aufmerksamkeit verdient, ist das westlich vom Tempel gelegene Rundgebäude, die Tholos, ebenso wie das Theater ein Werk des Polyklet (wohl des jüngeren, nicht des Zeitgenossen des Phidias). Vom Unterbau sind drei konzentrische Mauern vorhanden; die äussere trug die äussere Säulenreihe



Fig. 149. Theater von Epidauros.

von 28 dorischen Säulen, die zweite war für die Cellamauer bestimmt, die dritte trug eine innere Säulenreihe von 18 korinthischen Säulen, deren Kapitell oben Fig. 95 abgebildet ist. Drei weitere Ringmauern im Innern, die durch unregelmässige Verbindungen eine Art Labyrinth darstellen, sollen für die Regelung des Abflusses der in der Mitte entspringenden Quelle gedient haben, doch ist eine solche bis jetzt nicht nachgewiesen. Südöstlich vom Tempel hat man ein grosses rechteckiges Gebäude blosgelegt, in dem man wohl eine Unterkunft für die Kranken vermutet; daran schliesst sich nach Süden ein kleiner Tempel der Artemis an, die hier, nach den darin gefundenen Hundeköpfen zu schliessen, die am Geison als Wasserspeier angebracht waren, wohl als Hekate verehrt wurde. Weiter nach Süden folgt eine Propyläenanlage, die wohl zum Gymnasion führte; von andern Baulichkeiten ist das westlich vom

Gymnasion gelegene Stadion, und das südöstlich gelegene Theater hervor-heben, das unter Fig. 149 abgebildet ist. Erst nach vollendeter Ausgrabung (die in den letzten Jahren etwas lässiger betrieben ist) kann man hoffen, die Be-stimmungen der sonst noch gefundenen anderen Gebäude mit einiger Wahr-scheinlichkeit zu erkennen.

Pausanias, der das Thal besucht und im zweiten Buch beschrieben hat, erzählt, dass er sechs Stelen mit Krankheitsberichten dort gesehen habe. Von diesen Stelen, auf denen die Namen der Geheilten und ihre Krankheiten, sowie die Mittel angegeben waren, durch die sie Heilung erlangt hatten, sind wesent-liche Bruchstücke uns erhalten; die Inschriften, die sich bis jetzt haben zu-sammensetzen lassen, sind an sich so interessant, wie kaum etwas anderes, was aus dem Altertum auf uns gelangt ist, und lassen vor unsern Augen ein deutliches Bild von dem Leben und Treiben im Heiligtum entstehen. Freilich eine Bereicherung der medizinischen Kenntnisse darf man nicht erwarten; die meisten Heilungsberichte lesen sich nämlich so, dass man meinen könnte, sie seien in Lourdes oder irgend einem andern durch wunderbare Heilungen berühmten Orte gefunden worden. Ganz besonders häufig sind die Heilungen von Augenleiden berichtet. Da sind Kranke, die nur noch einen Schimmer von Bäumen sehen können, andere, die anstatt der Augen nur noch Höhlungen haben; sie werden freilich zunächst von denen, die sie im Heilig-tum des Asklepios anlangen sehen, um Heilung zu suchen, verlacht und verspottet, aber ihr Glaube bewährt sich, sie erhalten von As-klepios ihr Augenlicht wieder. Aber auch andere Leiden finden in Epidauros sichere Heilung, ja selbst Hebammendienste weiss der Gott mit sicherer Hand zu vollbringen.

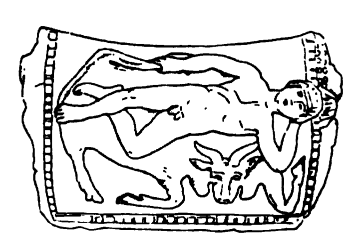


Fig. 150.
Kranker, auf Ochsenhaut schlafend.

Die Art, in welcher die Heilungen vorgenommen werden, ist regelmässig folgende: die Patienten legen sich in einem dazu bestimmten Gebäude nieder, um zu schlafen (vgl. Fig. 150, das Bild eines Mannes, welcher sich auf dem Fell des von ihm dargebrachten Opfertieres, eines Stieres, wie es scheint, zum Schlafen niedergelegt hat, um im Traume das Mittel zu seiner Wiederherstel-lung vom Gott zu erfahren); in der Nacht erscheint ihnen der Gott und bewirkt durch irgend eine Einwirkung auf den kranken Körper die Heilung; beim An-bruch des Tages erheben sie sich dann als geheilt und verlassen den Tempel. Nicht bloss Asklepios selbst, auch die Tiere, die ihm heilig sind und in seinem Tempel gehalten werden, vermögen Heilungen zu vollbringen; so werden in der betreffenden Inschrift mehrfach Fälle aufgezählt, wo die Hunde des Tempels oder die Schlangen, die den Gott begleiten, durch Belecken mit ihrer Zunge Wunden geheilt haben. Es scheint nicht, dass ein bestimmter Lohn für die Heilung von den Priestern gefordert worden sei, wohl aber wurde ein mehr oder weniger kostbares Weihgeschenk mit Sicherheit erwartet; in der Inschrift werden Fälle erwähnt, wo das nächtliche Traumbild gleich die Weihung

er bestimmten Kostbarkeit anordnete. Unter Umständen freilich geschah die ͭlung auch gegen nur geringes Entgelt, ja mitunter wurden die Belohnungen geleistete Dienste auch gestundet, aber jede Unterschlagung auf das bitterste ächt.

Oft genug kamen Leute, die den Heilungsberichten gegenüber sich ungläubig verhielten und über die unmöglichen Kuren, die im Tempel verzeichnet waren, lachten. Die Strafe pflegt einem solchen frevelhaften Beginnen meist auf dem Fusse zu folgen, ebenso wenn einer sich erkühnt, die Geheimnisse des Tempels ausforschen zu wollen. So wird von einem Mann erzählt, der auf einen neben dem Heiligtum stehenden Baum kletterte, um von oben in den Raum, wo die Patienten sich zum Schlafen niederlegen, hineinblicken zu können. Er fällt aber vom Baum herab und beschädigt sich an den Pfählen der Einfriedigung die Augen, wird aber dann, nachdem er Busse gethan, von der Gotte geheilt.

Höchst eigentümlich ist es, in welchen Fällen man bei Asklepios um Hilfe nachsuchte. So kam ein Mann aus Mytilene nach Epidauros, der keine Haare auf dem Kopfe, wohl aber einen grossen Bart hatte. Da er deshalb vielfach verspottet wird und sich schämt, wendet er sich an den Gott; dieser reibt sein Haupt mit einer Salbe ein und lässt Haare hervorspriessen. Noch interessanter ist folgender Fall, den ich wörtlich der Inschrift entnehme: Heilung eines Bechers. Ein Lastträger, der nach dem Heiligtum ging, stürzte, als er zehn Stadien weit war, stand wieder auf und öffnete seinen Sack und betrachtete die zerbrochenen Geräte; als er aber sah, dass auch der Becher zerbrochen war, aus dem sein Herr zu trinken pflegte, da war er sehr betrübt, setzte sich hin und versuchte die Stücke aneinander zu passen. Ein Wanderer, der vorüber ging, sagte: Wozu setzest du die Scherben umsonst zusammen? Den Becher könnte selbst Asklepios in Epidauros nicht wieder heil machen. Als das der Knecht hörte, that er die Scherben in den Sack und ging nach dem Heiligtum, als er aber nach seiner Ankunft den Sack öffnete, siehe, da war der Becher ganz geworden. Er teilte nun seinem Herrn den Sachverhalt mit; als dieser das hörte, weihte er den Becher dem Gotte.

Ausführlicher noch wird die Krankengeschichte eines Einwohners von Mylasa erzählt. Da er an Kopfschmerzen und Verdauungsbeschwerden litt, machte er sich zu Schiffe von seiner Heimat nach Epidauros auf; unterwegs schon wird ihm von dem Gotte der Rat zu teil, sich vor zornigen Aufwallungen zu hüten; als er in dem Heiligtum selbst angelangt ist, wird ihm durch eine Stimme eine diätetische Kur und viel Bewegung (dazu diente das Stadion) vorgeschrieben, namentlich Milch und Honig soll er zum Frühstück geniessen und Senf und Salz anwenden. Im einzelnen leidet die Inschrift freilich wegen des krausen Stils, dessen sich der Geheilte bedient, noch an vielen Unklarheiten, aber man sieht doch, dass diese Krankengeschichte wesentlich natürlicher verläuft als die Wunderkuren, die auf den uns erhaltenen Stelen berichtet werden. Interessant ist, dass auch hier dem Kranken eingeschärft wird, dem Gotte für die Heilung den gebührenden Dank abzustatten und die Krankheitsgeschichte aufschreiben zu lassen. Soweit der dunkle Wortinhalt erkennen lässt, scheint der

Gott dem Kranken persönlich erschienen zu sein und ihn an der rechten Hand und an der Brust berührt zu haben, woraus man ohne weiteres schliessen kann, dass die Priester den Kranken, die im Heiligtum schliefen, in Gestalt des Gottes zu erscheinen pflegten. Noch deutlicher wird dies durch eine Stelle des Plutos von Aristophanes, auf welche durch die neue Inschrift das hellste Licht fällt. Der blinde Plutos, der Gott des Reichtums, soll, damit er nur an gute Leute seine Gaben austeilen kann, sehend gemacht werden und wird deshalb von Chremilos und dessen Sklaven Karion in das am südlichen Abhange der Akropolis gelegene Asklepieion (vgl. S. 118) geleitet. Zunächst wird er gewaschen, dann in das Heiligtum geführt, und nachdem die nötigen Opfer dargebracht sind, in dem dicht beim Tempel gelegenen Raum zum Schlafen hingelegt. Nachdem nun die Lichter ausgelöscht sind, befiehlt der Priester, es solle jeder schlafen und, wenn er ein Geräusch höre, sich ruhig verhalten. Karion aber, dessen Appetit durch einen ihm nahestehenden Topf mit Grütze erregt ist, vermag nicht zu schlafen; er sieht, wie der Priester alle Opferkuchen von den Altären zusammenrafft und in einen Sack steckt, und aus Furcht, dass auch der Topf mit der Grütze denselben Weg gehen könnte, macht er sich darüber her, indem er durch Zischen die Besitzerin des Topfes in den Glauben versetzt, dass es eine der heiligen Schlangen des Asklepios sei. Darauf kommt der Gott selbst, begleitet von seinen Töchtern Iaso und Panakeia, um den Rundgang durch die Reihen der Kranken anzutreten. Durch die Löcher seines Gewandes hindurch sieht Karion, wie der Gott mit einem Tuche die Augen des schlafenden Plutos abwischt, wie dann weiter Panakeia ein purpurfarbiges Tuch über das Angesicht des Kranken ausbreitet und wie, durch einen schnalzenden Ton des Gottes herbeigerufen, zwei mächtige Schlangen aus dem Tempel hervorkommen und die Augen des Plutos belecken. Nach kurzer Frist steht Plutos als geheilt auf, und der Gott und die Schlangen verschwinden in dem Tempel. Bei Tagesanbruch entfernt sich die Gesellschaft mit dem Genesenen aus dem Heiligtum.

Man sieht, dass das Verfahren in dem einen Asklepiosheiligtum fast genau so war wie in dem andern, und das ist ja kein Wunder, da fast alle Asklepiosheiligtümer von dem in Epidauros abgeleitet sind; auch in Epidauros schlafen die Kranken in einem Raum dicht beim Tempel, dem sogenannten **ἄβατον**, und nächtliche Erscheinungen des Gottes spielen hier wie da eine Rolle. So lange die Inschrift aus dem Hieron nicht bekannt war, konnte man die Schilderung des Aristophanes für eine Uebertreibung halten, die nur dazu dienen sollte, das Gelächter zu erregen; durch die neue Inschrift dagegen ist der urkundliche Beweis gegeben, dass das Verfahren fast genau so war, wie es der athenische Dichter schildert.

Seitdem ist noch eine zweite Reihe von Heilberichten bekannt geworden, die in ihrer ganzen Haltung im allgemeinen mit den hier angeführten übereinstimmen, an einzelnen Punkten aber auch Neues bieten. So z. B., dass es unter Umständen gar nicht nötig war, dass der Kranke selbst sich nach Epidauros begab, um dort von Asklepios geheilt zu werden; es genügte mitunter, einen Stellvertreter zu senden. So wird eine Frau aus Sparta, die ihre Mutter nach

Epidauros gesandt hat, aus der Entfernung von der Wassersucht geheilt. Aus einer Erzählung geht hervor, dass die Priester auch mit Operationen, die an den Schlafenden oder in künstlichen Schlaf Versenkten vorgenommen werden, die Uebel zu heben versuchen; der Mann nämlich, der träumt, dass ihm von dem Gott der Leib aufgeschnitten wird, um ein Geschwür zu entfernen, findet am Morgen den Boden ringsherum mit Blut bedeckt. Natürlich wird er als geheilt entlassen. Das Bauchaufschneiden spielt übrigens bei den neuerdings bekannt gewordenen Heilungen eine grosse Rolle. Weniger Beifall dürfte das nach einigen Berichten geübte Kopfabschneiden finden, besonders wenn dies in Abwesenheit des Gottes von seinen Söhnen vorgenommen wird. So ging es nämlich der Aristágora aus Trözen; sie träumte, die Söhne des Gottes schnitten ihr in Abwesenheit des Asklepios den Kopf ab, um sie von ihrem Wurme zu befreien, vermochten aber nicht, ihn wieder anzusetzen; schnell senden sie nach Epidauros, um Asklepios herbeizuholen. Inzwischen bricht der Tag an und der Priester findet den Körper der Aristagora mit losgetrenntem Kopf im Tempel. In der folgenden Nacht kommt aber Asklepios selbst, setzt ihr den Kopf wieder auf und befreit sie von ihrem Wurme durch Eröffnung des Leibes.

Eleusis.

Unter den Grossthaten, welche der mit dem Vaterland wieder ausgesöhnte Alkibiades ausgeführt hat, wurde ihm fast nichts höher angerechnet, als dass er den Athenern die Möglichkeit schaffte, wieder einmal nach langen Jahren die feierliche Prozession nach Eleusis auf der „Heiligen Strasse" in voller Ordnung abhalten zu können. „Das war für die Athener ein so erhebendes Ereignis wie der glänzendste Sieg, und Alkibiades konnte durch diese gottesdienstliche That wieder gut machen, was er in jugendlichem Uebermute einst verbrochen hatte. Die Mysteriengottheiten, Demeter und Persephone, welche die Athener mit besonderer Ehrfurcht ihre „beiden Göttinnen" nannten, waren versöhnt." (Curtius.)

Eleusis, dessen Demeterkultus und dessen Mysterien für Athen, ja für ganz Griechenland von so hochbedeutender Wichtigkeit waren, dass „nicht eingeweiht" zu sein für ein Unglück galt, und dass jede Verletzung, ob wirkliche oder scheinbare, des Geheimnisses die grössten Gefahren auf das Haupt des Thäters herabzog, liegt vier Stunden westlich von Athen an der weit ausgeschweiften Meeresbucht, die im Süden von Salamis geschlossen wird. Vom Dipylon aus führt die „Heilige Strasse", im Altertum auf beiden Seiten von zahlreichen Heiligtümern und Grabdenkmälern besetzt, bei dem Daphnepass über das Aigialeosgebirge an einem Heiligtum des Apollo vorbei; etwas weiter

rechts folgte dann ein Aphroditeheiligtum, mit zahlreichen Nischen für Votivreliefs und Inschriften (vgl. Fig. 151); nachdem man weiter an zwei Salzseen, den Ῥειτοί, vorbeigekommen war, gelangte die Strasse in die ehemals wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmte Thriasische Ebene, an deren Ende Eleusis (heute Levsina) gelegen ist. (Fig. 152.)

Der Eintritt in den rings von einer Mauer umschlossenen heiligen Bezirk wurde durch ein Propylon vermittelt, das, abgesehen von den Seitenflügeln, genau den Propyläen des Mnesikles in Athen nachgebildet war, d. h. jeder Seite der von fünf ungleich hohen Thüren durchbrochenen Mauer ist eine von sechs dorischen Säulen getragene Halle vorgelegt; die grössere nach Nordosten gelegene ist durch zwei Reihen ionischer Säulen in drei Schiffe zerlegt (Fig. 153).

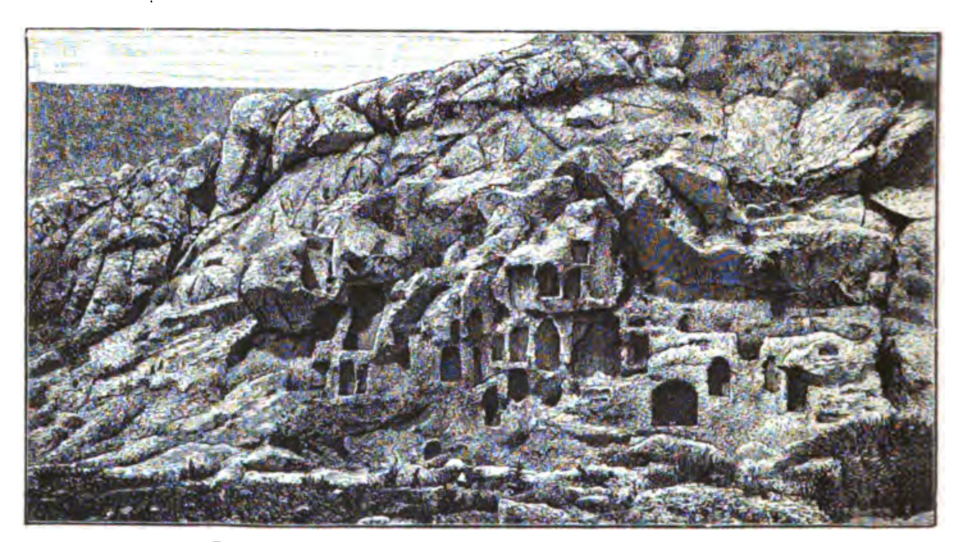


Fig. 151. Das Aphroditeheiligtum am Wege nach Eleusis.

Vor den Propyläen liegt der oben S. 52 erwähnte kleine Tempel der Artemis Propylaia.

Tritt man durch diesen schönen Bau in den äusseren Peribolos ein, so hat man einen zweiten kleineren Propyläenbau vor sich, der in den inneren Peribolos führt. Dieser ist höher als die übrigen Teile belegen und ebenfalls von einer Mauer umgeben. Er umschliesst in ziemlich geringem Abstande den Weihetempel. Diese kleineren Propyläen sind unter Fig. 154 im Grundriss dargestellt. Auch sie sind an den Langseiten von Mauern eingeschlossen; eine Quermauer teilt den ganzen Raum in zwei Hälften. Die dem Eintretenden zugewendete Seite war in der Front offen, vor den Anten standen zwei Säulen, deren am Boden liegende reichgeschmückte Greifenkapitelle vielleicht Dreifüsse trugen. An den Wänden befinden sich rechts und links erhöhte Stufen *(bb)*; der Teil *(A)* vor den Säulen hat ein ebenes Pflaster; in dem Teile *B* steigt das Pflaster allmählich an, so dass die Steigerung etwa 40 cm beträgt. In dem Boden, der gut erhalten ist, sind vertiefte Rinnen eingegraben, die zu Geleisen

für Wagenräder oder Rollen gedient zu haben scheinen. Der schmale innere Raum *C* ist von dem vorigen durch eine Thür abgeschlossen gewesen, deren Flügel nach innen aufschlugen. Rechts und links schliessen sich nach innen

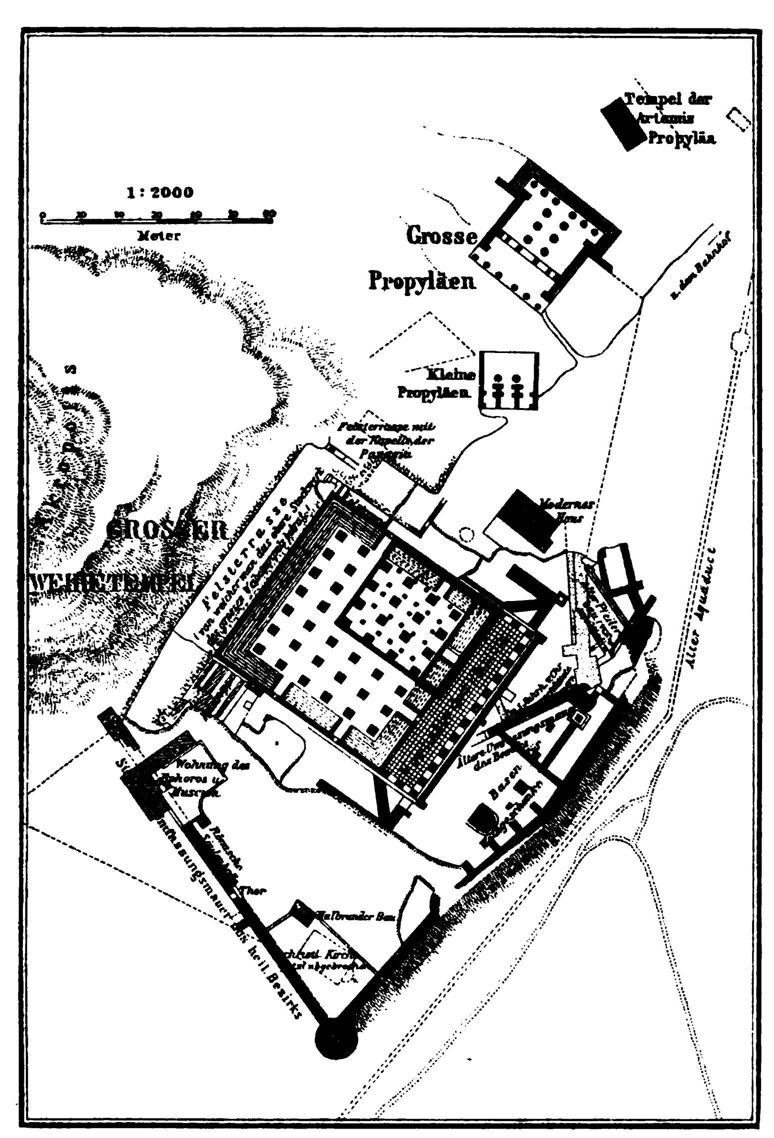


Fig. 152. Plan von Eleusis.

an den Durchgang *C* zwei kleinere nischenartige Räume *(D* und *E)* an, die wahrscheinlich zur Aufstellung von Statuen oder Gruppen gedient haben; nach den dort aufgefundenen Inschriften ist dies Bauwerk im 1. Jahrhundert v. Chr. durch Appius Claudius Pulcher wiederhergestellt worden. — Von dort aus ge-

langt man zu dem von der griechischen archäologischen Gesellschaft seit 1882 blossgelegten grossen Weihetempel. Man hat bei demselben, wie es scheint, sechs verschiedene Bauzeiten zu unterscheiden, 1. das ursprüngliche Heiligtum dessen Mauern aus ungebrannten, auf einer Steinunterlage aufgebauten Ziegeln bestanden, 2. den von den Persern zerstörten Tempel, von dem in der Ostecke des Perikleischen Baues Spuren aufgefunden sind; es war ein ziemlich quadratischer Saal, dessen Decke von fünf Reihen zu je fünf Säulen getragen wurde. Nach dem Wegzuge der Perser wird dieser Tempel jedenfalls an derselben Stelle und in derselben Grösse wieder aufgebaut sein. An vierter Stelle kommt der unter Perikles nach den Plänen des Iktinos errichtete Bau, dem ein Jahrhundert später (ca. 311 v. Chr.) durch Philon eine äussere Säulenhalle vorgelegt wurde. Endlich ist wahrscheinlich erst in römischer Zeit eine Umgestaltung der inneren Ausstattung des Heiligtums vorgenommen worden. Sehen wir uns das so geschaffene Ganze etwas näher an.

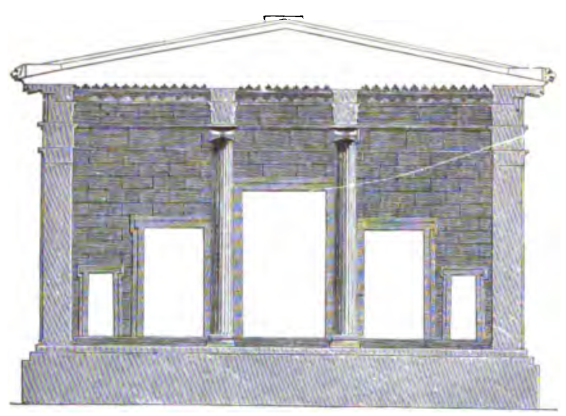


Fig. 153. Die grossen Propyläen in Eleusis.

Die Vorhalle des Philon hat eine Länge von 55,91 m und eine Tiefe von 11,50 m, und wurde von 14 dorischen Säulen getragen (12 in der Front, je eine hinter jeder Ecksäule); von ihr aus führten zwei Thüren in das Innere des Gebäudes des Telesterion (54,15 m zu 51,80 m), dessen Decke von sechs Reihen zu je sieben Säulen getragen wurde; auch nach Nordosten und Südwesten waren zwei Ausgänge angelegt. Rings um die Wände waren acht Reihen von Stufen angebracht, die jedenfalls für die Zuschauer und Teilnehmer der in dem Gebäude vorgeführten Handlungen und Aufführungen als Standplätze dienten. Der westliche Teil des Gebäudes war teilweise in den Felsen hineingearbeitet; von der dort gelegenen Felsterrasse, zu der Stufen hinaufführten, konnte man das obere Stockwerk des Weihetempels betreten.

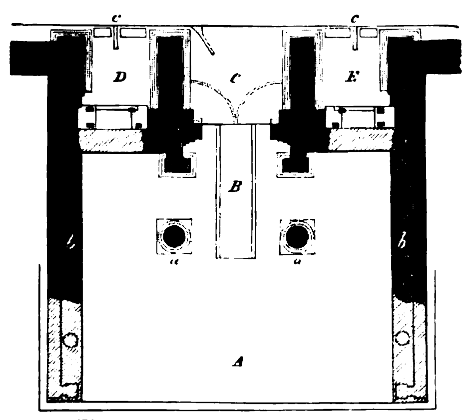


Fig. 154. Die kleineren Propyläen.

Bis zum Jahre 396 n. Chr. soll der Tempel in seinem alten Glanz bestanden haben; erst dann wurde ihm von fanatischen Mönchen, die den in Griechenland einfallenden Alarich begleiteten, ein Ende bereitet.

Samothrake.

Samothrake, ein hoch aus dem Meere emporragender Felsrücken im nördlichen Teile des ägäischen Meeres, nicht weit von der Einfahrt zum Hellespont gelegen, kaum dem Athos an Höhe weichend, dem thracischen Festland nahe genug gelegen, um dort Beziehungen anzuknüpfen, scheint von Anfang an bis tief in die historischen Zeiten hinab von einer pelasgischen Völkerschaft bewohnt gewesen zu sein, deren religiöse Anschauung besonders in einem Naturdienst der Verehrung des Zeus auf den Höhen, und der Verehrung chthonischer Gottheiten, d. h. solcher, welche die befruchtenden Mächte des Erdbodens darstellen, gipfelte. Was Samothrake aber über die anderen herumliegenden Inseln Thasos, Imbros und Lemnos, mit denen es gleiche Bevölkerung und gleiche Religionsgebräuche hatte, emporhob, und seinen Namen trotz seiner sonstigen Unbedeutendheit weit über die Grenzen Griechenlands hinaus zu einem allgemein gekannten, ja hochberühmten machte, war der Umstand, dass dort die Religionsübungen unter bedeutsamen, mit dem Schleier des Geheimnisvollen bedeckten Gebräuchen vorgenommen wurden; Sühnungen und Einweihungen in die Geheimlehren verfehlten, wie in Eleusis, auch in Samothrake nicht ihre Anziehungskraft bis in die spätesten Zeiten auf einen allmählich sich immer weiter ausdehnenden Kreis auszuüben, selbst nachdem schon sonst überall das Christentum Staatsreligion geworden war. Der Natur der Dinge gemäss sind die Nachrichten über diesen, in den Schleier des Geheimnisses gehüllten Gottesdienst nur dürftige und wenig bestimmte; die samothrakischen Götter werden demnach gewöhnlich als Kabiren, mit einem seiner Ableitung nach nicht sicher zu deutenden Worte benannt, sonst auch als *θεοὶ μεγάλοι*, die grossen Götter, bezeichnet; auch ihre Einzelnamen erfahren wir, sie sollen im Mysteriendienst *Ἀξίερος*, *Ἀξιόκερσα* und *Ἀξιόκερσος* geheissen haben, Namen, die durch Demeter, Persephone und Hades noch näher erläutert werden. Doch sind diese Namen immerhin zweifelhaft, und über sie hinaus liess sich nicht viel mit Sicherheit aus den sich vielfach widersprechenden Nachrichten der Alten abnehmen. Dass wir heute etwas weiter gekommen sind, ist das Verdienst der österreichischen Regierung, die in wiederholten Expeditionen (1873 und 1875) unter Conzes und Benndorfs Leitung die dortigen Tempelanlagen untersuchen und ausgraben liess.

Während das einzige heutzutage auf der Insel vorhandene Dorf sich während des Mittelalters, wo das Meer durch Seeräuberei unsicher und die Lage am Strande gefahrbringend war, allmählich tief in das Innere zurückgezogen hat, lag die alte Stadt Samothrake an der für Schifffahrt etwas günstiger gestalteten Nordseite hart am Meere, umwallt von einer aus massiven Stücken ohne Anwendung von Zement erbauten Mauer, die noch heute in ihren

Trümmern das Interesse jedes Beschauers in Anspruch nimmt. Durch einen westlichen Ausgang gelangte man von da zu dem dicht vor dem Thore liegenden Festplatz, der gemäss dem Charakter der dort verehrten Gottheiten in einem Thale angelegt war, das von zwei unterhalb sich vereinigenden und nach Norden ins Meer sich ergiessenden Bächen eingefasst wird, deren dünnes, im Sommer fast versiegendes Gerinnsel kaum ahnen lässt, mit was für Ungestüm und mit welcher Wassermenge sie im Frühling, nachdem der Schnee des Berges geschmolzen, herabstürzen. Der Zugang zum Festplatz wurde durch ein Gebäude vermittelt, das über das Bett des östlichen Baches hinüber gebaut, mit einem durch den Unterbau quer sich durchziehenden Wasserdurchlass, gleichsam die Stelle von Propyläen vertrat; es war, wie die jetzt aufgefundene, auf beiden Seiten gleichmässig wiederholte Inschrift besagt, von dem König Ptolemäus, dem Sohn des Ptolemäus und der Berenice (285—247 v. Chr. Geb.) den grossen Göttern geweiht und in ionischem Stil jedenfalls mit Säulen vor den beiden Schmalseiten, als *ἀμφιπρόστυλος* erbaut. Ein breiter Zugang vermittelte den Zutritt zu dem eigentlichen Gebäude, dessen Innenraum durch eine breite, von beiden Seiten gleichmässig vorspringende und einen ziemlich breiten Eingang lassende Mauer mit Hohlräumen in zwei gleiche Teile geteilt war; die westliche Fortsetzung ist, jedenfalls besonders dadurch, dass der Bach sich weiter westlich einen Weg gebahnt hat, bis auf geringe Fortsetzungen der Basismauer verschwunden. War man durch diesen Bau hindurchgegangen, so gelangte man auf der Feststrasse, die jedenfalls rechts und links mit Weihgeschenken reich besetzt war, zu den eigentlichen Tempeln, einem älteren, ursprünglich in Tuff aufgeführten, dann in Marmor erneuerten, und einem jüngeren, der in einer Zeit, der grössere Mittel zu Gebote standen und wo auch das Kultusbedürfnis noch grössere Pracht verlangte, in Marmor errichtet war; beiden gemein ist, dass sie ungefähr von Süden nach Norden orientiert sind, ein Beweis dafür, dass hier keiner der olympischen Götter (deren Tempel von West nach Ost gerichtet zu sein pflegen, mit nach Osten liegendem Eingang) verehrt wurde, sondern dass sie den chthonischen, mit der Erde und der Unterwelt in engster Beziehung stehenden Gottheiten geweiht waren. Leider ist der ältere Tempel so gründlich zerstört, dass für viele Fragen aus den gefundenen Trümmern keine sichere Antwort abzuleiten ist, und doch sind auch so noch genügende Stücke erhalten, um wenigstens annähernd die Geschichte desselben geben zu können.

Der ursprüngliche Bau, von noch kleineren Massen, als nach seinem Wiederaufbau in Marmor, war in dorischem Stil gehalten und aus Tuffstein errichtet, dessen Aussenflächen durch einen Kalküberzug geglättet und mit Farben übermalt waren, während man bei seiner Erneuerung zum ionischen Stil übergegangen war, doch mit Beibehaltung des dorischen Architravs. Besonders interessant ist eine unter dem Boden des alten Tempels gefundene, zum älteren Bau gehörige Geisonplatte mit deutlich erhaltenen Farbespuren (die Unterseite des Geison war blau, ebenso die Mutulen gefärbt, die Zwischenräume zwischen den Mutulen dagegen rot), die noch die grosse Merkwürdigkeit zeigt, dass die Tropfen mit den Mutulen nicht aus einem Stücke gearbeitet, sondern wahr

scheinlich aus Bronze eingesetzt waren. In Bezug auf den Neubau hat sich durch sorgfältige Untersuchungen noch herausgestellt, erstens, dass der Fries mit tanzenden Figuren ausgeschmückt war und zweitens, dass die Wände des Tempels gleichsam als grosses unvergängliches Stammbuch dienten, indem auf ihnen die Namen der Festgenossenschaften, welche von weit und breit nach Samothrake geschickt wurden, aufgezeichnet waren. Der Tempel war, wie gesagt, fast völlig zerstört, selbst die Fundamentmauern waren an einigen Stellen verschwunden. Doch liess sich noch erkennen, dass der Fussboden der Cella ursprünglich mit Marmorplatten belegt war. Der unstreitig wichtigste Fund war aber ungefähr in der Mitte des Tempels eine oben durch einen Stein mit runder Oeffnung abgeschlossene Grube im gewachsenen natürlichen Erdboden, also unmöglich als Brunnen aufzufassen; der Stein zeigt oben noch den Falz zum Bedecken der Grube mittels eines Deckels. Es wird dadurch klar gestellt, dass die hier verehrten Götter zu den unterirdischen gehörten, denn nur für solche pflegte man das Blut der geschlachteten Opfertiere in eine Grube strömen zu lassen, damit die Erde es aufsaugen konnte, und zu gleicher Zeit erscheinen die dort gebrachten Opfer als Sühnopfer, dazu bestimmt, die Schuld des seiner Sünden sich bewussten Individuums gleichsam mit dem Blute des Opfertiers abzuwaschen und dadurch den Darbringer des Opfers zu entsündigen und von aller Schuld zu reinigen.

Ueber die Zeit der Entstehung des Tempels etwas Genaueres festzusetzen, fehlt es an den nötigen Daten; nur so viel lässt sich mit Bestimmtheit sagen, dass gegen die Ansetzung der Erneuerung ins fünfte Jahrhundert, in die Zeit nach den Perserkriegen, wo Athen die Hegemonie zur See hatte, nichts einzuwenden ist; die noch vorhandenen Bautrümmer sprechen nicht dagegen.

Der jüngere Tempel dagegen gehört ohne Zweifel in die Zeit der Blüte der samothrakischen Mysterien, nämlich in die erste Diadochenzeit; gerade jene Zeit, in welcher der Glaube an die Götter und ihre Macht durch die Sophisten im höchsten Masse erschüttert war und lang dauernde und ganz Griechenland verwüstende Kriege den Wohlstand des Volkes vernichtet hatten, musste bei vielen das Bedürfnis nach innerer Einkehr, nach neuer Erweckung des Glaubens und Reinigung von den Sünden entstehen lassen. Je mehr der Zufluss der Gläubigen wuchs, je zahlreicher die Scharen sich einstellten, um in Samothrake durch Einweihung in die Mysterien Entsühnung von aller Schuld und durch die Hinweisung auf eine zukünftige Fortdauer einen Halt im irdischen Leben zu gewinnen, um so weniger mochte der alte Tempel mit seinem beschränkten Raume genügen; vielleicht wünschte sogar einer der Diadochen, deren Spuren wir auch sonst auf der Insel begegnen, durch Erbauung eines neuen Tempels sich der Gnade der unterirdischen Mächte zu versichern, vielleicht fühlte sich aber auch die Tempelgemeinde stark genug, einen neuen Bau zur Bewältigung des grösseren Verkehrs zu errichten. Es ist kaum anzunehmen, dass die Baufälligkeit des älteren Tempels genötigt habe, zu einem Neubau zu schreiten, denn sonst würde man doch auf der Stelle des alten gebaut und nicht den daneben gelegenen Raum in Anspruch genommen haben; dazu kommt noch, dass jene Grube im alten Tempel die Spuren äusserster

Abnutzung zeigt, so dass eine auch nach Vollendung des neuen Tempels fortgesetzte gleichzeitige Benutzung wahrscheinlich wird. Man könnte an ähnliche Verhältnisse wie auf der Akropolis in Athen und anderwärts denken, wo eine und dieselbe Priesterschaft den Dienst in dem alten Kultustempel und zugleich in dem daneben errichteten neuen Prachtbau versieht.

Der neue, schon 1873 blosgelegte Tempel war bei weitem besser erhalten, als der ältere; es haben sich genügende Bauglieder gefunden, um mit Sicherheit seine Wiederherstellung vornehmen zu können. Er zeigt nicht wenig Eigentümlichkeiten, durch die er von andern Tempeln sich unterscheidet; seiner Richtung von Nord nach Süd mit dem Eingang auf der Nordseite ist schon vorher gedacht worden; dazu kommt noch der Umstand, dass hinter der Eingangsthür durch ein Gitter ein besonderer Raum abgegrenzt war, so dass die Möglichkeit gegeben war, den Tempel mit seinen Weihgeschenken verschlossen zu halten und dennoch den Zugang zum Tempel, d. h. zu dem zwischen der Thür und dem Gitter gelassenen Raum, zu gestatten. Ferner ist die der Eingangsseite gegenüber liegende Wand nach Art einer Apsis rund gestaltet, und in diesem dadurch entstandenen Kreisbogen befindet sich genau wie im alten Tempel eine Opfergrube, oben durch einen Marmorblock mit runder Oeffnung abgeschlossen, auf der noch der Deckel sich erhalten hat. Wie ähnlich dadurch die beiden Tempel erscheinen, leuchtet ohne weiteres ein, und man wird deshalb daran festhalten müssen, dass sie gleichen Zwecken zu dienen bestimmt, nicht etwa verschiedenen Gottheiten geweiht waren. Vom neueren Tempel sind auch Fragmente der Giebelgruppen auf uns gekommen, die natürlich von hoher Wichtigkeit für die Bestimmung des Tempels sind, je weniger daran gezweifelt werden kann, dass der äussere Schmuck des Tempels mit der inneren Bestimmung desselben im Einklang sein musste. Sie scheinen sich auf den Kultus des Dionysos und der Demeter zu beziehen; namentlich die Mittelfigur dürfte die ihre Tochter Persephone mit der Fackel suchende Göttin Demeter sein. Dass aber Demeter, Persephone und auch Dionysos chthonische Götter sind, ist bekannt, und dass sie gerade in den samothrakischen Mysterien mit Recht gesucht werden, leuchtet aus den oben angeführten Deutungen der Geheimnamen ein.

Etwas nördlich vom Tempel erhob sich ein prachtvoller Rundbau mit Bukranien auf der Aussenseite verziert, die Widmung der Königin Arsinoe, Tochter des Königs Ptolemaios, wie aus einer leider nicht ganz erhaltenen Inschrift, die am Bau angebracht war, hervorgeht; die wahrscheinlichste Ergänzung führt darauf, dass sie dies Gebäude als Gemahlin des Lysimachos, Königs von Makedonien, errichtet hat, und danach müsste das Gebäude vor 281 erbaut worden sein (Fig. 155). Es ist nicht unmöglich, dass uns in einer anderen Inschrift noch der Name des Baumeisters des Arsinoeion erhalten ist, nämlich Asklepiades, Sohn des Attalos, aus Kyzikos, der als Baumeister von seiner Stadt nach Samothrake geschickt worden ist; dass die kleine Insel in Bezug auf Erfüllung aller künstlerischen Bedürfnisse auf fremde Aushilfe angewiesen war, erscheint von vornherein als nicht unwahrscheinlich.

Jenseit des westlichen Baches erhob sich dann noch auf einer Anhöhe eine lange Halle, gleichfalls von Nord nach Süden gerichtet, mit der offenen Seite nach Osten, d. h. nach dem Festplatz zu gewandt. Auch von ihr waren nur dürftige Spuren übrig geblieben, nämlich nur Reste der Grundmauer, das

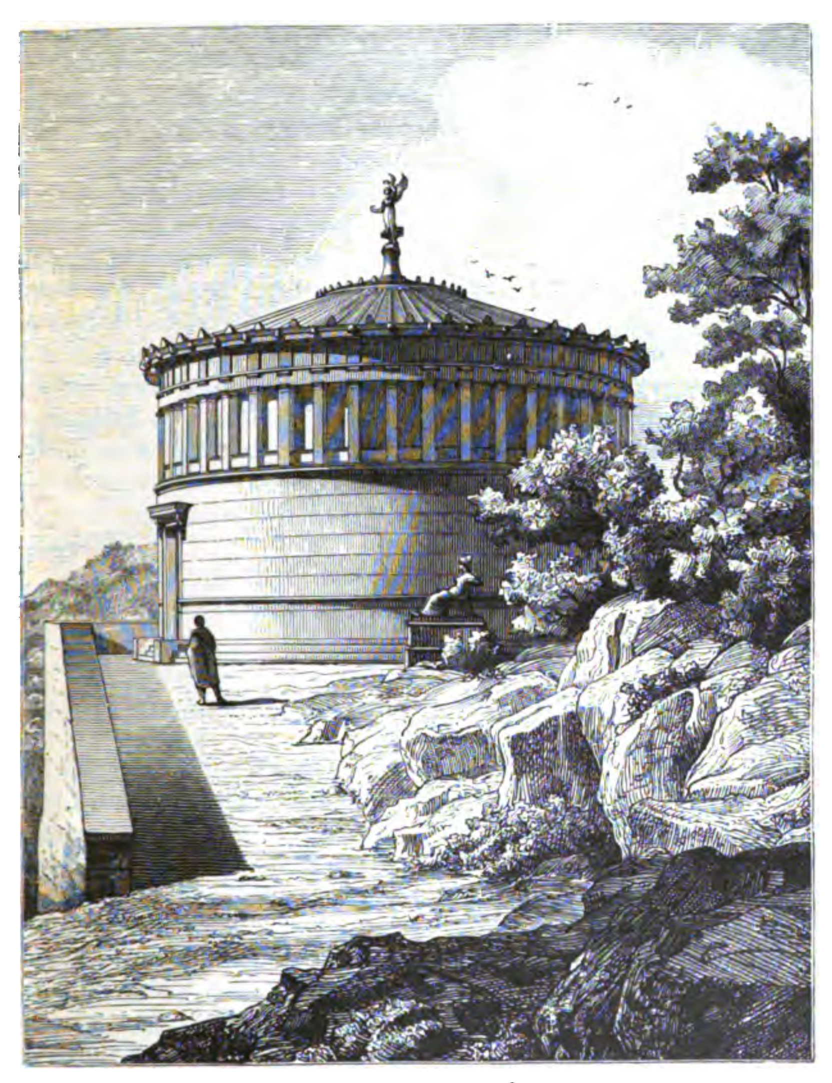


Fig. 155. Das Arsinoeion in Samothrake.

Uebrige war jedenfalls zum grossen Teil den byzantinischen Befestigungen, die merkwürdigerweise genau so wie in Olympia und Epidauros sich quer über die antiken Trümmer herüberzogen, zum Opfer gefallen; sie hatte eine bedeutende Länge (103 m) zu einer verhältnismässig geringen Breite (13 m), jedenfalls diente sie bei den Festversammlungen zur Aufnahme der Menge, der die

darunter liegenden vielleicht nur für Eingeweihte höheren Grades bestimmten Tempel mit ihrem immerhin nicht bedeutenden Raume keinen Zutritt gewährten. Dicht bei der Stoa, südöstlich dazu, auf einem vorspringenden Bergrücken fand sich dann ferner noch die Basis der schon 1863 von dem französischen Konsul Champoiseau ausgegrabenen und in den Louvre gebrachten Nike von Samothrake, als Schiffsvorderteil gestaltet; die Statue ist wahrscheinlich von Demetrios Poliorketes nach seinem Seesieg bei Cypern (306 v. Chr.) errichtet worden. Ein Münzbild (Fig. 156) giebt uns davon genauere Kenntnis.



Fig. 156.
Die Nike von Samothrake.

Im Anschluss an das Kabirenheiligtum in Samothrake sei hier erwähnt, dass auch das böotische Kabirenheiligtum neuerdings ans Licht gezogen ist; leider lassen die Veröffentlichungen der deutschen archäologischen Schule in Athen, der die Blosslegung des Tempels verdankt wird, noch immer auf sich warten; aber das eine kann schon jetzt angeführt werden, dass hinter der Tempelcella ein besonderer Raum für Opfergaben hergerichtet war, in dem wahrscheinlich die Reste der Sühneopfer aufbewahrt wurden. (Vgl. Athen. Mitt. XIII Seite 95).

Pergamon.

Athen, Olympia, Delphi, Delos verdanken ihre Blüte im wesentlichen den Zeiten, in denen die griechischen Städte sich der Freiheit erfreuten, wo der rege Wettbewerb freier Männer zur höchsten Kraftentfaltung anspornte, der Staat und der Ruhm des Staates jedem einzelnen höher stand als das eigene Wohlbefinden. Mit dem Verluste der bürgerlichen Freiheit Griechenlands beginnt, wenngleich unmerklich, der Verfall; man gewöhnt sich, das eigene Interesse dem des Staates vorzuziehen. Wohlleben und Schwelgerei treten an die Stelle der altererbten Tüchtigkeit, Söldnerheeren wird die Verteidigung der Grenzen überlassen, für öffentliche Bauten, die dem Allgemeinen zu Gute kommen sollen, ist kaum mehr Platz. „Männer wie Aristides, Miltiades, Perikles und andere, die den Staat wesentlich gefördert haben, wohnten in bescheidenen Häusern, die in nichts von denen ihrer anderen Mitbürger verschieden waren. Dagegen schmückten sie die Stadt mit Tempeln und anderen öffentlichen Gebäuden", die noch in ihren traurigen Ruinen heute den Ruhm der Stadt verkünden. Wie anders sah das gegen Ende des vierten Jahrhunderts aus: „Aller Gemeinsinn scheint verschwunden, es entstehen zwar grossartige Prachtbauten, die dem Luxus des Einzelnen dienen sollen, aber von Staats-

wegen begnügt man sich mit der dürftigen Wiederherstellung der Brunnenhäuser und dem Anstreichen der Mauern!" so klagt Demosthenes. Indess fehlt es auch der späteren Zeit nicht an grossartigen Anlagen, aber sie gehen nicht von dem Staate aus, dessen Ruhm zu dienen der Einzelne bemüht ist, sondern sie sind das Werk von Machthabern, die durch die Errichtung solcher Bauten ihren eigenen Ruhm verkünden. Ein glücklicher Zufall hat es gefügt, dass Deutschland, dem die Erschliessung von Olympia verdankt wird, auch einen solchen Prachtsitz eines Machthabers aus der Diadochenzeit unsern Blicken enthüllt hat. Es ist dies Pergamon in Mysien, die Residenz der Attaliden.

Pergamon war in den früheren Jahrhunderten wenig gekannt und unbedeutend, trotz der vielfachen Verbindung, in die es durch die Sage mit Griechenland gestellt war. Nachdem Philetairos, die Gunst der Umstände benutzend, sich von Lysimachos unabhängig gemacht hatte, gelang es seinen Brüdern Eumenes und Attalos, eine eigene Dynastie zu begründen, die nicht nur in Kunst und Wissenschaft mit den Ptolemäern in Alexandria sich in einen Wettstreit einzulassen wagen konnte, sondern durch die Niederwerfung der nach einem fruchtlosen Einfall in Griechenland über Asien sich ergiessenden Galaterscharen auch einen gewaltigen Kriegsruhm erwarb. Besonders Eumenes II. scheint es gewesen zu sein, dem die Stadt die Ausschmückung durch Bauwerke verdankt; ihm wird wohl auch mit Recht die oben erwähnte Altaranlage zugeschrieben, die demnach in den Anfang des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts zu setzen ist.

Nach dem Tode des dritten Attalos nahmen bekanntlich die Römer sein Reich in Besitz; nachdem auch deren Macht zerfallen war und die Barbarenhorden immer mehr von Osten her anstürmten, schien es den Verteidigern der Burg zu schwierig zu sein, den ganzen, mit einer Mauer umzogenen Berg zu schützen, sie zogen deshalb, ähnlich wie in Olympia u. a., quer über die Terrasse, auf welcher der Altarbau sich einst erhoben hatte, eine gewaltige Mauer, zu der die in der Nähe liegenden Trümmer ein bequemes Material boten; das ist die sogenannte byzantinische Mauer, in der ein grosser Teil der Skulpturen eingebaut gefunden wurde, zum grössten Teil von einem steinharten Mörtel bedeckt, zu dem wahrscheinlich leider ein grosser Teil der heute verschwundenen Platten das Material hat liefern müssen.

Die ersten Bruchstücke von den Skulpturen des Altars gelangten schon anfangs der siebziger Jahre als Geschenk C. Humanns an das Berliner Museum, ohne zunächst die Beachtung zu finden, die sie verdienten. Erst nachdem ein Wechsel in der Leitung des Museums eingetreten war, wurde die Bedeutung der Funde erkannt und die Ausgrabung der Burg, zunächst des Altarbaues, beschlossen. Mit einigen Unterbrechungen haben die Ausgrabungen bis Ende 1886 gedauert; dadurch ist die Oberfläche des Berges ganz frei gelegt, ebenso der grösste Teil des westlichen und südlichen Abhanges, so dass ein ununterbrochener Zusammenhang für die ganzen Ausgrabungen hergestellt ist. Man kann danach das ganze Feld in drei Teile zerlegen, die Hochburg, den Markt und die Theaterterrasse. Die erstere umfasst den nördlichen, nach allen Seiten ausser nach Süden schroff abfallenden Teil des Hügels, der ursprünglich den



Fig. 157. Plan von Pergamon.

bescheidenen Sitz der Stadt bildete; die ihn ehemals umgebende Mauer ist in Stücken noch erhalten. Durch den von Süden kommenden Hauptweg wird die Burg in zwei Hälften zerlegt, deren westliche nur zwei Denkmälergruppen, den Tempel der Athena Nike mit den ihn umgebenden Säulenhallen und den Bibliotheksräumen und nördlich davon das Trajaneum enthält, den Tempel, der früher Augusteum genannt wurde.

Was zunächst den Athenatempel betrifft, so zeigt er, soweit wie die von ihm gebliebenen dürftigen Spuren sicheren Aufschluss geben, eine grosse Zahl Sonderbarkeiten, die ihn aus der Reihe anderer Tempel herausheben. Er weicht von anderen besonders dadurch ab, dass er nicht, wie gewöhnlich, von Ost nach West, sondern fast genau von Nord nach Süd gerichtet ist; nach den Untersuchungen Bohns war es ein dorischer Peripteros von 13 m Breite und 22 m Länge; auch die Zahl der Säulen ist einigermassen abweichend, da den sechs Vordersäulen nicht wie gewöhnlich dreizehn, sondern nur zehn auf der Langseite entsprechen. Die Säulen sind unkanneliert, doch da am Kapitäl die Kannelüren angegeben sind, so ist es klar, dass auch hier, wie bei vielen andern Tempeln, nur ein unfertiger Zustand vorliegt; der Tempel sollte später ganz vollendet werden, allein man hat genau so wie bei vielen gothischen Kirchen, sich später nicht bewogen gefühlt, die letzte Hand anzulegen. Die Cella war wahrscheinlich vorn als *templum in antis* abgeschlossen; auch scheint es, als ob sie durch eine Quermauer in zwei Teile zerlegt wäre, doch ist dies nicht ganz sicher. Von Schmuck der Metopen oder der Giebelfelder ist nichts erhalten, es ist kaum anzunehmen, dass darin Skulpturen angebracht waren. Dass der Tempel wirklich der Athena geweiht war, geht nicht bloss aus vielen Einzelfunden hervor, durch welche die ganze Stätte als der Athena heilig erwiesen wird, sondern noch direkter aus den Inschriften zweier Säulen, die deutlich eine Widmung an Athena enthalten.

Ueber die Zeit der Erbauung des Tempels lässt sich nur soviel mit Bestimmtheit sagen, dass er das älteste aller in Pergamon gefundenen Gebäude ist; doch lässt sich aus den Formen der Inschriften und den architektonischen Kennzeichen eine Erbauung im vierten Jahrhundert, also vor der Errichtung des attalischen Reiches, wahrscheinlich machen.

Der Platz, auf dem der Athenatempel errichtet war, wird im Westen oberhalb des griechischen Theaters durch eine von acht Strebepfeilern gestützte Mauer begrenzt, im Süden wird er durch eine zweite Stützmauer von dem etwas tiefer gelegenen Altarplatz geschieden; im Osten und Norden dagegen war der Platz seit den Königszeiten von zweigeschossigen Säulenhallen umgeben, von denen die eine, die nördliche, sogar zweischiffig war. Die unteren vorderen Säulen waren im dorischen Stil gehalten, aber die Kannelüren sind nicht ausgehöhlt, sondern als Flächen behandelt und durch Malerei angedeutet. Die inneren Säulen hatten eine doppelte Axweite wie die äusseren, so dass immer erst jeder zweiten Aussensäule eine Innensäule entsprach, eine Einrichtung, die sich genau in gleicher Weise bei der von Attalos II. in Athen erbauten Stoa wiederholt. Das obere Geschoss wurde von ionischen Säulen getragen, ohne dass der Oberbau sich im ionischen Stile angeschlossen hätte.

Zwischen den Säulen war eine Balustrade angebracht, die mit Waffentrophäen geschmückt war. Der Ansatz für die Reliefplatten war an die Säulen selbst angearbeitet. Dazwischen waren die Platten gesetzt und das Relief, das mitunter auf den Säulenansatz übergreift, jedenfalls erst an Ort und Stelle nach der Versetzung ausgearbeitet worden. In dichter Fülle, scheinbar nur dem Zufall gehorchend, haben die Künstler Waffenstücke auf dem Reliefgrund aufgehäuft, so dass kaum jemals der Hintergrund zu sehen ist.

Unter den einzelnen Waffen sind äusserst merkwürdige Formen, so bemerkt man vielfach gallische Schilde mit den weizenkornähnlichen Buckeln, Schwerter aller Art, die verschiedenartigsten Panzer, Trompeten, deren eine in die Gestalt eines Ochsen ausgeht, eine Form, von der wir wissen, dass sie bei den Paphlagoniern in Gebrauch war; ein merkwürdiges Gerät, das vielfach die Aufmerksamkeit der Betrachter auf sich gezogen hat (auf einer lanzenähnlichen Stange erhebt sich ein Querholz, das wiederum mannigfachen, nach oben sich fortsetzenden Schmuck trägt), wird nicht ohne Wahrscheinlichkeit als ein Schiffszeichen erklärt, welches dazu diente, das vom Admiral befehligte Schiff vor andern hervorzuheben. Eine der wichtigsten und seltensten Darstellungen ist die einer Kriegsmaschine, einer Balliste, die zum Schleudern von grossen Pfeilen benutzt wurde; leider ist leicht wahrzunehmen, dass es dem Künstler nicht darauf angekommen ist, eine genaue, in allen Einzelheiten der Wirklichkeit entsprechende Darstellung zu geben, sondern dass er sich mit dem allgemeinen Eindruck begnügt hat. Auch die Rüstung eines Wagenlenkers samt seinem Wagen und dem Pferdeschmuck verdient besondere Hervorhebung, namentlich wegen des die ganze Gesichtsform nachahmenden Helms und der für den Kopf des Pferdes bestimmten Rüstung; in einer Art Stulpen, die hier zum erstenmale beobachtet sind, wird wohl mit Recht ein für die Arme des Wagenlenkers bestimmter Schutz gesehen (Fig. 158). Doch auch ausser dem besonders Aufgeführten enthalten die Waffentrophäen genug des Interessanten. In der Stoa, ob im oberen oder unteren Geschoss, lässt sich nicht ausmachen, waren auch kleine Nischen aus Marmor, aus je zwei dorischen oder ionischen Halbsäulen bestehend, die ein fein ausgeführtes Gebälk trugen, angebracht; sie dienten offenbar zur Umrahmung von kleineren Kunstwerken, die zum Schmuck der Halle dort aufgestellt waren. Am Südostende war der Zugang zu der Athenaterrasse durch ein Propylon hervorgehoben, das südlich durch einen gewaltigen Thurm begrenzt wurde. Von dem oberen Stockwerk der Nordhalle führte ein Zugang zu einem Saal und drei andern Zimmern, in denen Reste der einst hochberühmten pergamenischen Bibliothek erkannt worden sind. Auf besonders errichteten Steinsockeln, die sich in geringem Abstande von der Wand hinziehen, waren einst die Schragen aufgestellt, in denen die Manuskriptrollen aufbewahrt waren; eiserne, in der Wand befestigte Anker, deren Löcher sich noch mehrfach erhalten haben, dienten dazu, die Gestelle festzuhalten. Eine Kolossalstatue der Athena, eine freie Nachbildung der Parthenos, und andere Figuren, auch viele Büsten von griechischen Schriftstellern, von denen wenigstens die Basen erhalten sind, dienten dazu, die Bibliothek zu schmücken und zugleich auf die Bestimmung der Räume hinzuweisen. Andere mit den

Bibliothekräumen in Verbindung stehende Zimmer mögen zu mannigfachen mit dem Bibliothekwesen in Zusammenhang stehenden Zwecken gedient haben. Noch sei erwähnt, dass der von den Säulenhallen eingeschlossene Platz um das Athenaheiligtum mit vielen Weihgeschenken angefüllt war, von denen wir durch die erhaltenen Basen und die Inschriften Kenntnis haben.

Das nördlich von der Athenaterrasse gelegene Gebäude, welches früher als Augusteum bezeichnet wurde, gehört dem zweiten Jahrhundert n. Chr. an. Da in der Tempelcella die überlebensgrossen Köpfe des Trajan und Hadrian gefunden worden sind, auch in der Nähe gefundene Inschriften direkt auf einen dem Zeus Philios und Trajan geweihten Tempel hinweisen, so lag

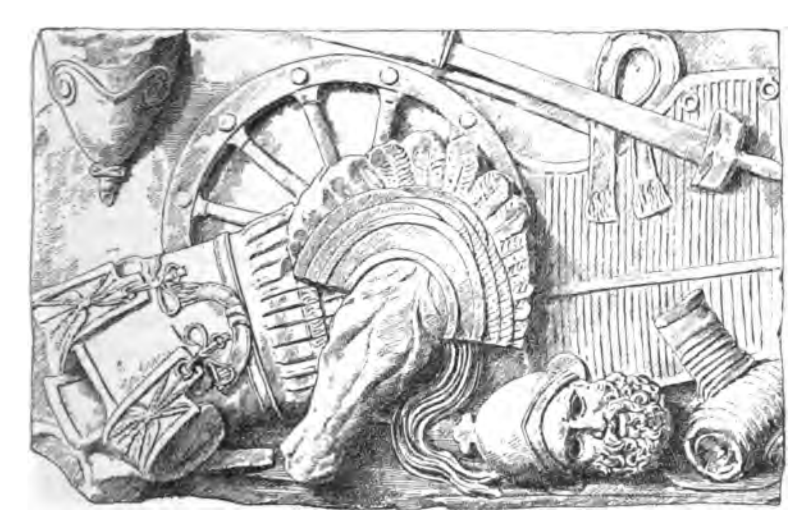


Fig. 158. Teil von der Ballustrade der Athenaterrasse.

es nahe, in den beiden Kaisern Trajan und Hadrian diejenigen zu erkennen, welche den Bau begonnen oder vollendet haben.

Der östliche Teil der Hochburg war wegen der geringeren Verschüttung weniger gut erhalten; erst nach sorgfältigem Abräumen und genauer Prüfung der Felsbearbeitungen ist es möglich gewesen, mit einiger Sicherheit die Grundrissanlagen klar zu legen. Nicht wenig hat bei dieser Untersuchung der Umstand gestört, dass ältere Anlagen nirgends unverändert bestehen geblieben sind, sondern dass man vielfach umgebaut oder ohne Rücksicht auf Vorhandenes über die alten Mauern weggebaut hat. Im ganzen lassen sich sechs verschiedene, zu grösseren Einheiten verbundene Wohnungsbezirke unterscheiden: In dem ersten, nördlich vom Trajaneum gelegenen, ist in römischer Zeit durch Umbauten so gründlich aufgeräumt worden, dass an ein genaueres Erkennen der ursprünglichen Einrichtung nicht zu denken ist; nur so viel lässt sich sagen, dass man dort Hallenanlagen findet, welche Höfe umgeben und an die sich Gemächerreihen anschliessen. Die zweite Gruppe, den höchsten Gipfel des Berges umfassend, scheint einen Wachtthurm oder, was für wahrscheinlicher gehalten

wird, eine Altaranlage umgeben zu haben. Die dritte ist mehr noch als andere zerstört, nur Spuren von Grundmauern sind bei tief hinabgeführten Grabungen zu Tage gefördert worden; vor allem interessant ist hier ein grosser, in den Fels hineingearbeiteter Wasserbehälter, in dessen Mitte eine Säule aufgestellt ist, weil der Durchmesser der Oeffnung für eine steinerne Bedeckung ohne Mittelstück zu gross gewesen wäre. Die beiden folgenden Baugruppen sind besser erhalten; die eine scheint jünger als die andere zu sein, aber beide Male erkennt man dieselbe Anordnung, die Gruppierung von Zimmern um einen mittleren Hof. Besonders die zweite, grössere verdient unsere Beachtung. Um einen Hof von 22,5 m lichter Weite zog sich eine Säulenhalle dorischer Ordnung; auf diese Halle öffneten sich Zimmer, deren Wandbekleidung aus Marmor teilweise noch erhalten war und die noch Spuren von feingegliederten Mosaikfussböden aufweisen; mehrfach scheint es sogar, als ob man ursprünglich vorhandene prächtige Mosaikfussböden ausgehoben habe, um vielleicht damit römische Villen auszuschmücken. Es ist ja bekannt, dass in Pergamon die Kunst des Mosaikarbeiters zu besonders hoher Vollendung geführt worden war. — In der Südostecke der Hochburg liegt noch weiter ein grösseres Fundament, neben dem ausser vielen Lanzen- und Pfeilspitzen besonders viel Eisengerät von eigentümlichen Formen gefunden wurde, mit deutlichen Zeichen, dass es einst mit Holz zusammengesetzt war; man hat an Kriegsmaschinen gedacht, die in jenem Hause untergebracht gewesen sein konnten, doch ist die Sache nicht sicher. — Es kann kaum einem Zweifel unterworfen sein, dass wir in den Anlagen 4 und 5 die Wohnung der Könige von Pergamon zu suchen haben; zwar sind die Räume verhältnismässig nicht bedeutend und der Vorstellung, die man sich von der Grossartigkeit und Pracht des Attalidenhauses gemacht hat, nicht recht entsprechend, allein der beschränkte Raum innerhalb der Hochburg, die allein geeignet war, den Sitz des Königs zu bilden, gestattete eben keine weitere Entfaltung; auch darf man nicht vergessen, dass diese Bauten nur im Zusammenhange mit andern Anlagen, den Hallen um das Athenaheiligtum und der Bibliothek, deren Mauern mit denen des Palastes in einer Flucht liegen, betrachtet werden dürfen.

Südlich schliesst sich an die Hochburg der Markt an, welcher in zwei grössere, durch zwei kleinere getrennte Terrassen zerfiel. Die nördlichere trug den oben S. 87 besprochenen Altarbau. Die südlichste Terrasse bildet den eigentlichen Markt, der auf der Süd- und Ostseite von Hallen eingeschlossen war, die nach der Marktseite zu eingeschossig, nach dem tiefer gelegenen Stadtboden zu sich in zwei oder drei Geschossen erhoben; diese waren durch Quermauern in viele, je aus zwei hintereinander liegenden Zimmern bestehende Wohnungen zerteilt. Die Halle der Ostseite greift auch nach der Nordseite über, hier entsprechend dem höher liegenden Boden natürlich ohne Untergeschoss; nach Westen schloss diese ein in den Felsen gearbeitetes Plätzchen ab, mit einem Postament, das einst eine Bronzestatue trug. Auf dem Markt an der Nordwestseite erhob sich ein kleiner Tempel, in dem man wohl mit Recht das Heiligtum des Dionysos erkannt hat; namentlich die als Satyrköpfe gestalteten Wasserspeier, der Sims und ein höchst wahrscheinlich zum Tempel

gehörender Fries mit Weinranken, Trauben und Blättern, aber auch der Umstand, dass man dicht dabei, in die mittelalterlichen Befestigungen verbaut, eine mächtige Basis gefunden hat, die sich auf den Dionysos Kathegemon bezieht, lassen an der Benennung kaum Zweifel aufkommen. Es war ein Prostylos dorischen Stils.

Zu den grossartigsten Schöpfungen auf dem Stadtberge gehören weiter die Terrassen auf der Westseite; den Ausgangspunkt für dieselben bildet wohl das Theater, welches, der trichterförmigen Bildung des Felsens sich anpassend, von der Basis der Stadtmauer sich bis zur Höhe der Terrasse hinunter erstreckt. Der Zuschauerraum besteht aus 80 Sitzreihen, die durch zwei Diazomata in drei Gruppen getrennt sind; eine grössere Nische über dem ersten Diazoma ist mit Marmorplatten verkleidet; es ist nicht unwahrscheinlich, dass dies der Platz war, von dem aus die königliche Familie von Pergamon die Schaustellungen in Augenschein zu nehmen pflegte. Von dem ältesten, wie überall ursprünglich nur aus Holz aufgeführten und beweglichen Scenengebäude geben noch heute vorhandene Löcher, die nur zur Aufnahme von hölzernen Pfosten gedient haben können, vielleicht noch Nachricht; später scheint man eine steinerne Vorderwand davor gelegt zu haben. Der Zugang zu den Zuschauerräumen ist wahrscheinlich ausser rechts und links vom Bühnengebäude, auch vom Altarperibolos her möglich gewesen.

Wie die Untergeschosse der Markthallen, sind auch die unteren Räume der Terrasse durch Quermauern in Gemächer geteilt, deren jedes durch eine Thür geöffnet und durch ein Fenster erhellt war. Auch in andern Punkten scheint diese Anlage der vom Marktplatz her bekannten ähnlich gewesen zu sein. Vor diese Terrasse sind später wahrscheinlich noch andere vorgelegt. Besondere Aufmerksamkeit verdient der nördliche Abschluss der Theaterterrasse. Dort erhebt sich nämlich auf einem mächtigen Stufenunterbau ein ionischer Tempel von bedeutender Grösse; vor der Cella ist eine Vorhalle angeordnet, die von sechs Säulen (vier in der Front, zwei seitlich) getragen war. Die seitlichen Zwischenräume waren durch Schranken geschlossen. Die aus grossen Bronzebuchstaben gebildete Inschrift auf dem Epistyl ist verloren gegangen, doch es haben sich die Löcher für die Stifte erhalten, und daraus hat man die Inschrift wieder herzustellen versucht; man hat sie auf Caracalla gedeutet, was zu der Zeit, der die Wiederherstellung des Baues angehören muss, wohl stimmen dürfte. Aus manchen Anzeichen lässt sich nämlich erkennen, dass der Tempel zwei verschiedenen Perioden angehört; während die Anlage der Königszeit verdankt wird, kann der durch einen Brand nötig gewordene Wiederaufbau kaum vor Anfang des dritten Jahrhunderts gesetzt werden. Das stimmt zu der Deutung der Inschrift auf Caracalla.

Die Schutzbauten.

Unter denjenigen Bauten, die durch äusserliche, materielle Bedürfnisse hervorgerufen den praktischen Zwecken des Lebens zu dienen hatten, nehmen die Mauern den ersten Platz ein. Wie die Tempelbezirke durch feste Mauern umschlossen und gegen alles Profane abgegrenzt zu sein pflegten, so gehören derartige Schutzwehren und Schutzmauern auch bei allen festen Niederlassungen, mit denen die Geschichte der Griechen beginnt, zu den ersten und unumgänglichsten Bedürfnissen. Es bestätigen dies die zahlreichen Ueberreste alter Städte-Anlagen in Hellas, wie in der Peloponnesos, deren Mauereinfassungen zu den ältesten und ursprünglichsten Erzeugnissen griechischer Bauthätigkeit gerechnet werden müssen. Die Griechen selbst pflegten diese meist kolossalen und mit einem für spätere Zeiten kaum begreiflichen Kraftaufwand hergestellten Bauten als das Werk der Cyklopen zu bezeichnen, jenes mythischen Riesengeschlechts, das aus Lykien eingewandert und namentlich bei dem Bau der Mauern von Tiryns beteiligt gewesen sein sollte. Neuerdings dagegen pflegt man derartige Anlagen als pelasgische zu benennen, indem man dieselben als Werke des pelasgischen Volksstammes betrachtet: eine Ansicht, die ihre Bestätigung darin zu finden scheint, dass solche Denkmäler zumeist an solchen Orten vorkommen, die ursprünglich von jenem Volksstamme in Besitz genommen waren. So wurden in Athen die ältesten Teile der Mauern, die zur Befestigung der Akropolis dienten, ausdrücklich pelasgische genannt und ihre Erbauung den Pelasgern zugeschrieben, die einst dort ihren Sitz gehabt hatten (Paus. I, 28, 3). Aber dagegen wird mit Recht angeführt, dass man auch in andern Gegenden, wo nie Pelasger gewohnt haben, dieser Bauweise begegnet. Man unterscheidet gewöhnlich zwei Arten, die eine, wo rohe, unbearbeitet gelassene Steinblöcke oft von gewaltigen Grössenverhältnissen aufeinandergetürmt und die dabei entstehenden Lücken durch kleinere dazwischen geschobene Steine ausgefüllt werden, und zweitens die, wo die Steine nach Massgabe ihrer natürlichen Form



Fig. 159. Mauer und Turm von Tiryns.

vieleckig behauen und dann sorgfältig in einander gefügt werden, so dass die Mauer eine feste und ununterbrochene Fläche darbietet. Letztere Art besonders wird als „Polygonbau“ bezeichnet. Die Steine sind nicht, wie man früher annahm, ohne Bindemittel aufeinander getürmt, so dass sie nur durch ihre Schwere sich in ihrer Lage erhielten, sondern man hat sie in Lehm gebettet, der, durch den Regen aus den oberen Schichten herausgespült, gewöhnlich sich nur in den untersten Lagen erhalten hat. Als Beispiel der ersten Art werden gewöhnlich die Mauern von Tiryns angeführt, die schon im Altertum wegen der Grösse der dazu verwendeten Steine angestaunt wurden. „Von der Stadt“, sagt Pausanias (II 25, 8), „sind keine anderen Ueberreste erhalten, als die Mauern; diese sind ein Werk der Cyklopen. Sie bestehen aus unbehauenen Steinen, von denen jeder so gross ist, dass beim Bau auch nicht der kleinste von ihnen durch ein Joch Maultiere fortgeschafft werden konnte. Schon vor Alters sind kleinere Steine dazwischen eingefügt worden, so dass jeder derselben den grossen zur Verbindung dient“, und an einem anderen Orte (IX 36, 5) stellt er die Mauern der Schwierigkeit der Arbeit und der Grösse der Steine wegen den Pyramiden von Aegypten gleich, indem sie nicht geringerer Bewunderung als diese Denkmäler würdig seien (Fig. 159).

Von der zweiten, der vervollkommneten Art des Polygonbaus, bieten die Mauern Mykenaes, von denen Fig. 160 eine Abbildung giebt, ein Beispiel dar. Dieselben sind von bedeutender Dicke und so hergestellt, dass nur die äusseren Seiten aus behauenen und sorgfältig zusammengesetzten Steinen bestehen, wogegen der Raum zwischen denselben mit kleineren Steinen und Mörtel ausgefüllt ist, eine Art der Konstruktion, die von den Griechen *ἔμπλεκτον* oder *ἁρμονία* genannt wurde und der man durch Aufführung fester Querwände im Innern einen grösseren Halt zu geben suchte.

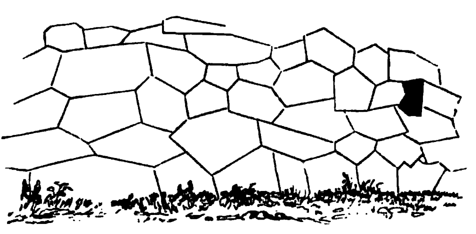


Fig. 160. Polygones Mauerwerk von Mykenae.

Wie oben ausgeführt, gehören die Anlagen von Tiryns und Mykenae in die Heroenzeit; aber auch in späterer Zeit hat man sich des Polygonbaus vielfach bedient, einmal der Festigkeit wegen, die durch eine solche Verbindung der Steine erreicht wird, andererseits aber auch, so oft ein Material verwendet werden musste, das nicht leicht in Quaderform bricht. Denn dass die Form, in der die Steine aus dem Steinbruche gewonnen wurden, vor allen Dingen bei der Frage, ob Polygonal-, ob Quaderbau, eine Rolle spielte, das lässt sich schon ohne weiteres daraus entnehmen, dass selbst in den Mauern von Mykenae, deren Alter annähernd feststeht, neben ausgesprochenem Polygonalbau Stellen vorkommen, die fast ganz in reinen Quaderbau übergehen. „Der Quaderbau ist ebenso alt, wie der Polygonbau, man wandte den Quader- oder Polygonbau an, je nachdem der Stein brach. Lieferte der Steinbruch regelmässig brechende Steine, so war der Quaderbau oder eine diesem angenäherte Weise am Platze, lieferte er aber unregelmässig brechende, dann war es natürlich der Polygon-

bau. Die Konstruktion ist also einfach abhängig vom Material.“ (Baumeister Denkm. II S. 804.) Natürlich kommen in ältester Zeit die Quadermauern so vor, dass die Querfugen keinerlei Regelmässigkeit zeigen; allmählich tritt hierin ein Wandel ein, indem die Querfugen nicht bloss vertikal werden, sondern auch regelmässiger Wechsel eintritt. Als Beispiel für ältere Quaderbauanlagen können die Mauern von Psophis in Arkadien (Fig. 161) und an einem turmartigen Vorsprung gelten, den man zur Verstärkung an der Mauer von Panopeus angebracht hat (Fig. 162). Entschiedener tritt der regelmässige Quaderbau in der Mauer von Chaeronea in Böotien hervor, welche überdies noch die Eigentümlichkeit zeigt, dass sie nicht, wie die meisten anderen, sich in vertikaler Richtung erhebt, sondern mit einer starken Böschung errichtet ist.

Die Anwendung regelmässiger Quadern ist dann bei späteren Bauten der Griechen die vorherrschende geblieben. In dieser Weise sind ausser den Mauern der Tempel auch die Umfassungsmauern später gegründeter Städte errichtet, wie sich dies namentlich aus den wohlerhaltenen Mauern der im

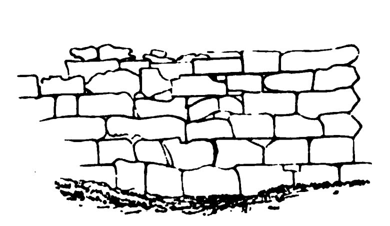

Fig. 161. Quaderbau von Psophis.


Fig. 162. Turm von Panopeus.

Jahre 371 v. Chr. gegründeten Stadt Messene ergiebt, von denen wir weiter unten Proben anführen werden. Als die festesten und zugleich am meisten künstlerisch durchgeführten Mauern werden die geschildert, welche die Athener zur Verbindung der Stadt mit dem Hafenorte Peiraieus aufgeführt haben, von denen aber leider nur ganz unbedeutende Ueberreste in einzelnen grösseren Steinblöcken erhalten sind.

Dass die Mauern mit einer Böschung, d. h. schräg ansteigend, errichtet wurden, dafür bietet übrigens schon die in Hissarlik von Schliemann blossgelegte Befestigung ein lehrreiches Beispiel. Auch noch nach einer anderen Seite hin ist Troja im Stande, uns einen deutlichen Fingerzeig zu geben. Die Stadtmauern, die noch heute in Ruinen erhalten sind, stiegen ehemals meist bis zu beträchtlicher Höhe empor, und zwar erhoben sich auf dem noch heute sichtbaren Steinkern Mauern aus Lehmsteinen, die an der Sonne getrocknet waren. Oefter war der Steinunterbau gering, sodass es z. B. bei Mantineia durch Aufstauen des Ophisbaches gelingen konnte, die Mauern aufzuweichen und dadurch zu Fall zu bringen.

Zugleich mit den Mauern haben wir die Thore zu erwähnen, welche die Verbindung der umschlossenen Plätze mit der umgebenden Landschaft her-

stellten. Handelte es sich um die Ummauerung einer Berghöhe zur Burg, so mag man in den meisten Fällen die Anlage nur eines Hauptthores vorgezogen haben, neben dem ein oder mehrere Pförtchen zum unbewachten Verkehr mit der Aussenwelt, zu Ausfällen u. dergl. verwendbar angebracht wurden, wie in Troja, Tiryns und Mykenae. Die Stadt dagegen, als Mittelpunkt eines mehr oder weniger lebhaften, durch die hier zusammenlaufenden Wege hervorgerufenen Verkehrs, bedurfte mehrerer Thoresöffnungen, und es ist von jeher als besonderer Ruhm einer Stadt betrachtet worden, recht viele Thore zu besitzen, weil in dem Bilde der wohl befestigten Thore die Macht der Stadt selbst ausgesprochen schien. Die Bedeutung und Grösse der Thore hing natürlich von der Bedeutung der Wege und der Verkehrsverbindungen ab, die hier zusammentrafen. Danach kann man Thore und Pforten (*πύλαι, πυλίδες*) unterscheiden, und unter den ersteren mochte fast immer wieder eines zum Hauptthor (*μεγάλαι*



Fig. 163. Nebenpforte in Tiryns.



Fig. 164. Pforte in Phigalia.



Fig. 165. Pforte in Messene.

πύλαι) sich erheben. Ein solches war in Athen das Dipylon, bei dem die Strassen von Eleusis und Megara mit der grossen Hafenstrasse nach dem Peiraieus, sowie die Wege aus der Akademie und dem Kolonos zusammentrafen; ferner das acharnische Thor als Vereinigungspunkt der von Theben, Dekeleia und Kephisia kommenden Strassen, endlich das itonische Thor, wo die Strassen zur phalerischen Bucht und nach Sunion zusammenstiessen, während von innen die Haupt- und Marktstrassen der Stadt an diesen Punkten mündeten, so dass sich das ganze Treiben und der bürgerliche Verkehr der Menschen gerade hier konzentrierte.

Was die besondere Bildung der Thore anbelangt, so sind dieselben anfänglich meist in sehr einfacher Weise hergestellt worden. Wo die Steine der Mauern ganz roh belassen waren, sind auch die Thore häufig in ähnlicher Weise ausgeführt. Man rückte die einzelnen Blöcke allmählich gegen einander vor, so dass dieselben in einer gewissen Höhe sich berührten und einen einfachen und kunstlosen Bogen bildeten. Diese primitive Art der Thorbildung zeigt eine Pforte zu Tiryns (Fig. 163, vergl. oben S. 21). An Mauern, die sorgfältiger zusammengefügt sind, finden sich natürlich auch sorgfältiger gearbeitete Thore oder Pforten. Dieselben sind dann entweder ebenfalls durch Ueberkragung der Steinschichten, oder durch Ueberdeckung eines geraden, langen Steinblockes über die zwei Seitenpfosten abgeschlossen. Erstere Form zeigen in sehr einfacher Weise einige schmale Pforten zu Phigalia (Fig. 164)

und zu Messene (Fig. 165); letztere das schon oben (S. 40) erwähnte Pförtchen in der Akropolis von Mykenae (Fig. 166), sowie ein Thor zu Oeniadae in Akarnanien (Fig. 167). Eines der ältesten und merkwürdigsten Beispiele solcher Thoranlagen bietet das sogenannte Löwenthor in Mykenae, das S. 27 besprochen ist.

Es lag in der Natur der Sache, dass man die grösseren Thore sowohl, als auch kleinere Ausfallpforten möglichst durch Mauervorsprünge oder Türme zu schützen suchte, von denen aus die Angreifer am sichersten zurückgewiesen werden konnten. Der Zugang zu der oben S. 11 beschriebenen Akropolis von Tiryns war durch mächtige Mauervorsprünge und einen Turm flankiert, und ebenso erschwerten bei dem eben besprochenen Löwenthor von Mykenae gewaltige, mit der Burgmauer in Verbindung stehende cyklopische Mauern den Angriff der anstürmenden Feinde. Auch bei einem Thor zu Orchomenos



Fig. 166. Nebenthor in Mykenae.



Fig. 167. Thor zu Oeniadae.



Fig. 168. Thor in Orchomenos.

(Fig. 168) kann man noch deutlich einen solchen auf der rechten Seite des Einganges befindlichen Mauervorsprung erkennen.

Ein mit grosser Festigkeit und zugleich mit künstlerischem Geschmack ausgeführtes Thor ist zu Messene erhalten. Diese von Epaminondas gegründete und zur Hauptstadt von Messenien erhobene Stadt wurde wegen der Mächtigkeit ihrer Mauern neben Korinth als die festeste Schutzwehr der ganzen Peloponnesos betrachtet, und auch das von uns erwähnte Thor entspricht dieser von den Alten öfter ausgesprochenen Ansicht vollkommen. Wie sich aus dem Grundriss (Fig. 169) und dem Durchschnitt (Fig. 170) ergiebt, ist dasselbe als ein Doppelthor mit einer äusseren (*a*) und inneren Pforte (*b*) zu betrachten. Es ist in einer turmartigen Verstärkung der Mauer angebracht, in deren Innern ein kreisrunder Raum gleichsam einen Hof bildet. Auf zwei gegenüber liegenden Punkten dieses Hofes liegen die beiden Thore, von denen das mit *a* bezeichnete nach aussen, das mit *b* bezeichnete nach innen und der Stadt zugewendet ist.

Als eine Eigentümlichkeit haben wir aber das Vorkommen einer Anzahl gewölbter Thore in Akarnanien zu bezeichnen, die Heuzey in neuerer Zeit entdeckt hat. Während nämlich der Bogenbau erst in der makedonischen Zeit in Griechenland auftritt, finden sich in Akarnanien bereits innerhalb polygo-

naler Befestigungsbauten von unstreitig hohem Alter Thore, deren Schluss nicht durch Ueberkragung von Steinschichten bewirkt ist, bei denen vielmehr durch den Steinschnitt eine Wölbung, wenigstens bei den Aussenwänden der Thore, hergestellt ist, während das Innere derselben allerdings noch durch horizontal gelegte Steinplatten gedeckt ist (Fig. 171).

Die Beschreibung der Thore führt uns zur Erwähnung der Türme, die zur Erhöhung der Festigkeit und zur Erleichterung der Verteidigung fast bei

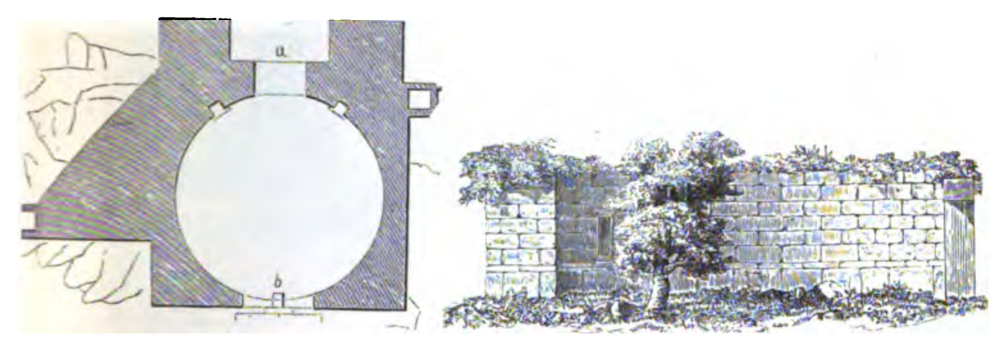


Fig. 169. Thor in Messene (Grundriss). Fig. 170. Thor in Messene (Durchschnitt).

allen Umfassungsmauern angebracht waren. Denn gerade die Thore mussten am meisten geschützt werden, so dass man behaupten kann, dass an ihnen sich die Befestigungs- und Belagerungskunst der Griechen entwickelt hat. Und in der That scheint der wichtigste Teil aller Befestigungsanlagen, der Turm, ursprünglich aus jenen Vorsprüngen entstanden zu sein, die man zur Rechten der Thore aus den Mauern heraustreten liess, um von dort den andringenden Feind auf das nachhaltigste angreifen zu können.

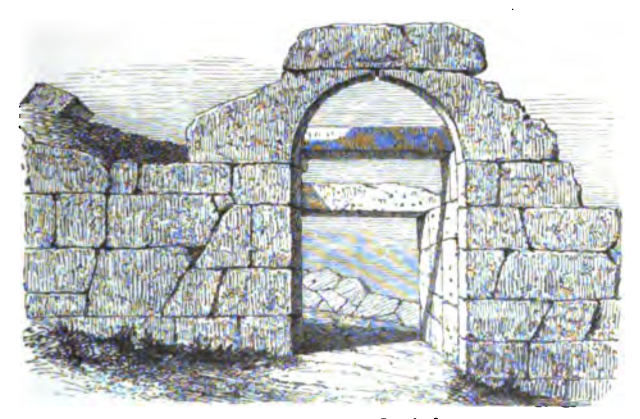


Fig. 171. Thor von Oeniadae.

Die einfachste Form derselben scheint in einer blossen Ausladung der Mauer bestanden zu haben, so dass in gewissen Zwischenräumen die Mauern aus der geraden Linie hervortraten und eine Art Ausbau bildeten, innerhalb dessen die Verteidiger einen sicheren Platz fanden. Von dort aus konnten sie ihre Wirksamkeit leichter nach verschiedenen Seiten hin erstrecken, als dies bei einer gerade fortlaufenden Mauer der Fall gewesen wäre. Solche turmartigen Vorsprünge zeigen die alten pelasgischen Mauern von Phigalia in Ar-

kadien (Fig. 172), ebenso die von Selinus in Sizilien, und zwar treten dieselben teils in viereckiger Form, teils in der Form eines Halbkreises aus der Mauer hervor.

Oft wurden auch zur Anlage von Türmen einzeln stehende Felsen oder Anhöhen benutzt, die, von Natur zur Verteidigung geeignet, durch Mauerwerk

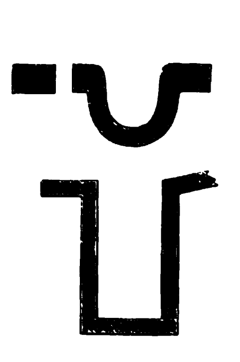


Fig. 172. Mauer von Phigalia.

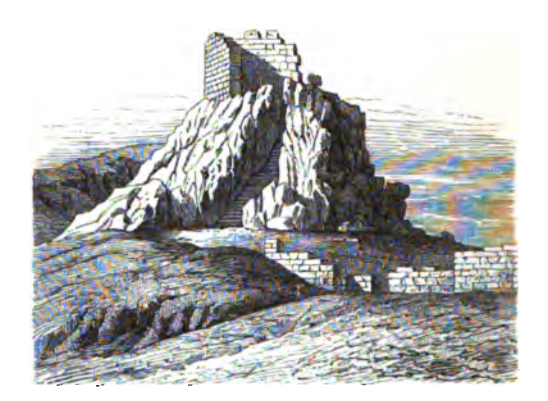


Fig. 173. Turm von Orchomenos.

in noch höherem Grade befestigt wurden, und die auf diese Weise auch zur Rekognoszierung des umliegenden Gebietes besonders günstig waren. Als Beispiel dafür ist unter Fig. 173 ein Turm der Akropolis von Orchomenos in Böotien abgebildet.

Auch die Türme, die den Mauern der Stadt Messene zu Schutz und Zierde gereichten,

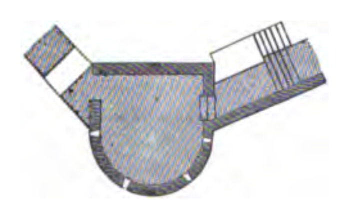


Fig. 174. Turm in Messene.

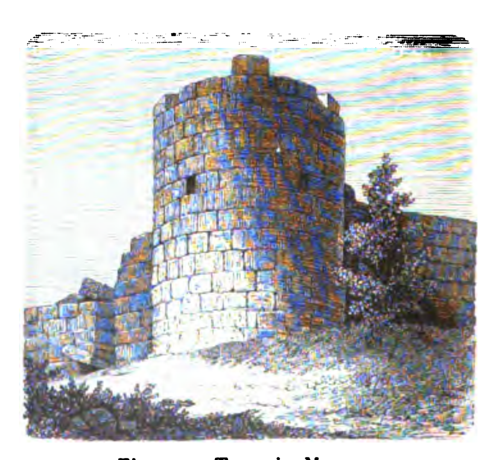


Fig. 175. Turm in Messene.

verdienen besondere Hervorhebung. Unter anderem befinden sich daselbst an der Spitze eines stumpfen Winkels, der von den Mauern gebildet wird, ein runder Turm, von dem Fig. 174 den Grundriss, Fig. 175 eine Ansicht giebt; während ein anderer sehr wohl erhaltener Turm recht deutlich die Art des Zuganges von der Höhe der Mauer erkennen lässt (Fig. 176). Die

Steine lagern in horizontalen Schichten, deren Querfugen jedoch meist schräg und unregelmässig sind; sie sind so bearbeitet, dass sie auf der Vorderseite eine Erhöhung haben, die etwas aus der Wandfläche hervortritt (von den Italienern Rustica genannt); Turm wie Mauern sind mit Zinnen gekrönt, die noch deutlich zu erkennen sind; die kleinen Fenster,



Fig. 176. Turm in Messene.

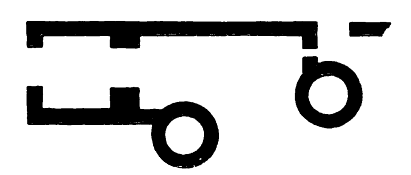


Fig. 177. Thor von Mantineia.

aussen in Form eines spitzen Winkels abgeschlossen, erweitern sich nach innen in Form eines Spitzbogens. Die Thür, die von der Höhe der Mauer aus zu erreichen ist (letztere ist auf Fig. 176 im Durchschnitt gegeben), ist geradlinig abgeschlossen.

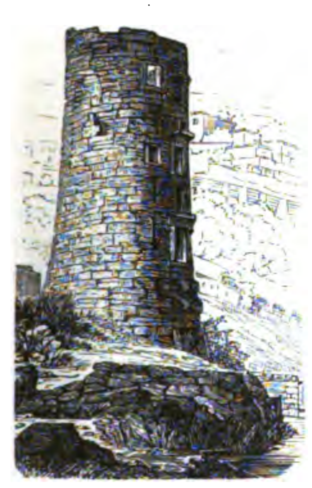


Fig. 178. Turm auf Andros.



Fig. 179. Durchschnitt des Turmes.

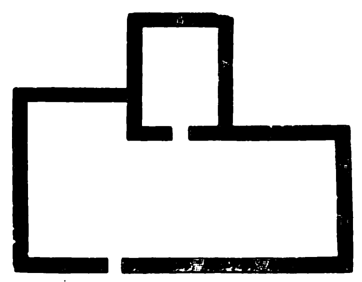


Fig. 180. Turm mit Hof auf Tenos.

Zwei fast ganz freistehende Türme von kreisrunder Form dienten zum Schutz des Thores von Mantineia, wie dies aus dem Grundriss Fig. 177 hervorgeht.

Einzeln stehende Türme wurden häufig an den Küsten, namentlich auf den Inseln aufgeführt, wo sie als Warten gegen den Seeraub und gleichzeitig als Zufluchtstätten für die Umwohner gedient haben. Aehnliche, von den

Venetianern zur Abwehr der Landungen der Ungläubigen angelegte Kastelle finden sich an vielen Punkten der griechischen Küsten. Der wichtigste Bau dieser Art hat sich auf der Insel Keos erhalten. Derselbe erhebt sich in vier Stockwerken frei über dem Boden, ist mit Zinnen gekrönt und auf allen vier Seiten mit hervortretenden Steinbalken umgeben, die eine offene Galerie trugen, vielleicht „das einzige wohlerhaltene Beispiel des in der alten Verteidigungskunst so wesentlichen Peridromos“ (Ross, Inselreisen I S. 132).

Von ähnlicher Anlage, jedoch von runder Form, ist ein Turm auf der Insel Andros (Fig. 178), der wahrscheinlich zum Schutz der dortigen Eisenbergwerke errichtet war. Er zeichnet sich ausser der im Innern befindlichen Wendeltreppe noch durch ein kreisrundes Gemach im unteren Stockwerke aus, das sich durch Ueberkragung der Steinschichten, wie bei den sogenannten Schatzhäusern verjüngt und dessen Decke durch strahlenförmig gelegte Steinplatten gebildet ist (vergl. den Durchschnitt Fig. 179). Doch ist es immerhin fraglich, ob der Turm antik ist oder aus venetianischen Zeiten stammt.

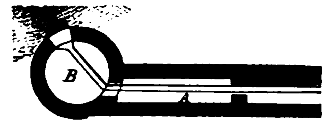
Standen diese Türme ganz frei, so findet es sich auch nicht selten, dass sich an dieselben ummauerte Höfe, als Zufluchtsstätten für die Umwohner und ihre Habe, anschlossen. Fig. 180 stellt im Grundriss eine solche auf der Insel Tenos befindliche Anlage dar, in welcher der mit dem Turm in Verbindung stehende und mit fester Mauer eingefasste Hof eine Länge von 26 m hat.

Die Nutzbauten.

1. Die Wasserleitungen.

Nach den Schutzbauten betrachten wir die Nutzbauten, zunächst die Wasserleitungen, die Hafen-, Wege- und Brückenbauten. Was die Wasserleitungen betrifft, so bezeichnet Curtius (Ueber städtische Wasserbauten der Hellenen, in der „Archäologischen Zeitung“ 1847, S. 19 ff.) den engen Anschluss an das Vorbild der Natur und die Bestimmung des Bodens als das eigentümliche Prinzip der griechischen Wasserleitungen im Gegensatze zu dem von den Römern befolgten, „welche in ihrer imperatorischen Weise den Quellen die gerade Linie als Weg vom Ursprunge bis zur Hauptstadt vorzeichneten und auf diese Weise hohe Prachtbauten herstellten, welche sich von allen Bodenverhältnissen unabhängig gemacht hatten“. Die älteste Epoche städtischer Wasserbauten bezeichnen unstreitig die Cisternen, deren Anlage überall da notwendig wurde, wo die Trockenheit des Bodens die Ansammlung des Regenwassers erheischte, oder wo die Stadtquelle dem Wasserbedarf einer wachsenden Stadtbevölkerung nicht mehr genügte. Es sind dies meistenteils aus dem lebendigen Felsen gehauene und mit Steinplatten überdeckte, flaschenförmig nach unten sich erweiternde Schachte, in deren Tiefe man auf Stufen und Absätzen oder vermöge der in die Seitenwände eingehauenen Löcher hinabstieg. Solche Cisternen finden sich noch häufig auf Delos, zu Iulis auf Keos, in Alt-Thuria in Messenien und in Athen im südlichen Stadtteile und auf dem steinigen Rücken der gegen das Meer abfallenden Hügel, während auf der Ost- und Nordseite dieser Stadt zahlreiche Reste von Brunnen, deren

mehrere nicht selten durch Felskanäle unter einander in Verbindung gesetzt sind, sich erhalten haben; eine übersichtliche Darstellung dieses Leitungssystems innerhalb der Stadt hat sich bis jetzt freilich noch nicht ermöglichen lassen. Einer späteren Epoche, vorzugsweise der Zeit der Tyrannis, gehören jene Wasserleitungen an, durch welche die auf nahegelegenen Bergen entspringenden Quellen mittelst Felskanäle oder aufgemauerter unterirdischer Leitungen in Reservoire angesammelt und von diesen durch ein Kanalnetz über die Stadt verbreitet wurden. Durch ein solches teils in den Felsen gehauenes, teils aus Quadern aufgemauertes und mit zahlreichen Luftschachten versehenes Leitungssystem wurden die vom Hymettos, Pentelikon und Parnes herabströmenden Quellen nach Athen geleitet; denselben Zwecken dienten die in den Seitenwänden und im Flussbett des Ilissos angelegten Kanäle, und in ähnlicher Weise wurden die in der trockenen attischen Ebene gelegenen Ortschaften durch unterirdische, teilweise noch gegenwärtig benutzte Leitungen mit Wasser versorgt.*) Von anderen Wasserleitungen erwähnen wir hier vorzugsweise den in einer Länge von sieben



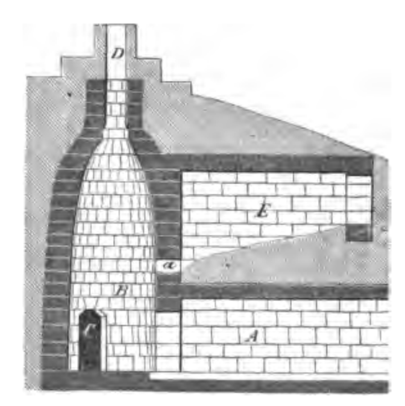


Fig. 181. Grundriss. Brunnenhaus auf Kos. Fig. 182. Durchschnitt.

Stadien von Eupalinos in Samos durch einen Berg gegrabenen Aquaedukt, der neuerdings wieder aufgefunden und gereinigt worden ist, um von neuem in Gebrauch genommen zu werden, ferner eine zur Wasserversorgung der Burg Theben angelegte Quellenleitung, sowie die noch jetzt benutzten unterirdischen Wasserkanäle von Syrakus. Die Reste dieser, sowie anderer bei Argos, Mykenae (s. oben S. 40), Demetrias und Pharsalos befindlichen Wasserleitungen legen ein vollgültiges Zeugnis ab für die Sorgfalt, welche die Hellenen diesem für das materielle Leben so wichtigen Zweige der Nutzbauten zugewandt haben.

In welcher Weise man aber die segenspendende Quelle selbst durch bauliche Anlagen gegen äussere Unbill zu schützen suchte, dafür sprechen einige noch erhaltene Brunnenhäuser. Ein solches wurde von Ross auf der Insel Kos entdeckt. Hier befindet sich, anderthalb Stunden von der Stadt gleichen Namens, auf dem Abhange des Berges Oromedon die Quelle Burinna, von der das Trinkwasser nach der Stadt hinabgeleitet wird. Um dasselbe nun

*) Vgl. Curtius und Kaupert, Atlas von Athen. S. 15 und Bl. II, wo die Reste der antiken Wasserleitungen kartographisch dargestellt sind. Ziller, Untersuchungen über die antiken Wasserleitungen Athens, in den: Mitteilungen des deutschen archäologischen Instituts in Athen II S. 5, 107 ff.

recht frisch und rein zu erhalten, hat man in dem Abhange des Berges selbst unmittelbar vor dem Orte, aus dem der Wasserquell hervorsprudelt, ein kreisrundes Gemach von 2,85 m Durchmesser und 7 m Höhe bis an die runde Oeffnung im Gewölbe errichtet, in welches das Wasser einläuft, um dann durch einen 35 m langen und durchschnittlich 2 m hohen unterirdischen Kanal aus dem Felsen herausgeführt zu werden. Der Grundriss Fig. 181 zeigt die Mündung dieses Kanals (*A*), das Gemach (*B*) und den Felsspalt (*C*), dem die Quelle entströmt und der durch eine Thür mit dem Gemach in Verbindung steht. Letzteres, in dem Durchschnitt Fig. 182 mit *D* bezeichnet, ist in ähnlicher Weise wie die Tholosbauten zu Mykenae konstruiert und öffnet sich nach oben in einen durch den Berg hindurchgeführten Schacht (*B*) von 3 m Höhe, um dem Wasser frische Luft zuzuführen. Ueber der teils aus grossen





Fig 183. Cisterne.



Fig. 184. Cisterne.

Steinbalken wagrecht erbauten, teils mit langen schmalen Quadern überwölbten Decke des Kanals (*A*) ist ein kleines Gemach (*E*) aufgefunden worden, dessen Eingang sich im Abhange des Berges zwischen dem Eingang des Kanals und der Oeffnung des Schachtes befindet. Dasselbe steht durch ein kleines Fenster (*a*) mit dem Hauptgemach in Verbindung und mag als Heiligtum der Nymphen des Quells oder als Wohnung eines Wächters gedient haben, wobei es zu gleicher Zeit dem Quell selbst noch mehr frische Luft zuführte, als durch den blossen Schacht (*B*) geschah.

Die Verehrung, welche im Altertum die Quelle genoss, zeigte sich aber nicht nur in jenen zu ihrem Schutze notwendigen baulichen Anlagen, sondern auch in der künstlerischen Ausstattung des Quellortes. Der dem Felsen entspringende oder aus dem Erdreich emporsteigende Born wurde gefasst und der Wasserstrahl durch eine Röhrenleitung geführt, deren Mündung gewöhnlich als Tierkopf (meist Löwenkopf) gestaltet war. Vielfach endeten die Leitungen in förmlichen Brunnenhäusern, die auch, architektonisch kunstreich verziert, oft durch Säulenaufbau zu Tempelchen gestaltet waren; Weihgeschenke mannigfacher Art, die der fromme Sinn der Quellgottheit gespendet hatte, fanden

hier ihren Platz. Kurz, die Kunst entfaltete in der Ausstattung der Quellen, Brunnen und ihrer Umgegung die reichste Thätigkeit.*)

Dass von solchen zierlichen und deshalb der Vergänglichkeit leichter unterworfenen Brunnenhäusern uns in Wirklichkeit nichts erhalten ist, kann nicht Wunder nehmen, wenn man bedenkt, wie im Laufe der Jahrtausende selbst die festesten Stadtmauern durch die Unbilden der Natur und vor allem durch die zerstörende Hand des Menschen dem Untergange nahe gebracht worden sind. Und dennoch können wir uns von derartigen Bauten aus Vasenbildern eine deutliche Vorstellung machen.



Fig. 185. Brunnenhäuschen.

Fig. 183 zeigt den rund gestalteten Aufsatz einer Cisterne (ein solcher Aufsatz war nötig, um nicht die Wasserholenden der Gefahr des Hinabstürzens auszusetzen), wenn nicht etwa hier einer jener grossen *πίθοι*, von denen so zahlreiche Exemplare in Troja zum Vorschein gekommen sind, als Cisterne verwendet war. Fig. 184 zeigt uns als Cisternenaufsatz eine wohl thönerne Brunnenmündung, wie solche auch in Pompeji über den Cisternen der Häuser angebracht zu sein pflegen.



Fig. 186. Stadtbrunnen.

Von den Cisternen, denen das Wasser durch hinabgelassene Gefässe entnommen werden muss, sind die Brunnen zu unterscheiden, denen fliessendes

*) Vergl. E. Curtius, Die Plastik der Hellenen an Quellen und Brunnen in den: Abhandlungen d. Kgl. Akad. d. Wiss. zu Berlin. 1876.

Wasser entströmt. Natu ıch ist auch hier die Ausstattung vielfach verschieden, bald mehr, bald weniger kunstreich gestaltet; so sehen wir in Fig. 185 einem aus Quadern erbauten Brunnenhäuschen das Wasser durch eine breite Röhre entströmen; hier ist zum Auffangen des Wassers am Boden eine Schale angebracht.

Ein kunstreicheres Brunnenhaus zeigt das unter Fig. 186 abgebildete Vasengemälde; hier strömt das Wasser aus einem Löwenrachen unter einem von dorischen Säulen getragenen Vorbau; unter der Quelle sind Stufen angebracht, damit die Gefässe, in denen das Wasser geholt wird, möglichst nahe an die

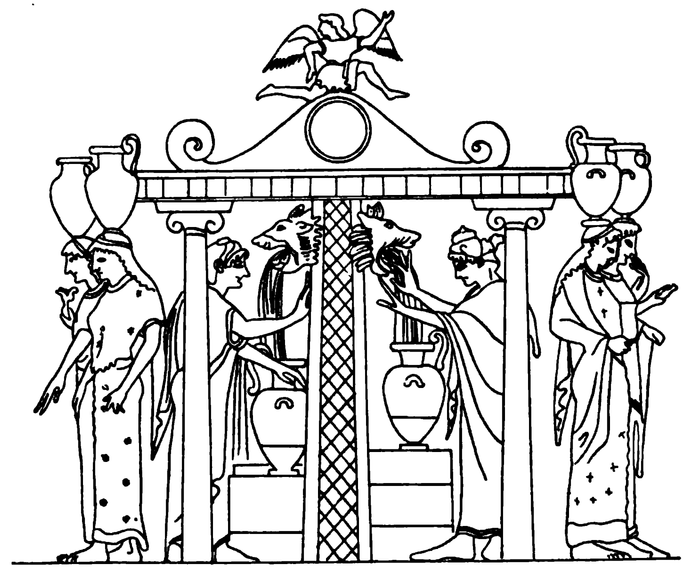


Fig. 187. Brunnenhaus.

Mündung gesetzt werden können. Der Quelle ist der Name *Καλιρεκρενε* beigeschrieben, eine Name, der an die *Καλλιῤῥόη* oder *'Εννεάκρουνος* von Athen, deren Spuren jest südwestlich von der Akropolis aufgefunden sein sollen, wohl nicht ohne Absicht erinnert.

Ein anderes Vasenbild (Fig. 187) zeigt das ganze Brunnenhaus mit Dach; auf vier ionischen, mit breitem Abakus versehenen Säulen erhebt sich ein niedriges Epistyl, über dem der Giebel beiderseits in kühn geschwungene Voluten ausläuft; als Akroterion ist eine geflügelte, in eiligem Lauf dargestellte Frau angebracht (man kann an den Giebelschmuck von Delos erinnern, oben Fig. 70). In der Mitte führt ein Pfeiler das Wasser zu den beiden Tierköpfen empor (es sind wohl Löwenköpfe gemeint), die nach den beiden Seiten hin das Wasser ausspeien. Auch hier dienen Stufen unter den Wasserspeiern dazu, die Entfernung zwischen Gefäss und Wassermündung zu verringern.

2. Die Hafenanlagen.

Wie sehr die Ostseite von Griechenland vor andern Ländern durch die natürlichen Buchten des in das Land tief hineintretenden Meeres bevorzugt ist, hat man oft genug hervorgehoben; dennoch war es auch hier häufig selbst bei geschützten Buchten nötig, noch besondere Vorkehrungen zur Sicherung der in ihnen ankernden Schiffe zu treffen. Noch mehr war dies natürlich auf der Westseite erforderlich. So finden wir die Reste eines Steindammes, der zum Schutze des Hafens von Pylos in Messenien gedient hat. Derselbe ist, wie die Mauern der Stadt selbst, in pelasgischer Weise, mit Vorrherrschen der horizontalen Schichten, konstruiert, ragt ziemlich weit ins Meer hinein und sichert den natürlichen Hafen gegen Wind und Strömung. Fig. 188 veranschaulicht, von oben gesehen) die Ueberreste der in das Meer zum Schutze des Hafens hinausgeführten Mole. Ganz ähnlich sind die bei Eleusis erhaltenen Molenreste.


Fig. 188. Hafendamm von Pylos.

Ausgedehnter waren die Hafenanlagen der südlich von Pylos gelegenen Stadt Methone oder Mothone (jetzt Modon). Obgleich die Stadt von der Natur schon mit einem von einer Klippenreihe eingeschlossenen und geschützten Hafen versehen war, hatte man noch künstliche Anlagen zu Hülfe genommen, indem man eine Mauer in Form eines mehrfach gebrochenen Bogens in das Meer hinausführte, die mit dem ebenfalls befestigten Ufer den eigentlichen Hafenplatz von drei Seiten umschliesst.

Als Beispiel für die Benutzung natürlicher Meeresbuchten für Hafenanlagen erwähnen wir, ausser dem Hafen von Rhodos, bei dem sich nach Ross' Untersuchungen noch jetzt die Anlagen des antiken Handels-, Kriegs- und Bootshafens nachweisen lassen, die Hafenstadt von Athen, die unter dem Gesamtnamen „Peiraieus“ bekannt ist. Vom attischen Festlande greift die blattförmig gestaltete, felsige Halbinsel des Peiraieus (Fig. 189), die in ihrer südwestlichen Erhebung Akte genannt wurde, in den saronischen Meerbusen hinein. Drei fast ringförmige Einbuchtungen mit schmalen Einfahrten unterbrechen den Felsenrand der Küste: im Westen das geräumige Bassin des Peiraieus mit der unter dem Namen Kantharos bekannten Nebenbucht, im Osten die Bassins Zea und Munichia. Diese von der Natur geschaffenen Buchten wussten die Athener durch geeignete Anlagen in ebensoviel Häfen, bestimmt zur Aufnahme einer zahlreichen Kriegs- und Handelsflotte, umzugestalten. Der innere Teil der Peiraieusbucht, das Emporium, war für die Handelsflotte, fünf an seinem Ufer errichtete Stoen waren als Lagerräume und für sonstige Handelszwecke bestimmt, und zum Schutze dieses weiten Bassins, dessen Einfahrt nur 250 m breit ist und überdies noch durch Molen und Ketten verteidigt wurde, diente der Kriegshafen Kantharos, dessen Schiffshäuser, wie es in den attischen See-Urkunden heisst, Raum für 94 Kriegsschiffe boten. Ausschliesslich zur Aufnahme der Kriegsflotte bestimmt waren die

Häfen Zea und Munichia, ersterer mit Schiffshäusern für 176, letzterer mit solchen für 82 Kriegsfahrzeuge. Eine 60 Stadien lange Befestigung sicherte die Küste nicht allein von der Seeseite, sondern diente auch als Schutzwehr der Halbinsel landeinwärts; an dieselben schlossen sich die langen Mauern, deren Unterbauten noch erkennbar sind.

Bei Gelegenheit der Hafenbauten lässt sich auch gleich ein Gebäude erwähnen, von dem zwar keine Ueberreste erhalten sind, das uns aber doch so bekannt ist, dass W. Dörpfeld eine bis ins kleine ziemlich sichere Wiederherstellung hat versuchen können. Man ist in der Nordwestecke des Zeahafens,

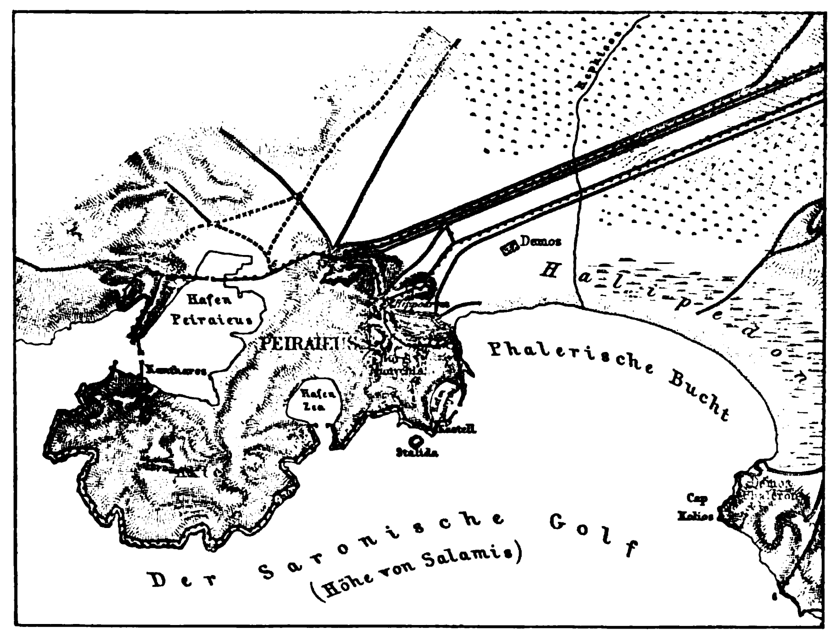


Fig. 189. Die athenischen Häfen.

da wo er an den Munichiahügel angelehnt ist, auf eine 97 Zeilen lange Inschrift gestossen, die nicht bloss topographisch, sondern auch in architektonischer Beziehung von äusserster Wichtigkeit ist. Es enthält nämlich die Inschrift die genauesten Vorschriften über die Lage und den Bau der Skeuotheke des Philon, d. h. eines Magazins, in dem die beweglichen Gegenstände der Schiffe aufbewahrt wurden, also eines Schiffszeughauses. Längs des Ufers waren bekanntlich die *νεώσοικοι*, d. h. Schiffshäuser mit gemeinsamem Dach, errichtet, in denen die Schiffskörper aufbewahrt wurden. Um nun alle die Geräte, die zur vollständigen Ausrüstung nötig waren, aufzuheben, dienten die *σκευοθῆκαι*, deren grösstes und bekanntestes das in der Mitte des vierten Jahrhunderts erbaute Zeughaus des Philon war. Seine Lage und nähere Details darüber waren bis jetzt völlig unbekannt; durch die Inschrift erfahren wir, dass es unweit der zum Markte führenden Propyläen hinter den Schiffshäusern er-

richtet wurde; seine Länge sollte fünf Plethren (d. h. 500 Fuss), seine Breite einschliesslich der Dicke der Mauern fünfundfünfzig Fuss betragen; der Raum inwendig war in drei Schiffe geteilt, die durch zwei Reihen von je 35 Säulen getrennt waren; die äusseren sollten einschliesslich der Säulendicke je 15 Fuss betragen, so dass für das Mittelschiff 20 Fuss übrig bleiben. Es folgen weiter die genauesten Vorschriften über den Mauerbau, das Pflaster, die Zahl der Säulen, die anzubringenden Nägel und Etagèren und Kisten, um die Schiffsgeräte aufzuhängen oder aufzustellen, ferner über die Treppen, die zu den höher gelegenen Galerien führen, über die Seitenöffnungen, durch die Luftzug erzeugt werden soll, kurz, mit einer bewundernswerten Genauigkeit sind bis ins einzelne, bis zur Wahl der Steine und der Ziegel hinab, alle Dinge bestimmt, so dass der Willkür der Erbauer kein Spielraum gelassen war. Ueber



Fig. 190. Aufriss. Die Skeuothek des Philon. Fig. 191. Durchschnitt.

den ganzen Bau war ein Architekt gesetzt, dessen Weisungen die einzelnen Unternehmer streng Folge zu leisten hatten. Der beistehende Aufriss und Durchschnitt (Fig. 190 und 191) lässt erkennen, wie das Haus eingerichtet war.

3. Die Strassenanlagen und Brückenbauten.

Was die für den Nutzbau so wesentlichen Wegeanlagen betrifft, so sind uns zwar über einzelne mit besonderer Sorgfalt geebnete Wege und Strassen, namentlich über die bei den grossen Nationalheiligtümern für Festzüge bestimmten, schriftliche Zeugnisse erhalten, jedoch wird über das Verfahren der Griechen bei diesen Anlagen nur wenig Sicheres mitgeteilt, und nur wenige Reste haben sich erhalten, aus denen über die Art der Ebnung und Pflasterung der Wege Aufschluss zu gewinnen wäre. In sumpfigen Niederungen musste das Bedürfnis geebneter und gesicherter Wege zuerst hervortreten, dort wurden diese letzteren zunächst in Form von Dammbauten (χώματα, γέφυραι) ausgeführt. So führte nach Curtius' Mitteilung von Kopai in Böotien ein Damm nach dem entgegengesetzten Ufer des kopaischen Sumpfes. Derselbe ist fast 7 m breit, mit Felsmauern gestützt und mit einer Brücke versehen, welche die Wasser des Kephisos hindurchliess. Dieses, ebenso wie das als Grenzscheide zwischen dem

Gebiet der Tegeaten und Pallantier quer durch die von den Katabothren des Alpheios gebildeten Sumpfniederungen geführte Choma, diente zur Sicherung des urbaren Landes gegen die Fluten und zugleich als Verkehrsweg. Auch konnte die Anlage von Kanälen mit solchen Dammanlagen verbunden sein, wie dies zum Beispiel bei Phenea der Fall ist und sich auch gelegentlich der von französischen Ingenieuren zur Trockenlegung des Kopaissees neuerdings vorgenommenen Arbeiten in Böotien herausgestellt hat.

Die ältesten Strassenanlagen in Griechenland sind die drei Hochstrassen, welche von Mykenae über das Gebirge nach Korinth führen, Strassen, deren Anlage mit der Gründung der Burg Mykenae ohne Zweifel in engem Zusammenhang stehen. „Sie sind in den Felsen gehauen oder werden durch cyklopisches Mauerwerk getragen. Bei Bachübergängen haben sich Brücken derselben Bauart erhalten mit ganz schmalen Wasserdurchlässen, von denen sich deshalb meist



Fig. 192. Brücke von Metaxidi, Messenien.



Fig. 193. Brücke über den Pamisos.

mehrere nebeneinander finden. Die letzteren sind spitzbogenförmig konstruiert in der Art, dass die Seitenblöcke nach oben vorkragen und ein grosser Deckblock das Gewölbe schliesst. Die Strassen sind nur etwa 3,50 m breit, und im Gegensatz zu unsern Chausseen so geführt, dass sie bei zu überwindenden Höhen oder Tiefen nicht in möglichst gleichmässigem Gefälle laufen, sondern sehr lange die horizontale Linie innehalten, um dann in plötzlichem Steigen und Fallen das Hindernis zu nehmen. Beides, die Schmalheit der Strassen, wie ihre eigentümliche Führung, deutet darauf, dass auf ihnen keine Wagen verkehrten, sondern nur Saumtiere. Es haben sich auch nirgends Geleisspuren gefunden, ausser dicht bei der Stadt auf einer Linie, die allem Anschein nach an die grosse korinthische Fahrstrasse anschloss. Die letztere nahm wohl zu jener Zeit denselben Weg, wie zu allen späteren, nämlich den Kephisos hinauf über Kleonä, ist aber deshalb auch in keiner Spur mehr erkennbar. Vielfach sind die Strassen mit Befestigungstürmen versehen, die bald den Weg völlig überdecken und ihn somit leicht sperren konnten, bald auch in einiger Entfernung seitwärts liegen und dann gewöhnlich einen dominierenden Punkt inne haben. So sollten mehrere Türme in der Nähe der heutigen Eisenbahnstation Phichtia offenbar den grossen Wagenweg schützen. Die stattlichsten Reste einer Warte aber befinden sich auf der Höhe des Eliasberges mit grosser Um-

fassungsmauer, wohlerhaltenem Thore und einer Anzahl Häuserreste" (Schuchhardt Schliemann's Ausgr. 2 S. 168).

In der späteren historischen Zeit war es vor allem die Regelung des Warenverkehrs, sowie die Anordnung der Festzüge, die zur Herstellung bequemer Wege auffordern mussten. „Der Gottesdienst ist es, der auch hier die Kunst in das Leben gerufen hat, und die heiligen Wege waren die ersten künstlich gebahnten Fahrstrassen Griechenlands" (Curtius, Die Geschichte des Wegebaues bei den Griechen, 1855), verschiedene Stämme und Länder zu gemeinsamer Feier verbindend. Noch jetzt ist Griechenland von solchen Wegen durchzogen, auf denen die Geleise für die Räder der Wagen künstlich in den Felsboden eingehauen sind. Auf diesen konnten die heiligen Wagen mit den Statuen der Götter und dem Gerät des Kultus bequem von Ort zu Ort gebracht



Fig. 194. Brücke über den Pamisos.

werden. Zwischen den Geleisen wurde dann der Boden durch Sand oder Kies geebnet. Wo keine Doppelgeleise vorhanden waren, dienten ausweichende, in den Fels gehauene Geleise, ähnlich wie bei unsern Eisenbahnen, zur Vermeidung von Zusammenstössen, z. B. in Attika und bei Chalkis.

Die im Auftrage des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts zu Athen durch J. A. Kaupert bewirkte topographische Aufnahme Athens und seiner Umgebungen geben uns ein überraschendes Bild der Verkehrsadern, die von den Thoren strahlenförmig ausgehend und durch die an ihnen liegenden Grabdenkmäler, Wasserbehälter, Luftschachte, sowie an felsigen Stellen durch die alten Geleise in ihrem Laufe noch bestimmbar, in ihren Hauptzügen einst die Häfen, Eleusis, Megara, Phyle, Theben, Dekeleia und die Paralia mit der Hauptstadt, in ihren Abzweigungen aber die vorstädtischen Anlagen unter einander verbanden (vergl. Curtius und Kaupert, Atlas von Athen. S. 14 f. und Bl. II).

Immerhin wird man aber eingestehen müssen, dass die Griechen in bezug auf den Strassenbau weit hinter den Römern zurückstehen, welche Kunst-

strassen geschaffen haben, die vielfach noch heute fast unverändert bestehen und im Gebrauch sind.

Etwas besser als über die Strassenbauten der Griechen sind wir über ihre Brückenbauten unterrichtet. In vielen Fällen mag bei Ueberbrückungen von Flussläufen und Schluchten Holz verwendet worden sein; als Beispiel einer sehr festen und langen hölzernen Brücke ist die über den Euripus zwischen Aulis und Chalkis auf der Insel Euböa zu nennen, die während des peloponnesischen Krieges erbaut und vielleicht später durch eine Dammbrücke ersetzt worden ist, von der noch einige Reste erhalten sind. Doch kommen auch ganz aus Stein hergestellte Brücken in Griechenland vor, diese konnten aber, ehe man nicht die Wölbung im Keilschnitt anwendete, nur von geringen Grössenverhältnissen sein. Eine solche Brücke, deren Ueberdeckung durch Steinbalken hergestellt ist, erwähnt Gell bei Mykenae, eine andere ähnliche bei Phlius.

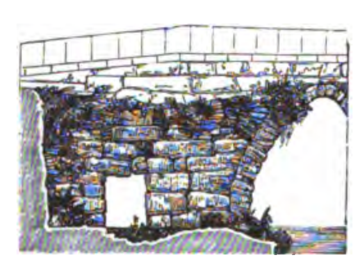


Fig. 195. Brücke über den Pamisos.

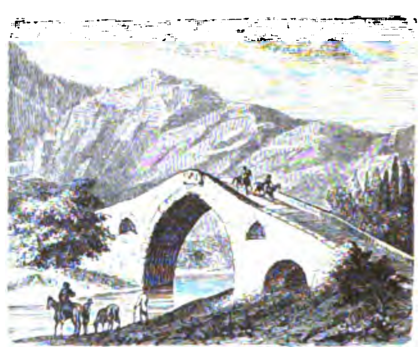


Fig. 196. Brücke über den Eurotas.

Breitere Flüsse wurden durch eine Art von Konstruktion überdeckt, die wir schon bei Gelegenheit der Thor- und Maueröffnungen kennen gelernt haben: die Steinschichten wurden nämlich von beiden Seiten etwas übereinander vorgeschoben, und wenn sie einander nahe genug getreten waren, durch grössere Steinplatten oder Balken überdeckt. Ein solches Ueberkragungssystem ist bei einer Brücke angewendet, die sich zwischen Pylos und Methone bei dem Orte Metaxidi (Messenien) befindet und von der Fig. 192 eine Abbildung giebt. Nur die unteren Schichten sind antik; der Bogen ist in späterer Zeit darüber geschlagen.

Eine sehr fein berechnete Anlage zeigt eine Brücke über den Fluss Pamisos in Messenien. Sie ist auf einem Punkte angebracht, wo sich ein kleinerer Fluss in den Pamisos ergiesst, und besteht aus drei Armen, von denen der eine nach Messene, der andere nach Megalopolis, der dritte nach Franco Eclissia (Andania) gewendet ist (vergl. den Grundriss Fig. 193 und die Gesamtansicht Fig. 194). Die Pfeiler der über die beiden Flüsse hinwegführenden Arme zeigen zugespitzte Vorderseiten, um den Andrang der Wogen leichter zu brechen, Das auf Fig. 193 mit *a* bezeichnete Stück ist unter Fig. 195 im Aufriss dargestellt und zeigt einen schmaleren Durchlass, der mit geraden Stein-

balken überdeckt ist, wogegen die grössere Oeffnung durch Ueberkragung der Steine gebildet war. Dies ergiebt sich aus den erhaltenen Schichten, zu deren Unterstützung man später einen wirklichen Bogen zugefügt hat. — Dieselbe Form der Pfeiler findet sich auch bei der Brücke über den Eurotas bei Sparta, von der unter Fig. 196 eine Abbildung gegeben ist. Doch ist dabei zu bemerken, dass die spitzbogige Wölbung erst in späterer Zeit hinzugefügt worden ist. — Jedenfalls wurden die Griechen in bezug auf Kühnheit und Grossartigkeit im Brückenbau von den Römern bei weitem übertroffen.

Das griechische Haus.

Die ersten Wohnungen waren, ausser natürlichen Höhlen, wo deren die Natur darbot, bei den Griechen wie auch bei anderen primitiven Völkern Hütten, die nach der Natur des Landes auf verschiedene Weise hergestellt werden konnten. Ihnen mögen lange Zeiten hindurch auch die fester und bequemer hergestellten Häuser dieser Stämme entsprochen haben; vielleicht giebt die Form der ältesten Gräber, sowie eine Reihe von Grabcisten, die aus Kreta stammen, uns eine Vorstellung von den ältesten Hausbauten. Danach ist ein quadratisch von Mauern eingeschlossener Raum von einem auf allen vier Seiten ansteigenden, nach oben zusammenlaufenden Dache bedeckt. Nicht ohne Grund wird diese Form als die in Europa ursprünglich heimische Bauweise bezeichnet; später ist unter orientalischem Einfluss an die Stelle des auf allen Seiten ansteigenden Daches das flache mit Lehm gedeckte Dach getreten. Immerhin ist hier noch der Vermutung weiter Spielraum gelassen, da es uns an sicheren Nachrichten aus dem Altertum ebenso wie an sicheren Resten fehlt.

Einer anderen Art von Hausanlagen, die gleichfalls einer weit vor den historischen Zeiten liegenden Entwickelung angehören, begegnen wir auf dem Sipylos bei Magnesia. Dort hat Humann auf einem nur unter grossen Schwierigkeiten zu erklimmenden Berge Hausreste gefunden, von denen beifolgende Abbildung (Fig. 197) eine Vorstellung giebt: an den schrägen Abhang des Berges, dicht neben einem in schwindelnde Tiefe senkrecht abstürzenden Felsriss, sind Einschnitte in den Fels gemacht, so dass die Wände, so hoch wie der Fels reichte, durch den lebenden Fels gebildet wurden; darauf hat man jedenfalls nach oben die Mauern durch Lehmaufhäufungen fortgesetzt; Balken, für deren Einfügung in die Hinterwand des Felsen Löcher gehauen sind, bildeten die Grundlage der Decke. Cisternen, die vor den Häusern angelegt sind, dienten zur Wasserversorgung. Oefter stehen zwei Häuser neben einander, dann hat man zwischen ihnen einen schmalen Felsgrat stehen lassen, der als Grundlage für die gemeinsame Scheidewand diente. Auch auf der Spitze des Hügels, die eine kleine Hochebene bildet, sind Spuren einer ehemaligen Bewohnung zu sehen, vor allem verdient aber dort ein aus dem Felsen gearbeiteter breiter thronartiger Sitz, dem wohl der von Pausanias angegebene Name Thron des Pelops zukommt, die Aufmerksamkeit des Betrachters (Fig. 198). Leider ist der in den Wohnhäusern aufgehäufte Schutt, der ohne Zweifel über die Art und Weise

ihrer Erbauung Aufschluss geben würde, noch in keinem Falle ausgeräumt worden, so dass darüber noch keine Klarheit erlangt ist.

Nicht unähnlich den auf dem Sipylos gefundenen Resten sind die Spuren einer Ansiedlung, die auf den südwestlich von der Akropolis gelegenen Hügeln aufgefunden sind; die Ansiedler, die sich dort niederliessen, haben sich auch Höhen zu ihren Wohnstätten ausgesucht, wenngleich sie nicht so wie jene auf unzugängliche Berge sich flüchten zu müssen glaubten, sie haben wie dort dem

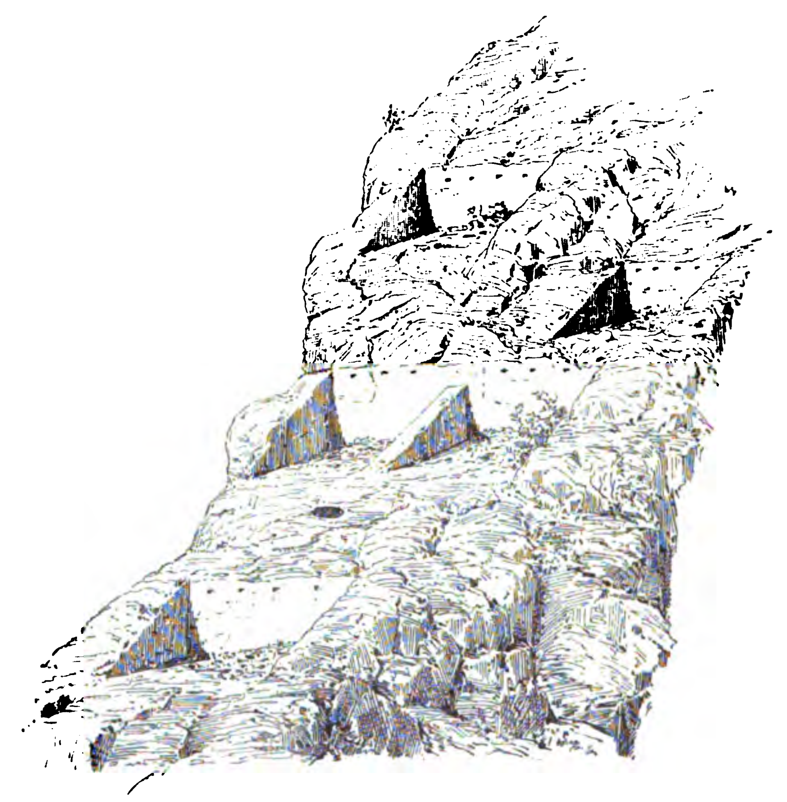


Fig. 197. Hausreste auf dem Sipylos.

Felsen selbst ihre Wohnungen abgerungen, wie auf dem Sipylos finden sich auch auf dem Pnyxgebirge gemeinsame, aus dem Fels ausgesparte Trennungswände, und Cisternen zur Wasserversorgung.

Doch ausser diesen dürftigen Spuren ist uns von den ältesten Ansiedlungen nichts erhalten; dass in der Kleinheit und Dürftigkeit die historische Zeit sich von diesen Anlagen nicht wesentlich unterschied, wird sich weiter unten zeigen. Welcher Abstand zwischen ihnen und den oben geschilderten Palastanlagen der Anakten von Tiryns und Mykenae!

Diese treten uns als etwas Fertiges entgegen, vielleicht in Folge von fremden, überseeischen Einflüssen. Bei aller Uebereinstimmung dieser mit den

von Homer geschilderten Wohnhäusern der Fürsten ist doch nicht zu verkennen, dass in den letzteren eine gewisse Beschränkung, ein Rückgang des Bauluxus eingetreten ist, für den, wie schon mehrfach, die durch die dorische Wanderung hervorgerufene Umwälzung verantwortlich gemacht werden muss. Gegen die Mitte des zweiten Jahrtausends, so kann man auf Grund der Ausgrabungen sicher sagen, hat in den um den östlichen Teil des Mittelländischen Meeres herumgelegenen Ländern ein bedeutender Reichtum und eine hohe Kultur geherrscht, die in den folgenden Jahrhunderten verschwunden ist. Der Unterschied wird deutlich hervortreten, wenn wir auf Grund der homerischen



Fig. 198. Der Thron des Pelops auf dem Sipylos.

Poesie das Herrscherhaus, welches Homer kennt, bestimmen und dann mit den Fundthatsachen von Tiryns vergleichen.

Nach den homerischen Schilderungen zerfiel der Königspalast — und mit den durch beschränkteren Raum gebotenen Abweichungen wird diese Einrichtung sich auch bei der Mehrzahl grösserer Privatwohnungen wiedergefunden haben — in drei Teile, deren Sonderung ziemlich deutlich hervortritt. Der erste Teil ist für die Geschäfte des gewöhnlichen Lebens und für den Verkehr nach aussen bestimmt; es ist der Hof, bei Homer *αὐλή* genannt, in den man von der Strasse aus durch ein zweiflügeliges Thor (*τὰ πρόθυρα*, *θύραι δικλίδες*) eintrat. Wirtschaftsgebäude, bestimmt zur Aufbewahrung von Vorräten, für die Handmühlen, zu Schlafkammern der Knechte und Ställen für die Rosse und das Schlachtvieh, wenn letzteres nicht in gesonderten Gehöften untergebracht war, umgaben diesen Hof, dessen Mitte der Altar des hausbeschützenden Zeus (*Ζεὺς ἑρκεῖος*) einnahm. Gegenüber dem Hofthore erhob sich die Front

des eigentlichen Wohngebäudes (δῶμα oder δόμος) der Familie des Anakten, vor dessen Eingangsthür sich eine bedeckte Säulenhalle (αἴθουσα δώματος), entsprechend einer ähnlichen zu beiden Seiten des Hofthores befindlichen Halle (αἴθουσα αὐλῆς), hinzog. Diese Säulenstellung vor dem Anaktenhause haben wir uns, da sie in den homerischen Gesängen als gelegentlicher Beratungsplatz der Fürsten bezeichnet wird, als ziemlich geräumig vorzustellen. Durch sie gelangte man in das Vorhaus (πρόδομος), das entweder als eine in seiner Länge der Front des eigentlichen Hauses entsprechende abgeschlossene Vorhalle, oder auch als der innerste, etwa durch eine Wand abgeschlossene Teil der αἴθουσα δώματος aufzufassen ist; für die übernachtenden Gäste werden im Homer in diesem Raume die Lagerstätten bereitet.

Das eigentliche Wohnhaus (δῶμα) des Herrschers und seiner Familie, das wir vom Prodomos aus betreten, umfasst den Männersaal, die Frauengemächer, das Ehegemach, die Rüst- und Schatzkammer. Den Männersaal, τὸ μέγαρον, den Hauptbestandteil des Palastes, haben wir uns nach den homerischen Schilderungen als einen mächtigen, auf Säulen ruhenden Raum zu denken, der, vielleicht im Gegensatz zu dem luftigen, vom vollen Tageslicht beleuchteten Prodomos, als schattig (σκιόεις) bezeichnet wird, also als einen Raum, in welchen nur durch die Thür oder durch die in der rauchgeschwärzten Decke zum Abzug des Rauches angebrachte Oeffnung Licht eindrang. In der Nähe der Hinterwand des Megaron, gegenüber der zu den Frauengemächern führenden Thür, stand der Herd (ἐσχάρη), auf welchem die Speisen für die im Saale Schmausenden bereitet wurden.

Der Fussboden bestand meist nur aus festgestampfter Erde (im Hause des Odysseus werden darin ohne Schwierigkeit die Beile aufgestellt); bei den Wänden wird glänzender Metallschmuck erwähnt.

Den dritten Teil des ganzen Gebäudes bildeten endlich die Räume, die für das engere Familienleben bestimmt waren und mit dem Gesamtnamen θάλαμοι bezeichnet wurden. Zu ihnen gelangte man vom Megaron durch einen kleinen Korridor; sie bestanden zunächst aus einem zur ebenen Erde gelegenen Saal, bestimmt zum Aufenthalt der weiblichen Mitglieder der Familie und ihrer Dienerinnen bei Tage. Kleinere Kammern, die Schlafstätten für die dienenden Mägde, deren Zahl sich im Hause des Odysseus auf fünfzig belief, mochten zur Seite dieses Saales liegen, während ein oberes Stockwerk (ὑπερῷον) noch gesonderte Schlaf- und Wohngemächer für die Familie des Fürsten enthielt. Das Ehegemach des Herrscherpaares, der Thalamos im engeren Sinne, war vielleicht in dem unteren Geschoss zu Ende des grossen Frauensaales angeordnet, wenigstens scheint hier Odysseus sein Schlafgemach angelegt zu haben, indem er den auf seinem Hofe befindlichen Oelbaum kappte und den Stamm desselben als Pfosten für das Ehebett benutzte.

Soweit lässt sich in allgemeinen Umrissen nach Homer das Anaktenhaus zeichnen, indem man auf Einzelheiten, bei denen der Dichter je nach Bedürfnis willkürlich verfährt, Verzicht leistet. Vergleicht man damit die Räume, die sich in Tiryns ergeben haben, so muss man zu der Ueberzeugung kommen, dass die homerische Fürstenwohnung bei weitem bescheidener ist als die

tirynthische. Hier haben wir vier Höfe von teilweise grosser Ausdehnung, dort nur einen, der noch dazu allen möglichen Zwecken, auch denen der Landwirtschaft, dienen muss, was bei dem mit schönem Estrich versehenen von Tiryns ganz ausgeschlossen ist. Vor allem aber ist das Frauengemach in Tiryns reicher ausgestattet als bei Homer, wo auch die Frau den grössten Teil des Tages im Megaron der Männer zuzubringen genötigt ist.

Von der Einrichtung des Hauses in der historischen Zeit ist nur wenig Sicheres auf uns gekommen. Die Schriftsteller lassen uns, von gelegentlichen Andeutungen abgesehen, fast völlig im Stich, die Kunst begnügt sich mit geringen Andeutungen (eine Säule dient dazu, ein ganzes Haus zu bezeichnen u. dergl. mehr), und Reste von Wohnhäusern sind fast gar nicht auf uns gekommen. Dass von Privathäusern so wenig Reste geblieben sind, während von Tempeln stattliche Ruinen, ja fast die vollen Gebäude uns erhalten sind, erklärt sich aus der Natur des verwendeten Materials. Während man für die Tempel der Götter und für andere öffentliche Gebäude frühzeitig den Lehmbau aufgegeben hat und zum Steinbau übergegangen ist, hat man für die Privathäuser lange Zeit, wohl bis zur Mitte des vierten Jahrhunderts hin, sich mit Lehmwänden beholfen, die kleine unansehnliche Räume einfassten, von denen nach etwaiger Zerstörung kaum Spuren übrig bleiben konnten. „Unsere Vorfahren", sagt Demosthenes Ol. III 25, „haben von Staatswegen so viele und so prächtige Gebäude aufgeführt und mit so hervorragenden Weihgeschenken geschmückt, dass sie keinem der Nachkommen die Möglichkeit, sie zu überbieten, gelassen haben; privatim aber waren sie so bescheiden und so demokratisch gesinnt, dass man die Häuser des Aristides oder Miltiades und anderer damals hervorragender Männer nicht von denen ihrer Nachbarn unterscheiden kann." Die ewigen Fehden, welche die griechischen Städte gegen äussere Feinde und unter einander zu führen hatten, zwangen sie, sich mit Ringmauern zu umgeben, der von diesen eingeschlossene Raum musste auch bei Erweiterung der Bürgerschaft ausreichen, und die Folge davon war, dass man nur kleine Wohnungen kannte, dass die Häuser dicht an einander gedrängt waren und sich mit einer gemeinsamen Scheidemauer begnügten. So konnten die Platäer bei dem Ueberfall durch die Thebaner sich dadurch unbemerkt unter einander in Verbindung setzen, dass sie die gemeinsamen Scheidemauern durchbrachen und so aus einem Hause in das andere gelangten. Dass die Häuser aus ungebrannten Lehmziegeln erbaut waren, geht unter anderem daraus hervor, dass die Einbrecher ihr Handwerk derart betrieben, dass sie von aussen ein Loch in die Mauer brachen und sich dadurch den Zutritt in das Haus öffneten (*τοιχωρύχοι*). Ueber dem Erdgeschoss erhob sich nur ein Obergeschoss, das man öfter auf Kosten der Strasse durch Hinausschieben über die untern Mauern zu vergrössern suchte, ein Verfahren, gegen welches in Athen die Behörde der *ἀστυνόμοι* einzuschreiten hatte (Aristot. *Ἀϑ πολ.* c. 50 sie sorgen dafür, dass die Wege nicht bebaut werden und dass die oberen Stockwerke nicht über die Strasse vorragen, dass keine Dachrinnen angebracht werden, die das Wasser nach der Strasse ergiessen, und dass die Thüren sich nicht nach aussen öffnen). Dass die Häuser der Griechen nur klein, schmucklos und von geringem Werte

waren, lässt sich aus den Preisen erkennen, die für ein Haus gezahlt werden; so sagt Sokrates von sich, dass er fünf Minen besitzt, und in diesen seinen Besitz ist sein Haus eingerechnet; das Haus des Stephanos bei Demosth. adv. Neaer. 39 wird auf sieben Minen veranschlagt; es kann daher nicht Wunder nehmen, wenn beim Ausbruch des peloponnesischen Krieges die auf dem Lande wohnenden Bürger ihre Häuser nicht bloss aufgaben, sondern sogar niederrissen und mit dem Gebälk nach Athen zogen, um dort auf den freien Plätzen der Stadt sich neue Häuser aufzubauen (Thuk. II 14). Das Gebälk war eben das Kostbarste an dem ganzen Hause. Auch brauchten die Griechen bei ihren Lebensgewohnheiten keine grossen Häuser; von früh an waren sie, da die eigentlichen Arbeiten den Sklaven überlassen waren, in der Oeffentlichkeit zu finden, genau so wie heute. Die Palästren, die Volksversammlung, die Gerichte nahmen den Bürger während des Tages gewöhnlich so in Anspruch, dass er, ausser zum Essen und Schlafen, kaum recht zu Hause zu finden war. Dass es neben den kleinen, unbedeutenden Häusern auch grössere, den reicheren Bürgern gehörige gab, ist natürlich zweifellos, man braucht da nur an das Haus des Kallias, des Sohnes des Hipponikos, zu denken, in welches Plato den Dialog Protagoras verlegt. Aber das waren doch verhältnismässig wenig zahlreiche Ausnahmen. Erst mit dem Auftreten der makedonischen Herrschaft nimmt der Bauluxus überhand; je weniger für öffentliche Gebäude gesorgt wird, je mehr jeder einzelne Bürger sich den Opfern, die der Staat an seinen Körper und seinen Beutel stellt, zu entziehen sucht, desto mehr nimmt der Privatluxus überhand, der neben anderem auch auf Schaffung eines grossen, mit allen möglichen Räumen ausgestatteten Hauses bedacht ist. Jedoch selbst eine solche Erweiterung kann mehr bei den Gebäuden stattgefunden haben, welche die Reichen und Grossen sich auf dem Lande aufführen liessen, als bei städtischen Wohnhäusern, denen durch die Beschränktheit des Raumes und den festgeordneten Lauf der Strassen ganz bestimmte Grenzen gezogen waren.

Hieraus geht hervor, dass für das städtische Wohngebäude der Regel nach nur ein Hof anzunehmen ist. Vitruvs Beschreibung bezieht sich, wie dies aus der grossen Anzahl von Pracht- und Luxusgemächern ersichtlich ist, auf die palastartigen Bauten der nachalexandrinischen Periode; doch ist diese Beschreibung deshalb für unseren Zweck von nicht geringerer Bedeutung, da uns in dem von ihm zuerst beschriebenen Teile, den er Gynaikonitis (γυναικωνῖτις) nennt, der eigentliche Kern altgriechischer Häuseranlage erhalten scheint, wogegen der von ihm Andronitis (ἀνδρωνῖτις) benannte Teil die Anlage eines mehr gesteigerten Luxus enthält. Suchen wir uns nun zunächst das ältere einfache Haus nach dieser Beschreibung zu vergegenwärtigen.

„Wenn man“,*) sagt Vitruv, „durch die Thüre getreten ist, so kommt man in einen nicht breiten Gang, den die Griechen θυρωρεῖον nennen.“ Es ist unser Flur. Rechts und links von ihm liegen Räume für häusliche Zwecke.

*) Die in der Beschreibung enthaltenen Beziehungen auf das römische Haus sind in der obenstehenden Umschreibung des Vitruv ausgelassen; auf sie wird später Rücksicht genommen werden.



Vitruv führt auf der einen Seite Pferdeställe, auf der anderen die Cellen der Thürhüter an. Durch den Flur, der von anderen auch *θυρών* und *πυλών* genannt wird, tritt man in das *περιστύλιον*. Das Peristylion ist der offene, mit Säulenhallen umgebene Hof, der einerseits *αὐλή* genannt und andererseits als *τόπος περικίων* erklärt wird. „Dieses Peristyl", fährt Vitruv fort, „hat auf drei Seiten Säulenhallen. Auf der Seite, die gegen Mittag gerichtet ist, befinden sich zwei Anten (das heisst Stirn- und Wandpfeiler), die sehr weit von einander abstehen und ein Gebälk tragen. Sie bilden den Zugang zu einem Raume, der zwei Drittel des Abstandes der Anten zur Tiefe hat. Dieser Ort wird von Einigen *προστάς*, von Anderen *παραστάς* genannt." Es ist dies also ein Zimmer, welches sich auf der einen breiten Seite vollständig gegen den Hof zu öffnet; ein offener Saal, auf den höchst wahrscheinlich auch die von den Griechen öfter gebrauchte Bezeichnung *παστάς* anzuwenden ist.

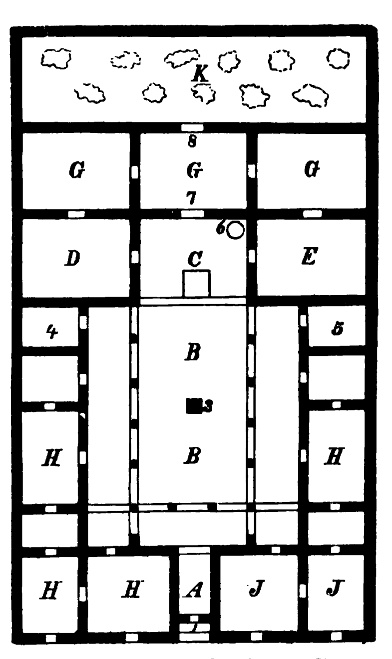


Fig. 199. Plan des griechischen Hauses.

„Weiter nach innen", schliesst Vitruv, „befinden sich grosse Säle, in denen sich die Hausfrau mit den spinnenden Mägden aufhält. Rechts und links aber von der Prostas sind Schlafgemächer (*cubicula*) angeordnet, von denen das eine Thalamus, das andere Amphithalamus genannt wird. Rings um den Hof unter den Hallen befinden sich Gemächer für den häuslichen Verkehr, Speisezimmer, Schlafzimmer, auch Cellen für das Hausgesinde. Dieser Teil des Hauses heisst Gynaikonitis." Wir haben schon oben die Ansicht ausgesprochen, dass uns in der Gynaikonitis das altgriechische Haus selbst erhalten sei, in welchem dem Manne, der in der Oeffentlichkeit zu leben gewohnt war, wohl von Anfang an nur der geringere vordere Teil eingeräumt gewesen sein mag, während in dem hinteren Teile die Hausfrau mit den Mägden zu schalten und walten hatte. In dieser wohlbegründeten und auch von anderen Forschern geteilten Voraussetzung können wir die Restauration des älteren griechischen Wohnhauses versuchen, wie eine solche unter Fig. 199 gegeben wird. In derselben sind leicht die oben besprochenen Hauptteile des Gebäudes zu erkennen; *A* ist der schmale Hausflur, *B* der offene mit Säulenhallen umgebene Hof, *C* der offene Saal (*προστάς, παραστάς, παστάς*), dem sich einerseits das Schlafgemach des Hausherrn *D*, der Thalamos, und andererseits der Amphithalamos *E* anschliessen, der vielleicht als das Schlafgemach der Töchter betrachtet werden kann. Dahinter befinden sich grössere Räume für die unter Aufsicht der Hausfrau arbeitenden Mägde (*G*), während rings um den Hof und in dessen Hallen mündend sich andere Gemächer für häuslichen Bedarf, wie Vorratskammern,

Schlafzimmer u. s. w. anschliessen (*H*), von denen einige, die auf die Strasse münden, zu Läden oder Werkstätten bestimmt sein konnten (*J*). Hinter dem Hause konnte sich, mehr oder weniger durch die Nachbarhäuser eingeengt, ein Garten befinden (*K*), dessen Erwähnung bei den Alten nicht selten ist.

Zur Veranschaulichung der inneren Räume diene Folgendes. Die in den Flur führende Hausthür, die vielfach mit einem Schutzdach versehen war (Fig. 200), scheint meist in der Flucht der Façade gelegen zu haben; die Ausdrücke *πρόθυρον* und *προπύλαιον* aber deuten darauf hin, dass in einigen Häusern wenigstens sich ein kleiner Raum vor der Thür befunden habe, der baulich charakterisiert und entweder mit Antenpfeilern oder auch mit Säulen verziert



Fig. 200. Thür mit Schutzdach.

werden konnte. Auf dem Grundriss ist dies Propylaion mit 1 bezeichnet. Neben demselben stand öfter das Bild des Apollon Agyeus, sowie ein Bild des wege- und verkehrbeschützenden Hermes in Form einer blossen Säule oder eines Pfeilers.

Den Hof schmückte gewöhnlich ein Altar, der freistehend und von allen Seiten sichtbar, dem Zeus Herkeios als dem obersten Schutzgotte des Hauswesens geweiht war, in den weniger zugänglichen Teilen dagegen, den mit der Säulenhalle zusammenhängenden *alae* (4 und 5), befanden sich die Heiligtümer der *θεοὶ πατρῷοι*, der angestammten Familien- und Geschlechtsgötter. Von dem Hofe aus tritt man in den offenen Saal, der gleichsam die Grenzscheide für den öffentlichen und den engeren Familienverkehr des Hauswesens ausmacht und der den geeignetsten Raum für die Versammlungen der Familie zu den Opfern und den gemeinsamen Mahlzeiten darbietet. Ich stehe daher auch nicht an, hier den Herd, das Heiligtum des Hauses und zugleich der allerhal-

tenden Göttin Hestia anzunehmen. Nachdem er ursprünglich wohl als wirklicher Feuer- und Kochherd gedient hatte, blieb er in späteren Zeiten, als schon besondere Räume für die Küche notwendig geworden waren, noch immer der Mittelpunkt des Hauses, und alle Ereignisse des häuslichen Lebens wurden durch heilige Handlungen an diesem Altar bezeichnet. Besondere Veranlassung zur Verehrung der Hestia boten alle wichtigeren Vorgänge im häuslichen Leben: Abreise und Rückkehr, Aufnahme in's Haus, selbst bei den Sklaven, die überhaupt an dem häuslichen Gottesdienst der Hestia als Hausgenossen Teil hatten, wie Verlassen desselben, daher besonders Geburt, Namengebung, Hochzeit und Tod. Einer besonderen Heiligkeit erfreute sich ihr Altar als Asyl: zu ihm floh der Sklave aus Furcht vor Strafe; an ihm fand der Fremde, ja selbst der Feind des Hauses sicheren Schutz, denn die Verehrung der Hestia vereinigte alle Bewohner des Hauses, Freie wie Sklaven, und Fremde nicht weniger als die Hausgenossen. Der Altar hatte demnach eine Bedeutung, die tief in das ganze häusliche Leben der Griechen eingriff und welcher der von uns dafür bestimmte Platz auf das vollständigste zu entsprechen scheint.

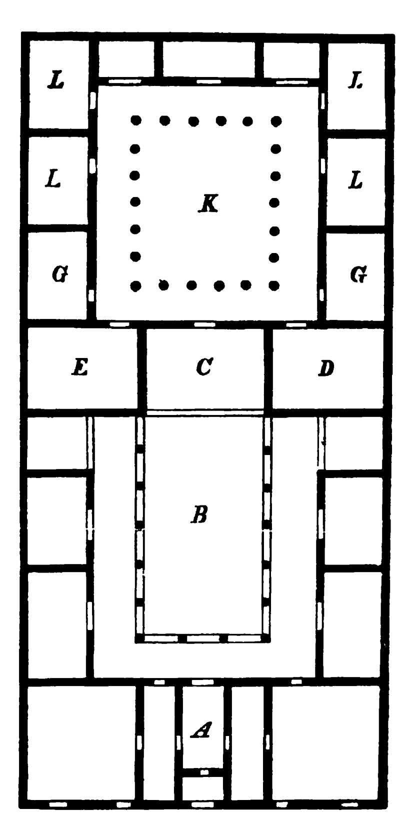


Fig. 201. Plan des erweiterten Hauses.

Von der Prostas gelangt man rechts und links nach dem Thalamos und dem Amphithalamos (*θάλαμος, ἀμφιθάλαμος*), in deren ersterem Heiligtümer der Hochzeits- und Ehegötter sich befanden; in der Hinterwand der Prostas ist eine Thür angebracht, die, als besonders wichtig in der Einrichtung des griechischen Hauses, sehr häufig von den Schriftstellern erwähnt wird. Sie wird *μέταυλος* genannt, im Gegensatz zu der von aussen in den Hof führenden *θύρα αὔλειος*, „weil sie der *αὔλειος* gegenüber jenseits oder hinter der *αὐλή* liegt". War sie geschlossen, so wurde dadurch für die Mägde, die in den Arbeitssälen beschäftigt waren und in den darüber befindlichen Obergeschossen (*πύργοι*) geschlafen zu haben scheinen, der Verkehr mit den übrigen Teilen des Hauses unmöglich. Stiess ein Garten an das Haus, so musste auch dieser durch eine Thür in Verbindung mit dem Hause stehen. Diese hiess die Gartenthür (*θύρα κηπαία*) und ist auf unserem Plane mit 8 bezeichnet.

Wir fügen dieser Beschreibung des älteren griechischen Hauses mit einem Hofe noch einige Bemerkungen über die grösseren und prächtigeren Wohnhäuser einer späteren Zeit hinzu, in denen zwei Höfe angeordnet waren.

Je mehr nämlich Luxus und Ueppigkeit stiegen, um so grösser wurden auch die Bedürfnisse für den Haushalt wohlhabender Personen; aber der grösseren Mehrzahl nach werden auch in den spätesten Zeiten die gewöhnlichen Häuser so zu denken sein, wie wir sie oben geschildert haben. Es erschien also mitunter wünschenswert, die Häuser durch Anlegung eines zweiten Hofes zu erweitern; dies konnte aber nur nach der inneren Seite hin geschehen, da für das Vorderhaus die Strasse eine unverrückbare Grenze bildete, während die Gärten das bequemste Terrain für die Anlage eines zweiten Hofes darboten. Dem entsprechend ist auf dem Grundriss Fig. 201 der ganze vordere Teil des Hauses unverändert geblieben; die Veränderung besteht darin, dass man aus der Metaulos (Fig. 199, 7), anstatt in einen der grossen Arbeitssäle, unmittelbar in den zweiten Hof (*K*) eintrat, an den sich die Arbeitssäle (*G*), sowie andere Gemächer anschlossen (*L*), über deren Lage durchaus nichts Bestimmtes angegeben werden kann, da gerade bei Privathäusern die Rücksicht auf den verfügbaren Raum, die Grösse der Familie und tausend Zufälligkeiten des gewöhnlichen Lebens die Anlage vielfach abändern mussten.

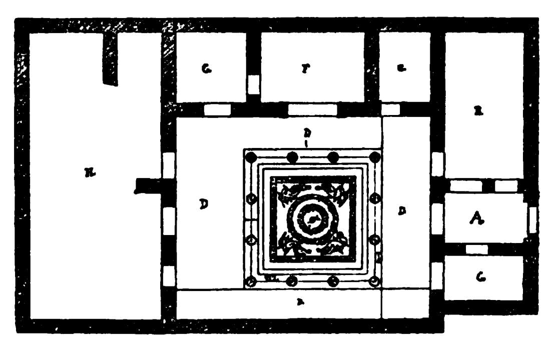


Fig. 202. Haus in Delos.

Der so gewonnene Raum wird nun der Schauplatz des engeren häuslichen und Familienlebens, während der erste Hof für den mehr öffentlichen Verkehr bestimmt ist. Die Metaulos bleibt nach wie vor die Grenze beider Teile, und dadurch erklärt es sich, dass dieselbe Thür auch mit dem Namen *μέσαυλος* bezeichnet werden kann. Die Metaulos, das heisst die hinter dem (ersten) Hofe belegene Thür, wird zugleich zur *μέσαυλος*, das heisst zu einer zwischen zwei Höfen liegenden, wenn zu dem ersteren vorderen ein zweiter innerer Hof hinzugefügt wird. Was aber die Prostas, in deren hinterer Wand die Mesaulos-Metaulos angebracht ist, anbelangt, so behält dieselbe ihre Bedeutung und ihre durch die Aufstellung des heiligen Herdes bedingte Würde auch hier vollkommen bei, und es wird diese ganze Anordnung um so wahrscheinlicher, als aus ihr Form, Anlage und Stellung des in dem römischen Hause so wichtigen Tablinum abgeleitet werden kann, dem die Prostas sehr wahrscheinlich zum Vorbilde gedient hat.

Natürlich enthält die obige Beschreibung nur eine ganz allgemeine Norm für die Anlage des Wohnhauses, während in der Wirklichkeit bedeutende Abweichungen stattgefunden haben. Man blicke auf die grosse Verschiedenheit der in Pompeji erhaltenen Gebäude, die im allgemeinen die Norm des römischen Hauses zeigen, im Einzelnen aber durchweg von einander abweichen; man blicke auf die tausendfach verschiedene Gestaltung des modernen Wohnhauses, und man wird sich leicht vergegenwärtigen können, wie sehr auch bei der

Gestaltung des griechischen Hauses Zufall, Lage und Ausdehnung des Terrains, sowie die persönlichen Verhältnisse und Bedürfnisse der Besitzer zu den mannigfachsten Abweichungen von der allgemeinen Regel haben führen müssen. So zeigt auch das so ziemlich einzige Beispiel eines erhaltenen Privatbaues grosse Abweichungen. Es ist dies ein auf der Insel Delos aufgefundenes Gebäude, dessen Grundriss wir unter Fig. 202 mitteilen.

Man gelangt durch die Vorhalle *A*, von der aus Thüren zu den Zimmern *B* und *C* führen, von der Strasse aus zu dem Hauptraum des Hauses *D*,

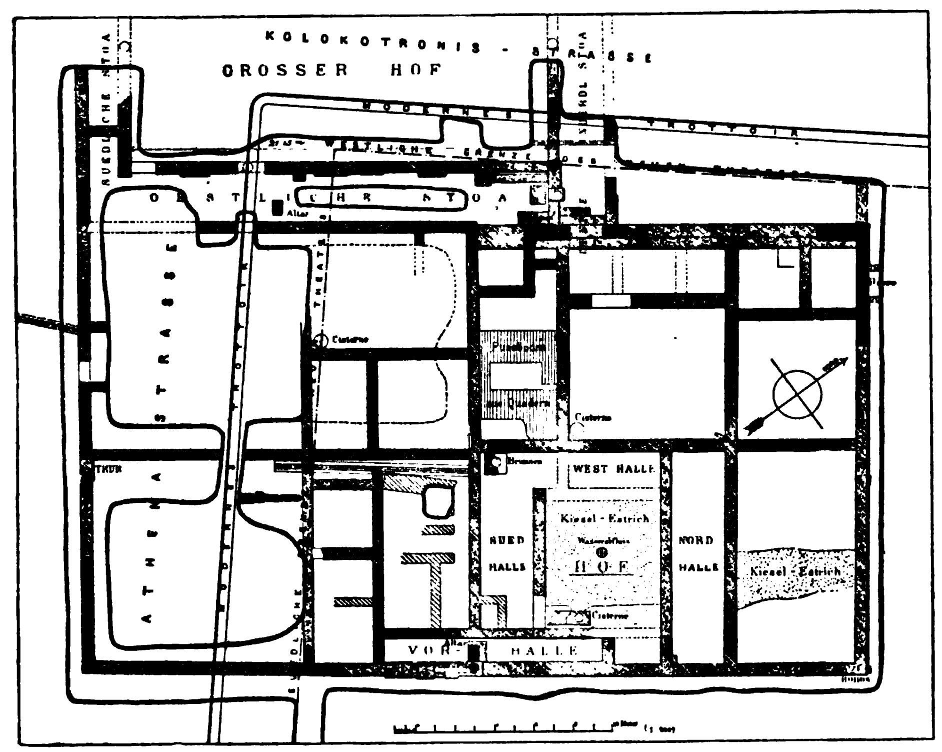


Fig. 203. Haus der dionysischen Künstler in Peiraieus.

dessen Decke von zwölf Säulen getragen wird; der Fussboden des von den Säulen eingeschlossenen Hofes ist ganz mit Mosaik bedeckt; unter ihm befindet sich eine grosse Cisterne. Aus der Halle gelangt man in die Zimmer *E*, *F* und *G*; ganz besonders prachtvoll ist die von *D* zu *F* führende Marmorthür ausgestattet. Der Eingangsthür gegenüber befand sich ferner ein die ganze Breite des Hauses einnehmender Saal *H*, der vielleicht im Altertum in mehrere Räume geteilt war. Alle bedeckten Räume waren mit weissem Mosaikfussboden versehen, die Wände waren aus Bruchsteinen erbaut und mit einem feinen Marmorstuck überzogen. Ein Obergeschoss war vorhanden.

Eine grössere Anlage, die allerdings nicht einem Privathaus angehört, sondern der Vereinigung der dionysischen Künstler (der Schauspieler u. s. w.

als Versammlungshaus gedient hat, ist kürzlich im Peiraieus zum Vorschein gekommen; leider ist wegen der verschiedenen Um- und Neubauten der Plan nicht so klar, dass man über die Verwendung aller Räume genügenden Aufschluss erhielte. Der Eintritt wird durch eine breite mit Säulen geschmückte Vorhalle vermittelt; dort steht auch ein Altar; aus der Vorhalle gelangt man in einen Hof, der auf drei Seiten mit Hallen umgeben ist, der also dem Peristyl des Privathauses entspricht; um ihn herum liegen noch andere Höfe und kleinere und grössere Zimmer, über deren ehemalige Bestimmung heute ein Urteil nicht mehr möglich ist (Fig. 203).

Die Gräber.

Von den Wohnungen der Lebendigen gehen wir zu den Ruhestätten der Verstorbenen über; von den Häusern wenden wir uns zu den Gräbern. Bei der grossen Pietät des hellenischen Volkes gegen die Verstorbenen hat diese Art von Denkmälern eine ungemein grosse Bedeutung erhalten und eine überraschende Mannigfaltigkeit von Formen hervorgerufen. Wir wollen diese Fülle von Gräberformen nach ihrer Herstellungsart betrachten und sie in bestimmte Gruppen zu bringen suchen. Danach bestehen die Gräber in Erdaufschüttungen (Massenbauten), in Felsenanlagen und in Freibauten, von denen jede durch die Natur des Bodens, sowie durch die gewählte Art der Totenbestattung bedingt, eine grosse Mannigfaltigkeit in Form, Grösse und Herstellung zulässt.

In steinarmen Gegenden wird man Hügel von Erde aufschütten; aus einzelnen Steinen wird man sie auftürmen, wo deren in oder auf der Erde gefunden werden; in felsigen Landstrichen wird man natürliche Höhlen zur Beisetzung benutzen oder den Felsen zu demselben Zwecke aushöhlen, und dies sind in der That die ältesten Gräberformen, während in späterer Zeit und bei gleichmässig verbreiteter künstlerischer Bildung freistehende Monumente zu errichten allgemeinere Sitte wurde.

Was zunächst die Erdhügel betrifft, so war diese Form des Grabmals, weil die einfachste und natürlichste, seit den ältesten Zeiten den Völkern der kaukasischen Rasse gemein, wie zahlreiche Ueberreste von den östlichsten bis zu den westlichsten Sitzen derselben dies bekunden. Auch Griechenland ist reich an solchen primitiven Monumenten, die in einer kleinen Grabkammer den Ueberresten Schutz gewähren und, indem sie durch ihre Form die Aufmerksamkeit auf den durch die Bestattung geheiligten Ort ziehen, neben dem Zwecke des Grabmals zugleich den des Denkmals erfüllen. Den ersten Stufen baulicher Thätigkeit entsprechend, stellen sie sich auch in ihrer äusseren Erscheinung mehr als von der Natur, denn von Menschenhänden geschaffen dar; sie wurden daher auch von den Griechen Hügel (*κολωνοί*) genannt, während sie nach der Art der Errichtung, das heisst der Aufschüttung, auch öfter mit dem Ausdruck *χώματα* bezeichnet wurden. Als solche einfache Erdaufschüttungen hat man sich jene gewaltigen Erdhügel zu denken, die man noch heutzutage an den

Ufern des Hellespontos erblickt, und die der altgriechischen Sage nach die Gebeine der homerischen Helden, des Achilleus, Patroklos, Aias und Protesilaos in ihrem Innern bargen. Nach den neueren Untersuchungen Schliemanns, der auch die Grabhügel der Troas erforscht hat, scheinen sie jedoch nicht als wirkliche Gräber, sondern als Kenotaphien zum Andenken an berühmte Helden aufgeworfen zu sein, so wie Menelaos dem Agamemnon zu Ehren in Aegypten ein Grabmal errichtet (Hom. Od. IV 583: Und nachdem ich den Zorn der unsterblichen Götter gesühnet, Häuft' ich ein Grabmal auf, Agamemnon zum ewigen Nachruhm). Solche weithin sichtbare Ruhestätten errichteten auch die Athener ihren in der grossen Freiheitsschlach gefallenen Brüdern in der Marathonischen Ebene, deren grössere, ursprünglich dreissig Fuss hohe unter Fig. 204 dargestellt ist.



Fig. 204. Grabhügel in der Ebene von Marathon.

Nachdem Schliemann den Hügel ausgegraben und die Ueberzeugung erlangt hatte, dass auch dieser Hügel nur als Erinnerungszeichen, nicht als wirkliches Grab gedient habe, ist durch die mehr in die Tiefe gehende Forschung der Archäologischen Gesellschaft in Athen der Beweis erbracht worden, dass dort wirklich die Reste der Marathonkämpfer bestattet worden sind. Wenigstens hat man in der Tiefe die von dem Leichenbrand herrührende Aschenschicht und zahlreiche Beigaben gefunden, die dem Anfang des fünften Jahrhunderts angehören, so dass man allen Grund hat, die Ueberlieferung, die an den Σωρός sich knüpft (mit diesem Namen wird der Hügel bezeichnet) für wahr zu halten. Kleinere Tumuli liegen noch mehrfach in der attischen Ebene, und von ähnlicher äussererBeschaffenheit sind auch die grossen Grabhügel der bosporanischen Könige, die sich zu Pantikapaion am kimmerischen Bosporus befinden und von denen Fig. 205 ein Beispiel giebt.

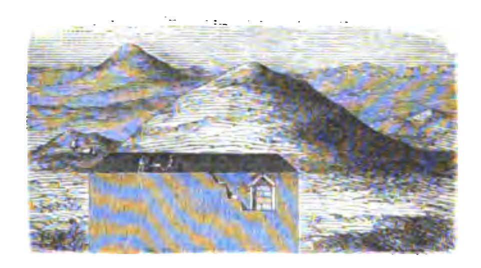


Fig. 205. Grabhügel zu Pantikapaion.

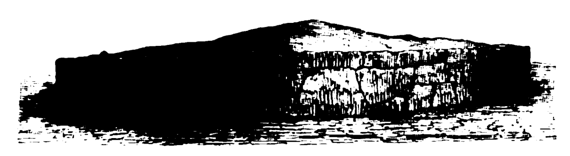


Fig. 206. Grabhügel auf Syme.

Um solchen Aufschüttungen eine grössere Festigkeit zu geben und das Abrollen der angehäuften Erde zu vermeiden, versah man sie häufig mit

einer steinernen Einfassung, wie dies bei den von Pausanias geschilderten Gräbern des Aipytos zu Pheneos in Arkadien und des Oinomaos zu Olympia der Fall gewesen ist, und noch heute hat sich auf der Insel Syme ein Tumulus erhalten, der vollständig der Beschreibung des Pausanias entspricht. Derselbe hat einen Durchmesser von 19 m und ist in seiner ganzen Ausdehnung von einem 1,25—2,19 m hohen Rande (*κρηπίς* oder *θριγκός*) umgeben, der aus polygonalen unbehauenen Steinen (*λίθοι ἀργοί*, *λογάδες*) besteht (Fig. 206). Der kegelförmige Erdaufwurf ist fast gänzlich zerstört.

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, dass auch Steine zu solchen Grabhügeln aufgeschichtet wurden; so ist z. B. der Grabhügel erbaut, den König



Fig. 207. Latomien von Syrakus.

Antiochos von Kommagene auf dem Nemrud-dagh sich hat errichten lassen, als er sich seinem Ende nahe fühlte. Der gewaltige Grabhügel, aus Schottersteinen aufgeführt, die jeden Versuch unbefugter Schatzgräberei unmöglich machen, erhebt sich auf dem über 6000 Fuss hohen Berge bis zu einer Höhe von gegen 40 Fuss; an seiner Basis sind Terrassen angebracht, welche Bilder der Götter und der Ahnen und Altäre trugen.

Dagegen bestand eine andere Art der älteren Bestattung darin, dass man die Leichen in Felsenhöhlen oder Grotten beisetzte, die entweder von der Natur selbst gebildet waren, oder durch Kunst hergestellt und architektonisch verziert wurden. Auch hier sind die mannigfaltigsten Arten und Abweichungen möglich. Eine natürliche Grotte in dem Abhange eines Felsens kann erweitert und zum

Grabe benutzt werden. Es kann der Felsboden unter der Oberfläche zu einer Kammer ausgehöhlt werden. Es kann endlich ein mehr oder weniger freistehender Felsblock innen ausgehöhlt und nach aussen architektonisch geschmückt werden.

Betrachten wir zunächst die unterirdischen Felsengräber. Zu diesen mögen schon in uralten Zeiten die Gänge und Höhlen der Steinbrüche Veranlassung gegeben haben. Solche Anlagen befinden sich bei Nauplia, deren Namen „Kyklopeia" auf das hohe Alter deutet, das man ihnen zuschrieb. Aehnliche Grotten von unregelmässiger Anlage kommen bei Gortyna auf der Insel Kreta vor. Nach einem regelmässigeren Plane ist die Nekropole von Syrakus angelegt, über deren Entstehung aus Steinbrüchen die noch heute dort sichtbaren Latomien (Fig. 207), das berüchtigte Gefängnis und Grab der Athener, Aufschluss zu geben vermögen.

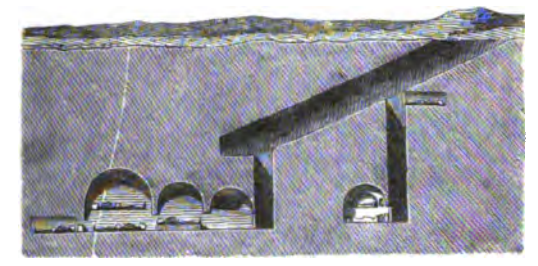


Fig. 208. Grabkammern in Pantikapaion.

Einfache Schachte, die tief in den Erdboden gehen und unten in eine Grabkammer münden, kommen unter den schon oben (Fig. 205) angeführten Königsgräbern von Pantikapaion vor (Fig. 208). Einen im Tumulus Jouz-Oba befindlichen, durch Ueberkragung von Steinbalken gebildeten unterirdischen Gang oder Tunnel, der im Hintergrunde in eine Grabkammer mit dem Sarkophag des Beigesetzten mündet, veranschaulicht Fig. 209.

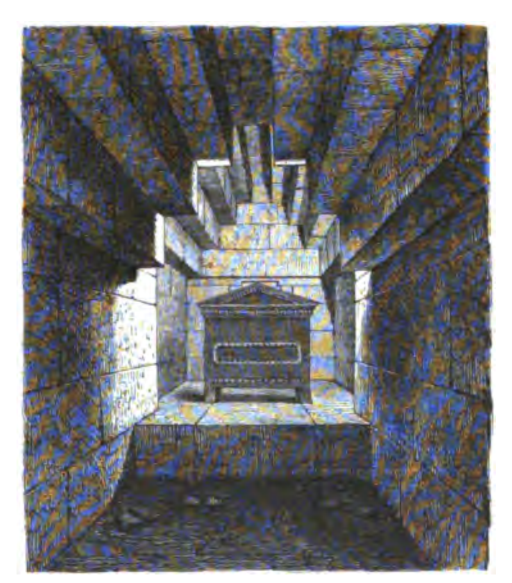


Fig. 209. Grab im Tumulus Jouz-Oba.

Ist schon die griechische Halbinsel reich an derartigen Grabanlagen, so bieten die griechischen Inseln vorzugsweise ein höchst reichhaltiges Material für die Kenntnis von Felsengräbern älterer und neuerer Zeit. Einige derselben sind so in den Felsboden getrieben, dass sich die Decke ohne weitere Stütze selbst trägt, wie dies bei dem unter Fig. 210 und Fig. 211 im Grundriss und Durchschnitt dargestellten Grabe auf der Insel Aigina der Fall ist. Eine schmale Treppe (*a*) führt zu dem bogenförmig geschlossenen Eingang (*b*) hinunter, durch den man in das eigentliche Grabgemach eintritt. Dasselbe ist für drei Totenbetten (*c*) bestimmt, die aus einfachen Steinplatten gebildet und ebenso zugedeckt, die drei Seiten des Gemaches einnehmen.

Ein Grab auf der Insel Melos hat auf jeder Seite drei Totenbetten, die sich in halbkreisförmigen Nischen befinden, wie dies der Grundriss Fig. 212 und der Durchschnitt Fig. 213 zur Anschauung bringen.

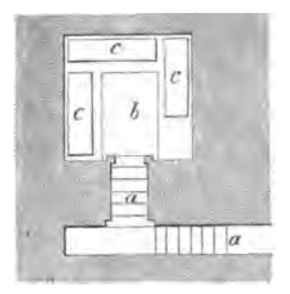




Fig. 210. Grab in Aegina. Fig. 211.

Bei anderen Gräbern dieser Art hat man, um eine grössere Festigkeit zu erreichen, die Decke durch aufgemauerte Pfeiler und Querwände gestützt und dadurch gleichzeitig den inneren Raum in mehrere gesonderte Grabkammern geteilt. So zeigt eine Grabkammer auf Delos (Fig. 214 und Fig. 215 im Grundriss und Durchschnitt) an den beiden Seitenwänden je zwei gemauerte Pfeiler (*a*), zwischen denen sich schmale Nischen (*b*) befinden. In jeder dieser Nischen sind zwei Totenbetten übereinander angebracht. Die Decke des 2,30 m hohen Grabes ist durch dicht aneinandergelegte Steinplatten gebildet.

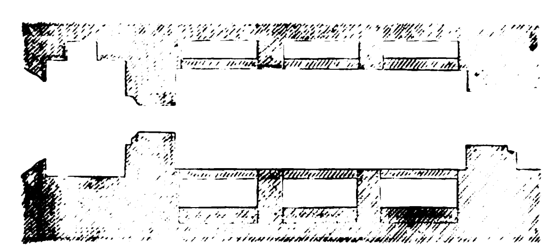


Fig. 212. Grab in Melos.

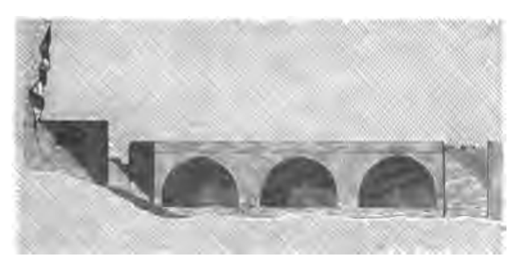


Fig. 213. Grab in Melos.

Eine andere Anordnung zeigt ein unterirdisches Felsengrab auf der Insel Chalke (Fig. 216). Eine schmale Treppe (*b*) führt zu der Eingangsthür (*a*). Im Innern des etwa 4,55 m langen Gemaches ist ein Pfeiler (*c*) errichtet, von welchem aus zwei starke Steinbalken (*dd*) nach den beiden schmaleren Wänden des Gemaches ausgehen. Diese tragen die Steinplatten, welche die nur wenige Fuss unter der Erdoberfläche liegende Decke bilden. An den Wänden ringsumher befanden sich die Totenbetten in Form

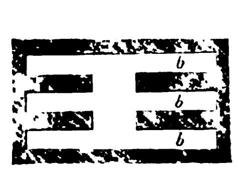




Fig. 214. Grab auf Delos. Fig. 215.

von Steinbänken; dieselben waren indess zur Zeit der Aufdeckung durch Ross schon ihres Inhaltes beraubt. In den Wänden sind viereckige Nischen angebracht, die zur Aufnahme von Gefässen und anderen Gegenständen dienten, die dem Verstorbenen mitgegeben wurden. Von dieser Sitte geben namentlich die sehr zahlreich auf der kleinen Insel Chilidromia sich vorfindenden Gräber Kunde. Dieselben sind keine Felsengräber, sondern in sehr einfacher Weise aus Kalksteinen in nicht allzugrosser Tiefe unter der Erde hergestellt. Fig. 217 stellt ein solches durch Fiedler geöffnetes Grab dar, in welchem sich die Gebeine und die dem Toten beigegebenen Liebesgaben noch in ihrer ursprünglichen Lage vorfanden. Das Grab selbst besteht aus einer viereckigen Vertiefung von der erforderlichen Grösse, um die Leiche aufzunehmen; die Vertiefung ist mit Steinen ringsum eingefasst, und zwar sind die beiden längeren Seitenwände mit ungemein sorgfältig zusammengepassten flachen Kalksteinen trocken aufgebaut; an den beiden schmalen Seiten ist das Grab durch grosse Platten begrenzt. Die Leiche war mit dem Kopf nach Süden gerichtet; zwei kleine Trinkschalen, sowie zwei Kupfermünzen, die man ihr mitgegeben, befanden sich in demselben Raume, der mit drei grossen Steinplatten zugedeckt war. An das Fussende desselben aber stiess ein kleinerer, in ähnlicher Weise eingeschlossener und überdeckter Raum, in welchem, wie in einer Vorratskammer, eine grosse Anzahl von Gegenständen, die man dem Verstorbenen ebenfalls mitgegeben hatte, sich befanden. Darunter war ein grosses und mehrere kleinere Schöpfgefässe, ein Oelkrug, Schalen zum Opfern, Trinkgefässe verschiedener Form, sämtlich aus gebranntem Thon, sowie ein Spiegel aus Bronze. Eine thönerne Lampe trug noch deutliche Spuren des Gebrauchs an sich.

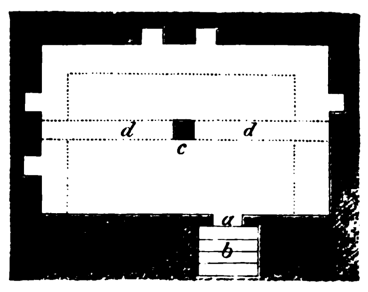


Fig 216. Grundriss eines Grabes auf Chalke.

Dieselbe Sitte wurde auch beobachtet, wenn die Toten in Särgen (σοροί) beerdigt wurden. Mehrere solcher Särge, die gewöhnlich aus gebranntem Thon hergestellt waren, haben sich zu Athen vorgefunden. Fig. 218 giebt das Bild eines durch drei Platten geschlossenen Sarges, während die unter Fig. 219 dargestellte geöffnete Totenkiste uns einen Einblick in ihr mit den mannigfachsten Gefässen ausgestattetes Innere gewährt.





Fig. 217a. Grab auf Chilidromia. Fig. 217b.

Eine andere Art von Felsengräbern bestand darin, dass man die Grabkammern im Abhange eines Felsens aushöhlte und dann die Felswand zunächst

dem Eingange architektonisch verzierte. Solche Gräberfaçaden sind sehr häufig in Phrygien und Lykien; sie deuten allerdings auf eine den Griechen ursprünglich fremde Kultur hin, da indess auch hier während der historischen Zeiten griechische Sitte und Bildung blühten und manche dieser Monumente aus diesen Zeiten herstammen, so dürfen wir sie hier nicht übergehen.

Die lykischen Gräber nämlich zeigen merkwürdige und bis in das kleinste Detail durchgeführte Nachbildungen des Holzbaues. Gewöhnlich ist durch erhaben gearbeitete Balken die Façade in mehrere vertiefte Felder geteilt wie in dem Fig. 220 dargestellten Grabe, das sich in einem steilen Felsenabhang zu Xanthos befindet; es zeigt das Detail des Holzbaues mit einer Genauigkeit und Sorgfalt, die selbst die Nägel und Zapfen zur Befestigung der einzelnen

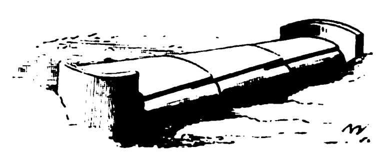


Fig. 218. Sarg von Athen.



Fig. 220. Grab in Xanthos.



Fig. 219. Sarg von Athen.

Balken nicht vergessen hat; man glaubt die Vorderseite eines aus Balken fest zusammengezimmerten Hauses zu erblicken, dessen Decke aus unbehauenen Baumstämmen gebildet ist, wie sich dies noch heutzutage an den Hütten lykischer Bauern bemerken lässt. Ein senkrechter Balken in der Mitte teilt die Façade in zwei vertiefte Felder. Mitunter sind diese Querbalken ganz frei aus dem Felsen herausgearbeitet, so dass eine Art Vorhalle vor der eigentlichen Grabesfaçade entsteht. Diese Anordnung bemerkt man z. B. an einem Grabe zu Myra, das unter Fig. 221 dargestellt ist. Ein Grab zu Telmessos (Fig. 222) zeigt eine vollständige Façade in ionischem Baustile.

Schliesslich erwähnen wir noch die schönen Gräberanlagen zu Kyrene auf der Nordküste von Afrika. Hier nämlich findet sich der ansteigende Felsboden in der Nähe der Stadt zu terrassenähnlichen Absätzen bearbeitet, in welchen dann die Gräber angebracht sind. Die Gräber selbst bestehen meist aus kleinen Felsenkammern, die aber fast durchweg mit Säulenvorhallen ver-

sehen sind und so in ihrer Gesamtheit einen höchst malerischen Anblick gewähren. Fig. 223 zeigt die perspektivische Ansicht einer solchen mit einer langen Reihe von Gräberfaçaden gezierten Felsterrasse.

In und auf solchen Gräbern kommen mancherlei zur Ausstattung derselben oder zur näheren Bezeichnung des Toten bestimmte



Fig. 221. Grab zu Myra.



Fig. 222. Grab zu Telmessos.

Gegenstände vor. Von den mitgegebenen Geräten haben wir schon gesprochen; sie waren für den Gebrauch des Verstorbenen bestimmt. Da nun letzterer auch die Geltung eines Heroen erlangte (das Grab selbst hiess ganz allgemein Heroon,

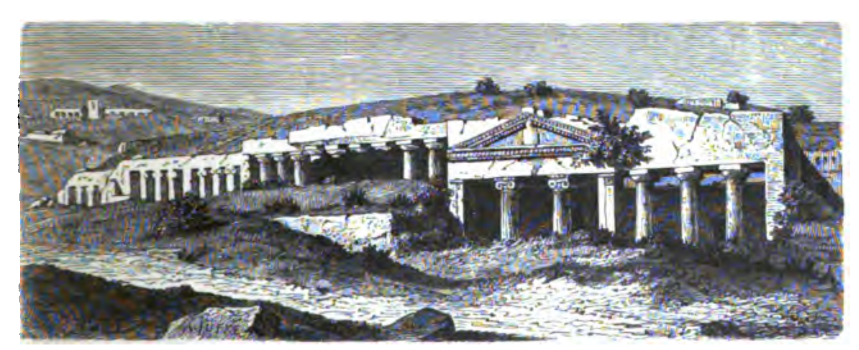


Fig. 223. Nekropolis von Kyrene.

auch wenn es nicht die Form eines Tempels hatte), so bedurfte das Grab eines Altars. Würfelförmige, mit dem Namen des Toten bezeichnete Grabaltäre finden sich zahlreich in Böotien um den Helikon herum; runde, entweder glatt gearbeitete und nur mit einer Inschrift versehene, wie ein zu Delos gefundener (Fig. 224), oder mit Verzierungen, namentlich mit Blumengewinden und Stierschädeln geschmückte Grabaltäre hingegen gehören vorzugsweise den griechischen Inseln

an. Andere dagegen tragen bildliche Darstellungen, wie ein in einem Grabe zu Delos gefundener (Fig. 225), auf welchem sich ausser der Inschrift:

ΠΑΥΣΑΝΙΑΣ ΜΕΙΔΟΝΟΣ ΧΑΙΡΕ

die Reliefdarstellung eines Opfers befindet.

Die über ganz Griechenland bis nach Asien hinein am meisten verbreitete Gattung von Denkzeichen, mit denen oberhalb der Erde die Totenstätte bezeichnet zu werden pflegte, bilden die Stelen (στήλη), Es sind dies schmale, schlanke, nach oben sich sanft verjüngende Steinplatten, die in aufrechter Stel-

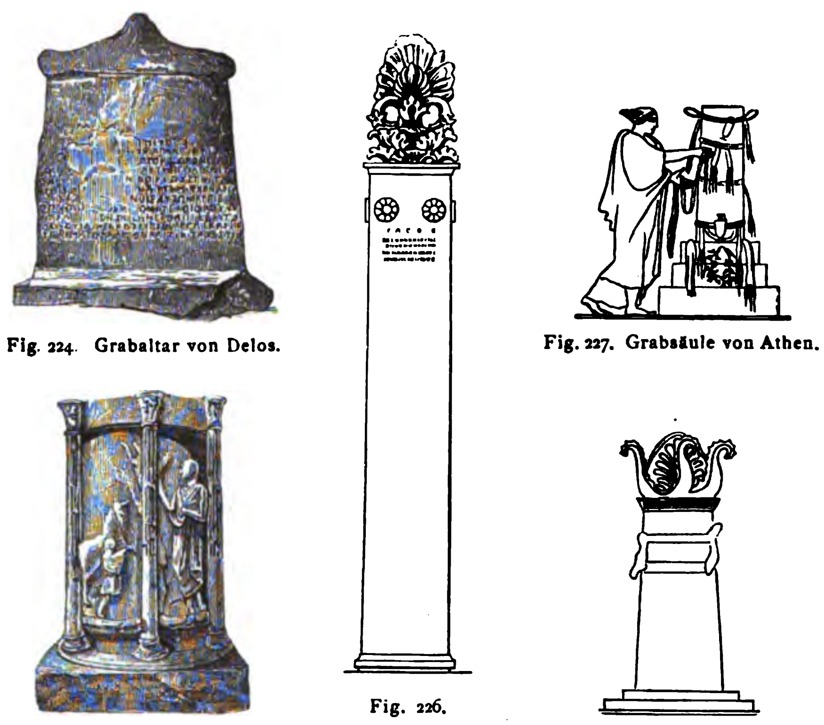


Fig. 224. Grabaltar von Delos.

Fig. 227. Grabsäule von Athen.

Fig. 225. Grabaltar von Delos.

Fig. 226. Grabstele von Athen.

Fig. 228. Grabstele von Athen.

lung im Boden oder auf einem Bema befestigt wurden und den Namen des Verstorbenen angeben. Anthemien, d. h. architektonische Blumen- und Blätterverzierungen, entweder in Relief ausgemeisselt oder auf der glatten Fläche des Steines mit Farben gemalt, oder auch ein dreieckiger, mit Rosetten geschmückter Giebel bilden die Krönung derselben. Eine solche in Athen vor dem Dipylon gefundene Stele, mit Einschluss des Bema 4,31 m hoch, ist unter Fig. 226 abgebildet. Für das vierte Jahrhundert ist die kürzere, aber breitere und mit einem Giebel gekrönte Stele bezeichnend. Diesen Stelen schliessen sich die für Attika eigentümlichen, aus blauem hymettischen Marmor verfertigten und mit Inschriften versehenen Grabsäulen an, die zum Andenken an die Verstorbenen mit Binden und Kränzen umwunden wurden; Fig. 227 und Fig. 228, beide von zwei athenischen Thongefässen entnommen. die eine abgestumpft

die andere mit einem Aufsatz von Akanthusblättern geschmückt, veranschaulichen diese Art. Eine wirkliche, oben in ein ionisches Kapitell auslaufende Säule zeigt die gleichfalls einem Vasenbild entnommene Fig. 229 (die vorletzte Stufe der Basis müsste etwas weiter nach rechts verlängert sein).

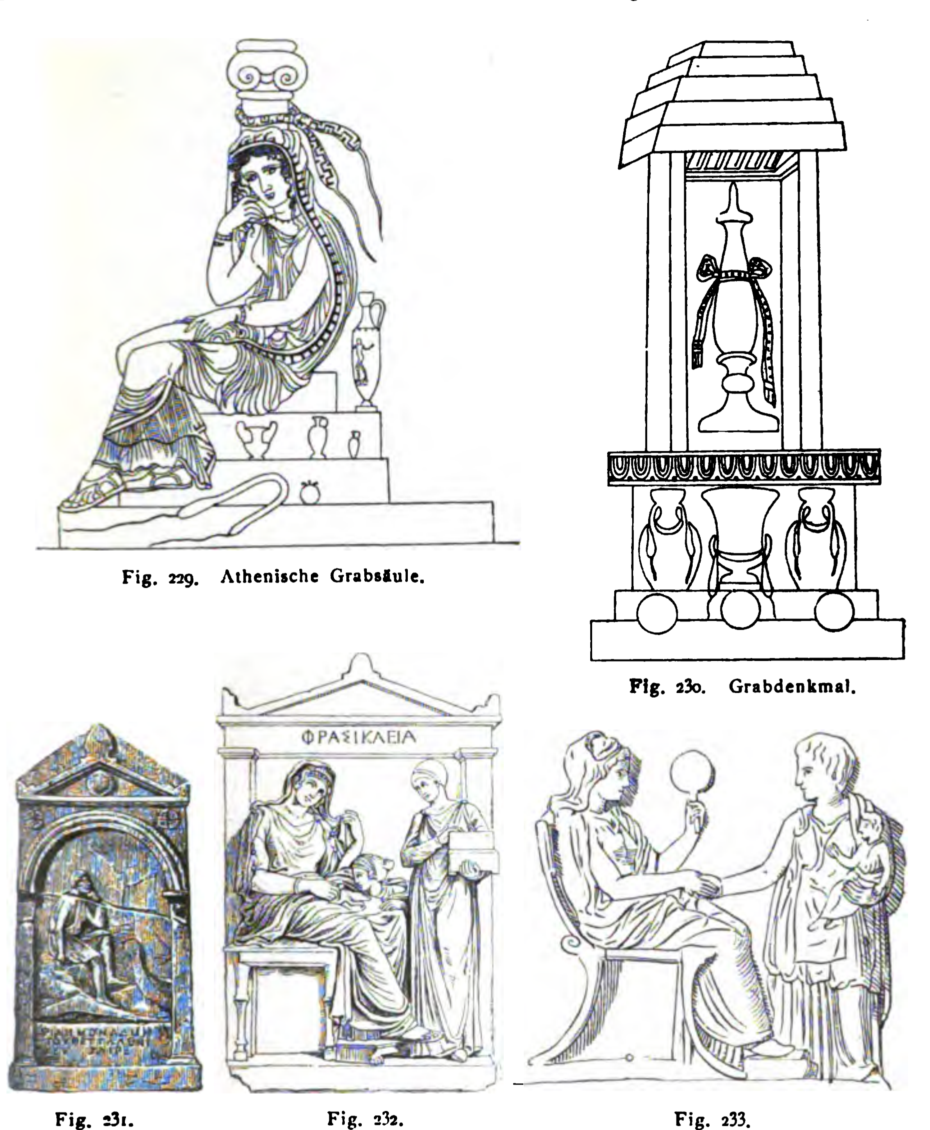


Fig. 229. Athenische Grabsäule.

Fig. 230. Grabdenkmal.

Fig. 231. Grabdenkmal von Delos.

Fig. 232. Athenisches Grabrelief.

Fig. 233. Athenisches Grabrelief.

Oefter waren zum Gedächtnis der Verstorbenen über dem Grabe kleine Gebäude, nach Art der Heroa, errichtet, wie in der einem Vasenbild entnommenen Abbildung Fig. 230, wo sich auf zwei Stufen, auf denen mit Binden geschmückte Gefässe aufgestellt sind, ein Unterbau erhebt, auf dem ein nach

vorn und hinten offenes Gebäude errichtet ist; zwischen den Mauern ist ein gleichfalls mit einer Binde umwickelter Kegel (eine Spindel?) aufgestellt. Auf Heroen gehen auch die Grabstelen zurück, auf denen zwischen einer Anten- oder Säulenstellung die Gestalten der Dahingeschiedenen in Relief abgebildet sind. Fig. 231 zeigt ein solches Denkmal, das in einem Grabe auf der Insel Delos aufgefunden worden ist, und Fig. 232 ein ähnliches bei Athen ausgegrabenes, dessen Relief den Abschied der „Phrasikleia" genannten Verstorbenen von den Ihrigen darstellt. Man kann bei diesen zahlreichen Familienscenen allerdings vielfach zweifeln, ob es sich wirklich um einen Abschied handelt, oder ob nicht vielmehr eine Schmückung der Braut für den Hades, als Bräutigam u. dergl. vorliegt; oft ist es nicht einmal möglich, wo mehrere Personen im Relief dargestellt sind, mit Bestimmtheit zu erkennen, mit welcher Figur die Tote gemeint ist, da die auf Vorrat gearbeiteten Grabsteine erst durch die Hinzufügung der Inschrift ihre bestimmte Geltung bekamen. So könnte man bei Fig. 233 zweifeln, ob die sitzende Frau, die einen Spiegel in der linken Hand hält, als Tote gedacht werden soll, oder die stehende, die das Kind in dem Arm trägt. Aber ausser Familienscenen finden sich auch andere Darstellungen auf den Grabsteinen; so pflegen Jünglinge als Besucher der Palaestra mit Oelkanne und Strigilis dargestellt zu werden, häufig von einem Hund begleitet, öfter noch von dem Sklaven, dem *παῖς*, den jeder besser gestellte athenische Jüngling als ständigen Begleiter zu haben pflegte (vergl. Figur 234 und 235); häufig ist als Bekrönung der Stele die Sirene hinzugefügt. Krieger pflegen als zum Kriege aufbrechend oder im Kampfe begriffen dargestellt zu werden u. a. m. Das bekannteste der Art ist wohl das herrliche im Jahre 1863 an der Gräberstrasse vor dem Dipylon in Athen aufgefundene Grabmonument des im Jahre 393 v. Chr. im korinthischen Kriege gefallenen Reiters Dexileos (1,41 m hoch ohne Frontispiz und Basis, und ebenso breit); wir geben es unter Fig. 236.

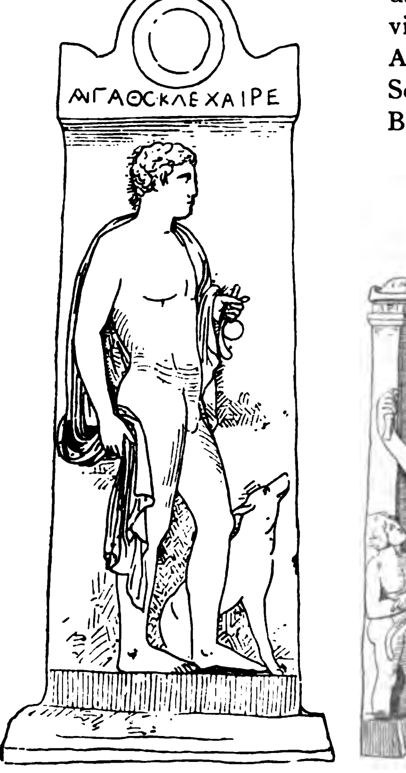




Fig. 234. Athenische Grabreliefs. Fig. 235.

Dieselbe Sitte, welche gebot, den Verstorbenen Lekythen (Oelkrüge) und andere Gefässe in das Grab mitzugeben oder auf die Stufen des Grabmals zu stellen, führte auch dazu, sie als alleinigen Schmuck des Grabhügels zu verwenden. Solche aus Marmor gearbeiteten und vielfach mit Reliefs verzierten Grabvasen sind in grosser Zahl auf uns gekommen; vielfach schmückte man auch die Stele mit den in Relief nachgebildeten Grabvasen, wie z. B. in Fig. 237, wo zu beiden Seiten einer grossen zweihenkligen, mit einem Relief verzierten Grabvase (Abschied eines Kriegers) je ein Lekythos dargestellt ist.



Fig. 236. Denkmal des Dexileos, athenisches Grabrelief.

Eine Uebersicht über die verschiedenen in Athen als Grabesschmuck üblichen Denkmäler giebt ein Blick auf den vor dem Dipylonthore aufgedeckten Begräbnisplatz (Fig. 238), wo man links das Grabmal des Dexileos, weiterhin die hohe, oben unter Fig. 226 abgebildete Stele, ferner Grabmäler, die oben mit einem Löwen oder einem Stier geschmückt sind, unterscheiden kann. Die gute Erhaltung dieser Grabmäler ist wahrscheinlich darauf zurückzuführen, dass bei Gelegenheit der Belagerung Athens durch Sulla die ganze Gräberstrasse mit einem Damm bedeckt wurde, um die Belagerungsmaschinen an die Mauer heranführen zu können.

Die Ausgrabungen, die neuerdings in Attika von der griechischen archäologischen Gesellschaft vorgenommen worden sind, haben es möglich gemacht, dort die Geschichte der Bestattung etwas genauer zu verfolgen. Nach den Untersuchungen von Dr. Brückner (Arch. Anz. 1892 S. 19) beginnt die Zeit, von der ab sich die Geschichte der Gräber und Grabdenkmäler in Attika zusammenhängend verfolgen lässt, ungefähr um 700 v. Chr., aus der sogenannten

Dipylonperiode, so genannt von der Nekropole, die sich im Stadtteil der Töpfer findet. Während dieser Zeit sind die Toten in länglichen Gruben ausgestreckt beerdigt, und um sie herum ist die ganze Fülle eines Hausrates aufgestellt. Goldene Diademe, die das Haar gefasst haben, gehören zum Totenschmuck, ein eisernes Schwert oder eine Lanze hat man dem Manne, thönerne Spinnwirtel der Frau mitgegeben. Den Raum des Grabes hat man mit Holz überdeckt, dann ist die Erde in den Schacht darüber wieder hineingeworfen worden, aber nicht bis zum oberen Rande; da hinein wurde ein grosses thönernes Gefäss gestellt, dessen Boden meist durchlöchert war, so dass die Totenopfer, die in das Gefäss gespendet wurden, in die Grube hinein gleichsam bis zur Wohnung des Toten dringen konnten. In den folgenden Jahrhunderten wird das Grab mit Marmorplatten von sauberstem Fugenschnitt überdeckt und geschützt, aber an Stelle des mannigfaltigen Hausrates der früheren Zeit findet man als Beigaben nur Lekythoi und Alabastra, Oelkrüge und Salbenflaschen. Das ist die Zeit, wo die Lekythos auch auf dem Grabe als Grabesschmuck verwendet wird. Nur die Kindergräber hat man reicher bedacht, in sie werden auch mit aller Vollständigkeit das Spielzeug, Puppen und Figuren von Menschen und Tieren hineingelegt. Nur selten finden sich noch Spuren, die auf eine heroische Verehrung des Toten hinweisen.



Fig. 237. Athenisches Grabrelief.

Dazwischen liegt, ungefähr um 600 v. Chr., die Zeit, wo über Gräbern, die von der Asche der Scheiterhaufen erfüllt sind, Tumuli errichtet wurden, auf denen marmorne Grabstelen sich erhoben, eine Bestattungsweise, für welche die Ausgrabungen in Vurva und Velanidesa Beispiele geliefert haben. Man ist damals genau nach den im Epos angeführten Regeln verfahren, man hat nach der Verbrennung im weiten Kreise um den Scheiterhaufen herum die Steinreihen als Grenzen und Stützen der Erdmassen gelegt, die über dem Grabe aufgeschüttet wurden, wohl infolge des Einflusses der epischen Poesie, die damals aus dem asiatischen Ionien nach Attika gedrungen und auf dem Festlande heimisch geworden ist. Dem Luxus, der bei diesen Gräberbauten entfaltet wurde, scheint durch die Gesetzgebung Solons ein Ende bereitet zu sein, durch die verboten wurde, Gräber höher aufzuführen, als zehn Männer in drei Tagen fertig brächten.

Bei den zahlreichen Grabreliefs, welche die Gräber der folgenden Periode schmücken, vermag man den Einfluss der herrschenden Skulpturrichtung ziemlich deutlich zu verfolgen. Aber am Ende des IV. Jahrhunderts hört dies auf, es giebt, von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, kein Grabrelief, welches

dem Stile der Figuren oder dem Charakter der Inschriften nach in das dritte Jahrhundert zu setzen wäre. Wahrscheinlich sind daran die von Demetrios von Phaleron erlassenen Gesetze über den Gräberluxus schuld; nach ihm sind nur noch schlichte, kaum einen Meter hohe Säulchen, die den Namen des Verstorbenen tragen, oder Becken auf Untersätzen (eine Art *περιρραντήριον*), oder endlich längliche basenartige Steine (*τράπεζαι*) als Grabmonumente erlaubt, die wegen der Verarmung der Bevölkerung auch nach dem Sturze des Gesetzgebers in diesen Formen beibehalten wurden.

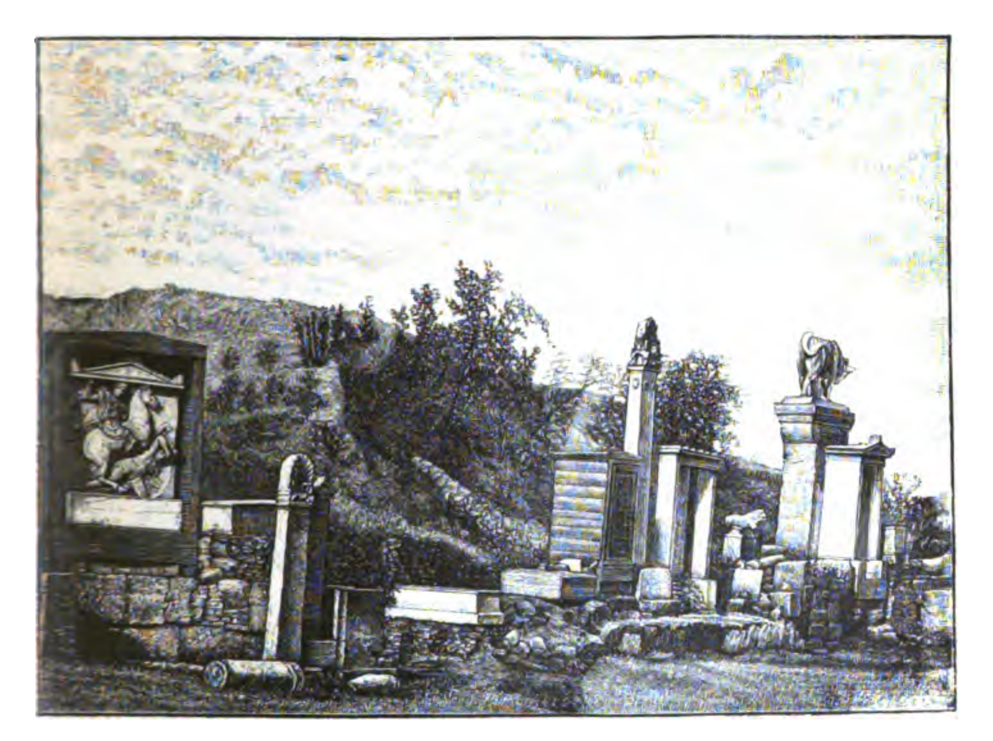


Fig. 238. Die Gräberstrasse vor dem Dipylon.

Neben dem Bericht über athenische Gräber wird es interessant sein, auch den Bericht über die bei Marion auf Cypern gefundenen Gräber kennen zu lernen. Marion hatte an dem allgemeinen Schicksal Cyperns teilgenommen, d. h. es hatte lange unter phönizischem Einfluss gestanden, bis endlich das semitische Element durch die vordringende griechische Kultur beseitigt wurde.

Die dort aufgefundenen Gräber sind Erdgräber und demgemäss unterirdisch angelegt, sie liegen in unregelmässigen Reihen dicht nebeneinander. Die Grabkammern wurden vielfach wiederholt benutzt, die Leichen entweder auf der blossen Erde im Grabe niedergelegt oder in meist aus Holz gearbeiteten Sarkophagen beigesetzt. Es scheint also, dass man, wie fast allgemein in Cypern, auch hier nur Leichenbestattung, nicht Verbrennung kannte.

Je nach der Periode, der sie angehören, lassen sich drei Arten von Gräbern unterscheiden. Bei den ältesten führt ein oft sehr langer Gang in schwacher Neigung zu der Tiefe, in der das Grab ausgehöhlt ist. Die Grabkammer selbst ist verhältnismässig klein. Die Gräber der zweiten Art haben an Stelle des langen, schräg abwärts führenden Ganges eine Treppe, deren letzte Stufe unmittelbar vor der Thür des Grabgemaches endet. Den Verschluss des Grabes bilden in der Regel mehrere übereinander gelegte grosse Steinplatten. Das Grab selbst besteht gewöhnlich aus einem kleinen niedrigen Kämmerchen von ziemlich unregelmässiger Form, mit Nischen, in denen die Toten auf bankartigen Erhöhungen niedergelegt wurden. Während jene erste Gräberart bis zum fünften Jahrhundert hinabreicht, gehört der zweite Typus dem vierten Jahrhundert an.

Die dritte Gräberart, von der hellenistischen Zeit beginnend und bis zur Römerzeit hinab dauernd, unterscheidet sich von der zweiten vor allem durch die Regelmässigkeit der Anlage und die Sorgfalt der Ausführung, die um so nötiger war, je mehr es üblich wurde, dasselbe Grab wiederholt zu Bestattungen zu verwenden. Auch durch die Grösse der Anlagen unterscheidet sich diese dritte Art von den vorigen; mit der römischen Zeit nehmen sie ganz gewaltige Ausdehnung an. So bestand ein römisches Grab in Nekropolis II aus drei übereinander gelegenen Etagen, jede in denselben Eingang mündend und jede aus einem Hauptraum mit ringsherum angeordneten Nischen bestehend. Von der Oeffnung eines solchen Massengrabes entwirft Ohnefalsch-Richter folgende interessante Schilderung:

„Wir entfernten die schliessende Steinplatte, welche bei römischen Gräbern aus einem Stück zu bestehen pflegt. Nach dem Wegwälzen des Steins bot die Grabanlage einen merkwürdigen Anblick, da nur wenig Erde die hier zu mehreren Tausenden aufgestellten Gegenstände bedeckte. Man sah die vielen Holzsärge noch in ihren Umrissen, das Holz zwar meist zusammengesintert, aber auch hier und da noch festere Holzstücke. In den Ecken der Särge die Bronzebeschläge, in Abständen verteilt die Bronzenägel, und auch einzelne der Henkel an den Sargseiten. Einzelne der Nägel und Beschläge steckten noch im Holze. Nicht nur in den Nischen, sondern auch im Hauptraum lagen zahlreiche Leichen mit und ohne Särge, aber in nicht gerade symmetrischer Anordnung. Haufen von Geräten und Gefässen standen und lagen durcheinander. Ich glaube, dass nur an Gläsern das Grab an Tausend Stück und mehr enthalten haben mag. Ich zog 183 in verschiedenen Formen, Grössen, Stärken und Farben (sämtlich durchsichtig) intakt oder fast intakt hervor. Besonders die Gläser standen und lagen an den Schmalseiten der Särge in Haufen, doch ebenso die Thongefässe. Dicht an und auf den Leichen lagen die Schmuckgegenstände, die Spiegel, Schabeisen, Kupfermünzen der Kaiserzeit, meist stark oxydiert. Doch liess sich erkennen, dass eine der Münzen das Bild und die Inschrift der Faustina trug. Die Grabanlagen wurden also noch im 2. Jahrh. n. Chr. sicher benutzt. Die ganze Grabanlage war so mit Altertümern bis zur Thür hin vollgepfropft, dass man nicht treten und weiter in das Grab hineingehen konnte. Man hatte die Leichen erst in den Nischen und dann im Haupt-

raum von hinten beginnend beigesetzt und so allmählich den ganzen Raum angefüllt. Ich musste daher, von der Thür aus beginnend, das Grab durcharbeiten lassen."

Natürlich war bei der grossen Zahl der Gräber auch die Zahl der dort gefundenen Beigaben eine sehr grosse und für die Geschichte der Insel äusserst interessante, insofern man aus dem Charakter der in den Gräbern gefundenen Vasen, Schmucksachen u. s. w. ein deutliches Bild von den verschiedenen Einflüssen gewinnt, die auf der Insel nacheinander massgebend gewesen sind. Die Gräber der ältesten Epoche zeigen neben einigen phönizischen Resten vor allem griechischen Einfluss und lassen ausgedehnte Einfuhr griechischer, speziell attischer Thonwaren erkennen. Dies wurde mit der Niederwerfung des ionischen Aufstandes, an dem sich auch Cypern beteiligt hatte, und der Wiederherstellung persischer Oberhoheit anders: gerade während der Zeit, wo in Griechenland das geistige Leben einen so gewaltigen Aufschwung nahm, in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts, war Cypern ohne jede Verbindung mit dem Mutterlande, und infolge dessen mangelt es an jeder Importware, und die einheimische Kunstübung lässt eher Rückschritte als Fortschritte erkennen. In der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts beginnt die attische Einfuhr sich wieder, wenn auch langsam, bemerkbar zu machen. Dagegen zeigen die Gräber des vierten Jahrhunderts, entsprechend den intimen Beziehungen des Herrschers Euagoras von Salamis zu Athen, nicht bloss, dass die athenischen Waren auf der Insel reichen Absatz fanden, sondern auch, dass die einheimische Kunstübung aus den freundlichen Beziehungen zu Athen neue Kraft und neue Anregung gewann. Noch sei bemerkt, dass in dem Dromos, dem zum Grabe führenden Gang, Grabstatuen aufgestellt waren, für die Frauen trauernde Frauengestalten, für die Männer zum Schmause gelagerte Figuren.



Fig. 239. Der Löwe von Chaeronea.

Es erübrigt noch, auf ein neuerdings genauer untersuchtes, historisch

wichtiges Massengrab und dessen Schmuck hinzuweisen, es ist dies das Grabmal der bei Chaironeia im Kampfe gegen Philipp gefallenen Thebaner. Der Raum, wo man die Dreihundert der „heiligen Schar" nebeneinander begraben hatte, war von einer Mauer umschlossen: zum Andenken an die im heldenmütigen Kampfe Gefallenen war auf hochragender Basis ein Löwe errichtet worden, der, wie es scheint, allen Völkerstürmen zum Trotz bis zum griechischen Befreiungskrieg im Anfang dieses Jahrhunderts fast unbeschädigt gestanden hat; damals hat der griechische Bandenführer Odysseus, in der Hoffnung auf verborgene Schätze, das Denkmal mit Pulver gesprengt. Durch Welcker, der 1842 bei der Stätte vorüber reiste und bei der Betrachtung der erhaltenen Stücke zu der Ueberzeugung kam, dass die Herstellung, Wiederzusammensetzung und Ausflickung nicht allzu schwierig sein würde, liess sich der Bildhauer Siegel in Athen bestimmen, einen Restaurationsversuch des Löwen zu machen. Leider kam der Plan nicht zur Ausführung, ebensowenig wie die von der griechischen archäologischen Gesellschaft, durch die 1879 und 1880 der Begräbnisplatz ausgegraben worden ist, wiederholt angestellten Bemühungen zum Ziele geführt haben. Noch heute liegen die Trümmer des Löwen, dessen Kopf besonders durch Schönheit ausgezeichnet ist, in der Nähe des Leichenfeldes. Wir geben das Grabmal nach der von Siegel versuchten Restauration. Rings um den Löwen fand man übrigens noch die Reste der bei Chaironeia gefallenen Thebaner, man stiess auf sieben Reihen neben einander gebetteter Krieger (254 sind es im Ganzen), denen nach der Sitte ihrer Heimat mannigfache Gaben mit ins Grab gegeben waren. (Fig. 239).

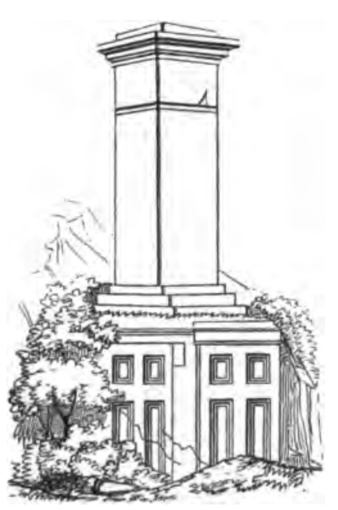


Fig. 240. Grabpfeiler von Tlos.

Neben den Gräbern, bei denen die Reste des Verstorbenen in der Erde beigesetzt werden, giebt es noch eine zweite Art, wo die Beisetzung über der Erde in besonderen Gebäuden erfolgt. Hierbei sind nach der Art der Herstellung oder Technik zwei verschiedene Gattungen zu unterscheiden.

a) Die erste besteht aus solchen Gräbern, die aus dem Felsen gearbeitet sind und denen man nur durch äussere oder innere Bearbeitung das Ansehen wirklicher Gebäude gegeben hat. Von diesen bietet das felsenreiche Lykien die zahlreichsten Beispiele dar, da man hier nicht nur während der altlykischen, sondern auch noch zur Zeit der griechischen Kulturepoche den lebendigen Fels zu freistehenden Grabdenkmälern von der mannigfachsten Form umschuf. Die einfachste Form ist die eines viereckigen starken Pfeilers, auf Stufen ruhend und mit einfachem Gesims gekrönt, wie sich ein solcher unter anderem zu Tlos erhalten hat (Fig. 240). Eine zweite Form ist die des wohlgefügten Holzhauses, von der die oben betrachteten Felsengräber nur die Façade darstellten (Fig. 241). Aneinandergereihte Holzstämme scheinen das Dach zu bilden, das

auf allen Seiten weit vorspringt. Bei einer dritten Form zeigt sich statt dieses flachen Daches ein steiles, spitzbogenförmig gebildetes, das unseren sogenannten Walmdächern entspricht (Fig. 242); Stierschädel dienen dabei mitunter als Schmuck der Giebelspitzen. Ein solches reliefartig aus dem Felsen gearbeitetes Dach zeigt ein unter Fig. 243 dargestelltes Grab zu Pinara.

Grossartiger und von den lykischen Gräbern sehr abweichend ist ein Denkmal, das Ross auf der Insel Rhodos aufgefunden hat. Dasselbe besteht aus einem grossen Sandsteinblock, dessen unterer Teil zu quadrater Form mit vertikalen Wänden zugehauen worden ist. Auf jeder dieser 27,81 m langen Seiten sind einund-

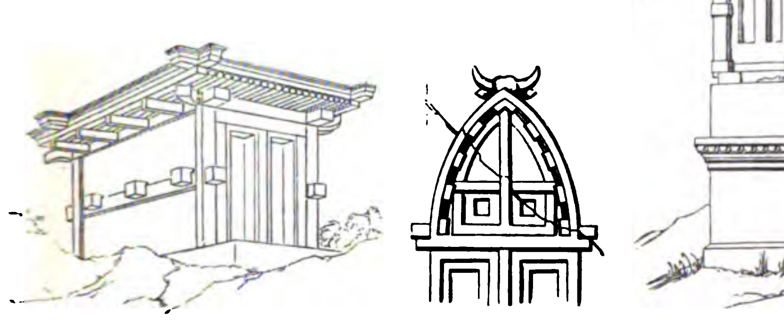


Fig. 241. Fig. 243. Fig. 242.
Lycische Gräber.

zwanzig Halbsäulen von ca. 5 m Höhe angebracht, die, auf drei Stufen stehend, offenbar ein Gesims getragen haben, das aber durch Herabstürzen der oberen Teile zerstört worden ist. Ob sich darüber eine stufenförmige Pyramide von Stein oder ein mit Gebüsch und Bäumen bepflanzter Erdhügel erhoben hat, lässt sich nicht mehr unterscheiden. Auf der am besten erhaltenen Nordseite, welche unter Fig. 244 dargestellt ist, befindet sich, wie der Grundriss Fig. 245 zeigt (Massstab = 15 m), zwischen der fünften und sechsten Säule der westlichen Ecke eine einfache Thür (*a*), durch die man in die im Innern befindlichen Grabkammern eintritt, und zwar zunächst in eine 9,20 m breite und 3 m tiefe Vorhalle (*b*), an deren schmale Seiten sich Nischen anschliessen. Eine zweite Thür (*c*) führt in ein grösseres 6,70 m langes, bei 4,40 m breites Gemach (*d*), in dessen Wänden sich ungleiche Nischen und eine Reihe von fünf gleich grossen und schmalen Totenbetten befinden, die jedoch bei der Eröffnung schon ihres Inhalts beraubt waren. An den Wänden aller dieser Räume, die etwa nur den



Fig. 244. Grabdenkmal in Rhodos.

vierten Teil der Grundfläche einnehmen, hat sich ein feiner Stucküberzug erhalten, und einige Spuren scheinen auf ursprüngliche Bemalung derselben hinzudeuten. Im übrigen sind derartige aus dem Felsen gearbeitete Denkmäler in Griechenland selbst nicht üblich gewesen; dagegen sind künstlich aufgebaute Gräber in grosser Zahl und Mannigfaltigkeit vorhanden. Wir beschränken uns darauf, nur die verschiedenen Arten und Formen derselben durch einzelne Beispiele anschaulich zu machen.

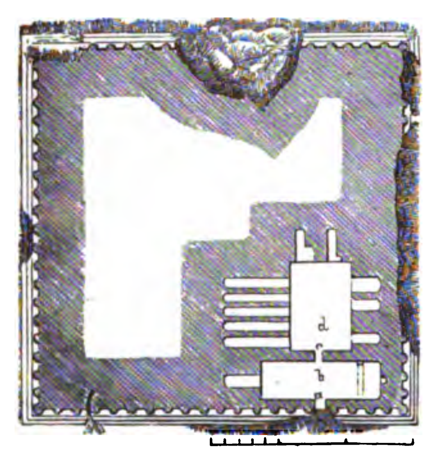


Fig. 245. Grabdenkmal in Rhodos.

b) Zu den ältesten und einfachsten der als Freibauten errichteten Denkmäler gehören diejenigen, welche aus den oben besprochenen Erdhügeln entstanden sind. Wie man nämlich behufs grösserer Festigkeit diese Erdhügel mit Steinwänden umgab, so konnte man sie auch ganz aus Steinen aufführen, und wenn man ihnen dann statt der runden eine quadrate Form gab, so entstand daraus die vierseitige, nach oben zugespitzte Steinpyramide. Ein solches Denkmal sah Pausanias bei Argos, auf dem Wege nach Epidauros, wo ihm dasselbe als gemeinsames Denkmal der im Kampfe zwischen Proitos und Akrisios Gefallenen

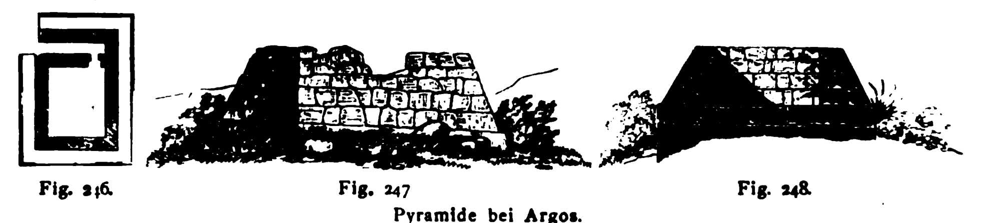


Fig. 246. Fig. 247 Fig. 248.
Pyramide bei Argos.

erklärt wurde. Eine Anzahl ähnlicher Monumente sind von neueren Forschern in Argolis aufgefunden worden, unter denen das bedeutendste die in der Nähe von Kenchreai befindliche, aus quadratischen Steinen aufgeführte Pyramide ist, deren Grundriss, Aufriss und Durchschnitt unter Fig. 246 bis 248 dargestellt sind. Ihre Grundfläche hat eine Länge von 15,06 und eine Breite von 12,24 m. Nach Ross' Beschreibung ist die südliche Ecke im rechten Winkel ausgeschnitten, und hier führt eine nach Art der tirynthischen Galerien durch überkragende Steine spitz überdeckte Thür in einen schmalen Gang, an dessen Ende man zur Rechten durch eine zweite Thür in die etwa zehn Schritte im Quadrat messende innere Kammer der Pyramide eintritt. Wir



Fig. 249. Rundbau von Kyrene.

müssen es freilich dahingestellt sein lassen, ob dieser Bau als Grabkammer oder Wachtturm gedient hat. — Behielt man dagegen die runde Form des Erdhügels bei und gab der steinernen Einfassung, wie sie zum Beispiel bei dem Grabe auf der Insel Syme angebracht war, vergl. Fig. 206, eine mehr künstlerische Gestaltung, so ergab sich die Form eines gefälligen, meist auf viereckiger Unterlage ruhenden Rundbaues, von der ein in der Nekropolis von Kyrene aufgefundenes Grab (Fig. 249) ein schönes Beispiel darbietet.

Sehr einfach und altertümlich sind einige Gräber zu Mykenae. Sie sind, den megalithischen Grabmonumenten West-Europas entsprechend, aus roh be-



Fig. 250. Megalithisches Denkmal bei Mykenae.



Fig. 251. Grabmal bei Delphi.

hauenen Steinen errichtet, über die grosse Steinplatten gedeckt sind. Das grössere derselben ist unter Fig. 250 dargestellt. Doch ist es immerhin fraglich, ob man darin Grabkammern sehen darf.

Darauf folgen Gräber von einem mehr monumentalen Charakter. Bei Delphi ist ein solches aufgefunden worden, das ganz die Gestalt eines Hauses hat. Es steht unter Gräbern mannigfacher Art, unter Trümmern von Sarkophagen und anderen Ueberresten, die hier auf die Existenz der alten Nekropole von Delphi hindeuten, am Anfange der östlichen Nekropolis. Thiersch beschreibt dasselbe als ein „Gebäude von Quadern gefügt, doch im ältesten Stile, dadurch dass die Seiten, die Thür und über ihr ein Fenster sich nach oben verjüngen“, und versichert, dass seine Bestimmung als Grab unzweifelhaft sei; auch Pomtow (Beitr. zur Top. v. Delphi S. 70) glaubt an der Bestimmung des Gebäudes zu einem Grabe festhalten zu müssen; die scheinbare Giebelform der Vorder- und Rückseite ist nach Pomtow erst durch Herabstürzen der betreffenden Eckquadern entstanden. Fig. 251 giebt eine Abbildung desselben.

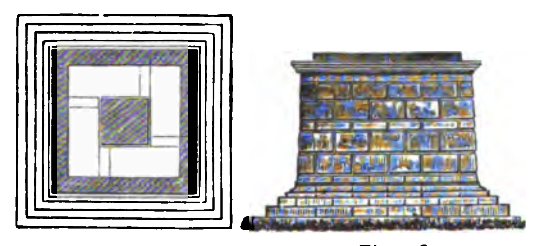


Fig. 252. Fig. 253.
Grabmal von Carpuseli.

Zierlichere Formen zeigen einige Gräber, die zu Carpuseli in Klein-Asien aufgefunden worden sind. Sie erheben sich in quadrater Form auf einigen Stufen; die Wände bestehen aus regelmässigem Quaderbau und sind unten mit einer Basis, oben mit einem Kranzgesimse geziert. Eines der grösseren, welches unter Fig. 252 und 253 im Grund- und Aufriss dargestellt ist, hat im Innern der Grabkammer, zu welcher kein sichtbarer Eingang hineinführt, einen

starken Pfeiler, welcher die aus Steinbalken und Platten bestehende Decke trägt; vielleicht war ursprünglich die Statue des Verstorbenen über ihr errichtet.

Sehr häufig ist auf den griechischen Inseln eine Art von Gräbern, die ganz in der Weise der unterirdischen Kammern mehrere Totenbetten einschliessen. Sie bestehen aus starkem Mauerwerk und ihre Decke ist gewölbt, woher sie jetzt allgemein den Namen Tholarien erhalten haben. Wir führen als Probe hier nur ein Grab an, welches auf der Insel Amorgos aufgefunden worden ist (Fig. 254). Dasselbe umfasst drei Grabstätten, die durch Steinplatten gegeneinander abgegrenzt sind. Ueber jeder derselben befindet sich eine Nische in der Wand, worin Glasgefässe, Lampen und dergleichen mehr aufgefunden worden sind. Die Thür ist nur sehr niedrig, ihre Schwelle besteht aus einer abgerundeten Steinplatte. Das Grab selbst ist jetzt von angeschwemmter Erde überschüttet, stand aber ursprünglich ganz über der Erde, wie auch andere derselben Art auf den Inseln Ikaros, Kalymnos, Leros und andern, von denen einige fünf bis sechs Grabstätten enthalten.

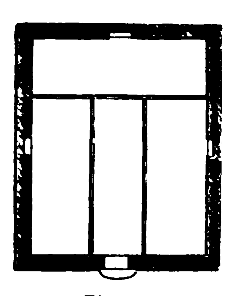


Fig. 254. Grab in Amorgos.

Derartige Gräber hatten kaum irgend eine andere Aufgabe, als die Reste geliebter Personen sicher zu bewahren und etwa den Angehörigen selbst als Gedenkstätte zu dienen, wurde ja doch die Sorge um die Gräber zu den wichtigsten Pflichten der Lebenden gerechnet. Bei anderen Gräbern trat zu dieser



Fig. 255. Grabmal in Sidyma.



Fig. 256. Grabmal in Kyrene.

noch eine zweite Aufgabe hinzu: die Stätten künstlerisch zu verherrlichen und das Andenken der Beerdigten auch anderen als den Angehörigen in schöner und charakteristischer Weise näher zu rücken. So wird das Grab — und wir haben dies ja auch bei den vorher betrachteten Beispielen schon bestätigt gefunden — zum Denkmal, zum Monument.

Beachtet man ferner, dass den Verstorbenen nach griechischer Sitte Heroenehre, ja teilweise auch Heroenkultus zu teil wurde, so erscheint es sehr natürlich, dass man den Grabmälern, die nicht selten Heroa genannt wurden, auch eine den Kultusgebäuden entsprechende Form zu geben suchte. So erinnerten schon die oben besprochenen Façaden der Felsengräber an die Façaden

von Tempeln, und so kommt es, dass auch eine nicht unbedeutende Zahl freigearbeiteter Gräber in Tempelform errichtet wurde, wie dies beispielsweise auf Thera und anderen Inseln der Fall ist. Auf die Form eines Tempels mit freistehenden Säulen an der Façade scheint ein Grabmal hinzudeuten, das von Fellows zu Sidyma in Lykien entdeckt worden ist und dessen Ueberreste unter Fig. 255 dargestellt sind.

Nicht minder entspricht der Form eines Tempels ein zu Kyrene aufgefundenes Grab, dessen Façade, wie aus der Abbildung Fig. 256 hervorgeht, in einer sonst durchaus ungewöhnlichen Weise mit zwei nebeneinander liegenden Thüren versehen ist.

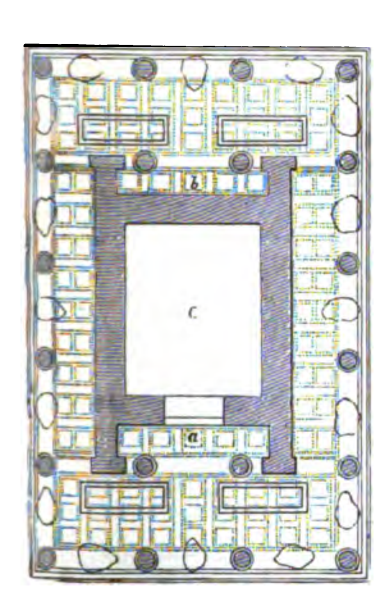




Fig. 257. Grundriss. Grabmal in Xanthos. Fig. 258. Aufriss.

Das vollendetste Beispiel dieser Art von Denkmälern ist durch Fellows bei Xanthos in Lykien bekannt geworden. Dasselbe befand sich bei der Entdeckung in einem Zustande völligster Zerstörung; jedoch war der Unterbau erhalten, und es fand sich eine so grosse Anzahl von baulichen Trümmern und Skulpturen vor, dass man die Restauration des Ganzen mit ziemlicher Gewissheit unternehmen konnte. In dem britischen Museum zu London, wohin diese kostbaren Ueberreste gebracht wurden, ist ein Modell aufgestellt, an dem allen einzelnen Fragmenten ihre bestimmte Stellung angewiesen ist. Eine andere, jedoch nicht wesentlich von dieser abweichende Restauration hat Falkener versucht, und nach dieser teilen wir unter Fig. 257 und 258 den Grundriss und die perspektivische Ansicht des Denkmals mit. Danach bestand dasselbe aus einem 10,25 m langen, 6,90 m breiten und fast eben so hohen Unterbau, der durch zwei rings umherlaufende Reliefstreifen mit Schlacht-

darstellungen geziert und von einem zierlichen Kranzgesimse gekrönt war. Darüber erhob sich ein ionischer Peripteros, dessen Peristyl von vier Säulen auf den schmaleren, von sechs Säulen auf den längeren Seiten gebildet wird, und dessen Cella auf jeder Seite zwei Säulen *in antis* zeigt. Eine reich verzierte Thür führte aus dem Pronaos (*a*), welchem auf der entgegengesetzten Seite das Posticum (*b*) entsprach, in die geräumige Cella (*c*). Fries und Giebel waren mit Reliefs, die Spitzen des Giebels mit freistehenden Figuren geziert, ebensolche standen in den Zwischenräumen der in reichem ionischen Stil gehaltenen Säulen. Wie weit verbreitet derartige Denkmäler waren, ergiebt sich aus einem sehr schönen Bau, der sich zu Cirta auf der Nordküste von Afrika, dem heutigen Constantine, erhalten hat, und den man als das Grab des Königs Micipsa zu betrachten pflegt, der an diesem Orte eine griechische Kolonie gegründet hatte. Ueber stufenförmiger Basis steigt bei diesem Denkmal ein quadrater Bau auf, der (dem Grabe des Theron zu Agrigent entsprechend) auf jeder Seite eine erhaben gearbeitete Thür zeigt und über welchem sich dann ein dorisches Tempelchen erhebt. Auch dieses ist quadratisch und zeigt auf jeder Seite einen Giebel. Das so gebildete Dach wird von acht ebenfalls im Quadrat angeordneten Säulen getragen, welche vollkommen frei stehen und keine Cella einschliessen. Fig. 259 giebt die perspektivische Ansicht dieses Denkmals.



Fig. 259. Grabmal in Cirta, Afrika.

Wir beschliessen die Uebersicht der tempelartigen Grabmonumente mit der Erwähnung eines der prächtigsten Denkmäler dieser Art: des Grabmals des Königs Maussolos von Karien zu Halikarnassos. Leider sind von diesem grossartigen Monument nur noch geringe Reste vorhanden, die im Auftrage der englischen Regierung während der Jahre 1856—59 von C. T. Newton freigelegt und von R. P. Pullan gemessen wurden. Nach der bei Plinius (Hist. Nat. XXXVI 5, § 4 ed. Sillig) uns bewahrten Beschreibung dieses Denkmals, das von den Alten selbst als eines der sieben Weltwunder gepriesen wird, heisst es, dass Artemisia jenes Grabmal für ihren Gemahl Maussolos errichtet habe, der im zweiten Jahre der 107. Olympiade (352 v. Chr.) starb; dasselbe stellt sich als ein Oblongum dar, dessen nach Süden und Norden gerichtete Seiten je 63 Fuss messen, während Front und Hinterseite schmaler sind; der Umfang des ganzen Denkmals (nämlich des Peribolos) beträgt 411 Fuss; es erhebt sich zu einer Höhe von 25 Cubitus (37½ Fuss) und ist rings von 36 Säulen umgeben; den Umgang um das Grabmal nannte man Pteron. Die Skulpturen an der Ostseite waren von Skopas, die an der Nordseite von Bryaxis, die an der Südseite von Timotheos, die auf der Westseite von Leochares. Ueber dem

Pteron erhebt sich eine dem unteren Teile gleichkommende Pyramide, die sich auf 24 Stufen zu einer Spitzsäule zusammenzieht. Auf ihrer Spitze steht ein marmornes Viergespann, welches Pythis gearbeitet hat; mit Einschluss dieses hat das ganze Denkmal eine Höhe von 140 Fuss. Mit Hilfe aufgefundener Marmorstufen von jener Pyramide, von Säulentrommeln, Kapitellen und einzelnen Skulpturfragmenten und gestützt auf die in ihren Massangaben freilich sicher nicht korrekten Worte des Plinius haben die englischen Gelehrten eine Restauration des Denkmals versucht, dessen Hauptansicht in der Westfront unter Fig. 260 wiedergegeben ist. Aus den aufgefundenen Bruchstücken der Pferde und des Wagens der Quadriga liess sich mit annähernder Genauigkeit die Grösse derselben, sowie die der Plattform der Pyramide, auf der die Quadriga ruhte, berechnen, aus den Marmorstufen die Höhe der Pyramide selbst, aus den Säulentrommeln die des Pteron u. s. w. Ueberall finden sich übrigens auch an diesem Denkmal deutliche Spuren einstiger Bemalung mit roter und blauer Farbe. Von den Reliefdarstellungen, mit der die oben genannten Künstler das Grabmal schmückten, fanden sich vierzehn Tafeln in den Mauern der auf den Ruinen vor Halikarnassos von den Johanniterrittern erbauten Citadelle von Budrun eingelassen und wurden im Jahre 1846 von der englischen Regierung für das britische Museum erworben. Schliesslich möchten wir noch bemerken, dass von den Römern, gleichsam in Erinnerung an jenes Prototyp eines grossartigen Grabdenkmales, die Bezeichnung „Mausoleum“ auf alle Grabmäler übertragen wurde, die sich in der Pracht ihrer Ausstattung und wohl auch in ihrer äusseren Form dem Grabmonument des Maussolos in Halikarnassos näherten.

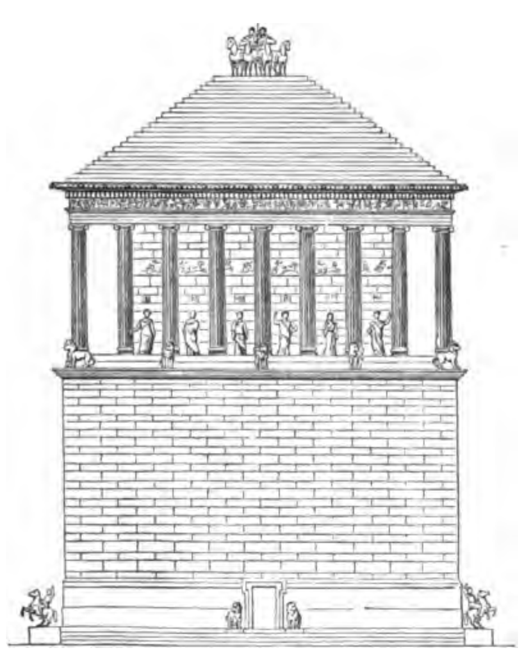


Fig. 260. Das Grabmal des Maussolus.

Palaestren und Gymnasien.

Unter den baulichen Anlagen, welche eine öffentliche Bestimmung hatten, verdienen zunächst die Gymnasien hervorgehoben zu werden, die, ursprünglich durch das Bedürfnis der Einzelnen hervorgerufen, sich bald zu Gebäuden von grosser Pracht und zu Sammelpunkten des öffentlichen Lebens der Griechen

erhoben. Es ist bekannt, welch grosses Gewicht die Griechen auf eine kunstmässige Ausbildung der Jugend zur Kraft und Gewandtheit des Körpers legten. An Wettkämpfen in allen Leibes- und Kraftübungen erfreute sich schon die homerische Zeit, und wir werden es weiter unten noch ausführlicher nachzuweisen haben, wie im Lauf und Sprung, im Speer- und Diskoswurf, im Ring- und Faustkampf von jenen Zeiten bis zu den Perioden der höchsten Blüte die griechische Jugend sich übte, und wie man keine höhere Zierde der grossen gottesdienstlichen Feste kannte, als die öffentliche Schaustellung dieser Spiele und Wettkämpfe.

Was so für das gesamte griechische Leben von der grössten Wichtigkeit war, musste auch in der Kunst bestimmte Formen hervorrufen, und ebenso wie die bildenden Künste aus jener schönen Entwickelung des menschlichen Körpers den grössten Vorteil zogen, so wurden auch der Baukunst dadurch neue Aufgaben gestellt, dass für zweckmässige Räume zu diesen Uebungen und Spielen gesorgt werden musste. Soweit es sich dabei nicht um die öffentliche Aufführung handelte, dienten dazu Palaestren und Gymnasien. Für die älteren Zeiten hat man die Palaestra von dem Gymnasion zu unterscheiden. Die Palaestra (*παλαίστρα*, von *πάλη*, Ringkampf) war ein Lokal, in dem sich Jünglinge zum Ring- und Faustkampf ausbildeten. Gewiss hat man sich diese Lokale, die ähnlich wie die Schulen der Grammatiker von Privatpersonen gehalten wurden, ursprünglich nur einfach und auf die notwendigsten Räumlichkeiten beschränkt zu denken. Je mehr aber jene oben genannten Uebungen künstlich ausgebildet und vermannigfaltigt wurden, um so mehr musste das Bedürfnis grösserer und bestimmt gegliederter Räumlichkeiten dafür hervortreten, und während früher offene Plätze, womöglich an einem fliessenden Wasser gelegen und von Baumgruppen eingeschlossen, zu den Uebungen benutzt wurden, richtete man in späterer Zeit besondere Plätze und Gebäude, Gymnasien (*γυμνάσιον*) dazu ein, die aus einer Erweiterung der Ringschulen und einer Verbindung derselben mit freien Plätzen und Höfen hervorgingen. Die einfachste Form war die eines offenen Hofes, der mit Säulenhallen umgeben wurde und an den sich bedeckte Räume anschlossen. Der Hof konnte für Lauf und Sprung benutzt werden, die bedeckten Räume für den Ringkampf. Mit der grösseren Ausbildung der Leibesübungen selbst und mit der grösseren Neigung der Männer, an den Spielen der Jugend sich thätig zu beteiligen und dort einen grossen Teil ihrer Zeit zuzubringen, wuchsen auch die Gymnasien zu grösserer Pracht und Ausdehnung an. Sie wurden zu einem Bedürfnis des griechischen Lebens, so dass keine Stadt ohne Gymnasion zu denken war und grössere Städte deren oft mehrere aufzuweisen hatten. Genaue Beschreibungen dieser Anlagen sind uns von den Griechen selbst nicht erhalten, doch lassen sich aus vereinzelten Aeusserungen der Schriftsteller mehrere der hervorragenden Teile derselben erkennen. Namentlich sind einzelne Bemerkungen in den platonischen Dialogen von grosser Wichtigkeit. Hier wird zunächst das *ἐφηβεῖον* erwähnt, der zu den Uebungen der Jünglinge bestimmte Saal; sodann das Bad (*βαλανεῖον*), zu dem das *πυριατήριον* gehört, das trockene Schwitzbad, wo die Kämpfer sowohl als auch die Besucher des Gymnasion warm zu baden pflegten.

Das *ἀποδυτήριον*, das wir als Garderobe bezeichnen können, diente zum Auskleiden. In einem *ἐλαιοθέσιον* genannten Raume wurde das Oel zum Einreiben der Kämpfer aufbewahrt und wohl auch die Einreibung selbst vorgenommen, während in dem *κονιστήριον* das Bestreuen des Körpers mit Sand oder Staub stattfand, damit die Kämpfer sich fest und sicher fassen und halten konnten. Zum Ballspiel diente das *σφαιριστήριον*, und offene und bedeckte Gänge zu Uebungen im Laufen oder auch zu einfachen Spaziergängen; für diese scheint die allgemeine Bezeichnung *δρόμος* gewesen zu sein. Eine besondere Art von bedeckten Gängen waren die *ξυστοί*, die auf beiden Seiten eine Erhöhung für Spaziergänger und in der Mitte eine Vertiefung für die Kämpfer hatten, ähnlich den Stadien, weswegen dieselben auch von den Römern *porticus stadiatae* genannt wurden.

Ueber den Zusammenhang dieser einzelnen Teile werden wir durch Vitruv unterrichtet, der eine vollständige Beschreibung eines griechischen Gymnasion im elften Kapitel seines fünften Buches über die Architektur gegeben hat. Seine Vorschriften, die er der Einrichtung wirklicher Gymnasien der späteren griechischen Zeit entlehnt hat, beginnen mit dem Hofe, der wie beim Wohnhause *περιστύλιον* heisst und entweder quadrat oder oblong angelegt werden soll, so dass der Umfang zwei Stadien = 1200 Fuss betrage. Rings umher gehen Säulenhallen, auf drei Seiten einfache, auf der dem Süden zugekehrten Seite eine doppelte, wodurch die sich dort anschliessenden Räume mehr Schutz gegen die Witterung gewährten. An die einfachen Hallen schliessen sich geräumige Säle, *exedrae,* an, mit Sitzen zum Aufenthalt für Philosophen und Rhetoren, sowie für alle diejenigen, die sich dort der Unterhaltung oder der Forschung hingeben wollen. An den doppelten Portikus aber reihen sich mehrere andere Räume an. In der Mitte das *ephebeum*, ein grosser mit Sitzen versehener Uebungssaal für die Jünglinge, der ähnlich der Prostas im älteren Wohnhause den Mittelpunkt der ganzen Anlage gebildet zu haben scheint. Davon liegen rechts das *coryceum* (für das Spiel mit dem *κώρυκος*, einem mit Sand gefüllten und aufgehängten Sack aus Leder, an dem die Faustkämpfer ihre Stösse einübten), das *conisterium* und neben diesem bei der Biegung der Halle die *frigida lavatio* (das kalte Bad), von den Griechen *λουτρόν* genannt. Auf der anderen Seite folgen in derselben Ordnung das *elaeothesium,* das *frigidarium* oder vielmehr, was wahrscheinlicher ist, *tepidarium* (ein laues Bad), dann der Eingang zu dem Feuerungsraum *propnigeum,* dabei ein Schwitzbad, dem sich auf der einen Seite ein *laconicum* und die *calda lavatio* anschliessen. Als wahrscheinlich ältestes Beispiel eines griechischen Gymnasion fügen wir den Grundriss des in Olympia aufgegrabenen unter Fig. 261 hinzu. Hier zeigt sich ein an jeder Seite 41 m langer quadratischer Hof, umgeben von einem bedeckten, von je 19 Säulen getragenen Umgang; nach letzterem hin öffnet sich mit ionischen Säulenstellungen eine Anzahl von oblongen Gemächern von ungleicher Grösse, die ohne Zweifel jenen oben erwähnten Zwecken gedient haben. Noch fügen wir hinzu, dass an der südlichen Aussenwand zwischen je zwei korinthischen Säulen und zwei Anten die beiden Haupteingänge des Gebäudes lagen.

Mit diesen Räumen wird man sich wohl durchschnittlich bei der Anlage von Gymnasien begnügt haben. Jedoch kommen in der späteren prachtliebenden Zeit noch Erweiterungen dieser Anlage vor, und es scheint mit dem Gymnasion auch mitunter ein Stadion verbunden worden zu sein. Auf solche Erweiterungen nimmt Vitruv Rücksicht in dem, was er zu der obigen Beschreibung hinzusetzt. Er sagt nämlich, dass ausserhalb dieses Peristyls noch drei Portikus anzulegen seien. Der erste derselben, der nach Norden sieht, soll sehr breit und mit doppeltem Säulengange angelegt werden. Die beiden anderen sollen einfach sein und zwar so, dass sie zunächst der Mauer und den Säulen einen erhöhten Umgang (*margines*) von nicht weniger als zehn Fuss Breite und in der Mitte eine Vertiefung haben, zu der man zwei Stufen hinabsteigt und in der die Kämpfer im Winter sich üben können, ohne den auf den Rändern Einhergehenden beschwerlich zu fallen. Dies seien die ξυστοί der Griechen. Zwischen diesen beiden Xysten befinden sich Baum- und Gartenanlagen mit offenen Spaziergängen, περιδρομίδες bei den Griechen, von den Römern aber *xysti* genannt; wogegen sich an die dritte Seite dieser Anlagen das Stadion anschliesst, das vielen Zuschauern bequemen Platz zum Sehen und den Kämpfern Raum zu ihren Uebungen darbieten muss.

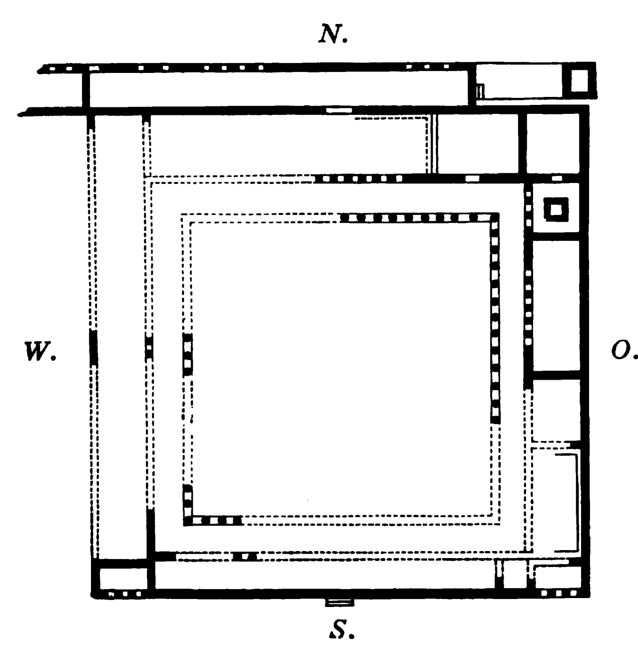


Fig. 261. Gymnasion in Olympia.

Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, dass in diesen Vorschriften nicht eine durchgehende Norm enthalten ist, nach der alle griechischen Gymnasien angelegt worden seien. Man kann darin wohl ein allgemeines Bild dieser Anlagen erkennen, aber es haben in der Wirklichkeit die verschiedensten Abweichungen von den vitruvischen Regeln stattgefunden. Aus diesem Grunde scheint es auch nicht zweckmässig, die zahlreichen Restaurationen, die von Altertumsforschern versucht worden sind, hier noch um eine zu vermehren; vielmehr führen wir als zweites Beispiel eines griechischen Gymnasion, dessen Anlage sich mit der vitruvischen Beschreibung einigermassen in Einklang setzen lässt, das Gymnasion an, dessen Ueberreste Leake zu Hierapolis in Kleinasien entdeckt hat (Fig. 262). Auf diesem bezeichnet *AA* bedeckte Gänge, *B* die

offene Säulenhalle, hinter der das Hauptgebäude liegt. In diesem aber bildet den Mittelpunkt das Ephebeion (*D*), an welches sich nach der einen Seite das Coryceum (*E*), das Conisterium (*F*) und das kalte Bad (*G*) anschliessen, zu welchem letzteren vielleicht noch der Raum *I* gehört haben mag. In den beiden nach der Halle zu geöffneten Räumen sind vielleicht die Apodyterien zu erkennen, die Vitruv in seinem Plan ganz übergangen hat. In dem Raume *H* würden wir dann, wiederum Vitruv folgend, das Elaeothesium zu erkennen haben, in *L* das Tepidarium, in *N* den Eingang zu dem Feuerungsraum und in *MO* die Gemächer für die warmen Bäder, deren verschiedene Teile Vitruv angiebt. Wenden wir uns nun zu dem hinteren Teile der Anlage, so sind in *CC* einige Säle (Exedren) zu erkennen, oder Räume für die Aufseher, und zwischen ihnen liegt der doppelte Porticus *P*, der nach Norden gekehrt ist und durch welchen man aus dem ersten in diesen zweiten Raum eintritt. In *QQ* erblicken wir die bedeckten Gänge mit einfachen Portiken, zwischen denen der mit Bäumen bepflanzte Raum *RR* liegt, während die dritte Seite des Vierecks durch die Rennbahn *S* eingenommen wird, an welche sich die Stufen *T* für die Zuschauer anschliessen.

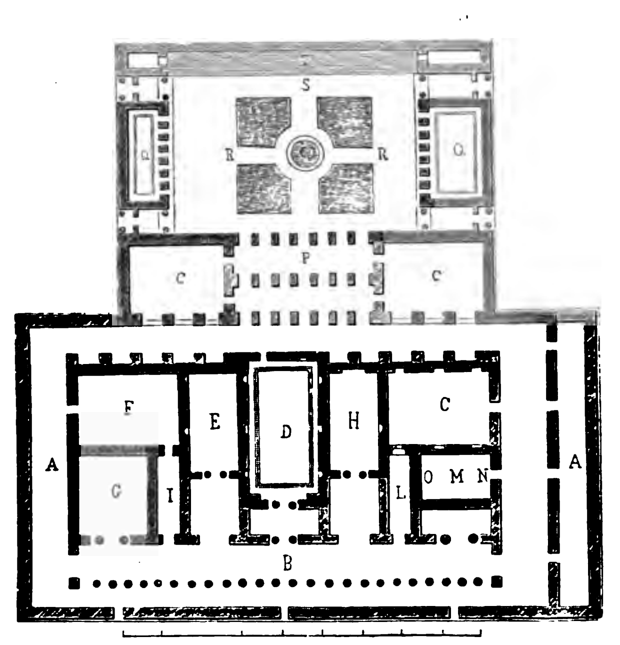


Fig. 262. Gymnasion zu Hierapolis.

Eine ganz abweichende Einrichtung zeigt das Gymnasion zu Ephesos, das zu den am besten erhaltenen gehört und wahrscheinlich unter Kaiser Hadrian erbaut worden ist (Fig. 263). Insbesondere spricht der Umstand für den römischen Ursprung, dass hier die Wölbung vielfach angewendet ist, während sich in der Anordnung der Hauptteile doch die Grundzüge der griechischen Anlage erkennen lassen. Ein Peristyl ist hier nicht angelegt, dagegen ist das Hauptgebäude rings von einem bedeckten Porticus (Cryptoporticus *A*) umgeben, an den sich viele Exedren anschliessen, die indess nicht gerade sehr *spatiosae* sind, wie Vitruv verlangt, sondern vielmehr wie kleine Nischen von viereckiger und runder Form erscheinen. Von dem Porticus gelangt man in einen offenen Raum, den die Herausgeber der Altertümer von Ionien als Palaestra, den Ringplatz (*B*) bezeichnen, und der offenbar als Ersatz des eigentlichen Peristyls dienen soll. Darauf folgt das Ephebeum (*C*), das auch hier den eigentlichen

Mittelpunkt ausmacht. Von den Räumen *DD* wird bemerkt, dass dieselben keine Verbindung mit dem Ephebeum gehabt zu haben scheinen; sie öffnen sich auf die Palaestra *B* und könnten als Elaeothesium und Conisterium bezeichnet werden, wenn man nicht etwa darin die Apodyterien erblicken möchte.

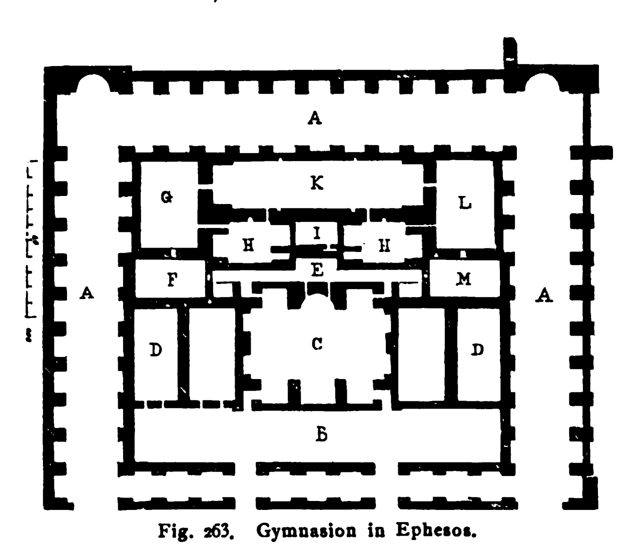


Fig. 263. Gymnasion in Ephesos.

Hinter dem Ephebeum liegt ein Gang (*E*), der zu den Bädern führt, und man wird wohl nicht irren, wenn man in *F* und *G* die kalten, in *L* und *M* die wärmeren Bäder ansetzt; *HH* wird von den Herausgebern als heisses oder Schwitzbad erklärt. Bei *I* führt eine Treppe in einen gewölbten, noch jetzt von Rauch geschwärzten Raum, den die Herausgeber für ein Laconicum halten. Sollte dieser nicht etwa das Propnigeum und der Raum darüber das eigentliche Laconicum gewesen sein? In dem Raume *K*, welcher der Palästra *B* entspricht, wird wohl nicht mit Unrecht das Sphaeristerium oder Coryceum erkannt.

Der Marktplatz.

Während die heiteren und lichten Räume der Gymnasien den griechischen Bürgern zum erwünschten Aufenthalt dienten, um an den Spielen der Jugend sich zu erfreuen oder auch wohl selbst daran teil zu nehmen, versammelten sie sich zu den ernsteren Handlungen des Staatslebens oder zu geschäftlichem Verkehr auf dem Marktplatz, der Agora. Auch von dieser gilt, was oben von den Gymnasien gesagt ist, dass sie, ursprünglich aus dem Bedürfnisse hervorgegangen, baulicher Gestaltung entbehrte und erst später bei vorgeschrittener Bildung und gesteigerten Ansprüchen als ein besonderer und häufig prachtvoll ausgestatteter Bau angelegt wurde. Auf eine würdige Ausstattung der Agora musste die Bedeutsamkeit und die Würde des Ortes noch früher als beim Gymnasion hinführen, da der Marktplatz immer als Mittelpunkt des ganzen Lebens der Stadtgemeinde betrachtet wurde. In Seestädten gewöhnlich am Meere, in Landstädten am Fusse des Hügels belegen, auf dem die alte Herrenburg thronte, konzentrierte sich auf ihm, ausser dem Geschäftsverkehr mit Kauf und Verkauf, ebenso sehr das politische und religiöse Leben der Bevölkerung. Hier vereinigten sich schon zur homerischen Zeit die Bürger, um Rat zu

pflegen, weshalb auch Sitze daselbst angebracht waren: hier befanden sich nicht selten die ältesten und wichtigsten Heiligtümer der Stadt, und hier wurden die ersten Spiele gefeiert; hier trafen die Strassen und Wege zusammen, die den geschäftlichen Verkehr mit den Nachbarstädten und Staaten vermittelten, hier lagen die natürlichen End- und Ausgangspunkte für die heiligen Züge, durch die ursprünglich verwandte, aber räumlich getrennte Heiligtümer in ununterbrochene Verbindung gesetzt wurden. — Während auf diesen Marktplätzen ursprünglich gewiss alle öffentlichen Verhandlungen stattgefunden hatten, wurde in Städten, in denen der Verkehr zu gross und lebhaft war, für die eigentlichen Beratungen der Bürger ein besonders dazu eingerichteter Ort ausgewählt. So wurde in Athen das sanft ansteigende Terrain des an die alte Agora stossenden



Fig. 264. Die sogenannte Pnyx in Athen.

Hügels (Fig. 264, vgl. oben S. 86), dem der Name Pnyx gegeben wurde, für die politischen Beratungen benutzt, während, wahrscheinlich zur Pisistratidenzeit, der vom Fusse der Akropolis, des Areopagos und des Theseushügels begrenzte Markt des Kerameikos, der älteste Sitz attischer Industrie, zur eigentlichen Agora, zum eigentlichen Zentralpunkt attischen Verkehrslebens in oben angedeuteter Weise wurde.

Alles dies führte notwendig darauf hin, den vielbedeutsamen Ort, der bei etwaigem politischen Uebergewicht der Stadt selbst zum Mittelpunkte auch des gesamten Staatswesens werden konnte, dieser seiner Bedeutung gemäss reicher zu verzieren. An eine eigentliche bauliche Anlage, wonach der Markt als ein geschlossenes, künstlerisch hergestelltes Ganzes erschienen wäre, hat man indes bei den alten Städten des Mutterlandes selbst in späteren Zeiten nicht zu denken. Die natürlichen Grenzen des Marktes waren wohl nur in seltenen Fällen ganz regelmässig gewesen, sie konnten aber auch später nicht willkürlich verrückt werden, da sowohl die an den Ort geknüpfte Heiligkeit der Tempel, als auch der bestimmte Lauf der auf den Markt mündenden Strassen dies ver-

hinderte. Wo dagegen Städte neu gegründet wurden, konnte man gleich von vornherein auf regelmässige Anlagen bedacht sein, und so scheint denn auch in der That die regelmässige Erbauung der Agoren von den kleinasiatischen Kolonien ausgegangen zu sein. So bemerkt Pausanias von dem Markte zu Elis ausdrücklich, dass derselbe nicht nach ionischer Sitte, sondern in mehr altertümlicher Weise gebaut sei.

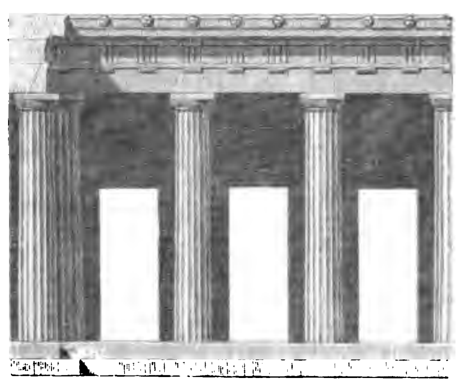


Fig. 265. Die Agora von Delos.

Was die Art jener ionischen Marktanlagen betrifft, so begegnet uns hier wieder die Form eines viereckigen, mit Säulenhallen umgebenen Hofes, der von den Griechen so oft und gern in ihrer öffentlichen und Privatarchitektur angewendet worden ist. Die bei Vitruv (Arch. V 1) erhaltene Beschreibung einer Agora bezieht sich offenbar auf sehr prächtige Anlagen der späteren nachalexandrinischen Zeit. Danach waren dieselben viereckig und mit weiten und doppelten Säulenhallen umgeben. Ueber den zahlreichen Säulen ruhen Architrave aus gewöhnlichem Stein oder aus Marmor, und über den Dächern der Portiken sind noch Galerien zu Spaziergängen angeordnet. Es versteht sich auch hier von selbst, dass nicht alle späteren Agoren ganz auf diese Weise angelegt waren; im ganzen aber stimmen die erhaltenen Beispiele mit Vitruvs Beschreibung wohl überein. Wir führen als solches hier nur den äusserst geschmackvollen Marktplatz von Delos an, von dem Fig. 265 einen Teil



Fig. 266. Das Marktthor von Athen.

des Durchschnitts darstellt. Derselbe liegt über einer Terrasse am kleinen Hafen der Stadt und besteht aus einem Hofe, der rings umher von einer dorischen Säulenhalle eingefasst ist, an die sich exedraförmige Nischen und viereckige Zimmer anlehnten. Die nach dem Westen gerichtete Halle ist die geräumigste, sie ist etwa 40 Fuss breit und hat eine Reihe von Thüren. An die Umfassungsmauern waren nach aussen jedenfalls Magazine angeschlossen, wie die teilweise noch vorhandenen Fundamente darthun.

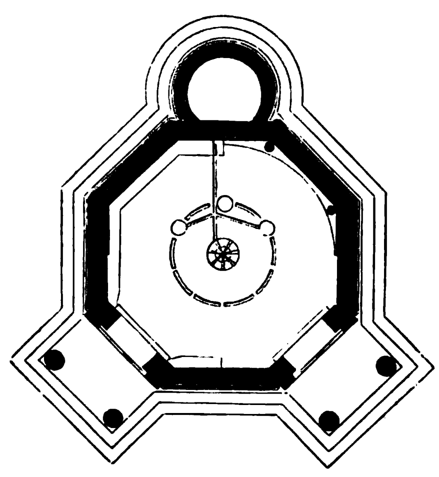


Fig. 267. Der Turm der Winde. Grundriss.

Genauer als über andere Marktplätze sind wir durch die Berichte der alten Schriftsteller über die im Kerameikos gelegene Agora Athens unterrichtet; leider ist von all den wichtigen Gebäuden, die an ihr gelegen waren, heute, wenn nicht ausgedehnte Ausgrabungen auch darüber noch Licht verbreiten, so gut wie nichts erhalten. Am Ostende derselben war in römischer Zeit ein Thor errichtet, das noch heute steht (Fig. 266). Seine Front war nach Westen, dem Kerameikosmarkte zugewandt. Vier dorische Säulen tragen einen mächtigen Architrav nebst Triglyphen- und Metopenfries, der Giebel darüber ist noch zum grossen Teil erhalten. Die Inschrift auf dem Architrav besagt, dass das athenische Volk von den Geschenken des Julius Caesar und des Augustus diesen Bau der Athena Archegetis errichtet habe. Der mittlere breitere Durchgang war für Wagen, die schmaleren Seitendurchgänge für Fussgänger bestimmt. Hinter der Säulenfront folgte das eigentliche Thorgebäude, von dem nur noch wenige Reste stehen; dort erblickt



Fig. 268. Der Turm der Winde in Athen.

man noch an seiner alten Stelle, fest im Boden verdöbelt, einen Inschriftstein aus hadrianischer Zeit mit Verordnungen über Preise des Oeles, Salzes u. dergl.

Als zum athenischen Markt gehörig kann auch das Gebäude betrachtet werden, das als „Turm der Winde“ bekannt ist, das Horologium des Andronikos aus Kyrrhos in Syrien, um die Mitte des letzten Jahrhunderts v. Chr. errichtet; bei seiner Anlage war auf zwei für einen Ort mit lebhaftem Handelsverkehr sehr wesentliche Bedürfnisse Rücksicht genommen. Das Innere nämlich enthielt eine Wasseruhr, und man erkennt auf dem Fussboden (vergl. den Grundriss Fig. 267) noch deutlich die Rinnen, deren allmähliche Anfüllung durch das aus einem Reservoir hervortretende Wasser das Vorrücken der Zeit erkennen liess. Auf der Spitze des Daches war die Figur eines Triton angebracht, der, vom Winde bewegt, mit seinem Stabe auf die Windesrichtungen hinunterwies, deren halberhabene Gestalten als Friesschmuck an den acht Seiten des Gebäudes angebracht sind. Unterhalb dieses Frieses sind die Linien der Sonnenuhr auf den Wänden eingemeisselt. Zwei kleine, jetzt zerstörte Portiken, die mit je zwei korinthischen Säulen geschmückt waren, sowie ein halbrunder Ausbau verleihen diesem turmartigen Gebäude eine ungemeine Zierlichkeit (Fig. 268).

Die Stoen und Buleuterien.

Wir haben öfter der Stoen oder Säulenhallen Erwähnung gethan; sie waren im Aeussern und Innern der Tempel angebracht; sie umschlossen die Anlage des Wohnhauses; sie fassten das Peristyl der Gymnasien ein und waren ebenso rings um die Marktplätze der griechischen Städte umhergeführt. Derartige Säulengänge oder Hallen konnten auch für sich allein zum Gegenstande künstlerischer Ausbildung gemacht werden. Als Beispiele einer solchen Ausbildung haben wir schon die Xysten kennen gelernt: breite bedeckte Säulengänge, die auf der einen Seite durch eine Wand, auf der anderen durch eine Säulenreihe begrenzt waren, und die durch eine geschickte Benutzung des Terrains sowohl für Leibesübungen als auch für Spaziergänge bequeme Gelegenheit boten. In dieser Weise scheint nun die Stoa, auch unabhängig von anderen Gebäuden, nicht selten zur Zierde von Plätzen und Strassen angewendet worden zu sein, wo sie dann, durch einige Stufen erhöht, ein sehr angenehmes Lokal für ungestörtes Auf- und Abwandeln oder gemeinsame Beratung politischer und wissenschaftlicher Gegenstände darbot. Ihre einfachste Form ist die eines von einer Mauer begrenzten Säulenganges. Die Hinterwand desselben bot bildlichen Verzierungen eine grosse und ununterbrochene Fläche dar, und so finden sich denn auch nicht selten derartige Stoen mit Malereien geschmückt. So enthielt eine am Marktplatz von Athen befindliche Stoa die Darstellungen der Schlacht bei Oenoë, des Kampfes der Athener gegen die Amazonen, der Zerstörung von Troja und der Schlacht von Marathon, weshalb sie die *στοὰ ποικίλη* genannt wurde. Denselben Namen führte auch wegen der an ihrer Hinterwand angebrachten Malereien eine Stoa in Olympia (vergl. Fig. 137 *EH*).



die wegen des siebenfachen Echos in ihr auch als Halle der Echo bezeichnet war; dieselbe war 97,80 m lang, 10 m tief, und ihr Dach wurde von 44 Säulen und zwei Anten getragen. Durch die deutschen Ausgrabungen sind die Ueberreste auch dieser Stoa freigelegt worden, aus denen sich ergiebt, dass ihre Façade dorisch, ihr Inneres ionisch war. Desgleichen lag vor dem Buleuterion in Olympia eine Stoa, und südlich davon eine andere mit doppelter Säulenstellung, die sogenannte Südhalle (vgl. S. 124).

Von einer zweigeschossigen Halle, deren Interkolumnien im oberen Stockwerk durch eine Brustwehr geschützt waren, war auch in Pergamon die Terrasse des Athenatempels umgeben (siehe oben S. 163), ebenso galten Wandelhallen auch im Hieron des Asklepios zu Epidauros als ein wichtiger Teil des Heiligtums.

Von der einfachen Form der Säulenhalle konnte man zu einer weiteren Entwickelung übergehen und, nach einem ähnlichen Gesetz, wie wir es bei dem Tempelbau beobachtet haben, auch auf der anderen Seite der Mauer eine Säulenreihe errichten. Dies gab eine doppelte Halle, die von den Griechen *στοὰ διπλῆ* genannt wird, und von der Pausanias ein Beispiel in der korkyräischen Stoa am Marktplatz von Elis anführt. Als besonders wichtig für die Anlage der Stoen überhaupt ist die Ausdrucksweise des Pausanias, dass jene Halle „in der Mitte nicht Säulen, sondern eine Mauer gehabt habe“. Daraus geht nämlich hervor, dass zu seiner Zeit die Anlage von Doppelstoen mit einer Säulenstellung als Träger des Daches in der Mitte häufiger gewesen ist. Eine solche Doppelhalle hat man in der sogenannten Basilika zu Paestum sehen wollen, wegen der ungeraden Säulenzahl auf den Schmalseiten und wegen der durch die Mitte des Tempels sich hinziehenden Säulenreihe; indess ist dies noch kein genügender Grund, das vollständig den Eindruck eines Tempels machende Gebäude nicht für einen solchen zu halten, wie oben S. 69 schon angeführt ist. Die mittlere Säulenreihe war notwendig, um die Balken zu tragen, die bei der grossen Spannung nicht von einer Längswand bis zur andern gelegt werden konnten.

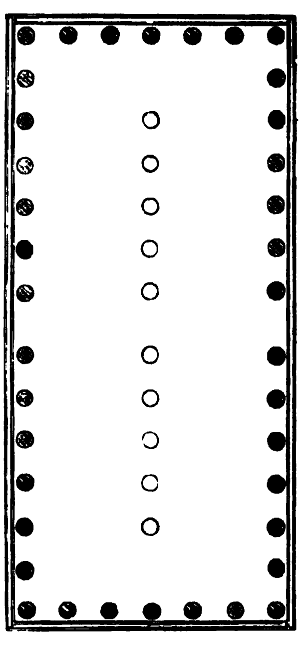


Fig. 269. Halle zu Thorikos.

Dagegen scheint die von den Dilettanti ausgegrabene, leider jetzt völlig verschwundene Halle zu Thorikos in Attika eine solche mit Säulenstellung in der Mitte versehene gewesen zu sein; ihr Grundriss ist unter Fig. 269 dargestellt. Dieselbe zeigt je sieben Säulen auf den beiden schmaleren (etwas über 48 engl. Fuss breiten) Façaden und je vierzehn auf den beiden Längsseiten; die Säulenreihe in der Mitte war jedoch schon bei der Ausgrabung nicht mehr erhalten. Wenn Stoen für gemeinsame Beratungen bestimmt waren, mochte es notwendig

sein, dieselben durch Mauern von dem Geräusch der Strasse abzuschliessen; so haben wir uns wohl die an der Agora in der Stadt Elis gegen Süden gelegene dorische Stoa zu denken, welche durch zwei Säulenstellungen geteilt und für die Hellanodiken zu ihren gemeinsamen Beratungen bestimmt war. Möglich, dass die *στοὰ βασίλειος*, die am Marktplatz zu Athen stand und in welcher der Archon Basileus zu Gericht sass, in ähnlicher Weise angelegt war. Im Peiraieus befand sich eine Stoa mit dem Beinamen *μακρά*, die aus fünf Säulengängen bestand, und man wird kaum irren, wenn man annimmt, dass auch manche der athenischen Gerichtsstätten, sofern dieselben nicht wie Areopag und Delphinium unbedacht waren, eine ähnliche Anordnung hatten.

Auch die Rathäuser (*βουλευτήριον*) haben wir uns als Saalbauten zu denken, deren Dach durch ein oder zwei Säulenstellungen gestützt wurde. Von ihrer Anlage, die wohl überall auf gleichen Prinzipien beruhte, haben die deutschen Ausgrabungen in Olympia das erste und bis jetzt einzige Beispiel gebracht. Durch die Worte des Pausanias ist die Lage des dortigen Buleuterion an der Südseite der Altis, jedoch ausserhalb derselben, verbürgt, und aus den aufgedeckten Unterbauten sowie aus den zahlreichen, teilweise in die byzantinischen Befestigungsanlagen eingemauerten und dem Buleuterion angehörenden Baugliedern lässt sich ein ziemlich klares Bild von der Anlage desselben gewinnen (Fig. 270. vergl. Fig. 137 B). Danach zeigen sich zwei in ihrer Planbildung vollkommen gleiche oblonge Räume (ein nördlicher 21,59 × 10,82 m und ein südlicher 22 × 11,02 m im Lichten); an beide schliesst sich im Westen eine halbkreisförmige Apsis, die von dem Hauptraum durch eine Querwand getrennt ist; beide Haupträume sind durch eine Säulen- oder Pfeilerstellung in ihrer Mitte in zwei Langschiffe geteilt. Zwischen diesen beiden Saalbauten, die wohl der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts v. Chr. angehören, liegt ein quadratischer, in einer späteren Periode entstandener Bau (*C*), in dessen Mitte wahrscheinlich eine Säule als Stütze der Decke angeordnet war. Eine 42,36 m lange Stoa (*D*) zog sich längs der ganzen Ostfront dieser drei Gebäude hin, die in römischer Zeit durch einen trapezförmig gestalteten Säulenhof (*E*) erweitert worden war. Nach Adlers Vermutung diente der südliche Saal anfänglich als Sitzungslokal für den Rat der Eleer, während der unter Obhut des Rates stehende Schatz des Zeus-Tempels an gemünztem Gelde in den Apsiden untergebracht war; der Erweiterung der Geschäfte aber mag der nördliche Saal seine Entstehung verdankt haben. Möglicherweise hat im Mittelbau das Standbild des Zeus Horkios gestanden, vor dem die in den Spielen auftretenden Kämpfer schwören mussten, dass sie die Kampfesregeln genau befolgen wollten. Jeden-

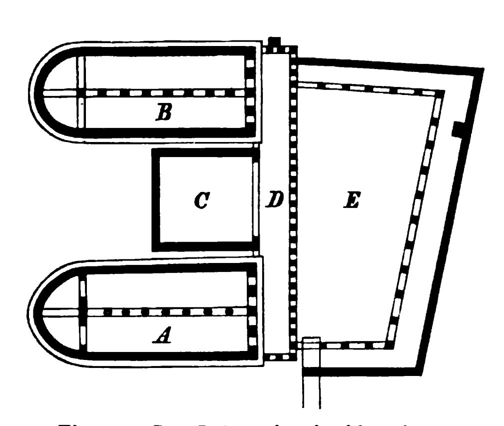


Fig. 270. Das Buleuterion in Olympia.

falls ist die Auffindung dieses Buleuterion auch insofern für die Entwickelung der antiken Baukunst von hoher Bedeutung, als die Planbildung desselben, die wir bisher nur an römischen und altchristlichen Denkmälern zu beobachten Gelegenheit hatten, nunmehr schon an einem griechischen, im 5. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung entstandenen Bauwerke nachgewiesen werden kann.

Hippodrom und Stadion.

Schon oben bei Besprechung der Gymnasien wurde auf den grossen Wert hingewiesen, den Spiele und Leibesübungen für das griechische Leben hatten. Besonders bei den grossen Festen machten sie den Hauptteil der Feier aus, und es musste schon früh darauf Bedacht genommen werden, der grossen Menge der an den Festen Teilnehmenden bequeme Gelegenheit zum Zuschauen zu gewähren. Die Natur der Wettkämpfe bedingte aber für jede Gattung derselben eine besondere Gestaltung der Anlage. Die ritterlichen Uebungen des Ross- und Wagenlaufes fanden im Hippodrom (*ἱππόδρομος*) statt; die gymnastischen Uebungen des Pentathlon u. s. w. bedingten die Anlage des Stadion (*στάδιον*); und für die höchste Spitze derartiger Festfeier, die Aufführung musikalischer und dramatischer Schöpfungen, waren die Theater bestimmt.

Was zunächst die Stätten für die ritterlichen Uebungen anbelangt, so hat man sie sich ursprünglich als sehr einfach zu denken. Den Helden vor Troja genügte zum Wettrennen mit Ross und Wagen ein flaches Gefilde, das sich vom Meere ab landeinwärts erstreckte; ein verdorrter, eine Klafter hoher Stamm, an dem rechts und links zwei weiss schimmernde Steine lehnen, dient als Ziel (*σῆμα*). Hier hatten die Wagenlenker umzuwenden, um wieder zur Ablaufslinie zurückzukehren. Die Zuschauer nahmen Platz, wo sie ihn fanden; waren Hügel in der Nähe, so boten diese natürlich die bequemste Uebersicht dar, und bei sonst gleichen Bedingungen lag es nahe, schon von vorn herein einen solchen Platz auszusuchen, an dem sanft abfallende Höhenzüge einer grösseren Menge von Zuschauern diese Bequemlichkeit darboten.

Diesem Anschluss an die natürliche Gestaltung der Oertlichkeit blieb man auch getreu, als zur Feier regelmässig wiederkehrender Festspiele besondere Anlagen hergestellt werden mussten. Dies gilt vor allem von dem Hippodrom zu Olympia, von dem uns Pausanias eine ausführliche, in manchen Punkten aber schwer verständliche Beschreibung giebt. Leider haben die Ausgrabungen in Olympia hier keine Aufklärung gebracht, weil der Hippodrom gänzlich von den Fluten des Alpheios weggerissen war, so dass nur noch seine Lage kenntlich ist. — Was zunächst die Form dieser Rennbahn betrifft, so war ihre linke Langseite (Fig. 271 *B*) durch den Damm begrenzt, der als Südwall des Stadion aufgeworfen war, während nach Pausanias die Südgrenze (*A*) durch einen natürlichen, jetzt durch die Alpheiosfluten weggerissenen Höhenzug gebildet war, der einst ein Heiligtum der Demeter Chamyne trug. Während am Ende der Bahn ein halbkreisförmiger Bogen angeordnet war, bildete an der gegenüberliegenden

Schmalseite für die Südhälfte eine von dem Architekten Agnaptos erbaute Stoa *P* den architektonischen Abschluss der Bahn. Vor dieser Stoa lagen die Schranken (*ἄφεσις*) für die am Wettrennen sich beteiligenden Gespanne und Renner *SRD*. In ihrer äusseren Form dem Vorderteil eines Schiffes gleichend, erstreckte sich die Aphesis, deren beide Seiten eine Länge von über 400 Fuss hatten, weit in die Bahn hinein. In der Bahn selbst befanden sich, in der Richtung ihrer Längenachse gelegen, zwei jedenfalls durch eine Mauer verbundene Ziele *M*2 und *M*1, um die man herumfahren musste, um von der rechten Hälfte zur linken und von dieser wieder zur rechten zu gelangen; eine dieser Zielsäulen war mit dem Standbild der Hippodameia verziert. Was die Hippaphesis betrifft, deren eigentümliche Konstruktion als eine Erfindung des Kleoitas aus Athen bezeichnet wird, während Aristeides dieselbe später noch verbessert haben soll, so stösst die Erklärung auf mannigfache Schwierigkeiten. Nach den Worten des Pausanias enthielt die in Form eines Schiffsvorderteils in die Rennbahn hineinreichende Aphesis die Stände oder Schuppen (*οἰκήματα*) für die am Wettkampf teilnehmenden Gespanne und Renner; dieselben wurden unter die Wettkämpfer vor dem Beginn der Spiele verlost. Seile, statt der sonst üblichen hölzernen Barrieren, sperrten die nach der Rennbahn hin geöffneten Ausgänge dieser Schuppen ab. Ungefähr in der Mitte des inneren Raumes der Aphesis stand ein Altar von Backsteinen, der in jeder Olympiade neu übertüncht wurde; auf ihm lag ein eherner Adler mit ausgebreiteten Schwingen, der mit einem vorn auf der Spitze der Aphesis befindlichen ehernen Delphin durch eine Maschinerie in Verbindung stand. Erhob sich durch ein im Innern des Altars verborgenes Räderwerk der Adler in die Lüfte, so senkte sich der Delphin, der bis dahin in der Höhe geschwebt hatte, und hierdurch war für die Zuschauer das Zeichen zum Beginn des Wettrennens gegeben. Gleichzeitig fielen die Seile, welche die Ausgänge der Oikemata sperrten, zuerst

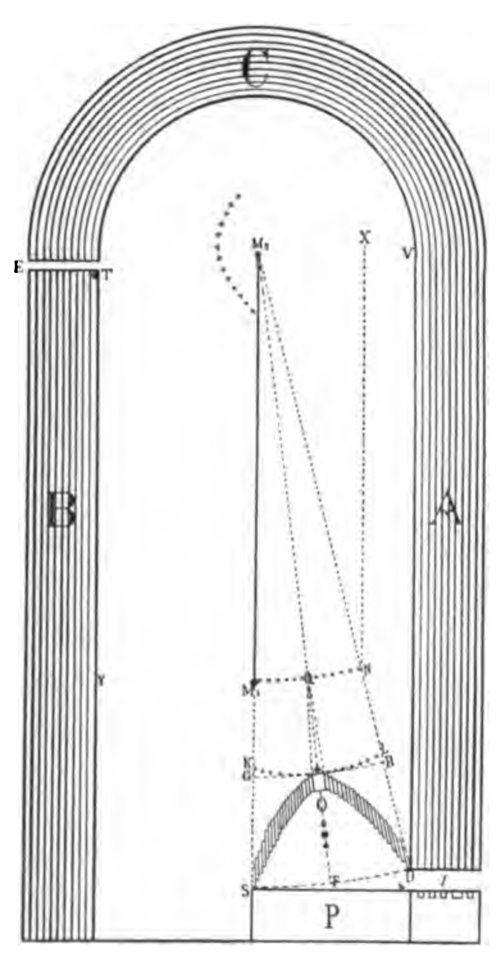


Fig. 271. Der Hippodrom in Olympia.

vor den der Agnaptoshalle zunächst liegenden Schuppen, aus denen nun die ersten Gespanne hervorbrachen. Waren letztere bis zur Höhe der zweiten Schuppen gelangt, so senkten sich auch hier die Seile, und die zweiten Gespanne eilten in die Bahn „und so geht es in derselben Weise bei allen Wagen, bis sie beim Schnabel des Vorderteils der Aphesis in einer Linie stehen. Von da an erst können die Wagenlenker ihre Geschicklichkeit und die Pferde ihre Schnelligkeit zeigen".

Diese Schilderung des Pausanias hat durch den Erklärungsversuch von Pollack (Hippodromica, Leipzig 1890) wie es scheint eine glückliche Lösung gefunden (Fig. 271).

Die Aphesis ist nach ihm ebenso wie die Agnaptoshalle nur in der südlichen Hälfte erbaut, während in der nördlichen der Raum zum Auslaufen der Pferde nach gewonnenem Siege frei bleibt. Die Wagen, die beiderseitig entsprechend durch Niederlassen, besser durch Wegziehen des Taus nach dem innern Raum der Aphesis zum Rennen kommen, haben, je weiter nach den Seiten *S* und *D* zu aufgestellt, umsomehr den Vorteil des „fliegenden Starts", d. h. ihre Pferde befinden sich schon in einer Schnelligkeit, welche die weiter nach der Mitte hin aufgestellten, d. h. später zum Rennen kommenden erst allmählich erreichen können, so dass in dem Augenblick, wo die Gespanne bei der Spitze der Aphesis *R* vorüberkommen, nicht die Punkte *G R H*, sondern vielmehr *K R L* die Linie der nebeneinander auffahrenden Wagen bezeichnen. Der Vorteil, in dem sich die Ecken befinden, wird dadurch, dass jetzt auch die mittleren Renner in Schwung geraten, bald ausgeglichen, so dass bei der Zielsäule M_1 die Wagen auf der Linie M_1 *Q N* stehen, d. h. sämtlich gleichweit von dem Ziel M_2 entfernt sind, das zuerst erreicht und umkreist werden muss. Die Erfindung des Kleoitas, der übrigens wahrscheinlich erst in das dritte Jahrhundert zu setzen ist, besteht also darin, dass alle Wagen zu einer bestimmten Zeit unter möglichst gleich günstigen Umständen sich in gleicher Entfernung vom Ziele M_2 befinden; ob jemand dieses als erster erreicht, es glücklich umkreist und nach Vollendung der nötigen Zahl von Läufen als erster durchs Ziel geht, das hängt dann weiter von seiner Geschicklichkeit im Wagenlenken und der Schnelligkeit seiner Rosse ab. Dass die Linie M_1 *Q N* kleiner ist als *K R L*, und diese wieder kleiner als *S F D*, darf nicht den Gedanken erwecken, als ob die Gespanne in *K R L* und noch mehr in M_1 *Q N* sich zu sehr hätten an einander drängen müssen. Das Wegfallen der Mauern, durch welche die einzelnen Pferdestände getrennt waren, und der breiten Spitze *R* erklärt genügend, dass die Wagen in der Höhe von *R* sowohl wie in der Höhe von *Q* wenigstens ebensoviel Spielraum haben wie vorher. Von da ab wird die Reihe in den meisten Fällen sich schon aufgelöst haben, so dass nicht alle Wagen in gleicher Linie mehr fahren. Allerdings kann man bei der Pollackschen Erklärung sich fragen, warum Kleoitas nicht lieber die Pferdestände auf dem von *S* nach *D* mit dem Radius M_2 *S* geschlagenen Bogen angelegt hat; dann befanden sich alle Pferde gleich weit von M_2 entfernt und konnten zu gleicher Zeit starten.

Eine ganz besonders gefährliche Stelle war gleich nach dem Umlenken um das Ziel M_2 der Punkt *T* neben einem Ausgang, der unter dem Wall hin-

durch führte; dort, bei dem Altar des Taraxippos, gerieten die Pferde häufig, wie die Griechen meinten, ohne ergründbare Veranlassung in Verwirrung, so dass sie scheu wurden und die Wagen zerbrachen. Nach Pollack kam dies daher, dass sie beim Umwenden um das Ziel ihren Schatten erblickten (die Bahn war nämlich nach Osten angelegt). Für die Abfahrt der Wagen wird das Zeichen den Lenkern wohl durch ein Trompetensignal gegeben worden sein, während der oben erwähnte Adler und der Delphin nur für die Zuschauer berechnet waren. Natürlich ist die Wahl dieser beiden Zeichen nicht willkürlich; während der Adler auf Zeus, den Herrn von Olympia, hinweist, erinnert der Delphin an Poseidon Hippios, den Schöpfer des Pferdes.

Der Anlage des Hippodromos entsprach im allgemeinen die des Stadion (*στάδιον*), wo der Wettlauf stattfand; natürlich bedurfte es aber weder einer so bedeutenden Länge, noch auch der besonderen Breite, die im Hippodrom durch das gemeinsame Laufen einer grossen Anzahl von Zwei- oder Viergespannen



Fig. 272. Stadion von Laodicea.

bedingt war. Die Normallänge des Stadion, die von Herakles für Olympia festgesetzt sein soll, betrug 600 olympische Fuss, im Unterschied von dem gewöhnlichen nur 500 Fuss messenden Stadion. Die neuesten Untersuchungen in Olympia, bei denen die Ablauf- und Zielschranken im Stadion freigelegt wurden (S. 123), ergaben den Abstand beider zu 192,27 m, und darauf hin ergiebt sich die Länge des olympischen Fusses zu 0,3205 m. Wenn möglich, benutzte man zur Anlage eines Stadion eine natürliche Senkung des Bodens, wie in Laodikeia (Fig. 272), wo die Zuschauer auf den Abhängen rings umher sassen, die zu diesem Zwecke mit Terrassen zum Sitzen versehen waren. Da aber eine solche günstige Lage nur zu den Seltenheiten gehören konnte, sah man sich oft genötigt, die erforderliche Erderhöhung künstlich zu schaffen, und fasste zu dem Zweck die Bahn durch einen künstlichen Erdwall ein, wie wir dies auch schon bei den Hippodromen gesehen haben. Dass diese ursprüngliche Einfachheit es nicht verhinderte, in späteren Zeiten die Umgebungen eines solchen Stadion künstlerisch reich und prächtig zu gestalten, ja selbst die Sitzreihen ganz aus Steinen aufzurichten, bedarf wohl kaum einer Bemerkung. In Bezug auf die Benutzung der von der Natur selbst dargebotenen Räumlich-

keiten und eine damit verbundene künstlerische Ausstattung kann das Stadion von Messene als wichtigstes und schönstes Beispiel der uns erhaltenen griechischen Stadien betrachtet werden. In dem unteren Teile der Stadt belegen hatte es seine Form durch die natürliche Bildung des Erdreichs erhalten (vgl. den Grundriss Fig. 273, Massstab = 100 m). Die Area, der Kampfplatz (*aa*), bestand aus einer natürlichen Bodensenkung, die von einem Bache durchflossen wird. Die Anhöhen, welche diese Ebene auf beiden Seiten umschliessen, wurden zu Sitzplätzen (*bb*) terrassiert, ohne dass man auch nur versuchte, durch Erdaufschüttung die beiden längeren Seiten des Stadion einander parallel zu machen. Dagegen wurden Säulenhallen auf der Höhe derselben errichtet und der halbkreisförmige Abschluss der Bahn ganz mit steinernen Sitzen versehen. Die Säulenhallen (*c*) erstrecken sich auf der einen Seite bis zum Endpunkt der Bahn, die dort durch die Stadtmauer (*k*) abgeschlossen ist; auf der anderen dagegen geht die Halle nur bis zu dem Punkte *d*, wo dieselbe der Natur des dort etwas abfallenden Terrains gemäss in einem stumpfen Winkel endet. Die Hallen setzen sich auch auf dem entgegengesetzten Ende der Bahn fort, wo sie einen quadraten Raum einschliessen und durch eine doppelte Halle mit einander verbunden werden (*ee*). Diese Doppelhalle scheint den Haupteingang gebildet zu haben, während die den ganzen Teil einschliessende Mauer auf beiden Seiten noch durch zwei Nebeneingänge (*f* und *g*) durchbrochen wird. Inmitten dieses erhöhten Peristyls befindet sich der halbkreisförmige Abschluss (*hh*) des Stadion, der von den Griechen σφενδόνη, wegen der Aehnlichkeit mit dem Zuschauerraum der Theater auch θέατρον genannt wird. Derselbe war speziell für den Ringkampf, das Pankration u. dergl. m. bestimmt. Hier sassen gewöhnlich die Kampfrichter und das vornehmere Publikum; daher waren in Messene die Sitzbänke, die sich in sechzehn Reihen um die Area herumziehen, aus Stein hergestellt. Zwei Vorsprünge der umgebenden Säulenhalle (*ii*) geben diesem

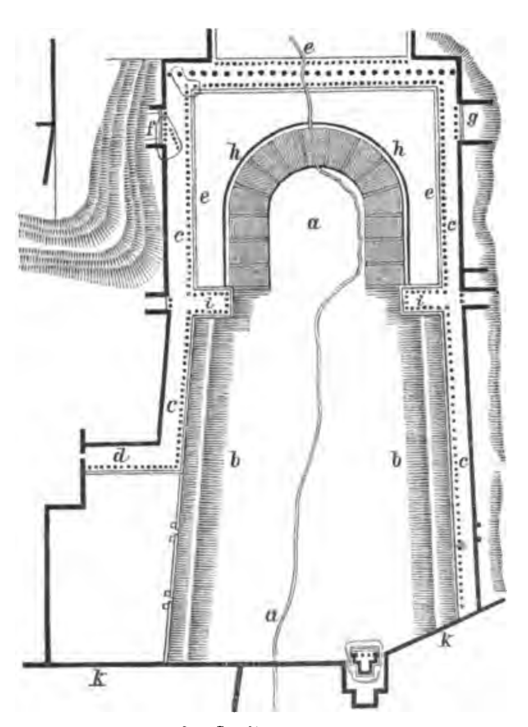
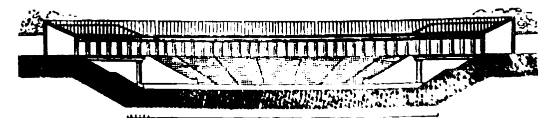


Fig. 273. Stadion von Messene.


Fig. 274. Stadion von Messene.

bevorzugten Raume einen schönen architektonischen Abschluss, von dem der Querschnitt des Stadion Fig. 274 (Massstab = 70 m) eine noch genauere Anschauung gewährt. Dem Stadion zu Olympia fehlt dagegen die Sphendone, es ist auf beiden Seiten geradlinig abgeschlossen. — Künstlich errichtet und von Grund aus aufgemauert war das Stadion von Ephesos, welches aus der späteren Blütezeit der Stadt unter den Nachfolgern Alexanders des Grossen oder gar unter den römischen Kaisern herzustammen scheint.

Fig. 275. Stadion von Aphrodisias.

Was die Schranken anbetrifft, von denen der Lauf zu beginnen hatte und die in dem Stadion ebenso notwendig als in dem Hippodrom waren, so scheinen dieselben, wie im Hippodrom, an der geraden Seite des Stadion gelegen zu haben, während das Ziel, das ebenfalls im Stadion erwähnt wird, in oder nahe der Rundung der Sphendone aufgestellt war. Ablauf und Ziel scheinen mehrfach durch Säulen bezeichnet gewesen zu sein, und nach einer bestimmten Nachricht war zwischen denselben in der Mitte des Stadion noch eine dritte Säule errichtet. Diese deutete so eine vielleicht auch anderweitig bezeichnete Linie an, die das Stadion in zwei Hälften teilte und für den Doppel- und Dauerlauf nicht leicht zu entbehren war. Bei diesen Arten des Kampfes nämlich mussten die Läufer beim Ziel (das auch hier *νύσσα* oder *τέρμα* genannt wird) umbiegen und wieder zum Ablauf zurückkehren. Darauf scheint sich auch die Inschrift zu beziehen, die nach den Scholiasten zu Sophokles (El. 691) sich an der letzten Säule befand: *κάμψον* (wende um!); wogegen die beiden anderen die ermunternden Zurufe: *ἀρίστευε* (sei wacker!) und *σπεῦδε* (beeile dich!) trugen. Am besten sind wir über die Ablaufsmarken in Olympia unterrichtet; dort sind auf beiden Seiten des Stadion Steinplatten (0,48 m breit) als gemeinsames Bathron für die Aufstellung der Läufer neben einander gelegt; die einzelnen Plätze waren durch Pfosten getrennt; jedem Läufer war ein Raum von 1,28 m (4 olymp. Fuss) zugemessen, und solcher Ablaufsplätze gab es 20. Um zum Ablauf den Füssen einen sicheren Stand zu geben, waren die Platten durch Rillen vertieft (vgl. Fig. 138, die Ansicht von oben und den Durchschnitt der Platten darstellend). Eine besondere

Einrichtung erforderten solche Stadien, die auf beiden schmalen Seiten durch einen Halbkreis geschlossen waren. Diese scheinen durchweg einer späteren, vielleicht römischen Zeit anzugehören. Ein sehr schönes Beispiel dieser späteren Anordnung bietet das Stadion von Aphrodisias in Karien dar, dessen Grundriss Fig. 275 darstellt (die Länge beträgt ungefähr 895 engl. Fuss). Auch hier ist die natürliche Senkung des Bodens benutzt worden, und man hat, um mehr Platz für Sitzreihen zu gewinnen, den Boden noch tiefer ausgegraben. Der ganze Raum ist, wie dies der Querdurch-

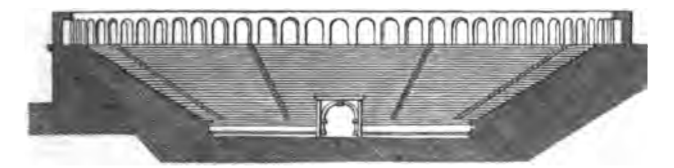


Fig. 276. Stadion von Aphrodisias.

schnitt Fig. 276 zeigt, von einer Mauer mit reich verzierten Arkaden eingeschlossen, durch welche fünfzehn öffentliche Eingänge in das Innere führten; dagegen gewährten unterirdische Eingänge Zugang zu der Area, ohne den Zuschauerraum zu berühren (vgl. den unter Fig. 277 dargestellten Teil des Längendurchschnitts). Solche unterirdischen Eingänge scheinen bei den eigentümlichen Terrainverhältnissen griechischer Stadien nicht selten gewesen zu sein. So führte in das Stadion von Olympia, dessen südlichen, jetzt noch etwa

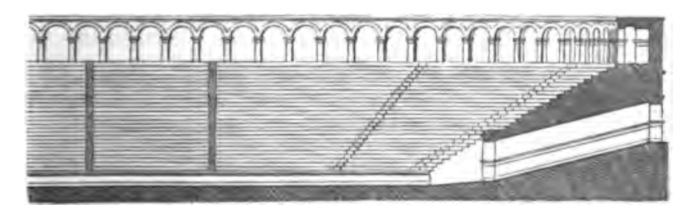


Fig. 277. Stadion von Aphrodisias

6 m hohen Wall Pausanias als einen kunstlos gestalteten Erddamm bezeichnet, während der Fuss des Kronion auf der Nordseite die natürlichen Sitzplätze für die Zuschauer bildete, ebenfalls ein verdeckter Eingang, durch den die Hellanodiken und die Kämpfer die Rennbahn betraten (vgl. Fig. 145). Auch bei dem panathenaeischen Stadion zu Athen hat sich noch heute auf der linken Langseite ein durch den natürlichen Felsboden künstlich gebrochener unterirdischer Eingang erhalten. Zur Anlage dieses Stadion war eine von dem Ufer des Ilissos in den Helikon sich ziehende Thalmulde benutzt worden, deren Lehnen terrassiert und durch Herodes Atticus in verschwenderischer Pracht mit Sitzen, Korridoren und Hallen aus pentelischem Marmor ausgestattet worden waren. Bei den Ausgrabungen der 204,07 m langen und 33,36 m breiten, leider sehr zerstörten Rennbahn im Jahre 1869 wurde auch eine der drei Zielsäulen, die wir oben erwähnten, aufgefunden.

Das Theater.

Wie das Drama die höchste Spitze der griechischen Poesie und zugleich den Glanzpunkt jener Festfeiern bildete, die den schönsten Schmuck des öffentlichen Lebens der Griechen ausmachten, so lässt sich auch in dem Theater die höchste Spitze der Bauten erkennen, die den Bedürfnissen des öffentlichen Lebens zu dienen hatten. Deshalb waren die Theater, wenngleich sie hinter den Stadien und Hippodromen an Grösse zurückstanden, denselben doch in Bezug auf prächtige Ausstattung und feine Berechnung der Anlage in den meisten Fällen überlegen.

Die Anfänge indes waren auch hier sehr einfach, und sie konnten es um so mehr sein, als es Theater gegeben hat, noch ehe das Drama seine künstlerische Ausbildung erlangt hatte und dessen Aufführung mit in den Kreis der öffentlichen Darstellungen gezogen war. Denn ursprünglich handelte es sich bei der Anlage von Theatern nur um die Aufführung jener festlichen Chorreigen und der damit verbundenen Gesänge, die einen Teil des Kultus, namentlich des Dionysos, ausmachten, Aufführungen, die bald in das öffentliche Leben übergingen, um zu einer Quelle des Genusses für das zuschauende Volk zu werden. Auch andere Zwecke waren nicht ausgeschlossen. Aufzüge aller Art konnten hier stattfinden, für öffentliche Verkündigungen von Seiten der Behörden war hier ein bequemer Platz gefunden; ja selbst Volksversammlungen konnten im Theater abgehalten werden.

Was die Form und Herstellung dieser Räume betrifft, so ist auch hier wieder zu bemerken, dass die Griechen sich den gegebenen natürlichen Bedingungen anschlossen und, wie bei den Stadien und Hippodromen, natürliche Erhöhungen des Bodens auch zur Anlage der Theater aussuchten. Während es sich aber bei jenen Baulichkeiten infolge der besonderen Natur des Wettlaufens, der die Veranlassung dazu gegeben hatte, um einen langgestreckten Bergrücken oder eine ähnlich gebildete Senkung des Bodens handelte, bedingte bei dem Theater die abweichende Natur der Aufführung auch eine abweichende Form des Gebäudes. Es sollte nämlich hier eine grosse Versammlung an einem Vorgange teilnehmen, der, im Gegensatz zum Wettlauf, an eine bestimmte Stelle gebunden war. Deshalb wurde die langgestreckte Form der Stadien und Hippodrome aufgegeben, und man gelangte zu der Form eines mehr oder weniger grossen Kreisabschnittes, die sich als die zweckmässigste von selbst ergeben musste.

Das älteste Theater bestand aus zwei Hauptteilen, dem Tanzplatz (*χορός*, *ὀρχήστρα*) und dem Zuschauerraum. Der Tanzplatz wurde auf die einfachste Weise geebnet, und in seiner Mitte befand sich der Altar des Gottes, dem zu Ehren die Feier stattfand, meist des Dionysos, dessen Verehrung mit Chorreigen verbunden war. Ein lehrreiches Beispiel dafür bietet die durch Dörpfelds Untersuchung zu Tage gekommene älteste Form des Dionysostheaters in Athen. Dort liegt unweit des Dionysostempels die kreisförmige Orchestra, ohne festes

Proskenion und ohne feste Zuschauersitze. Erst später ist die Orchestra weiter nach dem Abhang des Berges hin verschoben und hinter ihr ein Proskenion errichtet worden (s. Fig. 278). Um die Orchestra erhoben sich auf der einen Seite in Form eines Halbkreises oder eines grösseren Kreisabschnittes die Sitze der Zuschauer, für die fast durchgängig der Abhang eines Hügels gewählt wurde. Ursprünglich mochte man auf diesem Abhang selbst gesessen oder gestanden haben; später brachte man Sitze an, die da, wo der Boden aus weicher Erde bestand, zuerst aus Holz gearbeitet, später aber aus Stein hergestellt wurden. Wo der Boden aus Felsen bestand, wurden die Sitze in konzentrischen Reihen

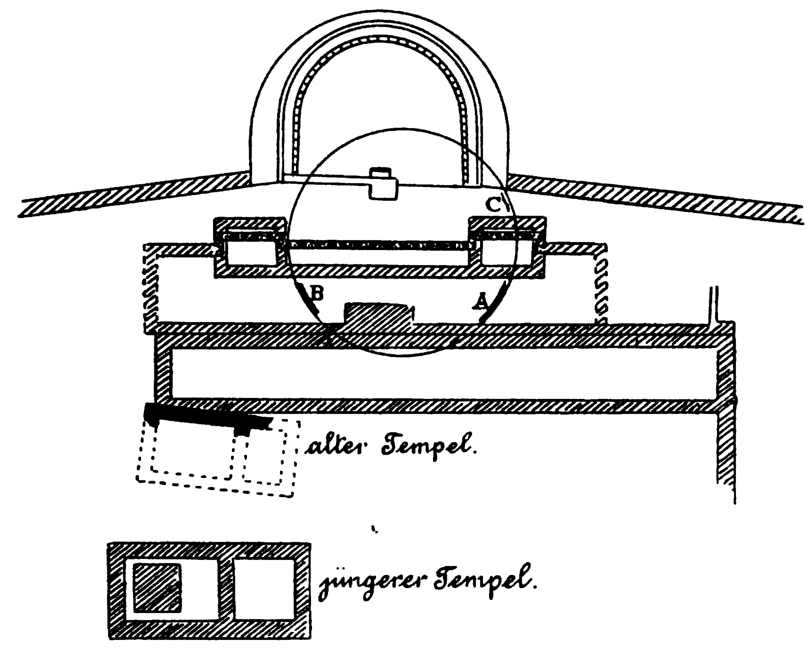


Fig. 278. Die Orchestra des Dionysostheaters.

in den Boden selbst eingehauen. Von dieser Sitte gingen die Griechen auch dann nicht ab, als die Anforderungen an künstlerische Gestaltung sowie die Technik schon sehr hoch gesteigert waren, und so kommt es, dass in dem eigentlichen Griechenland bisher nur ein Theater entdeckt worden ist, das sich nicht an eine natürliche Anhöhe anlehnt, sondern künstlich errichtet worden ist, und auch bei diesem, dem Theater zu Mantineia, besteht der Zuschauerraum nur aus einem Erdwall, der durch Umfassungsmauern mit polygoner Steinfügung gestützt und mit aufgelegten Steinsitzen bedeckt worden ist.

Da die Natur nur in den seltensten Fällen eine vollkommen für die Zwecke der Theater passende Lokalität darbot, so waren meistenteils Erweiterungen und Ergänzungen nötig, bis man endlich, namentlich in den prachtliebenden Städten Kleinasiens, in den nachalexandrinischen Zeiten dazu überging, die Theater ganz aus Stein zu errichten.

Inzwischen war eine andere Umgestaltung und Vervollkommnung des Theaters notwendig geworden. Aus den dionysischen Chören, zu [illegible] Aufführung die ältesten Theater bestimmt waren, hatten sich allmählich die dramatischen Dichtungen der Tragödie und Komödie entwickelt, und wenn auch die ersten Aufführungen der Art, die an den Namen des Thespis geknüpft sind, auf beweglichen hölzernen Gerüsten stattgefunden haben mögen, so lag es doch nahe, ähnliche Einrichtungen in dauernder Weise in den Theatern selbst zu treffen. Diese Erweiterung konnte zunächst aus nichts anderem bestehen, als dass der Orchestra dem Zuschauerraum gegenüber ein baulicher Abschluss gegeben wurde; dieser gestaltete sich allmählich zu einem besonderen Gebäude, das mit seiner künstlichen Gliederung sowohl den Erfordernissen der dramatischen Aufführung entsprach, als auch dem Theater selbst zu würdigem Abschluss diente. Das erste aus Stein errichtete und mit einem Bühnengebäude



Fig. 279. Theater auf Delos.

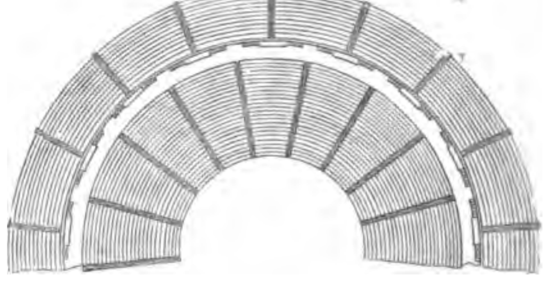


Fig. 280. Theater zu Stratonicea.

versehene Theater war, nach der früheren allgemeinen Annahme, das von Athen, das allen übrigen Theaterbauten im Mutterlande wie in den Kolonien zum Vorbild gedient haben soll. Nachdem bei einer theatralischen Aufführung, in der Aischylos und Pratinas als Bewerber auftraten, die bisher aus Holz hergestellten Sitzgerüste eingebrochen waren, wurde es auf dem Südabhange der Akropolis (vgl. Fig. 135) mit teilweiser Benutzung des Felsabhanges in der 70. Olympiade begonnen und zwischen den Jahren 340—30 v. Chr. unter der Verwaltung des Lykurgos vollendet. Fast spurlos war dieses Theater verschwunden; Schutt und herabgeschwemmte Erdmassen, sowie Baulichkeiten späterer Zeiten hatten diese berühmte Stätte attischen Kulturlebens im Laufe der Zeiten derartig bedeckt, dass nur wenige Trümmer einen schwachen Anhalt für die Bestimmung der Lage des Theaters boten. Die Aufdeckung desselben ist ein Verdienst des deutschen Architekten Strack, unter dessen Leitung das Theater, wie es sich unter römischen Umbauten und Zufügungen gestaltet hatte, 1862 freigelegt worden ist; erst Dörpfelds Untersuchungen ist es vorbehalten gewesen, zu zeigen, wie die früheren Anlagen waren (s. S. 240).

Mit dem Theater von Athen war ein allgemeiner Typus gewonnen, den man mit Abweichungen bei fast allen späteren Anlagen der Art befolgte. Demgemäss zerfiel das Theater in drei Teile: die fast einen vollen Kreis bildende

Orchestra, den Zuschauerraum und das Bühnengebäude. Wir beginnen unsere Schilderung mit dem Zuschauerraume. Dieser, von den Griechen τὸ κοῖλον (die Höhlung) genannt, bestand aus mehreren Stufen, die sich in Form eines Halbkreises oder eines grösseren Kreissegmentes gleichmässig um die Orchestra erhoben und den Zuschauern als Sitzplätze (ἑδώλιον) dienten. Auf der der Bühne zugewendeten Seite waren die Sitze durch eine Mauer begrenzt, die denselben zur Stütze und zum Abschluss diente und, der aufsteigenden Linie der Sitze folgend, den Blick auf die Bühne frei liess. Die Stellung dieser Abschlussmauern bedingt zwei verschiedene Anordnungen der Theater, indem diese entweder in einem stumpfen Winkel gegeneinander oder in einer geraden Linie stehen. Dadurch entstehen zwei Klassen, in welche sämtliche uns bekannte griechische Theater zerfallen. Als Beispiel der ersten Gattung führen wir hier das Theater auf der Insel Delos an, dessen Grundriss Fig. 279 darstellt. Es besteht ganz aus einer natürlichen Erhöhung des Bodens, die durch Kunst allerdings regelmässiger gestaltet und auf den Ecken durch ein 19 Fuss dickes und 30 Fuss langes Mauermassiv vervollständigt ist.

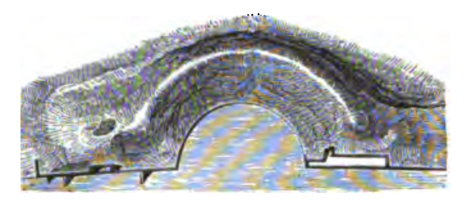


Fig. 281. Theater zu Megalopolis.

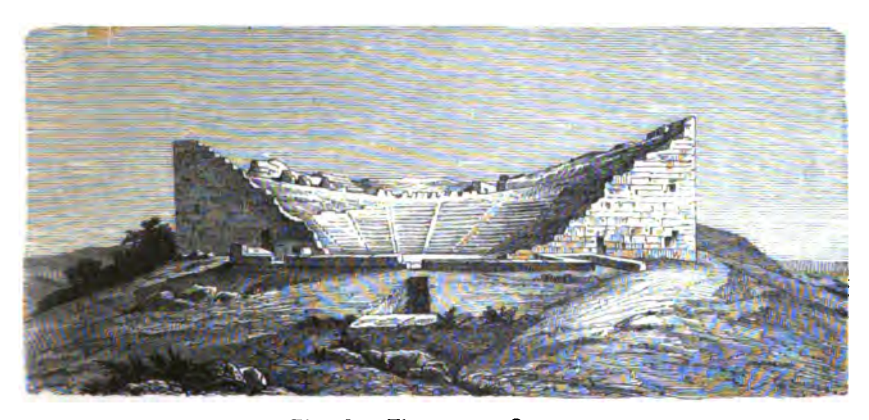


Fig. 282. Theater von Segesta.

Ein zweites Beispiel bietet das unter Fig. 280 im Grundriss dargestellte Theater zu Stratonikeia, welches wahrscheinlich aus der Zeit der Seleukiden stammt und zur Zeit der römischen Kaiser erweitert worden ist.

Von den Theatern mit rechtwinkelig geschlossenen Sitzplätzen ist das zu Megalopolis in Arkadien anzuführen, ursprünglich eines der schönsten und grössten des Mutterlandes, dessen Grundriss unter Fig. 281 dargestellt ist. Dasselbe besteht aus einem natürlichen Hügel, der aber durch Erdaufschüttung bedeutend vergrössert wurde, so dass es Pausanias als das grösste bezeichnen konnte. Der Durchmesser beträgt ungefähr 145 m. An beiden Enden der

Rundung sind feste Stützmauern aus sorgfältig zugehauenen Quadern erhalten, das Bühnengebäude hatte eine Begrenzungsmauer in Polygonalstil.

Dieselbe Form bietet das Theater zu Segesta auf der Insel Sizilien dar, dessen Koilon aus früher griechischer Zeit herrührt. Die unteren Sitzreihen, etwa zwanzig, sind aus dem lebendigen Felsen gehauen und sehr wohl erhalten. Später sind noch mehr Sitzreihen hinzugefügt, die auf künstlichen Unterbauten ruhen. Ein Gang trennt den älteren und neueren Teil der Sitzreihen von einander. Die Ueberreste der Bühne rühren aus späterer römischer Zeit her. Fig. 282 stellt die perspektivische Ansicht, Fig. 283 den Grundriss dieses Theaters dar.

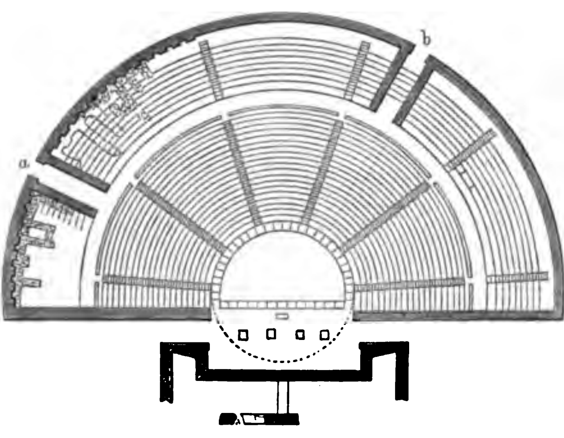


Fig. 283. Theater von Segesta.

Was den eben erwähnten Gang anbetrifft, so findet es sich auch an anderen Theatern sehr häufig, dass die Sitzreihen derselben durch breitere Unterbrechungen getrennt sind. Bei kleineren Gebäuden allerdings steigen die Sitze ununterbrochen empor und bilden gleichsam ein Stockwerk. Bei grösseren dagegen sind, um den Zugang zu den Sitzreihen sowohl wie zu den einzelnen Sitzstufen zu erleichtern, sehr häufig solche Gänge angebracht, welche die Sitze in mehrere konzentrische Streifen teilen; sie wurden von den Griechen *διαζώματα* genannt. Beispiele mit einem Diazoma gewähren ausser dem Theater zu Segesta noch das zu Stratonikeia (Fig. 280). Andere zeigen deren zwei, wie zum Beispiel das kleine Theater zu Knidos, das auch als Odeum betrachtet wird und dessen Grundriss unter Fig. 284 (Breite der Orchestra ungefähr = 65 engl. Fuss) mitgeteilt ist. Das Koilon desselben wird von rechtwinkligen Mauern eingeschlossen, was wahrscheinlich durch den Lauf der Strassen bedingt ist, zwischen denen das Theater liegt.

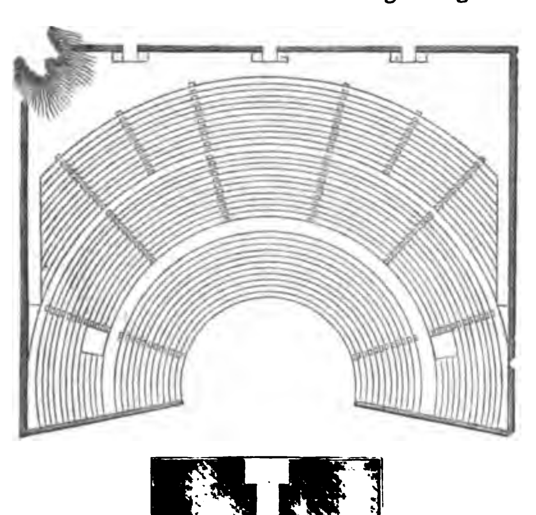


Fig. 284. Theater von Knidos.

Ebenfalls zwei trennende und überdies noch ein das ganze Koilon um-

schliessendes Diazoma zeigt das Theater zu Dramyssos in Epeiros (Dodona), welches zugleich als Beispiel der oben besprochenen rechtwinkelig geschlossenen Theater betrachtet werden kann. Das Koilon ist, wie der Grundriss Fig. 285 zeigt, gut erhalten; an der Stelle des oberen dritten Diazoma nimmt Donaldson einen Säulengang an, von dem indess keine Ueberreste erhalten sind. Der Durchmesser der Orchestra ist sehr klein im Verhältnis zu dem des Zuschauerraumes; bei *d* und *e* führen Treppen an den Abschlussmauern zum zweiten Diazoma empor. Der Bau ist im ganzen sehr einfach und wird deshalb von einigen als sehr alt und griechischen Ursprungs betrachtet; nach anderen würde derselbe jedoch erst der römischen Zeit angehören. Vom Bühnengebäude sind keine kenntlichen Ueberreste erhalten.

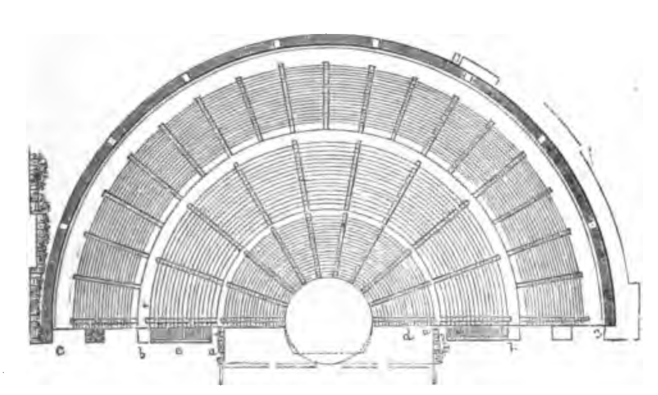


Fig. 285. Theater zu Dodona.

Auf der Aussenseite wurde das Koilon gewöhnlich von einer Mauer umschlossen, wie das Theater zu Dodona und andere zeigen, und Vitruv ordnet in seiner Beschreibung des griechischen Theaters hier einen Säulengang an, jedoch haben sich sichere Reste eines solchen aus griechischer Zeit nicht erhalten.

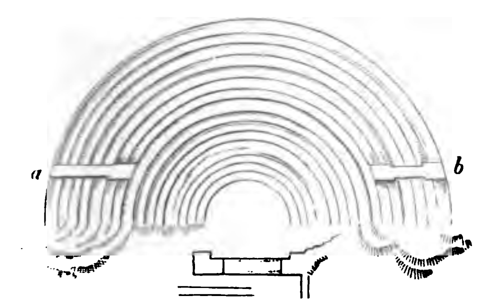






Fig. 286. Grundriss. Theater von Sikyon. Fig. 287. Zugang zum Theater.

Was die Zugänge zu den Sitzen anbelangt, so befanden sich diese gewöhnlich zwischen den Stützmauern und dem Bühnengebäude, und die Zuschauer stiegen von der Orchestra aus zu den Sitzen empor. Jedoch waren bei grösseren Theatern auch andere Zugänge wünschenswert. Beim Theater zu Dodona führten Treppen aussen an der Stützmauer zu dem Diazoma empor; bei anderen Theatern, wo es die Lage gestattete, waren auch Zugänge in den oberen Teilen des Koilon angeordnet; so in dem oben erwähnten Theater von Segesta und dem zu Sikyon, von dem Fig. 286 den

Grundriss zeigt. Hier führten zwei Gänge (*a* und *b*) durch den Berg selbst von zwei verschiedenen Seiten in die Mitte des Koilon hinein; eine Ansicht des Durchganges *a* giebt Fig. 287. Ausserdem aber dienten zur Verbindung der einzelnen Sitzreihen und zum Verkehr bei allen Theatern schmale Treppen, die wie Radien auf den Mittelpunkt der Orchestra zulaufend, das Koilon in verschiedene keilförmige Abschnitte (*κερκίδες*) teilten. Wo mehrere Diazomata angeordnet sind, findet teils ein Wechsel in der Stellung der Treppen (wie zu Knidos, Segesta, Stratonikeia), teils eine Verdoppelung derselben (wie zu Dodona)

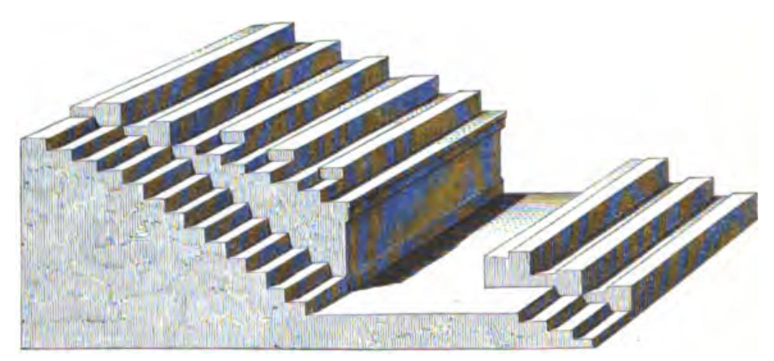


Fig. 288. Sitzstufen im Theater von Syrakus.

statt. Die Treppen wurden so angeordnet, dass je zwei Stufen derselben dem Raume einer Sitzstufe entsprachen; die Sitzstufen selbst aber waren so gebildet, dass eine Reihe von Zuschauern bequem auf ihnen sitzen konnte, ohne von den Füssen der auf der nächst höheren Stufe Sitzenden beeinträchtigt zu werden. Ihre Höhe sollte nach Vitruv nicht weniger als einen Fuss sechs Zoll betragen;

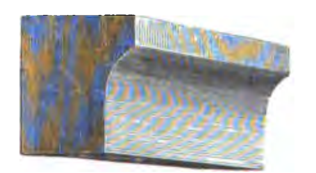


Fig. 289. Sitzstufe in Megalopolis.

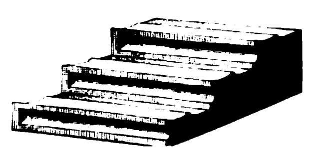


Fig. 290. Sitzstufen in Sparta.

höher brauchten sie nicht zu sein, weil man gewöhnt war, Kissen unterzulegen; ihre Breite dagegen sollte etwa das Doppelte der Höhe betragen. Die Stufen selbst sind meist sehr einfach gebildet, doch ist durch mancherlei Einrichtung Sorge für die Bequemlichkeit getragen. So findet man sehr häufig auf ihrem vorderen Rande eine Erhöhung für die Sitzenden, während die dahinter liegende Vertiefung die Füsse der Hintermänner aufzunehmen bestimmt ist. Dies zeigen z. B. die Sitzstufen des Theaters zu Syrakus (Fig. 288).

An einigen anderen Beispielen findet man die Vorderfläche der Sitzstufen nach unten etwas eingezogen oder ausgehöhlt, um dadurch mehr Platz für die Füsse zu gewinnen, wie dies bei den Theatern zu Megalopolis (Fig. 289), zu Tauromenium und zu Side in Kleinasien der Fall ist. Eine besonders bequeme

Einrichtung mit einer leicht ausgehöhlten Sitzfläche zeigen die Sitzstufen des Theaters von Sparta (Fig. 290); sesselförmig gestaltet sind die zu Iasos in Kleinasien, während die Sitze vor einem Diazoma mehrfach auch als wirkliche Sessel mit Lehnen gebildet sind, wie dies u. a. an dem von den Alten selbst schon hochgerühmten Theater zu Epidauros der Fall gewesen ist. Ein besonderes Interesse in Bezug auf solche Lehnsessel bietet aber das Theater des Dionysos zu Athen. Der aus etwa hundert Sitzstufen gebildete Zuschauerraum ist durch vierzehn Treppen, von denen die beiden äussersten dicht an der Schlussmauer neben den Eingängen liegen, in dreizehn Kerkides geteilt. Die Höhe jeder Sitzstufe beträgt 0,345 m, ihre horizontale Tiefe 0,782 m; letztere zerfällt in eine vordere zum Sitzen bestimmte Fläche von 0,332 m Tiefe, und eine hintere etwas vertiefte Fläche von 0,45 m Tiefe, bestimmt für die Füsse der auf der nächst höheren Stufe sitzenden Personen. Die Breite der Treppen beträgt 0,70 m; auf jeder Stufe sind Rillen eingehauen, um das Ausgleiten zu verhüten. Die unterste, also unmittelbar die Brüstung der Orchestra umgebende Stufenreihe (Fig. 291) wird von 67 teils einfachen, teils doppelten, teils dreifachen



Fig. 291. Die untersten Sitzstufen des Dionysostheaters.



Fig. 292. Sessel des Dionysospriesters.

aus einem Blocke pentelischen Marmors ausgehauenen Thronsesseln eingenommen, die nach den Inschriften für die Priester, Kultusbeamten, Archonten und Thesmotheten bestimmt waren; der mittelste, mit Reliefdarstellungen reich verzierte Thronsessel gehörte dem Priester des Dionysos Eleuthereus (s. Fig. 292). Im ganzen soll das Theater für 15 000 Menschen Platz gehabt haben. Schliesslich erwähnen wir noch, dass die mit Basreliefs reich verzierte Wand des Proskenion erst von dem Archonten Phaidros im dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung aufgeführt wurde, während das ältere, sowie das älteste Proskenion viel weiter

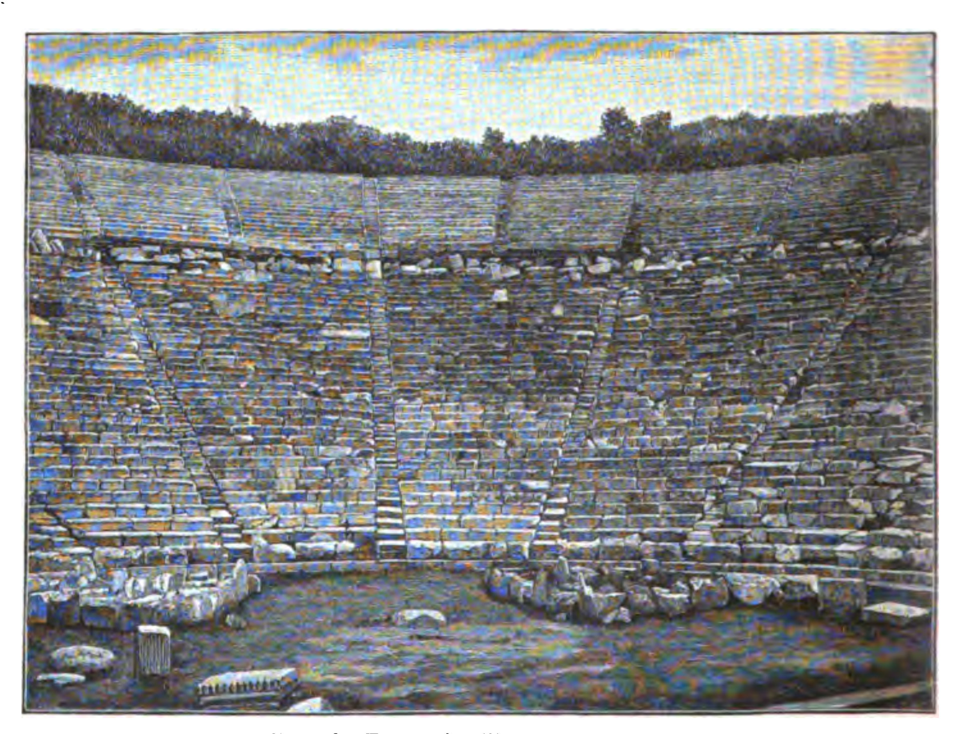


Fig. 293. Theater im Hieron von Epidauros.

rückwärts lagen, weil die alte Tragödie und Komödie für ihre Chöre eine bei weitem grössere Orchestra erheischten, als die mimischen Darstellungen der spätrömischen Zeit (vgl. S. 240).

Die Orchestra haben wir schon oben als den Platz für die Chorreigen bezeichnet, von denen die dramatischen Aufführungen ausgegangen waren; ihre kreisrunde Form hat sich lange erhalten, selbst auch nachdem, wie z. B. im Theater von Epidauros, an Stelle des Proskenion ein festes Gebäude getreten war. Später wurde sie um einen Kreisabschnitt verkleinert, doch behielt sie im griechischen Theater immer eine grössere Ausdehnung als im römischen, wo man den Chor mit seinen Tänzen aufgab und den dadurch verfügbar werdenden Raum für die Plätze der Senatoren in Anspruch nahm. Vitruv geht in seiner Beschreibung der griechischen Orchestra von einem Kreise aus:

in diesen werde ein Quadrat so hineingezeichnet, dass es mit seinen vier Ecken die Peripherie berührt. Die der Bühne zunächst liegende Seite bildet dann die Grenze der Orchestra; der Raum zwischen dieser Linie und der ihr parallelen Tangente wird durch die Bühne eingenommen. Auf der anderen Seite ist, wie wir schon gesehen haben, die Orchestra von dem Zuschauerraum eingeschlossen, von dem sie gewöhnlich durch einen für den Wasserabfluss bestimmten Kanal getrennt ist. In ihrer Mitte befindet sich die Thymele, der Altar des Dionysos; dort mündete vielfach ein Gang, der unterirdisch aus dem



Fig. 294. Theater im Hieron von Epidauros.

Bühnengebäude nach der Orchestra führte, um das plötzliche Auftreten und Verschwinden von Schauspielern zu ermöglichen, z. B. in Eretria, Sikyon u. a. Der Fussboden war geebnet, bei Versammlungen vielleicht mit Sand bestreut (daher *κονίστρα*), und nur wenn Tänze aufgeführt wurden, mochte man denselben mit einem Bretterboden rings um die Thymele umgeben, die wahrscheinlich auf mehreren Stufen ruhte.

Andere Vorrichtungen in der Orchestra hielt man früher für nötig, sobald das Theater für dramatische Aufführungen benutzt werden sollte. So lange man nämlich glaubte, dass die Schauspieler auf der über der Orchestra stark erhöhten Bühne standen und spielten, schien es notwendig, auch für den Chor, der mit ihnen in Wechselrede trat, einen erhöhten Standpunkt zu gewinnen; man nahm an, dass auf der Hälfte der Konistra bis zur Thymele hin ein

hölzernes Gerüst errichtet und darauf ein Fussboden von Brettern gelegt war, so dass zwischen scenischer Orchestra und choreutischer Orchestra ein Unterschied festgestellt wäre. Das ist nach den besonders an Dörpfelds Namen geknüpften Untersuchungen, die leider noch nicht abgeschlossen vorliegen, anders geworden, es hat sich herausgestellt, dass, wo immer λογεῖα, d. h. erhöhte Bühnen für die Schauspieler vorhanden sind, diese erst auf spätere, meist römische Umbauten zurückgehen, so dass für die ältere griechische Zeit anzunehmen ist, dass Schauspieler wie Chor gemeinsam in der Orchestra auftraten; nur waren die Schauspieler, um über die Choreuten hervorzuragen, auf hohe Schuhe, die κόθορνοι, gestellt. Eine Treppe, die von der Orchestra nach dem Logeion geführt hätte, war nicht vorhanden. Die Wand des Proskenion diente als Spielhintergrund.

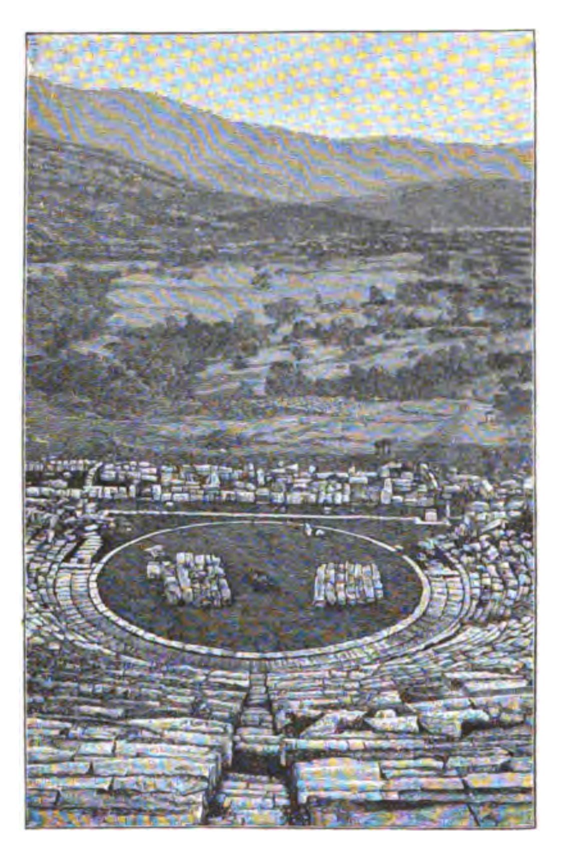


Fig. 295. Theater im Hieron von Epidauros.

Als vorzüglichstes Beispiel des griechischen Theaters, wie es sich nach den neueren Untersuchungen herausstellt, darf das Theater in Epidauros gelten, das nach Pausanias von dem Bildhauer Polyklet, dem Zeitgenossen des Phidias (andere nehmen an, von Polyklet dem Jüngeren) erbaut war, und sich durch Schönheit und Pracht vor allen anderen griechischen Theatern auszeichnete. Das κοῖλον (Fig. 293 und 294) ist durch ein Diazoma in zwei Abteilungen geteilt, von denen die untere 32, die obere 20 Sitzreihen enthält; ausserdem sind drei Reihen von Ehrensitzen mit besser ausgestatteten Sesseln angebracht, eine rings um die Orchestra, wie in Athen, die beiden andern am Diazoma. Durch aufsteigende Treppen, von je 0,74 m Breite, wird die untere Abteilung in 13 κερκίδες, die obere in 25 κερκίδες eingeteilt. Die Entfernung der obersten Sitzreihe von der Orchestra beträgt 58,93 m, die Höhe über derselben 22,56 m. Eine durch einen 2,15 m breiten Weg von der obersten Stufe getrennte Mauer bildete den äusseren Abschluss des Gebäudes. Die Orchestra ist von dem κοῖλον durch einen Wasserablauf getrennt; sie ist kreisförmig (12,16 m Durch-

messer) und rings mit Steinbrüstung umgeben (Fig. 295); ihre Mitte ist durch einen zylindrischen oben ausgehöhlten Stein bezeichnet, der als Altar des Dionysos erklärt worden ist. Das Bühnengebäude besteht aus dem etwas zurückliegenden Hauptbau, der sich in drei Thüren nach dem sogenannten λογεῖον öffnete, und den beiden rechts und links davon vorspringenden Seitenflügeln, den **παρασκήνια**, mit Rampen, die zu den Parodoi und damit zur Orchestra hinabführten. Die Vorderwand der Bühne, das Hyposkenion, ist mit vierzehn ionischen Halbsäulen geschmückt. In welche Zeit die Errichtung dieser Baulichkeiten fällt, und ob jemals das sogenannte λογεῖον zum Auftreten der Schau-



Fig. 296. Theater von Syrakus.

spieler benutzt worden ist (die Tiefe des Raumes beträgt wenig über 2 m), oder ob das ganze Bühnengebäude als προσκήνιον aufzufassen ist, d. h. als Hintergrund für die in der Orchestra stattfindenden Aufführungen diente, scheint noch nicht völlig sicher gestellt (vgl. Fig. 149).

Ein hervorragendes Denkmal eines griechischen Theaters ist uns in Syrakus erhalten. Bei diesem sind die Sitzreihen aus dem Felsen selbst ausgehauen, die untersten elf Stufen waren mit Marmor belegt; jede der neun **κερκίδες** scheint, nach den an dem breiteren Diazoma erhaltenen griechischen Inschriften zu urteilen, seinen besonderen Namen gehabt zu haben. Ueber den wenigstens in Spuren noch vorhandenen 46 Sitzreihen glaubt man noch 15 andere bis zur Höhe der Grotte annehmen zu müssen. Das Bühnengebäude ist in römischer Zeit umgebaut worden (Fig. 296). Noch

gründlicher ist die Umgestaltung, die das ursprünglich griechische Theater von Taormina (Tauromenion) in römischer Zeit erhalten hat; es wird deshalb besser auch erst bei den römischen Theatern besprochen.

Zu der Orchestra gelangten die Choreuten durch dieselben Zugänge (*πάροδος*) zwischen den Stützmauern des Koilon und dem Bühnengebäude,

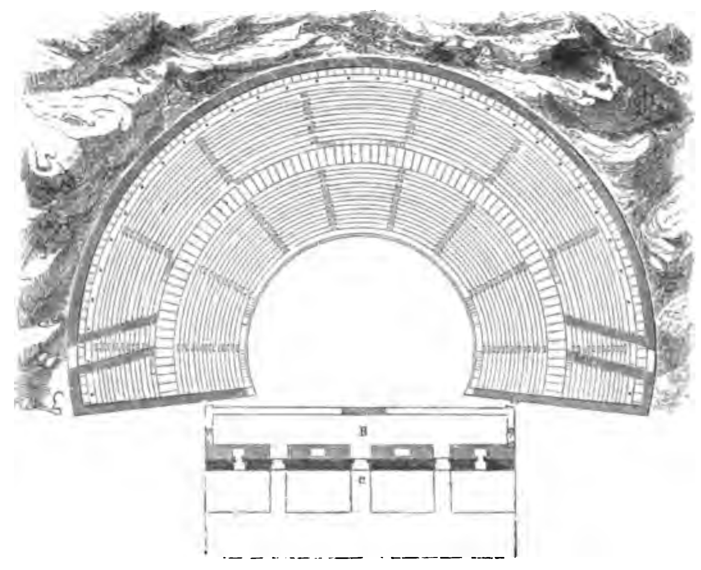


Fig. 297. Theater zu Telmessos (Lykien).

durch welche auch die Zuschauer in die Konistra und von dort nach den Sitzen gingen.

Von griechischen Bühnengebäuden sind uns meist wenig sichere Ueberreste erhalten. Die Bühne heisst bei den Griechen im allgemeinen *ἡ σκηνή*,

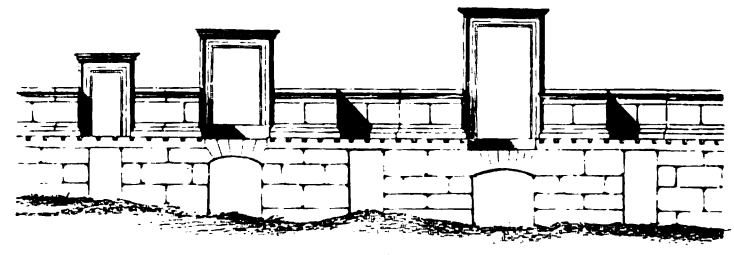


Fig. 298. Proskenion des Theaters zu Telmessos.

wohl von dem Zelt her, das der Schauspieler für seine Umkleidungen nötig hatte. Später wurde der Ausdruck auch auf das steinerne Theater übertragen und bedeutete dann sowohl das ganze Bühnengebäude, als auch im engeren Sinne die Hinterwand der Bühne, so dass Vitruv je nach den dort angebrachten Dekorationen von einer *scena tragica, comica* und *satyrica* sprechen kann. Ebenso aber hiess der vor der Hinterwand belegene schmale Raum, auf dem die Schau-

spieler agierten, mitunter *σκηνή*, während derselbe allgemeiner mit dem Ausdruck *προσκήνιον* oder *λογεῖον* (von dem Auftreten der Schauspieler) bezeichnet wird. Unter der Bezeichnung *παρασκήνια* verstand man die beiden Vorsprünge des Bühnengebäudes, die das Proskenion rechts und links einschlossen, und mit dem Namen *ἐπισκήνια* endlich wurden die verschiedenen Stockwerke bezeichnet, mit denen fast immer die Bühnenwand geziert war.

Von den Bühnengebäuden sind mehrere wenigstens teilweise erhalten, namentlich in den asiatischen Städten; bei fast allen müssen jedoch schon römische Einflüsse angenommen werden, so dass sie nur mit Vorsicht herangezogen werden dürfen, um eine Anschauung der rein griechischen Anordnung dieses Teiles der Theater zu gewinnen. Vielleicht möchte dazu wegen seiner grossen Einfachheit das Theater zu Telmessos in Lykien geeignet sein, von dem wir unter Fig. 297 den Grundriss mitteilen. Das Koilon ist durch einen Hügel gebildet; die Sitze sind in stumpfen Winkeln abgeschlossen; ein Diazoma trennt dieselben in zwei Hälften, während ein zweites einen oberen Umgang bildet; acht Treppen teilen den Zuschauerraum in neun *κερκίδες*; die Orchestra ist sehr gross und entspricht ziemlich genau der Angabe Vitruvs; das Proskenion ruhte auf hölzernem Gerüst. Die Wand der Skene zeigte fünf Thüren, von denen jede ursprünglich von zwei Säulen eingefasst war; die darunter befindlichen Thüren führten in den Raum unterhalb des Proskenion, der als Hyposkenion bezeichnet wird (Fig. 298).



Fig. 299.
Denkmal des Lysikrates.

Im Anschluss an die Theater seien hier die Denkmäler erwähnt, die gelegentlich der darin errungenen Siege errichtet wurden. Während man früher annahm, dass dem Choregen, dem im scenischen Wettkampf der Sieg zufiel, ein Dreifuss verehrt worden sei, den er nun seinerseits wieder dem Dionysos als Weihgeschenk dargebracht habe, ist neuerdings erkannt worden (Reisch, Griechische Weihgeschenke S. 63), dass nur dem Sieger im dithyrambischen Wettkampf, der mit einem Bürgerchor auftrat, ein Dreifuss als Preis verehrt wurde, den er im Namen der siegreichen Phyle dem Dionysos zu weihen verpflichtet war. Natürlich begnügte man sich nicht mit der Weihung des blossen Dreifusses, sondern suchte den Sieg durch besondere Denkmäler, die den Dreifuss trugen oder in sich fassten, noch mehr hervorzuheben; diese Denkmäler waren so zahlreich, dass eine ganze Strasse, die vom Theater nach Nordosten sich zog, davon den Namen hatte. Ein solches Denkmal, das des Thrasyllos, aus dem Jahre 320, ist noch heute teilweise oberhalb des Theaterrundes an der Akropolis (vor der Grotte der Panagia Spiliotissa) erhalten; ein anderes, zur

Erinnerung an den in demselben Jahre mit dem Knabenchore von Nikias errungenen Sieg errichtet, ist zum Teil in die Türme verbaut gefunden, die das Eingangsthor zur Akropolis schützten.

Das schönste derselben und zugleich einer der anmutigsten Ueberreste des griechischen Altertums ist das in Athen zum Andenken an einen von Lysikrates im Jahre 334 v. Chr. als Chorag errungenen musischen Sieg errichtete, das man mit dem Namen des choragischen Denkmals des Lysikrates, oder auch als „Laterne des Demosthenes“ zu bezeichnen pflegt (Fig. 299). Seine Gesamthöhe beträgt 10,67 m. Auf schlankem, quadratischem Unterbau erhebt es sich in Form eines zierlichen Rundtempelchens; sechs korinthische Halbsäulen treten aus der kreisförmigen Wand hervor und tragen ein Gebälk, auf dessen Fries ein Vorgang aus der Geschichte des Dionysos dargestellt ist. Ueber dem Gebälk befindet sich das aus einem grossen Marmorblock in Form einer flachen Kuppel dargestellte Dach, aus dessen Mitte eine aus Akanthusblättern gebildete Steinblume emporzuwachsen scheint. Diese hat zur Unterstützung eines Dreifusses gedient, der als der eigentliche Ehrenpreis von diesem Bau getragen wurde, und für dessen Füsse sich ebenfalls kunstvoll verzierte Stützpunkte auf der Kuppel erhalten haben.

Hausgeräte.

Nachdem in den vorhergehenden Abschnitten die Baulichkeiten, wie die Bedürfnisse des öffentlichen und Privatlebens sie schufen, geschildert worden sind, ist es nunmehr unsere Aufgabe, die innere Einrichtung derselben kennen zu lernen; leider hat die Ungunst der Zeiten, die auf die griechischen Privatbauten vorzugsweise ihren zerstörenden Einfluss ausübte, sich auch in gleicher Weise auf die innere Einrichtung derselben erstreckt, und nur solche häuslichen Geräte, die schon im Altertum in den Gräbern dem schützenden Schosse der Erde anvertraut wurden, sind dem allgemeinen Verderben entrissen worden. Wir werden deshalb bei der Beschreibung des Hausgerätes überall da, wo Exemplare nicht mehr vorhanden sind, die bildliche Darstellung derselben auf Vasenbildern und Werken der Plastik als Belegstellen für die schriftlichen Zeugnisse des Altertums heranzuziehen haben.

Was zunächst die Gerätschaften zum Sitzen betrifft, so gelten als Bezeichnung der verschiedenen Formen derselben die Wörter *δίφρος*, *κλισμός*, *κλιντήρ*, *κλισίη*, *καθέδρα* und *θρόνος*. Unter Diphros haben wir uns einen niedrigen, lehnlosen, leicht beweglichen Sessel, mit vier entweder sägebockartig gestellten oder senkrechten Beinen versehen, vorzustellen. Erstere Form des Diphros, auch *ὀκλαδίας δίφρος*, *ὀκλαδίας* oder auch bei Hesych *θρόνος πτυκτός*, *δίφρος ταπεινός* genannt, konnte, da der Sitz nur aus Riemengeflecht gebildet war, mit Leichtigkeit zusammengelegt werden. Gleich häufig im Gebrauch waren die auf vier senkrechten Füssen ruhenden Diphroi, bei denen natürlich, da Sitz und Füsse fest ineinander gefügt waren, ein Zusammenklappen nicht möglich war. Beiden Formen des Diphros, namentlich aber der letzteren, be-

gegnen wir auf antiken Monumenten in den verschiedensten Abweichungen. Der unter Fig. 300 *a* dargestellte Diphros okladias ist von dem Marmorrelief eines Grabes zu Krissa entlehnt. An diesen schliessen sich die beiden unter *b*. *c* von Vasenbildern entnommenen Klappstühle an, deren Füsse in zierliche Krümmung gebogen und sauber geschnitzt erscheinen. Den auf vier feststehenden Füssen ruhenden Diphros vergegenwärtigen uns die Darstellungen

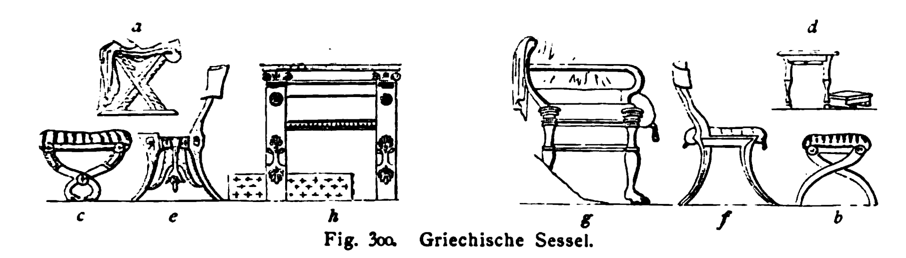


Fig. 300. Griechische Sessel.

d und *c*, ersterer vom Fries des Parthenon, letzterer von einem athenischen Marmorrelief entnommen und namentlich durch seine sauber gedrehten Füsse, sowie durch die oberhalb des Sitzbrettes angebrachten ge-

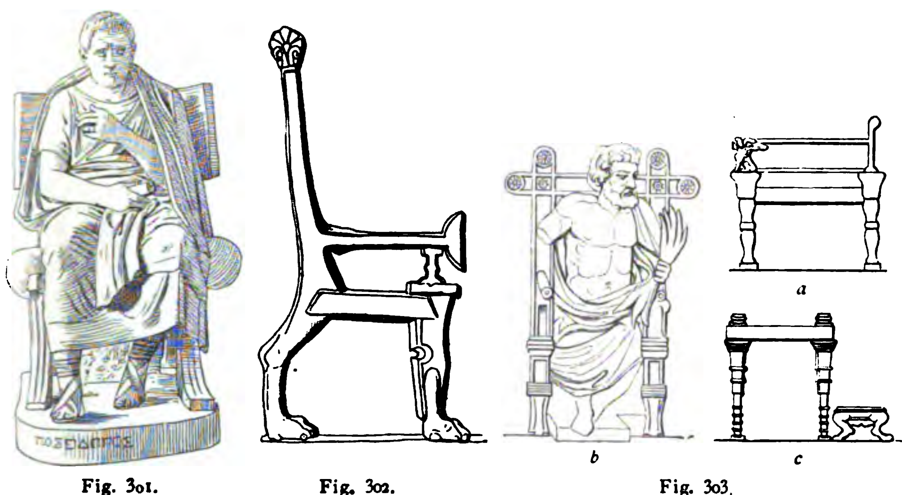


Fig. 301. Sitzbild des Poseidippos.

Fig. 302. Altertümlicher Thronos

Fig. 303. Verschiedene Thronoi.

drechselten Knöpfe ausgezeichnet. Aus diesem festen Diphros hat sich durch Hinzufügung der Rücklehne die zweite Gattung der Stühle entwickelt, für welche die Bezeichnungen *κλισμός*, *κλιντήρ* und *κλισίη* passen würden. Ihre Form, die sich aus den Abbildungen Fig. 300 *e*, *f* ergiebt, gleicht wesentlich unseren im Privatgebrauch allgemein üblichen Stühlen, nur dass der obere Teil der Lehne des griechischen Stuhles mitunter halbkreisförmig ausgeschweift erscheint, wodurch der Oberkörper des Sitzenden eine bei weitem bequemere Stellung einzunehmen vermochte, als dies bei unseren geradlehnigen Salonstühlen der Fall

ist (vgl. Fig. 301, das Sitzbild des Poseidippos darstellend). Die auswärts geschweiften Beine stehen in ihrer zierlichen Krümmung mit der geschwungenen Rücklehne in wohlthuendem Einklang.

Unter *καθέδρα* und *θρόνος* endlich begreifen wir alle jene grösseren Sitze, die nicht nur mit Rücklehne, sondern auch mit niedrigen Seitenlehnen als Stützpunkte für die Arme versehen sind. In der älteren Zeit ist die Rücklehne etwas nach hinten gebogen, wie in der einem altertümlichen in Sparta gefundenen Relief entnommenen Fig. 302; später steigt die Rücklehne meist geradlinig





Fig. 304. Athenisches Grabrelief.



Fig. 305. Sessel aus hellenistischer Zeit.

in die Höhe. Wie im Tempel der Thronos der Sitz der Gottheit war, galten die Thronoi im Hause als Ehrensitze des Hausherrn und seiner Gastfreunde. Wegen ihrer Grösse schwer beweglich, hatten sie rings an den Wänden herum ihre feste Stelle, während die oben erwähnten kleineren Sitze leicht von einem Orte zum anderen geschoben werden konnten. Diese für den Privatgebrauch bestimmten Ehrensitze waren meistenteils aus schwerem Holze gefertigt, während die in den Tempeln aufgestellten, sowie die für die Leiter und Richter in den Ekklesien, Dikasterien, Buleuterien, im Stadion und Hippodrom bestimmten Throne wohl durchgängig aus Marmor gearbeitet waren. Ueberall aber stattete die griechische Kunst dieses Gerät mit reicher Ornamentik aus. Hier erscheinen die Beine entweder sauber gedreht oder mit reichen Blattwerkverzierungen versehen, dort sind die Armlehnen oder der Sitz von Figuren gestützt, und eine nicht geringere Sorgfalt ist auch auf die Rücklehne verwendet.

Auf Bildwerken erblicken wir den Thronos in den mannigfachsten Formen. Der Thronos mit niedriger Rücklehne wird uns durch die Abbildungen Fig. 300 *g* und Fig. 303 *a* vergegenwärtigt, die von dem Harpyienmonument in Xanthos und dem Fries des Parthenon entnommen sind. Den altertümlichen Thron mit hoher Rücklehne, hier als Göttersitz gedacht, giebt ein Marmorrelief Fig. 303 *b*), während mehrere reich ornamentierte im Dionysostheater (Fig. 303) sowie auf der Akropolis von Athen befindliche Marmorsitze jene Ehrensitze veranschaulichen, die in den Agonen und Theatern für die Priester, Thesmotheten und Athlotheten bestimmt waren (vgl. den *θρόνος* auf dem attischen Grabrelief Fig. 304, als Sessel einer Frau, wohl der Verstorbenen, dienend, von der ihr Gatte Abschied nimmt). Dass aber auch Throne ohne Lehnen vorkommen, beweist unter anderen Beispielen der von einem Vasenbilde entlehnte Thron (Fig. 300 *h*), auf dem Aigisthos von Orestes getötet wird. Durch grössere Eleganz und Pracht zeichnen sich die Stühle der hellenistischen Zeit



Fig. 306. Verschiedene Lagerstätten.

aus (vgl. Fig. 305, einem Gemälde der Casa Tiberina entnommen, das wahrscheinlich auf eine hellenistische Vorlage zurückgeht). — Die Sitze sämtlicher hier angeführten Sessel wurden zur Bequemlichkeit der Sitzenden mit zottigen Fellen, Decken oder schwellenden Kissen belegt, die, wie aus Homer hervorgeht, bei jedesmaligem Gebrauche über sie ausgebreitet wurden (Fig. 300 *b*, *c*, *e*, *f*, *g*). — Zum Thron gehörte die Fussbank (*θρῆνυς*), die entweder in die Vorderbeine desselben fest eingefügt, mithin unbeweglich war, oder als freistehendes Gerät gearbeitet, zum Besteigen des hochbeinigen Thrones sowie als Ruhepunkt für die Füsse notwendig war. Auch bei niedrigeren Sesseln kommen solche Fussschemel vor (Fig. 300 *d* und Fig. 303 *c*), sie entsprechen vollkommen unseren namentlich von den Frauen gebrauchten Fussbänkchen. Nahe verwandt dem *θρῆνυς*, dessen zierliche Arbeit das Bild Fig. 303 *c* veranschaulicht, mag wohl jene wahrscheinlich roher gearbeitete massive Holzschwelle (*σφέλας*) gewesen sein, deren sich Eurymachos im Hause des Odysseus als Wurfgeschoss bediente. Entsprechen schon diese Fussschemel in ihrer Breite der der Sessel, so erscheint es natürlich, dass die zum Besteigen des Lagers bestimmten eine grössere Länge haben mussten, da sie als Auftritt mehrerer hintereinander auf demselben Ruhebette lagernden Personen dienten (vgl. Fig. 307).

Als ältestes Beispiel eines Bettgestells (κλίνη) erscheint das von Odysseus mit eigener Hand gezimmerte. Den noch in der Erde wurzelnden Stamm eines Oelbaumes hatte er bis auf wenige Fuss von der Erde gekappt, dann ihn glatt behauen und in ihn die das Bettgestell bildenden Bretter derartig eingefügt, dass der Stamm wahrscheinlich den Fuss der Bettstelle am Kopfende bildete, sodass das Bettgestell unbeweglich war. Diesen Bettkasten hatte er darauf mit Gurten überspannt. Jedenfalls haben wir uns das Gestell eines antiken Lagers als eine Verlängerung des Diphros zu denken. Die Verlängerung des aus sägebockartig gestellten Beinen gebildeten Diphros ergiebt die Form der Feldbettstelle, die des auf vier senkrechten Beinen ruhenden die Form der Schlafbank. Erstere Art der Lagerstätte konnte, wie der Klappstuhl, je nach Bedürfnis mit Leichtigkeit aufgeschlagen und hinweggenommen werden, und vielleicht sind die in der Odyssee mit der Bezeichnung δέμνια erwähnten Bettstellen, die für Gastfreunde unter der vorderen Halle des Hauses als Lagerstätten aufgeschlagen wurden, derartige Feldbettstellen gewesen. Eine solche dürften wir


Fig. 307. Kline mit Fussbank.


Fig. 308. Kline mit Lehnen.

in der berüchtigten Bettstelle des Prokrustes auf einem Vasenbilde (Fig. 306 *a*) erblicken. Dem Diphros mit festen Beinen entspricht die auf vier Beinen ruhende lehnenlose Schlafbank (Fig. 306 *b*), aus der sich später durch Hinzufügung einer Lehne am Kopfende (ἀνάκλιντρον oder ἐπίκλιντρον), sowie einer ähnlichen am Fussende, endlich durch die Anbringung einer Rücklehne die bei uns unter dem Namen *Chaise-longue* und Sopha gebräuchlichen Formen der Ruhelager entwickelt haben (Fig. 306 *c*, Fig. 307—308). Diese zum Schlafen bestimmte Kline hat ohne Zweifel in ihrer Form mit der bei den Mahlzeiten gebräuchlichen übereingestimmt. Das Gestell wurde, abgesehen von den gewöhnlichen Hölzern, aus Ahorn oder Buchsbaum massiv oder fourniert angefertigt. Wie bei den Stühlen wurde auch bei den Bettstellen namentlich auf die Teile, welche nicht durch Decken verhüllt waren, also auf die Füsse und Lehnen, eine besondere Sorgfalt verwendet. Bald sind es sauber geschnitzte oder gedrechselte Füsse, bald mit Gold, Silber, Elfenbein und vielfarbigen Holzarten eingelegte Gestelle, denen wir in den schriftlichen und monumentalen Zeugnissen des Altertums vielfach begegnen (vgl. Fig. 309, ein Grabrelief, auf dem die Anordnung der Kissen und Laken der Kline ganz besonders deutlich zum Ausdruck kommt).

Indem wir zu den eigentlichen Betten übergehen, bemerken wir zunächst, dass bei Homer noch keineswegs jene üppige Ausstattung mit schwellenden Polstern und Kissen vorkommt, wie die spätere Zeit sie kennt. Dort besteht

das wohl ausgestattete Bett des Begüterten zunächst aus den *ῥήγεα*, weichen Decken von einem langhaarigen Wollenstoff oder vielleicht einer Art Matratze. Ueber diese wurden, um die Weichheit des Lagers zu erhöhen, *τάπητες*, Decken, gelegt. Vliesse (*κώεα*), wie solche die Aermeren als ihre Lagerstätten auf dem harten Boden auszubreiten pflegten, wurden nicht selten noch unter die *ῥήγεα* gebreitet und diese ganze Unterlage mit linnenen Tüchern bedeckt. Zum Zudecken dienten die *χλαῖναι*, sei es nun, dass der Schlafengehende sich mit seinem Gewand bedeckte, oder dass besondere für diesen Zweck gewebte wollene Decken dazu benutzt wurden. In der nachhomerischen Zeit, als schon asiatischer Luxus die Einfachheit des altgriechischen Lebens verdrängt hatte, wurde



Fig. 209. Kline.

unmittelbar auf die Bettgurte (*κειρία*) die Matratze (*κνέφαλον, τυλεῖον* oder *τύλη* genannt) gelegt, die mit gezupftem Wollhaar oder mit Federn gestopft und mit einem Ueberzuge aus Linnen- oder Wollenstoff versehen war. Ueber diese Matratze wurden Decken ausgebreitet, die Pollux mit den Namen *περιστρώματα, ὑποστρώματα ἐπιβλήματα, ἐφεστρίδες, χλαῖναι, ἀμφιεστρίδες, ἐπιβόλαια, δάπιδες, ψιλοδάπιδες, ξυστίδες χρυσόπαστοι* bezeichnet, zu denen noch die *τάπητες* und *ἀμφιτάπητες*, Decken, die auf der einen oder auf beiden Seiten zottig gewebt waren, zu rechnen sind. Kopfkissen, die, gleich den Matratzen, mit Wolle oder Federn gestopft waren, vervollständigten, wenigstens seit der Zeit des grösseren Luxus, das zum Schlafen bestimmte Lager. Aehnlich ausgestattet waren auch die in den Gesellschaftsräumen aufgestellten Klinen. Auf diesen pflegte man, der in der nachhomerischen Zeit allgemein eingeführten Sitte gemäss, in halbliegender Stellung zu schreiben und zu lesen, sowie die Mahlzeit einzunehmen. Mit weichen zottigen Decken und Geweben von vorzüglicher Feinheit und

Farbenpracht wurden diese Klinen bedeckt, und ein oder mehrere schwellende Pfühle dienten dazu, den Körper entweder in einer halbsitzenden Stellung zu erhalten, oder dem linken Arm einen Stützpunkt zu bieten (Fig. 306 *c*). Prachtvoller als die vorstehenden ist das unter Fig. 307 abgebildete Lager ausgestattet. Schwellende Matratzen und Pfühle bedecken das reich verzierte Gestell der mit doppelter Lehne geschmückten hohen Kline, und eine ebenso geschmackvoll gearbeitete lange Fussbank dient hier als Stützpunkt für die Füsse des darauf sitzenden Paares. Ganz gleich unseren Sophas ist der nach einem Marmorrelief unter Fig. 308 abgebildete Sitz. Nicht selten mögen übrigens die über das Lager gebreiteten reich verzierten Teppiche, ähnlich wie bei den Thronen, den Zweck gehabt haben, das roh gearbeitete Holzwerk zu verbergen.

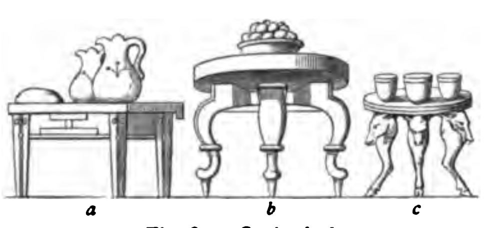


Fig. 310. Speisetische.

Tische wurden im Altertum hauptsächlich zum Tragen der für die Mahlzeiten erforderlichen Geräte, der Teller, Schüsseln, Becher und kleineren Schöpfkannen gebraucht, da die heutige Sitte, sie zum Schreiben und Lesen zu benutzen, damals nicht üblich war. Die antiken Tische, bald viereckig und trotzdem gewöhnlich nur auf drei Beinen ruhend, bald kreisrund oder oval, von drei nicht miteinander verbundenen Beinen oder auch in späterer Zeit von e i n e m Fusse getragen (*τράπεζαι τετράποδες, τρίποδες, μονόποδες*), gleichen im wesentlichen den jetzt gebräuchlichen, nur dass sie niedriger als die unsrigen waren, so dass sie mit ihrer Platte kaum die Höhe der Kline erreichten (vgl. Fig. 306 *c*). In der homerischen Zeit stand vor jedem Thronos ein Tischchen, eine Sitte, die sich auch bis in die spätere Zeit bei den Griechen erhalten zu haben scheint. Der Gebrauch des besonderen Geschirrs für jeden einzelnen Gast war in der älteren Zeit nicht üblich. Auf grossen Schüsseln wurde das Fleisch in den Speisesaal getragen, durch die Schaffner zerschnitten, die Portionen unmittelbar auf die Tischplatte gelegt und in Ermangelung von Messern und Gabeln mit den Fingern zum Munde geführt, während das Backwerk in Körben auf die Tische hingestellt wurde. Ob diese homerischen vor den Thronen stehenden Tische ebenso niedrig waren, als die auf Monumenten zahlreich vorkommenden Tische einer späteren Zeit, in der die Sitte des Liegens die ältere des Sitzens bei Tische bereits verdrängt hatte, müssen wir dahingestellt sein lassen, da die antiken Bildwerke für jene ältere Sitte keine Belege darbieten. Wie bei den oben gedachten Möbeln wurde auch auf die künst-


Fig. 311. Kleiderkiste als Sitz.

lerische Ausstattung der Füsse der Tische eine besondere Sorgfalt verwendet. Namentlich beliebt war es, den Beinen der Tripoden die Form von Tierfüssen zu geben oder ihre Enden als Tierklauen zu bilden (vgl. Fig. 310 *b*, *c*). Weniger künstlerisch sind die eigentlichen Speisetische gestaltet, bei denen eine viereckige Platte auf drei Füssen ruht, eine Anordnung, die wohl durch praktische Gründe veranlasst worden ist, damit die Tischplatte mit dem, was sie trug, bequemer dem auf der Kline Liegenden zur Hand gestellt werden konnte; dass diese Tische auf Rollen gegangen seien, wie Blümner Arch. Zeitung 1885 S. 288 annimmt, ist nicht zu beweisen. Die drei Füsse waren übrigens durch zwei Querleisten untereinander verbunden, wie aus Fig. 310 *a* hervorgeht. Als Material wurde Holz, namentlich Ahornholz genommen, später aber vorzugsweise Bronze, edle Metalle und Elfenbein.

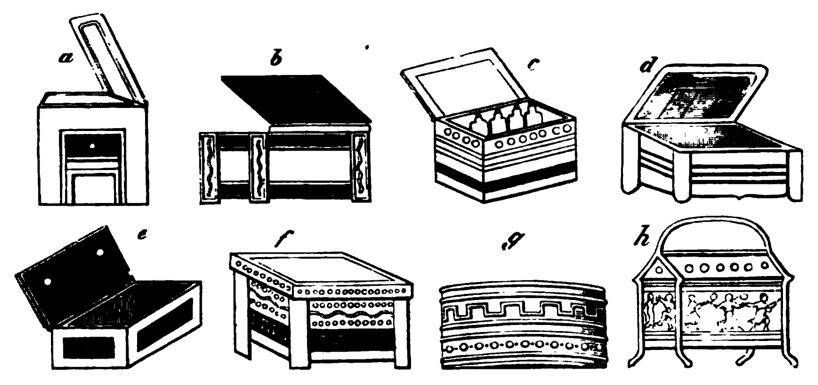


Fig. 312. Schmuckkasten u. dergl.

Zum Aufbewahren von Kleidungsstücken, sowie von kostbaren Gerätschaften, Schmucksachen, Salbenflaschen und Schriftrollen dienten grössere und kleinere Laden und Kästen. Kommoden mit Schiebladen oder aufrecht stehende, mit Thüren versehene Spinden scheint das höhere Altertum nicht gekannt zu haben, und erst auf wenigen Monumenten der späteren Zeit, wie beispielsweise auf dem gefälligen herculanischen Wandgemälde, das uns in das Innere einer Schuhmacherwerkstatt einführt, erblicken wir einen unseren Spinden ähnlichen Behälter. Die von Homer mehrfach erwähnten grösseren und kleineren Kleiderbehälter (φωριαμός, χηλός) glichen ohne Zweifel unseren alten Truhen, die sich hier und da noch in älteren Haushaltungen erhalten haben. Längs der Wand aufgestellt, vermochten diese Kisten natürlich auch als Sitze zu dienen (vergl. Fig. 311). Diese Behälter, deren grösse Aussenflächen sich vorzugsweise für eine künstlerische Ausschmückung eigneten, wurden mit den mannigfachsten Darstellungen und Ornamenten verziert, sei es, dass dieselben als Relief aus dem Holze gearbeitet, oder in edlen Metallen und Elfenbein eingelegt waren. Solche mit Figuren und Verzierungen von eingelegter Arbeit geschmückte oder auch mit mäandrisch oder schlangenförmig gewundenen Linien bemalte kleinere Kästen sind unter Fig. 312 *b*, *c*, *f*, *g*, *h*, sämtlich von Vasenbildern entnommen,

dargestellt. Vorzugsweise scheint die Verzierung dieser Geräte mit polierten Nägeln sehr beliebt gewesen zu sein (Fig. 312 *c*, *f*, *h*), eine Mode, die auch in unserer Zeit für zierliche Holzarbeiten wiederum in Aufnahme gekommen ist. Das berühmteste Beispiel einer solchen reich verzierten Lade war die im Opisthodom des Heratempels zu Olympia aufgestellte, vielleicht aus dem Anfange der Olympiadenrechnung stammende Kypsele aus Cedernholz, die nach Pausanias reich mit mythologischen teils in Holz geschnitzten, teils in Gold und Elfenbein eingelegten Darstellungen geschmückt war. Auf Bildwerken, namentlich auf Vasenbildern, erscheinen derartige grössere zum Aufbewahren von Kleidungsstücken bestimmt· Deckeltruhen im ganzen selten (Fig. 312 *a*), sehr häufig dagegen jene kleineren tragbaren Kästchen aus Holz, Bronze und Flechtwerk, deren Bestimmung war, als Behälter für Schmucksachen, Spezereien (Fig. 312 *b*, *d*, *e*, *f*, *g*, *h*) und Salbenflaschen zu dienen. Oefter waren sie mit einem Henkel versehen, um an einem aus der Wand vorspringenden Haken aufgehängt zu werden (Fig. 313). — Zum Verschluss des Deckels diente in der homerischen Zeit ein zusammengeknotetes Band. Erst später kam die Sitte auf, die Enden dieses Bandes mit feuchter Siegelerde oder Wachs zu befestigen und mit dem Siegelringe zu versiegeln. Dass aber diese Kästen, ähnlich wie das hohe Altertum bereits für den Thürverschluss Schloss, Schlüssel und Riegel kannte, in späteren Zeiten mit Schlössern versehen waren, dafür sprechen wohl jene auf uns gekommenen kleinen, an Fingerringen befestigten Schlüssel, die ihrer Kleinheit wegen nur zum Verschliessen kleinerer Behälter, nicht aber von Thüren, benutzt werden konnten.

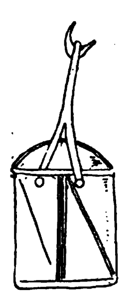


Fig. 313. Kästchen mit Henkel.

Die Betrachtung sämtlicher in den vorigen Abschnitten beschriebenen Geräte berechtigt uns zu dem Schluss, dass die Ausstattung des griechischen Wohnhauses im Vergleich zu unserer Zimmereinrichtung eine höchst einfache gewesen sein muss. Durchweg aber bekunden diese Geräte, selbst in ihren nur durch Reliefdarstellungen und Vasenbilder höchst unvollkommen überlieferten Abbildungen, einen Reichtum an schönen Formen. Dieser Geschmack für edle Formen, verbunden mit dem richtigen Sinn für die Zweckmässigkeit, tritt vorzugsweise bei jenen Gefässen des Altertums uns entgegen, die teils zur Aufbewahrung flüssiger oder trockener Gegenstände dem häuslichen Gebrauche dienten, teils als Weihgeschenke die Tempel der Unsterblichen, als Ehrengaben die Gemächer der Sterblichen und die engen Wohnungen der Abgeschiedenen schmückten. Dahingesunken sind freilich die Wohnstätten der Götter und Menschen, zertrümmert von feindlichen Elementen und Menschenhand; jene Stätten aber, die liebende Hände den Toten als letzte Wohnung im Schoss der Erde bereitet hatten, entgingen mit den in ihnen geborgenen Schätzen teilweise wenigstens der allgemeinen Vernichtung. Aus diesen Gräbern stammt, ausser zahlreichen Gegenständen des friedlichen und kriegerischen Verkehrs, jene grosse Masse von Gefässen, die gegenwärtig zu den Hauptzierden unserer Museen gehören. Betrachten wir zunächst die am zahlreichsten vertretene Klasse der Thongefässe.

Nächst Korinth und Athen, das namentlich durch die ausgezeichnete Thonerde vom Vorgebirge Kolias ein Hauptfabrikort für Thongeschirr wurde, waren es Aigina, Lakedaemon, Aulis, Tenedos, Samos und Knidos, die treffliche Thonware lieferten und nach den Häfen des Mittelländischen und Schwarzen Meeres und von dort wiederum in die Binnenländer ausführten. Kann man nun auch annehmen, dass griechische Töpfer in die griechischen Kolonien Unteritaliens und Siziliens übersiedelten und dorthin die heimische Fabrikation übertrugen, so bildete doch das eigentliche Griechenland die Hauptwerkstätte für diese Art der Gefässe. Die schöne Sitte des Altertums, die unterirdischen Grabkammern den Wohnungen oberhalb der Erde nachzubilden, den Verstorbenen mit den Waffen und Schmucksachen zu bekleiden, die er im Leben getragen hatte, und sein Ruhebett mit den Gefässen zu umgeben, die er täglich im Gebrauch gehabt hatte, oder die als Ehrengeschenke und Schaustücke einst seine irdische Wohnung zierten (vergl. Fig. 217 ff.), hat uns eine grosse Zahl von Monumenten erhalten, die durch die Mannigfaltigkeit ihrer Formen ein redendes Zeugnis für jene hohe geistige Befähigung ablegen, mit der das klassische Altertum den praktischen Nutzen und den Sinn für edle Formen zu verbinden verstand, zugleich aber durch ihre Bemalung höchst bedeutsame Aufschlüsse über die religiöse Anschauungsweise und das Privat- und kriegerische Leben geben. Italien ist es vorzugsweise, wo sich derartige mit Gefässen reich ausgestattete Gräber in ihrem ursprünglichen Zustande noch wohl erhalten in grosser Anzahl vorfinden, wenigstens soweit es sich um Thongefässe handelt, denn die Mitgaben an Gold und Silber, ja selbst die Bronzegefässe sind vielfach einer schon seit dem Altertum geübten, planmässig angestellten Beraubung der Gräber zum Opfer gefallen. So berichtet z. B. Sueton, dass die römischen Ansiedler in Unteritalien die Gräber geöffnet hätten, um ihnen die wertvollen Bronzegefässe zu entnehmen. In Sizilien haben Gela und Girgenti, das alte Akragas, nicht unbeträchtliche Vasenfunde geliefert. In Unteritalien bieten die Nekropolen der apulischen Städte Gnatia (Fasano), Lupatia (Altamura), Caelia (Ciglia), Barium (Bari), Rubi (Ruvo), Canusium (Canosa) eine reiche Ausbeute antiker Gefässe. Nicht minder zahlreich sind die Funde in Lucanien, besonders bei den Städten Castelluccio, Anxia (Anzi), Paestum und Eboli. Vorzüglich ergiebig aber an herrlichen Thongefässen ist das alte Campanien mit seinen Städten Nola, Phlistia (Santa Agata de' Goti), Cumae und Capua. In Mittelitalien endlich haben die Nekropolen der alten etrurischen Städte Veji (Isola Farnese), Caere, Tarquinii, Vulci, Clusium (Chiusi), Volterrae (Volterra) und Adria die



Fig. 314. Bergbau auf Thon oder Metall.

reichste Ausbeute geliefert, und es steht zu hoffen, dass der Zufall sowie planmässig geleitete Ausgrabungen noch manches interessante Stück zu Tage fördern werden. Anders verhält es sich mit Griechenland und Kleinasien. In diesen Ländern hat man erst seit verhältnismässig kurzer Zeit angefangen, den Boden wissenschaftlich zu durchforschen, daher die spärlichere Ausbeute, die erst neuerdings reicher geworden ist; besonders sind Athen, Korinth, Aigina, mehrere Städte Böotiens, ferner Thera, Melos und Rhodos als Fundstätten für Vasen zu nennen. Schliesslich erwähnen wir noch die Entdeckungen in den Grabhügeln des alten Pantikapaion, der Hauptstadt des bosporanischen Reiches, die, ausser mannigfachen reich gearbeiteten Geräten aus edlen Metallen und Bronze, eine grosse Anzahl bemalter, einer späteren Periode der Vasenfabrikation angehörender Thongefässe einschlossen, die meist durch den Handel aus Attika zu diesem entfernten Punkte antiker Kultur gekommen sind. Aus derselben Fabrik stammen aber auch die in den Ruinenstätten der kyrenäischen Pentapolis auf-



Fig. 315. Bergbau (auf Thon?).



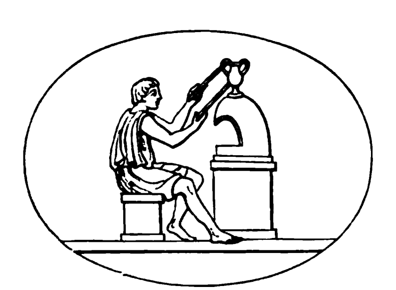
Fig. 316. Bergbau (auf Thon?).

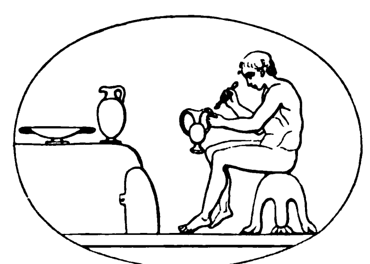
gefundenen zweihenkligen Amphoren mit dem Bilde der Athene in archaistischem Styl, die, als panathenäische Preisvasen allgemein bekannt, durch ihre Inschriften sich als Fabrikate der zweiten Hälfte des vierten Jahrh. v. Chr. ergeben. — So viel steht fest, dass das eigentliche Griechenland, und hier vorzugsweise Attika als die eigentliche Produktionsstätte der bemalten Thongefässe angesehen werden kann, und dass von hier aus die Erzeugnisse dieser Industrie in unglaublicher Menge ihren Weg bis in die fernsten hellenischen Kolonien und von diesen in die Länder der Barbaren fanden. Ebenso wie noch heute europäische Fabrikanten ihre für den überseeischen Absatz bestimmten Waren in Form und Farbe dem Geschmack derjenigen Völker entsprechend arbeiten lassen, für die sie bestimmt sind, verstand es auch der schlaue attische Kaufmann, in der Art der Bemalung seiner Thongefässe dem Geschmacke seiner barbarischen Kunden zu huldigen. Griechenland beherrschte mit diesem Handelsartikel die Märkte, und nur an den Orten drohte diesem Gefässhandel gefährlicher Wettbewerb, wo nach griechischen Mustern eine einheimische Gefässbildnerei in Aufschwung kam.

Bei unserer Betrachtung über die Technik der antiken Thongefässe gehen wir von der Gewinnung des Thons aus. Mochte derselbe auch vielfach zur

Erde anstehen, so dass er im Tagesbau gewonnen werden konnte, so wird es bei der starken Nachfrage nach gutem Thon auch oft nötig gewesen sein, mehr in die Tiefe zu gehen. Wenigstens lässt es sich aus der Thatsache, dass die meisten der unweit von Korinth gefundenen Thontäfelchen, die zum grössten Teile in das Berliner Museum gelangt sind, in ihren Malereien der Darstellung des Töpferhandwerks gewidmet sind, auch wahrscheinlich machen, dass auf dem dazu gehörigen, hier unter Fig. 314 abgebildeten Täfelchen nicht die Gewinnung von Metall (was an sich möglich wäre), sondern die Ausschachtung von Thonerde dargestellt ist. Während der eine der unbekleideten Arbeiter mit einer Hacke beim Schein einer in der Mitte herabhängenden Lampe Stücke des Erdreichs loslöst, sammelt ein zweiter die Brocken in einen Korb, ein dritter und vierter sind mit dem Hinaufschaffen der gefüllten Körbe beschäftigt. Fig. 315 und 316 stellen einzelne Arbeiter dar, die das Erdreich mit ihren Werkzeugen loshacken und in den Korb schieben. War der Thon gut durchgeknetet, so konnte er zu Gefässen verarbeitet werden. Dass man ursprünglich die Gefässe aus freier Hand formte, indem man Körbe aus Flechtwerk,


Fig. 317. Töpferscheibe.


Fig. 318. Töpferwerkstätte.


Fig. 319. Töpferwerkstätte.

Früchte (vor allem die Flaschenkürbisse u. a.) zum Muster nahm, lässt sich aus vorhandenen Ueberresten noch nachweisen, wenn es eines Beweises bedürfte; hat man doch in Rom, wo überhaupt ein strengeres Festhalten am Altüberlieferten Regel war, noch in spätester Zeit die für den Kultus nötigen Gefässe aus freier Hand geformt und, da diese Kunst immer mehr verloren ging, schliesslich sich des Auskunftsmittels bedient, dass man über Gefässe, die aus Flechtwerk hergestellt waren, Thon strich und sie dann einem starken Feuer aussetzte, wodurch das im Innern befindliche Flechtwerk verbrannt wurde. Immerhin ist man frühzeitig zur Erfindung der Töpferscheibe gelangt; die älteste besteht aus einer runden Platte (Fig. 317), die sich auf dem darunter gestellten Fusse drehen lässt; indem der Töpfer sie mit der linken Hand in Bewegung setzt, hält er

mit der rechten Hand einen mehrfach gebogenen Stecken an die in der Mitte der Scheibe sich drehende Thonmasse, um dieser die gewünschte Form zu geben. Erst später ist man dazu gelangt, zu der oberen Scheibe eine zweite, durch die Füsse zu drehende hinzuzufügen, wodurch der Töpfer beide Hände zur Bildung der Gefässe frei behielt. In die Töpferwerkstätte führen uns die zwei geschnittenen Steinen entnommenen Fig. 318 und 319. Auf der ersten erblicken wir einen mit dem Chiton bekleideten Epheben vor einem zierlich gestalteten Ofen sitzen, von dem er mit Hilfe zweier Stäbchen ein wahrscheinlich frisch gefirnisstes doppelhenkliges Gefäss herunternimmt; auf dem andern scheint ein völlig unbekleideter Töpfer dem schon fertig gebrannten Gefässe die letzte Politur zu geben, während vor ihm auf dem durch eine Thür verschlossenen backofenartig gestalteten Brennofen eine Schöpfkanne und eine Trinkschale

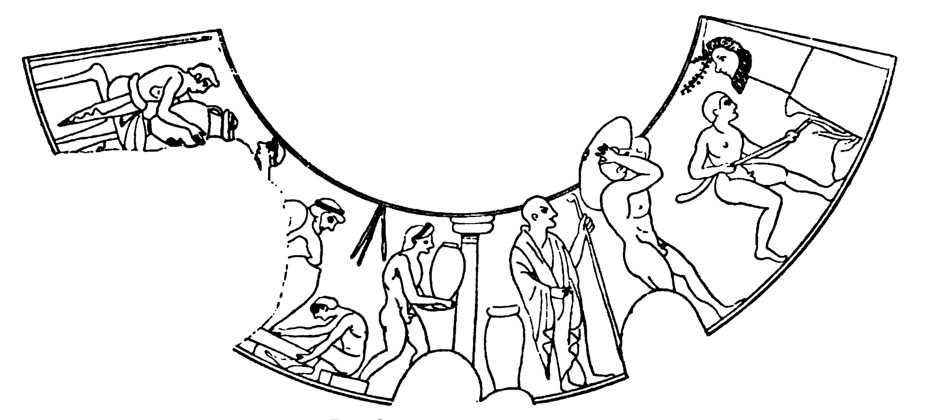


Fig. 320. Töpferwerkstätte.

zum Trocknen aufgestellt sind. Als Ergänzung dieser Szenen möge dem Leser noch das Vasenbild Fig. 320 dienen; zum Brennofen, der eben von einem Manne geschürt wird (man beachte das bärtige Gesicht, mit welchem der Brennofen verziert ist) tragen zwei nackte Männer zwei bauchige Amphoren, vorläufig ohne Henkel, heran; ein dritter Arbeiter ist am Boden mit einer Platte beschäftigt, vielleicht um die Henkel auszurollen, ein vierter legt die letzte Hand an eine mit Hals, Henkeln und Fuss versehene Amphora; bei den Gefässen von grösserer Ausdehnung wurden nämlich nicht bloss die Henkel, sondern auch der Fuss und der Hals besonders geformt und später erst mit dem Bauche des Gefässes vereinigt. Nachdem darauf das Gefäss an der Luft oder auf dem Ofen getrocknet war, wurde es in dem Brennofen einem nach der Beschaffenheit des Gefässes von dem Töpfer zu regulierenden Hitzegrad ausgesetzt. Von solchen Brennöfen sind uns besonders auf den Korinther Thontäfelchen deutliche Beispiele erhalten. Das deutlichste Bild gewährt Fig. 321, einer in Paris befindlichen Thontafel entnommen; der oben gewölbte Ofen hat vorn einen kleinen Vorbau, durch den das Feuerungsmaterial hineingeschoben wird; eine dreieckige Thür im Mantel dient zur Aufstellung der Gefässe im Innern, während

eine **Oeffnung** an der Spitze den Flammen und dem Rauch einen Ausgang gewährt. Der Mann ist mit einem vorn gekrümmten Eisenstab versehen, der zum **Anschüren** und zum Oeffnen der Thür dient. Dass diese Oefen wirklich als **Brennöfen** für thönerne Gefässe gedacht sind, beweisen andere, neben denen zur **grösseren** Verdeutlichung ein Gefäss aufgestellt ist (Fig. 322a und b), sowie Fig. 323, wo der Inhalt eines solchen Brennofens dem Beschauer vorgeführt wird. Fügen wir dazu gleich noch Fig. 324, ein Schiff, welches zur Ausfuhr von **Thonwaren** bestimmt ist.

Man kann in der Gefässmalerei mehrere Perioden unterscheiden (vgl. **Masner** Ant. Vasen u. Terrakotten des Oesterr. Mus.). Die älteste ist die, welche

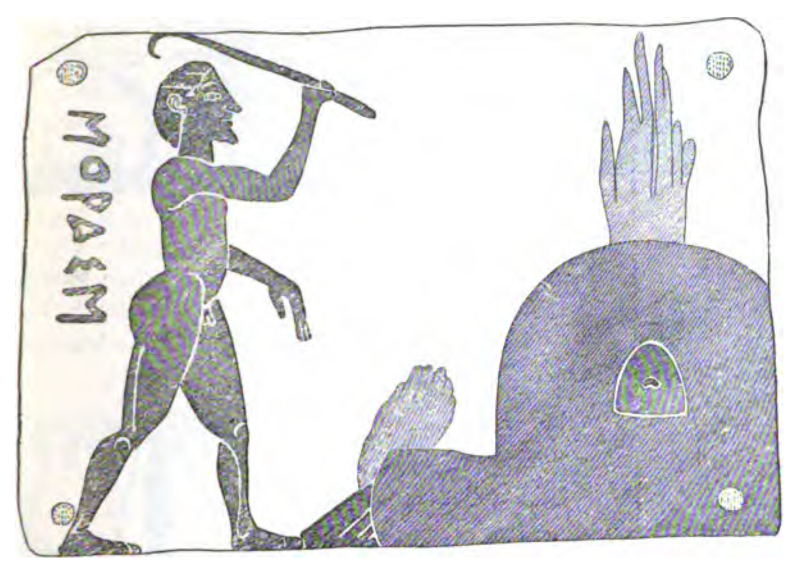


Fig. 321. Töpferofen.

durch die in Troja und Cypern gefundenen Gefässe vertreten wird (vgl. oben S. 8); man legte auf die Wandungen primitive Figuren aus aufgehöhtem Thon, oder man grub in sie mit dem Finger Vertiefungen ein, oder zeichnete mit einem Griffel Ornamente darauf. Naturgemäss ist demnach die Ornamentation eine lineare, der Gefässbauch wird in Zonen zerlegt, die durch Zickzacklinien, Rauten und Gitterwerk gefüllt werden.

Ganz anders gestaltet sich der zweite, der mykenische Stil; in ihm zeigt sich die Vorliebe für die gekrümmte Linie, es werden Naturformen nachgeahmt, die in oder bei dem Meere sich finden, Fische, Seesterne, Algen u. s. w., zu denen von linearen Motiven die Spirale hinzukommt. Erst allmählich gehen die Vasenmaler auch zur Darstellung von Menschen über. Dass die Vasen in der Nähe des Meeres entstanden sein müssen, wird durch die Vorliebe für die dem Meere entnommenen Formen bewiesen, doch ist es bis jetzt noch nicht mit Sicherheit möglich gewesen, das Volk, dem wir sie verdanken, zu bestimmen (vgl. oben S. 37).

Eine Fortsetzung des linearen oder geometrischen Prinzips, nur mit Benutzung der im mykenischen Stil erreichten Technik, tritt uns in dem dritten, dem Dipylonstil, entgegen, der seinen Namen von dem Thor in Athen hat, in dessen Nähe die hauptsächlichsten Vertreter dieser Gattung in Gräbern gefunden sind; die vegetabilischen Ornamente verschwinden, dafür wird der Körper der

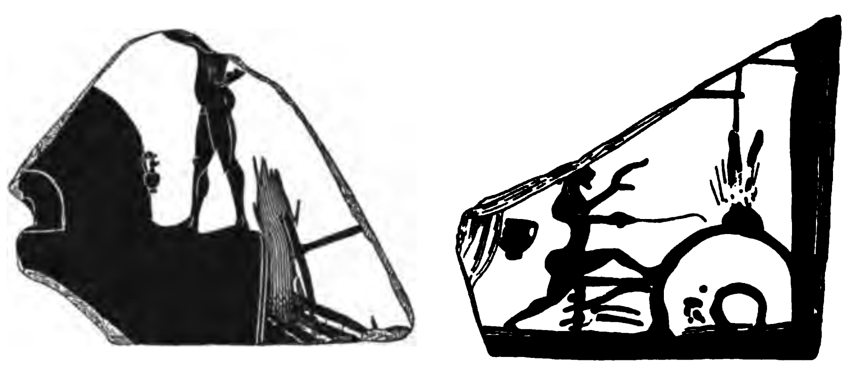


Fig. 322a und b. Töpferofen.

Vase in Streifen geteilt und jeder freie Raum mit geometrischen Mustern (Mäander, Zickzack, Hakenkreuze, Schachbrettmuster, Kreise, die durch Tangenten verbunden sind, u. s. w.) ausgefüllt. Statt der Meereswesen finden sich europäische Haus- und Jagdtiere, auch der Mensch wird zahlreich nachgebildet, in Scenen, die dem Leben entnommen sind; alle Figuren sind unglaublich eckig und roh dargestellt und werden oft in einförmigster Weise hintereinander wiederholt.



Fig. 323. Das Innere des Töpferofens.



Fig. 324. Ausfuhr von Topfwaren.

Eine neue Epoche brach für die griechische Keramik an, als sie unter den Einfluss der Kunst der Euphratländer und Aegyptens trat, aus der sie sich sowohl eine stoffliche Bereicherung (Löwen, Panther, phantastische Mischgestalten), als vor allem einen reich entwickelten ornamentalen Formenschatz holte, besonders Lotosknospen und Blüten, sowie die Palmette. Die Töpferkunst hat damals, im 7. und 6. Jahrhundert, an zahlreichen Orten Griechenlands geblüht, so dass man die verschiedensten Gattungen zu unterscheiden geneigt ist; hier

ist es nur möglich, die am zahlreichsten vertretene namentlich korinthische hervorzuheben. Sie lässt noch deutlich den orientalischen Einfluss erkennen (vgl. Fig. 325). Den hauptsächlichsten Schmuck der Vasen bilden Tierfiguren, und zwar meist diejenigen, deren Bekanntschaft der Orient vermittelt hatte, während die Tiere des Dipylonstiles ganz verschwinden; dazu treten Fabelwesen und Mischgestalten. Auch die Menschengestalt wird zahlreich verwendet, meist in Genrescenen, die mitunter durch Beischreiben von Namen in das Gebiet der Mythologie erhoben werden.

In dem korinthischen Stile tritt uns die sogenannte schwarzfigurige Technik schon ziemlich ausgebildet entgegen. Das Verfahren derselben ist folgendes: Nachdem die Vasen getrocknet waren, wurden mit einem spitzen Griffel die Umrisse der Figuren, mit denen das Gefäss verziert werden sollte, auf der Oberfläche vorgerissen, mit dem Pinsel nachgezogen und dann mit schwarzer Lackfarbe ausgefüllt, die durch das nachfolgende Brennen mit der Vase untrennbar vereinigt wurde. Bei flüchtiger gefertigten Vasen sparte man sich auch wohl das Anlegen der Umrisse und trug die Figuren mit vollem Pinsel auf. Die zur Andeutung der Muskeln, Gewandfalten u. s. w. nötige Innenzeichnung wurde vor dem Brennen durch Wegkratzen der Farbe hergestellt, so dass die Farbe des Thons zum Vorschein kam. Einzelheiten wurden durch Aufsetzen von roter oder weisser Farbe hervorgehoben. Bei diesen schwarzen Zeichnungen behielt die Vase entweder den ursprünglichen Farbenton, oder sie wurde ganz und gar schwarz gefärbt und nur ein Feld für das Gemälde ausgespart. Auf diese Weise wurde zugleich eine grössere Dichtigkeit der an sich porösen Vase erzielt.



Fig. 325. Korinthische Gefässe.

Die schwarze Technik hat ihre höchste Vollendung in Athen erlangt, das mit seinen durch schöne Formen und glänzenden Firniss ausgezeichneten Gefässen sich den überseeischen Markt zu erobern und alle Nebenbuhler zurückzudrängen wusste. Indes hatte die gesteigerte Nachfrage den Nachteil, dass die heimischen Künstler von ihrer früheren Sorgsamkeit abgingen, sich eine flüchtige Malweise angewöhnten und sich teilweise damit begnügten, die vorhandenen Typen immer und immer zu wiederholen. Die meisten Bilder sind dem Kreise des Dionysos entnommen, auch der Mythus der Athena und des Herakles ist beliebt und unzählige Male verwendet.

Der Schwarzmalerei wurde durch das Aufkommen der roten Technik ein Ende gemacht. Nicht als ob mit einemmale der rote Stil an die Stelle des schwarzen getreten wäre, aber jedenfalls muss sich der Uebergang, wegen der offenbaren Vorteile, die der rote Stil bot, in verhältnismässig kürzerer Zeit vollzogen haben. Der Künstler skizzierte auf dem leicht getrockneten Gefässe

mit einem spitzen Griffel die Umrisse des Bildes, indem er die Figuren erst nackt entwarf; der endgiltige Entwurf wurde dann mit dem Pinsel nach aussen umzogen, so dass das Bild selbst in der rötlichen Färbung des Thons sich aus seiner schwarzen Umgebung hervorhob. Die Innenzeichnung wurde dann mit reliefartigen, scharf wie aus einer Feder gezogenen Linien gegeben, feinere Einzelheiten in feineren Strichen mit verdünntem Firniss aufgetragen, und nun erst nach Vollendung des Bildes der ganze Körper des Gefässes mit dem schwarzen Firniss überzogen. Nachdem das Gefäss gebrannt war, konnte das Beiwerk, wie Inschriften, Kränze u. dergl. mit roter oder weisser Farbe aufgetragen werden.



Fig. 326. Unteritalische Prachtamphoren.

Der attische rotfigurige Stil, der alle andern aus dem Felde geschlagen, hat eine lange Entwickelung, deren verschiedene Perioden hier zu verfolgen zu weit führen würde. Nur das eine sei hervorgehoben, dass gegen Ende des fünften Jahrhunderts auch Vergoldungen unter die Verzierungsmittel der Vasen aufgenommen wurden: die zu vergoldenden Flächen, die immer nur von kleinstem Umfang sind, wurden durch Kreide plastisch erhöht und dann mit Blattgold belegt. Schliesslich wollen wir noch auf jene vorzugsweise in Attika, Salamis und Aigina sich findenden Gefässe aufmerksam machen, bei denen die zu verzierende Fläche mit einer weissen Farbe von Pfeifenthon überzogen ist, auf der die Ornamente und Figuren in schwarzer oder bräunlicher Farbe in Umrissen gezeichnet und mit bunten Deckfarben ausgefüllt sind. Leider haben sich gerade die voll aufgetragenen Farben auf dem Kreidegrund schlecht erhalten, so dass meist nur dürftige Spuren davon übrig geblieben sind. Besonders für die Lekythen, die Oelkrüge, die den Verstorbenen mit ins Grab gegeben zu werden pflegten, ist diese Dekorationsweise die gewöhnliche.

Frühzeitig hat man in Italien die von Griechenland, besonders Athen, eingeführten Muster nachzuahmen sich bemüht, und zwar nicht ohne Erfolg; erst im vierten Jahrhundert sondert sich der unteritalische Stil deutlich von dem attischen; ihm sind besonders die grossen Prachtamphoren eigen, von denen in Fig. 326 einige Exemplare vorgeführt werden. Schon im dritten Jahrhundert tritt der Verfall ein, man behilft sich einige Zeit mit dürftigen Nachahmungen, um endlich die Malerei ganz fallen zu lassen und durch eingepresstes Relief zu ersetzen. Dass die Bemalung der Vasen ohne Anwendung von

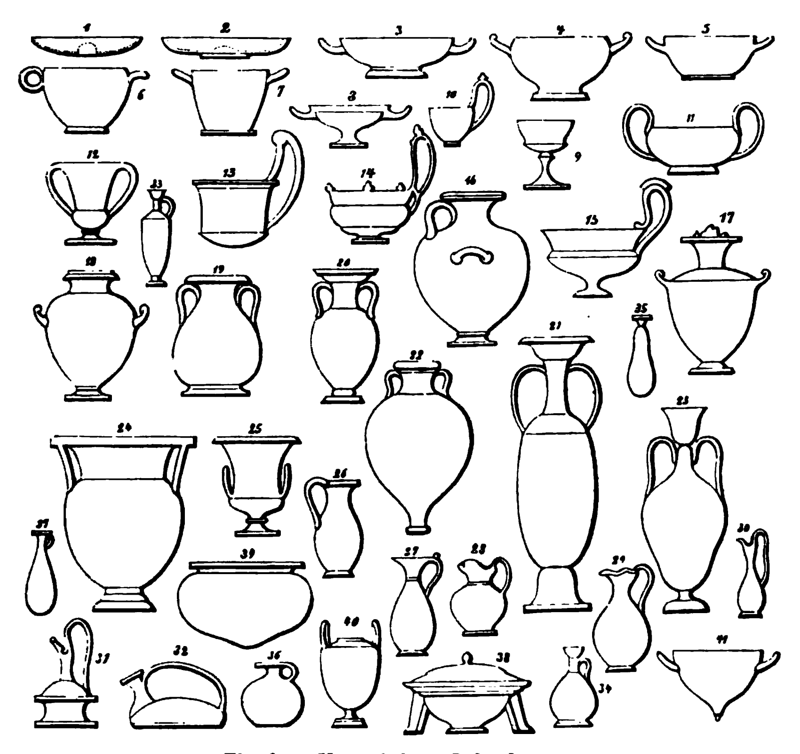


Fig. 327. Verschiedene Gefässformen.

Schablonen aus freier Hand ausgeführt wurde, steht in Bezug auf die figürlichen Darstellungen wohl ebenso fest, wie bei den pompejanischen Wandgemälden; nirgends finden sich bei Darstellungen auf Gefässen, deren Herkommen aus ein und derselben Fabrikstätte erwiesen ist, durch Schablonen bewirkte Wiederholungen. Selbst die so häufig wiederkehrende Verzierung durch Mäanderbänder, Eierstäbe und Palmetten, bei denen die richtige Raumeinteilung auf der runden Oberfläche des Gefässes notwendig war, scheint stets aus freier Hand ausgeführt worden zu sein, wofür mehrfach vorkommende Fehler in der Zeichnung sprechen.

Was die Benennung der Vasen anbetrifft, so sind wir darin in einer eigentümlichen Lage. Die Schriftsteller haben uns eine reiche Zahl von Namen

aufbewahrt, aus der sich mit Hülfe einiger durch die Inschriften bezeichneter Gefässe für einzelne Arten derselben die im Altertume gebräuchlichen Namen herstellen lassen. Die grössere Menge derselben jedoch mit den ihnen eigentümlichen Namen zu bezeichnen, dazu fehlt jeglicher begründete Anhalt, und Versuche, die nach dieser Seite hin unternommen wurden, haben sich als unfruchtbar erwiesen. Das Altertum hat für die mannigfachen Gefässe nach ihrer Bestimmung jedenfalls allgemeine und für einzelne in diesen Gattungen vorkommende Unterarten besondere Bezeichnungen gehabt und in diesen technischen Ausdrücken vielleicht eine feinere Terminologie entwickelt, als es die Neuzeit thut. Dazu kommt, dass ein und dieselbe Form je nach den verschiedenen Oertlichkeiten oder der wechselnden Mode verschieden benannt oder umgetauft werden konnte. Wir haben uns deshalb damit begnügt, einundvierzig der eigentümlichsten Gefässformen unter Fig. 327 in Umrissen zusammenzustellen, unter die sich die unzähligen anderen Formen, die wir in unseren Museen vertreten finden, teilweise wenigstens unterordnen lassen.

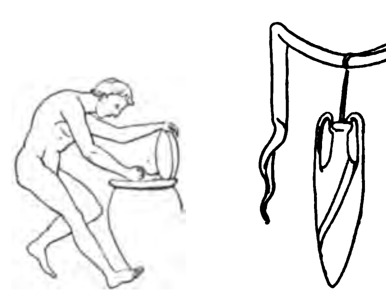


Fig. 328. Pithos mit Deckel. Fig. 329 Amphora.

Wir scheiden die Gefässe nach ihrer Verwendung zunächst in Vorrats-, Misch- und Schöpfgefässe. Unter den Vorratsgefässen, die zur Aufbewahrung von Flüssigkeiten, wie Wein, Oel, Honig und Wasser dienten, nimmt der Pithos (*πίθος*) durch seine Grösse die erste Stelle ein. Wir haben uns darunter ein aus starken Thonwänden geformtes fussloses Gefäss zu denken, das nach unten entweder zugespitzt oder auch abgeflacht war. Im ersteren Falle war der Pithos wohl kleiner und wurde zur Erhaltung des Gleichgewichts wahrscheinlich in die Erde gegraben, in letzterem aber von grossen Verhältnissen und mit einer weiten Mündung versehen. Jedenfalls glich der grosse Pithos an kubischem Inhalt unseren grossen Weinfässern, da beispielsweise jene Pithoi, die in den Felsenkellern des Gallias zu Agrigent lagerten, hundert Amphoren Wein fassten, und in Athen zur Zeit des peloponnesischen Krieges die ärmere, in die Stadt geflüchtete Bevölkerung in solchen Gefässen, die auch *πιθάκναι* genannt werden, ihre Wohnung aufschlug. Berühmt in der Mythologie ist der Pithos der Danaiden und jener, in dem sich Eurystheus verbarg; geschichtlich das Fass, das dem Diogenes zur Wohnung diente. Dass in Troja eingegrabene grosse Pithoi an Stelle unserer Keller zur Aufbewahrung von Vorräten benutzt wurden, ist oben erwähnt worden. Solche Pithoi pflegten auch innerhalb der Wohnräume zur Aufbewahrung von trockenen oder flüssigen Vorräten aufgestellt zu sein, so dass sie, mit einem Deckel verschlossen, gelegentlich auch als Sitze verwendet werden konnten. Einen Pithos mit aufgeklapptem Deckel, dem ein Ephebe Wein entnimmt, stellt Fig. 328 dar. Dem Pithos ähnlich, jedoch wohl kleiner und leichter beweglich, mag der Stamnos (*στάμνος*), sowie der Bikos (*βῖκος*) gewesen

sein. Wein, Oel, Feigen und eingesalzene Speisen wurden in ihm verwahrt. Die Form des Kados (κάδος), eines grösseren zum Aufbewahren des Weines bestimmten Gefässes, ist nicht anzugeben, wenn man nicht annehmen will, dass derselbe zu der Klasse der Amphoren zu rechnen sei. Die Form der Amphora (ἀμφορεύς), eines zweihenkligen Gefässes (ὁ ἑκατέρωθεν κατὰ τὰ ὦτα δυνάμενος φέρεσθαι), das schon bei Homer vorkommt, ist durch vielfache Darstellungen auf antiken Vasenbildern, Basreliefs, Münzen und Gemmen bekannt. Es sind mehr oder minder weitbauchige, doppelhenklige Gefässe mit bald längerem, bald kürzerem Halse und mit einer im Verhältnis zum Bauche mässigen Mündung (Fig. 327 No. 20—23), oft auf einem Fusse ruhend, doch auch nicht selten (Fig. 327 No. 22) nach unten in eine abgestumpfte Spitze auslaufend, so dass das Gefäss entweder an die Mauer angelehnt wurde, oder auf einem Untergestell ruhen oder aufgehängt werden musste (Fig. 329). In der verschiedenen Form der Henkel, deren Gestalt wesentlich durch die schlankere oder gedrücktere Form des Gefässbauches bedingt ist, desgleichen in der stärkeren oder geringeren Ausladung der Mündung beruht die Mannigfaltigkeit, die wir bei der grossen Zahl auf uns gekommener Amphoren zu bemerken Gelegenheit haben. Hierzu gehören auch jene panathenäischen Preisvasen, in denen die Sieger das Oel von dem heiligen Oelbaume empfingen, und die selbst noch zur Zeit der Blüte des schönen Stils die archaistische Weise der Bemalung mit schwarzen Figuren auf rotem Grunde bewahrten. — Wir schliessen an die Amphora die Hydria (ὑδρία) und Kalpis (κάλπις) an (Fig. 327 No. 16 und 17). Beide Ausdrücke scheinen für ein und dieselbe Form ziemlich weitbauchiger und kurzhalsiger Gefässe gebraucht zu sein, deren Bestimmung aus mehreren Vasenbildern klar wird, auf denen wasserholende Jungfrauen mit gefüllten oder leeren Krügen auf den Köpfen dargestellt sind. Insbesondere bezeichnend für diese Gefässe ist ein dritter Henkel, der, auf der Mitte des Bauches angefügt, sowohl das Untertauchen des Gefässes in das Wasser, als auch das Aufheben des gefüllten Kruges auf den Kopf der Trägerin wesentlich erleichterte. Die mit dem Namen Hydriske (ὑδρίσκη) bezeichneten Gefässe mögen eine Nachbildung jener grösseren Hydrien gewesen sein und waren zur Aufbewahrung von Salböl bestimmt. Als kleineres Weingefäss, wahrscheinlich weitbauchig und mit langem Halse, wird der Lagynos (λάγυνος) erwähnt. Gerhard vergleicht denselben mit der heutigen Orvietoflasche. Auch mag der mit Korbwerk umflochtene Lagynos, den Suidas durch φλασκίον erklärt, das Urbild für unsere Flaschen oder Flacons gewesen sein. Auf Reisen, namentlich für die Soldaten im Felde, diente der Kothon (κώθων), eine Feldflasche mit engem Halse, starkem Bauche und Henkel, die den Vorteil darbot, dass das trinkbare Wasser von seinen schlammigen Teilen an den inneren Wänden des Gefässes sich abklärte. — Zur Aufbewahrung des Salböls dienten zunächst die schon bei Homer genannten Lekythoi (λήκυθος), deren Form teils durch ihre Darstellung auf Vasenbildern, teils durch viele

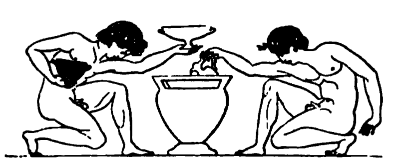


Fig. 330. Mischzug.

erhaltene Exemplare verbürgt ist (Fig. 327 No. 33). In ihnen wurde das Oel aufbewahrt, mit dem die Glieder für die Uebungen in der Palästra oder nach dem Bade geschmeidig gemacht wurden; aus ihnen wurde das geweihte Oel über die Gräber der Verstorbenen gespendet. Diese Gefässe zeigen so ziemlich überall denselben Typus. Attika war die Hauptfabrikstätte für sie, und von hier fand dieses für Männer und Frauen gleich unentbehrliche Gefäss eine weite Verbreitung. — Ueber die Form der Olpe (ὄλπη, ὄλπα, ὄλπις), eines gleichfalls für die Aufbewahrung des Salböls bestimmten Gefässes, das wohl vorzugsweise den Doriern eigentümlich war, sind wir nicht unterrichtet, genauer dagegen über die Form des Alabastron (ἀλάβαστρον, ἀλάβαστον). Es ist ein kleines, zylinderartig gestaltetes, nach dem Halse zu etwas eingezogenes Gefäss, so dass die duftenden Salben, zu deren Aufnahme dasselbe bestimmt war, nur tropfenweise herausträufeln konnten. Alle auf uns gekommenen Exemplare stimmen, mit Ausnahme ihrer verschiedenen Grösse, in ihrer Form wesentlich miteinander überein, und nur in der Bemalung und dem Material, aus dem sie gefertigt wurden, fand ein Unterschied statt. Den Gebrauch eines solchen Alabastron ersehen wir aus dem in dem Abschnitt über das Frauenleben abgebildeten Wandgemälde, das unter dem Namen der aldobrandinischen Hochzeit bekannt ist.

Für die Mischgefässe, die beim Mahle und bei Libationen gebräuchlich waren, ist der allgemeine Ausdruck Krater κρατήρ, κρητήρ, von κεράννυμι). Seine Form, an der Zeit und Geschmack vielfach geändert haben, ist uns aus Vasenbildern und Reliefs bekannt, wo er häufig abgebildet erscheint (Fig. 327 No. 24, vgl. 326 und 330). Seiner Bestimmung gemäss, grössere Massen Wein und Wasser in sich aufzunehmen, musste er ein weitbauchiges und mit einem entsprechend weiten Hals versehenes Gefäss sein. Zwei an der Seite angebrachte Henkel dienten dazu, den leeren Krater leichter transportieren zu können, und ein mehrfach gegliederter Fuss mit breiter Basis gab ihm einen sicheren Stand. Für die verschiedenen Beinamen, die den Krateren gegeben wurden, wie zum Beispiel argolische, lesbische, korinthische und lakonische, mögen in unseren Vasensammlungen sich manche Belege vorfinden, wir sind jedoch nicht im Stande, die vorhandenen Formen nach jenen Bezeichnungen zu sondern. Hypokreteria (ὑποκρητήρια), das heisst weite, flache Schüsseln, wurden zum Auffangen der überfliessenden Flüssigkeit unter die Kratere gestellt. Dem Krater ähnlich scheint der ψυκτήρ, ein Abkühlungsgefäss für den noch ungemischten Wein, gewesen zu sein. Nach der Angabe bei Pollux hiess dieses Gefäss auch δῖνος und ruhte statt auf einem Fusse auf Würfeln oder Knöpfen. Seine Gestalt scheint eimerartig gewesen zu sein und dem Kalathos, dem Arbeitskorbe der griechischen Frauen, entsprochen zu haben, weshalb er auch mit dem Namen κάλαθος bezeichnet wurde.

Zu den Schöpfgefässen rechnen wir zunächst die mit den Namen ἀρύταινα, ἀρύστιχος und ἀρύβαλλος bezeichneten. Sie alle lassen aus ihrer Ableitung von ἀρύω auf ihre Bestimmung als Geräte zum Schöpfen schliessen. Von der Form des Aryballos sagt Athenaeus, dass derselbe nach dem Boden zu sich erweitere, am Halse aber wie ein geschnürter Geldbeutel, der Aryballos genannt wurde.

eingezogen sei. Derartig geformte Gefässe finden sich aber in unseren Museen zahlreich vor (Fig. 327 No. 34 und 36). Als Gefäss zur Aufbewahrung von Salben wird gleichfalls der Aryballos, sowie die Arytaina oder Arysane unter den Badegerätschaften mehrfach erwähnt. — Die Oinochoe (οἰνοχόη), Chous (χοῦς), Prochous (πρόχους) und Epichysis (ἐπίχυσις) dienten, wie schon die Namen sagen, zum Schöpfen und Ausgiessen von Flüssigkeiten, namentlich des Weines. Die Form dieser kannenartigen, einhenkligen, in ihrer Grösse sehr verschiedenen Gefässe, die nach Art unserer Theetöpfe oder älteren Kaffeekannen mit einer Tülle oder auch mit drei durch die geschmackvolle Krümmung der Gefässlippe gebildeten Tüllen versehen waren, kehren in den Sammlungen antiker Gefässe häufig wieder (Fig. 327 No. 26—31); ihr Gebrauch wird aus bildlichen Darstellungen deutlich; so auf dem unter Fig. 330 abgebildeten Vasenbilde, auf dem der zur rechten Seite knieende Ephebe mit der Oinochoe aus dem Krater Wein schöpft, um damit die von einem zweiten Epheben dargereichten Trinkgeräte zu füllen. — War nun die Oinochoe vorzugsweise für das Schöpfen des Weines bestimmt, so scheint der Prochous wohl häufiger als Wasserkanne gedient zu haben. Genauere Angaben zur Sichtung der Formen besitzen wir nicht, da nach Athenaeus im Laufe der Zeit ein Wechsel in Form und Benennung desselben Gefässes stattgefunden hat; indes lässt sich aus dem Umstande, dass in cyprischen Gräbern Kanne und Becken zusammengestellt und durch gleiches Muster als zusammengehörig bezeichnet gefunden sind, wohl der Schluss ziehen, dass uns hier die zum Händewaschen allgemein verwendete πρόχους mit dem zum Auffangen des Wassers dienenden λέβης erhalten ist (Fig. 331). Die früher als Pelike (πελίκη) bezeichneten Gefässe hiessen später Choen. Die Gestalt der Pelike war den panathenäischen Gefässen ähnlich, soll aber später die Form der Oinochoe angenommen haben, wie solche bei den Panathenäen gebräuchlich waren. Zur Zeit des Athenaeus war die Pelike ein nur noch bei Festzügen gebräuchliches Schaugerät, das damals allgemein übliche Schöpfgerät aber glich mehr der Arytaina und führte den Namen Chous. Gleichfalls zum Ausschöpfen oder Ausmessen von flüssigen oder trockenen Gegenständen, jedoch auch als Trinkgerät benutzt, diente die Kotyle (κοτύλη, κότυλος): so erhielten die in den syrakusanischen Steinbrüchen gefangen gehaltenen Athener täglich eine Kotyle Wasser und zwei Kotylen Speise. Ihre Gestalt (Fig. 327 No. 4 u. 7) mag die eines tiefen, napfartigen, doppelhenkligen Gefässes mit kurzem Fusse gewesen sein. Mehrere solcher kleinen Kotylen, mit Deckeln versehen, wurden

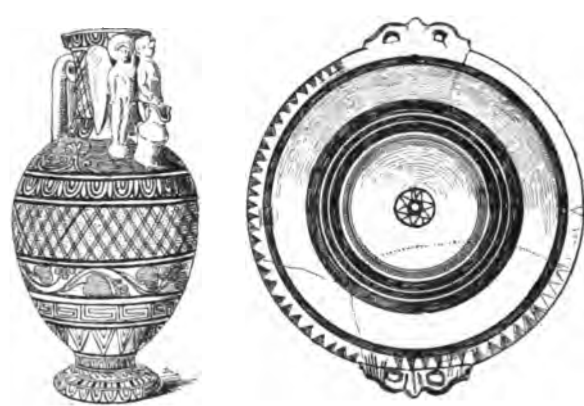


Fig. 331. Prochous und Lebes.

mitunter verbunden und an einem gemeinsamen Henkel getragen, ähnlich wie in Mitteldeutschland derartige Gefässe noch heutzutage bei Landleuten in Gebrauch sind. Athenaeus nennt ein solches von mehreren Kotylisken zusammengesetztes Gefäss *κέρνος* (Fig. 332). Seine elegante Form lässt vielleicht darauf schliessen, dass es als Tafelgerät zur Aufbewahrung verschiedener Flüssigkeiten gebraucht wurde. — Bald als Schöpf-, bald als Trinkgefäss wurde auch der Kyathos (*κύαθος*) benutzt. An Gestalt ähnlich unseren Mundtassen, nur mit einem bei weitem höheren, den Rand des Gefässes weit überragenden Henkel versehen (Fig. 327 No. 10, 13, 14), um beim Schöpfen das Eintauchen der Finger in die zu schöpfende Flüssigkeit zu vermeiden, wurde dieses Massgefäss bei den Symposien so lange angewandt, als unter den Trinkern die *σωφροσύνη* noch herrschte, und erst beim Uebergang zur Völlerei pflegte man grössere Trinkgeräte herbeizuholen.

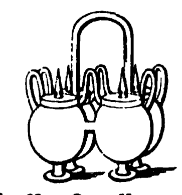


Fig. 332. Sog. Kernos.

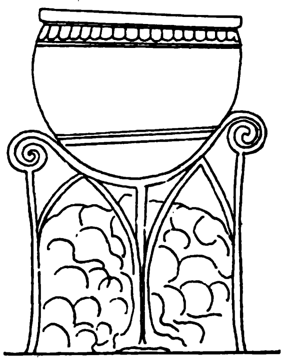
Diese letztere Form der Schöpfgeräte bildet schon den Uebergang zu den Trinkgefässen. Als zwei in ihrer Form nahe verwandte Gefässe heben wir hier die Phiale und die Kylix hervor. Die Phiale (*φιάλη*) zunächst war eine flache, henkellose Schale ohne Fuss (Fig. 327 No. 1 und 2), deren buckelartig wie beim Schilde erhobener Mittelpunkt *ὀμφαλός* hiess. Kleinere Phialen wurden als Trinkgeräte, grössere zu Libationen und Lustrationen, die aus edleren Metallen gearbeiteten als Siegespreise oder Anathemata in Tempeln benutzt (vgl. oben S. 140). — Die Kylix (*κύλιξ*), eine mit zwei Henkeln versehene Trinkschale, auf einem zierlich gestalteten Fusse ruhend, (Fig. 327 No. 8), findet sich bildlich häufig dargestellt, und wir begegnen ihr in allen Antikensammlungen. Die argivische Kylix unterschied sich von der attischen dadurch, dass bei jener der Gefässrand etwas nach innen gekrümmt war, mithin eine kleinere Peripherie als der Bauch hatte. — Als eine zweite Form des Trinkbechers sehen wir auf Fig. 330 in der rechten Hand des einen Epheben den Skyphos (*σκύφος*), während die Kylix auf seiner ausgestreckten Linken ruht. An Gestalt ähnlich einer hohen Obertasse, bald mit einem geraden Boden und einer kleinen dorischen Basis versehen (Fig. 327 No. 6), bald in eine Spitze auslaufend (Fig. 327 No. 41), hatte er oben meistenteils dicht unter dem Rande zwei wagerecht abstehende kleine Henkel. Ursprünglich ein Trinkgerät für Landleute, wie zum Beispiel Eumaios solchen dem Odysseus reichte, wurde derselbe später ein Tafelgerät. Nach den für einzelne Lokalitäten eigentümlichen Formen unterschied das Altertum böotische, rhodische, syrakusanische und attische Skyphen. — Wurde der Skyphos gewöhnlich als der Trinkbecher des Herakles bezeichnet, so war hingegen der Kantharos (*κάνθαρος*), ein auf einem hohen Fuss ruhender und mit weit ausgeschweiften dünnen Henkeln versehener Becher, dem Dionysos und den im dionysischen Thiasos auftretenden Personen zuerkannt (Fig. 327 No. 12, vergl. Fig. 330), und auf Vasenbildern und anderen bildlichen Darstellungen begegnen wir beiden Gottheiten mit diesen ihnen eigentümlichen Trinkbechern. Dass der Kantharos der früheren Zeit bei weitem grösser war als der der späteren, dafür spricht eine Stelle beim Athenaeus, in der es heisst,

dass die neuen Kantharen so klein seien, als solle man nicht den Wein aus ihnen, sondern sie selbst hinuntertrinken. — Als das älteste Trinkgefäss aber wird das Karchesion (καρχήσιον) genannt. Es war nach der Erklärung des Athenaeus ein längliches Trinkgerät, in der Mitte des Rumpfes mässig eingezogen und mit Henkeln versehen, die bis zum Boden hinabgingen. Ob das Karchesion einen Fuss oder nur eine flache Basis (Fig. 327 No. 11) gehabt, können wir nicht entscheiden. — Noch erwähnen wir hier das homerische δέπας ἀμφικύπελλον, den Doppelbecher, der, wie aus einer Stelle im Aristoteles (Hist. anim. X 4) hervorgeht, auch noch der späteren Zeit bekannt war. Wie oben (S. 9) erwähnt, will Helbig dies Gerät in den von Schliemann zahlreich in Troja gefundenen Bechern erkennen, die eine lange, nach unten sich verengende Höhlung haben, des Fusses ermangeln und mit zwei gewaltigen, weit abstehenden Henkeln versehen sind. Schwerlich mit Recht; viel eher dürfte das mit dem Becher Nestors verglichene Gerät (s. o. Fig. 33) den Namen δέπας ἀμφικύπελλον verdienen, da man, wie es scheint, den ursprünglich fusslosen Vasen durch Verbindung mit einem zweiten umgekehrten Gefäss einen Fuss geschaffen hat.



Fig. 333. Trinkhörner.

Wir schliessen diesen Abschnitt über die Trinkgefässe mit einer Auswahl von Abbildungen (Fig. 333) jener reizend geformten Trinkhörner (κέρας und ῥυτόν), die teils in Thonerde, teils in Metall gearbeitet, bei den Gelagen üblich waren. Das Horn gehörte schon in den ältesten Zeiten zu den Trinkgeräten, namentlich bei den barbarischen Völkerschaften; so lässt Aischylos die Perrhaeber aus silbernen Trinkhörnern mit goldenen Mündungen trinken, und bei dem Gastmahl, das der Thraker Seuthes dem Xenophon gab, wurde den Griechen der Wein in Trinkhörnern kredenzt. Auch auf Vasenbildern erscheinen mehrfach Kentauren und Dionysos mit Trinkhörnern. Aus diesen hat der verfeinerte Geschmack das Rhyton, ein der gekrümmten Form des Hornes nachgebildetes Trinkgefäss, geschaffen, dessen Spitze in einen sauber modellierten Tierkopf endet. Nach der Gestalt dieser Tierköpfe haben die Rhyten ihre Beinamen erhalten, wie γρύψ (Fig. 333 *b*), λύκος (Fig. 333 *c*), ὄνος, ἡμίονος (Fig. 333 *e*), κάπρος (Fig. 333 *g*), ἐλέφας, ἵππος, ταῦρος u. s. w. Das Rhyton hatte meist auch eine Oeffnung innerhalb des Maules des Tierkopfes, aus welcher der Weinstrahl hervorschoss, der von dem Trinker geschickt mit dem Munde oder in der Trinkschale aufgefangen werden musste.


Fig. 334. Dreifuss mit Kessel.

Unter den Gefässen zur Aufbewahrung des Weines und Oeles verdient auch der noch heutzutage in Südeuropa und im Orient gebräuchliche, aus einer zusammengenähten und zusammengebundenen Tierhaut verfertigte Weinschlauch ἀσκός) eine Erwähnung. Auf Bildwerken erblicken wir ihn häufig auf den Rücken von Faunen und Silenen (vgl. Fig. 200, wo ein wahrscheinlich mit dem ersten Most angefüllter und mit Binden und Kränzen geschmückter Schlauch von trunkenen Satyrn unter Geleit einer Bacchantin aus dem Weinberg nach dem Hause geschafft wird). Aber auch die Töpferkunst hat für eine Art kleiner Wein- oder Oelgefässe diese Form der zusammengebundenen Tierhaut nachgebildet



Fig. 335a. Dreifussvase von Tanagra.

Von dem griechischen Küchengerät ist uns, mit Ausnahme weniger Schüsseln, so gut wie nichts erhalten. Mit der Zerstörung des Wohnhauses ging auch das gröbere Küchengerät, vorzugsweise das thönerne, zu Grunde, und in den Totenkammern wurde derartigen anspruchslosen Gefässen kein Platz vergönnt. Wir verweisen deshalb auf die Küchengeräte der Römer, für welche die Ausgrabungen in Pompeji ein reiches Material geliefert haben. Die Chytra (χύτρα) glich jedenfalls unseren ein- und zweihenkeligen Kochtöpfen. Brei, Gemüse und Fleisch wurde in ihnen gekocht, aus ihnen wurden beim Beginn der Mahlzeit den Hausgöttern und dem Zeus Herkeios, sowie bei Einweihungen von Tempeln und Altären die Erstlingsopfer dargebracht. Mitunter war die Chytra mit drei Füssen versehen (vgl. Fig. 327 No. 38), gewöhnlich aber und vorzüglich dann, wenn die halbeiförmige fusslose Form des Gefässes einen Untersatz erforderte, wurde sie auf einen Dreifuss (**χυτρόπους, λάσανον**) gestellt. Schon bei Homer erscheinen solche entweder auf einem Dreifuss

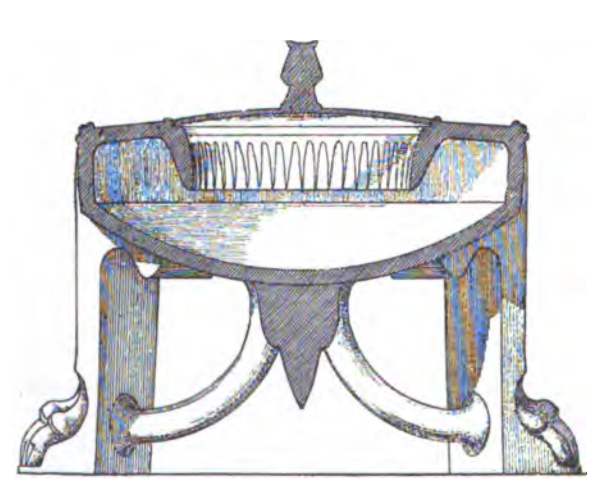


Fig. 335b. Dreifussvase von Tanagra. Durchschnitt.

ruhende oder mit drei Füssen versehene grössere Kochgeschirre (τρίποδες), die dort namentlich zur Erwärmung des Badewassers gebraucht wurden (vergl. Fig. 334). Ein höchst interessantes, auf drei Füssen stehendes Gefäss ist die sogenannte Dreifussvase von Tanagra, die wir in Fig. 335 geben. Die Stützen gehen in Löwenklauen aus, der Bauch des Gefässes, sowie die Stützen im oberen Teil sind mit interessanten Malereien geschmückt. Mit der Chytra identisch war wohl der meistenteils eherne dreifüssige λέβης; beide Gefässe, bald aus Erz, bald aus Silber oder Gold gearbeitet, werden unter den Tempelschätzen häufig erwähnt. Von Schüsseln besitzen unsere Museen noch einige Exemplare. Diese sind sehr massiv gearbeitet, und ihre Bemalung mit Fischen und Sepien deutet auf ihre Verwendung als Schüsseln zur Anrichtung von Fischgerichten hin, weshalb sie auch mit dem Namen ἰχθύαι bezeichnet wurden.

Als Hausgerät können wir auch die Badewanne bezeichnen. Schon bei Homer erscheinen „wohlgeglättete“ Badewannen (ἀσάμινθοι), die jedenfalls gross genug waren, um eine Person aufnehmen zu können; Fragmente einer solchen, aus Thon, sind in Tiryns gefunden worden; ihre Form ist nicht wesentlich von der bei uns üblichen verschieden. In späterer Zeit scheinen diese Asaminthen zu verschwinden und statt ihrer jene grossen schalenartigen, bald auf einem, bald auf mehreren Füssen ruhenden Badebecken (λουτῆρες, λουτήρια, Fig. 336) aufgekommen zu sein, die durch eine in der Wand angebrachte Röhrenleitung gespeist wurden. Solchen Badebecken begegnen wir auf Vasenbildern, die Badeszenen darstellen, in mannigfacher Form. Grössere Badebassins wurden mit den Namen κολυμβήθρα, πύελος und μάκτρα bezeichnet.

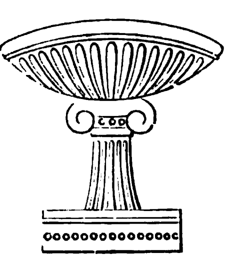


Fig. 336. Badebecken.

Die für die Formen der Thongefässe üblichen Namen galten auch für die aus anderem Material hergestellten. Der wesentliche Unterschied ist nur der, dass hier statt der Bemalung die Plastik zum Schmuck verwendet wurde. Unter den Steinarten war es zunächst der feine weisse Alabaster, der häufig zu jenen zierlichen, Alabastra genannten Salbflaschen, seltener zu Trinkschalen verarbeitet wurde. Mit bewundernswerter Geschicklichkeit wurden die Wände des Gefässes oft bis zur Dicke eines feinen Papiers auf der Drehbank ausgedreht, wie dies bei einem Alabastron des Kgl. Museums in Berlin ersichtlich ist. Desgleichen wurden für Salbenfläschchen und kleinere Trinkgefässe der Onyx und der Achat verwendet. Mithradates VI. Eupator hatte in seinem Schatze zweitausend solcher Onyxgefässe, die Lucullus als Beute nach Rom führte. Durch die Ungunst der Zeiten sind uns leider nur wenige erhalten worden; unter dieser Art von Gefässen verdient aber vorzugsweise der mantuanische Becher in Braunschweig, einst Eigentum der Gonzagas, eine Erwähnung, ferner ein Salbengefäss aus Onyxachat in dem k. k. Münz- und Antikenkabinet zu Wien, ein Onyxgefäss im Antiquarium des Königl. Museums zu Berlin, alle drei mit mehr oder minder trefflichen Reliefarbeiten geschmückt, endlich zwei Onyxschalen in den Museen zu Wien und Neapel. Für die Anwendung des

orientalischen Achats aber dürfte wohl als schönstes Beispiel eine kostbare, im k. k. Münz- und Antikenkabinet zu Wien befindliche Schale gelten, die mit Einschluss ihrer Henkel 28½ Zoll im Durchmesser hat. Diese wurde nach der Eroberung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer nach dem Abendlande gebracht, kam später in den Besitz Karls des Kühnen von Burgund und endlich durch die Vermählung Marias von Burgund mit dem Kaiser Maximilian I. nach Wien. Für grössere Gefässe, namentlich für Kratere und Urnen, wurden teils weisser, teils farbiger Marmor, Porphyr und Travertin, sowie Metall in Anwendung gebracht, und noch gegenwärtig besitzen wir eine Anzahl solcher mit herrlichen Reliefdarstellungen geschmückter Vasen. Namentlich sind es die Kratere, die, ihrer Bestimmung entsprechend, an ihrem Bauche mit anmutig gruppierten dionysischen Attributen, wie Silensmasken, Trinkgeräten, musikalischen Instrumenten u.s.w. zwischen einer reichen Ornamentik von Blumengewinden und Früchten geziert sind; die Henkel und der schön gegliederte Fuss stehen mit dem Ganzen in harmonischem Einklang. Solche prachtvollen metallenen Kratere werden häufig bei den Schriftstellern der Alten sowie in Inschriften erwähnt. Achilleus setzte einen silbernen, von sidonischen Künstlern gearbeiteten Krater als Kampfpreis beim Wettlauf aus; Kroisos weihte unter anderen Weihgeschenken einen goldenen und einen silbernen Krater, der sechshundert Amphoren fasste, ein Werk des samischen Erzgiessers Theodoros, in das delphische Heiligtum, und einen mächtigen ehernen, auf drei knieenden Kolossalstatuen ruhenden Krater weihten die Samier der argivischen Hera. Desgleichen fanden sich silberne und goldene Trinkgefässe in grosser Zahl unter den Weihgeschenken im Parthenon. Die berühmtesten griechischen Thoreuten, wie Kalamis, Akragas, Mys, Stratonikos, Antipater, Pytheas, die nach Plinius jedoch nur in Silber und Erz arbeiteten, wandten ihre Kunstthätigkeit diesem Zweige der Technik zu, und die aus ihren Werkstätten hervorgegangenen Trinkgefässe standen noch in spätesten Zeiten bei den Altertumsliebhabern in hohen Ehren. Im allgemeinen kann man wohl annehmen, dass diese Gefässe, mit Ausnahme jener kleineren Salben- und Trinkgeräte, nur als Schaugeräte in den Wohnungen der Reichen, als Weihgeschenke in den Tempeln, als Siegespreise, als Giebelverzierungen von Baulichkeiten und von Grabstelen gedient haben, ähnlich wie bei uns solche kostbareren Gefässe als Ehrengeschenke, Preise bei Wettrennen, Zimmerverzierungen, Ornamente von Pfeilern und Säulen und als Schmuck von Grabmonumenten in Anwendung kommen. — Die Kunst, Gefässe aus Glas herzustellen, scheint erst in späterer Zeit aus dem Orient, vorzugsweise aus Aegypten nach Griechenland gekommen zu sein. Wenigstens standen die von geschmolzenem Stein (λίϑος χυτή) ge-

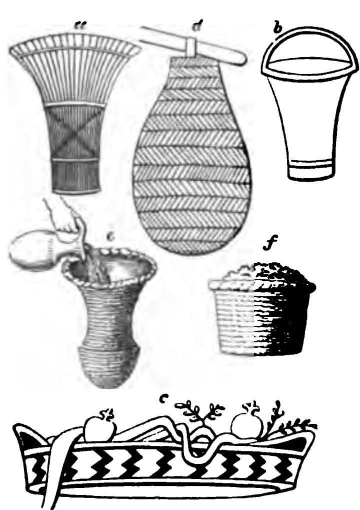


Fig. 337. Körbe aus Flechtwerk.

fertigten Glasgefässe anfangs mit denen aus edlen Metallen auf gleicher Stufe. Kam nun auch der Gebrauch von gläsernen Trinkgeräten und Flaschen in Griechenland allgemein auf, so scheint doch die griechische Glasfabrikation sich niemals zu der Höhe aufgeschwungen zu haben, die in Aegypten und Rom erreicht wurde. Wir werden deshalb bei der Beschreibung römischer Gefässe noch einmal auf diesen Zweig der Gefässbildung zurückkommen.

Zu den häuslichen Geräten rechnen wir ferner die vorzugsweise aus Weidenruten oder Lindenbast hergestellten Gefässe, deren mannigfache Formen und geschmackvolle Muster wir aus antiken Bildwerken kennen zu lernen Gelegenheit haben, nach denen unter Fig. 337 eine Anzahl abgebildet sind. Die Form des Kalathos (*κάλαθος, καλαθίς, καλαθίσκος*), der für die Aufbewahrung der zur Weberei und Stickerei notwendigen Wolle diente und wohl auch zur Aufnahme von Blumen und Früchten bestimmt war, findet sich vorzugsweise häufig auf Vasenbildern, die Szenen aus dem Frauenleben zum Vorwurf haben



Fig. 338. Geflochtener Korb.

(Fig. 337 *a*); vielleicht wurde der unter Fig. 337 *b* abgebildete Henkelkorb gleichfalls mit dem Namen Kalathos bezeichnet. Zur Aufnahme von Brod und feinem Gebäck dienten bereits zur homerischen Zeit bei der Mahlzeit Körbe (*κάνεον*), wahrscheinlich rund oder oval, mit niedrigem Rande und mit Handhaben versehen. Das Kaneon wurde aber auch zur Aufnahme von Opferspenden benutzt, wie dies aus dem unter Fig. 337 *c* abgebildeten ersichtlich ist; es ist mit Granatäpfeln, heiligen Zweigen und Taenien gefüllt. Bekanntlich schritten an den Panathenäen und Dionysien Jungfrauen aus den edelsten athenischen Geschlechtern, solche mit heiligem Kuchen, Weihrauch und dem Opfermesser gefüllten Körbe auf ihren Häuptern tragend, in der Prozession einher, und daher ihre Bezeichnung als Kanephoren (*κανηφόροι*). Die antike Plastik liebte es, jugendliche Frauengestalten in dieser anmutigen Haltung darzustellen; so waren u. a. Polyklets in Erz gegossene und Skopas' in Marmor ausgeführte Kanephore berühmt. — Vielfach scheinen derartige Körbe aus Flechtwerk im Hause an den Wänden aufgehängt gewesen zu sein (vgl. Fig. 338). Ausserdem erscheinen auf antiken Bildwerken noch mannigfache, landwirtschaftlichen Zwecken dienende Geräte von Flechtwerk, so Fig. 339, wo ein Jüngling mit Fellmütze an einer Stange zwei Körbe trägt, deren einer noch mit einem Haken versehen ist, um z. B. an einem Baum beim Abnehmen der Früchte aufgehängt zu werden, ferner der Fig. 337 *d* abgebildete Korb, von einem Vasenbilde



Fig. 339. Jüngling mit Körben.

entlehnt, auf dem ein Landmann zwei solcher birnenförmig gestalteten Körbe an einer Stange auf der Schulter trägt; weiter die unter Fig. 337 *f* dargestellte mit Trauben gefüllte Kiepe und das amphorenähnliche Gefäss von Flechtwerk (Fig. 337 *e*), in welches ein Knabe Most füllt, damit der reine Saft abläuft und die Kerne zurückbleiben. Zu ähnlichen Zwecken werden bei Homer die Käsekörbe (*τάλαρος πλεκτός*) des Kyklopen Polyphemos verwendet; sie werden mit der geronnenen dicken Milch gefüllt, damit die Molke abläuft; der zurückbleibende Käse wurde dann auf einem flachen Flechtwerk (*ταρσός*) getrocknet. Auch zur Aufbewahrung der Eier scheint man sich geflochtener Körbe bedient zu haben (vgl. Fig. 340). — Von Binsen- oder Rutengeflecht waren die Fischreusen (*κύρτος*), die wir als Emblem auf der Rückseite einer unter dem Kaiser Macrinus geschlagenen Münze der Seestadt Byzanz erblicken. Auch für den Transport des Silphion erscheinen solche grob geflochtenen Körbe auf dem berühmten, die Abwägung des Silphion darstellenden Vasenbilde (Panofka, Bilder antiken Lebens. Taf. XVI No. 3). Dass auch in edlen Metallen das feine Flechtwerk nachgeahmt wurde, bezeugt Athenaeus.

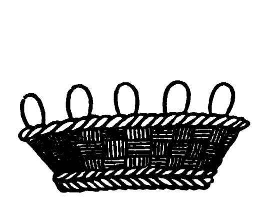


Fig. 340. Eierkorb.

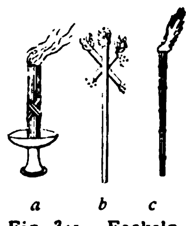


Fig. 341. Fackeln.

Zur Beleuchtung und Erwärmung der Zimmer dienten schon im homerischen Zeitalter auf hohen Ständern ruhende Feuerkörbe oder Feuerbecken (*λαμπτῆρες*), die mit gedörrten Holzscheiten und Kienspänen (*δᾷδες*) gefüllt waren. Das verkohlte Holz wurde von den dienenden Mägden ab und zu auf den Estrich geschüttet und die Flamme mit frischen Holzstücken genährt. Ebenso alt war der Gebrauch von Kienfackeln (*δαΐδων ὑπὸ λαμπομενάων*), die aus langen, dünngespaltenen, mittelst Bändern von Bast, Schilf oder Papyrus zusammengehaltenen Stäben von Fichtenholz zusammengesetzt waren (Fig. 341 *c*). Auch die Rinde der Weinreben wurde zu Fackeln verwandt, die Lophis (*λοφίς*) hiessen. Solche Fackeln hielten jedenfalls jene im Palast des Alkinoos zur Erleuchtung des Saales auf Postamenten aufgestellten goldenen Statuen in den Händen. Auf Vasenbildern erscheint neben dieser aus Holzstäben gebildeten Fackel mehrfach eine andere vorzugsweise von der Demeter und Persephone getragene Form aus kreuzweis an einem Stab befestigten Holzstücken bestehend (Fig. 341 *b*). Unstreitig hat jene aus Holzbündeln zusammengefügte Fackel ihre Nachbildung in der wahrscheinlich aus Metall oder Thon gebildeten, salpinxförmigen Fackelhülse gefunden, deren Oberfläche entweder glatt war oder als eine Nachahmung jener mit Bändern oder Reifen zusammengehaltenen Stabbündel sich darstellte, während das Innere mit harzigen Substanzen ausgefüllt war. Eine andere Art der Fackel war der Phanos (*φανός, φανή*). In Pech, Harz oder Wachs getränkte und durch Bänder eng miteinander verbundene Holzstäbe wurden in eine metallene Hülse gesteckt, die sich inmitten einer bald nach oben, bald nach unten gekehrten Schale (*χύτρα*) befand (Fig. 341 *a*). Diese Schale diente dazu, die herabfallenden Kohlen oder das herabtropfende

Harz aufzufangen. Solche Phanoi wurden entweder in der Hand getragen oder konnten, wenn der Griff sich zu einem langen Schaft (*καυλός*) verlängerte und mit einem Fuss (*βάσις*) versehen war, hingestellt werden und hiessen in dieser Gestalt Lampter oder Lychnuchos (*λαμπτήρ, λυχνοῦχος*). Aus diesen hohen feststehenden Phanoi entwickelte sich der Kandelaber in seinen mannigfachen Formen, als Träger bald von Feuerbecken, bald von Oellampen, wie z. B. die unter Fig. 342 abgebildete Bronze des British Museum. Ein alter silenartiger Mann trägt einen Korb, aus dem eine Pflanze hervorwächst, an deren Ranken die Lampen aufgehängt werden konnten. Bei Betrachtung der römischen



Fig. 342. Kandelaberfigur.



Fig. 343. Oellampe.



Fig. 344. Oellampe.

Gerätschaften wird genauer über die Kandelaber gehandelt werden. Wann der Gebrauch von Oellampen in Griechenland aufgekommen ist, kann nicht mit Bestimmtheit angegeben werden, sie erscheinen jedoch bereits zur Zeit des Aristophanes. Die älteste Form zeigt Teller, deren Rand an zwei Stellen einwärts gedrückt ist, so dass eine Art Kanal für den Docht entsteht; später sind es, ganz wie die römischen, oben geschlossene, meist halbkugelförmige, mit zwei Oeffnungen versehene Oelgefässe, deren eine zum Eingiessen des Oels, die andere zur Aufnahme des Dochtes (*θρυαλλίς, ἐλλύχνιον, φλομός*) bestimmt war. Aus der nur geringen Zahl erhaltener griechischer Lampen haben wir zwei durch ihre Zierlichkeit sich auszeichnende ausgewählt, deren eine (Fig. 343) die gewöhnliche Lampenform zeigt, die andere (Fig. 344) aber in Form einer Kline gebildet ist, auf der ein Knabe ruht. Beide sind von Thon, letztere ist farbig bemalt. — Auch Laternen aus durchsichtigem Horn (*λυχνοῦχος*), in deren Innern Oellampen befestigt waren, pflegte man in Athen, ebenso wie Fackeln

zur Beleuchtung der Strasse bei nächtlichen Ausgängen, zu gebrauchen. — Die unter der Asche des Herdes sorgsam gehegten Funken dienten bei den Griechen sowohl wie bei den Römern allgemein zum Anzünden des Feuers. Jedoch erscheinen im Altertum auch Feuerzeuge (πυρεῖα), aus zwei Steinen (Soph. Phil. 296) oder aus zwei Stücken Holz bestehend, von denen das eine bohrerartig in ein darunter liegendes (στορεύς oder ἐσχάρη) gedreht wurde und durch die Reibung die Flamme erzeugte. Das Holz des Nuss- oder Kastanienbaumes soll für diese Feuerzeuge vorzugsweise tauglich gewesen sein.

Die Kleidung.

Wie bei den Gefässformen können wir auch bei der Kleidung der Alten für die von den Denkmälern uns aufbewahrten Formen vielfach die antike Bezeichnung nicht aufweisen, ebenso wie wir vielfach ausser Stande sind, für die von Schriftstellern erhaltenen Namen Belege aus den Denkmälern vorzubringen. Ehe wir jedoch zur Beschreibung der einzelnen Gewandstücke übergehen, wollen wir im allgemeinen noch die Bemerkung vorausschicken, dass die griechische Tracht im Verhältnis zu der Kleidung der Neuzeit eine höchst einfache und naturgemässe war. Die Einfachheit in der Tracht wurde einerseits durch das milde südliche Klima begünstigt, das den Bewohner gleichsam aufforderte, sich alles Ueberflüssigen zu enthalten; andererseits hatte der Schönheitssinn der Griechen sich von jenen Begriffen von äusserem Anstande frei erhalten, die auf der gänzlichen Umhüllung der Glieder durch festanliegende Kleidungsstücke beruhten. Durch Uebungen im Freien wurden die Gliedmassen von Jugend auf gekräftigt und gelenkig gemacht, und der Körper konnte sich unbeengt durch Kleidung zu vollkommener Freiheit und Schönheit entwickeln. Und dieses Ebenmass der Glieder scheute sich der Grieche nicht als schönsten Schmuck des Mannes dem Anblick preiszugeben. So war es im gewöhnlichen Leben, und von diesem Gesichtspunkte geleitet hielt die Kunst in der Behandlung der Gewänder stets das richtige Mass der Schönheit inne.

Die beiden Hauptklassen, unter denen wir sämtliche Kleidungsstücke ins Auge zu fassen haben, bilden die ἐνδύματα, das heisst die Kleidungsstücke, welche hemdartig angezogen wurden, und die ἐπιβλήματα oder περιβλήματα, unter denen alle jene Ueberwürfe zu verstehen sind, die entweder über den nackten Körper oder über die Endymata mantelartig übergeworfen wurden.

Auch in der Kleidung haben wir, entsprechend der allgemeinen geschichtlichen Entwickelung, verschiedene Perioden zu unterscheiden, innerhalb deren teilweise ganz verschiedene Stoffe und Moden üblich waren. Für die Urgriechen haben wir wohl, wie für die sonstigen Indogermanen, Tierhäute als die ursprünglichste Bekleidung anzunehmen; die Sitte, den Körper mit Tierfellen zu verhüllen, hat sich übrigens in abgelegenen Gegenden, besonders im Gebirge, bei der ärmeren Bevölkerung bis in die spätesten Zeiten gehalten. Daneben ist frühzeitig die Verwendung der Wolle aufgekommen: die χλαῖνα bei den Männern,

der πέπλος bei den Frauen, sind aus Wolle gewebte, für beide Geschlechter gleichartige Gewänder, die in mannigfacher Form umgethan, meist aber wohl durch Nadeln oder Heftel auf der Schulter zusammengehalten wurden. Daneben trugen die Männer zur Verhüllung der Scham noch einen Lendengürtel, wie ihn z. B. die Gefässe von Vaphio (S. 45) erkennen lassen. Ein gewaltiger Umschwung in der Tracht wurde durch die Berührung mit dem Orient, besonders Aegypten, herbeigeführt, von woher die Leinenindustrie übernommen wurde. Mit dem leinenen Chiton wird ein ganz neues Prinzip in die griechische Tracht übernommen, er wird nicht, wie das Stück Wollenzeug, umgelegt und mit Hefteln oder Nadeln auf der Schulter zusammengehalten, sondern zuge-

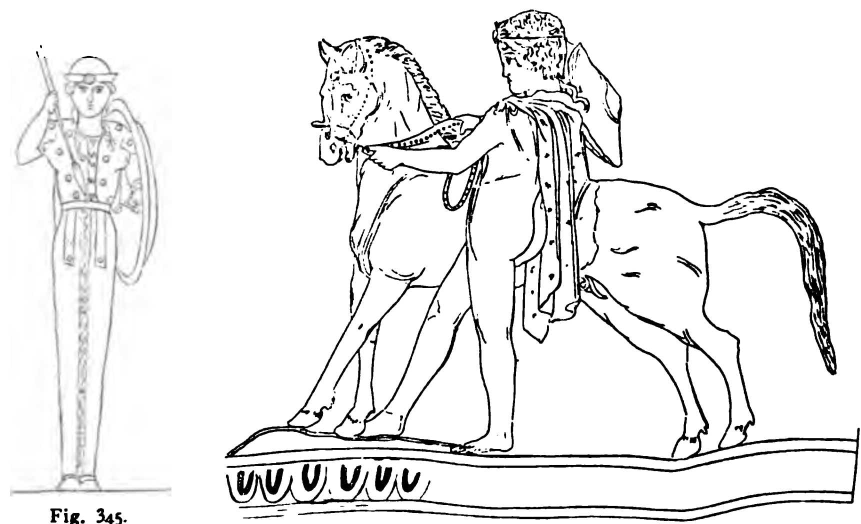


Fig. 345. Altertümliches Bild der Athena.

Fig. 346. Jüngling mit Chlamys.

schnitten und zusammengenäht. Natürlich wird dies neue Kleidungsstück zunächst von den Herrschern und ihren Frauen samt ihrem Gefolge getragen worden sein, während die übrige Bevölkerung an der nationalen Volkstracht festhielt. Auf die Gewänder wurden vielfach Goldplättchen und anderer Schmuck aufgenäht, wie die mykenischen Funde beweisen. Der oben Fig. 36 abgebildete Ring ist geeignet, von der Tracht der Frauen wenigstens eine Vorstellung zu geben; dass die Oberkörper derselben nicht nackt sind, sondern von einem enganliegenden Gewande bedeckt sind, ist oben schon gesagt worden.

Mit dem Vordringen der Dorer und der Unterwerfung und Verdrängung der Achaeer wurde die altgriechische Wolltracht wieder in den Vordergrund gestellt, doch wurde der zugeschnittene und genähte Linnenchiton wenigstens von den Aeoliern und Ioniern beibehalten; die Männer trugen ihn an Stelle des Leibschurzes als Untergewand und fügten die Chlaina als Obergewand hinzu (διπλῆ oder δίπλαξ, wenn das Stück Wollenzeug so gross war, dass es doppelt zusammengefaltet umgeschlagen werden konnte). So ist die

Tracht des 9. und 8. Jahrhunderts, wie sie in Homers Gedichten uns entgegentritt (vergl. Ilias II 41 von Agamemnon: Jetzo erwacht er vom Schlaf, noch umtönt von der göttlichen Stimme, Setzte sich aufrecht hin und zog das weiche Gewand an, Sauber und neu gewirkt, und warf den Mantel darüber). Der Chiton war im Frieden und für festliche Gelegenheiten lang, bis zu den Füssen reichend, im Rücken nachschleppend, während für die Arbeit und für den Krieg ein kurzer Chiton gebraucht wurde. Ein Gürtel wurde nur in solchen Fällen angewendet, wo der lose Chiton hinderlich gewesen wäre. Innerhalb des Hauses pflegte man sich mit dem blossen Chiton zu begnügen (οἰοχίτων), beim Ausgehen jedoch legte man das Obergewand an, die χλαῖνα von Wolle, meist purpurn gefärbt und vielfach beim Weben mit kunstreichen Figuren verziert, oder das φᾶρος, aus einer heute nicht mehr nachweisbaren Sorte ägyptischer Leinwand verfertigt, vielfach gleichfalls mit Purpur gefärbt, um sich von dem weissen Chiton, der höchstens eine farbige Kante hatte (τερμιόεις) abzuheben. Während die Männer so durch Annahme des linnenen Chiton, der teils vom Ausland eingeführt, teils jetzt auch im Inland nachgeahmt wurde, sich fremden Einflüssen zugänglich zeigten, bewahrten die Frauen die alte griechische Sitte, indem sie sich an einem Gewande, dem Peplos, meist aus Wolle, der auf den Schultern mit Nadeln oder Hefteln befestigt wurde, genügen liessen. Er wurde durch einen Gürtel zusammengehalten und durch Spangen an der offenen Seite geschlossen. Während das Gewand vorn kürzer gehalten wurde, so dass die σφυρά sichtbar waren (daher καλλίσφυρος ein nicht seltenes Beiwort), liess man es hinten lang nachschleppen (ἑλκεσίπεπλος). Der Gürtel, die vornehmste Anleihe, welche die griechische Frauenwelt beim Orient gemacht hat, wurde vielfach kostbar ausgeschmückt und sogar mit Quasten und Troddeln versehen (Fig. 345); über ihn konnte das Obergewand hinaufgezogen werden, sodass es bauschartig herabfiel (βαθύκολπος). Neben der Wolle gewann allmählich auch die feine Leinwand Verwendung, namentlich für das vom Haupte über Schulter und Rücken herabfallende κρήδεμνον, das von den Orientalinnen ursprünglich zur Verhüllung des Angesichts gebraucht war.



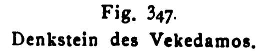


Fig. 347. Denkstein des Vekedamos.



Fig. 348. Sog. Phokion.

Die Zeit nach Homer bis zum Ende des Perserkrieges ist vor allem eine Zeit des Prunkes. Nachdem die Königswürde abgeschafft war, mussten die

Aristokraten, denen die Macht zufiel, schon durch ihr Aeusseres ihre bevorrechtete Stellung anzuzeigen bemüht sein. Dazu kommt der Aufschwung des Handels und das Aufblühen der Kolonisation, wodurch auch den anderen Ständen neben der Lust zugleich die Mittel zu erhöhtem Lebensgenuss geboten wurden. Besonders von Lydien aus verbreitete sich der Kleiderluxus über die ionischen und äolischen Städte und von da weiter westwärts über die Inseln nach dem Festland, trotz aller gesetzlichen Einschränkungen. Neben Wollen- wurden auch Linnenstoffe und zwar in Purpur und anderen Farben verwendet, und zwar in den Kolonialstädten in reicher Mannigfaltigkeit, während das Mutterland grössere Einfachheit bewahrte.

Als Untergewand wurde jetzt allseitig der Chiton verwendet, als langes, mit Halbärmeln versehenes Gewand, während der kurze Chiton Alltagsgewand





Fig. 349 und 350. Himationträger.



Fig. 351. Spartanische Mädchentracht.

wurde. Diesen fertigte man übrigens, der Billigkeit wegen, vielfach aus Wolle an. Als Obergewand diente nach wie vor die *χλαῖνα*, die einfache oder doppelte. Daneben kam aber die *χλαμύς* auf, ein ovalförmig zugeschnittenes Stück Zeug, das um den Hals gelegt und auf der rechten Schulter oder vorn am Hals durch eine Spange geschlossen wurde; die herabhängenden Zipfel (*πτερά, πτέρυγες*) wurden des besseren Faltenwurfs wegen mit kleinen Bleistücken beschwert. Besonders für Reiter war die Chlamys, oft kostbar ausgestattet, eine bevorzugte Tracht (vgl. Fig. 346, einen Jüngling mit Chlamys und Petasos darstellend, der sein Pferd nötigt, die Beine weiter auseinander zu setzen, um leichter aufsteigen zu können); später wurde sie vorzüglich von Epheben und auf der Reise getragen (vgl. Fig. 347, das Grabmal des Vekedamos darstellend, 1882 in Larisa gefunden, jetzt in Athen: der Jüngling trägt die Chlamys über dem Chiton; der Hahn, den er in der rechten Hand hält, ist wohl als Opfertier des Heros gedacht. Ohne Chiton wird die Chlamys von dem sogenannten Phokion getragen, Fig. 348). Ausserdem fällt in diese Zeit das Aufkommen des Himation; ursprünglich eine Bezeichnung für Gewand überhaupt, gewinnt das Wort mit der Zeit die bestimmte Bedeutung „Obergewand“. Während die Chlaina über

den Rücken geworfen wird, so dass beide Enden über die Schultern nach vorn herabhängen, dient das Himation, ein oblonges Stück Zeug, zur Einwickelung der ganzen Figur, ohne Nestelung (vgl. Fig. 349 u. 350); in der verschiedenen Weise, dies zu thun, gewann die Individualität die Möglichkeit, sich bemerkbar zu machen, zu gleicher Zeit boten sich dem Künstler die prächtigsten Gewandmotive. Auch für die allgemeine Gesittung bedeutet das Himation einen grossen Fortschritt: da man nämlich beide Arme innerhalb des Himation zu tragen pflegte, höchstens dass die rechte Hand heraussah, so musste das bis dahin

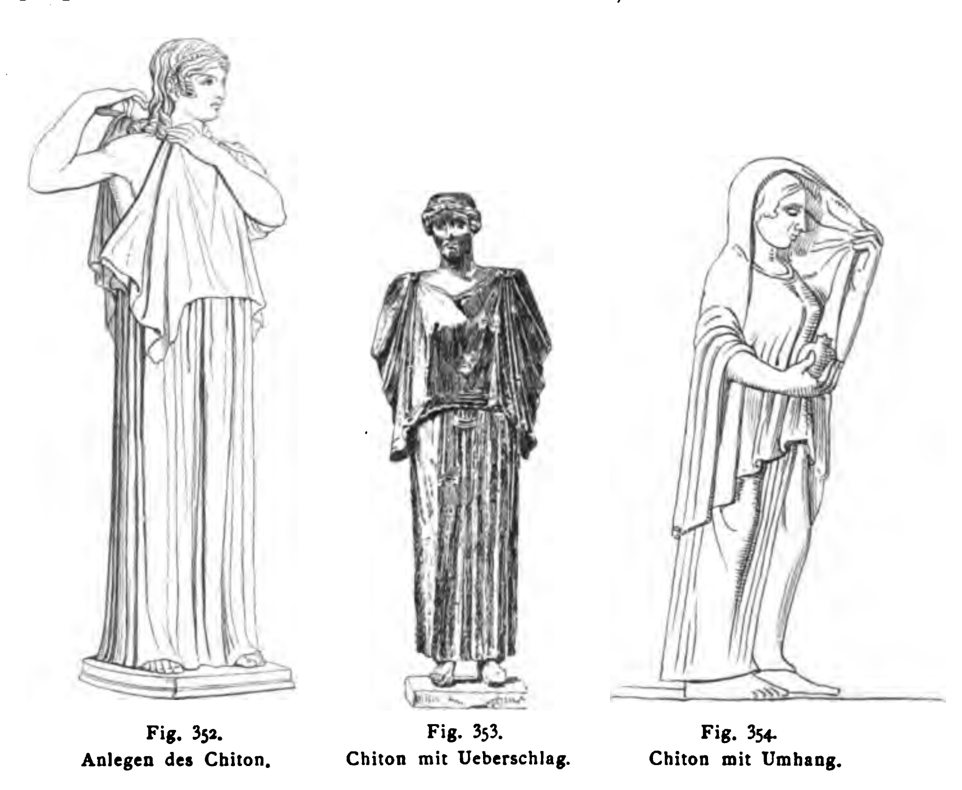


Fig. 352. Anlegen des Chiton. Fig. 353. Chiton mit Ueberschlag. Fig. 354. Chiton mit Umhang.

übliche *σιδηροφορεῖν*, das Waffentragen, das mit der Chlaina wohl vereinbar gewesen war, in Wegfall kommen.

Auch in der Frauentracht hat in dieser Zeit der leinene Chiton als Untergewand den wollenen Peplos verdrängt; nur bei den Doriern hat sich die altnationale Wollentracht gehalten, so dass diese, eigentlich mit Unrecht, geradezu als dorisch bezeichnet wurde. Die dorischen Mädchen begnügten sich, wie einst die homerischen Frauen, mit dem einen Gewand, das in folgender Weise angelegt wurde: Das viereckige Stück Zeug, dessen Länge mehr als die Körperlänge betrug, wurde oben umgeschlagen und der durch den Umschlag gebildete obere Rand um den Hals gelegt und die beiden offenen Ecken auf einer Schulter zusammengenestelt, so dass an dieser offenen Seite der nackte Körper sichtbar war (daher werden die spartanischen Jungfrauen *φαινομηρίδες* genannt, vergl.

Fig. 351); auf der andern Schulter aber wurde der obere Rand des Gewandes gleichfalls durch eine Spange befestigt und der andere Arm durch die zwischen dieser Spange und der betreffenden Ecke des Gewandes am oberen Rande freigebliebene Oeffnung hindurchgesteckt (vgl. Fig. 352). Nicht selten mögen sich auch Frauen dieses halb offenen Gewandes, vielleicht innerhalb des Hauses, bedient haben, gewöhnlich aber wurde das Gewand an der offenen Seite durch Nähen oder Heften geschlossen; oft trat noch Gürtung hinzu, wie bei Fig. 353, und beim Ausgehen wurde über dies Gewand





Fig. 355. Fig. 356. Fig. 357.
Chiton mit Umhang.

meist ein Umhang geschlagen, der entweder als Schleier über den Kopf gezogen wurde und von da lang über Nacken und Schultern herabfiel, oder shawlartig umgelegt wurde (vgl. Fig. 354 und 355, die beide fast genau dieselbe Handlung zeigen, abgesehen von der Anordnung des Umhangs). Zur besseren Verdeutlichung geben wir noch eine solche Figur mit Chiton und Umhang darüber von vorn. (Fig. 356). Einer gleichen Zeit gehört wohl auch das unter Fig. 357 abgebildete athenische Relief an, das eine sitzende Frau zeigt, vor der ein junges Mädchen steht; besonders die künstliche Fältelung des mit Aermeln versehenen Chitons kommt darauf deutlich zum Ausdruck. Die jetzt leere Fläche auf dem rechten Arm war ursprünglich jedenfalls bemalt. Eine andere Art, den Umhang anzulegen, zeigt Fig. 358. Die Frau hat ihn über den Rücken gelegt, so dass der eine Zipfel über die linke Schulter fällt, den andern hat sie unter dem rechten Arm durchgezogen und über die rechte Schulter nach hinten geworfen.



Fig. 358.
Chiton mit Umhang.

Die Zeit nach den Perserkriegen brachte, wie in andern Dingen, auch in Bezug auf die Kleidung einen nationalen Umschwung; man verbannte das

Steife, Förmliche und Ueberladene, die künstliche Fältelung und der Prunk der Farben wurde im gewöhnlichen Leben fallen gelassen und nur für die Götterbilder und Festgewänder aufgehoben. Auch trat an Stelle der Leinwand wieder besonders bei den Männern die Wolle, die natürlich, je nach den Ansprüchen, in verschiedener Qualität verwendet werden konnte; die Frauen hielten die Leinwand, zu der sie sich später als die Männer entschlossen hatten, dafür auch länger fest und verwandten sie in verschiedener Feinheit, bis zu den durchsichtigsten, von Amorgos gelieferten Gewändern. Als Farbe des Wollstoffes wie der Leinwand war für Männer die weisse allgemein üblich, dunkle Farben wurden nur von ärmeren Volksklassen und zur Trauer genommen; die Frauen dagegen verzichteten nicht ganz auf farbige Gewänder und wussten vor allem durch Anbringen von andersfarbigen Säumen und Besatzstreifen Mannigfaltigkeit und Wechsel in die Farbenzusammenstellung zu

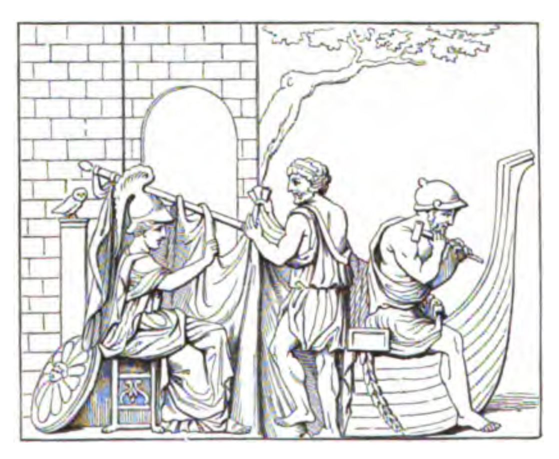


Fig. 359. Exomis.



Fig. 360. Aischines.

bringen. — In der Männertracht war die alte Wollchlaina nicht ganz verschwunden, besonders bei den niederen Ständen, die, um den rechten Arm frei zu haben, sie auf der linken Schulter nestelten; in dieser Gestalt wurde das Gewand ἐξωμίς genannt (vgl. Fig. 359, den Schiffsbau der Argo darstellend, wo Argos und sein Gehilfe sich mit der Exomis bekleidet zeigen). Auch die Spartaner trugen, schon vom 12. Jahrhundert an, die nationale χλαῖνα, auf beiden Schultern genestelt, sonst aber war der Chiton, nur weiter und kürzer als früher, gegürtet, die gewöhnliche Tracht im Hause, über ihn warf man beim Ausgehen das Himation. Das Himation mit seinen den Formen des Körpers sich anschmiegenden Linien giebt der Männertracht jener Zeit besonders das klassische Gepräge. Als ein vorzügliches Beispiel einer mit dem Himation bekleideten Figur kann uns die allerdings einer etwas späteren Zeit angehörende

Statue des Aischines dienen (Fig. 360), umsomehr, als dieser Redner in seiner Haltung die strengere Sitte früherer Jahrhunderte nachzuahmen emsig bemüht war. Die Chlamys, die nach wie vor als Reitertracht verwendet wurde, war allgemein Ephebentracht geworden. Auch die Frauentracht leistet Verzicht auf die Peinlichkeit der Fältelung und die Symmetrie der Anordnung, indem sie den Chiton dem alten Peplos annähert und Wolle an Stelle der Leinwand setzt. Im allgemeinen zeichnet sich die Frauentracht dieser Zeit durch grossen Reichtum an Formen und Mannigfaltigkeit derselben vor der gleichzeitigen Männertracht aus; so konnte man das Gewand mit oder ohne Gürtel tragen, der Gürtel konnte über den Umschlag (s. Fig. 361) oder nur über den eigent-




Fig. 361. Gürtung des Chiton.



Fig. 362. Umlegen des Himation.

lichen Chiton gelegt werden, so dass der Ueberschlag lose blieb; der Ueberschlag selbst konnte länger und kürzer sein, der Chiton konnte weit oder wenig über den Gürtel emporgezogen werden, er konnte ärmellos, mit Halb- oder Ganzärmeln versehen sein. Es finden sich auch Figuren, bei denen zu der Gürtung unter der Brust eine zweite auf der Hüfte hinzukommt. Nicht selten wurde noch über den ionischen Chiton ein dorischer mit Ueberschlag gelegt, oder unter dem Chiton ein kleiner hemdartiger Chiton oder eine Busenbinde getragen, so dass die grösste Mannigfaltigkeit entstand. Wie die Männer beim Ausgehen das Himation über dem Chiton anlegen, so hüllen sich die Frauen in einen Ueberwurf, der *ἐπίβλημα, ἀμπεχόνιον* genannt und ähnlich wie das Himation umgelegt wird; als Doppelmantel, der auf der Schulter befestigt wird, führt es den Namen *ἐπωμίς*, während das *ἔγκυκλον* jedenfalls seinen Namen von dem eigentümlichen Schnitt hat; auch mit Fransenbesatz versehene Gewänder (*ἐσθὴς κροσσωτή*) werden erwähnt.

Als Beispiele der hier beschriebenen Tracht mögen die Fig. 362 bis 366 dienen, die, wenngleich nicht alle derselben Zeit angehörend, doch die Tracht des 5. Jahrhunderts in aller Mannigfaltigkeit zeigen.

Neben den vom Weber gelieferten, den sogenannten ἐπιβλήματα, die ihre Form erst durch die Art, wie sie umgelegt wurden, erhielten, hat es aber auch immer solche Oberkleider gegeben, die ihre bestimmte Form erst durch Bearbeitung mit Schere und Nadel gewannen. Vielleicht gehört das oben angeführte ἔγκυκλον unter diese Gewänder; als Beispiel möge hier eine mit Silber

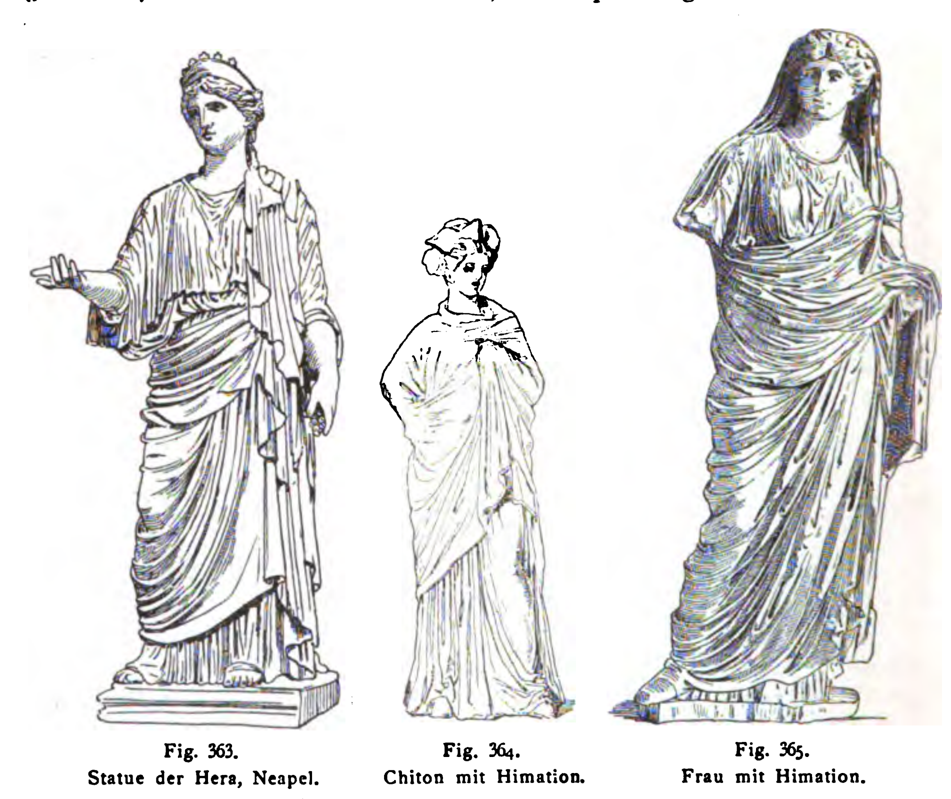


Fig. 363. Statue der Hera, Neapel. Fig. 364. Chiton mit Himation. Fig. 365. Frau mit Himation.

eingelegte Bronzefigur in London dienen (Fig. 367). Ueber den feingefalteten Chiton mit Aermeln ist hier ein Obergewand gezogen, das so zugeschnitten ist, dass es quer über die Brust von der rechten Schulter nach der linken Seite angelegt werden muss; mit diesem ist an der oberen Kante ein besonderer Ueberschlag, der nach beiden Seiten hin lang hinabfällt, zusammengenäht und die Naht durch eine Rüsche verdeckt worden. Dass ein derartiges Kleidungsstück sich mehrere Jahrhunderte hindurch gehalten hat, beweist Fig. 368, den Wandgemälden eines am Tiber gefundenen römischen Hauses entnommen, die im allgemeinen auf hellenistische Zeit zurückgehen. Auch hier scheint das Obergewand in ganz ähnlicher Weise hergestellt zu sein.

Auch Fig. 369 zeigt ein eigentümliches, von andern abweichendes Ober-

gewand. Die dort dargestellte Frau trägt zunächst über dem langen ionischen Chiton einen kurzen eng anliegenden dorischen, der durch eingewebte oder eingestickte Ornamente hervorgehoben ist; darüber hat sie ein Gewand angelegt, das aus zwei Teilen, einem kurzen vorderen und einem langen über den Rücken hinabhängenden Ueberschlag zusammengesetzt ist; beide sind, wie deutlich angegeben, auf der Schulter zusammengenäht, so dass das Gewand offenbar wie ein Poncho, dadurch, dass man den Kopf durch die Halsöffnung hindurch steckte, angelegt werden musste.

Fast völlig nähert sich unserer modernen Tracht der Mantel, mit dem ein junges Mädchen auf einem attischen Grabrelief (in Broomhall, Schottland, befindlich) bekleidet ist; durch die Güte des Besitzers der Sammlung, des Earl of Elgin, sind wir in der Lage, davon eine Abbildung zu geben (Fig. 370). Das Mädchen ist mit einem langen bis zu den Füssen reichenden ungegürteten Chiton bekleidet, darüber hat sie ein mit Aermeln versehenes, aus dickem Stoff gefertigtes Gewand angelegt, das seiner Form nach am besten mit einer modernen langschössigen Jacke verglichen werden kann.



Fig. 366. Frau mit Himation.

Die hellenistisch-römische Epoche endlich zeichnet sich, ihrem allgemeinen Charakter entsprechend, weniger durch Erfindung neuer Formen, als durch Bereicherung der Kleiderstoffe aus; man lernt Seide und Baumwolle kennen und trägt daraus gefertigte Gewänder. Letztere hatte, seitdem die Soldaten Alexanders in Indien eingedrungen waren und Aegypten durch die Ptolemäer in den Kreis der hellenistischen Staaten eingeführt war, schnell eine grosse Verbreitung gewonnen; man hatte zwar den indischen Namen dafür in das Griechische übernommen (*κάρπασος*), aber da man die Baumwollfabrikate als eine Unterart des Linnenzeuges betrachtete, auch die Ausdrücke *σινδών* und *ὀθόνη*, später ebenso *βύσσος* auf sie angewendet. Was die Seide betrifft, so hatte man auf Kos schon frühzeitig angefangen, das Gespinst der dort heimischen wilden Seidenraupe (Kokons, *βομβύκια*, von Lasiocampa Otus) zu Geweben zu verarbeiten; doch konnte sich diese Technik nicht halten, seitdem die chinesische Seide (seit dem 1. Jahrh. n. Chr.) der hellenistisch-römischen Welt bekannt wurde. Diese wurde als Rohseide, Seidengarn und Gewebe eingeführt; letztere pflegte man aufzulösen, zu färben und von neuem wieder zu weben, aber loser, als die chinesischen Gewebe waren, und meist in Verbindung mit anderen Stoffen; diese halbseidenen (*subserica*) Fabrikate, meist durchsichtig wie die koischen Gewänder, wurden von Frauen, aber auch von Männern getragen; neben diesen seidenen waren aber auch die früher gebrauchten Stoffe aus

Wolle oder Linnen, vielfach untereinander gemischt und mit prachtvoller Färbung versehen, in fortdauerndem Gebrauch; vermöge der vervollkommneten Technik wusste man darin Muster herzustellen, die allen möglichen Stilarten entnommen waren, und durch angewebte oder angenähte Kanten den Eindruck noch zu erhöhen; damals fand auch die im Orient schon längst geübte Goldweberei in Griechenland weitere Verbreitung. Während man in der klassischen Periode die Verzierung nur in massvollster Weise angewendet hatte, näherte man sich in der hellenistischen Zeit wie in anderen Dingen auch in der Kleidung wiederum den früheren Jahrhunderten, die möglichst alles mit Verzierungen



Fig. 367. Frauen mit Umhängen. Fig. 368. Fig. 369. Tracht einer Priesterin(?).

bedeckten, ja man überbot sie, indem man gegen alles Stilgefühl Tier- und Menschenfiguren in die Besatzstücke einwirkte oder einstickte. Nur wenig vermochten die wohl allenthalben eingesetzten γυναικονόμοι dem in der Kleidung einreissenden Luxus zu steuern. — Was den Schnitt und die Form der Männer- und Frauenkleidung betrifft, so ist neben den früher üblichen Gewändern bei den Männern besonders das Eindringen fremdartiger Trachten hervorzuheben; man legte vielfach persische Tracht an und verschmähte auch nicht die libysche μανδύη; die Frauen trugen über dem ionischen Chiton mit Aermeln vielfach den genestelten dorischen Chiton, meist dicht unter der Brust gegürtet; über den Chiton legte man einen Mantel, der auch über den Kopf gezogen werden konnte, oder einen Umhang, ἀμπέχονον (vgl. Fig. 371). Als Beispiel einer mit Fransen besetzten Gewandung möge hier noch eine Abbildung der im Vatikan befindlichen Isisstatue stehen (Fig. 372).

Dass die Gewandstücke häufig durch eingewebte Muster, durch eingewebte oder eingenähte Bordüren, sowie durch Stickereien verziert wurden, ist wiederholt schon gesagt worden. Vom Orient, wo Babylon und Phrygien bereits im hohen Altertum als Sitz der Kunstweberei und Stickerei berühmt waren, verbreitete sich diese Industrie über den Occident, und in Rom erinnerte noch in späten Zeiten der Namen der „Phrygiones", des Gewerkes der Kunststicker, an die phrygische Heimatstätte dieses Kunstbetriebes. Wie die Monumente lehren, bestand die einfachste Bordüre, mochte sie angewebt oder auf das Gewand aufgesetzt sein, in einem oder mehreren dunkelfarbigen Streifen, die entweder parallel die Säume des Chiton, Himation und Ampechonion



Fig. 370. Mädchen mit einer Jacke bekleidet.



Fig. 371. Tracht des 4. Jahrh.

verbrämten, oder an beiden Seiten des Chiton von dem Gürtel etwa abwärts an den Stellen, an denen unsere Frauenhemden die Nähte haben, häufig auch vorn vom Halse abwärts bis zum unteren Saume des Gewandes, angebracht erscheinen. Diese vertikalen Bordüren, *ῥάβδοι* oder *παρυφαί* genannt, entsprechen dem *clavus* der Römer. Ausser diesen streifenartigen Verzierungen begegnen wir nicht minder häufig breiteren, aus mannigfachen Verzierungen zusammengesetzten Bordüren, ob eingewebt oder aufgesetzt müssen wir dahingestellt sein lassen, die den Chiton von dem unteren Saume aufwärts bis zur Kniehöhe und oberhalb von dem Gürtel bis zum Halse bedecken, wie zum Beispiel auf einem Vasenbilde die Frühlingsgöttin Opora mit einem solchen Chiton bekleidet erscheint (Collect.

d. Vases gr. de M. Lamberg, pl. 65). Auch den ganzen Chiton finden wir namentlich auf archaistischen Vasenbildern, mit gewürfelten oder mit gesternten Mustern bedeckt. Für die Verzierungen der weiblichen Gewandung vor dem fünften Jahrhundert sind besonders die auf der Akropolis gefundenen durch den Persereinfall zerstörten Denkmäler, deren Farben sich gut erhalten hatten, von höchstem Interesse. Für die Ausschmückung in späterer Zeit liefern die apulischen Amphoren vielfach charakteristische Beispiele. Wir haben hier zur Veranschaulichung der Prachtgewänder von einer apulischen Amphora aus der Jatta'schen Sammlung in Ruvo, die mit der Darstellung des Todes des Talos geschmückt ist, die Figur der Medea (Fig. 373) ausgewählt, die übrigens über dem gestickten Chiton eine Art Mantel trägt, der mit dem von Fig. 370 getragenen verglichen werden kann. Auch die Chitone des Kastor und Polydeukes, sowie eines der Argonauten sind auf dem erwähnten Vasenbilde mit Palmettenstickereien übersäet und an ihren unteren Kanten mit mythologischen Darstellungen auf dunklem Grunde verziert. Auch müssen wir hier an die reich verzierten Peplen erinnern, welche an den hohen Festen als Schmuck der Tempelbilder dargebracht wurden (so vor allem in Athen zum Fest der Panathenäen), sowie an jenes fünfzehn Ellen lange, mit den mannigfachsten figürlichen Darstellungen geschmückte Himation, das der Sybarite Alkimenes in den Tempel der lakinischen Hera bei Kroton weihte, und das von dem älteren Dionysios für 120 Talente (circa 180,000 Thaler) an die Karthager verkauft wurde. — Dass in der Plastik sich verhältnismässig wenig Spuren von solchen Gewandverzierungen finden, liegt vor allem daran, dass der ehemals vorhandene Farbenschmuck fast regelmässig im Laufe der Jahrhunderte verblasst ist.





Fig. 372. Stat. der Isis.



Fig. 373. Medea.

Die Kopfbedeckungen.

Mit der Kleidung steht die Art und Weise, den Kopf gegen die Witterungseinflüsse zu schützen, in engstem Zusammenhang. Im allgemeinen kann man annehmen, dass die Griechen innerhalb der Städte ohne Kopfbedeckung einhergingen. Die Natur hat ja überhaupt den Bewohner der südlicheren Länder mit einem üppigeren Haarwuchs ausgestattet als den Nordländer, und die Griechen liessen sich seine Pflege ganz besonders angelegen sein. Nur der längere Aufenthalt im Freien, den Reisen, Jagden und einzelne Gewerbe mit sich brachten, erheischte jedenfalls eine leichtere Kopfbedeckung. Die verschiedenen Formen derselben kann man unter den Bezeichnungen *κυνῆ* und *πῖλος* zusammenfassen. Ueber die Form der *κυνῆ*, jener Kappe aus Hunds-

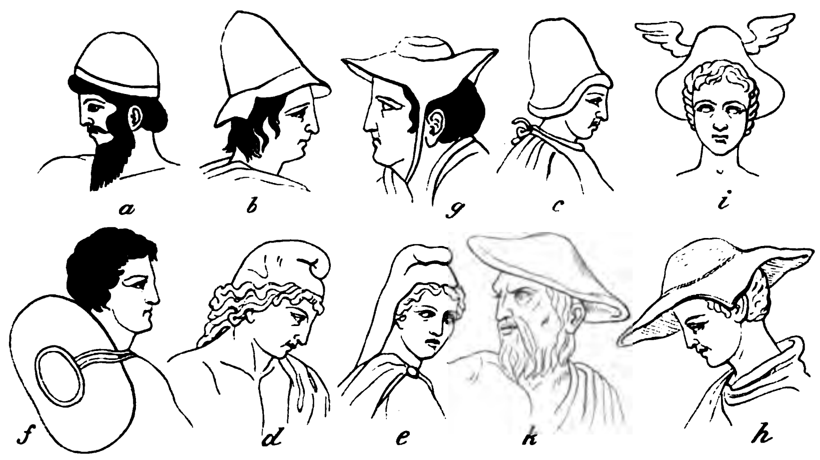


Fig. 374. Kopfbedeckungen.

oder Wieselfell oder auch von Rindsleder, aus welcher der Helm hervorging, werden wir in dem Abschnitt von der kriegerischen Tracht noch zu sprechen Gelegenheit finden. Schon bei Homer sehen wir den Landmann mit der Kappe von Geisfell (*κυνέη αἰγείη*) bedeckt, die wir uns als eine halbkugelförmige, vielleicht mit Riemen unter dem Kinn befestigte Kappe zu denken haben. Auf einem das Innere einer Erzgiesserei darstellenden Vasenbilde des Berliner Museum erblicken wir den Arbeiter, der das Feuer im Schmelzofen anschürt, mit dieser Kopfbedeckung zum Schutze gegen die Glut des Ofens versehen (Fig. 374 *a*). Mehr halbeiförmig oder konisch war die mit dem Namen *πῖλος* bezeichnete, ebenfalls schirmlose oder, wie aus manchen Monumenten hervorgeht, nur mit einer schmalen Krämpe versehene Filzkappe. Schiffer und Gewerbtreibende, sowie manche Götter und Halbgötter sind an dieser Tracht kenntlich, so namentlich der Fährmann Charon, Odysseus, Hephaistos und die Dioskuren. Auch Tydeus trägt auf einem Vasengemälde einen solchen mit einer Krämpe versehenen Pilos (Fig. 374 *b*), und der den Kopf

eines die Doppelflöte blasenden Hirten (Fig. 374 *c*) bedeckende Hut, den man übrigens heutzutage noch in gleicher Form bei den unteritalischen Hirten antrifft, darf wohl auch auf diese Benennung Anspruch machen. Dem Pilos nahe verwandt ist die unter dem Namen der phrygischen Mütze allgemein bekannte Kopfbedeckung, nur dass hier die Spitze nach vorn umgelegt erscheint und dass Seitenlappen herabhängen, die ein Zusammenknoten unter dem Kinn gestatten. Diese Tracht, die heute noch von den griechischen und italienischen Fischern und Schiffern getragen wird, war im Altertum eine bei den barbarischen Völkern Asiens gebräuchliche. Auf Monumenten sind daher die Asiaten durch diese Mütze kenntlich, wie zum Beispiel Paris, Ganymed, Atys und Mithras (Fig. 374 *d* u. *e*), Anchises und Olympos, sowie auch häufig die Amazonen, und auf Monumenten der römischen Kaiserzeit die barbarischen Krieger. Doch



Fig. 375. Komos. Zug zum nächtlichen Gelage.

scheint der Gebrauch dieser Kopfbedeckung auch in Athen nicht ungewöhnlich gewesen zu sein (vgl. Fig. 375, einen Komos darstellend, wo einer der Komasten mit der in Frage stehenden Mütze bedeckt ist), wenn man nicht annehmen will, dass ein in Athen zur Erziehung weilender Fremdling, z. B. ein Thraker dargestellt ist.

Die dritte Hutform war der Petasos (*πέτασος*), eine ursprünglich in Thessalien und Makedonien einheimische Tracht, die gleichzeitig mit der Chlamys in Griechenland als Ephebentracht Eingang gefunden haben soll. Aehnlich unseren flachen Filzhüten, meistenteils aber mit einem auffallend kleinen Hutkopfe, wurde er auf dem Kopfe durch einen Sturmriemen festgehalten, der gleichzeitig dazu diente, den zurückgeschobenen Hut auf dem Rücken zu befestigen (Fig. 374 *f*). Neben dem Petasos mit runder Krämpe erblicken wir aber auf Denkmälern mehrfach die Krämpe mit vier bogenförmigen Ausschnitten versehen. Solchen Petasos tragen die reitenden Epheben auf dem Fries des Parthenon (Fig. 374 *h*), sowie auf Vasenbildern Kastor (Fig. 374 *g*) nnd Hermes. Letztere Gottheit überhaupt ist in den meisten Fällen durch den ihr eigentümlichen geflügelten Petasos kenntlich (Fig. 374 *i*). Welcher Name

aber der auf Münzen der thessalischen Stadt Krannon (Mus. Hunter. Taf. 21 No. 17), sowie der thrakischen Stadt Ainos erscheinenden tellerartigen Kopfbedeckung beizulegen sei, muss dahingestellt bleiben; vielleicht war es die bei den Makedoniern gebräuchliche und von römischen Fischern und Matrosen angenommene Kausia (*καυσία*), vgl. Fig. 376, einem thessalischen Grabrelief entnommen. Auf einem römischen Monument mit der Darstellung der von der Wölfin gesäugten Romulus und Remus ist der Kopf des Hirten Faustulus mit diesem Hut bedeckt (Fig. 374 *k*). Für Kinder waren auch wohl Kappen üblich (vgl. Fig. 377).

An die Betrachtungen über die Kopfbedeckungen der Männer wollen wir einige Bemerkungen über die männliche Haartracht anknüpfen. Schon im Homer gilt der üppige Haarwuchs der langgelockten (*καρηκομόωντες*) Achäer als der schönste Schmuck männlichen Ansehens, und ebenso wird der wohlgeordnete Lockenschmuck der Frauen und Jungfrauen des heroischen Zeitalters von den tragischen Dichtern besonders gepriesen. Gewöhnlich









Fig. 376. Makedon. Kopfbedeckung.

Fig. 377. Knabe mit Mütze.

Fig. 378a. Fig. 378b. Altertümliche Haartracht.

sind die Haare in Locken künstlich geordnet, die lang über den Rücken und die Schultern herabfallen; etwas später werden sie geflochten und die Flechten um das Haupt herumgelegt (vgl. Fig. 378). Bei den Spartanern war es ein uralter und durch die lykurgische Gesetzgebung geheiligter Brauch, mit dem Eintritt in die Ephebie das Haupthaar wachsen zu lassen, während dem Knaben dasselbe kurz abgeschnitten wurde. Und diese Sitte erhielt sich bei ihnen bis zu der Zeit, wo ihre Macht den Waffen des achäischen Bundes unterlag. Auf eine zierliche Anordnung des Haupthaares scheinen sie im gewöhnlichen Leben kein Gewicht gelegt zu haben, nur in feierlichen Momenten, wir erinnern an jenen Vorabend der Schlacht in den Thermopylen, wurde der Schmückung des Haupthaares eine besondere Pflege zugewandt. In Athen dagegen trugen bis gegen die Zeit der Perserkriege die Männer das Haar gleichfalls unbeschnitten und auf dem Scheitel in einen Knoten oder Büschel (*κρωβύλος*) aufgenommen, der durch eine

Haarnadel in Gestalt einer Cicade befestigt wurde. Diese Cicade ist bis jetzt weder in Kunstdenkmälern noch unter den erhaltenen Schmucksachen nachgewiesen; dagegen glaubt man in der Haartracht, die vielfach auf Denkmälern aus dem sechsten und dem Anfang des fünften Jahrhunderts vorkommt, den *κρωβύλος* zu finden (vgl. Fig. 379, wo das hinten herabfallende Haar aufgenommen und durch ein Band am Hinterkopf festgehalten wird). Andere wohl gleichzeitige Haartrachten zeigen Fig. 380—382, von denen 381 und 382 noch dadurch interessant sind, dass uns derselbe Typus in der Behandlung der Skulptur und Malerei entgegentritt. Nach den Perserkriegen aber, zu welcher Zeit sich überhaupt eine Veränderung in Sitte und Tracht bei der ionischen Bevölkerung bemerkbar machte, fiel mit dem Eintritt in die Ephebie das Haupthaar des Knaben unter dem Schermesser als Weiheopfer für eine Gottheit, wie zum Beispiel für den delphischen Apollon oder für eine heimische Flussgottheit. Der attische Bürger trug jedoch keineswegs das Haar kurz geschoren, denn diese Tracht war nur den Sklaven vorgeschrieben, sondern vielmehr bald kürzer, bald länger geschnitten, je nach eigenem Geschmack oder allgemeiner Mode. Ausnahmen von dieser Regel machten freilich jene stutzerhaften jungen Männer, die sich durch ihre Tracht bemerklich machen wollten, wie neben anderen von Alkibiades erzählt wird, dass er in langen bis auf die Schultern wallenden Locken einhergegangen sei.

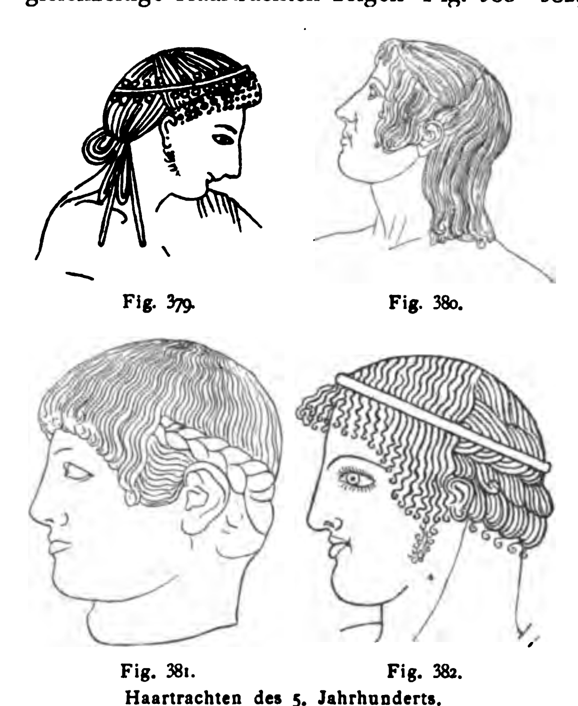
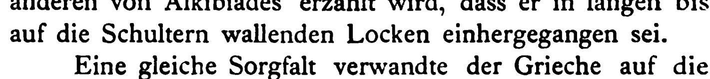


Fig. 379. Fig. 380.

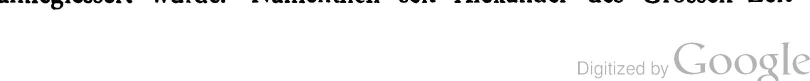
Fig. 381. Fig. 382.

Haartrachten des 5. Jahrhunderts.



Eine gleiche Sorgfalt verwandte der Grieche auf die Pflege des Bartes. Die Barbierstube (*κουρεῖον*) mit ihrem geschwätzigen Besitzer war schon im Altertum nicht allein der Sammelplatz für die, welche behufs des Zustutzens der Bart- und Kopfhaare, des Rasierens, des Putzens der Nägel und der Entfernung der Hautschwielen, sowie des Ausreissens überflüssiger Härchen die Kunst des Barbiers (*κουρεύς*) in Anspruch nahmen, sondern auch, wie Plutarch an einer Stelle die Barbierstube bezeichnet, das weinlose Symposion, in dem alle Stadtneuigkeiten durchgeklatscht und über die politischen Zeitläufte weidlich gekannegiessert wurde. Namentlich seit Alexander des Grossen Zeit wurde

Fig. 383. Rasiermesser.



das Geschäft des Rasierens ein sehr einträgliches, da das Tragen eines vollen, starken Bartes (πώγων βαθύς oder δασύς), der früher als Zeichen der Männlichkeit und Würde galt, völlig abkam. Die Form des Rasiermessers (ξυρόν), das wahrscheinlich bereits im hohen Altertum vom Orient her sich über den Occident verbreitet hat, ist übrigens von der heut verwendeten ganz verschieden, es ist halbmondförmig gestaltet und hat einen kurzen, nur für das Anfassen mit zwei Fingern bestimmten Griff (vgl. Fig. 383). In ältester Zeit war es übrigens üblich, den Schnurrbart zu rasieren, während man sich den übrigen Bart wachsen liess, eine Sitte, die in Sparta sich auch späterhin gehalten haben muss, da die

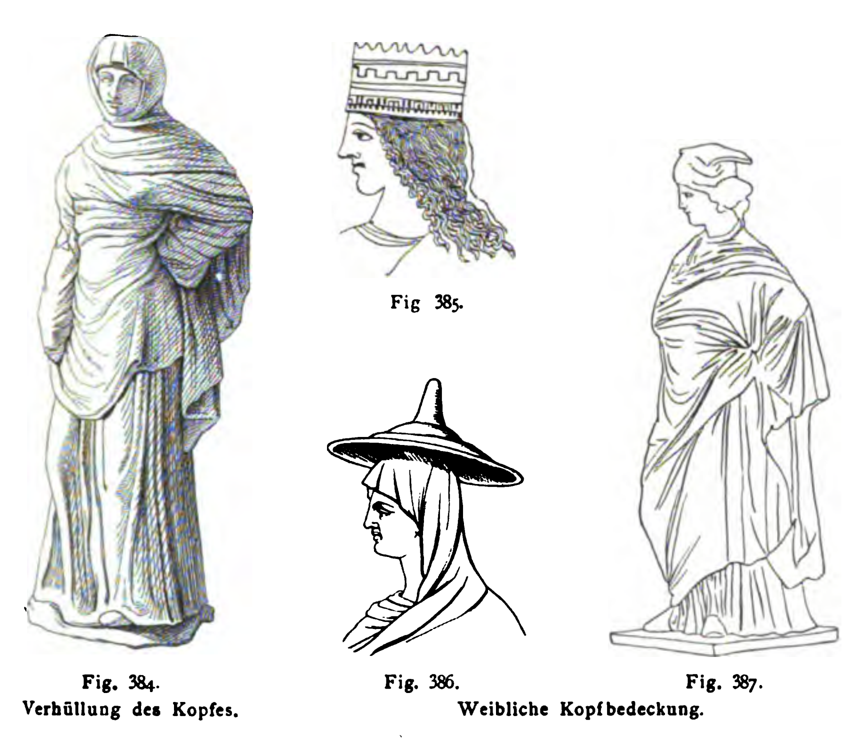


Fig. 385.

Fig. 384. Verhüllung des Kopfes.

Fig. 386. Fig. 387. Weibliche Kopfbedeckung.

Ephoren beim Amtsantritt jedesmal geboten, κείρασθαι τὸν μύσταχα καὶ προσέχειν τοῖς νόμοις, „sich den Schnurrbart zu scheren und den Gesetzen zu gehorchen". — In Bezug auf die Farbe der Haare bemerken wir, dass, neben der dem Südländer eigentümlichen dunklen Schattierung derselben, auch die goldgelbe als eine besondere Zierde galt. So giebt Homer dem Menelaos, dem Achilleus und Meleagros goldgelbe Locken, und ebenso malt Euripides den Menelaos und Dionysos mit hellblondem Haupthaar (ξανθοῖσι βοστρύχοισιν εὔκοσμος κόμην).

Was die Kopfbedeckung des weiblichen Geschlechts betrifft, so hat das Altertum glücklicherweise keine jener Missgeburten modernen Geschmacks hinterlassen, die gegenwärtig unter dem Namen von Damenhüten eine Rolle spielen. Frauenhüte scheint das griechische Altertum als gewöhnliche Tracht nicht gekannt zu haben, da das öffentliche Erscheinen der Griechin auf der

Strasse, wenigstens in Athen, als den Geboten der Zucht und guten Sitte zuwider, nur zu den Ausnahmen gehörte. Aber selbst wenn die Frau genötigt war, ihr Haus zu verlassen, z. B. um einen Besuch zu machen, so genügte es, wie noch heute im Süden, einfach das Obergewand über den Kopf zu ziehen (vgl. Fig. 384). Eine andere öfter vorkommende Kopfbedeckung, eine Art Krone (vgl. Fig. 385), scheint nur bei besonderen Gelegenheiten, z. B. Hochzeiten, üblich gewesen zu sein. Auf Reisen mag den Frauen ein leichter breitkrämpiger Hut, der aus Thessalien und Makedonien in Griechenland eingeführt war (vergl. S. 298), als zweckmässigster Schutz gegen die Sonnenstrahlen gedient haben. Mit solchem thessalischen Hut (*Θεσσαλὶς κυνῆ*) bedeckt erscheint Ismene im Oedipus auf Kolonos: „vor der Sonne schützt das Haupt, ihr Angesicht bedeckend, ein Thessalerhut“. Dieser thessalische Hut wird kaum von dem bei den Männern gebräuchlichen Petasos verschieden gewesen sein; später wurde die *θολία* üblich, ein breiter, in der Mitte spitz zulaufender Damenhut aus Flechtwerk, der über dem das Haupt verschleiernden Himation mit Nadeln befestigt wurde (Fig. 386); einzeln finden sich noch andere kappenähnliche Kopfbedeckungen, so bei dem reizenden Figürchen aus Tanagra, von dem Fig. 387 ein schwaches Abbild giebt. Die Kopfbedeckungen der Griechinnen für das Haus und die Stadt waren mithin teils auf die durch die Sitte gebotene Verschleierung des Kopfes beschränkt, teils nur auf das Zusammenhalten und den Schutz des üppigen Haarwuchses berechnet. Wurde nun schon bei den Männern eine grosse Sorgfalt auf die Pflege des Haupthaares verwendet, so fand dies natürlich in einem noch bei weitem höheren Masse bei dem weiblichen Geschlecht statt. Natürlich lassen sich auch in der Anordnung der Haare die verschiedensten Epochen unterscheiden.

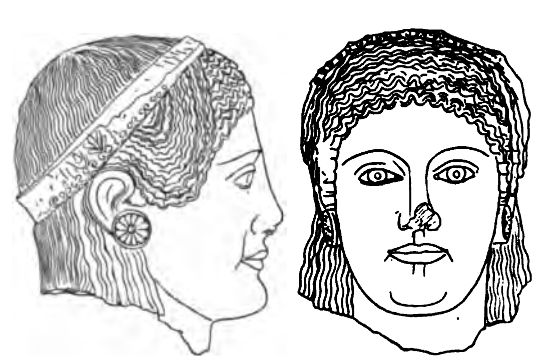


Fig. 388a und b. Altertümliche Haartracht.

In der ältesten Zeit finden wir, wie bei den Männern, das Haar sorgfältig in Locken und Flechten abgeteilt, weshalb die Frauen *εὐπλόκαμοι* oder *καλλιπλόκαμοι* genannt wurden, und mit mannigfachen Bändern und Binden verziert; später lassen die Frauen die Fülle des Haares lang in den Rücken hinabwallen und begnügen sich, die Haare über der Stirn in sorgfältigen Wellenlinien zu ordnen. So zeigt z. B. Fig. 388 eine im sechsten Jahrhundert übliche Haartracht. In loserer Weise wird das Haar im fünften Jahrhundert getragen, man begnügt sich, die Haare glatt nach hinten zu streichen und die Enden derselben auf eine ovale Unterlage aufzuwickeln (vgl. Fig. 389 u. 390). Dass aber bei feierlichen Gelegenheiten, bei Festen u. dergl., auch im fünften Jahrhundert eine kunstreichere Frisur mit Flechten, die um den Kopf herumgelegt wurden, angewandt werden konnte, beweisen die Jungfrauen der sogenannten Korenhalle am Erech-

theion (vgl. Fig. 391). Eine wohl gleichfalls dem fünften Jahrhundert angehörende Haartracht, die sich auch im vierten Jahrhundert noch erhalten hat, ergiebt Fig. 392 und 393; man hat das Haar auf dem Scheitel geteilt und glatt

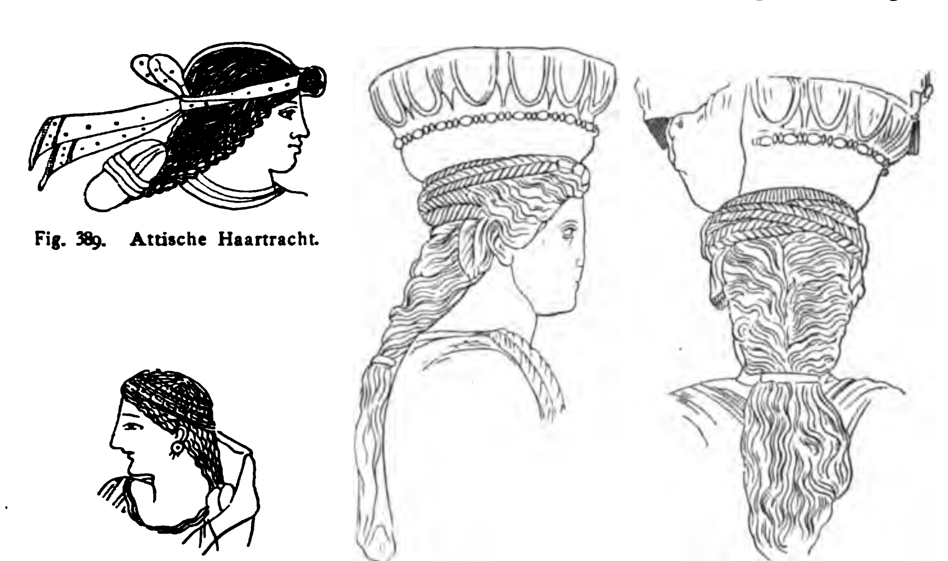


Fig. 389. Attische Haartracht.

Fig. 390. Attische Haartracht.

Fig. 391 a und b. Festliche Haartracht.

nach unten gestrichen und dann über das aufgelegte Diadem seitwärts zurückgenommen; auch hier fällt das Haar lang über den Rücken hinab oder wird in einen Knoten zusammengenommen. Die künstlichere Haartracht, welche uns in Fig. 394 und 395 entgegentritt, scheint der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts oder der ersten des dritten eigentümlich zu sein; das durch viele Scheitel geteilte Haar scheint in jeder Abteilung zusammengedreht zu sein; hinten sind sie dann in einen Knoten zusammengenommen. Noch später wird es üblich, die durch einen Scheitel auf der Höhe des Kopfes geteilten Haare zunächst nach unten zu streichen und dann wieder aufzunehmen und durch einen Knoten über dem Hinterkopf zu verbinden (vgl. Fig. 396, die Haartracht der sogenannten Venus von Medici darstellend). Auch Fig. 397 zeigt die Frisur einer späteren Zeit, wohl des dritten Jahrhunderts;



Fig. 392. Fig. 393.

Haartracht des 5. Jahrhunderts.

die nach hinten zusammengenommenen Haare sind in eine Flechte vereinigt, die diademartig, teilweise der Befestigung wegen unter dem emporgehobenen Haare hindurch um den Kopf gelegt wird. Ungefähr derselben Zeit gehört auch die Haartracht an, die uns in einem Bronzekopf des Neapler Museums entgegentritt; hier ist das Haar von der Höhe des Wirbels aus nach allen Seiten hin gleichmässig gestrichen, durch einen Reifen in seiner Lage festgehalten und die Enden in zierliche, den ganzen Kopf umgebende Löckchen zusammengedreht (Fig. 398).

Dass neben den hier abgebildeten Frisuren noch eine grosse Zahl anderer üblich gewesen sind, bedarf kaum einer besonderen Hervorhebung. Hat doch gerade auf diesem Gebiete der weiblichen Toilette der Geschmack und das Bedürfnis des Einzelnen stets die grösste Mannigfaltigkeit zu wege gebracht. Was für verschiedenartige Geschmacksrichtungen nebeneinander bestanden, vermag ein Blick auf Fig. 399 zu lehren,





Fig. 394. Haartracht des 4. Jahrhunderts. Fig. 395.

meist athenischen Terrakottaköpfchen entnommen, die alle dem vierten und dritten Jahrhundert angehören.

Eine wichtige Rolle kommt bei der weiblichen Haartracht dem um den Kopf geschlungenen Bande zu. Dasselbe bestand entweder aus einem Zeug- oder Lederstreifen, der häufig da, wo er auf dem Vorderkopf ruhte, mit einer Metallplatte geschmückt war, die als Stephane (*στεφάνη*) bezeichnet wurde (Fig. 388 *a*). Diese hohe, oft reich verzierte Stephane erblicken wir vorzugsweise auf Denkmälern als Haarschmuck für Göttinnen; sie erscheint dort als breiter

Metallreifen, der zum Schmuck auf den Kopf gesetzt wurde. So bei der Büste der Hera in der Villa Ludovisi, bei der Statue der Hera im Vatikan und bei der Aphrodite aus Capua. Zur künstlichen Anordnung des Haares bedienten sich die Griechinnen ausserdem einer in der Mitte breiten und an den Enden



Fig. 396. Fig. 397. Fig. 398. a Fig. 399.

b c d e

f g h i

Fig. 396—399. Moden des 4. und 3. Jahrhunderts.

schmal zulaufenden, oft reich verzierten Binde von Zeug oder Leder, die nach ihrer Aehnlichkeit mit der Schleuder σφενδόνη genannt wurde. Diese wurde entweder mit der breiten Seite über den Vorderkopf gelegt und nach hinten mit Bändern in den Wulst des Hinterhaares verschlungen, oder umgekehrt dergestalt auf dem Kopfe befestigt, dass der breitere Teil den ineinander verschlungenen Haarschopf trug, die Enden aber auf dem Vorderkopfe künstlich zusammengeknüpft waren. Letztere Form hiess ὀπισθοσφενδόνη. Aehnlich der Sphendone

soll auch die Stlengis (στλεγγίς) gewesen sein. Häufig wurde die einfache Binde durch ein Netzwerk und dieses wieder durch ein geschlossenes Tuch ersetzt. Wir können die verschiedenen Formen dieser Einhüllung der Haare mit dem Namen κεκρύφαλος zusammenfassen. Der eigentliche Kekryphalos bestand in einer netzartigen Verschlingung von Bändern oder Goldfäden, die über den Hinterkopf geworfen das Herabsinken des Haarschopfes verhinderte. So z. B. trägt auf den grossen Tetradrachmen von Syrakus, die mit dem Namen des Stempelschneiders Kimon versehen sind, der schöne Kopf der Arethusa einen solchen Kekryphalos. Bei weitem häufiger erscheint das geschlossene, haubenartige, entweder um den ganzen Haarwuchs oder nur um das Hinterhaupt geschlungene und oberhalb der Stirn zusammengeknotete Tuch (σάκκος). Vorzugsweise sind es die Vasenbilder, die uns die verschiedenen Arten, vergegenwärtigen, wie dieser Sakkos umgelegt wurde Dem Sakkos verwandt war die Mitra (μίτρα), anfänglich wohl nur ein Band, das sich allmählich zur breiten Stirnbinde und zum Haartuch umgestaltete. Dass diese haubenartigen Tücher, die oft in einen oder mehrere Zipfel hinten endigen, auch noch eine Schmückung des Vorderkopfes durch eine Stephane zuliessen, beweist der unter Fig. 399 *i* abgebildete Kopf. Auch im heutigen Griechenland tragen die Trikeri in Thessalien und auf der Insel Chios eine den antiken Sakkoi vollkommen ähnliche Kopfbedeckung (v. Stackelberg, Trachten und Gebräuche der Neugriechen. 1. Abt. Taf. XIII, XIX). Dass übrigens die Griechinnen bereits den Gebrauch des Brenneisens zur Bildung künstlicher Locken, von Wellenscheiteln und Toupés (βόστρυχοι) kannten und mit den sonstigen Toilettengeheimnissen der Haarkosmetik, zu denen namentlich die wohlriechenden Salben und Oele zu rechnen sind, vertraut waren, geht zur Genüge aus den schriftlichen Ueberlieferungen, wie aus den bildlichen Darstellungen hervor (Fig. 399 *b*, *d*). Schliesslich bemerken wir noch, dass es sich mit den Schönheitsbegriffen der Griechen wohl vertrug, das Haar tief in das Gesicht fallen zu lassen, die Höhe der Stirn also zu verkürzen. Auf vielen griechischen Bildwerken erblicken wir daher sowohl bei den Männern, wie bei den Frauen eine durch die Anordnung der Haare bewirkte Verkürzung der Stirn.

Fussbekleidung.

Der Grieche fand keinen Anstoss daran, im Hause, ja selbst auf der Strasse sich barfüssig zu zeigen. Sowie der Orientale noch gegenwärtig beim Betreten des Hauses Pantoffel oder Stiefel ablegt und auf Strümpfen einherwandelt, legte auch der Grieche seine Fussbekleidung ab, mochte er sein eignes oder ein fremdes Haus betreten. So bindet schon im Homer der Mann erst wenn er das Haus verlässt, die glänzenden Sohlen (πέδιλα) unter die Füsse, und diese Sitte galt noch in späterer Zeit. Was die Form der Schuhe betrifft, so liefern die Monumente einerseits eine reiche Ausbeute verschiedenartiger Fussbekleidungen, andrerseits sind uns in den schriftlichen Zeugnissen eine Menge von Bezeichnungen für verschiedene Formen und Moden des Schuhzeuges aufbewahrt.

Von einer durchweg richtigen Benennung der auf den Denkmälern erscheinenden Formen müssen wir aber hier ebenso wie bei den Gefässen und Kleidern Abstand nehmen. Es lassen sich jedoch aus einer Vergleichung der monumentalen Zeugnisse zunächst drei Hauptformen für die Fussbekleidung erkennen, die wir als Sohle, Schuh und Stiefel bezeichnen können. Die Sohle zunächst, mochte sie nur durch einen einfachen oder durch vielfach ineinander verschlungene Riemen unter dem Fuss befestigt sein, glauben wir mit dem allgemeinen Namen ὑπόδημα bezeichnen zu können. Die einfache Sohle pflegte durch einen quer über den Spann laufenden Riemen (ζυγός) oder durch zwei an den Seitenrändern derselben befestigte und auf dem Spann zusammengebundene oder durch eine Schnalle vereinigte Riemen unter den Fuss gebunden zu werden; als Beispiel dafür ist der Fuss der Statue der Elpis im Vatican (Fig. 400 No. 1) abgebildet. Ob wir hier vielleicht die als eine Art der Sandale bezeichnete Fussbekleidung vor Augen haben, die den Namen βλαύτη führte, müssen wir dahingestellt sein lassen. Eine altertümlichere Bin-

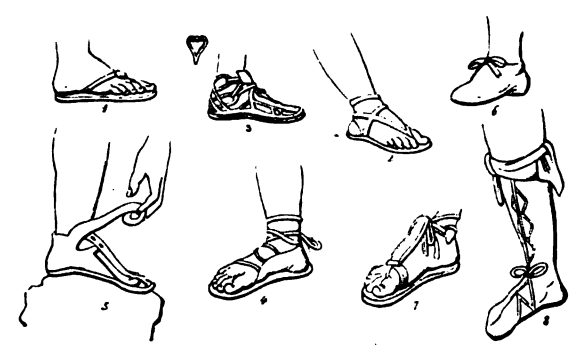


Fig. 400. Altertümliche Fussbekleidung.

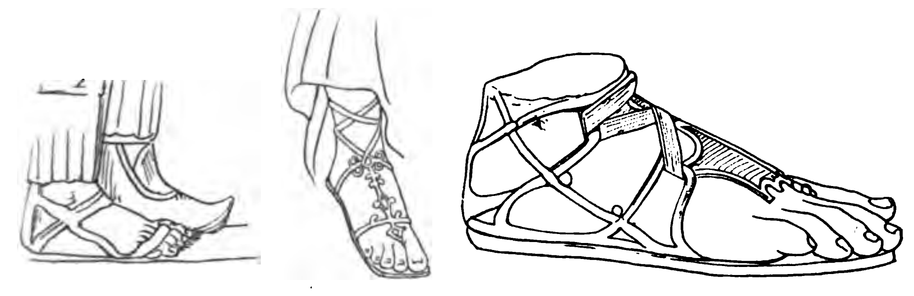


Fig. 401. Altertümliche Fussbekleidung.

Fig. 402. Fig. 403. Sandalen mit Riemengeflecht.

dung zeigt Fig. 401, einem spartanischen Relief entnommen; hier wird die Sohle durch ein Querband, das über die vier kleineren Zehen geht, und durch ein zweites über den Spann geführtes festgehalten. Durch Hinzufügung eines verschlungenen Riemengeflechts entstand die Sandale (σάνδαλον), ursprünglich nur eine Tracht für Frauen, doch auch, wie die Monumente zur Genüge darthun, eine von Männern getragene Fussbekleidung. Bei der Sandale war ein Riemen auf der oberen Fläche der Sohle 0,02 bis 0,05 m von der Spitze festgenäht und wurde zwischen dem grossen und zweiten Zehen (mitunter auch

ein zweiter Riemen zwischen dem vierten und kleinen Zehen) hindurchgezogen; mit ihm vereinigten sich zwei oder vier andere Bänder, die je zwei und zwei vorn und hinten an den Rändern der Sohle befestigt waren und die auf der Mitte des Fussblattes, da wo die Kreuzung des Riemengeflechts stattfand, durch eine runde oder herzförmig gestaltete Fibula bedeckt wurden. Sämtliches, oft sehr zierlich ineinander verschlungene Riemenwerk erhielt aber seinen Schluss oberhalb der Knöchel. So in der beigefügten Darstellung, in der unter Fig. 400 No. 2 ein Frauenfuss mit der einfachen, unter No. 3 die durch vieles Riemen-

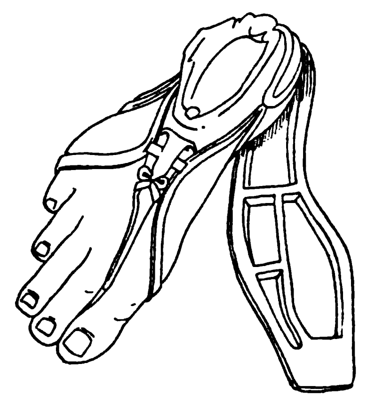


Fig. 404. Sandalen mit Riemengeflecht.



Fig. 405. Strumpfartige Gamaschen.



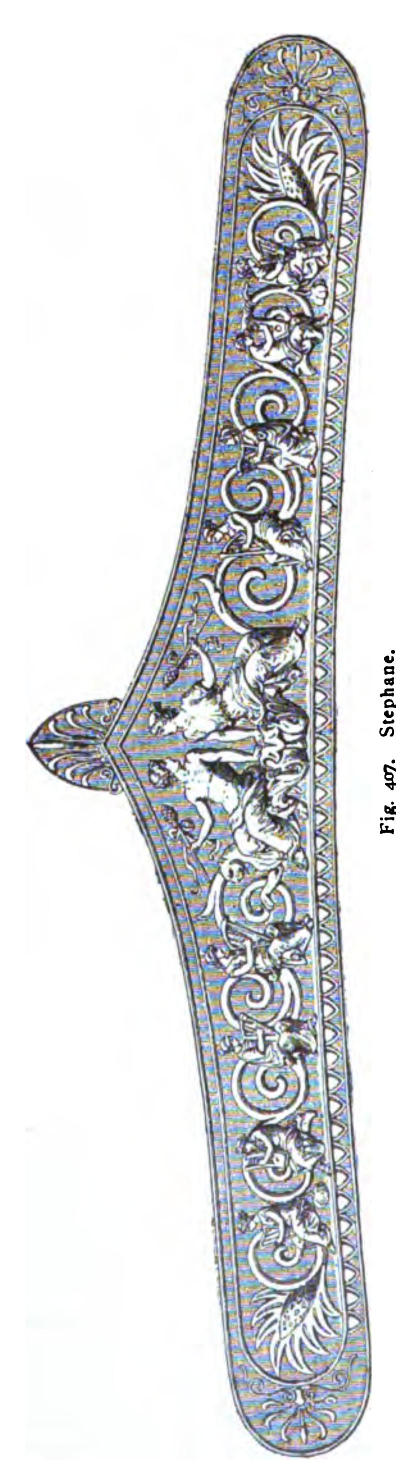
Fig. 406. Statue der Artemis.

geflecht zusammengesetzte Sandale des Apollo von Belvedere dargestellt ist. Oberhalb der letzteren ist die herzförmige Fibula besonders abgebildet. Einen recht deutlichen Begriff von der Anordnung des Riemenwerks giebt Fig. 402 und 403, letztere einem in Olympia gefundenen Fusse entnommen; man sieht bei letzterem deutlich, wie die vom Mittelstück ausgehenden Bänder durch die Seitenlaschen gezogen und kreuzweise über den Spann weggeführt werden. Fig. 404, ein in Gestalt eines Fusses mit Schuh gebildeter Behälter für Schminke, bildet vermöge der breiten Seitenlaschen schon den Uebergang zum eigentlichen Schuh. Häufig wurde übrigens unter dem Riemenwerk eine Art Gamasche, unsern Strümpfen entsprechend, getragen (vgl. Fig. 405). Die Sohle selbst erscheint übrigens, da dieselbe meistenteils aus mehreren Lagen von Rindsleder zusammengefügt war, auf plastischen Monumenten ungemein dick, wodurch diese an sich gefällige Fussbekleidung nicht selten eine fast an Plumpheit grenzende Schwerfälligkeit erhält.

Durch Hinzufügung eines geschlossenen Hackenleders, sowie eines an den Seiten der Sohle aufgenähten, bald schmaleren, bald breiteren Seitenleders, das mit Riemen über dem Fussblatte und um die Knöchel derartig zusammengeschnürt wurde, dass Zehen und Fussblatt unverdeckt blieben, war der Uebergang zur zweiten Klasse der Fussbekleidung, zu dem Schuh gegeben, auf die vielleicht die Bezeichnung *κοῖλα ὑποδήματα* anwendbar sein möchte. Die verschiedenen Formen dieser Beschuhung vergegenwärtigen uns die Darstellungen Fig. 400 No. 4, 5, 7, von denen die unter No. 5 der Statue eines seinen Schuh zubindenden Jünglings im Vatican angehört. Bei Fig. 400 No. 7, von der Statue des Demosthenes im Vatican entlehnt, wird die Zusammenschnürung des Seiten- und Hackenleders durch eine herabfallende Lasche bedeckt. Den vollkommen geschlossenen, oberhalb des Fussblattes gebundenen Schuh aber erblicken wir an den Füssen von Männern und Frauen auf vielen Monumenten (Fig. 400 No. 6). — Die dritte Art der Beschuhung bildet die Klasse der *ἐνδρομίδες*. Es waren dieses jedenfalls von Leder oder Filz gearbeitete, eng dem Fusse sich anschmiegende Stiefel, die, vorn offen, durch ein Schnürband zusammengehalten wurden. Namentlich ist dieser leichte Jagdstiefel, der dem indianischen Mokassin gleicht, der Artemis eigentümlich (Fig. 406). Ebenso erblicken wir solche Schnürstiefel an den Füssen des Pädagogen in der Niobidengruppe. Eine Draperie von Zeug schmückt meistenteils den oberen Rand des Stiefelschaftes. Absichtlich haben wir bei unseren Betrachtungen über die griechische Beschuhung die monumentalen Ueberlieferungen vorwiegen lassen, da die von den Schriftstellern für besondere Formen überlieferten Bezeichnungen und die dazu gegebenen Erklärungen, wie zum Beispiel für *ἐμβάς* und *κρηπίς*, sich teilweise widersprechen und ihre Erklärung durch die Bildwerke wohl durchweg dem Bereich der Konjekturen angehören würde. Erwähnt sei noch, dass in dem 7. Mimiambus des Herondas, wo ein Besuch zweier Frauen bei einem Schuhmacher geschildert wird, eine grosse Zahl von Schuhwerk aller Art benannt wird; leider sind wir ausser Stand, durch Bildwerke die einzelnen Unterarten nachzuweisen.

Schmuck- und Toilettengerät.

Zum Schluss unserer Betrachtung über die Tracht mögen einige Bemerkungen über Schmuckgegenstände Platz finden, für deren Erklärung, ausser durch die schriftlichen Zeugnisse, so manche in griechischen Gräbern gefundene Geschmeide, sowie ihre oft mit besonderer Sorgfalt ausgeführte Darstellung auf antiken Denkmälern einen genügenden Anhalt bieten. Schon bei Homer werben die Freier mit goldenen, elektronbesetzten Busengeschmeiden, mit Agraffen, deren Zungen „schön in das gebogene Häklein eingreifen", mit Ohrgehängen und Halsketten um die Gunst der Penelope, und Hephaistos wird dort als der Verfertiger künstlich gearbeiteter Ringe und Haarnadeln erwähnt. Diese hier genannten Schmucksachen erscheinen auch in späteren Zeiten als ein wesentlicher Bestandteil der weiblichen Toilette, und viele von den uns erhaltenen


Fig. 407. Stephane.

Schmuckgegenständen beweisen, bis zu welchem Grade der Vervollkommnung die griechische Goldschmiedekunst in der Anfertigung dieser kleinen Zierrate es gebracht hatte. Die oft aus Goldfäden geflochtenen Haarnetze, sowie die mit Gold und Perlen verzierten Stephanen sind oben bereits erwähnt (vergl. Fig. 407, eine in Abydos gefundene schöne Stephane darstellend). Haarnadeln in der bei uns gebräuchlichen Form, sowie Scheitel- und Seitenkämme, die zum Festhalten des Zopfes, des Scheitels und der Locken dienen, kannten die Griechen nicht. Der aus Buchsbaumholz, Elfenbein oder Metall verfertigte Kamm (*κτείς*) der Griechinnen, den wir auf Vasenbildern mehrfach erblicken, wurde nur zum Auskämmen des Haares benutzt (vgl. Fig. 408). Für die Befestigung des Hinterhaares dagegen bediente man sich langer Nestnadeln, ähnlich den bei uns gebräuchlichen, deren Knopf oft als ein zierliches Bildwerk gestaltet erscheint. Als Beispiel haben wir Fig. 409 *a* eine in einem Grabe zu Pantikapaion gefundene, durch einen Hirschkopf verzierte Nestnadel beigebracht. Dass die Athener, wenigstens bis zur solonischen Zeit, sich goldener Cikaden zur Befestigung des Krobylos bedienten, ist schon oben S. 299 erwähnt worden.

Mit Kränzen und Binden das Haupt bei besonderen Veranlassungen zu schmücken war eine der heiteren Lebensanschauung der Griechen allgemein zusagende Sitte. Bekränzt führte der Bräutigam die Braut heim, mit einem Kranz geschmückt opferte der Grieche auf dem Altar, mit Myrtenkränzen im duftenden Haar, mit Rosen- und Veilchengewinden, die besonders in Athen beliebt waren, bekränzten sich die Trinkenden beim heiteren Gelage, und der Blumenmarkt (*αἱ μυῤῥίναι*) zu Athen bot stets in reichster Fülle frische Blumengewinde zur Schmückung des Hauptes sowie des Oberkörpers dar; denn auch diesen pflegte man mit Guirlanden (*ὑποθυμίδες*, *ὑποθυμιάδες*) zu schmücken

Auch Kränze von anderen Blumen, sowie von den Blättern des Epheu und der Silberpappel kommen nicht selten vor. Doch auch in ernsteren Lebensverhältnissen war der Kranz ein Schmuck und eine Auszeichnung des Mannes. Dem Sieger im Wettkampfe wurde er als Lohn zuerkannt; für den Archonten war der Myrtenkranz das Abzeichen seines Amtes; der Redner trug ihn, so lange er von der Rednerbühne herab zum Volke sprach, und Bürgern, die sich um das Wohl des Staates verdient gemacht hatten, wurde die Ehre der Bekränzung zu teil, eine Auszeichnung, die in Athen dem Perikles gewährt wurde, während sie dem Miltiades noch verweigert worden war. Mit frischen Myrten- und Epheukränzen endlich schmückten liebende Hände das Haupt

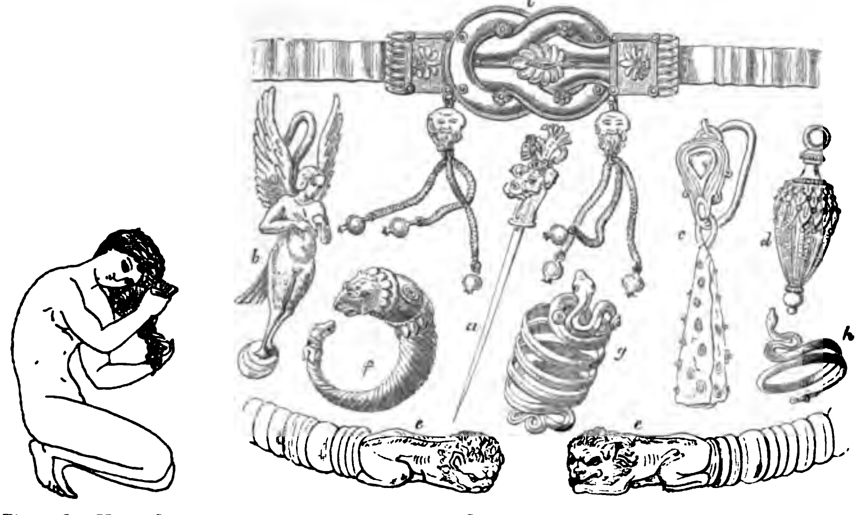


Fig. 408. Haarpflege. **Fig. 409. Schmuckgerät für Frauen.**

und die Bahre des Toten. Der Luxus aber, der jene als Belohnung der Bürgertugend geschenkten Kränze aus frischen Blättern in goldene umgewandelt hatte, verdrängte auch, bei den Reicheren wenigstens, jene leicht verwelklichen Blumengewinde, mit denen das Haupt des Toten geschmückt zu werden pflegte, und ersetzte sie durch unvergängliche goldene. Solche aus dünnem Goldblech gearbeitete Totenkränze sind mehrfach in Gräbern aufgefunden worden. Die Ausgrabungen der Grabhügel des alten Pantikapaion haben mehrere höchst zierliche Lorbeer- und Aehrenkränze zu Tage gefördert (Ouvaroff, Antiquités du Bosphore Cimmérien pl. IV); ein in Gold nachgebildeter Myrtenkranz wurde in einem Grabe auf Ithaka entdeckt (v. Stackelberg, Gräber der Griechen Taf. 72), und in manchen unserer Museen werden aus griechischen und römischen Gräbern stammende goldene Kränze aufbewahrt. Vor allen aber verdient ein zu Armento, einem Dorfe der Basilicata, gefundener und gegenwärtig in München befindlicher goldener Kranz von griechischer Arbeit Erwähnung (Fig. 410). Ein Eichenzweig bildet hier die Grundlage, zwischen dessen aus feinem Goldblech geschnittenen, teilweise restaurierten

Blättern mit blauem Schmelz ausgeführte Astern und Convolvolus, sowie Narzissen, Epheu, Rosen und Myrten sinnig untereinander verschlungen hervorblicken. Dieses Blumengewinde trägt zu oberst eine geflügelte Göttin, über deren mit Gräsern verziertem Haupte auf zartem Stengel eine Rose schwebt. Vier geflügelte nackte männliche und zwei weibliche bekleidete Genien, die



Fig. 410. Goldener Kranz aus Armento.

auf den Blumen sich wiegen, zeigen auf die Göttin hin. Diese aber steht auf einem von Blumen getragenen Postament, das die Inschrift trägt:

ΚΡΕΙΘΩΝΙΟΣ ΗΘΗΚΗ ΤΟΝ ΣΤΗΦΑΝΟΝ

Ohrringe (*ἐνώτια, ἐλλόβια, ἑλικτῆρες*) wurden in Griechenland nur von Frauen getragen, während sie bei den Persern, Lydern und Babyloniern bei beiden Geschlechtern üblich waren. Ihre Gestalt war mannigfach; in älterer Zeit aus runden, gewöhnlich mit Rosetten geschmückten Platten von nicht kleinem Durchmesser bestehend, die einen grossen Teil des Ohres verdeckten, wurden sie später massvoller gestaltet und bald in Form eines einfachen Ringes, bald in der von Ohrgehängen getragen. Für die ältere Form kann ein im Neapler Museum befindlicher Goldschmuck als Beleg dienen (Fig. 411), als

sonstige Beispiele haben wir unter Fig. 409 *b* ein auf Ithaka gefundenes goldenes Ohrgehänge in Gestalt einer die Doppelflöte in der Hand haltenden Sirene abgebildet, ferner einen mit Granaten besetzten Ohrring, dessen Enden einerseits in Gestalt eines Löwenkopfes, andererseits als Schlangenkopf geformt sind (Fig. 409 *f*), sodann unter Fig. 409 *c* einen in der Gegend von Pantikapaion entdeckten Schmuck in Form zweier Keulen, die an einem mit einem syrischen Granat verzierten Ohrring hängen, endlich unter Fig. 409 *d* eine aus derselben Gegend stammende goldene Ohrbommel, deren Form den bei uns gebräuchlichen gleicht. Andere Beispiele liefern die Vasenbilder, Münzen und geschnittenen Steine in grosser Zahl, während auf Werken der Bildhauerkunst (bei denen Schmucksachen häufig aus Gold und anderen Metallen angefügt waren) nur in seltenen Fällen der Schmuck erhalten ist.



Fig. 411. Ohrgehänge.

Halsketten (*περιδέραια, ὅρμοι*), Armringe für den Ober- und Unterarm (*ψέλια, ὄφεις*) und Ringe, die an den Beinen oberhalb der Knöchel getragen wurden (*πέδαι χρυσαῖ, περισκελίδες, περισφύρια*), erblicken wir mehrfach auf Denkmälern. Der Halsschmuck bestand entweder aus Ringen, die zu einer Kette verbunden waren, oder aus einem massiven, spiralförmig gedrehten Ringe aus Bronze oder edlen Metallen, ein namentlich bei den barbarischen Völkern beliebter Schmuck. Einen solchen *στρεπτὸς περιαυχένιος*, unstreitig aus griechischer Künstlerhand hervorgegangen, dessen Enden in Gestalt ruhender Löwen gearbeitet sind, veranschaulicht der unter Fig. 409 *e* dargestellte, in einem Grabe bei Pantikapaion aufgefundene Goldschmuck. Eine andere Art Halskette, in Vulci gefunden, die, wenngleich aus der Hand eines etruskischen Goldschmiedes hervorgegangen, dennoch nach griechischem Muster entstanden scheint, wird unter Fig. 412 veröffentlicht. Die darin eingeschlossenen Ohrringe anmutigster Form sind in Aegypten gefunden. Arm- und Beinringe waren meistenteils schlangenförmig gestaltet, daher für sie der Name *ὄφεις*.

Fingerringe, teils als Petschaft, teils als Schmuck zu tragen, war ein alter Gebrauch und galt zugleich als Zeichen des freien Mannes. Mit dem Siegelringe (*σφραγίς*) untersiegelte der Mann die von ihm ausgestellten Urkunden, versiegelte er sein Hab und Gut, und Solon belegte bereits die Fälschung des Siegels mit der Todesstrafe. Ueber das Alter der geschnittenen Steine bei den

Griechen lässt sich keine bestimmte Angabe machen, jedenfalls zeigen die Funde in Mykenae, Vaphio u. a., dass die Steinschneidekunst einer sehr frühen Zeit angehört. Der allgemeine Gebrauch der Siegelringe wurde die Veranlassung, auf die künstlerische Behandlung des Steines eine besondere Sorgfalt zu verwenden. Weniger Mühe scheint man auf die Fassung (*σφενδόνη*) verwendet zu haben, denn diese ist in den auf uns gekommenen vollständigen Ringen fast durchgängig höchst einfach.

Was zunächst die Steine betrifft, deren sich die griechischen Steinschneider bedienten, so wurden einmal solche vorzugsweise ausgewählt, deren Gefüge



Fig. 412. Halskette und Ohrringe.

nicht zu sehr dem Eindringen des Bohrers Widerstand leistete, und die bei der Behandlung nicht aussprangen; sodann aber wurde solchen Steinarten eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt, die entweder von reinem Wasser waren, oder durch verschiedenfarbige Flecke, Adern oder Lagen übereinander (*zonae*) sich besonders für buntfarbige Darstellungen ganzer Figuren oder einzelner Körperteile und Gewandstücke eigneten. Am häufigsten verwendet wurden der Karniol, Sarder, Chalcedon, Achat, Onyx, Jaspis und Heliotrop, seltener der Nephrit, Türkis, Bergkrystall, der silberglänzende Magneteisenstein, Amethyst, grüne Quarz und edle Serpentin. Von den eigentlichen Edelsteinen wurden nur wenige zum Schneiden benutzt, wie der Rubin, der ächte Saphir, der Smaragd, der grünliche Beryll, der orientalische Feldspatopal und der bläuliche ächte Aquamarin. Auch in Topas, Hyacinth, in syrischem und indischem Granat und endlich in Praser, der nach der Zeit Alexanders d. Gr. nach Griechenland kam, pflegten die Steinschneider zu arbeiten. Ausserdem verstanden es die Alten, in gefärbtem Glasfluss Edelsteine, namentlich den Sma-

ragd, nachzuahmen. Solche antike Glaspasten, deren Fabrikation, wie Plinius sagt, eine der gewinnreichsten aller betrügerischen Industrien bildete, die aber jedenfalls damals wie jetzt durch das Verlangen der Minderbegüterten nach Schmuck hervorgerufen war, finden sich zahlreich in allen Museen vor. Die Zartheit in der Bearbeitung dieser Steine, die Sauberkeit der Politur, die ungemeine Tiefe, bis zu der selbst die kleinsten Darstellungen häufig eingeschnitten erscheinen, berechtigen zu dem Schluss, dass die Alten bereits alle jene Werkzeuge, das Rad, die Demantspitze, den Demantstaub, ja sogar Vergrösserungsgläser, deren Erfindung die Neuzeit sich zuschreibt, gekannt haben müssen. Die Darstellung wurde entweder vertieft eingeschnitten, so dass die Steine zum Siegeln benutzt werden konnten, oder erhaben aus den oben erwähnten, aus mehreren verschiedenfarbigen Lagen bestehenden Steinen, dem Achat-Onyx und dem Sardonyx, herausgearbeitet. Jene werden Gemmen, ἀνάγλυφα, *gemmae sculptae, exsculptae* (Intaglio), diese ἔκτυπα, *gemmae caelatae,* oder mit einem

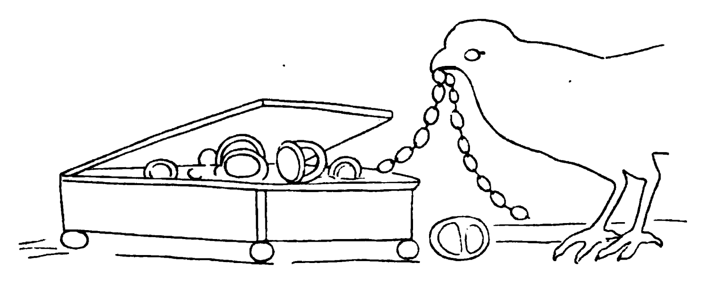


Fig. 413. Schmuckkästchen.

neueren Namen Cameen genannt. Letztere, nur für den Schmuck bestimmt, konnten in kleinerer Form in Fingerringe gefasst werden, während die grösseren zur Verzierung von Agraffen, Gürteln, Halsbändern, Waffenstücken angewendet, oder auch in die Aussenflächen von Vasen und Trinkbechern aus edlem Metall eingelassen wurden. Die grösste Blüte der Steinschneidekunst fiel in die Zeit Alexanders des Grossen, der sein Bildnis nur von Pyrgoteles in Edelstein schneiden liess, wie er sich nur von Lysippos in Stein gehauen und nur von Apelles in Gemälden dargestellt sehen wollte. Für die Liebhaberei an solchen Steinen, die bei den Griechen und Römern sich über alle Schichten der Bevölkerung erstreckte, spricht hauptsächlich jene grosse Zahl von geschnittenen Steinen, die bald von vorzüglicher, bald von minder guter Arbeit in den Gräbern gefunden worden sind. Auch die beiden unter Fig. 409 *g*, *h* abgebildeten goldenen und mit Granaten besetzten elastischen Ringe, die in ihrer Gestalt jenen schlangenförmigen Opheis (S. 313) gleichen, wurden in einem Grabe zu Ithaka entdeckt (vgl. Fig. 413, einen Kasten mit Ringen und anderen Schmucksachen darstellend, aus dem ein Vogel eine Kette herauszieht).

Für die Ausschmückung des um die Hüften geschlungenen Gürtels endlich mag ein in einem Grabe auf Ithaka gefundenes Exemplar (Fig. 409 *i*) als Beleg dienen; es besteht aus Bändern von Goldblech, die durch einen mit Goldzierraten und eingesetzten Hyazinthen reich geschmückten Verschluss mit-

einander verbunden sind. Unterhalb desselben hängen an Ringen zwei Silenmasken, an denen drei mit Granatäpfeln geschmückte goldene Kettchen befestigt sind.

Zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen trugen namentlich in Athen die Frauen einen Sonnenschirm (σκιάδειον), oder liessen ihn sich von Sklavinnen über den Kopf halten. Bei den panathenäischen Festzügen lag sogar den Töchtern der Metoiken dieser Dienst des Schirmhaltens (σκιαδηφορεῖν) ob. Solche Schirme, die in ihrer äusseren Form zwar den bei uns gebräuchlichen ähnlich sind, aber wohl nicht zusammengelegt werden konnten, erblicken wir mehrfach auf Spiegeln und Vasenbildern (Fig. 414 *a*); diese Form war unstreitig die allgemein übliche. — Nicht minder häufig begegnen wir auf Vasenbildern und bei Terrakottenfigürchen einem einfachen, blattförmig gestalteten und buntbemalten, oder auch aus Zeug und Elfenbeinstäbchen oder aus Pfauenfedern zusammengesetzten Fächer (σκέπασμα), Fig. 414 *b*, *c*, Fig. 415.

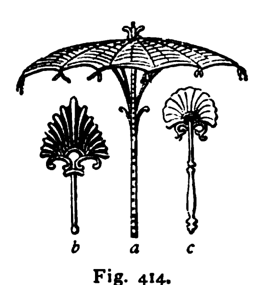


Fig. 414.
Sonnenschirm und Fächer.

In die übrigen Toilettengeheimnisse der griechischen Frauenwelt einzudringen, kann hier nicht der Ort sein. Nur so viel wollen wir erwähnen, dass

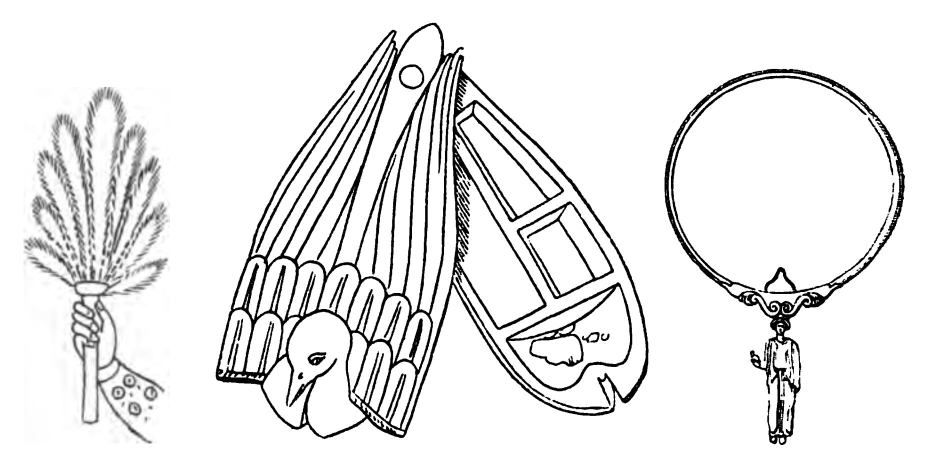


Fig. 415. Federfächer. Fig. 416. Schminkbüchse. Fig. 417. Handspiegel.

die Griechinnen sich bereits der Schminke als Verschönerungsmittel bedienten. Vielleicht bedurften sie bei ihrem eingezogenen Leben eben solcher Mittel, ihre blasse Gesichtsfarbe dem Manne gegenüber zu verbergen und wandten zu diesem Behufe teils Bleiweiss (ψιμύθιον), teils den roten Mennig (μίλτος) oder eine aus der Wurzel der ἄγχουσα bereitete rote Farbe an; auch erstreckte sich diese für die Gesundheit nachteilige Bemalung des Gesichts bis auf die Augenbrauen, für welche eine schwarze, aus pulverisiertem Spiessglanzerz (στίμμι στίμμις) oder eine aus Kienruss (ἀσβόλη) bereitete Farbe verwendet wurde. Ein zur Auf-

bewahrung von verschiedenfacher Schminke dienender Behälter, dem die Gestalt eines Fusses gegeben ist, ist oben (S. 308) abgebildet; einem gleichen Zweck hat Fig. 416 in der Gestalt eines Vogels gedient.

Als zur Toilette notwendig erwähnen wir hier auch noch den Spiegel, (*ἔνοπτρον, κάτοπτρον*): kreisrunde Scheiben aus blankpoliertem Metall, entweder ohne Griff oder von einem oft reich ornamentierten Griff getragen und nicht selten mit einem die Spiegelfläche schützenden Deckel versehen. Die Sitte, die Rückseite des Spiegels oder des Deckels mit eingegrabenen Zeichnungen zu zieren, wie solche bei den Etruskern allgemein üblich war, scheint bei den Griechen weniger beliebt gewesen zu sein; dagegen ist die Spiegelkapsel häufig mit schönen Reliefs geschmückt. Charakteristisch für die griechischen Spiegel erscheinen die geschmackvoll gearbeiteten Griffe, meistenteils die Figur der Aphrodite gleichsam als Ideal der sich schmückenden Frau darstellend (vergl. Fig. 417). Es gab übrigens auch Standspiegel, die allerdings in der Grösse nicht sehr von den Handspiegeln unterschieden sind. Fig. 418 giebt den Griff eines solchen Standspiegels in London. Auch hier ist Aphrodite mit den beiden schwebenden Eroten zum Schmuck verwendet.



Fig. 418. Spiegelgriff.

Das Tragen des Stockes (*βακτηρία*, auch *σκῆπτρον*) scheint eine ziemlich allgemein verbreitete Sitte gewesen zu sein. Die grosse Länge der bald glatten, bald knotigen Krückstöcke (vgl. Fig. 375), denen wir auf Denkmälern begegnen, scheint aber darauf hinzudeuten, dass sie vorzugsweise als Stützpunkt für den Körper im Stehen gedient haben. So erblicken wir sehr häufig auf Denkmälern ältere und jüngere Männer, die ihren Oberkörper auf die Krücke des gegen den Boden gestemmten Stockes lehnen. — Von diesem Stocke verschieden war jener lange, an seiner Spitze bald mit einem Knopfe, bald mit einer Blume verzierte Lanzenstab, das eigentliche Skeptron (*σκῆπτρον*), das schon bei Homer als ein Zeichen göttlicher Gewalt und der von den Göttern abstammenden Herrscher erscheint; es erbte bei den Fürstengeschlechtern fort. Ebenso war das Skeptron das Symbol richterlicher Gewalt; ihn trugen die Gesandten, und der Herold übergab ihn dem jedesmaligen Redner in der Ratsversammlung. Auf Bildwerken, wie auf dem dreiseitigen Altar im Louvre, erscheint das Skeptron häufig als Attribut von Gottheiten, aus ihm entstand der bei weitem kürzere Feldherrnstab, den die Neuzeit vom Altertum angenommen hat.

Das Leben der Frauen.

Von der Lage, welche die Gynaikonitis in der Anordnung der häuslichen Räumlichkeiten einnahm, ist Seite 193 gesprochen worden. Hier mag es vergönnt sein, einen Blick auf das Leben und Treiben der Bewohnerinnen dieser Gemächer zu werfen. Den Frauen und Jungfrauen, den Kindern, so lange sie noch der weiblichen Pflege bedurften, sowie den Sklavinnen waren die Räume der Gynaikonitis als Aufenthalt angewiesen. In ihr verlief das antike Frauen- und Familienleben, soweit letzterer Ausdruck überhaupt auf das griechische Altertum anwendbar ist. Ein Ueberschreiten dieser räumlich enggezogenen Grenzen gab es nicht, da Gesetz und Sitte achtbaren Frauen nur in wenigen Fällen ein Heraustreten in die Oeffentlichkeit gestatteten.

Von frühester Kindheit an auf die Frauengemächer beschränkt, wuchs das Mädchen bei einem höchst unvollkommenen Unterricht heran. Nur die Beaufsichtigung des Hauswesens, die Beschäftigung mit weiblichen Handarbeiten oder die Sorge für die Toilette brachten einige Abwechselung in die Eintönigkeit des häuslichen Lebens. Jede Verbindung mit der Aussenwelt, namentlich die durch freieren Verkehr mit dem anderen Geschlecht sich bildende geistige Anregung und Entwickelung fehlten gänzlich. Und führten selbst gewisse gottesdienstliche Feierlichkeiten die Jungfrauen in die Oeffentlichkeit, so konnten derartige Veranlassungen, bei denen die Frauen von den Männern abgesondert waren, für ihre Bildung von keinen nachhaltigeren Folgen sein, höchstens dass dadurch Gelegenheit zu gegenseitiger Bekanntschaft gegeben wurde. Selbst die Verheiratung brachte in dieser Zurückgezogenheit der Frauen keine wesentliche Veränderung hervor. Es war eben nur ein Tausch der Gynaikonitis des elterlichen Hauses mit der des Gatten. In dieser aber waltete die Frau unumschränkt als *οἰκοδέσποινα* in der freilich engen Sphäre häuslicher Thätigkeit. Ein geistiges Zusammenleben mit dem Manne fand nicht statt; es fehlten mithin dem griechischen Hause alle jene Bedingungen, die wir als wesentlich für das Familienleben erachten. Zwar hielt der Mann streng auf die makellose Ehre seines Hauses und wusste sie durch Gynaikonomen, ja selbst durch Schloss und Riegel zu wahren, aber dennoch war die Gattin ihrem Manne nur die Mutter einer legitimen Nachkommenschaft, die Erhalterin des Hauswesens, und ihre Leistungen standen in seinen Augen mit denen einer treuen Haussklavin etwa auf gleicher Stufe. Schon in der vorhistorischen Zeit, in der die Stellung im allgemeinen eine würdigere gewesen zu sein scheint, wird ihnen die Besorgung des Hauswesens als der ihnen allein geziemende Wirkungskreis angewiesen. So weist Telemach seine Mutter mit den Worten in die Frauengemächer zurück:

> Auf, zum Gemach hingehend besorge du deine Geschäfte,
> Spindel und Webstuhl und gebeut den dienenden Weibern,
> Fleissig am Werke zu sein. Für das Wort liegt Männern die Sorg' ob.

In späterer Zeit, als durch die staatlichen Veränderungen das Privatleben vollkommen in der Oeffentlichkeit aufging, wurde diese die eigentliche Heimat



des Mannes, dieser mithin mehr und mehr der Gattin und dem Familienleben entfremdet. Freilich berechtigt uns diese Zurücksetzung der Frauen keineswegs zu der Annahme, dass es nicht auch wahrhaft glückliche Ehen in Griechenland gegeben habe, in denen den Mann innige Zuneigung an den heimischen Herd fesselte; im allgemeinen aber galt der von den alten Philosophen, sowie in der Gesetzgebung mehrfach ausgesprochene Grundsatz, dass das Weib als der von Natur schwächere Teil nicht mit dem Manne als gleichberechtigt angesehen werden könne, in bürgerlicher Stellung mithin als unmündig zu betrachten sei. Wir hatten freilich bei dieser kurzen Schilderung der Stellung der griechischen Frauen besonders den durch die Züchtigkeit seiner Jungfrauen und Frauen bekannten ionisch-attischen Stamm im Auge. Wenn aber der Dorismus, wie wir ihn namentlich in der spartanischen Verfassung kennen lernen, im Gegensatz zu der Zurückgezogenheit der Frauen in Attika den Jungfrauen volle Freiheit liess, sich öffentlich zu zeigen und durch Leibesübungen ihren Körper zu stählen, so entsprang diese Freiheit weniger aus dem Gesichtspunkte einer höheren Gleichstellung des weiblichen Geschlechts gegenüber dem männlichen, als vielmehr aus der Absicht, den weiblichen Körper für die Erzeugung einer gesunden Generation zu kräftigen.



Fig. 419. Spinnerin.

Wie schon oben gesagt, war nächst der Sorge für die leibliche Nahrung das Spinnen und Weben die Hauptbeschäftigung für die weiblichen Hausbewohner. Schon bei Homer sehen wir selbst die Frauen der Edlen diesen häuslichen Geschäften sich unterziehen, und diese Sitte, im Hause selbst die notwendigen Kleidungsstücke von den Frauen anfertigen zu lassen, erhielt sich bis in die späteren Zeiten, wenn auch hier und da der gesteigerte Verbrauch sowie die Entartung der Frauen die Entstehung besonderer Werkstätten und Fabrikorte für diesen Kunstbetrieb notwendig machten. Auch die antike Kunst hat diese häuslichen Verrichtungen vielfach zum Vorwurf ihrer Darstellung gemacht. Die attische Athene Ergane und Aphrodite Urania, die argivische Hera, die Geburtsgöttin Ilithyia, Persephone und Artemis, sie alle schmückte die antike Kunst als Schicksalsgöttinnen, die den Lebensfaden der Sterblichen spannen, und zugleich als Beschützerinnen weiblicher Werkthätigkeit mit dem Attribute häuslichen Wirkens und Schaffens, mit dem Spinnrocken. Sind nun auch nur wenige Monumente mit der Darstellung dieser spinnenden Gottheiten auf uns gekommen, so nehmen wir doch gern dafür Bilder sterblicher Spinnerinnen, mit denen Gefässmaler die Gefässe zierten. Hier eines derselben. Wir erblicken (Fig. 419) eine weibliche Figur, welche das gesponnene Garn von der Spindel in den am Boden stehenden Kalathos abwickelt. Schon bei Homer finden wir den Spinnrocken (*ἠλακάτη, colus*) mit der dazu gehörigen Spindel (*ἄτρακτος, fusus*) in den Händen der edlen Frauen; letztere bestand aus der Stange mit einem Häkchen an ihrer Spitze zum Festhalten des Fadens und war an ihrem unteren Ende zum Drehen des Fadens mit dem Wirtel (*σφόν-*

ϑυλος, verticillus, turbo) versehen. So erhielt Helena als Geschenk einen silbernen Korb zur Aufbewahrung des Garns mit einer goldenen Spindel. Der Spinnrocken mit dem Wollen- oder Flachsballen wurde mit der linken Hand oder unter dem linken Arm gehalten, aus diesem sodann mit dem angefeuchteten Daumen und Zeigefinger der Rechten der Faden herausgezogen, an dem Haken der Spindel befestigt und diese mittelst des Wirtels in rotierende Bewegung gesetzt, wodurch der ausgezogene Faden zusammengedreht wurde. Das Gespinnst (*κλωστήρ*) wurde schliesslich von der Spindel gewöhnlich auf einen Knäuel gewickelt und sodann am Webstuhl oder Stickrahmen verarbeitet.

Was die Weberei (*ὑφαντική*) betrifft, so wissen wir schon aus Homer, dass nächst dem Spinnen das Geschäft des Webens zu den Hauptbeschäftigungen der Frauen gehörte. Schon in jener Zeit muss die Webekunst auf einer hohen Stufe gestanden haben, denn wir können nicht zweifeln, dass in Penelopes Kunstweberei zugleich der Standpunkt der damaligen Weberei überhaupt geschildert worden ist. Auch in der historischen Zeit verblieb das Weben und die Anfertigung der männlichen und weiblichen Kleidungsstücke für den eigenen Haushalt wohl vorzugsweise bei der weiblichen Hausgenossenschaft; in einigen griechischen Staaten waren sogar Korporationen von Frauen gesetzlich gebunden, die Festgewänder für die Schmückung gewisser Kultusbilder zu weben. So lieferte bei den alle vier Jahre wiederkehrenden Panathenäen eine dazu bestimmte Schaar attischer Jungfrauen, *ἐργαστῖναι* genannt, einen kunstreich gewebten Peplos für das Standbild der Athena im Parthenon, in welchen die Bildnisse derjenigen Männer eingewebt waren, die sich dieser Ehre würdig (*ἄξιοι τοῦ πέπλου*) gemacht hatten; diese panathenäischen Peplen waren somit für Athen gleichsam eine Chronik in Bildern. Die Auswahl der Bilder und die Prüfung der Modelle gehörte ursprünglich zu den Obliegenheiten der Bule, später der zur Abhaltung der Panathenäen ernannten Kommission von zehn Männern. Für das Standbild der Hera zu Olympia hatte eine Korporation von sechszehn Matronen die Aufgabe, den Peplos zu weben; in Sparta hatten die Frauen einen selbstgewebten Chiton dem uralten Standbilde des amykläischen Apollo jährlich darzubringen, und in Argos mussten die jungen Frauen aus den edelsten Familien für die Artemis ein Festgewand weben.

Ueber die Einrichtung des antiken Webstuhles, namentlich des horizontalen, sind wir freilich nicht genau unterrichtet, können aber unter Zuhilfenahme der heutzutage geübten Technik in der Weberei uns die antike Webekunst im grossen und ganzen vergegenwärtigen (vgl. Schröder, Zu den Webstühlen der Alten. Arch. Zeitung 1884 S. 169). — Von den beiden im Altertum vorkommenden Formen des Webstuhles, des vertikalen und horizontalen, war die des senkrecht stehenden (*ἱστὸς ὄρϑιος, tela pendula, tela stans*) die ältere; über ihre Einrichtung werden wir durch ein Vasenbild aus Chiusi (Fig. 420) unterrichtet, aber nur im allgemeinen, da der Vasenmaler mit seinem Bild natürlich nicht die genaue Wiedergabe eines Webstuhls beabsichtigt hat, sondern nur die Erinnerung an einen solchen hervorrufen wollte.

Wir sehen hier Penelope in Schmerz versunken vor dem mit ihrer angefangenen Arbeit bezogenen Webstuhle sitzen und, wie es scheint, der Rede

des vor ihr stehenden Telemachos lauschen. Der hohe, den ganzen Hintergrund des Bildchens einnehmende aufrechtstehende Webstuhl besteht aus zwei senkrechten, an ihren unteren Enden zugespitzten Pfosten (*ἱστόποδες, κελέοντες*), die oben durch einen Querbaum mit einander verbunden sind. An einem etwas tiefer liegenden zweiten Querbaum sind die Fäden der Kette oder des Aufzugs (*στήμων, stamen*) parallel neben einander befestigt und durch konisch geformte Thongewichte (*ἀγνῦθες, λεῖαι, pondera*) unten beschwert und dadurch straff angezogen. Freilich entziehen sich auf unserm Bilde die an den Querbaum befestigten Fäden unsern Blicken, da der Vasenmaler das bereits vollendete, mit ornamentierten Längenstreifen geschmückte Stück des Gewebes bis zur



Fig. 420. Der Webstuhl.

Höhe eines mit geflügelten Menschen- und Tiergestalten eingewebten Transversalstreifens als um den Querbalken aufgerollt dargestellt hat. Welchen Zweck die tiefer liegenden Querhölzer gehabt haben, ist nicht ganz klar; ebenso ist die Bestimmung der im obersten Querbalken befestigten Pflöcke und Schrauben nicht ganz deutlich; vielleicht haben sie dazu gedient, das aufgerollte fertige Gewebe festzuhalten. Soweit unser Bild. Um nun den Einschlag, d. h. die horizontalen Fäden (*κρόκη, subtemen*) durch die Kette zu führen, wurden die ungeraden (1, 3, 5, 7, 9 ff.) und die geraden (2, 4, 6, 8, 10 ff.) Kettenfäden durch Schlingen oder Litzen je an zwei Rohrstäben (*κανών, κάλαμος, arundo*) befestigt, letztere sodann von der Weberin abwechselnd zu sich herangezogen und durch die dadurch entstandene Oeffnung der Einschlagsfaden entweder mit der Nadel oder dem Weberschiffchen (*κερκίς, radius, pecten*) in wagrechter Richtung durch die Kette geworfen (*κρόκην διάγειν, διαβάλλειν, κερκίζειν, subtemen inserere*). Schliesslich dichtete die Weberin mit einem hölzernen Instrument (*σπάθη, spatha*) oder einer Art Kamm die Einschlagsfäden je nach

Bedürfnis zu einem festeren oder loseren Gewebe. — Der, wie es heisst, in Aegypten erfundene horizontal liegende Webstuhl verbreitete sich von dort über den Occident; wir sind jedoch von seiner Einrichtung, die wohl mit der unserer heutigen Webstühle im wesentlichen übereingestimmt haben mag, keineswegs zur Genüge unterrichtet, da die Deutung der bei den alten Schriftstellern vorkommenden technischen Ausdrücke bisher eine noch durchaus zweifelhafte ist. Schliesslich wollen wir nur noch erwähnen, dass gemusterte Zeuge, die auf Vasen und Wandbildern häufig vorkommen, durch die verschiedene Färbung der Ketten- oder Einschlagsfäden hergestellt worden sind.

Neben der Kunst, durch Weben Stoffe mit Mustern und figürlichen Darstellungen auszuschmücken, besassen die Frauen auch die verwandte Kunst, durch Stickerei vermöge der Nadel und bunter Fäden die Gewänder gleichsam zu bemalen; daher der griechische Ausdruck ποικίλλειν und der lateinische *acu*



Fig. 421. Stickerin.



Fig. 422. Wäschelegen.

pingere für die Kunst des Stickens, und mehrfach begegnen wir auf Vasenbildern Frauen, die an dem auf ihren Knieen ruhenden Stickrahmen mit Tapisseriearbeit beschäftigt sind (Fig. 421).

Im Anschluss an diesen Zweig weiblicher Thätigkeit fügen wir noch ein ansprechendes Vasenbild (Fig. 422) hinzu, das uns in das Innere eines Frauengemaches versetzt. Zwei in reich gestickte Gewänder gekleidete Mädchen sind damit beschäftigt, ein sternengesticktes Gewand zusammenzufalten, vielleicht einen Teil der Aussteuer für die links von dem Beschauer erscheinende Jungfrau. Andere Gewänder hängen teils neben dem Spiegel an der Wand, teils liegen sie aufgetürmt auf dem Stuhl, und die auf der rechten Seite aufgestellte mächtige Truhe mag noch eine Auswahl anderer für die Ausstattung bestimmter Gewänder enthalten. Eine hiermit verwandte Beschäftigung der Frau zeigt uns ein anderes Vasenbild (Fig. 423). Vor einem langen Tisch, auf dem ein mit karriertem Muster hergestellter Stoff zum Teil, wie es scheint, aufgerollt liegt, steht halb übergebeugt eine Frau in der Haustracht (Chiton, Haube); sie hat mit beiden Händen die Enden ihres Ueberschlags gefasst, um damit auf dem Stoffe Mass zu nehmen. Eine zweite Haube, ähnlich der, welche sie auf dem Kopfe trägt, hängt an der Wand.

Die zweite Seite der Beschäftigung der Frauen, die Sorge für die leibliche Nahrung, können wir hier nur andeutungsweise berühren. Alle hier einschlagenden schwereren Arbeiten, namentlich das Mahlen des Getreides auf der Handmühle, wurden von Sklavinnen besorgt. So waren im Palaste des Odysseus an den zwölf Handmühlen ebenso viel kräftige Sklavinnen angestellt, die den ganzen Tag über Gerste und Weizen für die zahlreichen Gäste zu mahlen hatten. Die Handmühle aber (*μύλη, χειρομύλη*) bestand im frühesten Altertume aus einem flachen Stein, auf dem das Getreide mit einem kleineren Steine zerquetscht wurde; später aus zwei runden aufeinander liegenden Steinen, von denen der obere über dem unteren gedreht und dadurch das durch eine Oeffnung eingeschüttete Getreide zermalmt wurde. Ebenso war das Backen und Braten des Fleisches am Spiesse ein Amt der Diener oder der Sklavinnen. Ihrer gab es in jedem begüterten Hause mehrere, die teils die eben gedachte Hausarbeit zu besorgen hatten, teils als Zofen zur unmittelbaren Bedienung der weiblichen Mitglieder der Familie bestimmt waren oder sie auf ihren Ausgängen zu begleiten hatten, da der Anstand erheischte, dass achtbare Frauen nur in Begleitung mehrerer Sklavinnen das Haus verliessen. Wie weit sich aber die Damen des Hauses überhaupt an der Beaufsichtigung der Küche beteiligt haben, darüber verlautet nichts. So viel aber steht fest, dass in späteren Zeiten männliche, zu diesem Zwecke gekaufte oder gemietete Sklaven als Köche die weiblichen Dienstboten verdrängten.



Fig. 423. Das Massnehmen.

Die Betrachtung zahlreicher Darstellungen aus dem Altertum, die von badenden, sich schmückenden, spielenden und tanzenden Frauengestalten belebt sind, führt uns noch zu einer anderen Seite des antiken Frauenlebens. War es in den Augen der attischen Jungfrau mit der feineren Gesittung nicht vereinbar, sich gleich der spartanischen im kurzgeschürzten Chiton durch gymnastische Spiele zu kräftigen, so ist doch anzunehmen, dass ausser den täglichen Waschungen auch das erfrischende Bad der Toilette vorangegangen sei. Die Vasenmalerei hat auch aus diesem Gebiete vielfach Stoff geschöpft. Hier zeigt sich eine Dienerin, die den Inhalt einer Hydria über den Rücken der vor ihr hockenden unbekleideten Herrin ausgiesst; dort eine Schöne, die mit der Hand den kühlen Wasserstrahl auffängt, der aus einer Panmaske in das darunter stehende Becken strömt, während das am Boden liegende Alabastron und der Kamm auf die Toilette nach dem Bade hindeuten (Panofka, Bilder antiken Lebens. Taf. XVIII 10. 11). Am interessantesten aber ist un-

streitig die Darstellung auf einer volcenter Amphora des Museums in Berlin, die uns einen Einblick in die innere Einrichtung eines griechischen Badezimmers gewährt. Wir erblicken hier ein in dorischem Stil erbautes Badehaus. Durch eine Säulenstellung ist der innere Raum in zwei gesonderte Badezellen geteilt, deren jede zwei badende Frauen aufnimmt. Das Wasser wird wahrscheinlich durch die hohlen Säulen in die Höhe getrieben; zierlich geformte Eber-, Löwen- und Pantherköpfe bilden die Mündungen der Hähne und speien einen feinen Staubregen auf die Badenden, den diese in verschiedenen Stellungen auf sich herabströmen lassen. Noch machen wir darauf aufmerksam, dass die Haare der Badenden in feste Zöpfe zusammengeknotet sind, um sie bei der darauf folgenden Toilette leichter auflösen zu können. Zwischen den Säulen angebrachte Stäbe dienen zum Aufhängen der zum Abtrocknen bestimmten Badetücher. Unstreitig stellt das Bild das Innere einer öffentlichen Badeanstalt für Frauen dar, die wohl in den meisten Städten Griechenlands und der Kolonien bestanden haben.



Fig. 424 und 425. Toiletten.





Fig. 426. Toilette.



Fig. 427. Die Toilette der Herrin.

Die dem Bade nachfolgende Toilette finden wir gleichfalls häufig bildlich dargestellt, so auf Fig. 424 eine Frau, die sich die Haare kämmt, in Fig. 425 eine andere, die mit dem Stäbchen sich Salbe in die Haare streicht. Auch die Frau Fig. 426 ist mit ihrer Schmückung beschäftigt, sie giesst aus einem kleinen dickbauchigen Gefäss Oel in ein Alabastron. Ebenso führt uns Fig. 427 ins Frauengemach und zeigt uns die Herrin bei der Toilette. Sie ist mit einem

engärmlichen ionischen Chiton bekleidet, über den sie noch einen dorischen Chiton und den Peplos gelegt hat, aber noch sind ihre Füsse unbekleidet, zum Zeichen, dass ihre Toilette noch nicht ganz vollendet ist; auf der rechten Hand hält sie, wie es scheint, einen kleinen zahmen Vogel; die eine Dienerin scheint mehrere Salben zur Auswahl gebracht zu haben, während die andere mit einem Fächer der Herrin Kühlung zufächelt. Die Vorbereitung zum Ausgehen zeigt uns weiter Fig. 428. Hier hat sich die Frau über dem Chiton schon mit dem Peplos bekleidet; vor ihr kniet eine Dienerin, um ihr die Sandalen anzulegen, während eine andere im Schmuckkästchen den nötigen Schmuck bereit hält.

Ueber die Pflege der Musik, die sicherlich vielfach helfen musste, das Leben in der Gynaikonitis zu erheitern, über Spiel und Tanz wird weiter unten gehandelt werden. Ein willkommener Zeitvertreib war den Frauen die Beschäftigung mit Tieren (vergl. Fig. 427), von denen die Gänse schon seit den Zeiten der Penelope (Odyss. XIX 536) besonders beliebt waren:



Fig. 428. Vor dem Ausgehen.



Fig. 429. Häusliche Beschäftigung.

Zwanzig Gänse hab ich in meinem Hause, die fressen
Weizen mit Wasser gemischt, und ich freue mich, wenn ich sie ansehe.

vergl. Fig. 429, wo eine Frau aus einer Schale zwei Gänse füttert.

Besonders beliebt war bei den Frauen und Mädchen das Ballspiel, als dessen Vertreterin Nausikaa schon im Homer erscheint; glaubte man doch, dass durch dieses Spiel den Mädchen eine anmutige Haltung zu teil würde. Als ein dem weiblichen Geschlecht wohl ausschliesslich zukommendes Spiel haben wir die Schaukel (*αἰώρα*) zu betrachten. In Athen wurde sogar zum Andenken an das Schicksal der Erigone, der Tochter des Ikarios, ein Versöhnungsfest gefeiert, an dem die Jungfrauen sich der Freude des Schaukelns überliessen. Auch von diesem Spiele liefern die Vasenbilder eine Reihe von Darstellungen, die, selbst wenn Eros als Schwinger der Schaukel dargestellt ist,

jedenfalls auf menschliche Verhältnisse gedeutet werden müssen. Vgl. Fig. 430, wo ein gewöhnlicher Sessel durch zugefügte Stricke zu einer Strickschaukel verwendet ist, während Fig. 431 eine Brettschaukel zeigt, auf der Eros zwischen zwei Mädchen das Gleichgewicht hält.

Wohl der ernsteste Augenblick im Frauenleben war der, wo die Jungfrau das elterliche Haus verliess, um als rechtmässige Gattin (*γαμετή*, homer. *κουριδίη ἄλοχος*) einem eigenen Haushalte vorzustehen. Im allgemeinen ist anzunehmen, dass bei der damals herrschenden Ansicht über die Ehe nur in seltenen Fällen wahre Neigung den Bund der Ehe schloss, dass vielmehr die Rücksichten auf eine legitime Fortpflanzung des Geschlechts (*παιδοποιεῖσθαι γνησίως*) für den Mann der Grund zur Verheiratung wurde. Der Dorismus stellte diesen Grundsatz



Fig. 430. Strickschaukel.

unverhüllt hin, und auch das übrige Griechentum hatte ihn angenommen, wenngleich durch ein feineres Gefühl für eine tiefere sittliche Bedeutung der Ehe gemildert. Bei der Abgeschlossenheit des Lebens der attischen Jungfrau konnten weniger der innere Wert oder die körperlichen Reize eines Mädchens auf die Wahl des Bewerbers bestimmend einwirken, als vielmehr die Frage über die Ebenbürtigkeit und die Vermögensverhältnisse der Eltern der Jungfrau. Denn nur eine attische Bürgerstochter (*ἀστή*) durfte ein attischer Bürger (*ἀστός*) freien, nur die aus einer solchen Ehe stammenden Kinder waren vollbürtig (*γνήσιοι*), während die Ehe mit einer *ξένη* oder die eines *ξένος* mit einer attischen Bürgerstochter dem Konkubinat gleichstand und die einer solchen Ehe entsprossenen Kinder vor dem Gesetze als *νόθοι* betrachtet wurden. Dass es freilich Ausnahmen von dieser Regel gab und die Gesetze mannigfach umgangen wurden, ist bekannt. Die Vermögensverhältnisse der zukünftigen Schwiegereltern spielten natürlich bei der Bewerbung eines attischen Bürgers eine nicht unbedeutende Rolle. Bei der feierlichen Verlobung (*ἐγγύησις*), die jeder rechtsgültigen Ehe vorangehen musste, fanden herkömmlich die Verhand-

lungen über die der Braut bestimmte Mitgift (προίξ, φερνή) statt; denn die Stellung einer Frau, die dem Manne eine reiche Aussteuer zubrachte, war demselben gegenüber eine ganz andere, als die einer mittellosen. Deshalb geschah es auch nicht selten, dass Töchter unbemittelter, aber wohlverdienter Bürger vom Staat oder von einer Anzahl Bürger ausgestattet wurden. Während aber in der homerischen Zeit der Bräutigam mit reichen Geschenken um die Braut warb, hatte sich in späterer Zeit dieses Verhältnis in der Art umgekehrt, dass der Vater seiner Tochter die Mitgift mitgab, die teils in barem Gelde, teils in Kleidungsstücken, Schmuck und Sklaven bestand und im Fall einer Ehescheidung meistenteils an die Eltern der Frau zurückfiel. Was das heiratsfähige Alter anbetrifft, so stellt zwar Plato in seiner Republik für das Mädchen das

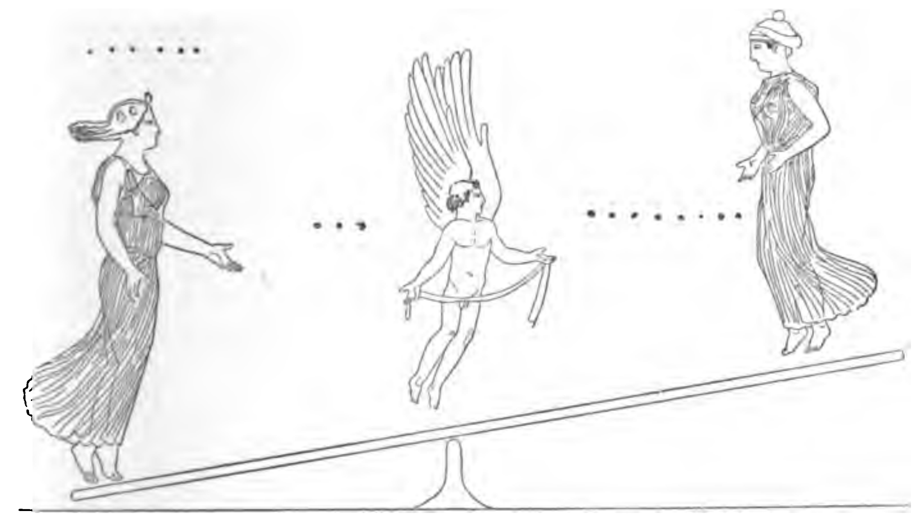


Fig. 431. Brettschaukel.

zwanzigste, für den Mann das dreissigste Jahr als den richtigen Zeitpunkt zur Schliessung einer Ehe hin, doch bestand eine bestimmte Regel dafür nicht. Ganz wie bei uns waren die Eltern froh, ihre Töchter jung verheiratet zu sehen, und ein etwas vorgeschrittenes Alter des Freiers war kein Hinderungsgrund für die Heirat.

Der Vermählung gingen Opfer voran, die den Schutzgöttern der Ehe (θεοὶ γαμήλιοι), vorzüglich dem Zeus Teleios, der Hera Teleia und der Artemis Eukleia, dargebracht wurden. Das Brautbad (λουτρὸν νυμφικόν) war die zweite Ceremonie, der sich Braut wie Bräutigam vor der Hochzeit unterziehen mussten. In Athen lieferte seit uralter Zeit die Quelle Kallirrhoe, die, seitdem sie von Peisistratos mit neun Röhrenleitungen versehen worden war, den Namen Enneakrunos führte, das Wasser für dieses Brautbad. Vergl. das oben Fig. 186 abgebildete Vasenbild, das nach der Inschrift die Kallirrhoe darzustellen scheint.

Nachdem nun am Hochzeitstage im Hause der Braut das Hochzeitsmahl (θοίνη γαμική) ausgerichtet war, bei dem gegen die sonst übliche Sitte Frauen

gegenwärtig waren, wurde die Braut im Festschmuck mit Eintritt der Dunkelheit aus ihrer mit Laubgewinden bekränzten Wohnung vom Bräutigam zu Wagen heimgeführt. Auf diesem hatte die Braut ihren Platz zwischen dem Bräutigam und dem Brautführer (*παράνυμφος, πάροχος*), einem vertrauten Freunde oder Verwandten des Bräutigams. Unter Anstimmung des Hymenaios mit Flötenbegleitung und unter freudigem Zuruf aller Begegnenden bewegte sich der Zug bis zum laubgeschmückten Hause des Gatten. Die Mutter der Braut aber schritt mit den Hochzeitsfackeln, die am heimischen Herde angezündet waren, hinter dem Brautwagen einher, denn es galt als ein alter Brauch, dass die Mütter ihren Töchtern mit der Brautfackel das Geleit in die neue Wohnung gaben. An der Thür des jungen Gatten erwartete dessen Mutter mit angezündeten Fackeln das junge Paar. War das Hochzeitsmahl nicht schon im Hause der Braut abgehalten worden, so vereinigte sich jetzt die Gesellschaft zum Festschmause, bei dem mit Hindeutung auf die erwünschte Fruchtbarkeit der Ehe Sesamkuchen (*πέμματα*) verteilt wurden; auch der von der Braut nach solonischem Gesetz zu verzehrende Quittenapfel trug dieselbe symbolische Bedeutung. Nach beendetem Schmause zogen sich die Neuvermählten in den Thalamos zurück, und hier entschleierte sich die junge Frau zuerst dem Gatten. Vor der Thür des Thalamos aber wurden Epithalamien angestimmt, von denen Theokrit in dem Brautliede der Helena uns eine so reizende Probe hinterlassen hat. Anfang und Schluss desselben lauten:

> Einst im Königspalast Menelaos des Blonden zu Sparta
> Stellten sich Mädchen im Chor an der neuverziereten Kammer,
> Tragend im weichen Gelock hyazinthene blühende Kränze;
> Zwölfe, die ersten der Stadt, die Krone lakonischer Weiber u. s. w.
> . . . .
> Alle sangen ein Lied nach einerlei Weisen und tanzten
> Mit verschlungenem Fuss, dass die Burg vom Brautgesang hallte u. s. w.
> . . . .
> Schlummert und haucht in die Brust euch süsses Verlangen und Liebe!
> Doch vergesset auch nicht am Morgen das Wiedererwachen:
> Wir auch kehren am Morgen zurück, wenn der erste der Sänger
> Recket den bunten Hals und krähet, erwachend vom Schlafe.
> Hymen, o Hymenaios, o jauchze dieser Vermählung!

Schliesslich erwähnen wir noch, dass, wie bei uns am Polterabend oder am Tage nach der Hochzeit das junge Paar Geschenke der Verwandten und Freunde entgegenzunehmen pflegt, auch in Griechenland die beiden Tage nach der Hochzeit (*ἐπαύλια* und *ἀπαύλια*) für die Empfangnahme der Hochzeitsgaben bestimmt waren. Erst nach diesen Tagen zeigte sich die junge Frau unverschleiert.

Die antike Kunst hat derartige Scenen aus dem hochzeitlichen Leben mehrfach dargestellt. Hier fesselt die Schmückung einer Braut unsere Aufmerksamkeit, dort vergegenwärtigen uns Hochzeitszüge die oben beschriebenen antiken Hochzeitsgebräuche. Vor allem verdient ein in der Casa Tiberina gefundenes, auf ein hellenistisches Vorbild zurückweisendes Gemälde (Fig. 432) hier erwähnt zu werden, in dem die Schmückung der Aphrodite nach dem Muster der Brautschmückung dargestellt wird. Die Göttin-Braut sitzt auf einem

kostbar verzierten und mit einem Kissen belegten Thronsessel, mit Chiton und Himation bekleidet und mit Ohrringen, Hals- und Armketten geschmückt; eine ihrer Dienerinnen hat ihr eben eine hochragende, mit Blütenkelchen geschmückte Krone aufs Haupt gesetzt und ist im Begriff, den von dieser herabhängenden Schleier um die Schultern zu ordnen, während Eros, das Szepter der Göttin



Fig. 432. Schmückung der Aphrodite.

haltend, beobachtend dabeisteht. Auch auf Vasen sind Brautscenen nicht selten. So sehen wir auf einer Reihe von archaischen Vasenbildern Bigen und Quadrigen mit dem Bräutigam und der verschleierten Braut, gefolgt von dem Paranymphos und umgeben von den weiblichen Verwandten und Freundinnen der letzteren, welche die Mitgift in Körben auf den Köpfen tragen. Hermes aber, der göttliche Geleitsmann und Herold, schreitet zurückblickend dem Zuge voran. Auf einem anderen Vasenbilde nähert sich der bekränzte Bräutigam, die ver-

schleierte Braut führend, zu Fuss seinem Hause, in dessen Thür die Nympheutria mit brennenden Hochzeitsfackeln den Zug erwartet. Ein dem jungen Paare voranschreitender Jüngling begleitet auf der Kithara den angestimmten Hymenaios, während die durch ihre matronale Tracht kenntliche Brautmutter mit der Fackel in der Hand den Zug schliesst. Vor allen anderen Darstellungen aber machen wir auf eine hochzeitliche Scene aufmerksam, die uns in jenem herrlichen, unter dem Namen der „Aldobrandinischen Hochzeit“ bekannten, 0,93 m hohen und 2,42 m langen Wandgemälde erhalten ist (Fig. 433)*). Wir haben hier drei Scenen vor Augen, die von dem Künstler nach Art der Reliefs in eine Linie gestellt worden sind. Dadurch, dass die gerade Richtung der Wand im Hintergrunde des Bildes durch zwei Pfeiler unterbrochen wird, wollte der Künstler wahrscheinlich Einsicht in zwei Gemächer der Gynaikonitis ermöglichen, zugleich aber eine Scene ausserhalb des Hauses dem Beschauer vergegenwärtigen. Das Bild soll uns demnach drei verschiedene bei der Hochzeit denkbare Momente vorführen. In dem Brautgemache sitzt auf einem mit schwellenden Polstern und Decken belegten Ruhebette, dessen Pfosten sich namentlich durch ihre zierliche Arbeit auszeichnen, die züchtig verschleierte Braut in halb zurückgelehnter Stel-



Fig. 433. Die sog. Aldobrandinische Hochzeit.

*) Dasselbe, unter Clemens VIII. (1592—1605) auf dem Esquilin entdeckt, wurde anfangs in der Villa des Kardinals Cintio Aldobrandini aufgestellt und im Jahre 1818, nachdem es mehrfach seinen Besitzer gewechselt hatte, vom Papst Pius VII. angekauft und in einem Seitenzimmer der vatikanischen Bibliothek in die Wand eingelassen.

lung. Neben ihr erscheint Aphrodite selbst oder Peitho, die Göttin der Ueberredung; denn der Myrtenkranz, der das Haupt dieser Gestalt umgiebt, sowie der den Körper nur halb verhüllende, faltenreiche Peplos geben der Vermutung Raum, dass der Künstler die Brautwerberin und Fürsprecherin des Bräutigams unter der Gestalt dieser Grazie gemalt habe. Den linken Arm hat sie um den Nacken des verschämt vor sich hinblickenden Mädchens gelegt und scheint mit süsser Rede demselben Mut und Vertrauen einzusprechen. In anmutiger Stellung lehnt sich links von dieser Gruppe auf einen Säulenschaft eine dritte weibliche Gestalt, deren herabgesunkener, nur durch ein Schulterband gehaltener Peplos die schönen Linien des nackten Oberkörpers enthüllt. Ihr Blick ruht auf der Braut, als ob sie den Erfolg der einschmeichelnden Rede der Peitho abwartet, während sie aus einem Alabastron das duftende Salböl zum Bade in eine Muschelschale träufelt. Sie ist wohl als Charis, die andere Dienerin der Aphrodite, zu deuten, die der Mythe nach ihre Gebieterin in dem heiligen Haine zu Paphos badete und mit ambrosischem Oele salbte. In dem durch den Pfeiler getrennten links davon liegenden Gemache steht auf einem säulenartigen Untersatze ein grosses mit Wasser gefülltes Becken, in dem das Brautbad zubereitet wird. Die Mutter der Braut, denn diese hat man wohl in der matronalen Gestalt mit dem Fächer zu erkennen, scheint mit der Hand die Wärme des Wassers zu prüfen, während die beiden Dienerinnen beschäftigt sind, das Bad durch Zugiessen zu vervollständigen. Rechts von der Mittelscene dagegen auf der Schwelle des Thalamos sitzt der mit einem Epheukranze geschmückte Bräutigam, der ungeduldig auf das Zeichen wartet, das ihm das Betreten des Gemaches erlaubt. Vor ihm auf dem Vorplatze des Hauses erblicken wir noch eine Gruppe von drei Mädchen, von denen das eine aus einer Patera an einem tragbaren Altar zu opfern scheint, während die beiden anderen unter Begleitung der Lyra den Brautgesang, das Epithalamion, anstimmen.

Dem bisher geschilderten sittsamen Leben ehrbarer Frauen gegenüber bieten die gesellschaftlichen Zustände des alten Griechenlands in dem Hetärenwesen ein Bild des schroffsten Gegensatzes. Wir reden hier nicht von jenem Auswurf des weiblichen Geschlechts, der im Dienste der Aphrodite Pandemos den Ausschweifungen der niedrigsten Volksklassen diente, sondern von jenen Frauen, denen natürliche Reize, gepaart mit Geist, Witz und Gewandtheit, eine hervorragendere Stellung in der Gesellschaft anwiesen. Was die züchtige Jungfrau und Frau bei der mangelnden geistigen Ausbildung und der Eingezogenheit ihres Lebens sich niemals anzueignen vermochte, nämlich jene durch den gesellschaftlichen Verkehr zu gewinnende höhere geistige Regsamkeit und Bildung, das wusste die Hetäre durch ihr alle beengenden Rücksichten abstreifendes Leben sich im reichsten Masse anzueignen, so dass es ihr gelang, nicht allein den jüngeren, sondern auch den gereiften Mann oft mehr zu fesseln, als es die Gattin zu thun im Stande war. Der allgemeine Hang zur Sinnlichkeit bei den Griechen leistete diesem Verhältnis einen bedeutenden Vorschub, und die Gesetze legten ihm keinerlei Beschränkung auf; daher scheute die Hetäre in ihrem Treiben nicht das Licht des Tages. Ungestört konnte sie, unter der Maske uneigennütziger Liebe ihre Gewinnsucht verbergend, sich in das Vertrauen der

Männer einschleichen. Nur das Haus des verheirateten Mannes durfte sie nicht mit ihrem Hauche entweihen. Lassen wir jedoch über diese Zustände einen Schleier fallen; krankt doch die Geschichte aller zivilisierten Völker nur allzusehr an ähnlichen Erscheinungen.

Erziehung und Unterricht.

Ehe wir die Räume des Hauses verlassen und uns zum Leben in der Oeffentlichkeit wenden, wollen wir noch auf jenen Teil des häuslichen Lebens einen Blick werfen, wo die Frau als Mutter die körperliche Pflege des Kindes überwacht und das Kind noch das elterliche Haus zum Tummelplatz seiner heiteren Jugendspiele macht. Beginnen wir mit den ersten Lebenstagen des Kindes. Nach dem ersten Bade wurde das neugeborene Kind in Windeln und Tücher (*σπάργανα*) gewickelt, eine Sitte, die freilich das spartanische Abhärtungssystem verschmähte. Am fünften oder siebenten Tage erhielt der neue Ankömmling dadurch die läuternde Weihe, dass die Hebeamme mit ihm auf dem Arme mehrere Male den brennenden Hausaltar umschritt, weshalb dieser Tag als *ἀμφιδρόμιον ἦμαρ* und die Handlung selbst als das Umlaufsfest, *ἀμφιδρομια*, bezeichnet wurde. Ein Festmahl versammelte an diesem Tage die Hausgenossen in der Wohnung, deren Thüren bei Geburt eines Knaben durch einen Olivenkranz, bei der Geburt eines Mädchens mit Wolle geschmückt zu werden pflegten. Dieser Feier folgte am zehnten Tage das Fest der Namenserteilung, die *δεκάτη*, durch das zugleich die Anerkennung des Kindes von Seiten des Vaters als eheliches festgestellt wurde. Der Name, über den die Eltern sich zu einigen pflegten, richtete sich gewöhnlich nach dem der Grosseltern, oder er wurde von einer Gottheit oder deren Attributen entlehnt, deren Schutz dadurch das Kind besonders anempfohlen wurde. Ein Opfer, vorzugsweise der Geburtsgöttin Hera Ilithyia dargebracht, und ein Mahl, bei dem die Verwandten und Freunde des Hauses erschienen und dem Neugeborenen Spielsachen aus Metall und Thon, der Mutter aber gemalte Gefässe darbrachten, schloss sich an die Namensgebung an. Die antike Wiege bestand in einer



Fig. 434. Wiege.



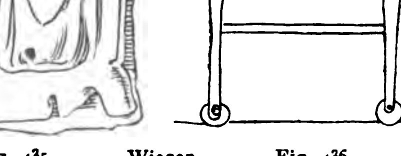


Fig. 435. Wiegen. Fig. 436.

flachen Korbschwinge (λίκνον), wie wir solche auf einem Terrakotta-Relief im britischen Museum finden, in der der kleine Dionysos von einem thyrsusschwingenden Satyr und einer fackelschwingenden Bacchantin getragen wird. Eine anders geformte Wiege, die den Vorteil darbot, dass sie vermittelst ihrer Handhaben leicht transportiert und, an Stricken aufgehängt, in schaukelnde Bewegung gesetzt werden konnte, ist jene schuhförmige, aus Flechtwerk hergestellte, in der wir auf einem Vasenbilde den an seinem Petasos kenntlichen kleinen Hermes erblicken (Fig. 434). Schon mehr den bei uns üblichen Wiegen ähneln die unter Fig. 435 und 436 abgebildeten; die eine mit den Zwillingen gleicht einem muldenartigen Gefäss, der σκάφη, die vielleicht nicht von Tyro allein zur einstweiligen Unterbringung von Kindern benutzt worden ist (Tyro hatte ihre beiden von Poseidon erzeugten Kinder, den Neleus und Pelias, in einer σκάφη ausgesetzt), die andere scheint nach Art eines Stuhles, dem zur

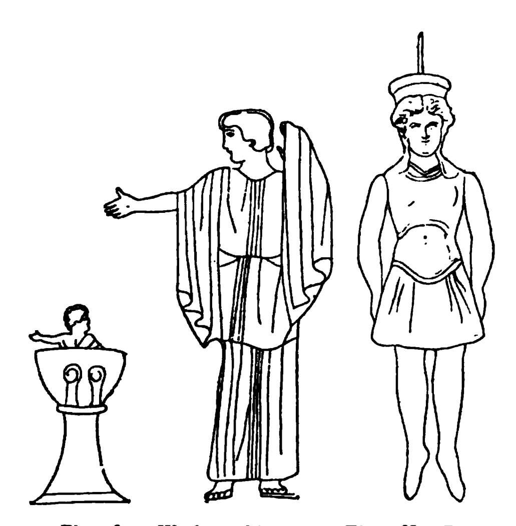


Fig. 437. Kinderstuhl. Fig. 438. Puppe. Fig. 439. Kinderspiel.

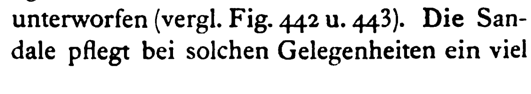
grösseren Bequemlichkeit Rollen untergelegt sind, hergerichtet zu sein. Beide Abbildungen zeigen zugleich, dass man die Kinder fest einzuwickeln und zu schnüren pflegte. Auch die Kinderstühle des Altertums lernen wir aus Vasenbildern kennen (Fig. 437.): es sind grosse kelchartige Vasen mit hohem Fusse und zwei Löchern, durch welche die Beine der Kinder gesteckt wurden. Das Einsingen der Kinder durch Wiegenlieder (βαυκαλήματα, καταβαυκαλήσεις) in den Schlaf, sowie das Einschläfern derselben durch schaukelnde Bewegung war eine bereits im Altertum allgemein verbreitete Sitte. Was die Ernährung des Kindes betrifft, so war es schon in der homerischen Zeit üblich, von Ammen τίτθη die Mutterpflichten versehen zu lassen, ein Brauch, der in den ionischen Staaten später ganz allgemein wurde; reichere Athener übergaben ihre Kinder zu diesem Zwecke spartanischen Ammen, als vorzugsweise kräftigen Personen. War aber das Kind der Brust entwachsen, so trat an Stelle der Amme die Wärterin (ἡ τροφός), die das Kind mit breiartigen Stoffen, namentlich mit Honig, ernährte.

Wie bei uns bildete die Klapper (πλαταγή), deren Erfindung dem Archytas

zugeschrieben wurde, auch damals das erste Spielzeug der Kinder, denen sich für die heranwachsenden allerlei anderes selbstgefertigtes oder auf dem Markte gekauftes Spielzeug anreihte. Da gab es bemalte, von Puppenfabrikanten (*κοροπλάϑοι, κοροπλάσται*) angefertigte Thonpuppen (*κόραι*), vielfach mit beweglichen Gliedern (Fig. 438), ferner Tiere aus Thon, wie Schildkröten, Hasen, Enten und Affenmütter mit ihren Jungen im Arm, die in ihrem hohlen Körper klappernde Steinchen bargen, ferner zweirädrige Wägelchen aus Holz, die wir mehrfach auf attischen Kindervasen erblicken (Fig. 439), Häuser und Schiffe aus Leder und alle jene selbstverfertigten Spielzeuge, in deren Erfindung die Kinder ein so reiches Talent zu entwickeln pflegen. Bis zum sechsten Jahre nun wuchsen Knaben und Mädchen unter der weiblichen Pflege gemeinsam auf, mehr oder weniger leicht bekleidet (der Chiton genügt sowohl für Knaben als Mädchen, vergl. Fig. 440 u. 441, nur dass bei den letzteren vielfach Kreuzbänder und Gürtung angewendet wurden) und der Zucht je nach Gelegenheit von Seiten der Mutter wie des Vaters unterworfen (vergl. Fig. 442 u. 443). Die Sandale pflegt bei solchen Gelegenheiten ein viel



Fig. 440. Kindertracht. Fig. 441.





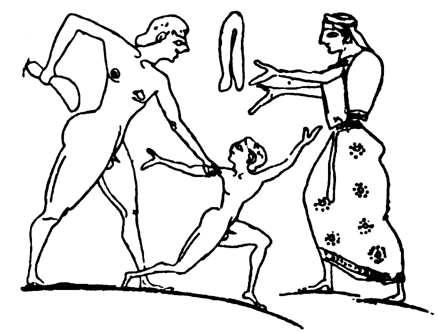




Fig. 442. Kindererziehung. Fig. 443.

angewandtes Strafmittel zu sein. Von dem Zeitpunkte ab trennte sich aber die Erziehung beider Geschlechter: für den Knaben begann die eigentliche Zeit der Erziehung (*παιδεία*) ausserhalb des Hauses, während das Mädchen im Hause unter weiblicher Obhut eine nach unseren Begriffen beschränkte Erziehung genoss. Aus

der Schar der Haussklaven wurde ein älterer, zuverlässiger Mann als Begleiter (παιδαγωγός) für den Knaben auserlesen. Keineswegs aber wurden an den Pädagogen die Anforderungen einer höheren Bildung gestellt; er nahm vielmehr nur die Stellung eines treuen Dieners ein, der seinen Schutzbefohlenen auf den Ausgängen, namentlich auf dem Wege nach und aus der Schule zu begleiten hatte. Nächst dem hatte aber der Pädagoge den Knaben in gewissen Regeln des Anstandes (εὐκοσμία) zu unterweisen. Hierzu gehörte, dass er auf der Strasse gesenkten

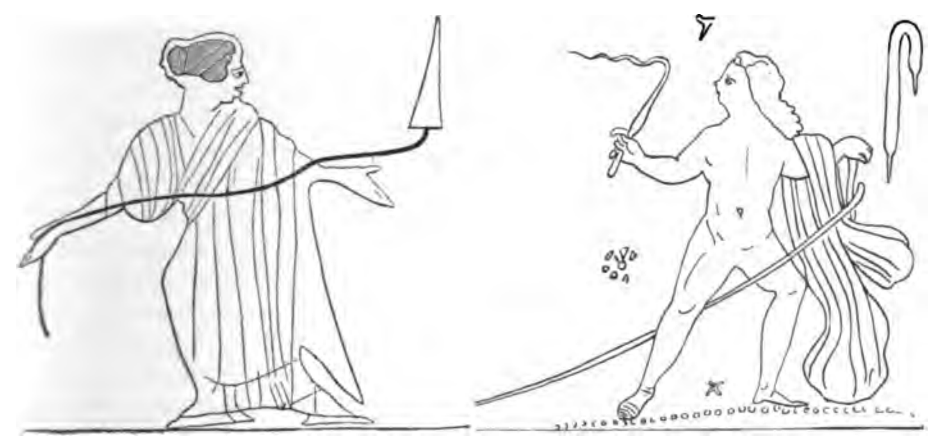


Fig. 444. Drachensteigen. Fig. 445. Steckenpferd.

Kopfes einherzugehen, älteren Personen beim Begegnen auszuweichen und in ihrer Gegenwart Schweigen zu beobachten hatte. Hierher gehörten ferner die Regeln des schicklichen Benehmens bei Tische, des Tragens der Gewänder

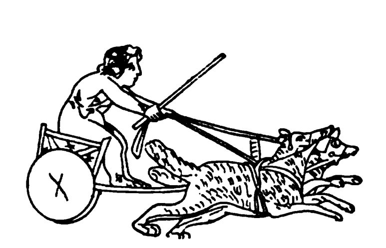


Fig. 446. Kinderwagen.



Fig. 447. Kinderspiel.

u. s. w. Solche Pädagogen, die gewöhnlich bis zum sechszehnten Jahre die Begleiter der männlichen Jugend waren, erblicken wir sehr häufig auf Vasenbildern, wo die vollständige Bekleidung mit Chiton, Mantel und hohen Schnürstiefeln, sowie der Krückstock und eine ehrwürdige Bart- und Haartracht sie vor ihren nach athenischer Sitte bekleideten Zöglingen kennzeichnen. Unter den Werken der Plastik möchten wir die Aufmerksamkeit auf die der Niobidengruppe eingereihte Figur des Pädagogen lenken (vergl. Fig. 457).

Dass die griechische Jugend bei aller Ueberwachung durch die Pädagogen auch zum Spielen Lust gehabt und Zeit gefunden hat, lassen uns, abgesehen von gelegentlichen Erwähnungen bei Schriftstellern auch die Monumente vielfach erkennen. Das besonders bei Mädchen (auch Frauen) übliche Spiel mit der Strickschaukel und Brettschaukel ist schon oben S. 325 erwähnt worden, aber auch Drachen wusste man steigen zu lassen (Fig. 444), man wusste das Steckenpferd zu schätzen (Fig 445), verstand auch gelegentlich Hunde vor den kleinen Wagen zu spannen (Fig. 446); ja selbst, dass die Kinder Käfern und Schmetterlingen nachzustellen pflegten (Fig 447) und bei dem Versuch, eine schnelle Eidechse beim Schwanze zu fassen, gelegentlich in tüchtigen Schrecken gesetzt werden konnten (Fig. 448), haben die Maler uns mitzuteilen nicht unterlassen. Denn dadurch, dass in den beiden letzten Fällen den Kindern Flügel gegeben sind, werden die Vorgänge nicht aus dem menschlichen Gebiet herausgerückt. Dass auch Stelzenlaufen nicht unbekannt gewesen ist, könnte man aus einem auf hellenistische Vorlage zurückgehenden pompejanischen Bildchen schliessen, wo



Fig. 448. Eros eine Eidechse fangend.



Fig. 449. Stelzenlauf.

Pygmäen auf Stelzen dargestellt werden (Fig. 449). Auch das Werfen mit Steinen oder Kugeln nach einem bestimmten Ziele (nach Art der heute üblichen Boccia) ist schon im Altertum geübt worden, wie die in Rom gefundene unter Fig. 450 abgebildete Statuette beweist, ebenso das Kugel- und Ballspiel

(Fig. 451, bei dem man entweder die Bälle von einem Brett herunterrollen liess, oder sie gegen eine Mauer warf und bei dem Zurückspringen mit der Hand zurückschleuderte, um anderer Arten dieses Spiels zu geschweigen. Zahlreiche Denkmäler lehren ferner, dass das Spiel mit dem Reifen, wobei der Reifen mit einem Stock vorwärts getrieben wurde, den Knaben wohlbekannt war. Ein eigentümliches Spiel war der ἐφεδρισμός, bei dem es galt, einen als Grenze aufgestellten Stein umzuwerfen; der Sieger musste von dem Besiegten bis in die Grenze zurückgetragen werden. Ueber andere Spiele, die auch bei Jünglingen oder Männern üblich waren, siehe weiter unten.



Fig. 450. Kugelwerfen.

Der Schulunterricht wurde in Athen ausserhalb des Hauses von Privatlehrern erteilt, da die Schule als Staatsinstitut im griechischen Altertume nicht vorkommt, eine Ueberwachung des Unterrichts sowie des Schulbesuches von Staatswegen mithin nicht stattfand, und die staatliche Beaufsichtigung dieser Anstalten sich nur auf die Sittlichkeit, nicht aber auf die wissenschaftliche Befähigung der Lehrer erstreckte. Grammatik (γράμματα), Musik (μουσική) und



Fig. 451. Ballspiel.

Gymnastik (γυμναστική), denen Aristoteles noch die Zeichenkunst (γραφική) als nützlich zum besseren Verständnis der Leistungen auf dem Gebiete der Kunst

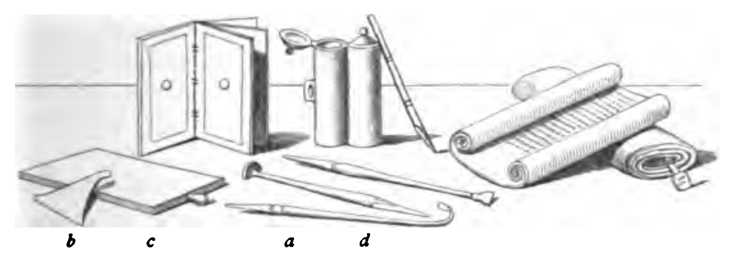


Fig. 452. Schreibmaterialien.

hinzufügt, das waren die Hauptbildungsmittel für die Jugend in der Schule und in den Gymnasien. — Unter dem Ausdruck γράμματα wurde vorzüglich der

Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen begriffen. Die Methode des Schreibunterrichts war die, dass der Lehrer die Buchstaben vorschrieb und von den Schülern auf ihren Schreibtafeln nachmalen liess, wobei der Lehrer gelegentlich wohl auch dem Knaben die Hand zu führen pflegte. Als Schreibmaterial dienten mit Wachs überzogene Täfelchen (*πίνακες, πινάκια, δέλτοι*, Fig. 452 *c*), in welche die Schrift mittelst eines Griffels (*στῦλος, γραφεῖον*) eingeritzt wurde. Der Griffel, aus Metall oder Elfenbein verfertigt, war an der einen Seite zum Schreiben zugespitzt, während das andere Ende falzbeinartig abgeplattet oder gebogen war (Fig. 452*a*), um die Schrift auswischen und die radierte Stelle wieder glätten zu können. Das unter Fig. 452*b* abgebildete Falzbein aber, welches an seiner breiten Seite ungefähr die ganze Breite eines Täfelchen haben mochte, diente wahrscheinlich dazu, um den Wachsüberzug der Tafel mit einemmale gleichmässig zu ebnen. Mehrere solcher Wachstafeln konnten buchförmig zusammengeheftet werden, und so entstanden die *πολύπτυχοι δέλτοι*, von denen wir unter Fig. 452*c* ein Beispiel vor Augen haben; bei diesen war die Vorderseite der ersten Tafel und die Rückseite der letzten Tafel ohne Wachs gelassen, um als Deckel für das Ganze zu dienen. Ausser zum Gebrauch in der Schule wurden aber die Wachstafeln im gewöhnlichen Leben zu Briefen, Notizen und Konzepten benutzt. Ihrer ist in Pompeji eine grosse Zahl in dem Hause des Caecilius Jucundus aufgefunden worden (Fig. 453). Dadurch, dass der Stilus bei stärkerem Drücken die Schriftzüge durch das Wachs hindurch in das Holz eingedrückt hatte, sind auch die Schriftzüge trotz der Verbrennung der Tafeln erhalten geblieben. Es handelte sich dabei meist um Schuldurkunden.

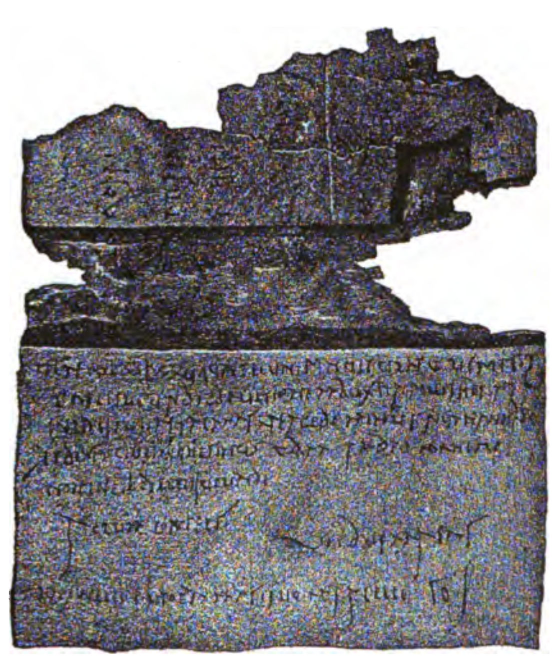


Fig. 453. Diptychon.

Neben diesen Schreibtafeln war aber schon vor Herodot das aus dem Bast der ägyptischen Papyrusstaude angefertigte Papier (*βίβλος, χάρτης*) im Gebrauch. Die Papyrusstaude, die früher offenbar bis zum Delta hinab das Bett des Nils erfüllt hatte, ist heute aus Aegypten ganz verschwunden und am Nil nur noch in seinem Oberlauf anzutreffen. Dagegen hat sie in Sizilien an der Arethusaquelle und beim Anapus eine grosse Verbreitung

gefunden. Vgl. Fig. 454, den Anapus mit dem Papyrusdickicht darstellend. Gestützt auf die Worte des Plinius (Hist. nat. XIII 74 ff.), dass man zur Anfertigung des Papiers den Papyrusstengel der Länge nach aufgeschnitten, dann nach Entfernung der oberen Rinde mit einer Nadel die in vielen Lagen übereinanderliegenden bastartigen Häute *(philurae)*, die das Mark des Stengels

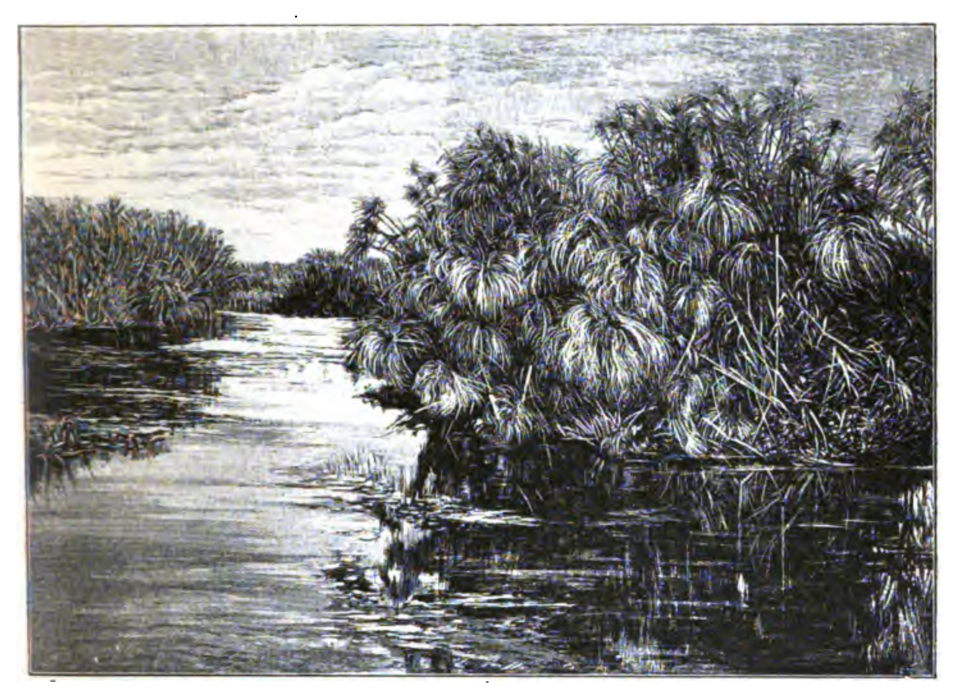


Fig. 454. Papyrusdickicht.

umgeben, abgelöst und schliesslich diese Baststreifen gitterartig zusammengeflochten habe, neigte man bis in die neueste Zeit der Ansicht zu, dass das Innere der Papyrusstaude derartige Bastlagen enthalte. Diese Annahme ist aber eine durchaus irrige, da die innere Struktur des dreikantigen Stengels sich durchweg als ein festes Zellengewebe oder Mark darstellt, wobei ein Vorhandensein übereinanderliegender bastartiger Häute vollkommen ausgeschlossen bleibt. Vielmehr hat man anzunehmen, dass das Mark in feine und möglichst breite Längsstreifen geschnitten wurde. Diese wurden auf Brettern, die mit Nilwasser angefeuchtet waren, vertikal nebeneinander gelegt und mit einer zweiten horizontal gelegten Lage bedeckt; durch den hinzugefügten Klebstoff und durch starke Pressung wurden beide Lagen untrennbar verbunden. Natürlich wurden für die obere zum Schreiben bestimmte Lage die feineren Streifen genommen; die gröberen wurden nur zu Packpapier *(emporetica)*, die Fasern der Rinde zu Stricken verarbeitet. Je nach seiner Feinheit hatte das Papier

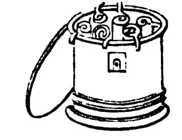


Fig. 455. Kasten mit Bücherrollen.

einmal nach den Fabrikorten in Aegypten, wo noch bis in die späteste römische Zeit sich der Hauptmarkt für Papier hielt, seine Beinamen, wie *charta Aegyptiaca, Niliaca, Saitica, Taneotica,* dann zur römischen Kaiserzeit nach



Fig. 456. Schulunterricht.

Kaisern und Kaiserinnen, wie *charta regia* (βασιλική), *Augusta, Liviana, Fanniana, Claudia, Cornelia.* Die Papierfabriken lieferten ursprünglich nur



Fig. 457. Schulunterricht.

Blätter, die nach Wunsch zu beliebig langen Rollen zusammengeklebt werden konnten; später jedoch lieferten sie meist gleich fertige Rollen von einer bestimmten Länge, ein Umstand, der bei dem Abschreiben älterer Werke eine nachträgliche Einteilung in Bücher oder Gesänge zur Folge gehabt hat. Min-

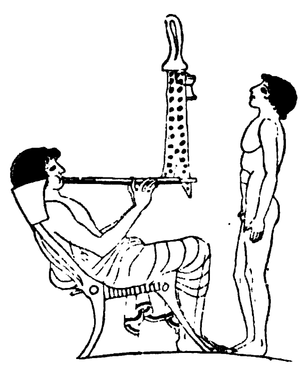
destens ebenso alt, als der Gebrauch des Papyrus, war der von Fellen (διφθέραι) als Schreibmaterial. Die Ionier sollen, wie Herodot berichtet, schon seit den ältesten Zeiten Ziegen- und Schaffelle dazu verwendet haben. Die feinere Bearbeitung solcher Häute jedoch soll erst unter Eumenes II. (197—159 v. Chr.) in Pergamon erfunden worden sein, daher der Name περγαμήνη, Pergament. Man bediente sich im allgemeinen des Pergaments zu Konzepten, sowohl wegen des Preises, als auch weil dies Schreibmaterial nach Vertilgung der Schrift leicht von neuem benutzt werden konnte, des Papiers dagegen zur Reinschrift. Infolge der oben beschriebenen Herstellungsweise waren die Papyrusblätter eigentlich nur zu einseitiger Benutzung geeignet, während Pergament-



Fig. 458. Musikalischer Unterricht.

blätter auf beiden Seiten beschrieben werden konnten. Nach der Beschreibung wurden die Rollen auf Stäbe gewickelt und zum handlichen Gebrauch in zylinderförmigen Kapseln derartig aufbewahrt, dass die an den oberen Enden der Rollen befestigten und mit den Buchtiteln beschriebenen Pergamentstreifen (σίλλυβος) dem Benutzer die Auswahl der Schriftstücke erleichterten (Fig. 452*e* Fig. 455). Eine solche durch einen Deckel verschliessbare Kapsel mit Schriftrollen (κύλινδροι) hat Klio auf einem herkulanischen Wandgemälde neben sich am Boden stehen (Fig. 455), während sie in ihrer erhobenen Linken ein halb aufgerolltes Blatt hält, auf dem die Worte ΚΛΕΙΩ. ΙϹΤΟΡΙΑΝ (Klio lehrt die Geschichte) zu lesen sind. Die Tinte (τὸ μέλαν) wurde aus einem schwarzen Farbstoffe bereitet und in einem metallenen, mit einem Deckel versehenen Tintenfass (μελανδόχον oder πύξις) aufbewahrt, das wie aus Fig. 452*d* hervorgeht, mittelst einer seitlich angebrachten Oese am Gürtel befestigt werden konnte. Die doppelten Tintenfässer aber, denen wir auf Denkmälern mehrfach begegnen, waren wahrscheinlich zur Aufnahme schwarzer und roter Tinte bestimmt, die häufig benutzt wurde. Zum Schreiben auf Papier oder

Pergament diente das memphitische, gnidische oder anaitische Schilfrohr (*κάλαμος, calamus, harundo, fistula)*, das wie unsere Federn vorn zugespitzt und gespalten war (Fig. 452 *d*). Wie oben S. 259 bemerkt, war die allgemeine Sitte der Erwachsenen, auf der Kline hingelagert das gebogene Bein als Unterlage für das Blatt zu gebrauchen, oder auf niedrigen Sesseln sitzend die Kniee als Stützpunkt für den Schreibapparat zu benutzen. In dieser sitzenden Stellung sehen wir auf einem Vasenbilde einen in einer Schriftrolle lesenden Epheben, und diese Stellung nahmen auch wahrscheinlich die auf den stufenartig ansteigenden Schulbänken (*βάθρα*) sitzenden Knaben in der Schule ein. — Nach der Beendigung des Elementarunterrichts wurde der Knabe mit den nationalen Dichterwerken, namentlich mit den homerischen Gesängen bekannt gemacht, und durch das Auswendiglernen und Deklamieren derselben wurde mit der Begeisterung für die daselbst geschilderten Charaktere zugleich das Nationalgefühl rege erhalten.


Fig. 459. Singstunde.

Diesen ersten Unterricht im Schreiben, Deklamieren und in der Musik veranschaulicht die Darstellung einer Schulstube (*διδασκαλεῖον*), mit welcher der Vasenmaler Duris die Aussenseite einer im Königl. Museum zu Berlin befindlichen Schale bemalt hat. Wir erblicken hier (Fig. 456) einen Knaben, dessen Einhüllung in ein weites Himation (vergl. oben Fig. 349 und 350) ihn als den besseren Ständen Athens angehörend charakterisiert, vor seinem Lehrer stehen, der das von dem Schüler auf einem Triptychon Niedergeschriebene zu prüfen und mit dem Griffel zu verbessern scheint. Eine daneben befindliche Gruppe vergegenwärtigt uns den Unterricht auf der Doppelflöte. Diesen beiden Darstellungen entsprechen auf der entgegengesetzten Seite der Schale zwei von uns nur teilweise wiedergegebene Gruppen: ein älterer Lehrer, der aus einer mit dem Anfang eines Hymnus beschriebenen Rolle einen vor ihm stehenden Knaben zu überhören scheint, und daneben der Unterricht im Saitenspiel, der von dem Lehrer einem ihm gegenübersitzenden Epheben erteilt wird. Die Anwesenheit zweier an ihren Krummstäben kenntlichen Pädagogen ist durch ihr Amt, die ihrer Obhut anvertrauten Knaben auf ihrem Wege nach und von der Schule zu begleiten, gerechtfertigt, obgleich ihnen eigentlich der Aufenthalt im Schulzimmer selbst untersagt war (Fig. 457).

Auch auf anderen Vasenbildern ist uns der Schulunterricht geschildert, wenngleich nicht so eingehend, wie auf dem Bilde des Duris; wir fügen noch ein zweites hinzu, das wahrscheinlich gleichfalls in Athen entstanden ist. Es ist in Kameiros auf Rhodos gefunden und in das Britische Museum übergegangen. Hier ist, obgleich die oben aufgehängte Rolle auch auf das Studium der *γράμματα* hindeutet (Fig. 458), vor allem der musische Unterricht zur Darstellung gebracht; ein Lehrer erteilt einem vor ihm sitzenden Knaben Unterricht im Spielen auf der Lyra, während ein zweiter, der eben seine Flötenstunde

beendet hat, das Zimmer zu verlassen sich anschickt. Offenbar ist der Lehrer ein hochgeschätzter Meister im Unterricht, denn ein dritter Knabe wartet rechts, dass die Reihe an ihn kommt, und vertreibt sich einstweilen die Zeit, indem er die Beine baumeln lässt, während von links ein vierter mit seinem Instrument erscheint. Sein Begleiter ist aber nicht der Pädagoge, sondern ein älterer Freund, der aus Liebe zu dem Knaben dessen Lieblingstier, offenbar ein katzenartiges Tier, am Strick hält. Der Pfeiler, auf den der Mann die rechte Hand legt, dient wohl als Lesepult. Einen Knaben, der zur Flöte singt, zeigt Fig. 459. Näheres über die musikalischen Instrumente, sowie über den dritten Teil des Unterrichts, die *γυμναστική*, siehe in den folgenden Kapiteln.

Die musikalischen Instrumente.

Bei der Betrachtung der musikalischen Instrumente haben wir zunächst die Saiteninstrumente ins Auge zu fassen; diesen folgen die Blasinstrumente, und ihnen wollen wir eine Anzahl lärmender Tonwerkzeuge anschliessen, die vorzugsweise der orgiastischen Musik dienten.

a) Was zunächst die besaiteten Instrumente betrifft, so müssen wir die Bemerkung vorausschicken, dass das griechische Altertum Streichinstrumente nicht kannte. Auf sämtlichen Saiteninstrumenten lagen die Saiten in gleicher Höhe über dem Schallkasten nebeneinander, und ein niedriger, gerader Steg (*ὑπολύριον, μαγάς* oder *μαγάδιον*) diente nur dazu, um die oben am Joch (*ζυγόν* oder *ζύγωμα*) mittels der Wirbel (*κόλλοπες* oder *κόλλαβοι*) und unten in oder auf dem Resonanzboden durch den Saitenhalter befestigten Saiten soweit vom Schallkasten entfernt zu halten, dass sie ihn in ihren Schwingungen nicht berührten. Nur ein an seiner oberen Kante gekrümmter Steg, wie der bei unseren Streichinstrumenten gebräuchliche, durch den die Saiten in verschiedene Höhenlage gebracht werden, ermöglicht den Gebrauch des Bogens. Instrumente jedoch, bei denen, wie bei unseren Guitarren, die Saiten in gleicher Höhenlage liegen, bedingen den Gebrauch der Finger zum Spiel. Mit den Fingern wurden daher im Altertum die Saiteninstrumente gespielt. Jedoch bediente man sich auch häufig einer kleinen geraden oder gebogenen Schlagfeder aus Holz, Elfenbein oder Metall, *πλῆκτρον* genannt, um die Saiten zu schlagen. Finger und Plektron kamen entweder gleichzeitig oder auch einzeln beim Spiel in Thätigkeit. Das Plektron aber, dessen Gestalt und Anwendung sich aus Fig. 461 *c, e, g* ergiebt, wurde stets mit der rechten Hand geführt und war zur Bequemlichkeit des Spielenden an einem langen Bande (Fig. 461 *g*) befestigt. Vorzugsweise die grösseren Saiteninstrumente, die mit beiden Händen, oder mit dem Plektron in der rechten und mit den Fingern der linken Hand gleichzeitig gespielt wurden (vergl. Fig. 461 *c* und *e*), brachte man mittelst eines um die Schultern geschlungenen Tragriemens in eine halbschwebende Lage, während die Saitenspiele, die nur mit den Fingern der rechten Hand oder mittelst des Plektron geschlagen wurden, auch ohne Band im linken Arm ruhen konnten. Dieser Tragriemen, der mittelst zweier Ringe an der vorderen und hinteren Fläche

des Resonanzbodens befestigt war, ist am deutlichsten an der Statue des Apollon im Museo Pio Clementino ersichtlich, die den Gott in den Gewändern eines Kitharöden zur Kithara singend darstellt (Müllers Denkmäler I No. 141 *a*; vgl. eine Statue des Apollon aus derselben Sammlung, ebendas. II No. 132). Auf Vasenbildern freilich haben die Maler bei der Darstellung von Kitharöden diesen Tragriemen fast durchgängig ausgelassen; ein Blick auf das gleichsam in der Luft schwebende Instrument, sowie auf die Stellung der Arme und Hände des Spielenden genügt jedoch, uns von seiner Notwendigkeit zu überzeugen.

Betrachten wir nun die grosse Menge verschiedener Formen von Saiteninstrumenten, die uns auf antiken Bildwerken überliefert sind, und vergleichen damit die zahlreichen Benennungen, mit denen die alten Schriftsteller die Instrumente nach der Zahl ihrer Saiten und ihrer Konstruktion unterscheiden, so stellt sich auch hier wiederum die Unmöglichkeit heraus, für die technischen Ausdrücke in jedem Falle die richtigen Belege in den Denkmälern zu finden, da die Schriftsteller zu wenig bei den Formen der musikalischen Geräte verweilen, die Künstler aber auf den Monumenten sich wohl manche Ungenauigkeit namentlich in Bezug auf die Saitenzahl haben zu Schulden kommen lassen. Wir sind deshalb bei der Vergleichung der schriftlichen Zeugnisse mit den monumentalen gezwungen, die Saitenzahl als charakteristisches Merkmal ganz ausser acht zu lassen und nur die Verschiedenheit der Konstruktion des Resonanzbodens, wie sich dieselbe aus den bildlichen Darstellungen ergiebt, als entscheidendes Kennzeichen ins Auge zu fassen.



Fig. 460. Die Saiteninstrumente.

Drei Grundformen sind es, auf die sich die dargestellten Saiteninstrumente zurückführen lassen, Lyra, Kithara und Harfe. In die Betrachtung dieser drei Formen mag uns ein interessantes Vasenbild mit der Darstellung der Musen einführen, in der drei Musen Polyhymnia, Kalliope und Erato auf den drei gedachten Instrumenten, der Lyra, der Kithara und dem Trigonon, spielend erscheinen (Fig. 460). Die Erfindung der Lyra (*λύρα*) knüpft sich an jene Sage, nach der Hermes zuerst die Schale einer Landschildkröte mit Saiten überspannt hat. Der ovale Rückenschild der Schildkröte bildete mithin den Resonanzboden, über dessen Ränder die Saiten gespannt wurden; wir haben uns den Urtypus dieser Lyra vielleicht in derselben Form zu denken, wie noch heutzutage bei einzelnen Völkerschaften der Südsee derartige mit Saiten überzogene Schalen im Gebrauch sind. Nur in der Sage freilich ist uns die primitive Gestalt dieses Saiteninstrumentes aufbewahrt. Die künstlerischen sowie die schriftlichen Zeugnisse des Altertums kennen hingegen die bereits ausgebildete Lyra. Hatte man bei jener ältesten Form der Lyra nur den

Rückenschild der Schildkröte verwendet, so wurde jetzt der zusammenhängende Rücken- und Brustschild dieses Tieres als geschlossener Schallkasten benutzt; in die beiden natürlichen Oeffnungen dieses Panzers, aus dem die Vorderbeine herausragen, befestigte man die gewundenen Hörner der Ziege mit ihren Wurzelenden und verband sie in der Nähe der Spitzen durch ein Joch. Ueber dieses Gestell wurden die Saiten, die mehr als die doppelte Länge hatten, als die auf jener mythischen Leier, in folgender Weise gespannt: auf dem Brustschilde der Schildkrötenschale, denn nur diese Seite, als die allein flache, konnte bezogen werden, befestigte man einen Steg, über den die etwas tiefer im Schallkasten durch Knoten befestigten Saiten bis zum Joche fortliefen, wo sie entweder einfach umgeschlungen oder durch Wirbel in Spannung erhalten wurden. Zum besseren Verständnis haben wir unter Fig. 467 *a*, *b*, *c*, *d*, *e* eine Anzahl Lyren abgebildet, von denen namentlich die mit *c* bezeichnete den aus der vollständigen Schildkrötenschale gebildeten Schallkasten uns vergegenwärtigt. Die

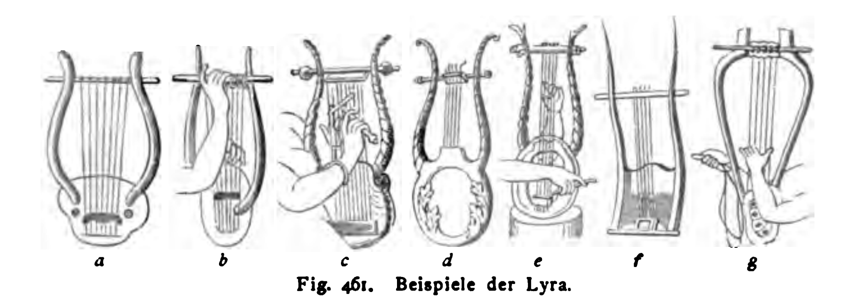


Fig. 461. Beispiele der Lyra.

Arme (πήχεις) sind bei *c*, *d*, *e* von Ziegenhörnern gebildet, bei *a* und *b* dagegen aus Holz gearbeitet. Ob das unter *f* abgebildete Instrument zu den Lyren zu rechnen ist, kann zweifelhaft erscheinen. — Der Lyra nahe verwandt in Bezug auf die Konstruktion ist das unter Fig. 461 *g* dargestellte Instrument. Von dem aus einer kleinen Schildkrötenschale gebildeten Schallkasten gehen in divergierender Richtung zwei hölzerne Arme in die Höhe, die sich an ihren oberen Enden, da wo das Joch sie verbindet, gegeneinander krümmen. Da wir diese eigentümlich gestaltete Leier auf Vasenbildern vorzugsweise in der Hand des Alkaios oder der Sappho erblicken, so schliessen wir uns gern der Ansicht der Archäologen an, die in dieser Form das Barbiton (βάρβιτον, βαρύμιτον) erkennen wollen, jenes tieftönende Instrument, das Terpander aus Lydien in Griechenland eingeführt haben soll.

Zu der Gattung der Lyren mag vielleicht auch die Pektis (πηκτίς) und Magadis (μαγάδις) gehört haben, die beide gleichfalls aus Lydien stammten. Beide Bezeichnungen werden aber von den griechischen Schriftstellern bald für ein und dasselbe Instrument, bald für verschiedene Instrumente angewandt. In Griechenland soll sich Sappho der Pektis zuerst bedient haben, später soll sie in Sizilien namentlich bei Mysterien eingeführt worden sein. Von der Magadis heisst es aber, dass sie eines der vollkommensten Saitenspiele gewesen sei und zwei volle Oktaven umfasst habe, indem die linke Hand die tieferen, die rechte

die denselben im Achtklange entsprechenden höheren Saiten spielte. Noch vollkommener war das Epigoneion (*ἐπιγόνειον*), das seinen Namen nach seinem Erfinder Epigonos trug. Es war mit vierzig wahrscheinlich doppelt laufenden Saiten überspannt, hatte mithin gerade die doppelte Zahl von Saiten als die Magadis. Magadis und Epigoneion wurden mit beiden Händen gespielt, der Gebrauch des Plektron fand somit nicht statt. Keines dieser Instrumente lässt sich jedoch auf Bildwerken nachweisen. Jedenfalls gehört aber jene mächtige, mit fünfzehn Saiten bespannte Lyra, die wir auf einem Marmorrelief von einem Grabe zu Krissa (Stackelberg, Gräber der Griechen, Taf. II) vor einem sitzenden Agonotheten aufgestellt erblicken, der Gattung jener eben gedachten grösseren Saitenspiele an.

Die zweite Klasse der Saiteninstrumente, die in Form und Material von der Lyra wesentlich verschieden ist, bezeichnen wir mit dem Namen Kithara (*κιθάρα*), das von Apollon erfundene und als solches dem Kitharöden *κατ' ἐξοχήν* zukommende Instrument. Statt des von der Schildkrötenschale gebildeten Schallkastens und der Arme aus Horn oder massiven Holzstäben, die bei der Lyra angewendet wurden, tritt bei der Kithara eine durchaus andere Bauart des Schallkastens ein. Aus dünnen Holz-, Metall-, oder Elfenbeinplatten wird hier ein meistenteils viereckiger, nicht selten jedoch auch halb oval gebildeter Schallkasten hergestellt, der zur Verstärkung der Resonanz in zwei ebenfalls hohle Arme verlängert ist die an ihrer Basis wenigstens dieselbe Dicke wie der Schallkasten haben. Die Grösse des letzteren, die Entfernung der Arme von einander, sowie ihre Länge richtete sich einmal nach der grösseren oder geringeren Zahl der Saiten, mit denen das Instrument bespannt werden sollte, dann nach der stärkeren oder schwächeren Resonanz, die man dem Instrumente zu geben beabsichtigte, endlich nach des Instrumentenbauers (*λυροποιός*) Geschmack, der bei der Herstellung gerade dieser Art von Saitenspielen sich im reichsten Masse entfalten konnte. Die Stärke des Schallkastens mag wohl ungefähr der unserer Guitarren gleichgekommen sein. Von den mannigfachen Formen, unter denen die Kithara auf Denkmälern erscheint, haben wir unter Fig. 462 *a*—*e* eine kleine Auswahl getroffen. Sie gleichen teilweise, namentlich die unter *c* abgebildete. vollkommen der noch heutzutage in den deutschen Alpenländern gebräuchlichen Zither. Sämtliche Formen haben fast durchweg etwas Gefälliges, besonders aber machen wir auf jene unter *d* dargestellte Prachtkithara aufmerksam, in der wir unstreitig eine Nachbildung der oftmals aus Metall oder Elfenbein verfertigten Kitharen erkennen dürfen. Dieser von uns aus der Vergleichung des Schallkastens gefolgerte Unterschied zwischen der Kithara und Lyra findet sich nun freilich von den griechischen Schriftstellern nicht ausgesprochen. Dass aber auch das Altertum unterscheidende Merkmale für diese beiden Gattungen der Saiteninstrumente annahm, geht aus den schriftlichen Zeugnissen deutlich hervor, und wird vorzüglich durch das unter Fig. 460 abgebildete Vasenbild bestätigt, auf welchem die drei Musen als Vertreterinnen der drei Hauptformen der Saiteninstrumente erscheinen. Der kunstreichere Bau der Kithara ist für uns ein Hauptgrund für die Annahme, dass die Erfindung derselben einer späteren Zeit angehört haben muss, als die der Lyra, deren Zusammensetzung

aus der Schildkrötenschale und den Ziegenhörnern auf einen frühen Standpunkt der Technik hinweist. Thrakien scheint die Heimat der Lyra gewesen zu sein: dort sollen Orpheus, Musaios und Thamyris als Meister auf derselben aufgetreten sein, und von dort kam sie wohl mit dem orgiastischen Kult des Dionysos, bei dem die Lyra vorzugsweise gebraucht wurde, nach Griechenland. Hier aber bildete die Erlernung des Spiels der Lyra in der Erziehung der Jugend den Ausgangspunkt für die musikalische Ausbildung; ihr wurde im Alltagsleben, namentlich bei den heiteren Gelagen, neben der Flöte der Vorzug vor allen anderen Saiteninstrumenten gegeben. Die Kithara hingegen, die aus Asien über Ionien nach Griechenland gekommen zu sein scheint, kam bei den musikalischen Wettkämpfen, bei Opfern und Pompen, wie unter anderen Beispielen aus dem panathenäischen Festzuge am Fries des Parthenon ersichtlich ist, in Anwendung, und stets erschienen die Kitharaspielenden bei solchen festlichen Gelegenheiten in der

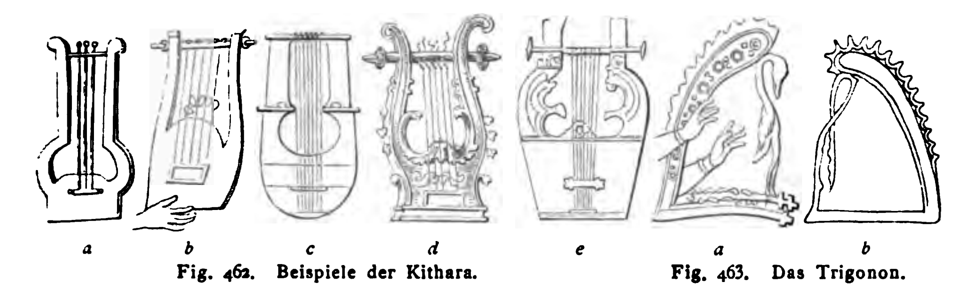


Fig. 462. Beispiele der Kithara. **Fig. 463. Das Trigonon.**

feierlichen Tracht der Kitharöden, d. h. bekränzt und in langen, faltenreichen Festgewändern. — Dass bei den Griechen ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Saiteninstrumente, das sie mit dem Namen Phorminx bezeichneten, und der Kithara bestanden habe, scheint nicht denkbar, da im Homer die Redensarten *φόρμιγγι κιθαρίζειν* und *κίθαρι φορμίζειν* ganz gleichbedeutend gebraucht werden. Die von Hesychius aufgestellte Erklärung der Phorminx als einer um die Schultern mittelst eines Bandes getragenen Kitharis (*φόρμιγξ. ἡ τοῖς ὤμοις φερομένη κιθαρις*), muss als eine missglückte bezeichnet werden, denn wenn in früherer Zeit ein Unterschied zwischen beiden Instrumenten bestand, so konnte er nur in der Bauart oder in der Besaitung, nicht aber in dem wohl bei allen Formen der Kithara gebräuchlichen Tragriemen zu suchen sein.

Als dritte Gattung der Saitenspiele bezeichnen wir eine durch monumentale Abbildungen verbürgte Form von Instrumenten, die in ihrer Gestalt unserer Harfe ähnlich ist und von den Archäologen gewöhnlich als Trigonon (*τρίγωνον*) bezeichnet wird. Wie schon der Name andeutet, war die Form dieses aus Syrien oder Phrygien stammenden Saitenspiels eine dreieckige. Gerechtfertigt erscheint es mithin, wenn wir jener dreieckigen Harfe, auf der Fig. 460 eine der Musen spielt, sowie dem unter Fig. 463 *a* und *b* dargestellten, gleichfalls Vasenbildern entnommenen Instrumente den Namen Trigonon beilegen. Vielleicht wurde es auch Sambyke (*σαμβύκη*) genannt, die nach Suidas *εἶδος κιθάρας τριγώνου* ist. Aehnlich wie bei unserer Harfe nahm die dem Spielenden zuge-

wandte Seite des Instrumentes den Resonanzboden ein; dagegen ist der sich erweiternde Teil desselben bei dem Trigonon nach oben gerichtet, während bei unserer Harfe der breitere Teil auf dem Boden ruht. Auf diesem Resonanzboden wurden die Saiten mittelst Knöpfchen befestigt und über den auf dem Schosse des Spielenden ruhenden Arm des Instrumentes geschlungen. Die dritte Seite der Harfe, die entweder aus einem einfachen Verbindungsstabe des Resonanzbodens und des Seitenjoches bestand, oder auch, wie Fig. 463 *a* zeigt, in der Form einer Tierfigur geschnitzt wurde, fehlt bei der unter Fig. 460 abgebildeten Harfe gänzlich; sie gleicht mithin den auf ägyptischen Monumenten häufig erscheinenden kleineren und grösseren Harfen. Als eine Art *τρίγωνον* ist wohl auch das Instrument zu bezeichnen, welches (Fig. 464) eine Frau auf einem Gemälde der Casa Tiberina spielt. — Zu den harfenähnlichen, dem Trigonon verwandten Instrumenten möchten wir auch ein aus zwei hölzernen Schenkeln zusammengesetztes und mit zehn Saiten bezogenes Saitenspiel zählen, das auf einem herkulanensischen Wandgemälde ein tanzender Erot (Ant. d'Ercol. I 32), sowie auf dem Fragmente des Mosaiks von Palestrina im Museum zu Berlin (Arch. Zeitg. 1874 Taf. 12) eine Dienerin rührt. — Ueber die Formen der übrigen Saiteninstrumente, deren Namen von den griechischen Autoren aufgeführt werden, eine Vermutung auszusprechen, wagen wir nicht, da die schriftlichen Zeugnisse sowohl, wie die monumentalen jedes festen Anhalts entbehren. Nur eines viersaitigen Instrumentes wollen wir noch gedenken, an dessen halbkugelförmig gestaltetem Schallkasten ein langes und schmales Griffbrett befestigt ist, das mithin die grösste Aehnlichkeit mit unserer Guitarre hat. Eine Muse hält dasselbe auf einem wohl der spät römischen Zeit angehörenden Marmorrelief im Louvre im Arm (Clarac, Musée. II pl. 119).



Fig. 464. Trigononspielerin.

b) Die Blasinstrumente (*αὐλοί*) sondern sich nach ihrer Konstruktion in Flöten, Klarinetten und Trompeten, oder nach griechischer Benennung in *σύριγγες, αὐλοί* (in der engeren Bedeutung des Wortes) und *σάλπιγγες*. Als ältestes und einfachstes Blasinstrument darf wohl die Rohrflöte (*σύριγξ*) bezeichnet werden, indem der Mensch die Töne, die der über die abgebrochenen hohlen Rohrstengel wehende Wind hervorbrachte, durch Einblasen eines tonerzeugenden Luftstrahls vermittelst der Lippen entweder in das obere offene Ende einer Röhre oder, wie bei der Querflöte, in eine zur Seite der Röhre angebrachte Oeffnung nachahmte. So entstand die Pan- und Querflöte, deren Erfindung das griechische Altertum durch jene liebliche Sage bezeichnet, nach der Pan das Schilfrohr, in welches die von ihm verfolgte Syrinx, die Tochter des arkadischen Flussgottes Ladon, verwandelt worden war, in längere und kürzere Stücke zerschnitt und sieben derselben in abnehmender Länge mittelst

Wachs zu einem Blasinstrumente vereinigte, das unter dem Namen der Syrinx oder Panflöte sich bis in die spätesten Zeiten erhalten hat. Die Zahl der Pfeifen wechselte zwischen sieben und neun, und diese von den Schriftstellern verbürgten Zahlen stimmen auch mit den meisten bildlichen Darstellungen überein, obgleich auch in einzelnen Fällen von dieser Zahl auf Bildwerken abgewichen ist. Von den beiden Fig. 465 abgebildeten Syringen hat die einfachere (*b*), die einem Wandgemälde in Herculaneum entnommen ist, sieben, wie es den Anschein hat, gleich lange, die andere (*a*) hingegen, die sich auf einem Kande-



a *b*
Fig. 465. Syrinx. Fig. 466. Syrinx mit Flöte. Fig. 467. Querflöte.

laber im Louvre befindet, neun Pfeifen von ungleicher Länge. Besonders häufig erblicken wir auf Bildwerken, die Scenen aus dem dionysischen Sagenkreis zum Vorwurf haben, neben anderen Blasinstrumenten und der dabei vorzugsweise in Anwendung kommenden Lyra die Syrinx in den Händen von

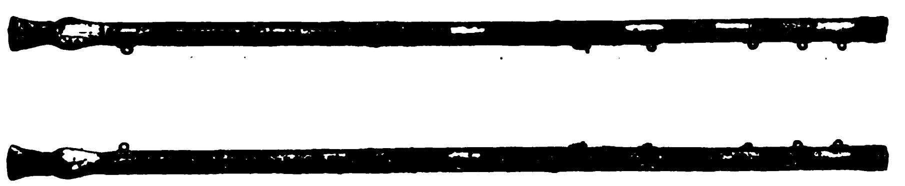


Fig. 468. Flöten aus Pompeji.

Silenen und Satyrn. So auf einem geschnittenen Steine der Galerie zu Florenz (Fig. 466), auf dem zwei Silene auf Syrinx, Aulos und Lyra musizierend dargestellt sind.

Der Syrinx zunächst verwandt erscheint die Querflöte (πλαγίαυλος), die als eine Erfindung der Libyer bezeichnet wird. Sie soll bei den Griechen nicht sehr beliebt gewesen sein, und auf Bildwerken begegnet uns dieses nach Art unserer Querflöten geblasene Instrument als bestimmt nachweisbar nur selten. Ein auf solcher Querflöte blasender junger Mann ist unter Fig. 467 nach einem Relief von Perugia abgebildet, und zur Vergleichung weisen wir auf das Mosaik von Palestrina hin (Arch. Zeitg. 1874 T. 12), auf dem gleichfalls die Querflöte sich findet.

Gewöhnlich werden auch jene beiden unter Fig. 469 *g* und *h* dargestellten Blasinstrumente mit dem Namen Plagiaulos belegt; ob diese Bezeichnung aber die richtige ist, müssen wir dahingestellt sein lassen.

Der Syrinx schliesst sich der Aulos (αὐλός) im engeren Sinne an, indem dieses Wort in seiner weiteren Bedeutung zur Bezeichnung jedes Blasinstrumentes gebraucht wurde. Der Aulos ist ein unserer Klarinette oder Oboe ähnliches Instrument, nur mit dem Unterschiede, dass bei dem Aulos mehr die tiefen Töne zur Geltung kamen, während bei uns die Klarinette mehr auf die Höhe berechnet ist. Der Aulos bestand aus einer Röhre mit einem Mundstück, das mit einer oder zwei die Erzitterung der Luftschicht befördernden Zungen (γλῶσσαι) versehen war, vergl. beistehende Fig. 468, die zwei in Pompeji gefundene wohlerhaltene Flöten darstellt. Auch die Erfindung dieses Instrumentes knüpfte das Altertum an eine Sage, die den



Fig. 469. Das Flötenspiel.

Wert, den die Griechen der Flötenmusik beilegten, und die Stellung der Blasinstrumente den Saiteninstrumenten gegenüber überhaupt bezeichnet. Athena soll nämlich zuerst auf einer aus den Röhrknochen eines Hirsches verfertigten Flöte bei dem Göttermahle gespielt haben; vom Spott der Hera und Aphrodite aber über ihr durch das Spiel entstelltes Antlitz verfolgt, sei sie zu der Quelle auf dem Ida geeilt, wo sie über den klaren Wasserspiegel gebeugt das Spiel auf der Flöte wiederholt habe. Entrüstet über ihre durch das Blasen verunstalteten Züge soll die Göttin die Flöten unter Verwünschungen fortgeschleudert haben. Der phrygische Silen Marsyas fand die von der Athena weggeworfenen Flöten und wagte es, den Apollon, den Erfinder der Kithara, zu einem Wettstreit herauszufordern, in welchem die Musen das Richteramt übernahmen. Apollons Kithara trug den Sieg über das Flötenspiel des Marsyas davon, die sanften Weisen des Saitenspiels siegten über die zum wilden Taumel aufreizende Musik des Blasinstrumentes, und so deutet diese Sage bereits den Kampf der Kitharodik mit der Aulodik an. Erst nach langen Kämpfen fand

das Flötenspiel in Griechenland eine günstigere Aufnahme. Gehörte nun auch die Erlernung des Flötenspiels mit zu der musikalischen Ausbildung der Jugend in Athen, so hat es sich hier doch nie so dauernd eingebürgert und fand keine so ungeteilte Anerkennung, wie in Böotien, dessen Einwohner es auf diesem Instrument zu einer grossen Virtuosität brachten, wozu vielleicht auch der Umstand beitrug, dass in den sumpfigen Niederungen bei Orchomenos ein für die Anfertigung der Flöten höchst taugliches Schilfrohr wuchs. Nach der gewöhnlichen Erzählung soll der Widerwille des Alkibiades gegen das Flötenspiel viel dazu beigetragen haben, dass in Athen die Flöte aus dem Jugendunterricht verbannt wurde.

Was das Material des Aulos betrifft, so wurden dazu, ausser Schilfrohr, Buchsbaum oder Holz vom Lorbeerbaum, die Röhrknochen des Hirsches und Elfenbein, aber auch Metall benutzt. Anfänglich hatte der Aulos nur drei oder vier Löcher (*τρήματα, τρυπήματα, παρατρυπήματα*), deren Zahl Diodoros von Theben vermehrte. Seitenlöcher, die durch Klappen regiert werden konnten, vervollständigten später noch den Aulos. Geblasen wurde das Rohr mittelst eines Mundstücks, das bei dem jedesmaligen Gebrauche aufgesteckt, sonst aber in einem dazu bestimmten Behälter (*γλωσσοκομεῖον*) aufbewahrt wurde, vergl. das unter Fig. 470 abgebildete Vasenbild, bei dem das Flötenfutteral und das *γλωσσοκομεῖον* recht deutlich nebeneinander zum Ausdruck kommen. Das Rohr (*βόμβυξ*) selbst aber war meistenteils gerade, mitunter jedoch auch nach seiner unteren Mündung zu aufwärts gekrümmt und erweiterte sich daselbst nach Massgabe der Stärke des Tones, den das Instrument zu erzeugen hatte. Die einfachste und älteste Form des Aulos vergegenwärtigt uns die Darstellung Fig. 469 *b*. In den Händen dieser einen Hirten darstellenden Statue erscheint der Aulos in seiner ursprünglichsten Form als kurze Schalmei, deren sich die Hirten zu bedienen pflegten. Die Gestalt des Mundstücks aber wird aus den unter Fig. 469 *a*, *d*, *e*, *f* abgebildeten Auloi klar. Häufiger jedoch als die aus einem Rohre bestehende Klarinette (*μόναυλος, μονοκάλαμος*), auf der z. B. die den panathenäischen Festzug begleitenden Auleten am Fries des Parthenon spielen, kam die Doppelklarinette in Anwendung, welche die Römer mit dem Ausdruck *tibiae geminae* bezeichneten. Sie war aus zwei Röhren gebildet, die entweder mittelst eines gemeinsamen oder zweier gesonderten Mundstücke (Fig. 469 *a*, *d*, *e*, *f*, *i*, *k*, *l*) gleichzeitig geblasen wurden und zusammen ebenso viel Töne als die Syrinx umfassten. Das mit der rechten Seite des Mundes



Fig. 470. Musikalische Unterhaltung.

geblasene und mit der rechten Hand gespielte Rohr enthielt etwa drei Tonlöcher und hiess *tibia dextra* oder auch die männliche Klarinette (*αὐλὸς ἀνδρήϊος*), das andere mit vier Tonlöchern versehene Rohr *tibia sinistra* oder der weibliche Aulos (*αὐλὸς γυναικήϊος*); jenes enthielt die tieferen, dieses die höheren Töne*). Beide Pfeifen waren entweder von gleicher Länge und Gestalt (Fig. 469 *a*, *d*, *f*, *k*, *l*), und dann namentlich bei Gelagen und zur Begleitung gymnastischer Uebungen im Gebrauch, oder von ungleicher Länge, aber gleicher Form (*αὐλοὶ γαμήλιοι*), oder endlich von ungleicher Länge und gänzlich von einander verschiedener Gestalt (Fig. 469 *e*, *i*). Die Pfeifen waren entweder ohne Klappen (Fig. 469 *a*, *f*, *k*, *l*) oder mit solchen versehen, wie bei dem unter *d* abgebildeten Instrumente ersichtlich ist, das ein Genius auf einem Sarkophage im Vatican in den Händen hält. An ihrer unteren Mündung aber erweitern sich die Röhren oft in Form des bei unserer Klarinette gebräuchlichen Schallbechers, *κώδων* (Fig. 469 *c*, *d*). Bei der phrygischen Doppelflöte, *ἔλυμοι αὐλοί* genannt, bei der das eine Rohr gerade, das andere längere aber nach unten hornartig gekrümmt ist, tritt diese Erweiterung der einen Röhre am stärksten hervor. Zur Erläuterung dieser phrygischen Doppelflöte haben wir unter Fig. 469 *i* nach einem Sarkophage im Vatican eine dieses Instrument spielende weibliche Figur abgebildet, während die beiden unter *e* kreuzweis übereinander gelegten phrygischen Flöten, bei denen namentlich auf die verschiedene Form ihrer Mundstücke zu achten ist, die eine Seite eines vierseitigen Altars im Vatican einnehmen und in ganz gleicher Gestalt auf einem Relief mit der Darstellung eines von Attributen seiner Würde umgebenen Archigallus vorkommen (Müller Denkmäler II No. 817). Mannigfache andere Arten von Doppelflöten begegnen uns übrigens auf Monumenten: z. B. bläst auf einem pompejanischen Wandgemälde (Museo Borbon. Vol. XI Taf. 37) ein Aulet auf einer sehr dünnen, mit Klappen versehenen Doppelflöte, deren Röhren überall dieselbe Weite haben, und auf einem ähnlichen, an den unteren Enden aufwärts gekrümmten Instrumente blasend erscheint auf einem Marmorrelief (Fig. 477 *b*) eine tanzende Bacchantin. — Eigentümlich war es, dass griechische sowie römische Flötenspieler sich mitunter eines ledernen Backen- und Lippenverbandes in Gestalt eines Kappzaumes (*φορβειά*, *στόμις*, *χειλωτήρ*) zu bedienen pflegten, durch dessen mit Metall beschlagenes Mundloch die Mundstücke des Doppelklarinets gesteckt wurden. Diese Binde (Fig. 469 *l*) hatte den Zweck, das zu starke Atmen beim Blasen zu verhindern, wodurch die Bildung sanfterer Töne unmöglich geworden wäre. Besonders bei theatralischen Darstellungen, sowie bei Opfern und Pompen, bei denen die Spieler sich längerer, eine grössere Anstrengung der Backen erfordernder Doppelklarinetten bedienten, scheint die Lippenbinde häufig in Anwendung gekommen zu sein, während die auf Vasenbildern bei Gastmälern auftretenden Flötenspielerinnen stets ohne dieselbe erscheinen. Bei dem Spiel auf der einzelnen Flöte scheint jedoch diese Lippenbinde niemals Verwendung gefunden zu haben.

*) Solcher Doppelschalmeien, Dutka genannt, an denen jede Röhre zwei Tonöffnungen hat, bedienen sich merkwürdigerweise noch heutzutage die Landleute in einigen Gegenden Russlands.



Die Blasinstrumente, welche aus einer nach ihrer unteren Mündung hin sich bedeutend erweiternden Röhre bestanden und mittelst eines kessel- und becherartigen Mundstücks geblasen wurden, bezeichneten die Griechen mit dem Namen *σάλπιγξ*, Trompete. Die Griechen sollen die lange Trompete, die bei Homer noch nicht als ein bei den Hellenen eingeführtes Instrument erscheint, von den pelasgischen Tyrrhenern erhalten haben, und es steht fest, dass die unter dem Namen der hellenischen oder argivischen bekannte Salpinx in ihrer Gestalt vollkommen der tyrrhenischen entsprochen hat. Neben der Flöte und Kithara, die bei den Spartanern und Kretern hauptsächlich die Schlachtmusik bildeten, erscheint die Salpinx sowohl als Signaltrompete beim Militär (jeder Lochos führte einen Trompeter *σαλπιγκτής*)*), als auch mit ihren langgezogenen Tönen bei Handlungen des Kultus. Mit den Tönen einer solchen argivischen Kriegstrompete weckt auf einem Marmorrelief (Fig. 471) Agyrtes den in Frauen-



Fig. 471. Salpinx.



Fig. 472. Hornbläser



Fig. 473. Wasserorgel.

gewändern unter den Frauen der Deïdameia auf der Insel Skyros verborgenen Achilleus zu kriegerischen Thaten, während Diomedes und Odysseus bereits den Waffenschmuck vor dem jungen Helden ausgebreitet haben. Von anderen trompeten- oder hornartig gestalteten Blasinstrumenten, deren Erfindung nach den Zeugnissen griechischer Schriftsteller orientalischen Völkern zugeschrieben wird, deren Gebrauch bei den Griechen aber nicht nachgewiesen werden kann, nennen wir hier die ägyptische *χνοῦς*, die bei Opferhandlungen zum Zusammenruf des Volkes benutzt wurde; diese glich, da sie als eine gewundene Salpinx (*σάλπιγξ στρογγύλη*) bezeichnet wird, mithin dem *cornu* der Römer (vgl. Fig. 473). Sodann die galatische, eherne, hochtönende und gellende (*ὀξύφωνος*) Trompete mit bleiernem Mundstück und einem Schallbecher in Form eines Tierrachens, die von den galatischen Kelten *κάρνυξ* genannt wurde. Tieftönend (*βαρύφωνος*) und grösser als die griechische Salpinx war die Trompete der Paphlagonier, die wegen ihres in Gestalt eines Stierkopfes geformten Schallbechers, mit dem Namen *βόϊνος* bezeichnet wurde. Ein Beispiel derselben findet sich aut den

*) In der Schlacht wurde die Signaltrompete angewendet, sobald das Schlachtgetöse den Kommandoruf übertönte oder durch Staubwirbel, Regengüsse, Schneegestöber und waldiges oder unebenes Terrain die Kommandos mittelst sichtbarer Zeichen (*ὁρατοῖς σημείοις*, Aelianus Tacticus XXXV) nicht zur Anwendung kommen konnten.

Waffentrophäen, mit denen die Brüstung der Stoa in Pergamon geschmückt ist (vgl. oben S. 164). Die Meder bedienten sich einer hohltönigen, aus Schilfrohr angefertigten Salpinx mit weitem Schallbecher. Diese medische Trompete glauben wir auf zwei Vasenbildern wiederzuerkennen: auf dem einen (Micali, l'Italia avanti il dominio dei Romani. Atlas Tav. 100) erscheint ein asiatischer Bogenschütze in medischer oder parthischer Tracht auf einem sehr dünnen und langen Rohre mit angeschraubtem Schallbecher blasend, das er, wie ein Aulosbläser, mittelst der Lippenbinde am Munde befestigt hat; auf dem anderen von Gerhard publizierten Vasenbilde (Griechische Vasenbilder II Taf. 103) erblicken wir in den Händen der in griechischem Waffenschmuck auftretenden Amazone Antiope dasselbe kriegerische Blasinstrument. Wie aus der Stellung beider Figuren hervorgeht, wurde dieses Instrument im Gegensatz zu der griechischen Trompete gegen den Boden gerichtet geblasen. Endlich geschieht vielfach der ehernen tyrrhenischen Trompete, deren Schallbecher leicht nach oben gekrümmt war (κώδων κεκλασμένος), Erwähnung: sie hiess die gekrümmte oder der tuscische Lituus (λίτυον), glich in ihrer Gestalt der phrygischen Flöte und wurde in der Schlacht, bei Pompen und Agonen zu Signalen gebraucht. Hörner (κέρατα) scheinen bei den Griechen als kriegerische Musik nicht üblich gewesen zu sein, während es bekannt ist, dass barbarische Völker sich ihrer bedient haben. Ein solcher Hornbläser (κερατaύλης), den sein Pileus von schwarzer Lammwolle vielleicht als Armenier oder Perser charakterisiert (Fig. 472), ermutigt auf einem Vasenbilde, das eine Kampfscene zwischen Griechen und Asiaten darstellt, die Seinigen mit den Tönen des Horns, während auf der anderen Seite die Griechen mit der argivischen Salpinx in den Kampf gerufen werden.



Fig. 474. Wasserorgel.

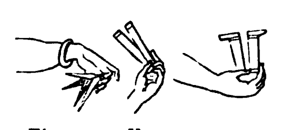


Fig. 475. Kastagnetten.

Wir schliessen unsere Bemerkungen über die Blasinstrumente mit einer kurzen Notiz über die von dem Mechaniker Ktesibios erfundene Wasserorgel, die von seinem Schüler, Hero von Alexandrien, beschrieben worden ist. Diese Orgel (ὕδραυλος, ὑδραυλίς, *organon hydraulicum*) war nach dem Prinzip der Syrinx konstruiert und enthielt sieben Pfeifen, teils von Bronze, teils von Rohr, in denen die Luftsäulen mittelst Wasser zur Erzeugung der Töne in Bewegung gesetzt wurden. Gespielt (*organo modulari*) wurde das Instrument mittelst einer Klaviatur. Die Erfindung des Ktesibios scheint in späterer Zeit bedeutend verbessert worden zu sein, da es heisst, dass zur Zeit des Nero Orgeln von einer neuen Konstruktion (*organa hydraulica novi et ignoti generis*) gebaut

worden seien. Zur Veranschaulichung der äusseren Form dieses Instrumentes haben wir unter Fig. 473 die auf einem römischen Mosaikfussboden zu Nennig dargestellte Orgel abgebildet. Hier wird das Spiel der Orgel von einem Hornbläser begleitet. Auch bei dramatischen Aufführungen scheint man die Wasserorgel zur musikalischen Begleitung verwendet zu haben, vergl. Fig. 474, eine der zahlreichen, aus Südfrankreich stammenden Cerae (das sind mit Wachsformen hergestellte Thonreliefs) darstellend.

c) Zu den lärmenden Instrumenten, die vorzugsweise bei den orgiastischen Kulten des Dionysos und der Kybele gebraucht wurden, gehören die Kastagnetten, die Becken und die Pauke. Man darf wohl annehmen, dass diese Instrumente ebenso, wie sie noch heutzutage bei den Tänzen der ländlichen Bevölkerung im Süden Europas die allgemein beliebte Begleitung zur Bezeichnung des Rhythmus bilden, auch im Altertum schon bei Tänzen des alltäglichen Lebens von den Tänzern selbst oder von den Zuschauern gespielt wurden. Die Kastagnetten (κρόταλον), deren Erfindung den Sizilianern zugeschrieben wurde, bestanden, ähnlich den heutzutage im Süden gebräuchlichen, aus zwei oder mehreren an ihrem einen Ende durch ein Band miteinander verbundenen Rohr- oder Holzstäbchen, Muscheln oder Metallstückchen, die mit den Fingern nach dem Rhythmus des Tanzes oder der denselben begleitenden Instrumentalmusik gegeneinander geschlagen wurden. Alle drei unter Fig. 475 abgebildeten Kastagnetten finden sich in den Händen tanzender Mädchen auf Wandgemälden und Vasenbildern, und es erklärt sich aus der Stellung der

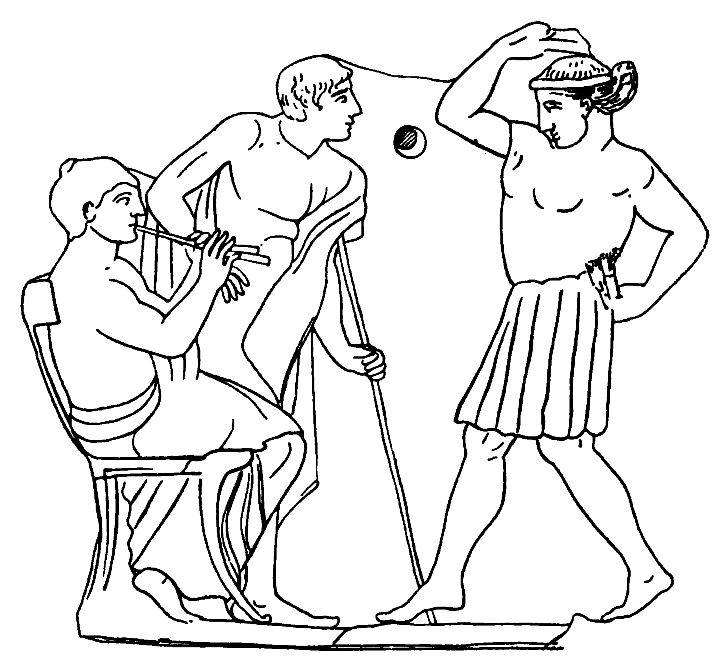
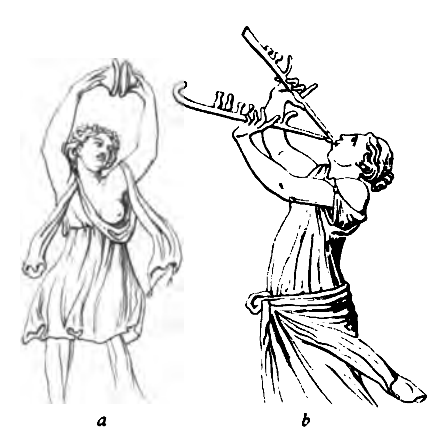


Fig. 476. Kastagnetten.

Finger ihr Gebrauch von selbst. Ein schönes Beispiel dafür liefert das unter Fig. 476 abgebildete Terrakottarelief. Die Tänzerin bewegt sich zu den Tönen der von dem sitzenden Jüngling geblasenen Doppelflöte und begleitet ihre Bewegungen mit dem Takt der Kastagnetten. Ein zweiter Jüngling vertritt die Zuschauer. — Aehnlich den bei unserer Militärmusik eingeführten Becken waren die Kymbalen (*κύμβαλα*), zwei halbkugelförmig gestaltete metallene Becken, wie wir sie in den Händen der nach einem Marmorrelief abgebildeten Tänzerin (Fig. 477 *a*) sehen; sie wurden mit der hohlen Hand gefasst und gegeneinander geschlagen, oder waren zu diesem Behufe, wie unsere Becken, mit Haltern von Leder versehen. Diese Kymbalen, sowie mannigfach geformte Klangbleche waren vorzugsweise bei den orgiastischen Kulten des Dionysos und der Kybele im Gebrauch; auch wurden sie nicht selten an den Zweigen heiliger Bäume aufgehängt (vgl. Fig. 48), wo sie dann durch das Spiel der Winde in Bewegung gesetzt wurden. — Noch lärmender war der Ton des Tambourins (*τύμπανον*), eines mit einem Felle überzogenen breiten Holz- oder Metallreifens, an dem ringsum zur Vermehrung des Lärmens Schellen und Klangbleche, sowie zur Verzierung Tänien befestigt wurden (Fig. 478). — Wir schliessen diesen Abschnitt mit der Abbildung des bei den Griechen wie bei den Römern mit dem Geheimdienst der Isis zugleich aus Aegypten eingeführten Sistrum, *σεῖστρον* (Fig. 479). Dasselbe bestand aus einem in Form der Lyra gebogenen Streifen Metall, durch den an ihren Enden umgebogene Metallstäbchen (um das Herausgleiten zu verhindern) lose quer hindurchgesteckt waren. Vermittelst eines an dem Instrumente befestigten Griffes wurde es geschüttelt, wodurch von den Stäbchen ein vielleicht nicht ganz unharmonischer Ton ausging.



a b

Fig. 477. Cymbeln und Flöte.





Fig. 478. Tympanon.

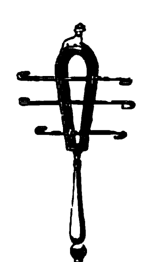


Fig. 479. Sistron.

Palaestra und Gymnasion.

Ebenso wie die Hellenen die Musik als Mittel zur Bildung und Veredelung des Geistes ansahen und ihr eine bevorzugte Stellung in der Erziehung einräumten, legten sie auch auf die Ausbildung des Leibes ein nicht minder grosses Gewicht. Gerade dadurch, dass die Hellenen durch die körperliche Erziehung auf die geistige Entwickelung der Jugend einzuwirken strebten und den Grund-

satz, dass ein gesundes geistiges Leben nur aus einem gesunden kräftigen Körper sich entwickeln könne, praktisch zur Geltung brachten, unterschieden sie sich wesentlich von allen anderen Völkern des Altertums. Dem Körper die gehörige Spannkraft und schöne Haltung zu geben, die harmonische Entwickelung der einzelnen Körperteile zu befördern, die heranwachsende Jugend für das Ebenmass schöner Formen empfänglich zu machen, ihr Mut und Entschlossenheit einzuflössen und sie für die praktische Tüchtigkeit im öffentlichen Leben vorzubereiten, das waren die Grundideen, die den Griechen bei der physischen Erziehung der Jugend massgebend waren. Diese Grundsätze verwirklichten sich in der Ausbildung der Gymnastik und Agonistik, und beide wurden wesentliche Elemente des griechischen Volkslebens. Sie sollten, wie Lucian in seiner Apologie der Gymnastik sagt, einerseits die Jugend von dem falschen Ergeiz abhalten, in unziemlichen Dingen mit einander zu wetteifern und aus Müssiggang in Frechheit und Leichtfertigkeit zu geraten, andererseits den Jüngling zum Schutze der Freiheit des Vaterlandes, seines Wohlstandes und Ruhmes erziehen und ihm jene ethische und körperliche Tüchtigkeit geben, welche die Griechen mit dem Ausdrucke *καλοκαγαθία* bezeichneten. Wie in der Ausbildung des Geistes zeigte sich aber auch in der des Körpers bei den verschiedenen Stämmen Griechenlands ein Unterschied. Während in den dorischen Staaten, besonders in Sparta, die Jugend durch Abhärtung des Körpers gegen Schmerz und durch Ertragung von Beschwerden für ihre Bestimmung als kampfgerüstete Bürger vorbereitet wurde, erstrebte man in den ionischen Staaten, vorzugsweise in Athen, eine gleichmässig harmonische Ausbildung des Leibes und der Seele, deshalb trat hier in der körperlichen Erziehung vorzugsweise das Streben nach Ebenmass und Gefügigkeit (*εὐρυθμία* und *εὐαρμοστία*), nach Anstand und Anmut in den Vordergrund.

Die Anfänge der Gymnastik und Agonistik wurzelten schon in der mythischen Zeit, wenn auch die einzelnen Uebungen damals noch der planmässigen Anordnung und der Gesetze entbehrten, welche die späteren Zeiten der Gymnastik bezeichnen. Die Feste der Götter und das Andenken an Heroen wurden bereits im hohen Altertum durch festliche Spiele verherrlicht, bei denen Wettkämpfe, die auf körperliche Gewandtheit und Leibeskraft berechnet waren, eine bevorzugte Stelle einnahmen. In diesen der mythischen Zeit angehörenden Wettkämpfen lagen die Anfänge der späteren schulgerechten Turnkunst, deren Ausbildung durch die lykurgische, sowie durch die solonische Gesetzgebung wesentlich gefördert wurde.

Sind wir auch mit den für die einzelnen gymnastischen Uebungen bestimmten Räumlichkeiten durch die S. 222 angestellten Betrachtungen bereits vertraut geworden, so nötigt uns doch die schwierige Frage über die Scheidung des Gymnasion von der Palaestra, noch einmal auf die bauliche Anlage mit wenigen Worten zurückzukommen. Von jenen aus der heroischen Zeit erwähnten Uebungsplätzen, auf denen eine Trennung der Räumlichkeit nach den in ihnen ausgeführten Wettkämpfen noch nicht stattfand, kann hier natürlich nicht die Rede sein. Dass aber in der historischen Zeit, als bereits die Ausbildung der Gymnastik gesonderte Räumlichkeiten für die einzelnen Gattungen

der Leibesübungen erforderte, eine Trennung der Palaestra von dem Gymnasion eingetreten war, kann wohl mit Bestimmtheit angenommen werden, wenn auch die schriftlichen Zeugnisse des Altertums sich darin widersprechen. So bezeichnet Herodot den Dromos und die Palaestra mit dem gemeinsamen Namen *γυμνάσια*, während Vitruv Gymnasion und Palaestra unter dem Ausdruck Palaestra zusammenfasst. Die Palaestra war jedenfalls in früherer Zeit eine besondere Baulichkeit, mochte sie mit dem Gymnasion verbunden sein oder abgesondert davon liegen. Erst zur Kaiserzeit scheint der Unterschied zwischen beiden verschwunden zu sein, weshalb auch Vitruv die gesamte Anlage für die gymnischen Spiele mit dem Namen Palaestra bezeichnen konnte. In Athen waren die Gymnasien öffentliche, teils auf Staatskosten, teils von Privaten erbaute Anstalten, in denen die Epheben und Männer verkehrten und durch Leibesübungen und heiteres und belehrendes Zusammenleben in gleicher Weise für die Kräftigung des Leibes wie des Geistes sorgten. Dort befanden sich das Lykeion, der Kynosarges, die Akademie, das Ptolemaion, das prachtvoll gebaute Gymnasion des Hadrian, sowie das kleine Gymnasion des Hermes. Bei weitem grösser aber war die Zahl der Palaestren in Athen. Sie waren nur Privatinstitute einzelner Paidotriben und ausschliesslich für den Unterricht der Knaben in der Gymnastik bestimmt. In kleineren Städten hingegen mögen wohl die beschränkten Mittel eine Vereinigung der Jugend mit den Erwachsenen in einem und demselben Raume erfordert haben. Falsch ist aber jedenfalls die Ansicht, dass die Palaestra ausschliesslich der Tummelplatz für die Athleten gewesen sei. Diese Trennung der Uebungsplätze der reiferen Jugend und der Männer von denen der Knaben, die auch aus Rücksicht auf die Sittlichkeit für notwendig erachtet wurde, ergab auch eine Sonderung der Leibesübungen in leichtere und schwerere je nach den Altersklassen, von denen sie geübt wurden. Als solche auch in ihren Leistungen geschiedene Altersgenossenschaften der Knaben erscheinen die *παῖδες νεώτεροι* und *πρεσβύτεροι* oder die *πρώτη* und *δευτέρα ἡλικία*, jene die jüngeren, diese die etwas älteren Knaben umfassend, an die sich eine dritte Altersstufe, die *τρίτη ἡλικία*, anreihte, zu der wohl die Knaben gehören mochten, welche auf dem Uebergange vom Knaben- zum Ephebenalter standen und die sonst auch mit dem Namen der *ἀγένειοι* bezeichnet wurden; ähnliche Klassen mögen auch bei den Epheben bestanden haben. Besonders scharf waren aber die Altersgenossenschaften in Sparta abgegrenzt, wo jede derselben eine Stufe des spartanischen Abhärtungssystems durchzumachen hatte.

Bevor wir zur Betrachtung der einzelnen Leibesübungen übergehen, wollen wir einige Bemerkungen über die in den nachfolgenden Abschnitten mehrfach in Anwendung kommenden Benennungen: Gymnastik, Agonistik und Athletik vorausschicken. Mit dem Namen Gymnastik (*γυμναστική*) bezeichnen wir alle körperlichen Uebungen, die auf die Kräftigung einzelner Gliedmassen, sowie des ganzen Körpers einzuwirken bestimmt sind. Liegt es nun auch in der Beschaffenheit einzelner dieser Uebungen, wie im Lauf, Sprung und Wurf, dass sie von einer Person ohne Gegner (*ἀνταγωνιστής*) geübt werden können, während das Ringen bereits den Wettkampf zweier Personen bedingt, so veranlasst doch

die Gemeinsamkeit, in der diese Uebungen von mehreren Personen gleichen Alters und von gleichen Kräften ausgeführt zu werden pflegen, ein gegenseitiges Messen und Prüfen der Kräfte, ein Wetteifern der sich Uebenden untereinander, und so sehen wir in der Gymnastik den Wettkampf (ἀγών) begründet. Das Streben nach Gewandtheit und Fertigkeit in den Leibesübungen, der Ehrgeiz, aus dem Wettkampfe als Sieger hervorzugehen, wurde der Haupthebel zur Ausbildung der höheren, ausschliesslich auf den Wettkampf gerichteten Gymnastik, die mit dem Namen Agonistik (ἀγωνιστική) bezeichnet wird. Die Agonistik fand aber in den grossen Nationalfesten der Hellenen, und unter diesen vorzugsweise in den Festspielen zu Olympia, die in jedem fünften Jahre zur Zeit des ersten Vollmondes der sommerlichen Sonnenwende gefeiert wurden, ihren Hauptstützpunkt. Dorthin zogen, geladen durch Zeus' Friedensboten, die Abgesandten der an der Festfeier sich beteiligenden Städte und Herrscher, Schiffe führten von fernen Gestaden Scharen schaulustiger Hellenen herbei, dorthin eilte die Blüte griechischer Jugend, eilte alles, was auf den heimischen Ringplätzen sich durch körperliche Tüchtigkeit ausgezeichnet hatte, um unter den Augen einer unermesslichen Volksmenge im edlen Agon um den Kranz des Zeus zu ringen. Nur wer von den strengen Kampfrichtern, den Hellanodiken, für sittenrein und von ächt hellenischer Herkunft befunden war, wer beweisen konnte, auf einem griechischen Gymnasion zehn Monate lang eine schulgerechte Ausbildung genossen zu haben, durfte zur silbernen Loosurne herantreten und im heiligen Wettkampfe sich versuchen. Und welcher Jubel begrüsste den Sieger, welche Ehren warteten seiner am Siegesplatze und daheim bei der Rückkehr in die Vaterstadt. Mit dem frischen Kranze des Oelbaums, mit der Palme schmückten die Hellanodiken im Zeustempel den Sieger, Hymnen ertönten und Lobgedichte, wie sie ein Pindar sang, Inschriften und bildliche Darstellungen in Erzguss und Marmor bewahrten auch für spätere Geschlechter das Andenken an den Sieger. Vgl. das beistehende Vasenbild (Fig. 480), einen Jüngling darstellend, der als Sieger mit Tänien um Arm und Bein geschmückt ist und Olivenzweige in den vorgestreckten Händen trägt. Besonders merkwürdig ist der Helm mit langer Spitze, von der eine Tänie herabhängt. — Je mehr jedoch das Streben sich geltend machte, durch Gewandtheit und Körperstärke in den öffentlichen Spielen zu glänzen und einen Ruhm zu gewinnen, der nach Ciceros Worten bei den Griechen



Fig. 480. Bekränzung des Siegers.

höher geschätzt wurde als bei den Römern der Triumph, trat der eigentliche pädagogische Zweck der Gymnastik, in der Jugend ein kräftiges, zum Schutze des Staates tüchtiges Geschlecht heranzubilden, in den Hintergrund. Ebenso wie die Kunst nach Ueberwindung der technischen Schwierigkeiten nur allzuleicht in den Fehler der Künstelei und Geziertheit verfällt, zeigte sich auch in der Gymnastik durch die Sucht zu glänzen eine die Regeln der Schönheit überschreitende Technik. Das Gefallen aber, das die Griechen der späteren Zeit an dieser gekünstelten Steigerung der Technik an den Tag legten, spricht hinreichend für den sinkenden Geschmack an dem wahrhaft Edlen und Harmonischen. So sehen wir die freie, edle Agonistik in einen handwerksmässigen Betrieb derselben, in die Athletik (*ἀθλητική*) ausarten. Ein gleiches Abgehen von der edlen Einfachheit verriet aber auch bei den musikalischen und orchestrischen Agonen den gesunkenen Geschmack der späteren Zeiten, insofern als hier die Virtuosität das höchste Ziel der Kunstübung wurde.



Fig. 481. Athletenkopf.

Die hellenische Kunst aber fand in jenen schönen Bildern, die sich täglich in der Palaestra und dem Gymnasion vor den Augen des Beschauers aufrollten, die ergiebigste Quelle für ihre Leistungen. Hier begeisterte sich der Künstler im Anschauen der zarten, abgerundeten Formen der Jugend, der markigen Heldengestalten der Männer; hier fand er in den schönen Stellungen der Agonisten die Motive für seine künstlerischen Schöpfungen, und dieser durch die lebendige Anschauung stets rege gehaltene Sinn für schöne Formen beseelte ihn bei der Ausführung seiner Werke. Das Volk aber blickte mit Stolz auf diese ächt volkstümlichen Leistungen der Kunst, in denen es ja sein eigenes Spiegelbild fand, und in ihrem Anschauen wurde gleichzeitig der Schönheitssinn im Volke wach erhalten. Für den ungemeinen Reichtum an plastischen Denkmälern aber, durch welche die Griechen das Andenken an die Sieger in den Agonen nicht nur an jenen Stätten, an denen die obenerwähnten Festspiele stattfanden, sondern auch in den Geburtsstätten der Sieger verherrlichten, sprechen die schriftlichen Zeugnisse des Altertums. Macht doch Pausanias, nachdem von römischen Eroberern die Denkmäler Olympias bereits massenhaft geplündert und vernichtet waren, bei seiner Beschreibung dieses Ortes noch zweihundert und dreissig Statuen von olympischen Siegern namhaft, die als Reste früherer Herrlichkeit den Tempelbezirk des olympischen Zeus schmückten. Auf uns ist freilich von allen jenen über Hellas und Italien verbreiteten plastischen Kunstwerken nur ein kleiner Teil gekommen; diese wenigen Beispiele bekunden aber fast durchgängig eine solche Meisterschaft in Auffassung und Technik, dass sie uns genügend zeigen, in welcher nahen Verwandtschaft die Kunst zum Volksleben stand. Als ein vorzügliches Beispiel eines solchen zum Andenken an einen Sieg in Olympia errichteten Denkmals geben wir die Abbildung eines in Olympia gefundenen Bronzekopfes (Fig. 481), nach den breitgeschlagenen Ohren offenbar von der Statue eines Faustkämpfers herrührend.

Die brutalen Züge des handwerksmässigen Athleten sind mit einer bewunderns-werten Deutlichkeit darin zum Ausdruck gebracht worden. — Nächst den Werken der Plastik ist es aber vorzugsweise die Vasenmalerei, die unserer Erklärung der Leibesübungen ein reiches Material bietet, indem sie uns ganze Scenen aus der Palaestra und dem Gymnasion vor Augen führt, durch die uns ein Einblick in die Turnplätze mit den Turnenden, den Geräten und den Vor-turnern oder Lehrern gestattet ist. So erblicken wir auf Vasenbildern häufig bald ältere, bald jüngere in Himatien eingehüllte Männer die, auf ihren Krückstock gelehnt, den im Agon sich Tummelnden zuschauen oder mit einer gabelförmig gespaltenen Rute (vergl. Fig. 499) die Uebungen leiten. In diesen Männern haben wir unstreitig die Gymnasten oder Paidotriben zu er-kennen, von denen die ersteren die Ausbildung der Uebenden in Bezug auf die Bildung, Gestaltung und Haltung des Körpers zu überwachen, die letzteren aber den materiellen Unterricht, die Erlangung von Fertigkeit in den einzelnen Leibesübungen zu leiten hatten. Sie waren die eigentlichen Turn-lehrer, und als solchen gebührte ihnen der Platz unter den Turnenden. Unter den anderen Beamten der Turnplätze erwähnen wir die Sophronisten, deren Amt es war, die Aufsicht über das sittliche Verhalten der Jugend zu führen, sie zur *σωφροσύνη* anzuhalten. Ihre Zahl belief sich in Athen auf zehn, von denen jede Phyle einen wählte. Zur Kaiserzeit sehen wir ferner den Kosmeten, dem ein Antikosmet und zwei Hypokosmeten beigeordnet waren, als Aufseher der Epheben im Gymnasion bestellt. Dem Gymnasiarchen aber lag die Oberaufsicht über die Gymnasien ob, ein Ehrenamt, das mit erheblichen Leistungen aus eigenen Mitteln verbunden war; dahin gehörte die Aus-schmückung der für die Festspiele bestimmten Räumlichkeiten, die Bestreitung der Kosten des Fackellaufes, die Beschaffung des für die Uebungen nötigen Oels, das in späteren Zeiten jedoch vom Staate geliefert wurde, sowie die Leitung der von Knaben und Epheben zum Gedächtnis berühmter Männer aufgeführten Festzüge.

Was die einzelnen Leibesübungen speziell betrifft, so kann man annehmen, dass die einfachsten, d. h. die welche ohne Gerät und ohne Gegner aus-geführt werden konnten, die ältesten gewesen sind. Als erste bezeichnen wir den Lauf (*δρόμος*), der auch in der Reihe der gymnischen Agone, mit denen die Feier der grossen hellenischen Festspiele begangen wurde, die erste Stelle einnahm. In Olympia wenigstens war nach der Herstellung der Spiele durch Iphitos der Wettlauf lange Zeit sogar die einzige Kampfesart, und da es nach-weisbar ist, dass die Einrichtungen der Olympien den Pythien, Nemeen und Isthmien, sowie vielen anderen hellenischen Festspielen zum Vorbilde dienten, so scheint die Annahme gerechtfertigt, dass bei allen Festen, an denen das Pentathlon vollständig durchgekämpft wurde, der Wettlauf jedesmal die Reihe der gymnischen Agone eröffnet habe. Der Wettlauf bestand zunächst in dem einfachen Lauf (*στάδιον* oder *δρόμος*), in dem die abgesteckte Bahn vom Aus-gangs- bis zum Endpunkte einmal durchlaufen wurde. Bei den Uebungen der Knaben bestand jedoch die zu durchlaufende Strecke nur aus der Hälfte der ganzen Rennbahn, bei denen der Ageneioi aus zwei Dritteilen derselben. Dieser

Knabenwettlauf wurde in der 37. Olympiade in die Reihe der olympischen Spiele aufgenommen, und auf Inschriften finden sich die Namen der jugendlichen Sieger in diesem Agon stets zuerst aufgeführt. In den Staaten aber, in denen auch für die Körperpflege des weiblichen Geschlechts Sorge getragen war, wurde der Wettlauf als die vorzüglichste gymnastische Uebung für die Jungfrau angesehen, und es war hier die Strecke der zu durchlaufenden Bahn um ein Sechstel kürzer, als die ganze Länge des für die Männer bestimmten Dromos. — In der zweiten Art des Laufes, im Diaulos (*δίαυλος*), Ol. 15 zuerst bei den Festspielen eingeführt, hatte der Laufende die Bahn zweimal zu durchmessen, indem er, um das Ziel einen Bogen (*καμπή*) beschreibend, zum Ablaufsstande ohne anzuhalten zurückkehrte. Die Biegung, die der Laufende am Ziel zu machen hatte, begründet wohl auch die Bezeichnung dieser Laufart als *κάμπειος δρόμος*, im Gegensatz zum einfachen *δρόμος*. — Den grössten Aufwand

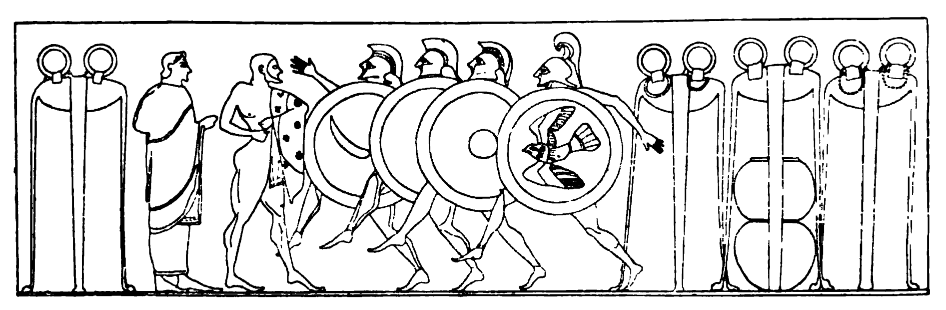


Fig. 482. Wettlauf in Waffen.

von Kraft und Ausdauer erheischte aber die dritte Art des Laufes, der Langlauf (*δόλιχος*), in dem die Bahn ohne abzusetzen so oft zu durchmessen war, dass der zurückgelegte Weg nach den verschiedenen Angaben entweder 12, 20 oder 24 Stadien betrug. Welche Anstrengung dazu gehört haben muss, einen solchen Weg ohne Unterbrechung im Lauf zurückzulegen, wird aus der Uebertragung der Stadien in unser Längenmass ersichtlich. Rechnet man nämlich das Stadion zu 600 olympischen Fussen (= 192,27 m), so ergiebt sich bei einem Wege von 24 Stadien für die zu durchlaufende Strecke eine Länge von mehr als 4½ km. Erklärlich scheint es daher auch, dass zu Olympia, wo die Rennbahn gerade ein Stadion betrug, bei einem Dolichos von 24 Stadien die Bahn mithin zwölfmal hin und zurück zu durchlaufen war, der Sieger im Wettlauf, Ladas, ein Spartaner, am Ziele angelangt tot zu Boden sank. Zur Ueberwindung der Schwierigkeiten in diesem Laufe bedurfte es, wie Lucian sagt, der Kraft und des Atems, für das Durchmessen der kürzeren Bahn dagegen der möglichsten Geschwindigkeit. — Zu diesen Uebungen gehörte auch der in der 65. Olympiade von den Eleern in Olympia eingeführte Lauf in Waffenrüstung (*ὁπλίτης δρόμος*). Anfangs wurde er von jungen, mit Helm, Rundschild und Beinschienen gewappneten Männern ausgeführt; in späterer Zeit jedoch beschränkte sich die Ausrüstung für diesen Lauf nur auf den Schild. Die ältere Form dieses Laufes wird uns z. B. auf einem Berliner Vasenbild vorgeführt (Fig. 482).

Vier mit Helm, Schild und Beinschienen gerüstete Krieger eilen nach links, einem Dreifuss zu, der als Zielsäule dient: dort stehen die Kampfrichter, um den Sieger zu erwarten. Rechts erblickt man Dreifüsse und Kessel, offenbar der Siegespreis. Dagegen sind auf Fig. 483 die Beinschienen bei den Laufenden weggelassen. Als Vorübung für den Felddienst war dieser Waffenlauf un-

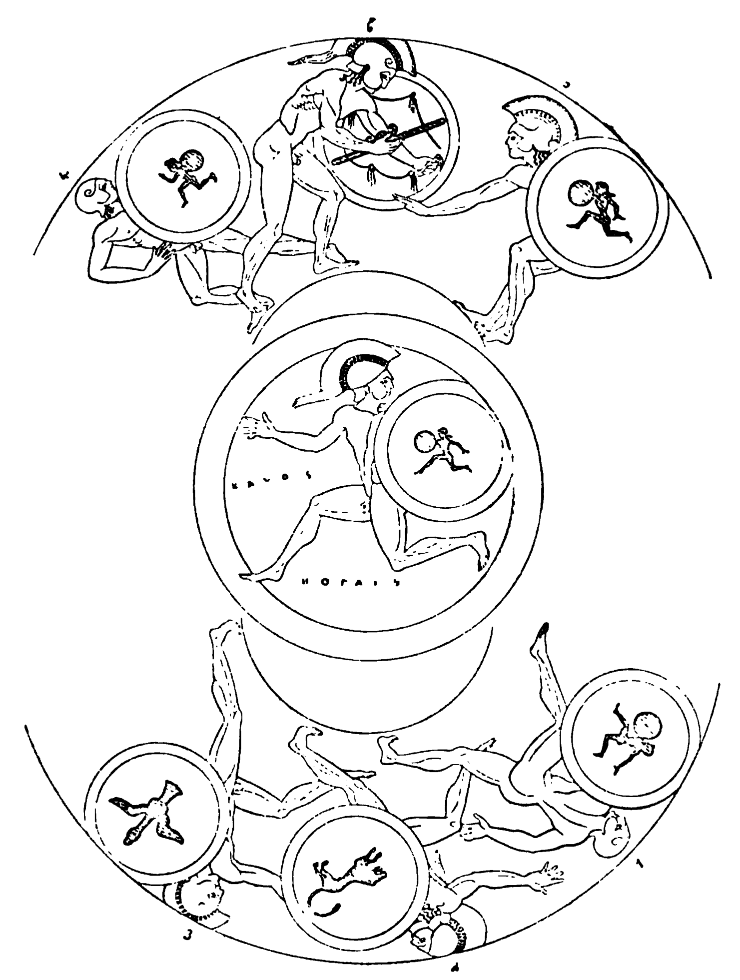


Fig. 483. Wettlauf in Waffen.

streitig von grosser Wichtigkeit, und Platon verlangt mit Hinblick auf den kriegerischen Zweck, dass er nicht nur auf der kurzen Bahn des einfachen Laufes, sondern sogar im Langlaufe geübt werden müsse. Wissen wir doch, dass die Griechen nicht selten im vollen Lauf anzugreifen pflegten, wie unter anderem von der Schlacht bei Marathon berichtet wird. — Wie alle übrigen Uebungen wurde auch der Wettlauf völlig unbekleidet ausgeführt, nur in früheren Zeiten pflegten die Wettkämpfer einen Schurz um die Lenden zu

tragen. Die Wettläufer nun, welche bei dem Agon als Bewerber um die Preise auftraten, wurden an den Ablaufsstand geführt, und hier entschied das Loos über die Reihenfolge, in welcher der Lauf beginnen sollte. Jede Anwendung von List und Gewalt oder Bestechung, um dem Mitlaufenden den Vorsprung abzugewinnen, war streng untersagt. Solche Wettläufe, von Männern oder Epheben ausgeführt, erblicken wir mehrfach auf panathenäischen Preisvasen. — Als eine besondere Gattung des Wettlaufs ist auch der Fackellauf oder die Lampadedromie (λαμπαδηδρομία) zu erwähnen, die in einigen Städten Griechenlands zu Ehren feuerspendender Gottheiten zur Nachtzeit ausgeführt wurde; hier galt es, die am Ausgangspunkt des Wettlaufs an den Flammen eines Altars entzündeten Fackeln im schnellsten Schritt bis zum Ziele brennend zu tragen,

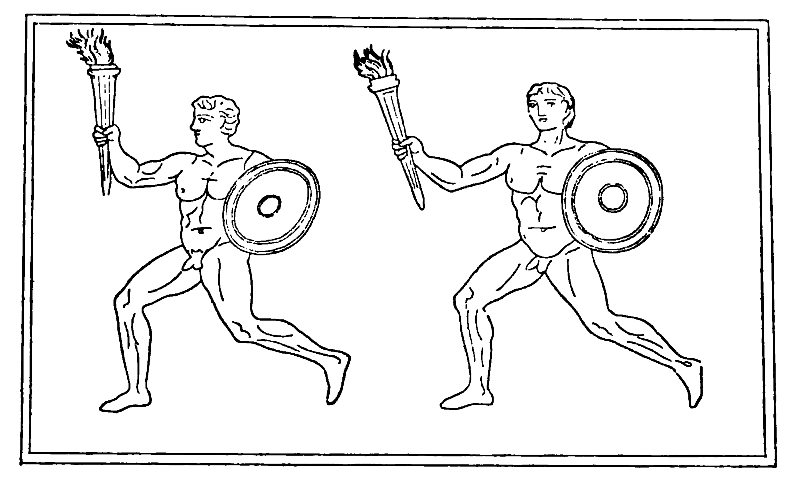


Fig. 484. Fackellauf.

um dort das Altarfeuer zu entzünden. Jedenfalls wurzelte dieser in späterer Zeit zu einem rein gymnischen Agon umgewandelte Wettlauf ursprünglich in einer religiösen Tradition. Zwei solche mit Rundschilden bewaffnete und Fackeln in den Händen schwingende Epheben sehen wir auf einem Mosaik (Fig. 484) im Wettlauf begriffen.

Der Sprung (ἅλμα) nahm in der Reihe der gymnastischen Uebungen die zweite Stelle ein. Schon im Homer erscheinen bei den Kampfspielen der Phäaken im Springen geübte Männer, und später wurden die Sprungübungen in den Kreis gymnischer Agone aufgenommen; sie bildeten, wie der Lauf, unter den öffentlichen Spielen einen Teil des später zu beschreibenden Pentathlon. Wie auf unseren Turnplätzen scheint auch in der Palaestra und im Gymnasion der Hoch-, Weit- und Tiefsprung besonders geübt worden zu sein. Ob die Griechen sich aber der in unserer Turnkunst üblichen Springstange bedient haben, müssen wir dahingestellt sein lassen, da die auf vielen Vasenbildern in den Händen turnender Epheben sich befindenden Stangen als Gere, nicht als Springstangen zu deuten sind. Zieht man aber in Betracht, dass den

Griechen die Gymnastik als eine Vorbereitung für den Kriegsdienst galt, und dass im Kriege der Speer zum Ueberspringen von Gräben und um sich auf das Pferd zu schwingen oft benutzt wurde, so darf man wohl auch annehmen, dass die den Speer vertretende Springstange als Turngerät eingeführt gewesen ist; dagegen steht es fest, dass die Griechen, um ihrem Körper beim Sprunge die gehörige Schnell- und Schwungkraft zu geben, sich der Halteren (ἁλτῆρες)

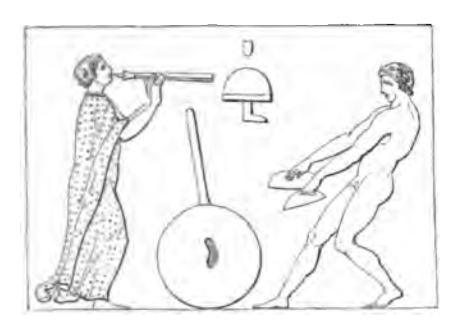


Fig. 485. Sprung mit Halteres.



Fig. 486. Sprung mit Halteres.

bedient haben. Die Gestalt dieses unseren Hanteln ähnlichen Turngerätes lernen wir aus zahlreichen bildlichen Darstellungen kennen. Sie waren, wie uns Fig. 485 und 486 kennen lehrt (das eine Vasenbild zeigt uns einen Epheben, der sich eben zum Sprung anschickt, während das andere ihn mitten im Sprunge darstellt) entweder halbovalförmig gestaltete Steine oder Metallstücke, in deren Seiten sich Oeffnungen zum Hindurchstecken der Hände befanden*), oder sie bestanden aus zwei durch eine Handhabe verbundenen Kugeln oder Kolben, glichen also in dieser Form vollkommen unseren Hanteln; letztere Art war die jüngere, vergl. Fig. 487, einen Springer und einen Diskoswerfer darstellend, die zu den Tönen der Flöten ihre Uebungen ausführen. Die Anwendung dieser Halteren war nun wahrscheinlich folgende: Der Springende, mochte er den Standsprung, d. h. den Sprung ohne Anlauf, oder den Anlaufsprung ausführen, streckte die mit den Halteren bewaffneten Arme in

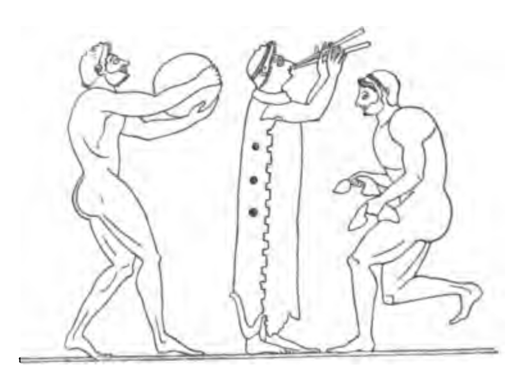
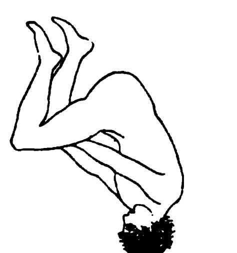


Fig. 487. Sprung und Diskoswurf.

---

*) Diese ältere Form der Halteren beschreibt Pausanias (Eliaca I 2) unter den Weihgeschenken des Mikythos in Olympia, und an einer anderen Stelle (Eliaca II 3) erwähnt er, dass die Statue des Hysmon derartige alte Halteren in den Händen gehalten habe. Im Pelopion in Olympia wurden bei den Ausgrabungen die Reste eines steinernen Sprunggewichts mit dem Namen des weihenden Athleten aufgefunden.

gerader Richtung nach hinten und schleuderte sie dann während des Sprunges mit einem heftigen Ruck nach vorwärts. Da nun der Körper durch diese gewaltsame Bewegung der Arme eine schräge Richtung nach hinten annehmen musste und beim Niedersprung ein Hinfallen auf den Rücken unvermeidlich gewesen wäre, so wurde im Moment des Niedersprunges dem Körper durch eine rasche Rückwärtsbewegung der Arme das Gleichgewicht wiedergegeben. Dass in der That die Halteren einen Springenden mit Sicherheit über einen grösseren Raum hinwegzutragen vermögen, haben neuerdings angestellte praktische Versuche ergeben, wobei man aber zu berücksichtigen hat, dass die Erreichung einer Sprungweite nach griechischem Kanon eine längere Uebung voraussetzt. Der Krotoniate Phayllos soll mittelst dieser Halteren einen Weitsprung von 50 oder 55 Fuss (50 griech. Fuss = 49,11 rheinl. Fuss = 15,11 m) ausgeführt haben, während das Höchste, das in unserer Zeit von einem professionellen englischen Athleten mit Benutzung von 5pfündigen Sprunggewichten geleistet ist, nur 29 Fuss 7 Zoll beträgt. Jedenfalls ist der Sprung des Phayllos ein sogenannter Dreisprung gewesen, d. h. drei in unmittelbarer Folge ausgeführte Sprünge, von denen die beiden ersten Sprungschritte sind, während der dritte einen Schlusssprung darstellt. Wie auf unseren Turnplätzen wurde auch auf den Sprungplätzen der Alten die Stelle des Absprunges (βατήρ) durch ein in den Boden gegrabenes Zeichen oder durch ein freistehendes Sprungbrett bezeichnet. Ein solches sehr hohes Sprungbrett, von dem ein Palaestrit den Salto mortale ausführt, vergegenwärtigt uns ein Wandgemälde im Innern einer etruskischen Grabkammer (Fig. 488). Das Ziel aber, das die Springenden zu erreichen hatten, wurde entweder durch eine in die Erde gezogene Furche (σκάμμα) angedeutet, oder es wurde die von jedem der Agonisten übersprungene Entfernung durch einen Einschnitt in den Boden bezeichnet. Auf dieses Furchenziehen deuten wohl die in agonistischen Darstellungen auf Vasenbildern mit Spitzhacken erscheinenden Männer (Gerhard, Auserlesene griechische Vasenbilder. Taf. CCLXXI). Andere, ebenfalls in diesen Bildern vorkommende Personen tragen lange rot gefärbte Bänder in den Händen, wahrscheinlich Messketten, um die Entfernungen beim Springen, sowie beim Faust- und Ringkampf zu bestimmen (vergl. Fig. 499). Hat nun auch unsere Turnkunst den Gebrauch der Halteren als Sprunggewichte nicht aufgenommen, so ist doch ihre schon im Altertum empfohlene Anwendung als Gerät zur Stärkung der



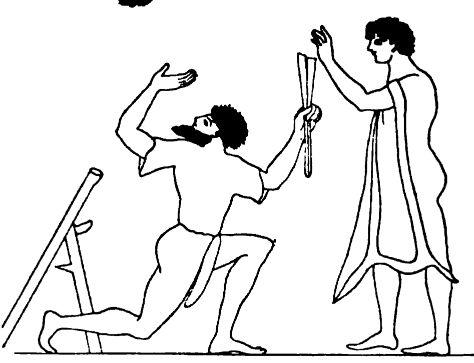


Fig. 488. Sprung vom Sprungbrett.

Arm-, Nacken- und Brustmuskeln auch in der neueren Turnkunst und Hygiene zur Geltung gekommen.

Was nun den Ringkampf anbetrifft, so geht aus der charakteristischen Schilderung in Homers (Il. XXIII 710) hervor, dass die Kämpfer damals noch mit dem Schurz gegürtet auftraten; erst mit der 15. Olympiade fiel auch in diesem Wettkampfe die Bekleidung fort. Ebenso scheint auch die für den Ringkampf sehr wesentliche Sitte, den Körper einzuölen, bei allen Agonen erst in der nachhomerischen Zeit aufgekommen zu sein. Das Salben des Körpers mit Oel (ἔλαιον) diente dazu, die Gliedmassen geschmeidig und elastisch zu machen, und kam deshalb wie bei dem Ringkampf, so in allen übrigen pa-

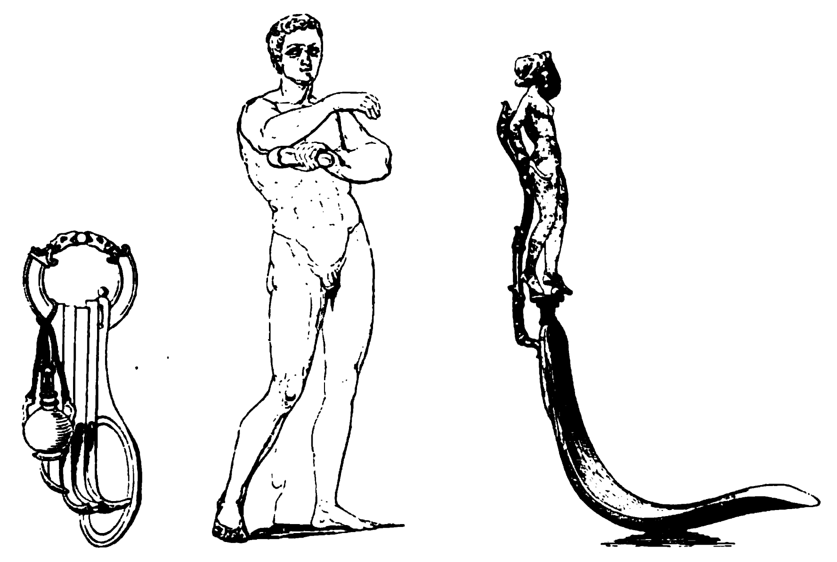


Fig. 489. Badegerät. Fig. 490. Apoxyomenos. Fig. 491. Schabeisen, Strigilis.

lästrischen Uebungen in Anwendung. Um aber zu verhindern, dass die im Kampfe umschlungenen Glieder sich zu leicht den Umschlingungen des Gegners entwanden, pflegten die Kämpfer ihren Körper mit Staub zu bestreuen. Ausserdem trägt, wie Lucian sagt, diese zweifache Einreibung der Haut dazu bei, das allzustarke Schwitzen zu verhindern, verwahrt die Haut, deren Poren bei so heftigen Uebungen überall offen sind, gegen die nachteiligen Wirkungen der Zugluft und stärkt die Kräfte zu längerer Ausdauer im Kampfe. Dieses Einreiben der Glieder war das Amt des ἀλείπτης, des Einsalbers. Natürlich musste nach Beendigung des Kampfes eine gründliche Reinigung des Körpers vorgenommen werden, und hierzu bedienten sich die Alten des unter dem Namen στλεγγίς (*strigilis*) bekannten Schabeisens, das auch nach jedem Bade von beiden Geschlechtern zur Reinigung der Glieder benutzt wurde. Dasselbe bestand aus einem löffelartig ausgehöhlten, mit einem Griff versehenen Instrumente aus Metall, Knochen oder Rohr, und es ist natürlich, dass dieses im täglichen Leben so vielfach gebrauchte Instrument in zahlreichen Darstellungen

uns entgegentritt. Meistenteils erscheint es in Verbindung mit dem zur
bewahrung des Oels notwendigen kugelförmig gestalteten Gefässe. Zur
anschaulichung diene der unter Fig. 489 dargestellte, im Museo Borbonico be
liche vollständige Reinigungsapparat, bestehend aus einer an Schnüren hänge
Oelflasche, aus Schabeisen von verschiedener Länge und aus einer fla
Schale. Wie das Schabeisen gebraucht wird, zeigt deutlich die schöne S
eines sich abschabenden Athleten im Vatican (Fig. 490), die unter dem Na
des *Ἀποξυόμενος* bekannt ist, ein Werk des Lysippos. Das schönste Be
einer *στλεγγίς* ist offenbar die hier (Fig
abgebildete, dem Britischen Museum
gehörige. Sie ist zu gross, als dass
annehmen könnte, sie sei für den
tischen Gebrauch bestimmt gewesen,
dern hat wohl als Ehrengeschenk an
siegreichen Athleten oder Palästriten
dient. Als Griff dient die bis auf
Schuhe nackte Figur eines Mädc
(Aphrodite?), welche die eine Hand
spähend über die Augen erhebt, wäh
sie in der rechten ein Schabeisen häl
In keiner anderen Art des Wettkam
bedurfte es einer schulgerechteren Bil
als im Ringkampfe. Hier entschied
bloss die rohe Kraft, sondern ein
Auge, die geschickte Benutzung jeder
Gegner gegebenen Blösse, die Anwen
gewisser in der Ringschule erlernter
erlaubter Griffe, sowie die Ueberlistung
Gegners durch trügerische Wendungen
Stellungen, wobei es gleichzeitig darau
kam, dass die Bewegungen gefällig und
ständig waren. Die Ringschule hatte ge
Regeln, welche die Kämpfer nicht überschreiten durften. Mit unseren huma
Ansichten stimmen sie freilich nicht überein, denn es war zwar im
tum wie auf unseren Turnplätzen das Schlagen des Gegners verboten, nicht
das Stossen (*ὠθισμός*), das gelegentliche Umknicken der Finger und Zehen
den Gegner an der Fortsetzung des Kampfes zu hindern, sowie das
schlingen des Halses mit den Händen. Auch das Zusammenrennen mit
Köpfen gegeneinander (*συναράττειν τὰ μέτωπα*) war gestattet, wenn nicht
leicht darunter ein Aneinanderdrängen der Stirnen zu verstehen sein
eine ja auch auf unseren Ringplätzen erlaubte Stellung. — Die Griechen u
schieden zwei Arten des Ringkampfes, erstens die *πάλη ὀρθή*, in der die R
aufrecht stehend einander niederzuwerfen strebten und niedergeworfen sic
einem neuen Kampfe erhoben. War der Gegner in einem und demselben Ka
dreimal niedergeworfen, so musste er sich für besiegt erklären. Die z



Fig. 492. Ringer.

Art des Ringkampfes bildete die Fortsetzung des ersten und bestand darin, dass, sobald der eine Ringer zu Boden gefallen war, die Kämpfer am Boden den Kampf fortsetzten (*ἀλίνδησις, κύλισις*). Beide Gattungen des Kampfes wurden nach gewissen Kunstgriffen ausgeführt, die vorzugsweise den Zweck hatten, den Gegner am freien Gebrauch der Arme und Beine durch Umschlin-

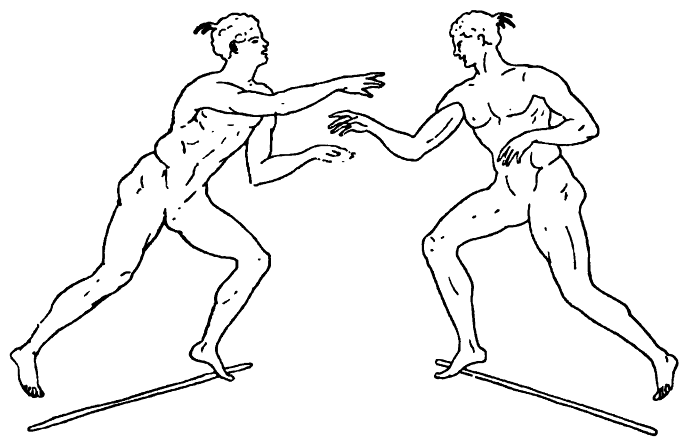


Fig. 493. Antritt zum Ringkampf.

gung zu hindern. Mit erhobenen Armen näherten sich beim Beginn des Kampfes zuerst die Gegner, nahmen, indem sie ein Bein vorstreckten, mit anfangs zurückgezogenem Oberkörper eine feste Ausfallstellung (*ἐμβολαί*) an, und nun begann der Kampf mit den Händen und Armen, wofür die allgemeine Bezeichnung *δράσσειν* war, wobei es zunächst darauf ankam, sich den möglichst besten Griff zu sichern. Diese lauernde Stellung vor dem Kampfe kommt in Fig. 492, dem Grabstein eines Ringers, gut zum Ausdruck. Fig. 493 zeigt einen späteren Augenblick, wo die beiden Ringer auf einander losstürzen, um sich zu umschlingen.

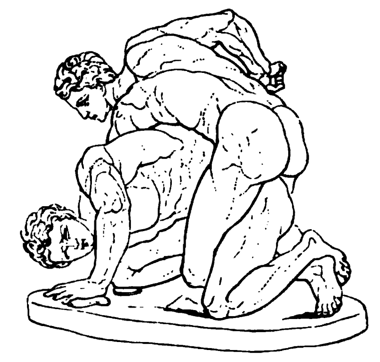


Fig. 494. Ringkampf.

Ein anderes Schema (*σχῆμα*), denn so hiessen die Schulgriffe, bildete der Beinkampf, den schon Odysseus in dem oben erwähnten Ringkampf anwendete, indem er dem Aias mit den Fersen einen solchen Schlag in die Kniekehle versetzte, dass dieser zusammensank (*ὑπέλυσε δὲ γυῖα*). Ebenso kunstgerecht war unstreitig der mehrfach auf Vasenbildern dargestellte Beinkampf, bei dem der eine Kämpfer das Bein seines Gegners mit den Händen emporhebt und ihn so zum Fallen bringt, oder das Umschlingen der Beine beim Stehkampf, das auf der Erde fortgesetzt wurde, um das Aufstehen des Gegners zu verhüten. Diesen Beinkampf, auf dessen schulgerechte Erlernung ein grosses Gewicht gelegt und

der mit dem Ausdruck ὑποσκελίζειν, ein Bein stellen, bezeichnet wurde,
wir besonders deutlich durch die Betrachtung der berühmten Ringe



Fig. 495. Ringkampf.

zu Florenz (Fig. 494) verstehen. Der oben liegende Ringer hat sein
Bein fest um das seines Gegners geschlungen; zwar bemüht sich der I
mit Hülfe des freigebliebenen linken Ar
rechten Knies sich zu erheben, aber be
sein rechter Arm von der kräftigen Fa
Siegers an der Handwurzel gepackt ur
nach hinten in die Höhe gedrückt. Ein
Beispiel eines dem Ende sich näl
Kampfes zwischen zwei professionsm
Ringern führt uns ein pompejanisch
mälde vor (Fig. 495); der Besiegte
Boden gesunken und wird in dieser S
von seinem Gegner bearbeitet, da gebi
Aufseher durch das Dazwischenstrecken
Palmzweiges Frieden, indem er den
für beendet erklärt. Das Bild eines
Aufsehers mit der Palme in der eine
der Siegerbinde in der andern Han
Fig. 496.



Fig. 496. Kampfaufseher.

Unserer Erklärung der vierten Ueb
der Gymnastik, des Diskoswurfes (δισκ
wollen wir die Betrachtung der Statu
Diskoswerfers zu Grunde legen, die im Jal
auf der dem Principe Massimi gehörige
Palombara aufgefunden wurde, und in der wir ohne Zweifel eine Ko
berühmten Diskobolos des Bildhauers Myron vor uns haben (Fig. 49

Oberleib des Diskoswerfers ist nach vorn mit einer gewaltsamen Beugung zur rechten Seite hin gesenkt und findet seinen Ruhepunkt auf dem linken Arm, dessen Hand auf der Kniescheibe des etwas nach vorn gekrümmten rechten Beines aufgestützt ist. Der Schwerpunkt des Körpers ruht also auf dem rechten Fusse, während das leicht eingeknickte linke nur mit den umgebogenen Zehen den Boden berührende Bein das Gleichgewicht herstellt. Zum Wurf des schweren Diskos, der auf der innern Fläche des Unterarms und der Hand ruht, ist der rechte Arm rückwärts über die Schulterhöhe gehoben, um mit voller Kraft die Scheibe im Bogenwurf schleudern zu können. Nacken und Haupt aber sind nach hinten gegen die zum Abwerfen in Schwung gesetzte Hand gedreht, da vom richtigen Schwunge des Armes der Flug der Scheibe geregelt wird. Diese Stellung beim Schleudern der Diskosscheibe war wohl die schulgerechte und hat mit der Stellung unserer Kegelschieber einige Aehnlichkeit, nur dass hier die Kugel in gerader Richtung, der Diskos aber im Bogenwurf fortgeschleudert wird. Der homerische Diskos, *σόλος* genannt, bestand aus einem roh gegossenen (*αὐτοχόωνος*), sehr schweren Eisenstück oder, wie bei den Phäaken, aus Stein. Später wurde Erz oder auch eine schwere Holzart dazu verwendet. Der Diskos der historischen Zeit war linsenförmig, einem kleinen Rundschilde ähnlich, ohne Handhabe und deshalb schwer zu fassen; man pflegte ihn vermittelst eines breiten Bandes, das um ihn gelegt wurde, an der Wand aufgehängt zu bewahren (Fig. 498). Die Grösse des Diskos richtete sich auf den Uebungsplätzen wohl nach den Kräften der in jeder Riege gemeinsam Turnenden, während er bei den öffentlichen Spielen für alle Kämpfer von gleicher Grösse und Schwere war. Ein solcher bronzener in Aigina gefundener Diskos, 0,20 m im Durchmesser und 3 Pfund 29 Lot schwer, befindet sich im Antiquarium des Kgl. Museums zu Berlin (Bronzen N. 1273); auf der einen Seite ist er geziert mit der Figur eines speerwerfenden, auf der anderen mit der eines mit den Halteren bewehrten springenden Epheben. Der Wurf geschah von einer kleinen Erderhöhung aus, *βαλβίς* genannt, und der weiteste Wurf entschied den Sieg.

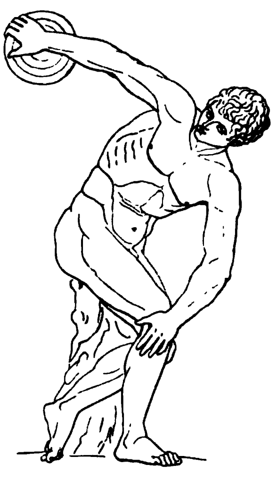


Fig. 497. Diskobol.

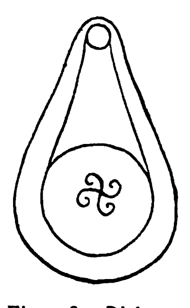


Fig. 498. Diskos.

Konnte nun schon der Diskoswurf als eine unmittelbare Vorschule für den Krieg gelten, so war dies noch bei weitem mehr bei dem Speerwurf (*ἀκόντιον, ἀκοντισμός*) der Fall, der schon in der homerischen Zeit bei den Kampfspielen eine hervorragende Stellung einnahm und später in den Kreis der gymnastischen und agonistischen Uebungen aufgenommen wurde. Während aber bei Homer dieser Wettkampf in voller Rüstung und mit scharfen Waffen vorgenommen wurde, kamen in den Gymnasien nur stumpfe Stäbe, ähnlich unseren Geren,

zur Anwendung. Mit solchen spitzenlosen Wurfstangen in den Händen er
wir auf Vasenbildern oftmals Epheben, und die Art und Weise, wie dieselbe
oder zwei dieser Gere halten, dürfte unsere oben ausgesprochene Vermutur
in diesen Turngeräten nicht Springstangen, sondern Wurfwaffen zu er
sind, bestätigen. Im Pentathlon waren wahrscheinlich leichte Wurflan
kurzem Holzschaft und langem dünnem Eisen, gleich verwendbar für den Z
für den Fernwurf, in Gebrauch; eine solche schleudert der auf den
erwähnten Diskos dargestellte Wettkämpfer mittels der Wurfschleife (vgl. F

Diese fünf beschriebenen Uebungen, nämlich der Lauf, der Spru
Ringkampf, der Diskoswurf und der Speerwurf, bildeten den mit dem Auf
der vier grossen hellenischen Festspiele in Griechenland eingeführten Fünf

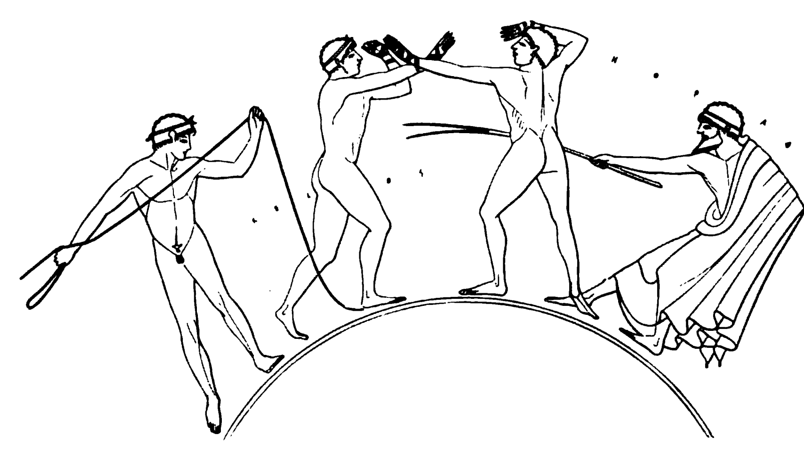


Fig. 499. Faustkampf.

das πένταθλον. Ueber die Reihenfolge der Uebungen hat sich bis jetz
keine Uebereinstimmung bei den Gelehrten erreichen lassen, denn auch d
Haggenmüller (Ueber den Fünfkampf der Hellenen, München 1892)
aufgestellte (er ordnet: Lauf, Speerwurf, Sprung, Diskos, Ringen) ist nic
von Willkür. Nur so viel steht fest, dass das Ringen den Schluss b
Wahrscheinlich wurden beliebig viel Teilnehmer zugelassen, die in den
Uebungen, die als δρομικά, als ἴδια τῷ πεντάθλῳ, dem Pentathlon eigent
bezeichnet wurden, eine gewisse Normalleistung erreicht haben musste
zu dem letzten Entscheidungskampf, dem Ringen (πάλη), zugelassen zu w
Die dadurch ziemlich zusammengeschmolzene Schar wurde nun durch das L
Paaren verteilt; bei ungleicher Zahl ergab sich ein Ephedros, der beim z
Gang mit einem der Sieger zusammengestellt wurde, und so wurde da
dass die jedesmaligen Sieger zu neuen Paaren zusammengeordnet wurd
Ringkampf fortgesetzt, bis nur einer als Sieger übrig blieb. Natürlich v
diese fünf Wettkämpfe an einem und demselben Tage vorgenomme
gerade die Mannigfaltigkeit des Pentathlon weckte bei den kräftigeren Männ
Verlangen, in demselben ihre in der Schule der Gymnastik erlangte Ge
heit und Stärke zu zeigen und um den Kranz zu ringen.

Kein Kampf aber war mit grösserer Lebensgefahr oder mit mehr Gefahr einer Verstümmelung verknüpft, als der Faustkampf (πυγμή, πύξ). Ein treffliches Bild desselben geben uns die nachstehenden Verse Homers (Il. XXIII 686 ff.):

Und sie erhoben sich Beide zugleich mit den nervigten Armen,
Stiessen zusammen und trafen sich schwer mit den fliegenden Fäusten.
Furchtbar schallte der Backen Getön, und es floss von den Gliedern
Strömend der Schweiss.

Um den Schlag mit der geballten Faust noch zu verstärken und um diese gegen eine Verwundung zu schützen, umwand der Faustkämpfer (πύκτης) beide Hände derartig mit einem Riemengeflecht (ἱμάντες) von Ochsenhaut, dass die Finger frei blieben und sich zur Faust ballen konnten. Die Enden dieser Riemen wurden, wie jene der Sandalen oberhalb der Knöchel, so hier oberhalb der Handgelenke mehrfach verschlungen und so befestigt, dass die Pulsader bedeckt war. Dieses war die ältere, schon



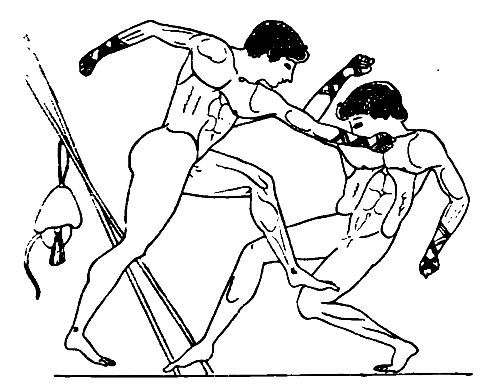


Fig. 500. Faustkampf.

Fig. 501. Faustkämpfer.

im Homer erscheinende und ohne Zweifel auch in der Palaestra ausschliesslich zur Anwendung kommende Form des Riemengeflechts, die man mit dem Namen μειλίχαι bezeichnete, vielleicht weil sie, wie Krause bemerkt, nur einen wohlgemeinten und schonenden Schlag bewirken sollte. Wir glauben sie auf einem Vasenbilde, auf dem die Uebungen in der Palaestra dargestellt sind, an den Händen zweier jugendlicher Faustkämpfer zu erkennen (Fig. 499); den etwas weiter fortgeschrittenen Kampf, wo der eine der Gegner im Begriff ist zu stürzen, schildert Fig. 500. Die Athletik begnügte sich indess nicht mit diesen wohl nur Beulen, nicht aber gerade Wunden verursachenden Schlagriemen; vielmehr trat hier statt jener Umwindungen von schmiegsamem Leder ein künstlich verschlungenes Riemengeflecht, das die Hand bis zum Anfang der Finger und den Unterarm fast bis zum Ellenbogen hinauf bedeckte und aus Streifen gehärteten, scharfen Leders bestand, das häufig noch mit Nägeln und bleiernen Buckeln besetzt war, so dass jeder wohlgezielte Schlag

seine blutigen Spuren zurücklassen musste. Solche furchtbare Waffe waren
auch die von den Alten mit dem Namen σφαῖραι bezeichneten Faustri
Eine genauere Vorstellung von diesen bei den Athleten üblichen
können wir uns erst jetzt nach der vor wenigen Jahren in Rom gefun
wohlerhaltenen Bronzestatue eines Faustkämpfers machen, bei der alle E
heiten bis ins kleinste genau nachgebildet sind (Fig. 501 und 502). Dana
über die Hand zunächst ein Handschuh aus Leder gezogen, der die Fing
zur Hälfte bedeckt (man sieht deutlich die Näte angegeben), und der am U
arm in Pelzbesatz endigt, der durch zwei dünne Riemen an den Arm

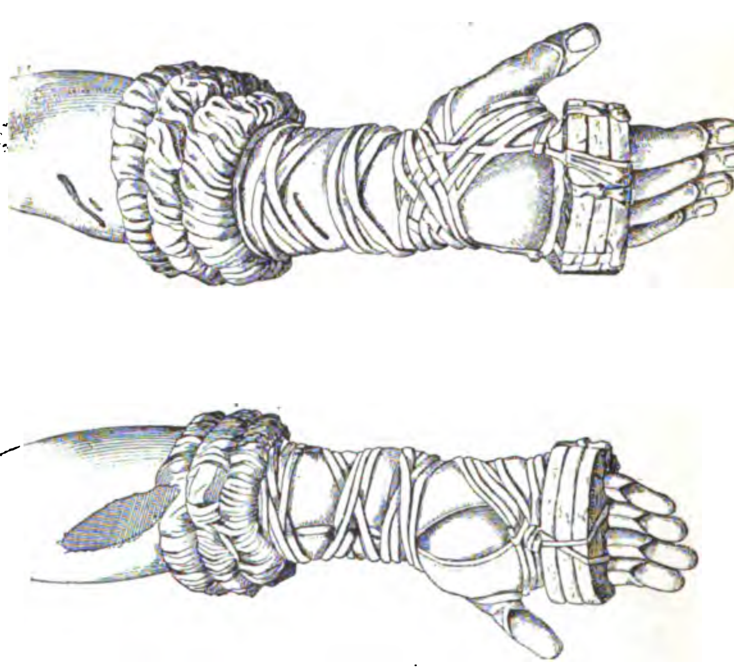


Fig. 502. Riemen eines Faustkämpfers.

gepresst wird. Als furchtbare Angriffswaffe sind auf die Hand nun drei St
aus hartem Leder gesetzt, 1½ cm breit und hoch, die durch vier mit Bu
versehene Metallklammern zusammengehalten werden. Unter sie ist zum S
für die Hand ein Polster von weicherem Leder gelegt. Riemen, die vo
ausgehen und die Hand samt dem Unterarm umschlingen, vervollständige
furchtbare Werkzeug. Die Statue selbst ist übrigens mit äusserster N
wahrheit durchgeführt. Der Athlet gönnt sich, nachdem er eben seinen G
niedergeschlagen hat, ein paar Augenblicke der Ruhe; er ist nicht ohne Wu
davongekommen: seine Haut zeigt vielfach Spuren der Schläge, an seiner
geschlagenen Ohren hängen noch Blutstropfen, und nur mühselig schei
mit etwas geöffnetem Mund und vorgestreckter Unterlippe zu atmen, aber
schaut er sich trotzig um, jeden Augenblick bereit, wenn nötig, den K
wieder zu erneuern. — Wie die übrigen Agone wurde auch der Faust

unbekleidet ausgeführt. Nachdem vor dem Beginn des Kampfes die Faustriemen von Sachverständigen angelegt worden waren, traten die Kämpfer auf die Mensur und pflegten wohl, um die Gelenkigkeit ihrer Arme zu prüfen, einige Fechterbewegungen durch die Luft zu beschreiben. Hatten sie einen sicheren und günstigen Stand genommen und war das Zeichen zum Kampfe gegeben, so legten sie sich mit etwas vorwärts gebogenem Oberkörper aus, wobei sie den Hals zurückzogen, um ihn möglichst weit aus dem Bereich des Gegners zu bringen, eine Stellung, die wir bei vielen erhaltenen Fechterstatuen, sowie bei Darstellungen von Faustkämpfern auf Vasenbildern zu beobachten Gelegenheit haben. Durch allerlei Kunstgriffe suchten sie den Gegner zu ermüden, sich selbst aber so zu decken, dass kein Schlag sie treffen konnte. Die rechte wie die linke Faust wurden, da beide mit Faustriemen bewaffnet waren, abwechselnd zum Schlagen benutzt, während der nicht im Angriff stehende Arm zum Parieren der Hiebe bald in Kopfeshöhe, bald tiefer zum Schutz der Brust und des Unterleibes vorgehalten wurde. Wie beim Ringkampf waren auch hier Behendigkeit im Ausweichen durch ein rasches Zurückschnellen des Körpers, ein geschicktes Wechseln der Stellung und des Platzes, die grösste Anspannung der Muskeln, sowie Schlauheit und List an ihrer Stelle. Die Anwendung unerlaubter Mittel, sowie die absichtliche Tötung des Gegners wurde jedoch schwer geahndet. Hauptsächlich wurden die Hiebe gegen den Oberkörper gerichtet, und Schläfen, Ohren, Backen, Nase, Mund und Kinn waren die Zielscheibe für die Faustschläge. Zähne und Ohren kamen dabei freilich am schlimmsten weg, da erstere häufig eingeschlagen, letztere zerquetscht wurden, so dass platt geschlagene Ohren zu den charakteristischen Kennzeichen der Faustkämpfer auch in der Skulptur gehören. Als Schutz gegen derartige Verstümmelungen kannte man wollene oder lederne Ohrenklappen (*ἀμφωτίδες*), doch wurden diese nur im Gymnasion oder in der Palaestra, nicht aber bei den öffentlichen Agonen angewendet. Bei gleicher Gewandtheit und Stärke gönnten sich die Faustkämpfer ab und zu eine kurze Erholung, um alsdann mit neuen Kräften das blutige Schauspiel wieder zu beginnen. Bei lange anhaltenden Kämpfen aber pflegten sie, um eine raschere Entscheidung des Sieges herbeizuführen, einen festen Stand einzunehmen und in dieser Stellung so lange angriffs- oder verteidigungsweise zu verharren, bis der eine oder der andere Kämpfer durch Emporheben der Hand sich für besiegt erklärte.

Noch überboten wurde der Faustkampf durch das Pankration (*παγκράτιον*), eine Verbindung des Faust- und Ringkampfes; sie war dem heroischen Zeitalter unbekannt und wurde erst in der 33. Olympiade in die Reihe der öffentlichen Spiele aufgenommen. Die Vereinigung beider Kampfesarten schloss natürlich die Benutzung der Faustriemen aus, da diese den freien Gebrauch der Hände zum Ringkampf gehindert haben würden. Nach den Regeln der Kunst durfte beim Pankration der Schlag nicht mit geballter Faust, sondern nur mit gekrümmten Fingern ausgeführt werden. Sonst war jeder schulgerechte Griff oder Schlag, jede List zur Berückung des Gegners, kurz alle für den Ring- und Faustkampf einzeln angewandten Schemata gestattet, und nur die Anwendung unerlaubter Mittel zur Schwächung des Gegners (*κακομαχεῖν*) wurde streng bestraft.

Wettfahren und Wettreiten.

Nachdem wir die gymnischen Agone (ἀγὼν γυμνικός) betrachtet h
wenden wir uns zu dem Teil der Agonistik, der, als ἱππικὸς ἀγών bezei
das Wagen- und Pferderennen umfasste. Beide Agone behaupteten zu
Zeiten als die edelsten und ritterlichsten den höchsten Rang in der Ago
Da die Ausrüstung der Wagen, sowie die Zucht der für den W
bestimmten Rosse nur den Begüterten möglich war, die ärmere Volks
mithin von der Teilnahme an diesem Kampfe ausgeschlossen war, so k
diese Spiele mit Recht als die Vergnügungen der vornehmen alten We
zeichnet werden. Bei diesen Agonen war nicht eine schulgerechte Durchbi
des Körpers zu Gewandtheit und Stärke, sondern nur ein sicheres Auge
feste und geschickte Hand zur Lenkung der Rosse erforderlich. Das W
rennen (ἁρματηλασία) wurde daher auch nicht immer von dem Besitz
Gespanns in eigener Person ausgeführt, vielmehr konnte er statt
einen anderen als Rosselenker eintreten lassen. Der schon im heroischen
alter von den griechischen Heerführern im Kampfe und auf der Ren
benutzte zweirädrige Wagen, den wir nachher bei der Betrachtung des K
wesens genauer kennen lernen werden, war auch in der historischen Z
den Wettfahrten gebräuchlich. Die Zahl der Gespanne, die sich zu den
rennen überhaupt einstellten, richtete sich wahrscheinlich nach der Bedeutsa
des Ortes, an dem die Spiele gefeiert wurden; so erfahren wir z. B., dass
biades allein sieben Gespanne zu den Spielen in Olympia sandte, und da
den pythischen Spielen Arkesilas aus Kyrene unter vierzig Bewerbern
Preis davontrug (Pindar Pyth. V.). Die Zahl der in ein und demselben R
auftretenden Gespanne musste sich nach der Breite des Hippodrom un
Zahl der Oikemata richten. Bei grösseren Rennbahnen, wie auf der zu Oly
in der die weit in die Bahn hineinreichende Aphesis die Anlage einer grö
Zahl von Oikemata zuliess, konnte natürlich auch eine grössere Anzahl V
gleichzeitig auftreten. So lässt Sophokles in der Elektra, v. 698 ff., zehn
spanne auf der Rennbahn beim delphischen Heiligtum zum Wettrenne
scheinen.

Zum Rennen wurden anfangs Viergespanne von ausgewachsenen Pf
(δρόμος ἵππων τελείων), später Doppelgespanne (ἵππων τελείων συνωρίς) be
Erstere Art des Rennens wurde Ol. 25, letztere Ol. 92 eingeführt. Sei
99. Olympiade kam auch die Sitte auf, Füllen (πῶλοι) zu Vier- oder Do
gespannen vereinigt rennen zu lassen. Die Benutzung der Maultiere im H
drom hat sich jedoch nur in der Zeit von der 70. bis 84. Olympiade erh
— War das Zeichen zur Abfahrt, bei den olympischen Spielen durch das
beschriebene Aufsteigen des ehernen Adlers (vgl. S. 234), sonst durch Tromp
signale gegeben, so flogen die Gespanne, aufgemuntert durch den Zuru
Wagenlenker und angespornt durch die Peitsche (μάστιξ) oder den Stach

(κέντρον)*) dahin, dicke Staubwolken aufwirbelnd. Ganz ähnlich wie beim Wettlauf wurde die Bahn entweder einmal ohne Umlenken um das Ziel (ἄκαμπτον) durchmessen, oder das Rennen auf doppelter Bahn, also der Diaulos, ausgeführt; dem oben erwähnten Dolichos aber würde beim Wagenrennen das zwölfmalige Durchmessen der ganzen Bahn (δωδέκατος δρόμος) mit ausgewachsenen Rossen, wie solches bei den Olympien, Pythien und Isthmien eingeführt war, entsprechen. — Entsprechend dem auf S. 362 beschriebenen ὁπλίτης δρόμος fand neben dem gewöhnlichen Rennen, bei dem die Wagenlenker unbekleidet und die Rosse leicht aufgeschirrt erschienen, ein kriegerisches Wettfahren statt, bei dem die Agonisten sowie ihre Rossgespanne in voller Kriegsrüstung in der Rennbahn auftraten.

Bot nun schon das Terrain manche Hindernisse dar, indem wohl die Bahn nicht durchgängig so geebnet war, dass nicht ein Rütteln und Stossen des Wagens unvermeidlich gewesen wäre, so war doch die grösste Gefahr mit dem Umlenken um das am Ende der Bahn aufgestellte Ziel, (vgl. S. 235), verbunden, da ein Anstossen an dasselbe das Umwerfen oder Zertrümmern des

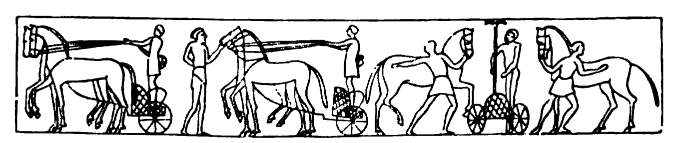


Fig. 503. Vorbereitung zum Wettrennen.

Wagens zur Folge haben konnte, und durch das Zusammendrängen mehrerer das Ziel gleichzeitig umkreisender Gespanne ein Ineinanderfahren leicht eintreten konnte. Nestors belehrende Worte, die er an seinen Sohn richtet, enthalten deshalb auch vorzugsweise eine Warnung zur Vermeidung dieser Gefahr (Il. XXIII 334 ff.):

Diesem dich hart andrängend beflügele Wagen und Rosse;
Selber zugleich dann beug' in dem schön geflochtenen Sessel
Sanft zur Linken dich hin; und das rechte Ross des Gespannes
Treib' mit Geissel und Ruf, und lass ihm die Zügel ein wenig:
Während dir nah am Ziele das linke Ross sich herumdreht,
So dass fast die Nabe den Rand zu erreichen dir scheinet
Deines zierlichen Rades. Den Stein nur zu rühren vermeide,
Dass du nicht verwundest die Ross' und den Wagen zerschmetterst.

Es wird also von rechts her gefahren, so dass bei der Biegung das linke Pferd an der Innen-, das rechte an der Aussenseite ist. Es ist demnach ganz richtig, wenn Nestor rät, das linke Pferd kurz zu nehmen, dem rechten dagegen den Zügel zu lassen, weil dieses den längeren, jenes den kürzeren Bogen um die Zielsäule herum zu schlagen hat. Durch Vernachlässigung dieser Regel erleidet angeblich Orestes in Delphi Schiffbruch (Sophokles Elektra), denn er

*) Die Mastix bestand aus einem kurzen Stabe, an dessen Spitze gewöhnlich zwei Peitschenschnüre befestigt waren (Fig. 504); das Kentron hingegen war ein langer, vorn zugespitzter Stecken, mit dem der Wagenlenker von seinem Sitze aus die Pferde zum Lauf anstachelte.

lässt dem linken Pferd den Zügel und nimmt das rechte kurz, infolge
wird natürlich der Wagen gegen den Prellstein geschleudert, so dass O
aus dem Wagen stürzt.

Bei der Vorliebe der Griechen für diesen Agon ist es natürlich, da
bildende Kunst sowie die Malerei denselben häufig zum Vorwurf ihre
stellungen machten. So erscheint die Vorbereitung zum Wagenrenne
einem Wandgemälde (Fig. 503) einer etruskischen Grabkammer. Links
bereits ein Wagenlenker seine Biga auf den Kampfplatz, während ein
verständiger die Tüchtigkeit der Rosse und ihre Anschirrung bei dem
folgenden Zweigespann noch zu prüfen scheint, bevor es in die Schr
eingelassen wird. Zur rechten Seite aber zeigt der Maler in anschau
Weise, wie zwei Rosse vor einen dritten Wagen gespannt werden. A
Denkmäler vergegenwärtigen uns die dahinstürmenden Gespanne, zu



Fig. 504. Wettreiten.

aber auch die Gefahren dieses Kampfspiels, welche Sophokles in der E
mit den Worten schildert:

> Am Boden bald hinschleifend, bald zum Himmel hoch
> Die Glieder zeigend, bis die Wagenführer selbst,
> Mit Mühe hemmend sein Gespann, ihn löseten.

Und an einer anderen Stelle heisst es:

> Und nun zerschmettert' Einer durch den einen Fehl
> Den Andern, stürzte nieder, und zerbrochener
> Rennwagen Trümmer deckten rings das Phokerfeld.

Dem Wettfahren nahe verwandt ist das Wettreiten (ἱπποδρομία).
Reitkunst, namentlich ihre Anwendung im Kriege und bei den Spielen, s
erst mit dem Beginn der historischen Zeit aufgekommen zu sein, währen
heroische Streitwagen vom Schlachtfelde verschwand und sich nur noch i
Agonen erhielt. Nur bei den barbarischen Völkern blieb der Streitwagen
länger im Gebrauch. Wie bei dem Wagenrennen unterschied man auch
Pferderennen das Reiten auf einem ausgewachsenen Pferde (ἵππῳ κέλητι)
dem auf einem Füllen (κέλητι πώλῳ); ersteres wurde Ol. 33, letzteres O
bei den öffentlichen Spielen eingeführt. Die Regeln für das Wettreiten v

wohl dieselben, wie beim Wagenlauf; nur mochte das Umbiegen um das Ziel hier nicht mit so grossen Gefahren verknüpft sein, wie bei jenem. Die Ankunft am Ziel sehen wir auf dem Vasenbilde Fig. 504 dargestellt, wo der Kampfrichter den Sieger empfängt, der seine Mitbewerber um eine Pferdelänge geschlagen hat. Und wie beim Wagenrennen von den für die Zeit der Festspiele ernannten drei Hellanodiken das Schiedsrichteramt ausgeübt wurde, so auch bei dem Pferderennen. Bevor diese ihr Amt antraten, hatten sie sich in einem mehrmonatlichen Kursus mit den Renngesetzen vertraut zu machen, dann legten sie vor der Bildsäule des Zeus Horkios in Olympia den Eid ab, ihr Amt unparteiisch auszuüben. Ihnen lag es ob, die Anmeldungen zu den Rennen anzunehmen und zu prüfen, die Ordnung beim Rennen zu beaufsichtigen und nach erfolgtem Richterspruch das Haupt der Sieger mit der wollenen Binde und dem Siegerkranz zu schmücken. Binde und Kranz von den Zweigen des Oelbaumes, der Fichte oder von Epheu gewunden erwarteten den Sieger bei den olympischen, pythischen, nemeischen und isthmischen Spielen. Auf anderen Rennplätzen wurden Geldgeschenke ausgeteilt, bei den Panathenäen aber jene altertümlichen Preisvasen gegeben, die mit dem Oel der heiligen Oelbäume bei Athen gefüllt waren.

Als eine besondere Art des Wettreitens wird die *κάλπη* bezeichnet, bei welcher der Reiter absprang und das Pferd am Zügel führend das Ziel zu erreichen strebte. Aehnlich der Kalpe war eine Art des Wettfahrens. Bei diesem standen zwei Personen auf dem Wagen, ein Wagenlenker (*ἡνίοχος*) und der eigentliche Wettfahrende. Letzterer sprang nun bei der letzten Umkreisung der Bahn vom Wagen herab, lief neben ihm zu Fuss einher und schwang sich kurz vor dem Ziel mit Hülfe des Heniochos wieder auf denselben hinauf, daher sein Name *ἀποβάτης* und *ἀναβάτης*. Bei den Panathenäen hatte sich dieser Wagenkampf seit alter Zeit erhalten, und ohne Zweifel veranschaulicht der Fries des Parthenon die Vorbereitung zu diesem Agon. Hier erscheinen die für den Festzug und die Kampfspiele bestimmten Viergespanne mit ihren Wagenlenkern, während mit Helm und Schild bewaffnete Anabaten teils neben den Wagen stehen, teils in Begriff sind, sich auf dieselben hinaufzuschwingen.

Das Ballspiel.

In den Kreis gymnastischer Uebungen gehört auch das Ballspiel (*σφαιριστική*), das als gliederstärkend von den Aerzten des Altertums sehr anempfohlen und von den Griechen als Mittel zur Entwickelung körperlicher Gewandtheit und Anmut mit Vorliebe betrieben wurde. Knaben und Männer, Mädchen und Frauen fanden Erholung und Zeitvertreib bei diesem Spiele, das, wie die gymnischen Uebungen, nach gewissen Regeln erlernt und getrieben werden musste. In den Gymnasien war deshalb auch ein besonderer Raum für diese Uebungen (*σφαιριστήριον*, *σφαιρίστρα*) bestimmt, in denen ein Lehrer (*σφαιριστικός*) in der Kunst des Ballspiels Unterricht erteilte, (vgl. S. 223). Man bediente sich lederner, mit Federn, Wolle und Feigenkörnern gestopfter Bälle von verschiedenen

Farben, bei denen man kleine, mittelgrosse, sehr grosse und leere Bälle untersc
Der Hauptunterschied zwischen dem Spiel mit den kleineren Bällen von der
den grösseren bestand darin, dass bei ersterem die Hände nicht über die Kopf
gehoben werden durften. Die für die verschiedenen Arten des Ballspiels
den alten Schriftstellern gegebenen Erklärungen sind jedoch so mangelhaft,
wir aus ihnen mit wenigen Ausnahmen keine klare Anschauung gewi
können. Andererseits beschränken sich die bildlichen Darstellungen fast
auf sitzende Frauengestalten, die sich am Spiel mit einem oder mehreren B
ergötzen. Wir müssen deshalb eine Scene aus einem römischen Sphairiste
das aus den Wandgemälden in den Thermen des Titus zu Rom stammt
Hülfe nehmen (Fig. 505). Hier üben sich drei Epheben unter Anleitung
bärtigen Lehrers im Spiel mit sechs kleinen Bällen; die Haltung ihrer A
entspricht jener für diese Gattung
Spiels vorgeschriebenen Stellung.
den Spielen mit dem kleinen Ball kö
wir zunächst die ἀπόῤῥαξις rechnen.
Ball wurde hierbei in schräger Rich
gegen den Boden geschleudert, ma
vermöge seiner Elastizität meh
Sprünge, die gezählt zu we
pflegten, wurde sodann von dem
spielenden mit der flachen Hand
gefangen und sofort in derse
Weise zurückgeworfen. Die
spieler bewegten sich hierbei
wenig von der Stelle, und nur w
der Ball im Aufspringen aus der ger

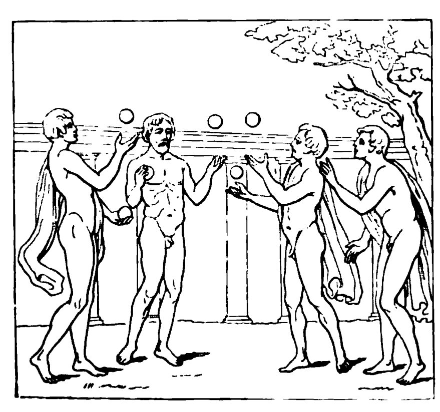


Fig. 505. Ballspiel.

Richtung gewichen war, mussten die Spielenden ihre Stellung verändern.
mit dem Namen οὐρανία bezeichnete Ballspiel, bei dem der kleine Ball mögl
hoch in die Luft geschleudert und von dem Mitspielenden aufgefangen w
gehört gleichfalls dieser Klasse an. Ein Partieballspiel hingegen war der Episk
(ἐπίσκυρος oder ἐφηβική), dessen eigentliche Heimat Sparta war. Bei diesem
sich die Gesellschaft in zwei gleiche Parteien, die durch einen Strich, σκῦρος
nannt, von einander geschieden waren. Hinter jeder Reihe der Mitspielenden de
ein Strich die Grenze an, bis zu der sie beim Auffangen des Balles zurückwei
durften. Der Ball wurde nun auf das Skyron gelegt, von einem der Spielende
griffen und der Gegenpartei zugeworfen, die denselben innerhalb der vo
schriebenen Grenzen aufzufangen und zurückzuschleudern hatte. Das
endete, sobald die eine Partei hinter die Grenzlinie zurückgetrieben
Weniger unterrichtet sind wir über den Wurf mit grösseren und grö
Bällen, die mit bedeutender Kraftanstrengung in die Höhe geschleudert
mit der flachen Hand oder dem Arm vom Gegner aufgefangen und dann
rückgeworfen werden mussten. Vielleicht ist das heutzutage in Italien u
den jungen Männern übliche eigentümliche Ballspiel eine Erinnerung aus
Altertum. Ob das unter dem Namen φαινίνδα bekannte Ballspiel, bei dem

Werfende den Ball einem seiner Spielgenossen scheinbar zuschleuderte, in Wirklichkeit ihm aber eine andere Richtung gab, mit kleinen oder grossen Bällen ausgeführt wurde, ist zweifelhaft. So viel aber steht wohl fest, dass die zu diesem Spiel benutzten Bälle hohl waren. Endlich kann man noch das Spiel mit dem Korykos (*κωρυκομαχία, κωρυκοβολία*) in das Bereich des Ballspiels ziehen, wenngleich es besser als Vorübung für den Faustkampf gelten darf. Von der Decke des Zimmers nämlich hing an einem Stricke bis etwa zur Bauchhöhe der Spielenden ein mit Mehl, Feigenkörnern oder Sand gefüllter Ballon herab. Die Aufgabe des Uebenden bestand nun darin, diesen nach und nach in immer schnellere Bewegung zu setzen und den heftig anprallenden Ballon entweder mit seiner Brust oder seinen Händen zurückzustossen. Vgl. Fig. 506 wo die Uebung in scherzhafter Weise dargestellt ist. An Stelle des gewöhnlichen Sackes ist ein Schlauch vom Schwein getreten (solche Schweineschläuche werden heute noch in Süditalien zur Aufbewahrung des Oels verwendet), und der Kämpfer arbeitet nicht bloss mit den Händen, sondern auch den Füssen, unter der Aufsicht eines Mannes, der bereit ist, falls die Kräfte des Uebenden nachlassen, mit einem Prügel tüchtig nachzuhelfen. Vgl. die entsprechende Darstellung auf der ficoronischen Cista (Müller Denkm. I 61).

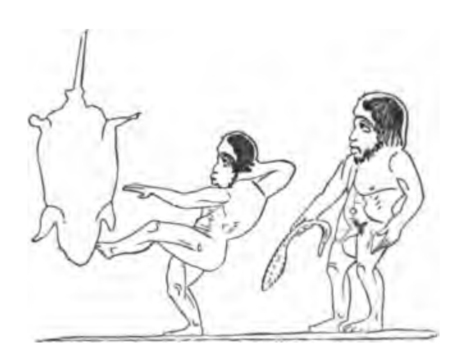


Fig. 506. Uebung am Korykos.

Als Schluss der zur Stärkung des Körpers dienenden Uebungen fügen wir noch einige Bemerkungen über das Baden hinzu. Das Bad, vorzugsweise das warme, gehörte schon in der homerischen Zeit zu den stärkenden und reinigenden Mitteln, durch die sich der Grieche nach vollbrachter Arbeit zu erquicken suchte. Auch in der historischen Zeit wurde der Nutzen des Bades, besonders vor der Mahlzeit, allgemein anerkannt, obschon die Griechen in der verfeinerten Kunst des Badens es nie so weit gebracht haben wie die Römer. Namentlich war der allzuhäufige Gebrauch von heissen Bädern in Griechenland nicht beliebt. Für warme Bäder gab es öffentliche und Privat-Badeanstalten (*βαλανεῖα δημόσια* und *ἴδια*), sowie auch in den Gymnasien den Badenden besondere Räumlichkeiten angewiesen waren (vgl. S. 222). Nach den Vasenbildern zu schliessen bestand das Bad meistenteils im Begiessen, im Abwaschen des Körpers aus den mit frischem Quellwasser gespeisten Badebecken (vgl. Fig. 336), und endlich aus Schwitz- oder Dampfbädern (*πυρίαι, πυριατηρίαι*), in denen die Badenden in freistehenden oder in den Fussboden eingelassenen Wannen (*πύελοι*, homer. *ἀσάμινθοι*) Platz nahmen, und sich nach dem Bade vom Bader (*βαλανεύς*) oder den Badedienern (*παραχύται*) mit kaltem Wasser begiessen liessen. Notwendig gehörte aber zu einem Bade das Salbzimmer (*ἀλειπτήριον*), in dem der Körper mit dem Schabeisen (vgl. S. 367) gereinigt und mit feinem Oel eingerieben wurde. Erst in späteren Zeiten scheinen auch besondere Ankleidezimmer

(ἀποδυτήρια) mit den Bädern verbunden gewesen zu sein. Die eigentüm
Einrichtung eines Frauenbades auf einem Vasenbilde haben wir bereit
S. 324 besprochen.

Das Kriegswesen.

Bei aller Reichhaltigkeit der schriftlichen Zeugnisse des Altertums
die griechische Bewaffnung und der Mannigfaltigkeit der auf Denkmälern
gestellten Rüststücke ist die Zahl der wirklich erhaltenen Waffenstücke
nur eine äusserst geringe. Der Grund dafür ist der, dass nur die Bronz
Einwirkungen des Rostes Widerstand zu leisten vermochte, während di
weitem überwiegende Masse der eisernen Waffen durch Rost fast gänzlich
bis zur Unkenntlichkeit zerstört worden ist; die einer Urbevölkerung
hörenden Steinwaffen, von denen man auch in Griechenland einzelne Exem

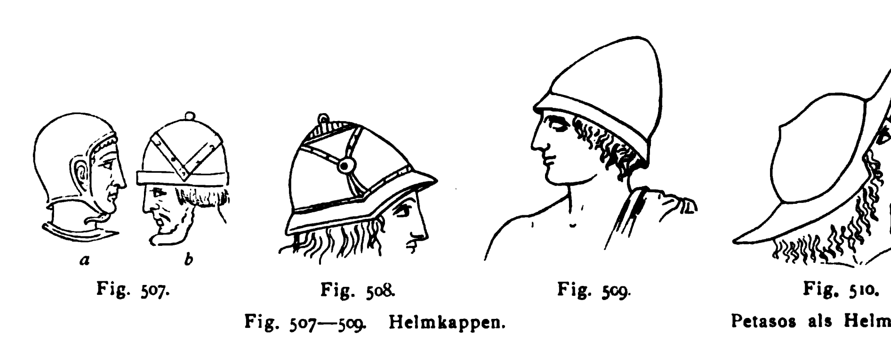


Fig. 507. Fig. 508. Fig. 509. Fig. 510.

Fig. 507—509. Helmkappen. Petasos als Helm

aufgefunden hat, liegen ausserhalb des Kreises unserer Betrachtungen, da
Augenmerk hier hauptsächlich der klassischen Zeit des Altertums zugew
ist. Vasenbilder und Arbeiten der Skulptur müssen daher hauptsächlich
monumentalen Belegstellen für unsere Erklärung liefern. Diese Denk
können aber da, wo es sich um die Vergleichung des künstlerisch Dargest
mit der Wirklichkeit handelt, nur mit der grössten Vorsicht benutzt we
weil auf Vasenbildern des älteren Stils der Maler nicht selten auf Koster
Wahrheit die dargestellten Gegenstände zu phantastisch und ungeheu
aufgefasst und oft verzerrt gezeichnet hat, der Bildhauer hingegen, ur
Schönheit der Körperformen vorwalten zu lassen, eine ideale Behandlun
Kleidung und Bewaffnung der in der Wirklichkeit gebräuchlichen Waffen
vorgezogen hat. Ausserdem aber geben die Denkmäler eine Menge von W
formen, für deren Benennung uns die schriftlichen Zeugnisse fehlen, wie
gekehrt die Schriftsteller der späteren Zeit häufig von Rüstungsstücken
für die jene keinen Anhaltspunkt geben, man müsste denn die grossen histori
Monumente der römischen Kaiserzeit auch für die gleichzeitige griech
Bewaffnung als massgebend betrachten.

Die Waffen dienen entweder zum Schutze des Körpers oder zum An
als Schutzwaffen bezeichnen wir den Helm, den Panzer, die Beinschiener

den Schild. Das abgezogene Fell eines wilden Tieres diente ohne Zweifel ursprünglich zur Bekleidung und zum Schutz des Oberkörpers, die Jagdtrophäe wurde zugleich die kriegerische Rüstung. So trug Herakles, der Hauptvertilger aller den Menschen schädlichen Tiere, das Fell des nemeischen Löwen als Schutzwaffe und stetes Kennzeichen, und auch andere Krieger erscheinen auf Monumenten mit dieser Kopfbedeckung. Bei den germanischen Völkerschaften

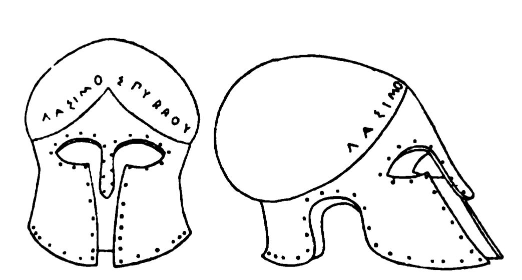


Fig. 511. Korinthischer Helm.



Fig. 512. Doppelter Helmbusch.

war diese Tracht allgemein, und römische Fahnenträger und Hornbläser sehen wir auf Denkmälern der Kaiserzeit stets mit dieser germanischen Wildschur bekleidet. Als Uebergang zum metallenen Helm kann die ursprünglich wohl

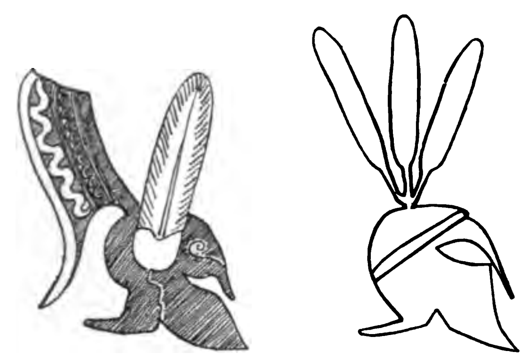


Fig. 513 und 514. Helm mit Federschmuck.



Fig. 515. Attischer Helm.

nur aus der ungegerbten Haut eines Tieres verfertigte Lederkappe (*κυνέη*) angesehen werden. Diomedes trug bei jener nächtlichen Streifpartie, die er mit Odysseus unternahm, eine solche eng an den Kopf anschliessende Kappe ohne Helmkegel und -Busch aus Stierhaut (*κυνέη ταυρείη*), die auch *καταῖτυξ* genannt wurde, da das blinkende Metall des ehernen Helmes ihn leicht dem Feinde hätte verraten können. Aehnlich war der Helm, den Odysseus bei dieser Gelegenheit trug. Ganz aus Leder gefertigt, im Innern fest mit Riemen gespannt und mit Filz gefüttert, aussen aber rings mit den blinkenden Hauern des grimmigen Ebers besetzt, erinnert er noch lebhaft an jene aus der Kopfhaut

eines Tieres gebildete Kappe, von der wir oben gesprochen haben. Otterfell hingegen gearbeitet war der Helm (κυνέη κτιδέη), den Dolon Ueberhaupt scheinen jüngere Krieger nach Homer sich dieser Lederkapp dient zu haben. Der Fig. 507 *a* abgebildete Kopf einer Bronzestatuette Diomedes mag uns die Form einer Lederhaube vergegenwärtigen; vie wurde dieser Haube aus Leder oder Filz durch Aufsetzen von Metallstr eine grössere Festigkeit gegeben Fig. 507 *b* und Fig. 508), und schliesslic Haube ganz aus Erz hergestellt (Fig.

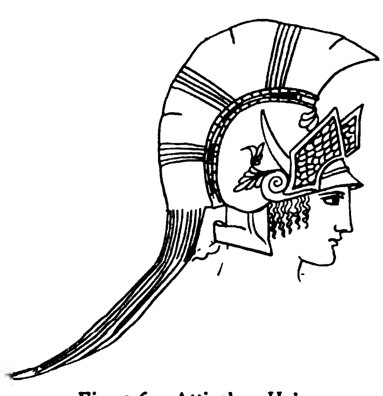


Fig. 516. Attischer Helm.

Aus dieser metallenen Kopf bedec entwickelte sich der Metallhelm (κ homerisch κόρυς, und hier gleichbede mit der κυνέη πάγχαλκος, der metal Sturmhaube), indem durch allmähliche zufügung von Stirn- und Nackenschi von halben und ganzen Visieren und Backenstücken das Gesicht und der durch Hinzufügung des Helmkegels des Helmbügels der Schädel gegen und Stich gesichert wurden. Dar mochten gelegentlich noch andere formen, nur aus festerem Material als gewöhnlich gearbeitet, auch im K getragen werden, so hat z. B. auf einer Amazonenvase ein Krieger sein H mit einer Art Petasos bedeckt (Fig. 510).



a *b* *c* *d* *e*

Fig. 517. Helmformen.

Doch schon frühzeitig, schon in homerischer Zeit, ist man zu einem gelangt, der unter dem Namen des korinthischen sich im wesentlichen u ändert viele Jahrhunderte hindurch erhalten hat. Die Wangenstücke v noch nicht zum Aufklappen eingerichtet, sondern er bedeckte das Angesic vollständig, dass nur die Augen des Kämpfenden durch die ausgesparten nungen zu sehen waren. Inwendig waren diese Helme, um die etwaigen S abzuschwächen, mit Leder oder Filz gefüttert; das Futter wurde an den Rä umgebogen und durch Niete festgehalten (vgl. Fig. 511, einen Helm des Ne Museums mit der Inschrift Λάσιμος Πύρρου darstellend). Ueber die Mitte Helms lief häufig ein Bügel (φάλος), der zur Verstärkung diente und zu den Helmbusch trug (λόφος); mitunter wurde dieser auch durch eine i

Spitze des Helms befestigte Röhre festgehalten. Bisweilen wurde zu grösserer Verstärkung ein zweifacher Bügel angebracht, *ἀμφίφαλος* (Fig. 512), ja selbst solche mit vier *φάλοι* (*τετράφαλος*) werden erwähnt. Die mitunter genannten *φάλαρα*, nach denen Helme *τετραφάληρα* heissen, werden von Helbig Epos 2 S. 307 als Buckel, die auf der Helmkappe angebracht waren, erklärt. — Dass neben dem Schmuck aus Rosshaar vielfach auch Federn auf Helmen zur Zierde verwendet waren, lassen die antiken Denkmäler erkennen (vgl. Fig. 513, wo neben dem hochragenden *λόφος* jederseits eine Feder, und Fig. 514, wo auf der Höhe des Helms drei Federn angebracht sind).

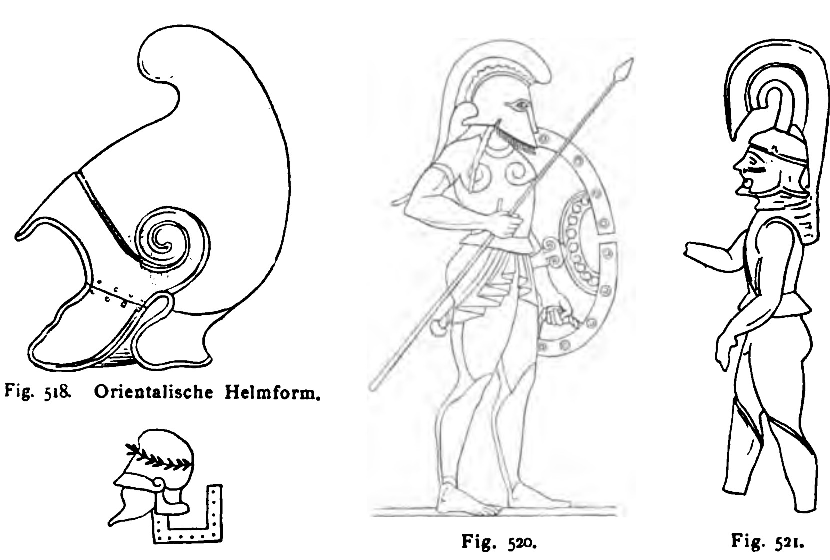


Fig. 518. Orientalische Helmform.

Fig. 519. Aufbewahrung des Helms.

Fig. 520. Fig. 521. Altertümliche Panzer.

Vom korinthischen Helm, der übrigens nur während des Kampfes ganz heruntergezogen, sonst aber nach der Höhe des Hauptes hin zurückgeschoben getragen wurde (vgl. Fig. 517*b*), unterscheidet sich der sogenannte attische Helm dadurch, dass hier die Rundung der Form des Kopfes genau angepasst ist und dass die Backenschirme gewöhnlich beweglich sind, so dass sie ausserhalb des Kampfes emporgeklappt werden können. Auch dieser Helm ist meist mit einem Bügel versehen, der den Helmbusch trägt (Fig. 515 bis 517). Zum Schutze gegen den starken Druck, den der Helm auf den Kopf ausübt, wird gewöhnlich um das Haar eine dicke Binde geschlungen. Eine der phrygischen Mütze nachgebildete Helmform (Fig. 518), sowie eine andere, die völlig die Züge des Gesichts nachahmt (auf dem Friese von Pergamon Fig. 158), gehören, wie es scheint, mehr nach Asien als nach Griechenland. Vergl. auch Fig. 519, einen an der Wand auf vorspringendem Riegel aufgehängten Helm darstellend.

Im allgemeinen kann man wohl annehmen, dass der Helm des gemeinen Kriegers jeden künstlerischen Schmuck entbehrt hat, während auf die Ausschmückung der Helme der Anführer eine grössere Sorgfalt verwendet wurde;

mit Verzierungen und Figuren in getriebener Arbeit pflegten Helmkappe, und Stephane bedeckt zu werden, auch dem Helmbügel wurden die m fachsten Formen gegeben. Solche Prachthelme finden wir in grosser A an den Statuen der Athena, des Ares und verschiedener Heroen; auf M an den Köpfen der Athena und auf geschnittenen Steinen an Portrait

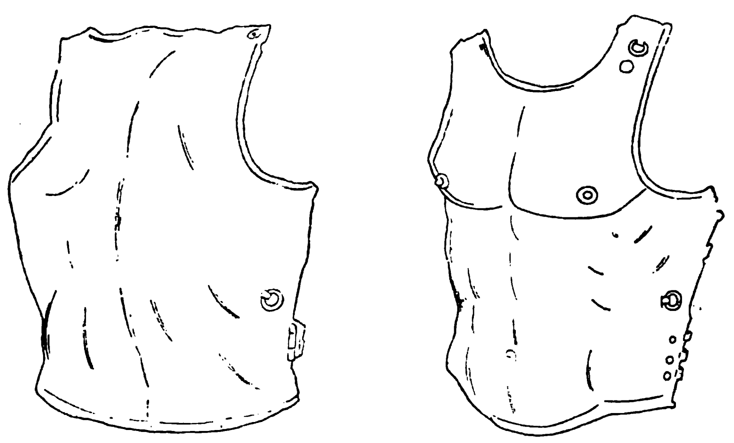


Fig 522. Jüngere Panzerform.

z. B. auf den in den Sammlungen zu St. Petersburg und Wien befin Cameen mit den Köpfen des Ptolemaios I. und II. Wir beschränken u rauf, den zierlichen, behelmten Kopf der Athena von einer Silbermün Herakleia (Fig. 516 *c*), sowie den der das Haupt des Neoptolem einem wahrscheinlich römischen (Fig. 517 *e*) bedeckt, hier wie geben.

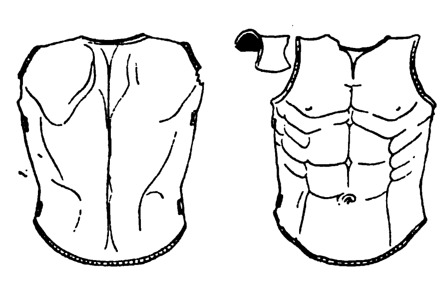


Fig. 523. Jüngere Panzerform.

Die zweite Schutzwaffe w Panzer (θώραξ), dessen älteste, im H zeitalter gebräuchliche Form Pa in der Beschreibung der von Poly zu Delphi ausgemalten Lesch wenigen Worten schildert. Er b aus zwei ehernen, durch Schnallen (περόναι) verbundenen Platten, dere die Brust- und Magengegend, die andere den Rücken schützte; einen s den Oberkörper vollkommen einhüllenden Harnisch nannte man Gyalo (γυαλοθώραξ), die beiden Panzerteile aber Gyala (γύαλα). Sie waren nic Formen des Körpers angepasst, sondern unförmlich weit, so dass die häufig durch eine Bewegung innerhalb des Panzers einem diesen tre Stoss ausweichen konnten. Vergl. Fig. 520, von einem Vasenbilde entno und Fig. 521, eine in Olympia gefundene Bronze darstellend. Aus jedenfalls aus starken Metallplatten gearbeiteten Kürass, der übrigens n zur Hüfte reichte und hier entweder scharf abschnitt oder zum Schu

Weichen rings mit einem ausgebogenen Rande versehen war, entwickelte sich der leichtere, von dünneren Metallplatten zusammengefügte und nach der Muskulatur des Körpers gearbeitete Panzer, den wir in zwei Exemplaren vorführen (Fig. 522 und 523), die eine verschiedene Art der Befestigung erkennen lassen. Um die Hüften wurde, teils um die Panzerstücke zusammenzuhalten, teils zum Schutze der Weichen oberhalb des Panzers ein Leibgurt (ζωστήρ, ζώνη) getragen, der durch Spangen geschlossen wurde. Unter dem Panzer aber, also

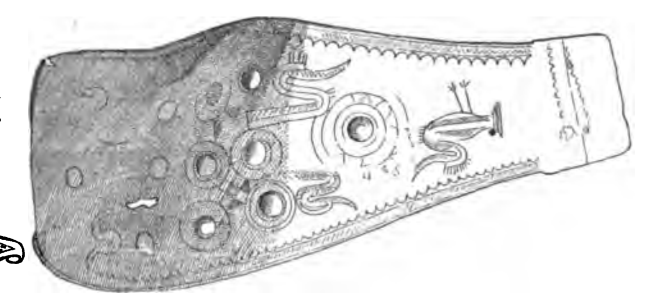


Fig. 524 und 525. Eherne Gürtel.

über dem Chiton, pflegte man noch eine breite, aus dünnem Metall gearbeitete und innen gefütterte Binde (μίτρα) anzulegen, die auf Bildwerken natürlich nicht sichtbar ist. Wir besitzen aber noch eine solche Mitra (Fig. 524), die Brönsted auf Euboea erworben hat; noch deutlicher sind die unter Fig. 525 bis 527 abgebildeten. Es ist wahrscheinlich, dass diese erzgepanzerten Gürtel ursprünglich als einziger Schutz des Leibes getragen und dann nach Erfindung des Panzers beibehalten wurden. Diesen Zoster samt der Mitra trug Menelaos, als er vom Geschoss des Pandaros getroffen wurde (Ilias IV 135):



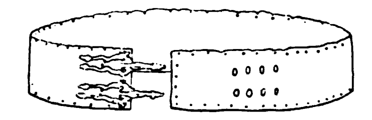


Fig. 526 und 527. Eherne Gürtel.

Stürmend traf das Geschoss den festanliegenden Leibgurt.
Sieh' und hinein in den Gurt, den künstlichen, bohrte die Spitze;
Auch in das Kunstgeschmeide des Harnisches drang sie geheftet,
Und in das Blech, das er trug zur Schutzwehr gegen Geschosse,
Welches zumeist ihn schirmte; doch ganz durchbohrte sie dies auch;
Und nun ritzte der Pfeil die obere Haut des Atreiden.

Dass für Leichtbewaffnete auch in späterer Zeit vielfach der Erzgürtel den Hauptschutz bildete, zeigt Fig. 528, einen unteritalischen Krieger darstellend, dessen Brust durch drei runde Platten und dessen Leib durch den Gürtel geschützt ist. Der Gurt als einziger Schutz des Körpers erscheint auch auf einem

Vasenbild (Fig. 529), das drei Krieger zeigt, die vom heimlichen Kriegs
mit drei Köpfen als Siegestrophäe heimkehren.

Neben dem ehernen Panzer erscheinen der linnene Koller (λινοθώρηξ)
bei Homer Jl. II 529 schon der kleinere Aias trägt, sowie der eherne C
(χαλκοχίτων). Beide Panzer waren, als eng an den Körper anliegende W
mit Leder und zum Schutz der Schultern sowie der Herzgrube mit Erzp



Fig. 528 Krieger mit Gürtel und Metallplatten.

belegt (Fig. 530); in welcher Weise er angelegt w
zeigt recht deutlich Fig. 531. Nach Art eines Sc
leibes wird er vorn auf der Brust zusammengehakt,
werden die beiden Schulterstücke heruntergeklappt
mit Bändern am Panzer befestigt. Ein Lei
schützte ausserdem noch die Magengegend. D
Kollern, die durch Iphikrates noch leichter gemacht
sollen, ebenso wie den oben beschriebenen, nach
Muskulatur des Körpers gearbeiteten Erzpanzern v
an ihren unteren Rändern bald kürzere, bald län
und nicht selten in zwei Lagen übereinander lie
mit Metallplatten (πτέρυγες) belegte Streifen von Lede
Filz angeheftet. Diese dienten zum Schutz des Unter
und waren, ähnlich den Schulterstücken, mit kunstre
Verzierungen in Metall besetzt (Fig.530); vergl. als Be
für die ältere Bewaffnung den auf der Stele des Aristion dargestellten K
(Fig.532), auf dessen Panzer noch die Spuren der ehemaligen Ausschmückung



Fig. 529. Krieger mit Gürteln.

farbige Zierrate deutlich zu erkennen sind. Der Helmbusch sowie die S
des Bartes war aus einem besonderen Stück angesetzt. — Linnene oder le
mit einer ehernen Schuppenbekleidung versehene Panzerhemden kommen b
in älterer Zeit vor. Je nachdem diese den grossen Schuppen des Fisches
den kleineren der Schlange nachgebildet waren, bezeichnete man den P
als θώραξ λεπιδωτός oder φολιδωτός. Solche Schuppen-Chitone tragen
Achilleus und Patroklos auf dem unter dem Namen der Kylix des Sosia
kannten Thongefäss im Antiquarium des Berliner Museums. Aehnlich ers

auch in einem vollständigen, trikotartig den Körper bedeckenden Schuppenkleide der persische Bogenschütz, der in der Gruppe der aiginetischen Bildwerke als Paris bezeichnet wird. Das Kettenhemd (θώραξ ἁλυσιδωτός) scheint aus dem Orient eingeführt worden zu sein.

Die Unterschenkel wurden schon in der homerischen Zeit durch eherne Beinschienen (κνημῖδες) geschützt, die das Bein von den Knöcheln bis über die Kniee hinauf bedeckten. Von biegsamem Metall verfertigt und im Innern mit Leder gefüttert, wurden sie durch Aufbiegen (Fig. 533) und dann durch Zusammenbiegen der offenen Seiten um das Bein gelegt. Zu ihrer Befestigung an den Knöcheln dienten, wie Fig. 537 zeigt, Bänder (ἐπισφύρια), die noch an einigen zur aiginetischen Kriegergruppe gehörenden Beinfragmenten nachweisbar und in der









Fig. 530. Jüngere Panzerform. Fig. 531. Das Anlegen des Panzers. Fig. 532. Aristionstele.

Restauration der Figuren beibehalten worden sind. Mitunter scheinen die Backen der Beinschiene um die Wade mit Schnallen oder Schnürriemen befestigt worden zu sein. An Stelle dieser metallenen Beinschienen wurden durch Iphikrates aus starkem Leder verfertigte, vielleicht mit Erzschienen benähte Gamaschen, bekannt unter dem Namen Ἰφικρατίδες, eingeführt.

Die Hauptschutzwaffe war der kreisrunde oder ovale Schild. Der kreisrunde Schild (ἀσπὶς πάντοσ' ἐΐση, εὔκυκλος), auch der argivische oder richtiger der dorische genannt (Fig. 534 *a*, *b*, 535 *b*, *c*), weil er durch die Dorier an die Stelle des älteren, später noch zu erwähnenden Langschildes eingeführt sein soll, war der kleinere und deckte den Kämpfer etwa vom Kinn bis zum Knie. Um aber, wenn der Schild im Kampfe bis zur Höhe der Augen gehoben wurde,

auch den unteren Teil des Körpers zu schützen, wurde mitunter
unteren Rande des Schildes eine längliche, viereckige, vielleicht aus Le
Filzstreifen geflochtene oder aus starken Fäden gewebte Decke befes
sowohl den Hieb als auch den Stich zu schwächen im Stande wa
Fig. 536 und 537, die den Schild mit Schutzdecke von der Innenseite zeigt
Schutzdecke scheint von den asiatischen Völkern in die griechische Be
übernommen worden zu sein. — Von diesem Schilde unterschieden
ältere, grosse ovale Schild (σάκος), der bei einer Länge von etwa 1,40
einer Breite von etwa 0,70 m den Krieger fast vom Kopf bis zum Fus
daher ποδηνεκές, ἀμφίβροτος (Fig. 34). Wie oben bemerkt, wurd
mächtige ältere Langschild von dem Rundschilde verdrängt; der oval
erhielt sich aber, wenn auch bedeutend verkürzt, noch bis in die spät

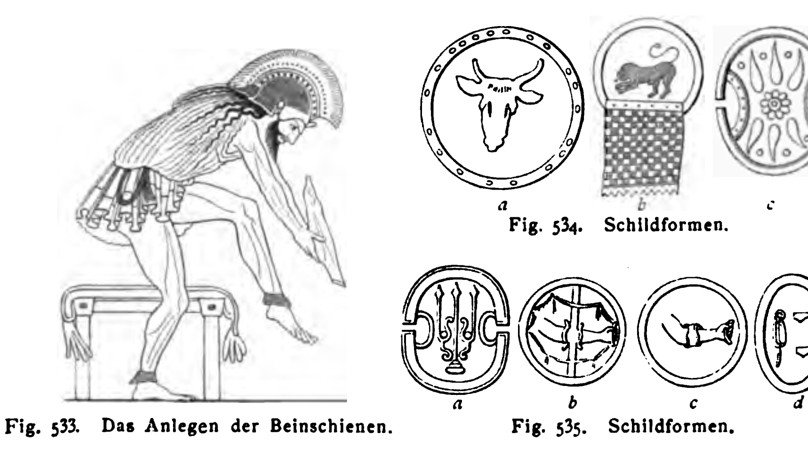


Fig. 533. Das Anlegen der Beinschienen.

Fig. 534. Schildformen.

Fig. 535. Schildformen.

Ovale Schilde, an denen die beiden Langseiten in der Mitte durch h
förmige oder ovale Einschnitte unterbrochen sind, werden mit dem
der böotischen bezeichnet (Fig. 520, 534 *c*, 535 *a*). Der Zweck dieser Ei
ist nicht ganz klar, vielleicht haben sie dazu gedient, dem Kämpfer die M
keit zu geben durch den Einschnitt auf seinen Gegner hinzublicken, o
dabei eine Blösse zu geben. Diese Schildform findet sich als Wap
meisten böotischen Städte auf den von ihnen geprägten Münzen (Fig. 5
einer Münze der böotischen Stadt Haliartos), sowie sehr häufig auf Vase
des älteren Stils. Alle Schilde waren mehr oder weniger nach aussen
Die Art und Weise, den Schild zu tragen, scheint in der ältesten Z
sehr unbequeme gewesen zu sein, da er mittelst einer an der Inne
der Nähe des Randes angebrachten Lederschleife (τελαμών) um Ko
Nacken gehängt wurde, während zum Richten desselben für die link
sich ein Grift (πόρπαξ) im Innern der Höhlung des Schildes befand (
mykenische Dolchklinge Fig. 34). Eine Verbesserung dieser Waffe
nach Herodots Angabe den Karern zugeschrieben, die in der Mitte der
wölbung einen metallenen oder ledernen Bügel (ὄχανον) zum Durchstec
Oberarmes, an dem Schildrande aber eine Handhabe für die Hand an

(Fig. 520, 537, 535 *c*). Mitunter sind im Innern des Schildes nach dem Rande zu ringsherum Schleifen von Leder angefügt, in welche die Hand fassen konnte (Fig. 535 *b*); diese zahlreichen Handhaben gewährten den Vorteil, dass, wenn der Schild in der Nähe einer derselben verletzt oder sie selbst zerrissen war, der Kämpfer nur den Schild etwas um den Oberarm zu drehen und mit der Hand eine der unversehrten Handhaben zu erfassen brauchte. Der Schild kam mithin, selbst wenn er stark beschädigt war, während des Kampfes nicht ausser Anwendung. Natürlich musste dann die in der Mitte befestigte Handhabe, das *ὄχανον*, um den Mittelpunkt beweglich sein. Wahrscheinlich gehörte diese Art den Schild zu tragen, der älteren Zeit an, da sie sich nur auf Vasenbildern der früheren Periode findet.

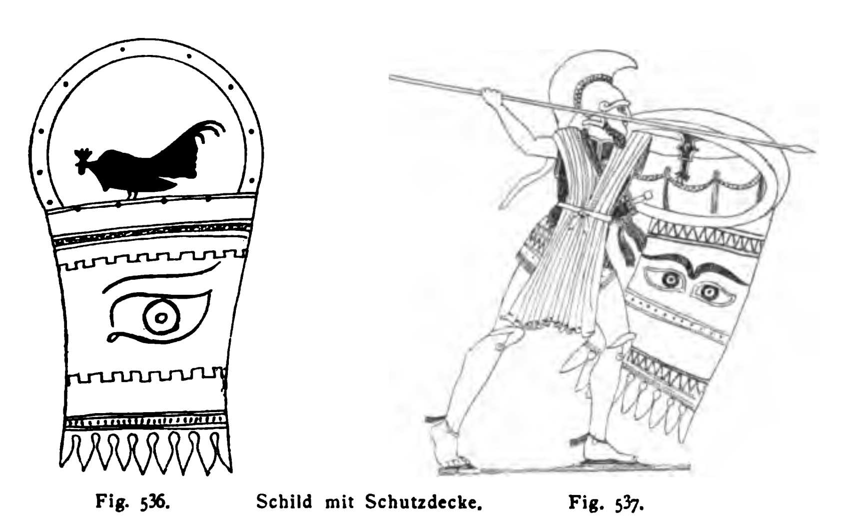


Fig. 536. Schild mit Schutzdecke. Fig. 537.

Der Schild wurde von Ochsenhäuten verfertigt, die man in mehrfachen Lagen übereinander durch Nähte verband und oben mit einer Metallplatte bedeckte. Die Köpfe der zur Befestigung der Metallplatte dienenden Nägel (*ὀμφαλοί*) traten längs des Schildrandes (*ἄντυξ*) buckelartig hervor (Fig. 534 *a*), daher bei Homer die Bezeichnung der Schilde als buckelreich (*ὀμφαλόεσσαι*). Der den Mittelpunkt bildende, am meisten hervorragende und meistenteils reich verzierte Nagel, der zum Parieren der gegen den Schild geführten Hiebe diente, hiess der Schildnabel oder Omphalos *κατ' ἐξοχήν*. Ausser diesen nur zum Teil ehernen Schilden führten die Anführer im hohen Altertume eherne aus Plattenringen gefertigte Rundschilde (*πάγχαλκος ἀσπίς*), deren Platten durch Nägel zusammengehalten wurden; auch wo später die Schilde aus einer Platte hergestellt wurden, lassen die ornamental verwendeten Nagelkopfreihen noch auf die frühere Darstellungsart zurückschliessen; wegen ihrer Schwere und Kostbarkeit müssen diese später gänzlich ausser Gebrauch gekommen sein. Der gemeine Krieger begnügte sich wohl mit einem aus Weidengeflecht hergestellten und mit Leder überzogenen Schilde. Wie kunstreich übrigens die Metallarbeit an einzelnen jener ehernen Schilde gewesen sein muss, geht u. a. aus den Worten

der Ilias, in denen des Hephaistos Kunstarbeiten auf dem Schilde des Ac
geschildert werden, sowie aus Hesiods Beschreibung des Schildes des H
zur Genüge hervor. Das grauenvolle Haupt der Gorgo, Löwen (Fig.
Panther, Eber, Stiere (Fig.
Skorpione, Schlangen, Anker,
füsse, Streitwagen u. dgl. m.
sich auf Vasenbildern als Em
(ἐπίσημα, σημεῖα) der Schild
stehen gleichsam als Wapp
den Trägern derselben in
einer Beziehung. Neben
nach eines jeden Belieben gew
Schildzeichen (οἰκεῖα σημεῖα)
zur Bezeichnung des Volkes
allgemeine, die nach den
kriegen bei den griechischen
men gebräuchlich geworden
scheinen. So waren die S
der Sikyonier mit einem hell
tenden Σ, die der Lakedäm
mit dem altertümlich gefo



Fig. 538. Das Anlegen der Waffen.

Λ, weshalb diese lakedämonischen Schilde auch geradezu Lambda oder
hiessen, die der Messenier mit einem M, die der Athener mit der Eule, d
Thebaner mit einer Eule oder einer Sphinx bezeichnet. Auch Insc

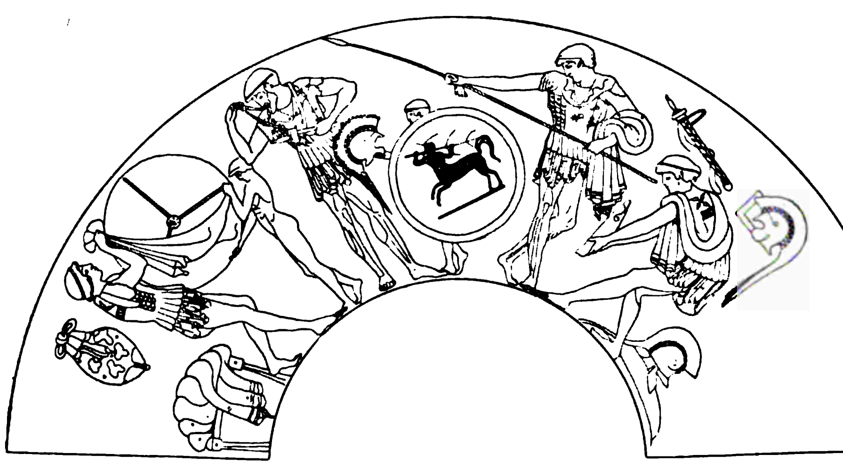


Fig. 539. Das Anlegen der Waffen.

führten die Schilde, wie z. B. der des Kapaneus die Worte: πρήσω πόλι
des Demosthenes die Worte: ἀγαθῇ τύχῃ trug.

Nicht unwichtig ist die Reihenfolge, in der die Bewaffnung der
den bei Homer und in der späteren Zeit stattfindet. Bei Homer leg

Helden zunächst die Beinschienen an, da sie dazu den Körper stark bewegen müssen, darauf den Panzer, weiterhin wird Schwert und Schild umgelegt, und zum Schluss der Helm aufgesetzt, weil Schwert und Schild nur mit Mühe nach dem Aufsetzen des Helmes über den hochragenden Helmbusch hätten hinübergebracht werden können. In späterer Zeit pflegt man mit dem Anlegen des Panzers oder der Beinschienen in freier Wahl zu beginnen (Fig. 533 und 538), (der Panzer war ja nicht mehr so unbequem, wie in der homerischen Zeit), und darauf den Helm aufzusetzen; zuletzt ergreift man den Schild, der jetzt nur vom Arm getragen wird, ohne dass es eines Telamons bedurft hätte. Ein Reisesack mit Lebensmitteln scheint für die Krieger der historischen Zeit gleichfalls ein notwendiges Ausrüstungsstück gewesen zu sein (vgl. Fig. 538, wo ein Greis für den sich rüstenden Jüngling Helm und Beutel bereit hält, während er sich selbst nach den Feinden umsieht.) — Ausführlicher noch ist die Rüstungsscene auf der Aussenseite der Schale dargestellt (Fig. 539). Während ein schon mit dem Panzer gerüsteter Jüngling mit Hilfe eines Sklaven den Schild aus der Umhüllung herausnimmt, legt ein bärtiger Mann, dem ein Diener Helm und Schild bereit hält, das Schwert um, ein dritter Krieger wischt mit einem Tuche den Schaft der Lanze ab, ein vierter legt sich die Beinschienen an; sein Helm und Schild liegen auf dem Boden, während an der Wand ein Schwert und ein Helm (auf demselben Gestell wie bei Fig. 519) aufgehängt sind.

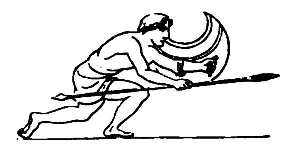


Fig. 540. Peltast.



Fig. 541. Amazone mit Pelta.

Die Kriege mit den Persern haben bekanntlich im griechischen Heerwesen eine grosse Umgestaltung hervorgerufen; während im heroischen Zeitalter die Entscheidung der Schlachten von der persönlichen Tapferkeit und der Geschicklichkeit der Vorkämpfer im Einzelkampf abhing, später aber die schwer gewaffnete Infanterie, die Hopliten, die in geschlossenen Massen ihre Bewegungen ausführten, den Kern des Heeres ausmachten, so dass von ihnen die Entscheidung des Kampfes abhing, bildete sich nach den Perserkriegen neben den Hopliten die leichte Infanterie als besondere Waffe aus. Besonders seit dem Zuge der Zehntausend werden die Leichtbewaffneten als fester Bestandteil der griechischen Heere angesehen; sie zerfielen in ungerüstete, *γυμνῆτες*, *γυμνοί*, d. h. in leichte Infanterie, die ohne jegliche Schutzwaffe kämpfte, und in **πελτασταί**, **πελτοφόροι**, die eine Pelta als Schutzwaffe tragenden Krieger. Ihre Bestimmung war, als Fernkämpfer zu wirken, und demgemäss bestand ihre



Fig. 542. Amazone.

Bewaffnung je nach den Fernwaffen, die ihrem Volke eigentümlich ware dem leichten Wurfspiess, dem Bogen oder der Schleuder. Als Schut aber bedienten sich die Peltasten eines halbmondförmig gestalteten etwa c langen, aus Holz oder Weidengeflecht mit einem ledernen Ueberzuge gefer Schildes (πέλτη), der ursprünglich wohl eine thrakische Waffe war. Da eines solchen durch seine leichte Bekleidung und Pelta erkennbaren Pelt der zum Angriff anzustürmen oder mit gefällter Lanze dem Angriff zu beg scheint, giebt uns ein Skyphos aus Athen (Fig. 540). — Am häufigsten erscheint auf Bildwerken die Pelta als Schutzwaffe der leicht bewaf Amazonen, so dass eine Zusammenstellung der zahlreichen Darstellunge Amazonenkämpfen die mannigfachsten Formen der zierlichen Pelta e



Fig. 543. Bogenschütze.

So erscheint sie aut dem herrlichen Friese am Tempel des Apollon zu Ph fast kreisrund und nur mit einer leichten Einbiegung an der einen Seit sehen, während sie auf anderen Denkmälern halbmondförmig dargestel Wir geben hier, nicht allein als Beispiel für dieses Waffenstück, sondern zur Veranschaulichung der kriegerischen Tracht, in der die antike Kun Amazonen darzustellen pflegte, die Abbildung der schönen Marmorstatue gerüsteten Amazone in der Dresdener Antikensammlung (Fig. 541). Hi scheint die Amazone in edlem griechischem Kostüm; bei weitem hä jedoch ist ihre Darstellung in orientalischer Kleidung, wie aus der beigef Abbildung einer bogenschiessenden Amazone (Fig. 542) ersichtlich ist; in Tracht ist sie kaum von den persischen Bogenschützen, den ἱπποτοξότα unterscheiden. So kann man z. B. bei Fig. 543 zweifeln, ob es sic einen Kampf eines Griechen mit einer Amazone oder einem persischen handelt. Letzteres ist allerdings das Wahrscheinlichere.

Speer, Schwert, Keule, Streitaxt, Bogen und Schleuder bildeten die waffen. — Der Speer (ἔγχος, δόρυ) bestand aus einem geglätteten Schaft, i

homerischen Zeit namentlich von Eschenholz (*μείλινον*), von etwa 1,90 bis 2,20 m Länge, über dessen zugespitztes Ende (*καυλός*) die eherne Spitze (*αἰχμή, ἀκωκή*) mittelst einer Tülle (*αὐλός*) gezogen und mit einem eisernen Ringe (*πόρκης*) befestigt, oder in den die Klinge mittelst eines an ihr befindlichen Zapfens eingelassen wurde. Eine jedenfalls ältere Form der Verbindung der Klinge mit dem Schaft zeigt der in Vaphio (S. 46) gefundene Speerrest. Hier ist das breite und dünne Blatt der Klinge von beiden Seiten über dem Holz umgebogen und mit dem Hammer festgetrieben, so dass es auch ohne weitere Verbindung sicher

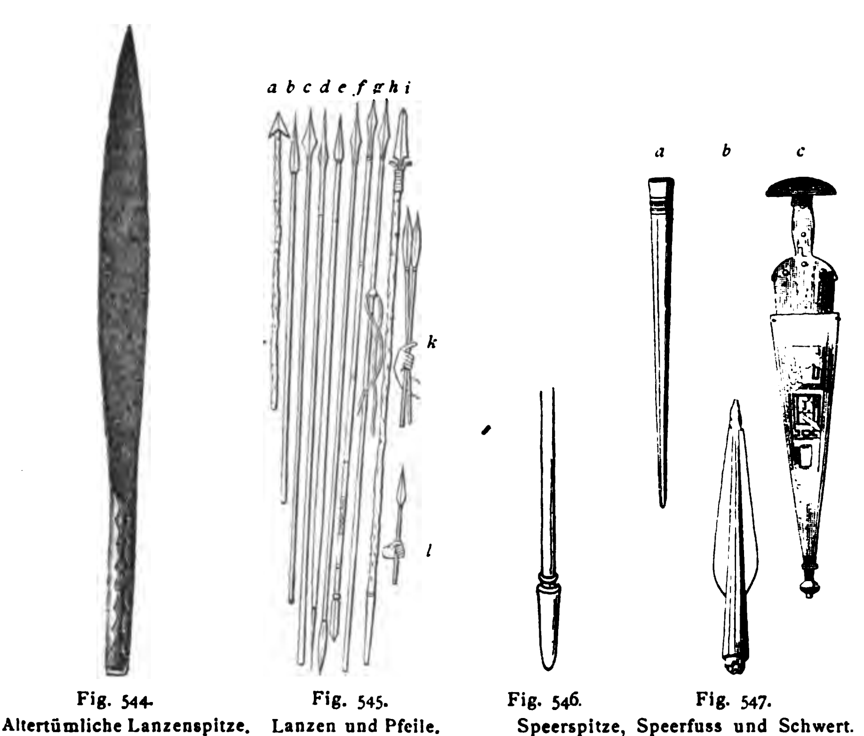


Fig. 544. Altertümliche Lanzenspitze. Fig. 545. Lanzen und Pfeile. Fig. 546. Fig. 547. Speerspitze, Speerfuss und Schwert.

aufsitzt. (Fig. 544). Die Gestalt der Spitze war sehr verschiedenartig; entweder hatte sie die Form eines Baumblattes oder die eines breiten Schilfstengels (Fig. 545 *b*, *c*, *e*, *f*), doch kommen auch Lanzenspitzen mit Widerhaken vor (Fig. 545 *i*). Auch das andere Ende des Schaftes wurde, namentlich in der nachhomerischen Zeit, mit einem Schuh (*σαυρωτήρ*), Fig. 545 *f*, *g*—547 *a*, bewehrt, der dazu diente, den Speer während der Ruhe in den Boden zu stossen, oder im Kampfe, sobald die Lanzenspitze abgebrochen war, an deren Stelle zu treten. Die kürzeren Speere wurden zum Wurf, die längeren zum Stoss gebraucht; von ersteren führten die homerischen Helden gewöhnlich zwei auf ihren Streitwagen mit sich, auch auf Vasenbildern und Reliefs erscheinen die Krieger sehr häufig mit zwei Wurfspeeren bewaffnet. Merkwürdigerweise ergiebt die Vergleichung einer Anzahl Denkmäler, dass diese beiden Lanzen nicht immer von gleicher Länge gewesen sind, so dass man daraus zu der

Folgerung berechtigt sein kann, dass die kürzere zum Wurf, die längere
zum Stich bestimmt gewesen sei; man darf sich jedoch bei der vielfach flü
tigen Zeichnung, wie sie uns auf Vasenbildern entgegentritt, in solchen Ein
heiten nicht auf die Angaben der Vasenmaler verlassen oder daraus weitgehe
Schlüsse ziehen wollen. Bei anderen Denkmälern ist die scheinbare Kürze
Speere mehr auf die mangelhafte Erhaltung zurückzuführen. So hält z. B.
Fig. 347 der Verstorbene zwei Lanzen in der Hand, deren Schäfte nur du
Malerei angedeutet waren. Doch war es auch in der geschichtlichen Zeit
bräuchlich, dass von einem und demselben Krieger mehrere ungleiche Sp
getragen wurden. So führten die Peltasten im Heere des Xenophon fünf kür
und einen längeren Wurfspeer, der mit einer Wurfschleife (ἀγκύλη, *ament*
versehen war, weshalb ein solcher Riemenspeer mit dem Namen μεσάγκυ
hasta amentata, bezeichnet wurde (Fig. 545 *h*). Ueber die Art und Weise
Handhabung des Riemenspeers war man lange Zeit im Unklaren; liefern d
die vielen Monumente, auf denen Kam
scenen dargestellt sind, nur in wenigen Fä
einen Anhalt für die Deutung, während
zahlreichen schriftlichen Zeugnisse des Al
tums diesen Gegenstand, weil allgem
bekannt, nur gelegentlich erwähnen. Köchly
das Verdienst, den Gebrauch des Riemensp
eingehend behandelt und durch praktis
Versuche erläutert zu haben*). Danach war d
Waffe dem griechischen Turnplatz entl
und wurde später das verbreitetste und sicherste Wurfgeschoss der g
chischen Peltasten, ebenso wie bei den Veliten der Römer, die es vielle
nach den Pyrrhischen Kriegen bei sich eingeführt haben. Man hat sich d
Waffe als einen etwa 2½ bis 3 griechische Ellen langen und ¾ Zoll star
Wurfspeer zu denken, um dessen Schwerpunkt ein Lederriemen gekn
wurde. Die herabhängenden Teile dieses Riemens wurden nun vor dem W
mehreremale um den Schaft aufgewickelt, durch die zusammengeschlei
Enden des Riemens die Vorderfinger gesteckt (διηγκυλωμένοι. Ovid. Metamo
XII 326: *inserit amento digitos*), und, indem sich durch straffes Anziehen
Schleife im Augenblick des Wurfes der Riemen rasch abwickelte, wurde
Speer in eine drehende Bewegung gesetzt. „Das Geschoss wird mithin in
doppelte Bewegung gebracht, nämlich nicht nur zielwärts, sondern zugl
rund um seine Längenaxe, und zwar letzteres in schnellster Drehung. Du
die Riemenschleife wurden also dem antiken Handwurfgeschosse diesel
Vorteile zugewendet, wie sie den länglichen Geschossen der modernen Fe
waffe unlängst zugewendet worden sind durch die gewundenen Züge des
wehr- und Geschützlaufes“**). Das unter Fig. 548 beigebrachte Vasenbild ver
uns den Gebrauch des Riemenspeeres zu veranschaulichen (vergl. noch d

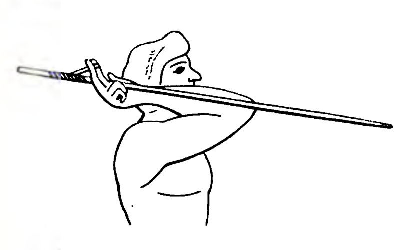


Fig. 548. Speer mit Amentum.

*) Verhandlungen der 26. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänne
Würzburg. Leipzig 1869. S. 226—38.

**) Turnzeitung 1868. Nr. 26.

Fig. 543). Dass die Ankyle vom Schaft nur abrollte, nicht aber sich gänzlich ablöste, dafür zeugt die Erzählung Plutarchs im Leben des Philopoimen, nach der dem Feldherrn im Kampfe beide Oberschenkel von einem Riemenspeer derartig durchbohrt wurden, dass der Speer, da durch die Gewalt des Wurfes die Wurfschleife gleichzeitig durch den einen Schenkel mit hindurchgedrungen war, weder vorwärts noch rückwärts herausgezogen und erst dadurch, dass der Getroffene durch gewaltsames Hin- und Herbewegen des Körpers den Schaft in der Mitte zerbrach, entfernt werden konnte.



Fig. 549. Makedonische Speerträger.

Die längsten Speere, Sarissa (σάρισσα σάρισα) genannt, deren Länge nach den übereinstimmenden Berichten griechischer Kriegsschriftsteller anfangs 16 und später, als zur leichteren Handhabung geeigneter, 14 Ellen (die griechische Elle zu 0,47 m gerechnet), also 7,53 und 6,59 m betrug, wurden von den makedonischen Phalangiten geführt. Es liegt auf der Hand, dass Spiesse von solcher Länge und einer derselben entsprechenden Stärke selbst in der Hand der kräftigsten Soldaten unregierbar gewesen sein müssen; wir schliessen uns deshalb gern der Meinung Rüstows und Köchlys (Geschichte des griechischen Kriegswesens S. 238 ff.) an, dass überall statt der Masse in Ellen die Berechnung in Fussen angenommen werden muss, ohne dass diese Veränderung irgendwie die Erklärung von der Aufstellung der makedonischen Phalanx, wie sie z. B. von Aelian in seiner Theorie der Taktik, c. XIV ff. geschildert wird, beeinträchtigen könnte. Wir wollen zu dem Ende hier Aelians Beschreibung der makedonischen Phalanx folgen lassen, indem wir überall neben den im Original gegebenen Angaben in Ellen unsere Reduktion in Metermass einschalten: „Es stand bei ihnen der Mann unterm Gewehr in der geschlossenen Kampfstellung auf 2 Ellen (0,62 m nämlich von der Brust des Vordermanns bis zur Brust des Hintermanns aufschliessend). Die Länge der Sarissa betragt nach dem ursprünglichen Muster 16 Ellen, in der That aber 14 Ellen (5,02—4,39 m). Davon nimmt der Abstand der beiden Hände 4 Ellen (1,25 m) fort; die übrigen 10 Ellen (3,13 m) fallen vor die Front der im ersten Gliede aufgestellten Schwerbewaffneten. Die im zweiten Gliede, die um 2 Ellen hinter ihren Vorderleuten stehen, lassen ihre Sarissen über die Schwerbewaffneten des ersten Gliedes um 8 Ellen (2,51 m) vorfallen (1,25 m für den Abstand der Hände, indem die rechte Hand den Schaft an seinem unteren Ende, die linke um 1,25 m weiter aufwärts erfasst, 0,82 m für den Abstand zwischen Vorder- und Hintermann und 2,51 m für das Hervorragen

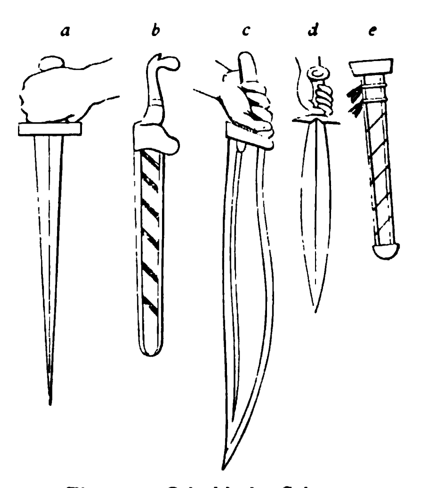


Fig. 550. Griechische Schwerter.

der Speerspitzen über die Front hinaus); die im dritten Gliede stehen, st
sie um 6 Ellen (1,88 m) über das erste Glied hinaus; die im vierte
4 Ellen (1,25 m); die im fünften um 2 Ellen (0,62 m; es ist nämlich jedesm
Abstand von 0,62 m zwischen Vorder- und Hintermann in Abzug zu bri
die aber im sechsten Gliede und alle folgenden können ihre Sarissen
über das erste Glied hinausbringen. Daher gewähren die bei jedem
des ersten Gliedes vorliegenden Sarissen dem Feinde natürlich einen
baren Anblick und, wie leicht einzusehen, dem Manne Kraft, der mi
Sarissen bewehrt ist und mit fünffacher Gewalt vordringt." Vor der
der Phalanx dehnte sich mithin ein Wall von Lanzen von 3,13, 2,51, 1,88
0,62 m aus, jedenfalls kräftig genug, um einen Angriff der F
zurückzuweisen.

Kürzer, aber immer noch von beträchtlicher Länge, w
Stosslanze der makedonischen Reiterei. Sehr fühlbar ist für ur
lich der Mangel an bildlichen Darstellungen, aus denen wir ei
nügende Anschauung über die spätere Kriegstracht gewinnen kö
Eine Silbermünze der thessalischen
Pelinna jedoch dürfte für die Bewaffnu
des nördlichen Griechenlands für ur
Interesse sein. Die Vorderseite dieser
(Fig. 549) zeigt nämlich einen
sprengenden Reiter mit dem thes
makedonischen Filzhut bedeckt und b
net mit Sarissa und Schwert, währe
Rückseite der Münze das Bild
mit derselben Kopfbedeckung verse
leicht gewaffneten Fusssoldaten träg
mit dem makedonischen Rundschild
Schwert und drei kurzen Handspiessen bewehrt ist. Vielleicht giebt
Krieger uns ein Bild jener zu Philipps und Alexanders Zeit unter dem N
der Hypaspisten eingeführten Truppengattung, während wir in dem Reite
Vertreter der berühmten leichten thessalischen Reiterei zu erkennen gl
die das Corps der Sarissophoren in dem makedonischen Heer bildete.

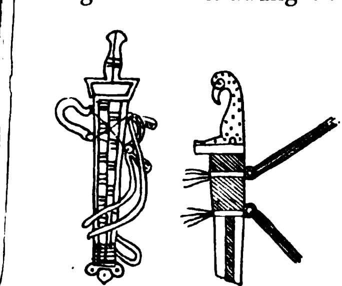


Fig. 551. Fig. 552. Fig. 553.
Griechische Schwerter.

Was schliesslich den Jagdspeer (*ἀκόντιον*) betrifft, so erscheint
auf den zahlreichen Denkmälern, die Jagdscenen zum Vorwurf haben, fast
mit einem knorrigen Schaft und breitem, mitunter mit Widerhaken verse
Eisen (Fig. 545 *i*).

Das Schwert (*ξίφος*) wurde mittelst der Schwerttasche (*ἀορτήρ*) an de
die rechte Schulter geworfenen Koppel (*τελαμών*) an der linken Seite des K
in der Höhe der Hüfte getragen. Der Griff (*κώπη, λαβή*), bis zum Anfa
Schneide 0,10 bis 0,13 m lang, ohne Bügel und nur zur Deckung der
mit einem Kreuzgriff (Fig. 550 *a*) oder einem kleineren Stichblatt (Fig.
versehen, war mit der Klinge entweder aus einem Stück gearbeitet, wi
bei dem aus Mykenae stammenden Schwert Fig. 47, oder mit ihr
Niete verbunden; mitunter wurde auch bei besonders kunstreich gearb

Schwertgriffen die Klinge in ein hölzernes, von einer Verkleidung aus Gold oder Silber umschlossenes Heft eingelassen. Die an beiden Seiten geschärfte Klinge (ἀμφηκες, ἀμφίγυον) mass etwa 0,47 bis 0,52 m in der Länge und 0,05 bis 0,07 m in der Breite (Fig. 550 *d*)*). Eine bis zum Griff reichende Scheide (κολεός, Fig. 547 *c*, 550 *e*), die entweder aus Metall oder von Leder mit metallenen Beschlägen besetzt war, bedeckte die Klinge und das Stichblatt. Wie die meisten Waffenstücke der Heroenzeit durch die veränderte Art der Kriegsführung einer Umwandlung unterworfen waren, so war es auch mit dem Schwert. Iphikrates verlängerte die Schwertklingen der Linien-Infanterie etwa bis auf 0,78 m ohne den Griff (Fig. 551), während die Hopliten wohl noch das kürzere Schwert der älteren Zeit beibehielten. Neben diesem geraden Schwerte wird im Altertume noch das lakedämonische Schwert (μάχαιρα) erwähnt, dessen Klinge vom Kreuzgriff aus auf der einen Seite leicht gekrümmt und hier geschärft war, während die andere gerade Seite derselben nach Art unserer Messerrücken stumpf, die Spitze aber nach dem Rücken zu schräg abgekantet erscheint. Ein solches nur zum Hiebe brauchbares Schwert ist unter Fig. 550 *c* abgebildet; auch das in der Scheide ruhende Schwert (Fig. 550 *b*) lässt nach der Form des Griffes auf eine gekrümmte Klinge schliessen. Als eine dritte Gattung der Schwerter ergeben sich die mit einer dolch- oder degenartig geformten Klinge versehenen, die mehrfach auf Denkmälern vorkommen Fig. 550 *a*). In späterer Zeit, namentlich auf dem pergamenischen Waffenfries, finden wir selbst die bogenfömig gekrümmten Schwerter der Orientalen. Was die künstlerische Ausstattung des Schwertes betrifft, so richtete sie sich vorzugsweise auf die Verzierung der Scheide und des Griffes (Fig. 553). Dass in der vorhomerischen Zeit auch die Klingen vielfach mit eingelegter Arbeit verziert wurden, ist oben unter Mykenae (S. 34) schon erwähnt worden. Die Befestigung der Scheide an der Schwerttasche zeigt Fig 552 und 553.

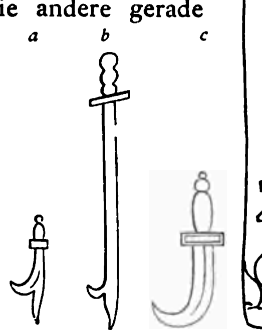


Fig. 554. Harpe.

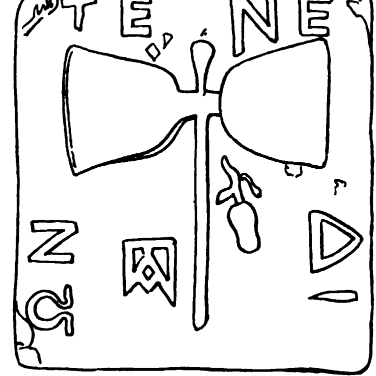


Fig. 555. Beil von Tenedos.

Schliesslich erwähnen wir noch die Sichel, mit der schon in den frühesten Zeiten das Getreide geschnitten wurde und die in ihrer Form mit der bei uns gebräuchlichen übereinstimmt, nur dass sie gewöhnlich grösser ist. Die noch heute in Cypern benutzte Form scheint sich aus dem Altertum erhalten zu

*) Ein sehr zierlich gearbeitetes, mit einer Schilfklinge versehenes griechisches Schwert des königl. Antiquarium zu Berlin, das bei Pella in Makedonien gefunden worden ist, misst 55 cm, von denen $10^1/_2$ cm auf den Griff kommen. Ein anderes Schwert aus derselben Sammlung hat eine Schneide von 51 cm Länge und einen Griff von 12 cm. Letzteres gleicht vollkommen dem unter Fig. 550 *d* abgebildeten.

haben. In der Gartenkunst bediente man sich zum Beschneiden der Ba
und der Weinreben der Hippe (ἅρπη). Kronos führte sie der Sage na
erst im Kampfe gegen seinen Vater, und den bildlichen Darste
dieses Gottes haben wir die unter Fig. 554 *a* dargestellte Harpe entlehnt.
Sichelmesser verwandt ist das bei den Opfern zum Köpfen der Opferti
nutzte Messer, das aus einer geraden Schwertklinge mit einem hake
sichelartigen Ansatz in der Nähe ihrer Spitze bestand (Fig. 554 *b*). I
gleicher Form oder in der unter Fig. 554 *c* gegeben
scheint die Harpe in den Darstellungen des Perse
mit diesem Instrumente das Haupt der Gorgo vom R
trennte. Auch als Waffe bedienten sich die barba
Völker der sichelartig gestalteten Schwerter, wie au
Relief von Gjölbaschi (Sturm auf Ilios) ersichtlich ist.
waren Streitwagen, deren Räder und Achsen mit
klingen besetzt waren (δρεπανηφόρον ἅρμα) und die v
panzerten Pferden gezogen wurden, nur bei den Perse
der Zeit des Kyros im Gebrauch; wir erinnern u. a.
Schlacht bei Gaugamela, in der fünfzig Sichelwagen vo
Centrum der persischen Schlachtlinie aufgestellt waren
Die Keule (ῥόπαλον, κορύνη) ist niemals in den
chischen Heeren eingeführt ge
Dagegen berichtet Herodot bei
Schilderung der Bewaffnung
Assyrer im Heere des Xerxes
diese mit ehernen Buckeln
schlagene Keulen (ῥόπαλα τετυλ
σιδήρῳ), vielleicht also Morgen
geführt hätten. Erst das Mit
hat diese im Nahekampf
furchtbare Waffe in der
der Streitkolben, Morgenstern
Dreschflegel wieder zur Geltun
bracht.

Fig. 556. Beil.



Fig. 557. Beil.

Auch die Streitaxt (βουπλήξ, ἀξίνη), die vorzüglich in den Darstel
der Amazonenkämpfe als eine diesen Kämpferinnen eigentümliche Wa
scheint und noch in der Ilias mehrfach als Nahwaffe einzelner Helden er
wird, wurde in späterer Zeit als Waffe bei den Hellenen nicht geführ
Orient scheint sie sich jedoch länger im Gebrauch erhalten zu haben, d
zu Alexanders Zeit zweitausend barkanische Reiter im Perserheere diese
führten. Von den unter Fig. 555—557 abgebildeten Streitäxten giebt F
die altertümliche Form dieser Waffe, wie sie von den Bewohnern de
Tenedos auf ihren Münzen geprägt wurde, Fig. 556 ein Bild eines bei
gefundenen Streitbeils, das nicht nur durch seine Form, sondern auch
seinen Schmuck (der Stab geht unten in einen Widderkopf, oben in
Löwenkopf aus) besondere Beachtung verdient. Noch wichtiger fast ist

Vaphio gefundene Beilform, die zugleich geeignet ist, das Verständnis einer Homerstelle zu erschliessen. Bei den bisher geschilderten Beilformen war es nämlich unverständlich, wie Odysseus zwölf derselben aufstellen konnte, um durch sie hindurchzuschiessen. Denn wenn man annehmen wollte, wie dies früher meist geschehen ist, dass die Beile mit ihrer Spitze in den Boden gehauen wurden und dass Odysseus dann durch die Oeffnungen, durch die sonst der Stiel gesteckt zu werden pflegte, hindurchgeschossen habe, so müsste man folgern, dass die Beile, um einem auf dem Stuhl Sitzenden ein Durchschiessen der Oehre zu gestatten, mindestens eine Länge von vier Fuss, zwei Fuss nach jeder Seite des Stiels, gehabt haben, und das ist unmöglich. Das in Vaphio gefundene Beil (Fig. 557) entspricht dagegen in der vollkommensten Weise allen Anforderungen an ein Beil, das zum Durchschiessen geeignet sein soll;

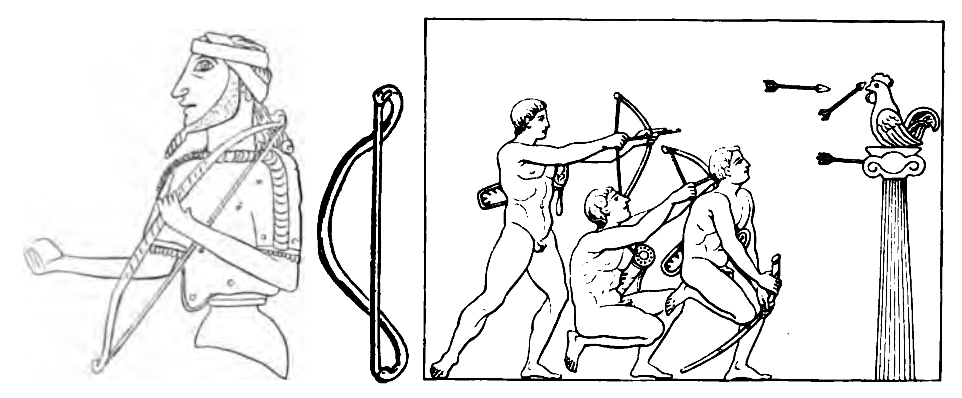


Fig. 558. Griech. Bogen. Fig. 559. Fig. 560. Bogenschiessen.

es ist nach der einen Seite halbkreisförmig abgerundet, aber diese Fläche ist von zwei halbkreisförmigen Löchern durchbrochen, so dass es nicht in der ganzen Höhe vom Stiel durchbohrt wird, sondern mit drei Zungen daran festhaftet. Solche Beile hintereinander aufgepflanzt konnten natürlich eine Art Schusskanal ergeben. Dass derartige Beile in jenen vorhomerischen Zeiten wirklich zu kriegerischen Zwecken geführt wurden, beweist ein bei derselben Gelegenheit gefundener Stein, der mit dem Bilde eines Mannes geschmückt ist, der ein solches Beil schultert.

Die Form des antiken Bogens (*τόξον*) war eine zweifache. Der einfachere und jedenfalls leichter zu spannende Bogen bestand aus einem leicht gekrümmten Stabe aus einer elastischen Holzart, dessen Enden etwas aufwärts gebogen wurden, um die Enden der Sehne (*νευρά*) um sie schlingen zu können. Diesem Bogen, der als der eigentlich griechische zu bezeichnen ist (Fig. 558 und 559) begegnen wir häufig auf Bildwerken. So erblicken wir auf einem Vasenbilde (Fig. 560) drei Epheben, die sich mit demselben üben. Als Zielscheibe dient ihnen ein auf einer Säule aufgestellter Hahn, und der in der Volute des Kapitells haftende Pfeil zeigt deutlich, dass einer der jugendlichen Schützen noch ein Anfänger in der Kunst des Bogenschiessens ist. In den Kreis der gymnastischen

Uebungen war aber das Bogenschiessen nur in wenigen Staaten Griech
aufgenommen, weshalb wir es auch in der Reihe der Agone übergangen
Ob jedoch dieser Bogen oder der aus dem Orient stammende, dessen B
bung wir sogleich nachfolgen lassen werden, der ältere gewesen sei, ist
zu entscheiden. Die Gestalt des orientalischen Bogens lernen wir am
aus den Versen der Ilias (IV 105 ff.) kennen:

> Schnell entblösst' er den Bogen, geschnitzt von des üppigen Steinbocks
> Schönem Gehörn. . . . . . .
> Sechzehn Handbreit ragten empor am Haupte die Hörner.
> Solche schnitzt' und verband der hornarbeitende Künstler,
> Glättete alles genau, und beschlugs mit goldener Krümmung.

Ebenso wie bei der Lyra wurden zur Anfertigung dieses Bogens d
0,80 m langen Hörner (*πῆχυς*, vergl. S. 345) einer Antilopenart benutzt (F
die mit ihren Wurzelenden durch einen metallen
schlag (*κορώνη*), als vordere Auflage für den Pf
bunden waren und um deren gekrümmte und mi
beschlagene Spitzen die aus Rindsdarm verfertigte
geschlungen wurde. Bei einer Länge von sechszehn
breiten für jedes Horn würde also der homerische
einschliesslich des die Hörner verbindenden
beschlags eine Länge von etwa 1,88 m gehab
Um einen solchen Bogen zu spannen, d. h.
Zustand der Ruhe von dem einen Horn lo
Sehne wieder daran zu befestigen, muss
nervige Arme besitzen, und war der Bogen
Zeit nicht im Gebrauch gewesen, dann bed
wohl des Fettes und der Wärme, um dem Ho
Elastizität wiederzugeben. In späterer Zeit nun bildete man diesen Hornb
Holz nach, indem man zwei elastische Holzarme ganz in derselben Weise
Hörner durch einen Beschlag mit einander verband und so eine bei weitem l
und weniger kostbare Waffe herstellte. Der Pfeil (*ὀϊστός, ἰός*) bestand au
etwa 0,60 m langen Schaft (*δόναξ*), aus Rohr oder leichtem Holz, vorn m
0,05—0,07 m langen einfachen oder mit Widerhaken bewehrten, meistente
kantigen Spitze aus Metall versehen und an seinem hinteren Ende b
Eine Kerbe (*γλυφίς*) im Pfeilschaft diente zur Auflage desselben auf die
Aufbewahrt wurden die Geschosse in einem Köcher (*φαρέτρα, τοξοθήκ*
Leder oder Flechtwerk, der 12 bis 20 Pfeile fasste (Fig. 561 und 562). E
an einem um die Schultern geschlungenen Riemen auf der linken S
tragen (Fig. 542 und 543) und war zum Schutz der Pfeile mit einem
versehen (Fig. 561). An ihm war der Bogen mittelst eines Bandes b
mitunter jedoch diente der Köcher auch als Behälter für Bogen und Pf
gleich (*γωρυτός*) (Fig. 562), wie noch heute bei den Mongolen und Ki
Gewöhnlich senkte der Schütze beim Bogenspannen das eine Knie zu
wie die Bogenschützen in der Gruppe der aiginetischen Bildwerke
Fig. 542, 560). Schon in der homerischen Zeit behaupteten die Krete

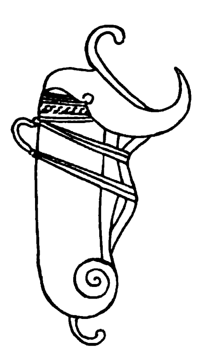




Fig. 561. und Fig. 562. Köcher.

grossen Ruf in geschickter Handhabung des Bogens, und noch bis in die spätesten Zeiten sehen wir kretische Bogenschützen als besondere Abteilungen im griechischen Heere. Auch die makedonischen Bogenschützen bildeten ein besonderes Korps in der leichten Infanterie Alexanders des Grossen; unter den Barbaren aber galten namentlich die Skythen und Parther für tüchtige Bogenschützen, sowohl zu Pferde als zu Fuss (vergl. Fig. 543).

Die Schleuder (σφενδόνη) bestand aus einem in der Mitte breiten und nach den Enden zu schmalen Riemen (Fig. 563 u. 564). Das Schleudergeschoss wurde auf den breiteren Teil des Riemens gelegt, worauf der Schleuderer die Enden des Riemens mit einer Hand erfasste, ihn mehrmals um den Kopf schwang und dann die Kugel durch Loslassen des einen Endes auf das bestimmte Ziel absandte. In der Ilias wird die Schleuder nur beiläufig als Waffe der Lokrer des kleineren Aias erwähnt; dass sie frühzeitig im Gebrauch war, zeigt der Silberbecher aus Mykenae (Fig. 35). In historischer Zeit scheint sie allmählich ausser Gebrauch gekommen zu sein, doch nachdem die Griechen die Wirksamkeit der Schleuder durch die Schützen im Heere des Xerxes kennen gelernt hatten, ist diese Waffe wahrscheinlich von einzelnen griechischen Stämmen wieder angenommen worden.

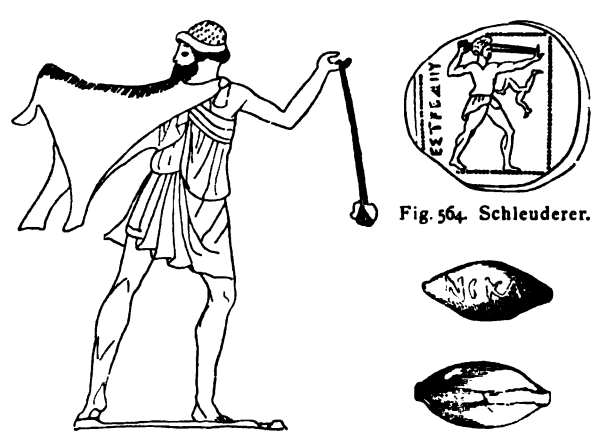


Fig. 563. Schleuderer. Fig. 564. Schleuderer. Fig. 565. Schleuderblei.

Zur Zeit des peloponnesischen Krieges waren es besonders die Akarnanen, die Anwohner des malischen Meerbusens und die Rhodier, die sich als Schleuderer hervorthaten. Nach der Angabe des Livius (XXXVIII 29) bestand die achäische Schleuder aus einem dreifachen, durch vielfache Nähte verbundenen Riemen; und die Bewohner von Aigion, Patrai und Dyme erzielten durch die Sicherheit in der Handhabung der Schleuder bei der Belagerung der Stadt Same auf Kephallenia (189 v. Chr.) einen solchen Erfolg, dass sie sogar den berühmten balearischen Schleuderschützen vorgezogen wurden. Letztere bedienten sich nach dem Zeugnisse Strabos verschiedener Gattungen von Schleudern, die teils für den Fernwurf (μακρόκωλος), teils für den nahen (βραχύκωλος), teils für den mittleren Wurf (μέση) berechnet waren. Als Material für die Riemen verwandten sie Binsengeflecht, Haare oder Tiersehnen, und für die Schleudergeschosse teils runde Kiesel oder Kugeln aus gebranntem Thon von der Grösse eines Hühnereies (λίθος, *lapis missilis*), teils aus Blei gegossene Bolzen (μολυβδίς) in Gestalt einer Eichel (daher die Benennung *glans* bei den Römern) oder richtiger einer Mandel. Solche Geschosse werden in unseren Museen in grosser Zahl aufbewahrt. Viele derselben tragen ausser einem Em-

blem, Wappenzeichen oder Stadtmonogramm charakteristische griechis
römische Inschriften, z. B. δέξαι (nimm das hin), ***pete culum Octaviani,***
peristis, feri Pomp(ejum) u. a. m.*) Das hier (Fig. 565) abgebildete Sc
blei trägt die Inschrift NIKA.

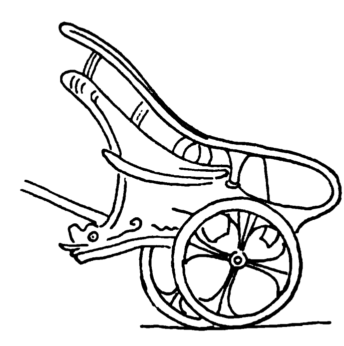




Fig. 566. Kriegswager.

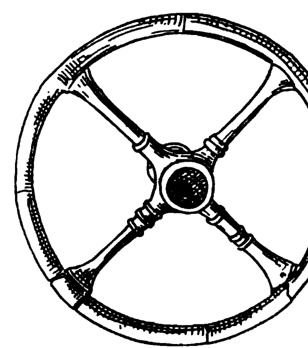


Fig. 567. Rad aus Bronze.

Charakteristisch für die Kämpfe in der heroischen Zeit war de
wagen, auf dem der Führer und Vorkämpfer (παραβάτης), neben dem
lenker (ἡνίοχος) stehend, den Schlachtlinien voraneilte, um ebenbürt



Fig. 568. Kriegswagen.

gleichgerüstete Gegner zum Zweikampf herauszufordern. Mit der Ei
einer neueren Kriegsführung aber, in der weniger die persönliche T
der Feldherren, als ihre Geschicklichkeit in der Anführung der Trup
Geltung kam, verschwand der Streitwagen von dem Schlachtfelde un
sich in seiner altherkömmlichen Form nur noch auf der Rennbahn. D

*) Vergl. Vischer, Antike Schleudergeschosse. Basel, 1866; Mommsen, Corpu
lat. I. n. 652.

derung des homerischen Kriegswagens wird demnach im allgemeinen auch auf den bei den öffentlichen Spielen gebrauchten Wagen der historischen Zeit passen. Leider begegnen wir aber auch hier wieder dem Uebelstande, dass trotz den zahllosen Denkmälern mit Darstellungen von Streitwagen so manche Hauptfragen, wie z. B. über die Anschirrung der Rosse, nicht völlig gelöst werden können. Der Streitwagen hiess als Ganzes ἅρμα, während δίφρος den Wagenkasten bezeichnet. Dieser ruhte auf zwei durch die Achse verbundenen Rädern (τροχοί, κύκλα), die den geringen Durchmesser von etwa 0,78 m wohl deshalb hatten, um das Umfallen des Wagens auf unebenem Terrain, namentlich auf dem Schlachtfelde, wo der Weg über Waffentrümmer und Leichen führte, zu verhüten. Die Achse (ἄξων) mass etwa 2,20 m; rechnet man nun auf die Länge jeder Radnabe 0,36 m, so bleibt für den Wagenkasten eine Breite von

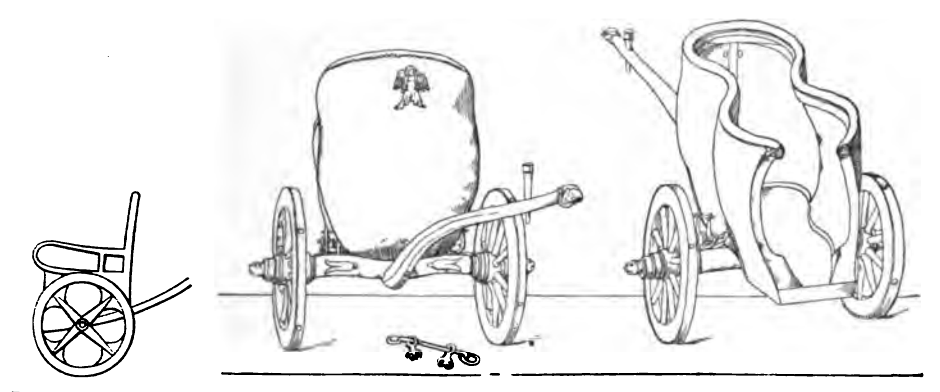


Fig. 569. Kriegswagen. Fig. 570. Kriegswagen.

etwa 1,56 m, hinreichend gross also, um dem Kämpfer freien Spielraum für seine Bewegungen zu geben, die er zum Angriff oder zu seiner und des Rosselenkers Verteidigung auszuführen hatte. Den Mittelpunkt des Rades bildete die Nabe (πλήμνη, χοινικίς), die in ihrer inneren Oeffnung (σύριγξ) durch einen sogenannten Schmierring (ἄταρνον, γάρνον, δέστρον) ausgefüttert war, während sie von aussen durch zwei Metallringe, einen vor den Speichen (πλημνόδετος, θῶραξ) und einen anderen hinter ihnen umgeben wurde. Von der Nabe liefen beim homerischen Wagen acht, bei den auf den Vasenbildern erscheinenden Wagen jedoch fast durchgängig vier Speichen (κνῆμαι, daher ὀκτάκνημα) aus, die in die vier zum Radkranz (ἴτυς) zusammengefügten Felgen (ἁψῖδες) eingelassen waren (Fig. 566 und 567). Um das Auseinanderfallen des Rades zu verhüten, wurde es mit einem metallenen Reifen (ἐπίσσωτρον) beschlagen*). Auf der Achse ruhte das Obergestell des Wagens (ὑπερτερία) oder der eigentliche Diphros. Man befestigte auf ihr zunächst einen Holzverband (τόνος, ἱμάντωσις τοῦ δίφρου) mittelst Zapfen und Nägel, über den der aus Brettern gebildete Boden (πτέρνα) in Gestalt einer halben Ellipse gelegt wurde. Längs der gekrümmten

*) Solche metallene Radreifen, meistens aus drei ungleich grossen Stücken bestehend, sind mehrfach in Frankreich aufgefunden worden. Vergl. Mazard, Essai sur les chars gaulois de la Marne, in der „Revue archéolog.“ T. XXXIII 1877 S. 154. 217.

Seite dieses Fussbodens erhob sich eine aus gitterartig zusammeng
Stäben (daher δίφρος εὔπλεκτος bei Homer) gebildete niedrige Brüstun
φραγμα, τάῤῥιον), die auf der den Pferden zugekehrten Seite etwa bis zu
höhe des Fahrenden reichte, nach hinten zu aber niedriger wurde (F
Den oberen Rand dieser Brüstung bildete nun entweder ein vorn f
liegender Holm (ἄντυξ) von Holz oder Metall, der auf beiden Seiten nac
als weit ausgeschweifter Bügel heraustritt (Fig. 568), oder es erhob s
doppelter Bügel über der ganzen Wagenwand (Fig. 566 und 569). Di
dieser Bügel ist aber auf den Vasenbildern so verschieden, dass man s
aus einer Vergleichung vieler ein klares Bild des älteren Streitwage
schaffen kann. Die Bügel hatten wahrscheinlich einen doppelten Zwe
hinteren nämlich erfasste der Kämpfer, sobald er sich auf den Wagen sc
wollte; um die vorderen aber wurden die Zügel geschlungen, sobald di
ruhig standen; ferner aber die
dazu, die Leinpferde an ihne
strängen und die Stange o
Strick zu befestigen, durch d
Verbindung des Diphros
Deichsel hergestellt wurde. Di
Seite des Diphros war offen,
hier aus bestiegen die Fahren
Wagen. Die Höhe der Brüstun
etwa 0,62 m, reichte mithin bis z
höhe des Streiters; mitunter a
mentlich bei den römischen T
wagen, die eine Nachbildung
griechischen Streitwagens waren

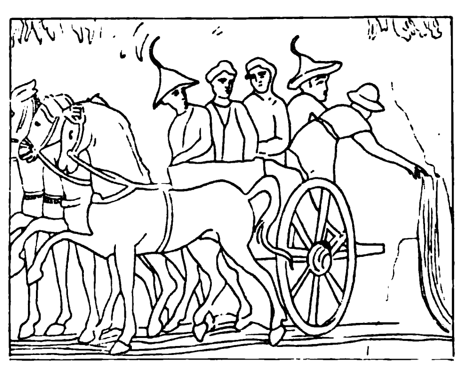


Fig. 571. Kabriolet.

sie bis zur Brusthöhe erhöht. Ein Lederüberzug wehrte die Wurfgesch
oder es wurde die Brüstung massiv aus Holzplatten hergestellt und mit
platten bedeckt, so z. B. bei dem berühmten Wagen des Museo Gregoria
dem wir unter Fig. 570 eine Abbildung geben. Bei seiner Auffindung
sich die Holzbestandteile in Staub zerfallen, aber der obere Metallr
Kastens und der Boden waren noch vollständig, die Metallbeschläge
eisernen Radbeschläge zum grossen Teil erhalten, so dass Form und
verhältnis sicher gegeben war. Danach haben die Gebrüder Pazza
Holzwerk neu hergestellt und die antiken Fragmente darauf befestigt. –
die Form der im gewöhnlichen Leben gebräuchlichen Wagen sind wi
unterrichtet. An den zweirädrigen Diphros schliesst sich das Kabriolet
Konstruktion der Räder gleicht der des Streitwagens; auf der Achse a
ein auf drei Seiten mit einer Lehne umgebener Sitz, auf welchem der
lenker und die denselben begleitende Person ihren Platz einnahmen (F
Sonst kommt der Wagensitz auch vollkommen kastenartig gebaut vor,
Wagenführer sitzt mit seitwärts herunterhängenden Beinen hart an der
ähnlich wie noch heut die neapolitanischen Kutscher auf ihren leichten Ca
Dass auf den Münzen der Stadt Rhegion auch Einspänner abgebildet s

aber ein Irrtum; Einspänner sind mit Sicherheit erst bei den Römern nachzuweisen. Die mit den Namen ἀπήνη und ἅμαξα bezeichneten Wagen scheinen auf vier Rädern geruht zu haben und zum Transport mehrerer Personen, sowie von Gegenständen benutzt worden zu sein. So z. B. diente die Hamaxa als Hochzeitswagen, auf dem die Braut zwischen dem Bräutigam und dem Parochos ihren Platz hatte. Aber der Gebrauch von Fuhrwerken für Vergnügungsfahrten oder auf Reisen war unter den Griechen im allgemeinen ein sehr beschränkter, man zog es vor, zu wandern oder zu reiten.

In die Achse des Diphros wurde die Deichsel (ῥυμός) fest eingezapft, die an ihrer vorderen Spitze einen oft als Tierkopf geformten metallenen Beschlag

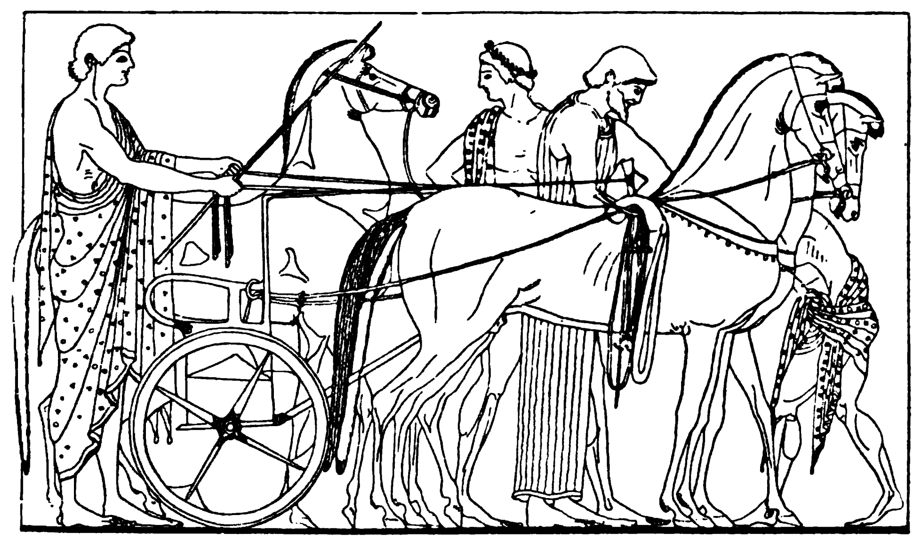


Fig. 572. Das Aufschirren der Leinepferde.

hatte (vgl. Fig. 570); in gleicher Weise waren auch die Enden der Achse häufig durch solche Beschläge verziert. An der Deichselspitze wurde das Joch (ζυγόν) von Eschen-, Ahorn- oder Hagebuchenholz mittelst eines sehr langen Riemens (ζυγόδεσμον) angebunden. Ausserdem verhinderte ein langer, durch die Deichsel gehender Nagel (ἕστωρ) und ein darüber gelegter Ring (κρίκος) das Abgleiten des Joches. Das Joch selbst bestand aus zwei durch ein Querholz verbundenen hölzernen Halbringen, die auf die Nacken der Zugtiere gelegt wurden und auf ihrer unteren Fläche zur Vermeidung des Druckes ausgepolstert waren. Damit aber die Pferde das Joch nicht abschütteln konnten, waren an den Jochbogen Ringe befestigt, von denen Riemen nach den Bauch- und Halsgurten (λέπαδνα) liefen, durch die das Joch in seiner richtigen Lage erhalten wurde. Die Verbindung durch das Joch war die einzige, in der die Pferde mit dem Wagen standen, namentlich ist hervorzuheben, dass sie nicht nach hinten durch Stränge an die Deichsel angeschirrt waren, mit dem Hinterteil sich also frei seitwärts bewegen konnten. Die Zugkraft der Pferde wirkte auf die Deichsel an der Stelle, wo das Joch sass, daher sind die Tiere frei, sobald die Deichsel bricht, und

vermögen fortzustürmen. Vgl. Hom. Il. VI 40. XVI 371. — Nur die beid
Deichsel gehenden Pferde trugen das Joch und hiessen deshalb die Jo
(ζύγιοι), während bei Drei- oder Viergespannen das dritte Ross oder d
zur Seite der Deichselpferde laufenden Rosse σειραῖοι (σειραφόροι, πα

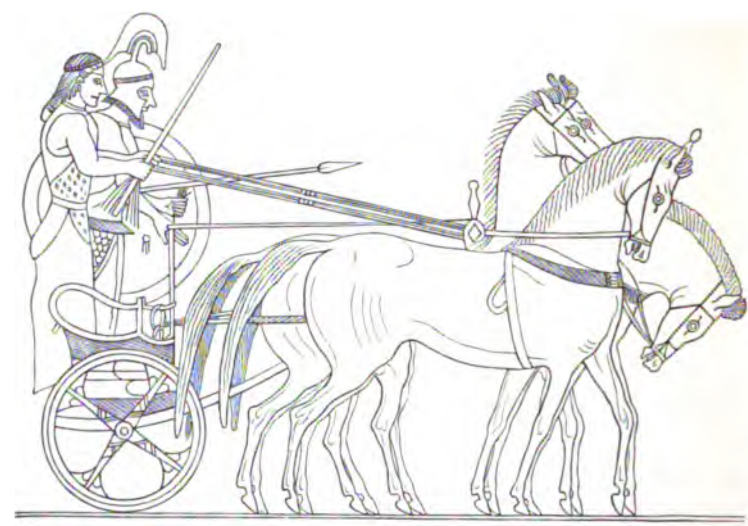


Fig. 573. Viergespann.

παρήοροι) Leinpferde genannt wurden, da sie nur mittels eines v
Halsgurt ausgehenden Stranges, der um die Antyx des Wagens gesc
war, das Fuhrwerk zogen. Diese Anspannung der Leinpferde an den
selbst ist aus einer grossen Anzah
bilder ersichtlich, vgl. Fig. 572, wo
tige Mann, der durch das lange Ge
Wagenlenker bezeichnet ist, be
scheint, das eben herbeigeführte lin
pferd anzuspannen. Dass auch ei
Ross noch angespannt werden s
mit Sicherheit daraus hervor, da



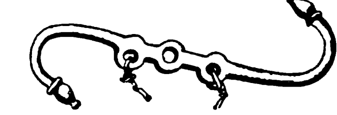


Fig. 574. Gebisse. Fig. 575.

rechten Deichselpferd die für das rechte Leinpferd bestimmten
riemen herabhängen. Durch diese Stränge wird natürlich den
pferden die Möglichkeit einer Seitenbewegung genommen, dagegen
Leinpferde nach aussen frei und ungehindert. Ob die Verbindung der
pferde durch das Joch in späterer Zeit noch üblich war, könnte frag

scheinen, da Pollux in der Notiz über die Anschirrung der Pferde des Joches nicht gedenkt. Auf Bildwerken ist das Joch mit wenigen Ausnahmen (Fig. 503) überhaupt nicht sichtbar, da das Geschirr der Jochpferde meistenteils durch das dem Beschauer zunächst stehende Leinpferd verdeckt ist (Fig. 573). Der Kopfzaum, mittelst dessen das Pferd gelenkt wurde, gleicht im ganzen dem bei uns gebräuchlichen. Die Griechen hatten für seine einzelnen Teile auch verschiedene

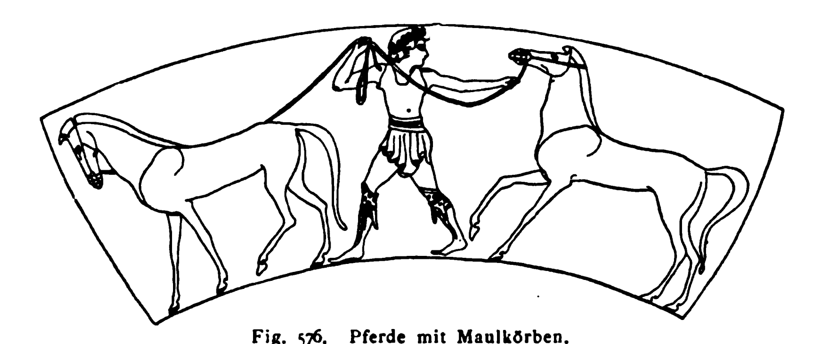


Fig. 576. Pferde mit Maulkörben.

Benennungen, wie z. B. *χαλινός* für das Gebiss (Fig. 574; einfacher war offenbar das in Dodona gefundene, von dem Fig. 575 den erhaltenen Rest darstellt) oder auch für das ganze Zaumzeug, *κορυφαία* für den von dem Gebiss aufwärts über den Kopf laufenden Riemen u. s. w. An den beiden Seiten des Gebisses waren die Zügel

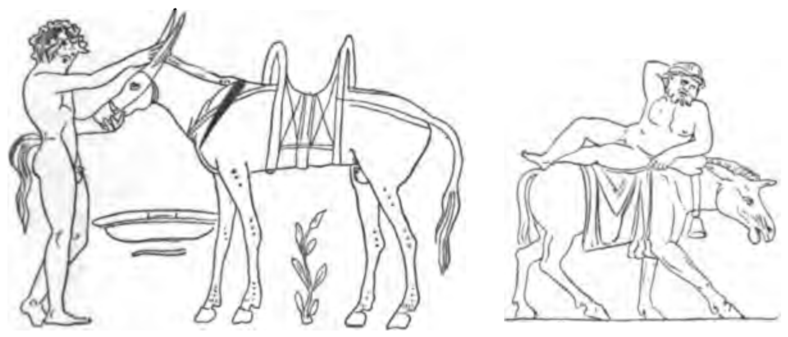


Fig. 577. Sattel. Fig. 578 Satteldecke.

ἡνία) befestigt, die bei Quadrigen (Fig. 573), sämtlich durch ein etwa auf der Spitze der Deichsel senkrecht angebrachtes Oehr oder um einen Pflock liefen und von dem Wagenlenker in den Händen gehalten wurden. Diese Vorrichtung bezweckte unstreitig, die Verschlingung der acht Zügel zu verhindern. Aber zum Unterschiede gegen den heutigen Gebrauch ist darauf hinzuweisen, dass im Altertum nicht je zwei entsprechende Zügel zu einem vereinigt werden, sondern dass für jedes Pferd zwei selbständige Zügel geführt werden. Schwieriger ist die Erklärung des Zweckes der Verbindung des gedachten Pflockes mit einem auf der Mitte der Antyx senkrecht angebrachten Stabe mittelst einer Leine (Fig. 572 und 573); vielleicht dass diese Vorrichtung dazu diente, das Ueber-

kippen des schwer belasteten Wagens nach hinten zu verhindern und zugle
Deichsel in die Höhe zu halten und dadurch die Pferde etwas zu ent
Dass man für bissige Pferde auch schon Maulkörbe kannte, zeigt Fig. 576,
Jüngling darstellend, der zwei mit Beisskörben versehene Pferde leitet.

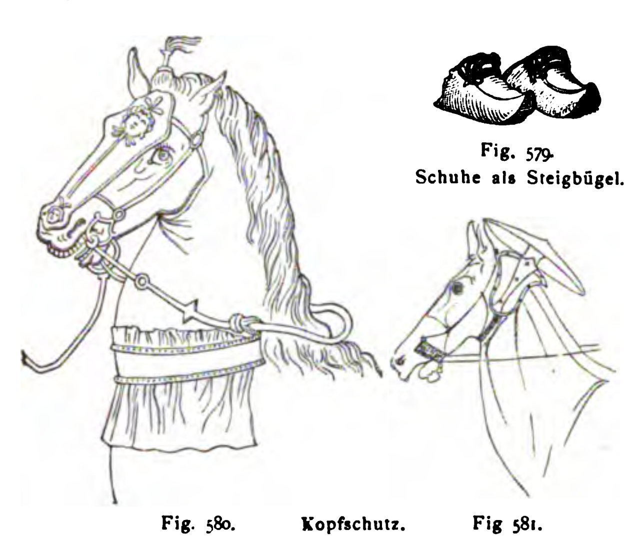


Fig. 579. Schuhe als Steigbügel.

Fig. 580. Kopfschutz. Fig 581.

Für die krieg
Ausrüstung der Reit
Pferde in der histor
Zeit fehlen uns
mentale Belege fast
lich, da die wenig
Münztypen vorkon
den Speerreiter ein
aus unvollkommen
der Bewaffnung
Die zum panathenä
Festzuge gehörige B
reiterei, die auf dem
des Parthenon abg
ist, erscheint völli
bewaffnet. Wie a
sem Denkmal, sow
den Darstellungen
Wettreitenden (Fig. 504) hervorgeht, war der Sattel bei Pferden nicht gebräu
wohl aber bei Eseln und Maultieren, deren man sich bei Reisen vielfach bed
vergl. Fig. 577, deren Sattel genau den heute noch im Süden üblichen g

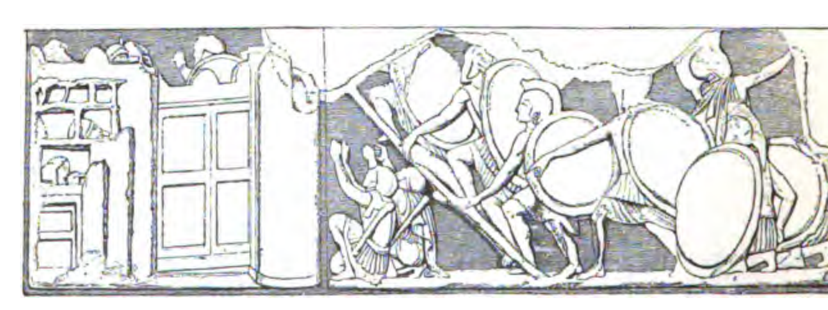


Fig. 582. Sturm auf eine Festung.

Natürlich begnügte man sich unter Umständen auch mit einer Decke, vgl. Fi
Die zum Kampf gerüstete Reiterei bediente sich der Satteldecke (ἐφίππιο
mittelst des Sattelgurtes (ἔποχον) befestigt wurde. Solche Reitdecke trägt
das Pferd Alexanders des Grossen im Museo Borbonico (Müller Denkm.
Hier sind die Enden der Decke durch eine zierliche Agraffe auf der Bru
Pferdes vereinigt, und Rosetten schmücken das Zaumzeug. Hufeisen k
man nicht, man suchte die Hufe abzuhärten, oder hüllte sie bei schwi
Wegen in Schuhe von Leder, Bast u. dergl. Auch die Steigbügel werde

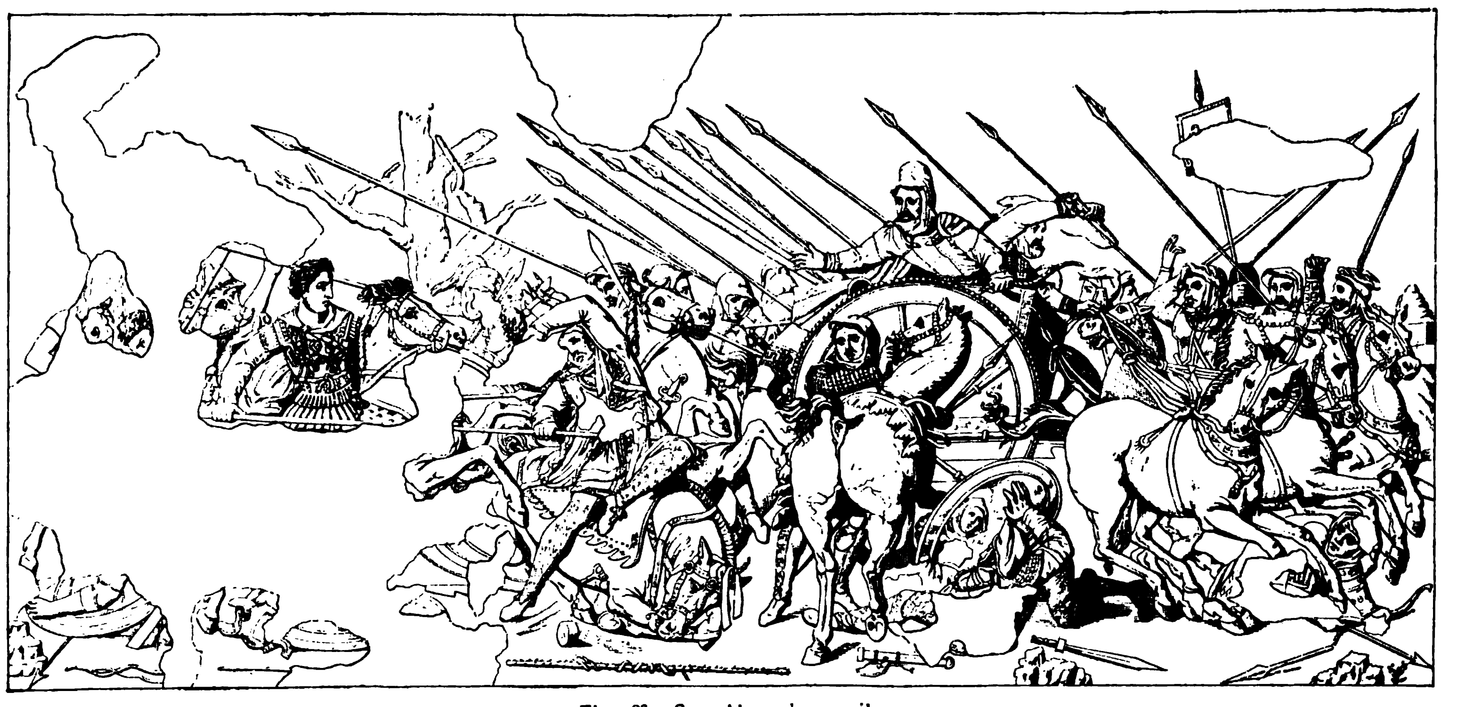


Fig. 583. Sog. Alexandermosaik.

Griechen gewöhnlich abgesprochen: ob mit Recht, erscheint fraglich, wen
die unter Fig. 579 abgebildeten Bronzeschuhe, die offenbar zum Aufhäng
Sattel dienten, und deren Altertum nicht fraglich erscheint, in Betracht
Aber jedenfalls können sie nur in Verbindung mit einem Sattel, d. h. n
Eseln oder Maultieren, gebraucht sein. Gewöhnlich schwang sich der
wenn nicht anders die an den Strassen liegenden Feldsteine das Aufsitz
leichterten, vom Boden aus auf das Ross, indem er Mähne und Zügel e
oder sich der Lanze bediente, oder er nötigte das
die Vorder- und Hinterbeine weit auseinanderzusetze
mit dadurch der Rücken etwas niedriger wurde (ὑποβιβά
vgl. Fig. 346). Zum Schutz des Pferdes legte man dem
eine Kopfpanzerung (προμετωπίδιον), ein Bruststück
στερνίδιον) und Seitenpanzer (παραπλευρίδια) an (Fig
Eine andere Kopfpanzerung, bestehend aus einem tell
gestalteten Schilddache, das mittelst Schienen auf

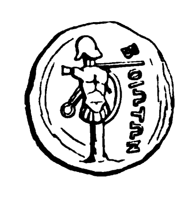


Fig. 584. Tropaion.

Kopfe des Pferdes befestigt ist, zeigt uns das unter Fig. 581 abgebildete V
gemälde; zu beachten ist ferner der auf dem pergamenischen Waffenfrie
gestellte, den ganzen Kopf des Pferdes bedeckende Helm (Fig. 158). Au
Stulpen, mit denen die Arm
Wagenlenkers geschützt
der Gesichtshelm, das Ra
die Brüstung des Kriegsw
verdienen hier besondere
achtung. — Im allgemeinen
man annehmen, dass die
nische Reiterei bis zur
donischen Zeit in den Schl
nur eine unbedeutende
spielte. Der eherne Panzer,
mit der hohen Halsberge,
mit den Metallstreifen zum S
des Unterleibes versehen,
Panzerung der Arme, Bein
des Pferdes, endlich die s
Stangenlanze und der
hinderten den Reiter in der
Bewegung und machten die B



Fig. 585. Tropaion.

reiterei zur Nebenwaffe im Kampfe. Mit der Einführung der Söldnertr
erhielt aber auch diese Waffe eine grosse Bedeutung. Die von Iaso
Thessalier geschaffenen leichten Reitergeschwader wurden von Philipp I
makedonischen Heere einverleibt, die schwerbewaffnete makedonische R
neu organisiert, Gestüte angelegt und von Alexander dem Grossen die R
namentlich auf Verfolgung des weichenden Feindes eingeübt.

Fast sämtliche auf griechischen Monumenten dargestellte Kampf
gehören dem Kreise der Götter- und Heroensagen an, während hist

Bilder nur wenig erhalten sind; indess ist ihre Zahl durch neuere Funde mehrfach gewachsen. Des Beispiels halber bilden wir hier (Fig. 582) ein Relief vom Nereidenmonument in Xanthos ab, den Sturm auf eine Festung darstellend; von rechts her suchen die Angreifer auf Leitern, die von den Knieenden durch Stricke festgehalten werden, die Mauer zu erklimmen, während links die Verteidiger, deren Köpfe hinter der dreifachen Mauer über den Zinnen sichtbar werden, wie es scheint, von ihrem Anführer zur Abwehr ermahnt werden. — Noch bedeutsamer ist das berühmte am 24. Oktober 1831 in Pompeji gefundene, wahrscheinlich auf hellenistische Zeit zurückgehende Alexandermosaik, durch das wir mitten in den Ansturm der makedonischen Scharen in der Schlacht bei Issos versetzt werden. Allen voran sprengt Alexander, dem in der Hitze des Gefechts der Helm vom Haupte gefallen ist, auf feurigem Rosse in die Scharen der Perser hinein; er hat seine lange Lanze einem Führer des feindlichen Heeres durch den Leib gerannt, als dieser eben im Begriff war, von seinem tötlich verwundeten Pferde herabzuspringen. Ueber dem Schicksal seines Getreuen vergisst der auf dem Wagen stehende König Darius fast seine eigene Gefahr, er streckt entsetzt seinen Arm nach dem Fallenden hin aus, während sein Wagenlenker mit aller Kraft auf die Pferde lospeitscht, um den Gebieter in schneller Flucht zu retten. Ein andrer Perser ist vom Rosse gestiegen und hält es bereit, um mit eigener Aufopferung dem Könige zur Flucht zu verhelfen. Rechts drängen sich die Scharen der Perser, an Zahl den anstürmenden Kriegern noch weit überlegen, aber alle durch die ihrem Könige drohende Gefahr in Verwirrung gesetzt. Am Boden liegende Waffen, ganz oder zerbrochen, deuten an, mit welcher Hitze der Kampf geführt worden ist (Fig. 583).

Dass das oben veröffentlichte Vasenbild (Fig. 543) wahrscheinlich auch auf eine geschichtliche Thatsache, den Kampf zwischen Griechen und Persern, zu deuten ist, haben wir schon hervorgehoben.

Wir schliessen den Abschnitt über die kriegerische Tracht mit einer kurzen Bemerkung über das Tropaion (*τρόπαιον*), das Siegeszeichen, das nach völkerrechtlichem Brauch von dem Sieger an der Stelle, an welcher der Feind unterlegen war (*τρέπω, τροπή*), aus Beutestücken aufgerichtet zu werden pflegte (*τρόπαιον στῆσαι, στήσασθαι*). Nur in seltenen Fällen wurde das Tropaion, wie z. B. die von den Messeniern aus der Siegesbeute in Olympia errichtete Nike, das Werk des Paionios, aus Stein oder Erz aufgeführt, um den Besiegten die dauernde Erinnerung an die erlittene Niederlage zu ersparen, sondern gewöhnlich diente es nur als augenblickliches Zeichen der Anerkennung, das die siegreiche Partei für sich beanspruchte, und nicht selten wurde es bei einem zweifelhaften Ausgang der Schlacht von den Zurückweichenden, wenn diese sich nicht für besiegt erklärten, wieder umgestürzt. Ein Baumstumpf, an dem eine vollständige Waffenrüstung aufgehängt und um dessen Fuss mannigfache Beutestücke aufgehäuft wurden, bildete das Tropaion, dessen Form uns die Rückseite einer Münze vergegenwärtigt, die von dem Gesamtstaat der Böoter geschlagen ist (Fig. 584). Noch deutlicher tritt uns das Tropaion auf einem pompejanischen Gemälde entgegen (Fig. 585); Nike, die Siegesgöttin, hält in der rechten Hand den Hammer, um damit den Speer festzunageln (vergl.

Fig. 361). Daheim aber wurde die Erinnerung an die Siege und die siegre
Feldherren durch Weihgeschenke, Denkmäler und Inschriften dauernd
erhalten, freilich bei den Griechen nicht in der prahlerischen Weise, m
die römischen Kaiser ihre Kriegsthaten zu verherrlichen pflegten.

Das Schiffswesen.

Die Versuche, von dem Bau der antiken Schiffe ein Bild zu entw
sind oft gemacht worden, allein der Mangel an philologischen Kenntn
seitens der praktischen Seeleute einerseits und die Unbekanntschaft der
logen mit der Technik des Seewesens andererseits haben manche Vermutu
aufstellen lassen, durch die dem richtigen Verständnis mehr geschadet als ge
worden ist. Dazu kommt, dass die meisten der aus dem Altertum uns erhal
bildlichen Darstellungen von Schiffen und Schiffsteilen teils aus Mang
Perspektive in der Zeichnung, teils wegen der Kleinheit oder nebensächl
Behandlung gerade der Gegenstände, die für uns einer grösseren Deutli
bedurften, einen verhältnismässig nur geringen Anhalt bieten, ganz abge
davon, dass häufig auch von den Zeichnern aus Unkenntnis Einzel
falsch wiedergegeben worden sind. Auch die für die früheren Auflagen
Buches massgebenden Arbeiten von Graser sind durch neuere Forschu
widerlegt und überholt worden.

Ueber die Entwickelung des Schiffbaues seit den ältesten Zeiten, a
Menschen sich noch in ausgehöhlten Baumstämmen oder auf einfachen Fl
den Wellen anvertrauten, hier zu sprechen, liegt ausserhalb unserer Aufgabe.
bei allen Erfindungen reicht auch die erste Entwickelung der Schiffsbau
in die vorgeschichtliche Zeit hinauf, und Götter und Heroen bezeichne
Sage als die ersten Erfinder der Schiffsgeräte. So erscheint auf einem Ba
im Britischen Museum (vgl. Fig. 359) Athena als Leiterin des Baues der
auf der Iason mit seinen Gefährten die erste grössere Seefahrt unternom
haben soll. Dass aber schon zur Zeit des trojanischen Krieges der Schi
eine gewisse Vollkommenheit erlangt hatte, geht aus zahlreichen Steller
homerischen Gesänge hervor, in denen der inneren Einrichtung der S
gedacht wird. Ruderer, an Zahl 20 bis 50, und zu gleichen Teilen au
längs der Bordwände laufenden Ruderbänken (*ζυγά*) verteilt, schlugen nach
Takte mit ihren langen Rudern (Riemen) (*ἐρετμόν*) aus Fichtenholz die du
Salzflut. Wie auf unseren Schaluppen hingen bereits bei dem homerischen S
die Ruder an Dollpflöcken (*κληῖδες*) in ledernen Stroppen (*ἠρτύναντο δ' ἐ
τροποῖς ἐν δερματίνοισιν*), um ihr Abgleiten vom Bordrande zu verhin
Bei Windstille oder widrigen Winden wurde das Schiff durch Rudern
bewegt (Fig. 586), bei günstigem Winde jedoch richtete man den Mast (*ἱ*
der in einem Behälter oder wohl besser gesagt auf einem Bock (Masts
ἱστοδόκη) ruhte, in die Höhe, befestigte ihn durch die Stage (*πρότονοι*) im Vor
und zog an ihm das an eine Raa (*ἐπίκριον*) geschlagene Segel (*ἱστίον*) auf.
und Ruderkraft vereinigten sich dann zur Fortbewegung des Fahrzeuges, d

Lauf der Steuermann (κυβερνήτης) mit dem Steuerruder (πηδάλιον) lenkte. Die gen Ilios ziehenden Kriegsschiffe trugen eine Bemannung von je 50—120 Männern, die ohne Zweifel sich grösstenteils auch der anstrengenden Beschäftigung des Ruderns zu unterziehen hatten. Für den geringen Tiefgang jener Schiffe spricht der Umstand, dass sie teils um der Zerstörung durch das Salzwasser vorzubeugen, teils um sie zu trocknen, mit Leichtigkeit auf das Ufer gezogen werden konnten, wo sie durch hölzerne oder steinerne Stützen (ἕρματα) in aufrechter Stellung erhalten wurden.



Fig. 586. Altertümliches Schiff.

Wenn die Phöniker Jahrhunderte hindurch den Griechen im Schiffsbau und in der Seefahrt voraus gewesen sind, wahrscheinlich auch den Sporn und die ersten Zweireiher erfunden haben, so hat doch der antike Schiffsbau seine künstlichste Entfaltung erst durch die Hellenen erhalten. Die durch Meerbusen und Buchten ausgezackte Küste des griechischen Festlandes, der stets

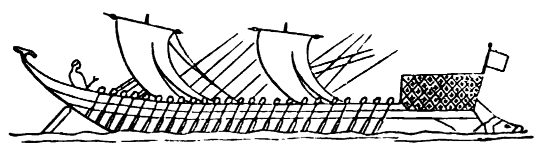


Fig. 587. Pentekontoros.

wachsende Verkehr der volkreichen Inseln, sowie das schnelle Aufblühen der griechischen Kolonien in Kleinasien und Unteritalien machten eine Verbesserung und Umgestaltung der Verkehrsmittel notwendig. Dazu kam, dass die steten Feindseligkeiten griechischer Staaten unter sich, sowie die Angriffe barbarischer Völker die Herstellung von Kriegsfahrzeugen hervorrufen mussten, die geeignet waren, die Küsten gegen einen Angriff zu sichern, oder dem Feinde in offener Seeschlacht zu begegnen. Das homerische Schiff, wahrscheinlich nicht viel mehr als Transportschiff und wenig tauglich zum Seegefecht, wurde schon lange vor den Perserkriegen durch grössere für den Kriegsdienst geeignete Fahrzeuge verdrängt. Damals entstanden neben den niedrigen Schiffen, die je nach der Zahl der auf beiden Seiten sitzenden Ruderer εἰκόσοροι, τριακόντοροι, πεντηκόντοροι (Fig. 587) und ἑκατόντοροι (Hundertriemer) genannt wurden, und die mitunter ein Verdeck zum Schiffskampf aufweisen (vgl. Fig. 588, wo den Schiffen die abenteuerliche Form eines Fisches und eines Schwans

gegeben ist), höher gebaute Fahrzeuge mit einem Sporn am Bug, in
die Ruderer in zwei (nach einigen drei) Reihen übereinander sassen
diese Anordnung wird weiter unten gesprochen werden. Während der
kriege und des peloponnesischen Krieges bestanden die Kriegsflotten n
Trieren. Schiffe mit mehr als drei Ruderreihen jederseits, nämlich T
und Penteren, wurden zuerst von Dionysios I., dem Tyrannen von S
nach karthagischem Muster erbaut, von Dionysios II. auch schon Hexeren.
grossen Schiffe kamen seit der Zeit Alexanders des Grossen für den
dienst allgemein in Gebrauch. Man ging sogar über die Zahl von
Ruderreihen hinaus und erbaute Schiffe von zehn und mehr Riemen
deren Brauchbarkeit und Schnelligkeit Staunen erregte. So kämpften
Schlacht bei Actium Dekeren (Zehnreiher), und Demetrios Poliorketes
Schiffe von fünfzehn und sechzehn Reihen, deren Kampftüchtigkeit vo
alten Autoren verbürgt und nicht zu bezweifeln ist. Ptolemaeos Phi
erbaute schliesslich den Vierzigreiher, einen unbrauchbaren Koloss.



Fig. 588. Altertümliche Schiffsformen.

Die Bauweise dieser kurz vor den Perserkriegen eingeführten
schiffe wollen wir zunächst ins Auge fassen. Die Grundlage jedes grö
Schiffes bildet der Kiel (τρόπις, *carina*), ein unter der Längenachse des S
horizontal hinlaufender Balken, der bei den Schiffen der älteren Period
der Mitte nach den Enden zu in einem flachen Bogen aufstieg. Bei den g
Schiffen der späteren Zeit bestand der Kiel aus mehreren in einander ge
geraden Balken, an deren Enden, vorn steiler, hinten schräger, die Steve
gesetzt waren: nämlich am vorderen Kielende der Vorsteven (στεῖρα), am hi
der Achtersteven (ἀσάνδιον). Während unter dem Kiel ein mit diesem p
laufender Balken (Loskiel χέλυσμα) angebracht war, um seine Widerstandsfä
zu vermehren, vorzugsweise aber, um seine Beschädigung beim Aufstoss
Felsengrund zu verhindern, lag auf ihm ebenfalls in gleicher Lage ein
das Kielschwein (δευτέρα τρόπις), in dem die Schiffsrippen oder Spanten (ἐγ
costae) eingefugt waren. Den Boden des inneren Schiffsraumes bilde
Bauchdielung (ἔδαφος), unter welcher der Ballast (ἕρμα) und das eingedru
Seewasser (*sentina*) sich befanden. Der ganze mittlere Schiffsraum wa
der lebendigen Schiffsmaschine, den auf ihren Bänken (ζυγά, *transtra*)
weise sitzenden Ruderern (*Rojern*, ἐρέται, *remiges*) eingenommen;
oben offen, ohne Verdeck, daher mussten die Ruderer gegen feindliche Ges
gegen Spritzwellen, Unwetter und Sonnenbrand durch leinene oder

Schanzkleider (*παραβλήματα, παραῤῥύματα*), die den Schiffsbord erhöhten, durch ein querüber gespanntes Sonnensegel (*καταβλημα?*) geschützt werden, daher schlugen die alten Trieren und Penteren bei Seegang so leicht voll Wasser und waren so wenig sturmfest, daher konnten aber auch über hundert lange Riemen (*κῶπαι*) des schmalen Fahrzeugs blitzschnell eingezogen und ausgelegt werden, wenn man die feindliche Linie durchbrechend den Gegnern ihre Riemen im Vorbeistreifen abzuknicken versuchte. Erst in späteren Zeiten mag zuweilen, wie auf den mittelalterlichen Galeeren, ein durchgehendes Verdeck unter den Ruderern oder ein teilweises Verdeck über ihnen bestanden haben. Es steht noch nicht fest, ob die Ausdrücke *ναῦς κατάφρακτος* ***navis tecta*** nur auf solche Decke oder auf höhere feste Bordverschanzung zu deuten sind. Das Vorschiff (*πρῷρα*, ***prora***) und das Achterschiff (*πρύμνα*, ***puppis***) waren stets mit einem Halbdeck versehen, das den Kampfplatz der Seesoldaten (*ἐπιβάται*) bildete, später auch mit Türmen und Wurfmaschinen ausgerüstet ward. An der Innenseite der Schiffswand, unterhalb des Bordes, lief eine Art Wallgang für die Verteidiger, die *πάροδος*, Vor- und Achterdeck, die *καταστρώματα* verbindend.



Fig. 589. Hypozom am Achterschiff.

Das ganze Schiffsgerippe war aussen mit Planken (*σανίδες*) benagelt, über denen zur Verstärkung noch einige Gürtelhölzer (*ζωστῆρες*) (Fig. 595 *e*) angebracht waren, während in gleicher Weise die inneren Seiten der Rippen einen Längsverband von Planken (*τροποί*) erhielten.

Das antike Kriegsschiff war im allgemeinen sehr lang, schmal, leicht gebaut, niedrig, nur einen Meter oder weniger ins Meer tauchend, zum Gefecht unter Riemen bei ruhigem Wasser, zum leichten Aufgeschlepptwerden an Land auf der Flucht vor dem Feind oder Sturm vorzüglich geeignet; sein schwacher Bau erforderte zeitweise besondere Mittel zur Stärkung des Längsverbandes, und man fand solche in dem schon 1700 Jahre v. Chr. bei den Aegyptern ein-

geführten Verbandtau (ὑπόζωμα) sowie in dem Sprengwerk (ζύγωμα
letztere bestand in langen kräftigen Balkenzügen, die, den hohen Träger
Eisenbahnbrücke vergleichbar, über den Köpfen der Besatzung vom V
zum Achterschiff dahinliefen. Den gleichen Weg nahm das Hypozom,
Sturm und Seegang über Galgen oder Stützen vom Vorsteven zum
steven, beide nach oben hin haltend und stützend, gespannt ward und
an richtigen Umgürtungen der Schiffsenden ansetzte. Eine solche das
schiff aussen umfassende Tauzurring ist auch auf dem umstehenden
bild aus Pompeji (Fig. 589) zwischen Steuer und Riemen deutlich zu er
Die äussere Schiffsseite, die bei den älteren und einfacheren Fahrzeug
und nahezu senkrec
Bord zum Wasserspi
fiel, erhielt mit der
vollen Entwicklung d
reiher (Polyeren) einen
artig ausladenden
streckten Kasten, den R

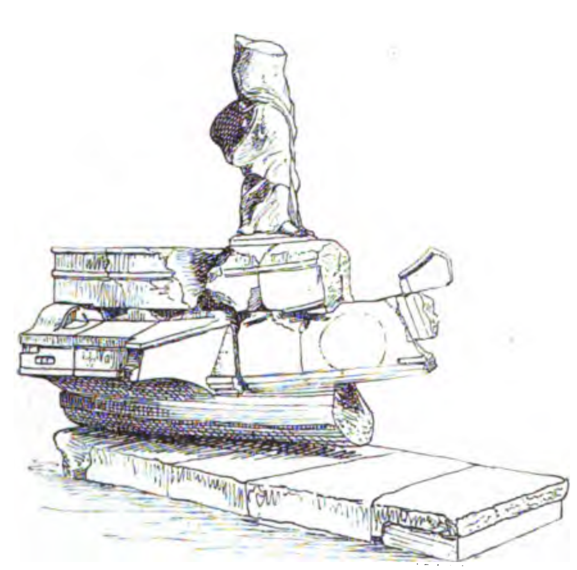


Fig. 590. Prora von Samothrake.

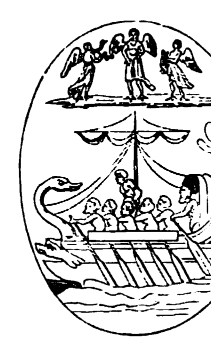


Fig. 591. Schiffskajü

kasten (παρεξειρεσία), der es erlaubte, die inneren Hebelarme der Riem
folglich auch die äusseren, wesentlich zu verlängern, ohne die durch das
zu treibende Schiffsbreite zu vergrössern, so dass also grössere Geschwi
erzielt wurde. Die vortreffliche Prora von Samothrake (Fig. 590) lä
beiderseits stark ausspringenden Riemenkasten sehr deutlich erkennen (vgl.

Auf dem Hinterdeck stand das zeltartige Haus (σκηνή) des K
(Fig. 591), vor ihm sitzt der Steuermann, die Pinnen der an beiden
seiten hängenden Steuer (πηδάλια, *gubernacula*) mit seinen Händen e
unmittelbar oder mittelst eines jene verbindenden Taues (χαλινός) lenken

Die Spitze des Hinterstevens schmückte meistens ein Schild und
die eigentliche Heckzierde (ἄφλαστον, *aplustre*), bestehend aus 3—5 fäc
ausstrahlenden Brettern; daneben ist oft ein schwanenhalsförmig gekr
Ornament (χηνίσκος), und ein Flaggenstock (στυλίς) mit Flagge oder
aufgerichtet, vgl. Fig. 592 und 593; auch Inschriften konnten am Kreuzst
στυλίς angebracht sein, vgl. Fig. 594. Nicht selten mochte aber wohl das

Gottheit, deren Schutz das Schiff anvertraut war, die Stelle des Flaggenstockes vertreten. So wissen wir, dass das Bild der Athena das *ἀττικὸν σημεῖον* der athenischen Schiffe war.

Die Spitze über dem Bug bildete das Gallion, *ἀκροστόλιον*, weiter abwärts sprang ein bronzebeschlagener Nebensporn (*προεμβόλιον*), oft in Form eines Tierkopfes gestaltet, vorwärts heraus (vgl. Fig. 595 *c*), unter ihm folgte etwas

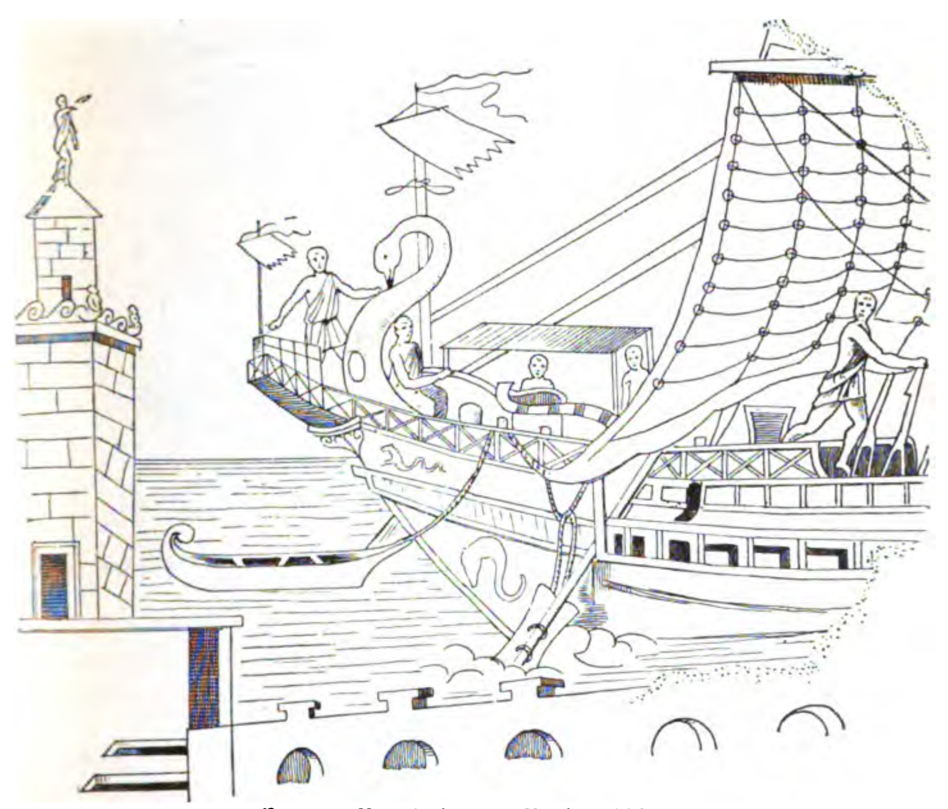


Fig. 592. Heckzierde eines Handelsschiffes.

oberhalb der Wasserlinie der Sporn (*d*) (*ἔμβολον*, *rostrum*), bestehend aus mehreren starken, in die Innenhölzer des Bugs eingezapften und in eine Spitze zusammenlaufenden Balken, die den Zweck hatten, dem feindlichen Schiffe beim Anrennen ein Leck beizubringen, und zu dem Ende mit einer massiv ehernen, in drei stumpfe, ungleich lange Zacken auslaufenden Spitze bewehrt waren. Am Vorderende des Riemenkastens ragten aus den Innenhölzern zwei starke, von unten her durch Stützen (*ἀντηρίδες*) gestärkte Balken, die Krahnbalken (*ἐπωτίδες*), hervor, die dazu dienten, den vorbeistreifenden Gegner vom Riemenkasten abzudrängen und an denen zugleich die Anker aufgehängt waren. Schliesslich zeigen die Monumente zu jeder Seite des Vorstevens ein, seltener zwei gemalte oder geschnitzte Augen (vgl. Fig. 586).

In der Mitte des Schiffes erhob sich der eigentliche Schiffsmast oder mast (*ἱστὸς μέγας*) mit seinem viereckigen, an einer wagerechten Raa antenna) befestigten Raasegel (*ἱστίον μέγα*). Der Mast wurde häufig un stets vor dem Gefecht niedergelegt. Ausserdem führte das Kriegsschi im Bug noch einen kleineren Fockmast (anfangs *ἱστὸς ἀκάτιος* später genannt), er war, wie Fig. 595 *g* lehrt, stark vornüber geneigt und trug

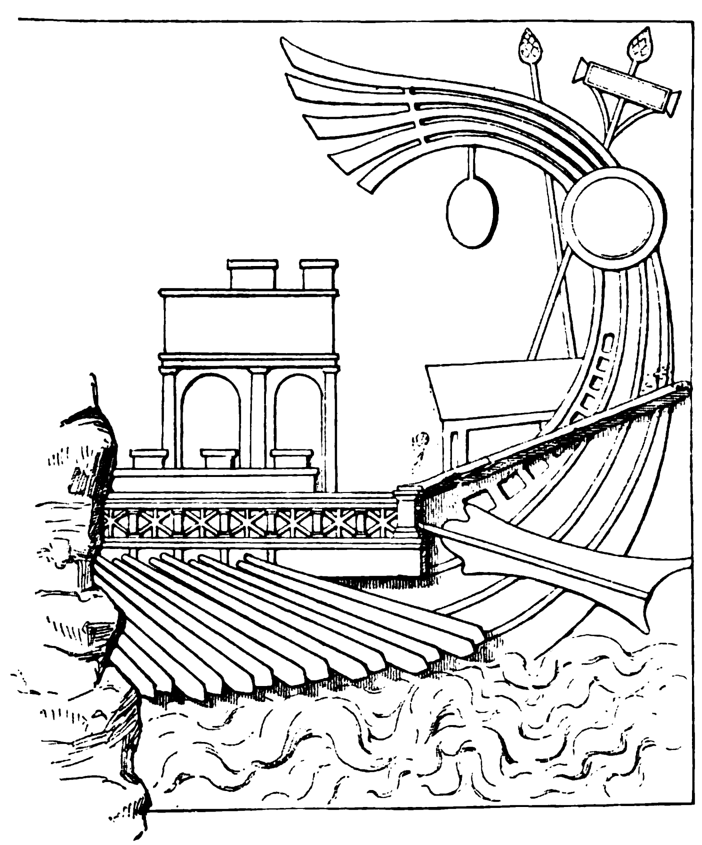


Fig. 593. Hinterteil eines Zweireihers.

seiner Spitze ein kleines viereckiges Raasegel (*i*). Diese einfache Bes finden wir später in der Kaiserzeit, anscheinend allerdings nur auf H schiffen, noch durch dreieckige Toppsegel (*σίπαρον*, *suppara*) über der mastraa vervollständigt. Richtige Zweimaster mit zwei gleichen, senkrechten sind durch einige Münzen, Vasen und Wandbilder bezeugt; von Drei finden sich bei den Schriftstellern vereinzelte ungenaue Angaben. V Tauen für Mast und Segel (Fig. 604) werden genannt Wanten (*κάλοι*), Rack (*ὰ* Fall (*ἱμάς*), Brassen (*ὑπέραι*), Toppnanten (*κεροῦχοι*), Schooten (*πόδες*), (*πρόποδες*), Gordings (*κάλοι*). Die Taue wurden aus Lederstreifen, Binse oder Spartum gefertigt (vgl. Fig. 596).

Schliesslich gedenken wir unter den Ausrüstungsgegenständen noch der verschiedenen Anker, Schiffsleitern, Bootshaken und des Senkbleies. Den Anker (*ἄγκυρα*, *ancora*) vertraten in den ältesten Zeiten Steinblöcke, Sandsäcke oder mit Steinen gefüllte Körbe. Später kamen hölzerne und eiserne Anker in Gebrauch, die im wesentlichen den jetzt gebräuchlichen glichen. Ihre verschiedenen Formen ergeben sich aus einer Anzahl unter Fig. 597 dargestellter Münz-

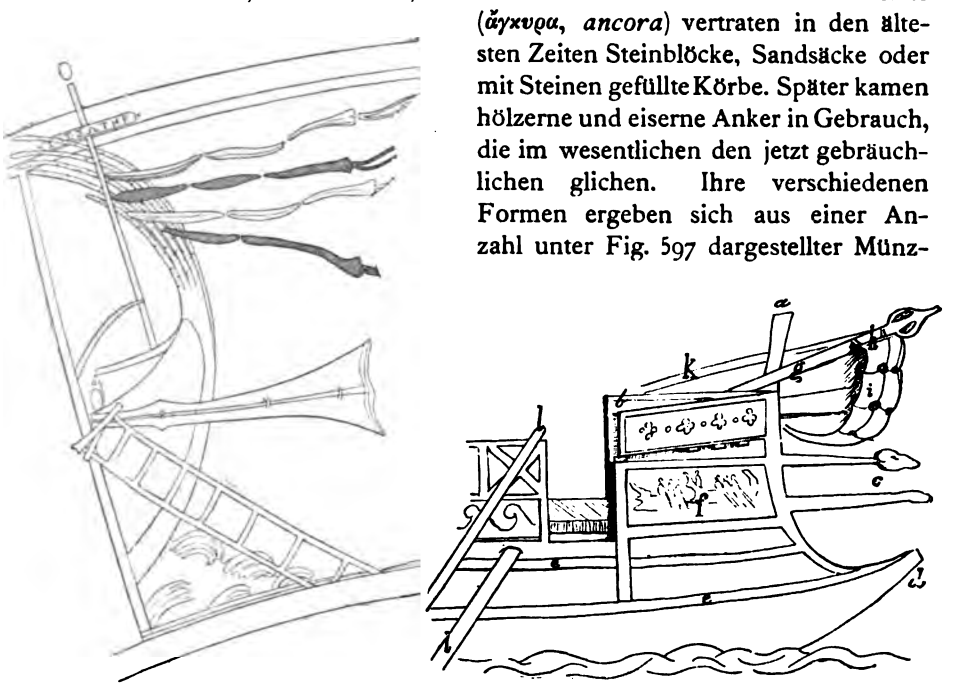


Fig. 594. Stylis mit Inschrift und Wimpeln. Fig. 595. Bug mit Sporn, Nebensporn und Vorsegel.

typen, von denen *a*, *c* der Stadt Tuder, *b* der Stadt Luceria, *d* der Stadt Germanicia Caesarea und *e* der Stadt Paestum angehören. Der antike Anker hatte, wie die Abbildungen darthun, oben am Schaft einen festen oder beweglichen Ring *(a, b, d, e)*, durch den er am Kabel befestigt wird, und unterhalb desselben einen senkrecht zur Richtung der Arme stehenden Ankerstock *(c, d, e)*; ausserdem befand sich an der gemeinsamen Wurzel der beiden Arme, welche, wie die Münztypen zeigen, verschiedene Formen hatten und auf den Münzen von Paestum *(e)* vollkommen den bei uns gebräuchlichen gleichen, eine Oese *(a—d)* für das Bojereep. Die Ankerkabel (*σχοινία ἀγκύρεια*, *ancoralia*, *funes ancorales)* liefen über ein Spill (*στροφεῖον*), das zum Einwinden des Ankers diente.—Ferner führte jedes Schiff mehrere Bootshaken (*κοντοί*), sowie Schiffsleitern

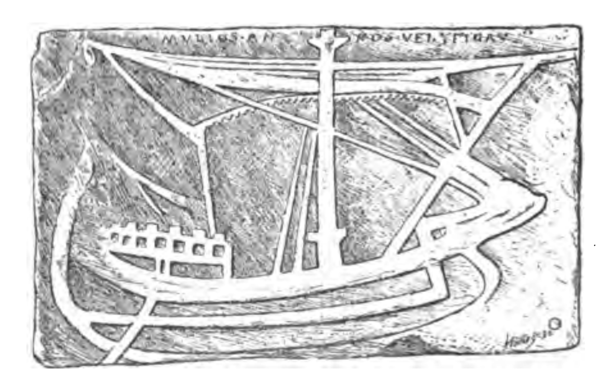


Fig. 596. Schiffstauwerk.

(*κλιμακίδες*, *scalae*). Letztere wurden als Brücken von dem hohen Sch
an das Ufer gelegt, um das Ein- und Aussteigen zu ermöglichen (F
Beim Segeln aber wurden, wie mehrere Vasenbilder darthun, diese Schi
zuweilen über Bord an der Heckzierde befestigt. Das Senkblei (*καταπε*
zur Prüfung der Meerestiefe und der Beschaffenheit des Meeresgrunc
schon von Herodot erwähnt; bei seichterem Wasser ward auch der
(merga) gebraucht.

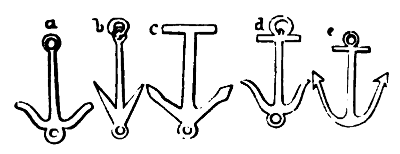


Fig. 597. Ankerformen.

Die Ruder (Riemen, *κῶπαι*) wu
weit sie nicht auf dem Bord auflage
Rojepforten ausgelegt, um deren Au
lederne Stopfschläuche oder
(*ἀσκώματα*) angenagelt waren, um
dringen der Wellen zu verhüte
Hellenen haben es verstanden, viel
von Ruderern, deren jeder einen Riemen handhabte, an einer Schiffs
zubringen, so dass kein Raum mehr unbesetzt blieb und doch ke
anderen stiess oder hinderte; ihre Ruderer haben, obgleich ihre Ri
Länge recht verschieden sein muss
zugleich im Takte gearbeitet. D
bekannten antiken Ueberlieferungen
und Bild reichen nicht hin, um
ordnung der Ruderer, die Län
Riemen u. s. w. auf den versc
Schiffsklassen in den verschieden
hunderten klar festzustellen, un
zahlreiche Forscher schon das R
Vielreiher bis ins kleinste gelöst z
glaubten, so ist die Widerlegung n
geblieben. Immerhin lässt sich b
dass die Rojer teils neben einan
übereinander gesessen haben, und
drei verschiedene Arten von Ruder
Riemen (thalamitische, zygitische,
tische) genannt werden. Darau
Assmann die Ansicht aufgestellt,
Gruppe von drei schräg neben
sitzenden Ruderern die Grundein
höheren Vielreiher gebildet habe, i
sich nicht nur hintereinander die Schiffslänge entlang wiederholte, sonder
Hexere (Sechsreiher) jederseits in zwei senkrecht übereinander liegenden
beim Neunreiher in drei, beim Zwölfreiher in vier Reihen aufgetürn
Die Rudersitze eines Zehnreihers wären dann so verteilt gewesen wie
es veranschaulicht (Jahrbuch. d. Inst. 1889, S. 96. Fig. 5). Auf sicherer
steht unsere Kenntnis der Dieren der Diadochenzeit, seit die Zuverlässig
in Naturgrösse gehaltenen Prora von Samothrake, eines Siegesdenkr


Fig. 598. Schiffsleiter.

Demetrios Poliorketes, und ihre technische Uebereinstimmung mit dem Zweireiher auf einem vorzüglich gearbeiteten Relief des Pal. Spada erkannt wurde; die Erklärung giebt der von Assmann entworfene halbe Querschnitt jener Prora

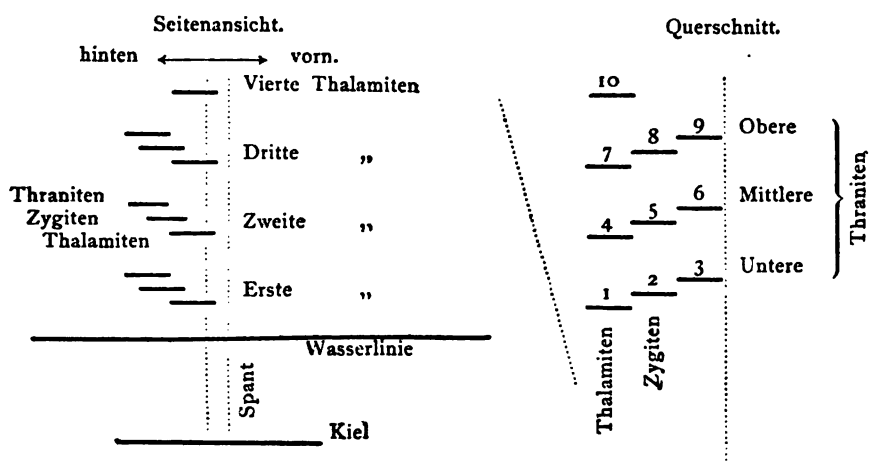


Fig. 599. Das Rudersystem des Zehnreihers.

(Fig. 600, vergl. Fig. 593). Demnächst ist ein auf der Akropolis von Athen gefundenes Relief von Wert als beste Darstellung eines Trierenstücks (Fig. 601); die obere Reihe der Thraniten ist über Bord zu sehen, unter ihr sitzen (un-

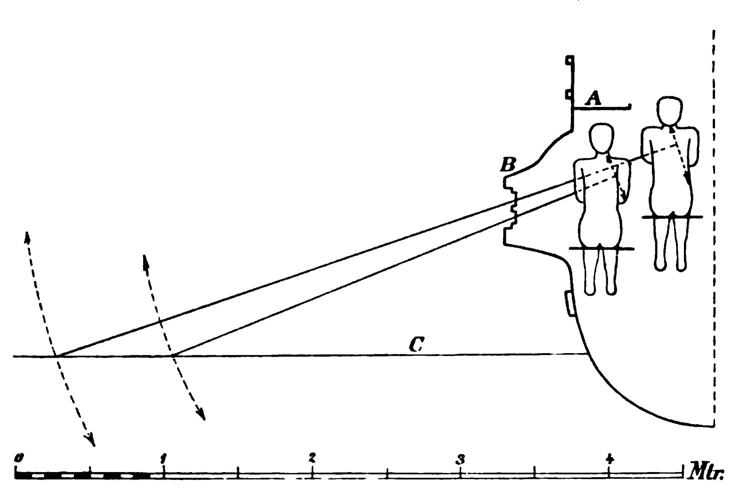


Fig. 600. Das Rudersystem der Diere von Samothrake.

sichtbar) als untere Doppelreihe die Zygiten und Thalamiten nebeneinander deren Riemen erst unter dem untersten Gürtelholz heraustreten.

Eine Triere hatte rund 200 Mann Besatzung, davon waren im Perserkrieg 18, später nur 12 Epibaten. Die römische Pentere der Punierkriege führte 300 Ruderer und 120 Seesoldaten, die grosse Oktere des Lysimachos 1600 Ruderer

und 1200 Epibaten. Die Ruderer arbeiteten nach dem Tacte des κελ
(hortator) unter der Flötenmusik des τριηραύλης. Die Matrosen, ναῦται, bed
Mast, Segel, Steuer, Ausguck, Pumpwerk, Anker u. s. w.

Der Bau und die Ausrüstung der Schiffe erfolgte in den Kriegshäfe
denen die athenischen als die am besten erhaltenen bereits auf S. 182
besprochen worden sind. In diesen Kriegshafenbeckens lagen rings u
Wasser herum dicht an einander die Schiffsschuppen (νεώσοικοι), die mit
Oeffnungen nach der Mitte des Beckens oder seiner Mündung gerichtet

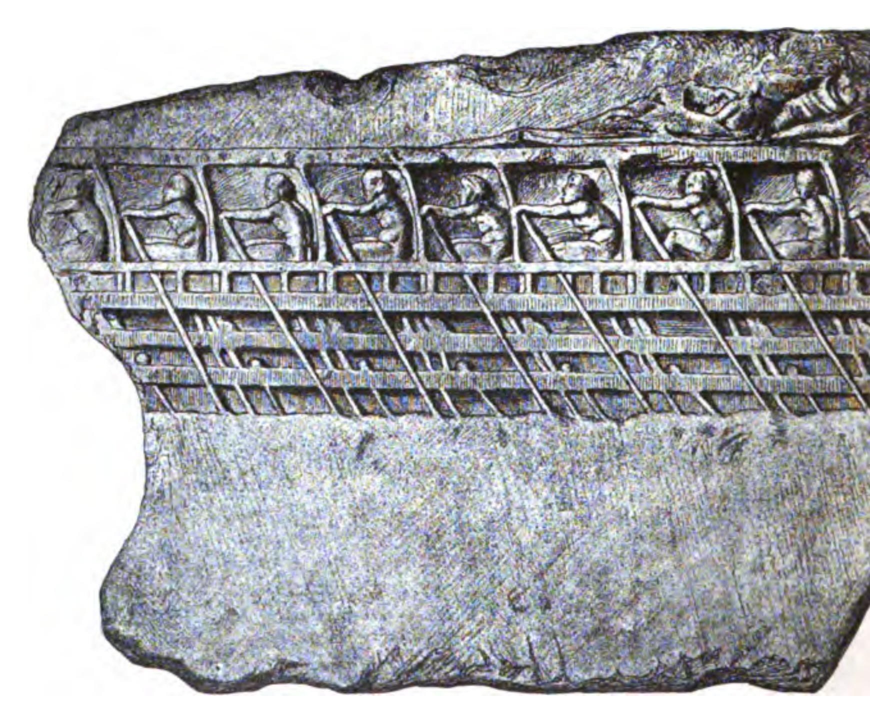


Fig. 601. Attische Triere.

und die ausser Dienst gestellten Schiffe vor der Unbill der Witterung sch
Fundamente dieser teils aus Quaderblöcken erbauten, teils aus dem lebe
Felsen ausgehauenen Schuppen wurden in den Häfen Zea und Munich
gefunden. Die Schiffsschuppen fassten je ein Fahrzeug: so in den berü
Häfen von Rhodos, Korinthos und Kyzikos, der über 200 Schuppen
zuweilen jedoch, z. B. in Syrakus, boten sie Raum für zwei Kriegsschiffe
einander. Weiter innen lag das Zeughaus (σκευοθήκη), das die Ausr
der ausser Dienst gestellten Schiffe enthielt (siehe oben S. 183); die ganze Anl
Bau und Ausrüstung hiess Werft (νεώρια). Molen (χηλαί, ἄκραι *cornua*, *br*
schützten endlich den Hafen vor Versandung und wehrten mit den an
Spitzen angebrachten Türmen, und Hafenketten den feindlichen Schiffe
Eintritt in den Binnenhafen.

Wie die Griechen den Phöniziern, so verdanken die Römer den Puniern ihren Schiffsbau. Erst das Erfordernis, einem zur See so geübten Gegner, wie die Punier es waren, entgegentreten zu müssen, hat bei den Römern den Wunsch und den Willen gezeitigt, eine Flotte zu erbauen.

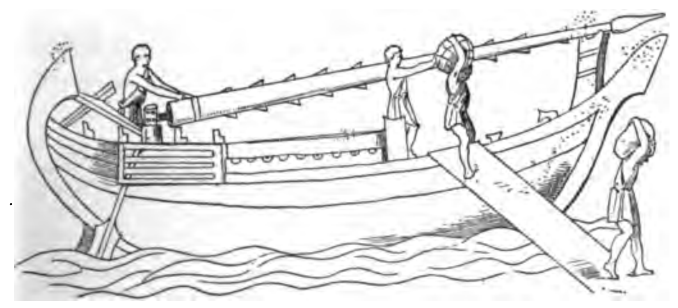


Fig. 602. Handelsschiff.

Nach dem Muster einer an der bruttischen Küste gestrandeten punischen Pentere entstand in der kurzen Zeit von zwei Monaten eine Flotte von 130 Penteren und Trieren, die, wenn auch anfangs roh gezimmert und mit

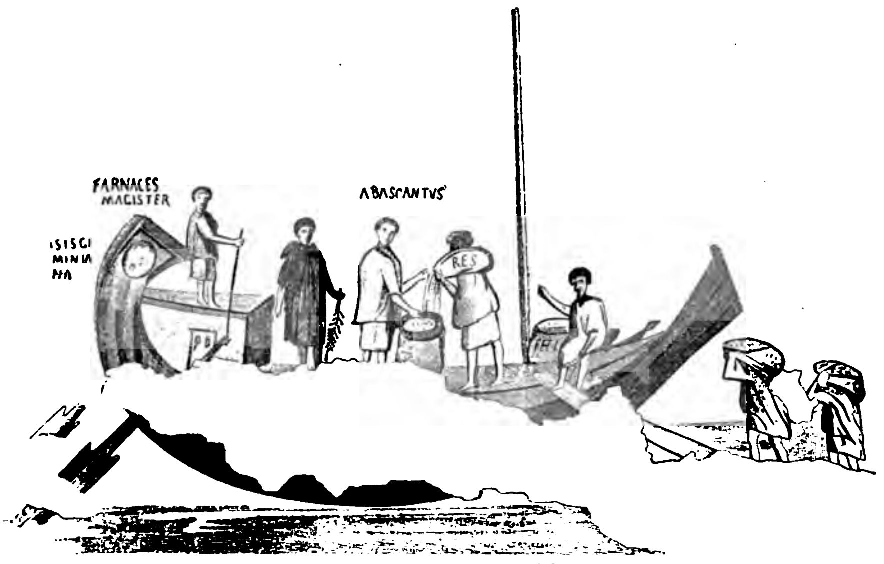


Fig. 603. Handelsschiff.

Matrosen bemannt, die in der Eile an Gerüsten aut dem Lande eingeübt waren, den Grund zur römischen Seemacht legte. So sehen wir neben den niedrigen flacheren Kriegsfahrzeugen eine Flotte von Triremen, Quadriremen und Quinqueiemen entstehen, die gewöhnlich als *naves longae* bezeichnet werden. Bestand nun bei den Griechen, wie erwähnt, der Seekampf vorzugsweise in der geschickten Wendung der Schiffe, um das feindliche Fahrzeug kampfunfähig zu machen oder in den Grund zu bohren, so sehen wir die Römer das von ihren

Landkriegen her gewohnte Handgemenge auch auf den Seekrieg übertragen, sie durch Enterbrücken (*corvi*) die feindlichen Schiffe festlegten und im kampf den Sieg zu erringen suchten. Seit der Schlacht bei Actium ging mit den römischen Schiffen eine wesentliche Umwandlung vor. Denn nac in dieser Schlacht die nach den Regeln griechischer Schiffsbaukunst ausge griechisch-ägyptische Flotte des Antonius vorzugsweise mit Hülfe der le nur mit zwei Ruderreihen versehenen Schiffe der als Seeräuber verr

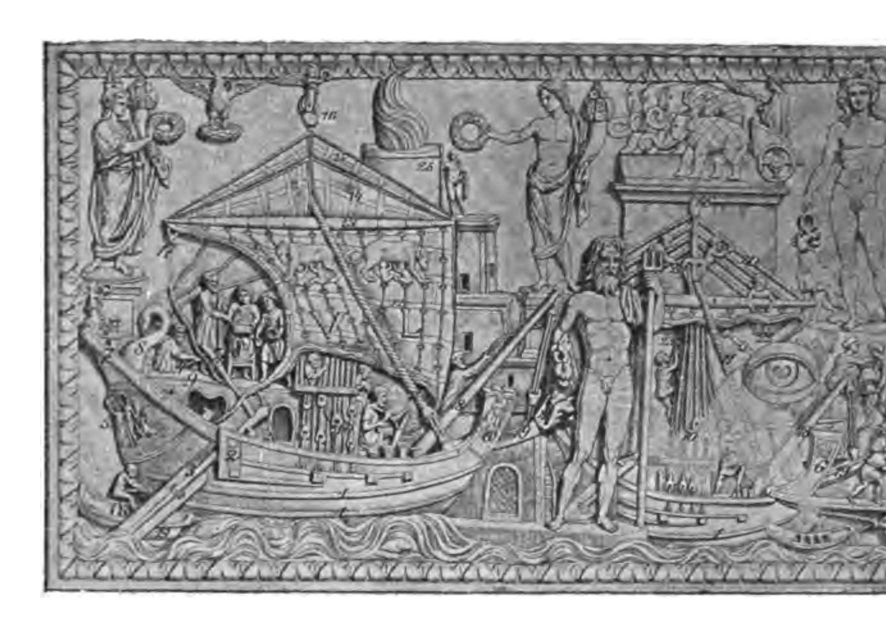


Fig. 604. Hafen mit Handelsschiffen.

1. Gürtelholz. 2. Steuerbacke. 3. Steuer, Ruder in den Sorgleinen hängend. 4. pinne. 5. Spiegelbild. 6. Gallionbild. 7. Heck. 8. Heckzierde, hier als cheniscus. 9. haus, darauf der Steuermann, vor ihm der opfernde Kapitän. 10. Wanten mit Ju blöcken. 11. Stag. 12. Grosssegel, darauf die durch Reihen von Ringen laufenden Go 13. Raa. 14. Supparum, Toppsegel. 15. Obersupparum. 16. Masttopp (Flaggen 17. (Steuerbord-)Brasse. 18. Dolon-Mast, dessen Segel nebst Raa bereits eingezogen v von dessen Spitze aus gerade ein Schiffsboot (19) zu Wasser gelassen wird. 20. Topp 21. *Καρχήσιον*, durch welches die beiden Falle der Raa laufen. 22. Pferd. 23. leiter. 24. Steinring am Bollwerk für die Landfesten des Schiffs. 25. Leuchtturm mit und Wachtposten.

Liburner vernichtet worden war, wurde auch die römische Flotte dem Muster der Liburnen (*navis Liburna*) umgeändert, so dass seitde Zahl der Ruderreihen nur selten wieder bis auf drei, fünf und sechs a

Das Handelsschiff (φορτίς, πλοῖον στρογγύλον, *oneraria*) war im Ve zum Kriegsschiff kürzer, breiter, bauchiger, ragte höher über die Wass empor und reichte tiefer ins Wasser hinab, (vgl. Fig. 602, bei dem das L deutlich angegeben ist, und Fig. 603), es besass oft ein richtiges geschlo Deck und feststehende, höhere, an Zahl und an Besegelung reichere M



dadurch erhielt es grössere Seetüchtigkeit und die Fähigkeit, gegen widrige Winde aufzukreuzen; immerhin blieb die Furcht vor Seefahrten während der stürmischen Winterzeit im Altertum allgemein verbreitet. Das Schiff des Apostel Paulus hatte ausser einer Weizenladung noch 276 Menschen an Bord, das Fahrzeug des Josephus trug 600 Fahrgäste, die Alexandreia des Hieron war sogar mit 900 Mann besetzt. Die mehrfach erwähnte Klasse der *μυριοφόροι* konnte etwa ebensoviel Frachtgut laden als die heutige Brigg, 262 Tonnen (zu 1000 kg). Lucian schildert ein alexandrinisches Getreideschiff derart, dass man dessen Grösse nicht unter 2000 Tonnen veranschlagen kann, und Belisar hatte Schiffe von 50000 Medimnen Tragfähigkeit, d. h. von 2125 Tonnen, eine Leistung, welche von unsern Segeldreimastern nur die allergrössten erreichen. Eine gute Anschauung vom Kauffahrer der Kaiserzeit giebt das nebenstehende Relief des Museo Torlonia (Fig. 604).

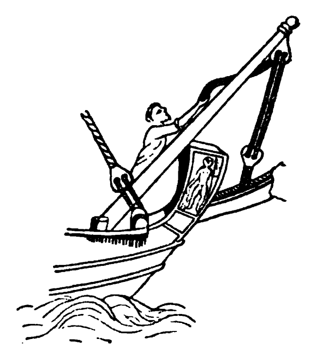


Fig. 605. Aussetzen eines Bootes.

Von dem Dolonmast (18) von dem eben ein Boot (19) ins Wasser gelassen wird, giebt Fig. 605 eine noch deutlichere Vorstellung.

Dass die Alten trotz der Unvollkommenheit der Schiffe dennoch öfters sehr rasche Seefahrten machten, dafür zeugen so manche Stellen der alten Autoren. So legte Balbilus die Strecke von Messina bis Alexandria in sechs Tagen, Valerius Maximus die Strecke von Puteoli nach Alexandria „*lenissimo flatu*“ in neun Tagen zurück (6 Knoten); die Fahrt von Karthago zu den Säulen des Herakles gelang bei günstigstem Winde in 7 Tagen und 7 Nächten (also mit fast 5 Knoten Geschwindigkeit), und Aemilius Paulus rühmte mit Recht seine in 9 Stunden erfolgte Ueberfahrt von Brundisium nach Corcyra (wohl über 8 Knoten). Viele andere Ueberlieferungen lassen freilich bei Kriegs- und Handelsschiffen nur eine Fahrt von 2—2½ Knoten unter gewöhnlichen Umständen annehmen.

Der Handel.

Dass die Marktplätze einen wichtigen Bestandteil jeder Stadt sowohl in politischer Beziehung als auch für das bürgerliche Leben, für Kauf und Verkauf bildeten, ist oben S. 225 hervorgehoben und zugleich auf ihre Ausschmückung durch Tempel und Hallen und durch Ehrendenkmäler aller Art hingewiesen worden. Leider lassen uns die Denkmäler fast völlig im Stich, wenn wir versuchen wollen, uns von dem lebendigen Verkehr auf einem solchen Markt ein Bild zu verschaffen, ja selbst aus den Schriftstellern ist keine klare Vorstellung zu gewinnen, da wir auf gelegentliche meist nur Athen betreffende Bemerkungen beschränkt sind.

Es scheint, dass in Friedenszeiten ein grosser Teil des athenischen Marktes von Verkaufsbuden, die aus Weidengeflecht erbaut waren, in Beschlag genommen

wurde; bei plötzlichen Unruhen, wie z. B. bei der Nachricht von der Einn
von Elatea durch Philipp war es dann das erste, die Buden niederzure
um reine Bahn zu schaffen. Neben den Buden gab es aber auch Verk
tische, auf denen solche Gegenstände feilgehalten wurden, die täglich



Fig. 606. Fischfang und Jagd auf Vögel.

herbeigeschafft werden mussten, wie Blumen, Früchte, Brot, Fische u.
Besonders der Fischmarkt muss, wegen der Beliebtheit der Fische in
att'schen Küche, einen grossen Teil des Platzes eingenommen haben.

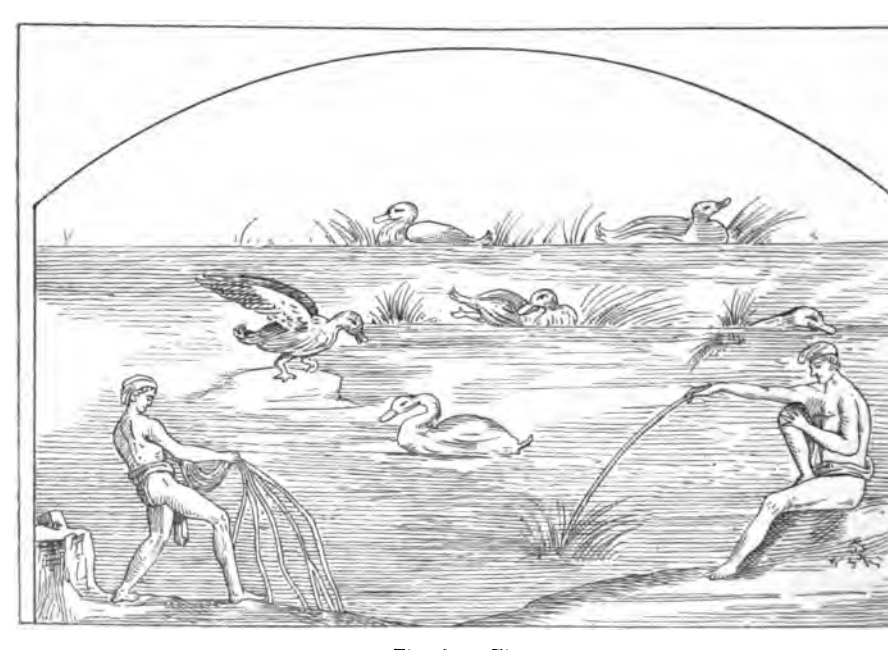


Fig. 607. Fischfang.

die Art, wie die Fische gefangen wurden, sind wir nicht genau unterri
doch lässt sich im allgemeinen annehmen, dass der Fischfang genau so
noch heute im Süden mit Netzen und Reusen oder mit der Angel
dem Dreizack betrieben wurde. Einige Abbildungen, die aller
nicht aus Griechenland, sondern aus Italien stammen, können bei
Gleichartigkeit, die für beide Länder in dieser Beziehung vorauszus

ier zur Erläuterung mit herangezogen werden. Fig. 606, einem nischen Grabgemälde entnommen, zeigt uns das Harpunieren der mittelst des Dreizacks, zugleich aber auch die Jagd auf Wasservögel r Schleuder; in Fig. 607 erblicken wir zwei Fischer, die wohl am ines Landsees mit dem Netz und der Angel den Fischen nachstellen; opfbedeckungen gleichen ganz und gar den Mützen, die noch heute bei eapolitanischen Fischern üblich sind. Ein drittes Bild (Fig. 608), von römischen Sarkophag entnommen, lässt an Stelle der Fischer Eroten auf ewässern eines Hafens dem Fischfang obliegen; während der eine den



Fig. 608. Fischfang.

· Angel gefangenen Fisch herauszieht, holt ein zweiter das gefüllte Netz nd ein dritter ist im Begriff, den Dreizack zu werfen. Bei dieser Ge-eit sei auch gleich die Thätigkeit der Taucher erwähnt. Schon zu

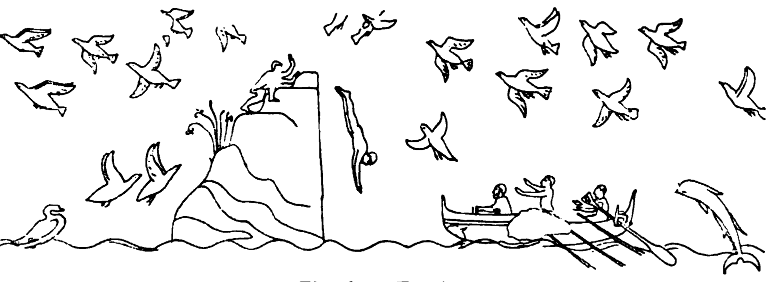


Fig. 609. Taucher.

rs Zeit muss das Tauchen eifrig betrieben sein, um Austern und andere gnisse des Meeres aus der Tiefe zu holen, denn als Kebriones vom n herabstürzt, ruft Patroklos aus (Jl. XVI 743):

> Wunder doch, wie behende der Mann! wie leicht er hinabtaucht!
> Uebt er die Kunst einmal in des Meers fischreichen Gewässern,
> Viele sättigte wahrlich der Mann mit gefangenen Austern,
> Hurtig vom Bord abspringend, und stürmt es noch so gewaltig.

Das in Fig. 609 abgebildete Wandgemälde zeigt gegen die homerische reibung nur insofern eine Verschiedenheit, als der Taucher von der eines steil zum Meer abfallenden Felsens in das Meer springt, um eine re Tiefe zu erreichen; ein Boot ist bereit, nach dem Auftauchen ihn mit Beute aufzunehmen.

Diese Erzeugnisse des Meeres bildeten, wie schon gesagt, einen wichtigen elsartikel, dem besonders auf dem athenischen Marktplatz eine grosse Fläche

eingeräumt war. Auf diesen Fischmarkt führt uns Fig. 610. Der Hausherr. der von seinem Hunde begleitet selbst auf den Markt gegangen ist, um einzukaufen (wie es noch heute in Athen geschieht; wenn nicht der Hausherr, so besorgten Sklaven oder Sklavinnen den Einkauf), lässt sich von dem Fischverkäufer ein Stück von einem grossen Thunfisch abschlagen. Auch fertige Speisen, Würste, gekochte Erbsen u. dergl., zum augenblicklichen Genusse bereit, wurden dort feilgehalten. Nicht unbedeutend wird ferner der Umsatz in Oel und Wein auf dem athenischen Markte gewesen sein, wenngleich die grösseren Vorräte nur in Magazinen aufbewahrt werden konnten. Einen Blick in ein solches gestattet uns Fig. 611. Man sieht links die mit Wein oder Oel gefüllten grossen Amphoren über einander getürmt, rechts davon erblickt man eine Frau, die mit gefüllter Schüssel herbeikommt, um zwei zur Bestrafung mit den Köpfen in ein merkwürdiges Gestell gespannten Sklaven Nahrung zu

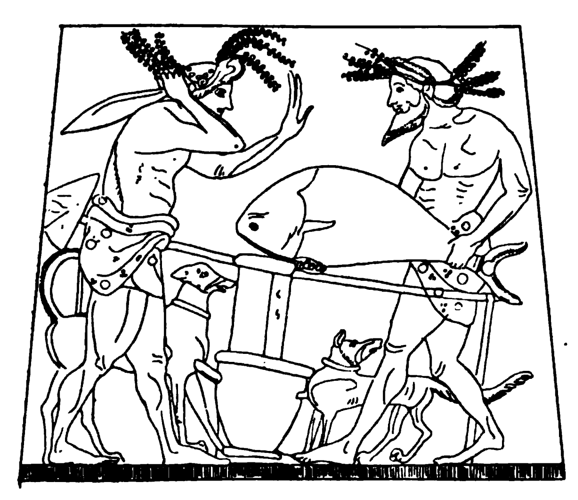


Fig. 610. Auf dem Fischmarkt.

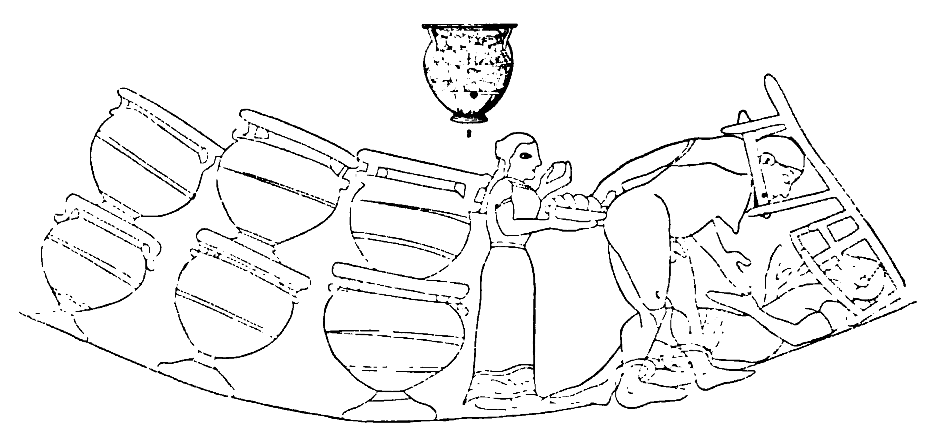


Fig. 611. Wein- oder Oelmagazin.

bringen. Da die Weine, die Attika selbst erzeugte, nicht viel taugten, mussten bessere Sorten von auswärts in Amphoren eingeführt werden, vgl. Fig. 612, die Landung und Verzollung von Amphoren (oder sind Körbe aus Weidengeflecht, ähnlich den zur Verladung des Silphion dienenden gemeint?) im Hafen darstellend. Bessere Marken wurden natürlich schon äusserlich durch das Ein-

n eines Stempels in die Amphoren hervorgehoben, vgl. Fig 613 und 614, .mphoren-Stempel aus Thasos mit dem Namen des Beamten, zur Be- ıng des Jahrgangs. Neben Thasos waren aber auch die andern Inseln ïischen Meeres an der Weineinfuhr nach Athen stark beteiligt. Auch :he Brotverkäuferinnen hatten auf dem Markte ihren Platz, und wehe ler durch Unvorsichtigkeit die hoch aufgeschichteten Brotpyramiden ins :n brachte, er musste eine Flut von Schimpfreden über sich ergehen Oft genug mochten zwischen Käufern und Verkäufern über richtiges ınd Gewicht Streitigkeiten entstehen; dann musste die Marktpolizei, die *μοι*, vermöge der so zu sagen „geaichten“, d. h. von der Stadt als ılmasse aufgestellten Masse und Gewichte den Streit entscheiden. Solche



Fig. 612. Entladung eines Schiffes.



Fig. 613.



Fig. 614.
Marken von Weinamphoren.

muss es wohl in jeder Stadt gegeben haben; für Flüssigkeiten waren ıeist in der Form eines Tisches mit Aushöhlungen angebracht, gewöhnlich mit einem Loch, durch das die gemessene Flüssigkeit schnell in ein :r gestelltes Gefäss abgelassen werden konnte (*σήκωμα*), vgl. Fig. 615, in Athen befindlichen, an der Propontis zu Tage gekommenen Tisch ischen Massen darstellend, der von dem Agoranom Phainippos aufgestellt prüft ist. Für andere Waren gab es andere städtische Masse; ein Gefäss, das die Inschrift *δημοσίων* als öffentliches Mass bezeichnet ist, zeigt Fig. 616. auch zur Bezeichnung der Länge ein Normalmass vorhanden war, 'ig. 617, ein Relief der Sammlung von Oxford, auf dem die Klafter 1,91 m) und der Fuss (*πούς* 0,28 m) dargestellt ist. Natürlich gilt das : auch für die Gewichte, wie Fig. 618, eine Mine von Antiochia (ca. 498 g), 5, eine Halbmine von Tenedos (272 g, mit dem Beil und der Traube, Wappen von Tenedos zu bezeichnen sind), und Fig. 619, ein *ἡμίτριτον*, ine Sechstelmine darstellend, beweisen. Die Gewichte sind regelmässig ei, haben quadratische Gestalt und sind jedesmal durch eingepresste n verziert.

ıusser den Bodenerzeugnissen wurden aber auch die Erzeugnisse der

Industrie, die gerade in Athen hervorragende Bedeutung hatte, auf dem
zum Verkauf ausgestellt. Ueber die Töpferwaren ist schon oben
gesprochen worden. Aber auch die Bronzewaren, Geräte sowohl wie
wurden in zahlreichen Werkstätten im Klein- und Grossbetrieb (in
Falle durch Sklaven) gefertigt und auf dem Markte feilgehalten. F
führt uns in eine Schmiedewerkstätte; wir sehen zwei Schmiede
Arbeit, ihnen haben sich zwei Zuschauer zugesellt, welche die Gelegen
einer Unterhaltung in dem durchwärmten Raum der Schmiede gern be
allerhand Werkzeug, an der Wand aufgehängt oder am Boden zur sc
Benutzung bereitstehend, vervollständigt das Bild. Fig. 621 zeigt u
Werkstätte des Hephaestos; drei kräftige, nur mit einem Schurz um die
bekleidete Männer schlagen mit ihren Hämmern auf eine Metallplatte,

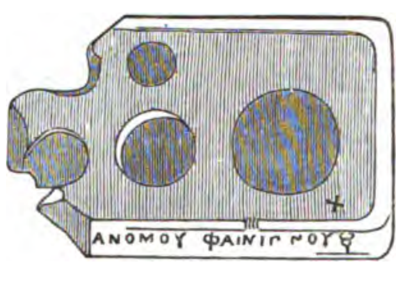






Fig. 615. Masstisch.

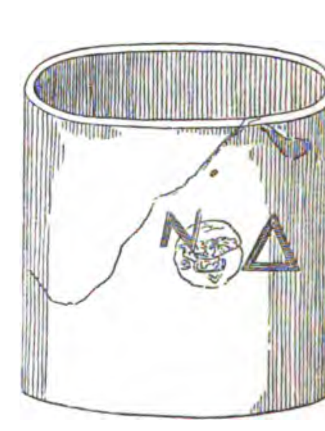


Fig. 616. Hohlmass.

Wölbung des Schildes herauszutreiben; der Meister sitzt und giebt mi
kleineren Hammer die Leitung; die Gegenwart der Athena und Hera zei
an, dass die Waffen gegen die den Göttinnen verhassten Troer geschmiedet
d. h. dass es sich um die Waffen des Achilleus handelt. Ein anderes Re
dem Eroten als Schmiede thätig sind (Fig. 622), zeigt uns auch das Herdfeuer
zum Anfachen dienenden Blasebalg, der nach der Ilias (XVIII 470: Z
bliesen zugleich der Blasebälg in die Oefen, allerlei Hauch aussende
glutanfachenden Windes) zu den frühesten Erfindungen der Schmiedek
hören muss. Auch von der athenischen Schuhmacherwerkstätte kön
uns nach einem Vasengemälde ein Bild machen (Fig. 623). Das Mädc
das ein rechts stehender Mann Sandalen bestellt hat, ist auf einen Tisch
damit der Meister mit seinem halbmondförmigen Messer aus dem Le
nach der Form der Füsse die Sohlen ausschneiden kann, währe
Arbeiter mit der Herstellung eines Schuhes beschäftigt ist. Auch hier
Zimmer mit mannigfachen zum Schuhmacherhandwerk gehörigen Gerät
gestattet; unter dem Tische steht ein grosses Gefäss, in dem das Le
geweicht wird, links oben sind auf einem Brettchen die Ahlen, Zan

messer angeordnet; Lederstücke, ein Streifen zum Massnehmen, Stiefel
ı Korb vervollständigen das Bild.

ındere Handwerke, die uns besonders in römischen Denkmälern entgegen-
werden in dem Abschnitt über die Römer behandelt werden; hier sei
ch kurz der Bildhauerkunst gedacht, die im Altertum gleichfalls zu den
erken gerechnet wurde, mochten auch einzelne Meister durch ihre Werke

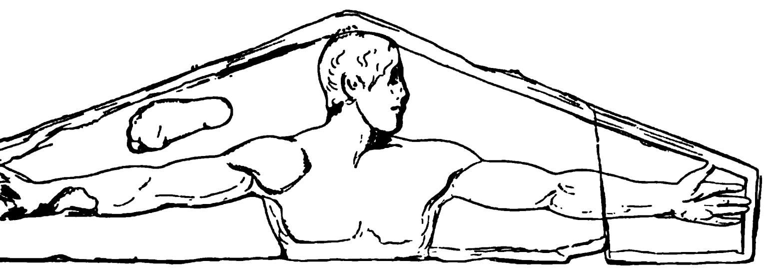
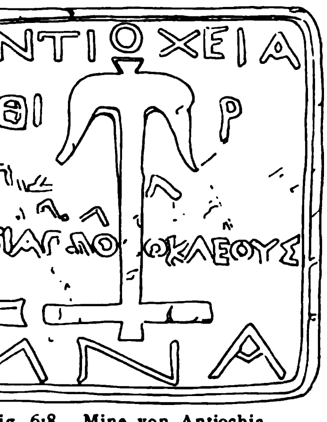


Fig. 617. Amtliche Masse.

ısterblichen Ruhm, selbst weit über die Grenzen von Griechenland hin-
worben haben. Im allgemeinen lässt sich behaupten, dass das Verfahren
dhauer genau mit dem heute noch üblichen übereinstimmte; man entwarf
ein Modell in Thon (vgl. das Vasenbild Fig. 624, wo Athena in der Werkstätte des Epeios das Modell zum troischen Pferde aus Thon formend dargestellt ist; an der Wand hängen Tischlerwerkzeuge), das dann durch Punktieren auf Marmor



ig. 618. Mine von Antiochia.

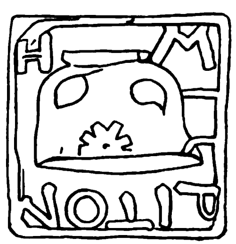


Fig. 619. Sechstelmine.

gen wurde (vgl. die noch unfertige Statue Fig. 625, bei welcher der
ıer die letzte Hand noch nicht angelegt hat). Bei der Betrachtung der
ı Skulpturen, besonders der älteren Zeit, nimmt man wahr, dass die alten
ıer sich vielfach nicht gescheut haben anzustücken, d. h. die Statue aus
edenen zusammengefügten Stücken bestehen zu lassen; sie konnten das
eher, weil die Bemalung, die in der älteren Zeit bei den Skulpturen
usnahmslos angewendet wurde, die Fugen verdeckte und etwaige Ver-
enheiten der einzelnen Stücke im Korn u. dergl. völlig verbarg. Weitere
ırungen müssen der Kunstgeschichte überlassen bleiben. Nur das eine
er noch hinzugefügt, dass die offen aufgestellten Skulpturen, auch die

Figuren der Giebelfelder, nach oben vielfach durch eine Art Schirm aus Metall (μηνίσκος) gegen die Unbilden der Witterung, vor allem aber gegen die Beschmutzung durch Vögel gesichert waren. Doch kehren wir zum athenischen Marktplatz zurück.

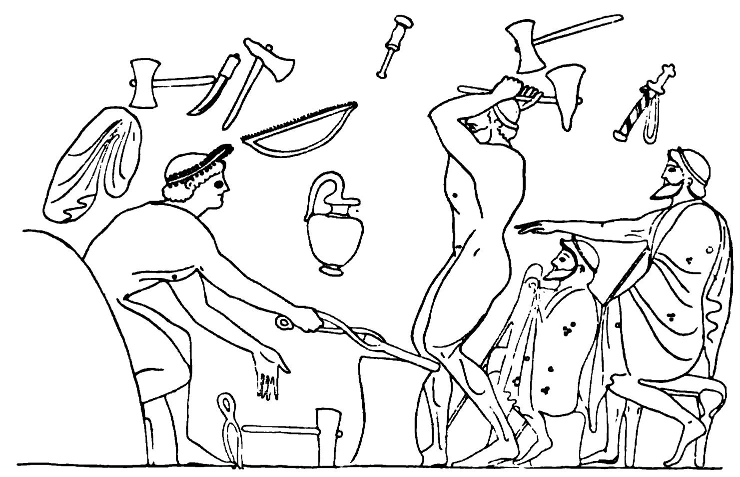


Fig. 620. In der Schmiede.

Einen besonders angesehenen Teil der athenischen Agora nahmen die Geldwechsler ein, die von dem Tisch, auf dem sie ihr Gewerbe betrieben,



Fig. 621. Werkstatt des Hephaestos.

τραπεζῖται genannt wurden. Vielleicht vermag das Bild des Steuereinnehmers auf der sog. Dariusvase (Fig. 626) uns eine Vorstellung von einem solchen Geldwechsler zu geben, weil es wahrscheinlich ist, dass der Vasenmaler für den entlegenen Gegenstand ein Modell gewählt hat, das ihm in der Nähe

te stand. Der Tisch ist mit Buchstaben bedeckt, welche Zahlen und bedeuten, (*Μύριοι. Χίλιοι. Ηεκατόν. Δέκα. Πέντε. 'Οβολός. 'Ημιοβόλιον. ιόριον*), gilt also als Rechen- *αξ*), dessen Anwendung im gewöhnlich war, während ychon, das er in der linken lt, mit der Inschrift ΤΑΛΝΤΑ: *λαντα ἑκατόν*, die Zahl von lenten verzeichnet. Die it der Trapeziten war eine : sie wechselten gegen ge- gio Geld ein, wobei sie auch richtiges von falschem nterscheiden mussten, n Geld gegen Zinsen st nahm man 12 bis nt, bei den allerdings m Risiko verknüpften i - Geschäften waren ½ Prozent nicht un- ich), und sie übernah- d von Privatleuten als Deposita (*παρακατα-* der zur Verwaltung. rivatleute zogen es vor, statt selbst viel Hause zu haben, lgeschäfte durch Vechsler betrei- lassen, indem diesen Schulden und von ihm egen Anweisun- zahlen liessen. he Wechsel, d.h. gungen solcher ngen an andere n scheint das nicht gekannt n.



Fig. 622. Schmiedewerkstatt.



Fig. 623. Schuhmacherwerkstatt.

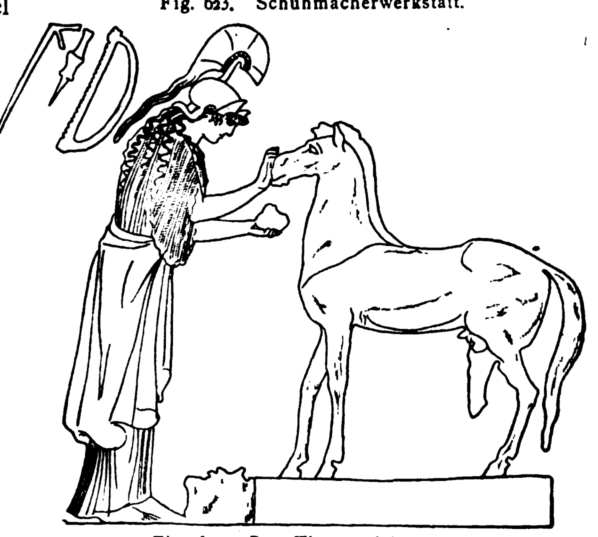


Fig. 624. Das Thonmodell.

ss in älterer Zeit d Verkauf nur in Tauschgeschäft bei dem man Ueberflüssiges hingab, um die gewünschten Waren zu zeigt Homer, der im siebenten Gesang ein solches Tauschgeschäft

beschreibt (v. 472): „Dort nun kauften des Weins die hauptumlockten
Andere brachten Erz, und andere blinkendes Eisen, Andere dann S







Fig. 625. Unvollendete Marmorstatue. Fig. 626. Persischer Schatzmeister.

und andere lebende Rinder, Andre Gefangne der Schlacht. und b
lieblichen Festschmaus". Zur ungefähren, allgemein gültigen Wertbes
dienen die Rinder; so w
Rüstung des Glaukos auf hun
des Diomedes auf neun Rind
schätzt, eine Sklavin gilt
dreifüssiger Kessel zwölf Rind
Mit der Ausbreitung des
musste dieser Wertmesser ung
erscheinen, an seine Stelle trat



Fig. 627. Attische Tetradrachme.

metall, das im Orient schon längst zu diesem Zwecke benutzt worden w
auch dieses ist erst spät (wohl im siebenten Jahrhundert) in Geld, in



Fig. 628. Dekadrachme von Syrakus.

umgewandelt worden, dadurch, dass den ihrem Gewicht nach bestimmte
durch Aufprägung des Staatswappens eine bestimmte Geltung gegebe

h nun jede Stadt an sich das Recht hatte, einen selbständigen Münzfuss für iet festzustellen, so war es doch andererseits ebenso wie bei Massen und ten wegen der Handelsinteressen selbstverständlich, dass sie je nach dem enden politischen Einfluss oder dem zwingenden Interesse des Handels n einen oder anderen der führenden Staaten anschloss. Als ältestes in nland, auch in Attika herrschendes System wird das äginetische be-; an dessen Stelle setzte Solon die auf Euboea übliche Währung, die tische Goldgewichtssystem auf Silber übertragen darstellte, und verschaffte nöge des sich immer ausdehnenden Ein-on Athen die Ober-n Griechenland, so ich Alexander der sich bewogen sah, ach auf sein Münz-zu übertragen (Fig. Nach dem Soloni-System hatte das



Fig. 629. Tetradrachme Alexanders.

Silber 60 Minen oder 6000 Drachmen oder 36 000 Obolen = 4715 Mark, e wurde demnach in 100 Drachmen, die Drachme in 6 Obolen ein-so dass jeder Obol einen Silberwert von 0,13 Mark hatte. Die ge-

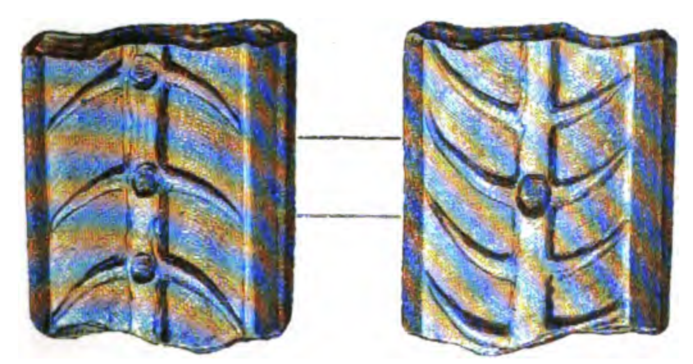


Fig. 630. Römischer Kupferbarren.

hste Münze in Athen war das Tetradrachmon, 4 Drachmen, (Fig. 627), ich die Obolen bis zum Tetartemorion (1/4 Obol) hinab wurden in usgebracht, während der Chalkus (1/8 Obol) in Kupfer geprägt wurde. anz besonders hohe Entwickelung nahm die Münzprägung in Sizilien, ers in Syrakus, dessen Dekadrachmen (zehn Drachmen) wohl die Stelle einnehmen (Fig. 628). Die ältesten Münzen zeigen nur auf eite ein Prägebild, während die Kehrseite den von dem Punzen her-len Einschlag zeigt, mit dem der Schrötling in das auf dem Amboss e vertiefte Prägebild eingetrieben wurde (*quadratum incusum*). Später ch dieser Einschlag mit einem Bilde versehen, wie auf dem athenischen achmon Fig. 627, bis schliesslich die Kehrseite ganz so wie die Hauptseite,

nur mit verschiedenem Bilde, gestaltet ist (vgl. Fig. 629, ein Tetradr
Alexanders).

Bei der engen Verbindung, in der die Entwicklung des römische
wesens mit dem griechischen steht, empfiehlt es sich hier auch gleich
Worte über die römischen Münzen anzuknüpfen. In Rom war, im G
zu Griechenland, das Kupfer der Wertmesser; zuerst in Form von ge
Barren auftretend (Fig. 630), wurde es später in gegossenen runden Stü
Aes grave verwendet. Der As, gleich einem römischen Pfunde (Fig. 6
durch **|** bezeichnet, er zerfällt in zwölf Unzen; von den Teilstücken
halbe As, Semis, mit **S**, das Drittel, Triens, mit . . . ., das Viertel, Q



Fig. 631. Römischer As, auf ⅔ verkleinert.

mit . . ., das Sechstel, Sextans, mit . ., die Uncia mit . bezeichnet. Im J
wurde der ältere Libralas auf den Trientalas reduziert und zugleich di
prägung eingeführt (ein Denarius = 10 As). Von diesen ist hier als

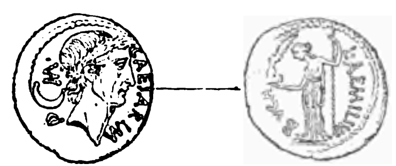






Fig. 632. Denar des C. Julius Caesar. Fig. 633. Denar des M. Aur

ein Denar des Julius Caesar abgebildet, auf dem er als Imperator und
Maximus bezeichnet ist (Fig. 632, die Kehrseite mit der Umschrift L.
Buca, der als Quattuor vir monetalis die Münze hat prägen lassen,
Statue der Venus mit Amor auf der rechten Hand), während die
Entwickelung durch einen nach der Besiegung der Armenier g
Denar des M. Aurelius vertreten ist (Fig. 633, Antoninus Aug. Arm
auf der Kehrseite am Boden sitzend die personifizierte Armenia. U
P. M. Tr. P. XVIII. Imp. II. Cos. III., aus dem Jahre 164). Die zu versch
Malen vorgenommenen weiteren Reduktionen des As, sowie die vielfa
den Kaisern versuchten Münzverschlechterungen (dadurch kommt es z.
der ursprünglich goldene Solidus als Soldo oder Sou eine niedrige
münze in Italien und Frankreich bezeichnet) können hier nicht wei
geführt werden.

Die Mahlzeiten.

Während in den von Homer geschilderten Zeiten die Griechen ihr Mahl
l verzehrten, pflegten sie es später in liegender Stellung (*κατάκλισις*)
iehmen. Die Kylix des Sosias im Berliner Museum, auf der die Götter
eise auf Thronen sitzend zum Mahle vereinigt sind, kann uns vielleicht die
homerische Sitte vergegenwärtigen. Nur bei den Kretensern soll sich diese
Gewohnheit auch bis in die spätere Zeit unverändert erhalten haben. Auf
päteren Bildwerken finden wir die Männer fast stets zum Mahle gelagert,
nd ehrbare Frauen und Kinder nur sitzend an der Mahlzeit teilnahmen,
meistenteils auf dem Ende der Kline zu den Füssen des Ehegatten oder
sonderen Stühlen*). Den Söhnen aber war das Recht des Liegens beim
nur dann gestattet, wenn sie erwachsen waren, ja in Makedonien mussten
gar so lange auf dieses Vorrecht verzichten, bis sie einen Eber erlegt hatten.
n wir auf antiken Bildwerken
n neben den Männern auf der Kline
rt, so sind wir berechtigt, die
gerischen Gelage einer späteren
irin zu erkennen, bei denen Hetä-
ı der Festlichkeit herangezogen
n (vergl. Fig. 643). Eine Ausnahme
die auf etruskischen Denkmälern

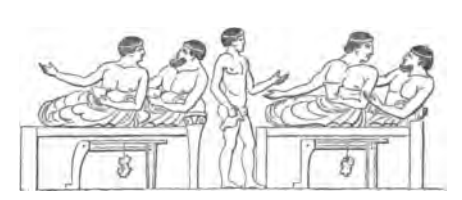


Fig. 634. Trinkgelage.

nmenden Darstellungen, wo eine und dieselbe Kline Mann und Frau beim
vereinigt, da Aristoteles ausdrücklich erwähnt, dass bei den Etruskern
r und Frauen unter einer und derselben Decke sich zum Essen gelagert
. Im allgemeinen galt wohl für Griechenland die Sitte, dass nur zwei
ıen auf einer Kline Platz nahmen, vgl. Fig. 634, wo ein älterer und ein
er Mann, denen der Mundschenk die geleerten Trinkgefässe zu füllen im
ist, in lebhaftem Gespräch auf jeder Kline gelagert sind. Doch finden
ıch drei und mehr Personen auf einer Kline (vgl. Fig. 643), ohne dass
eine Uebertragung römischer Sitten auf griechische zu erkennen ist.
Der bei den Gastmählern der späteren Zeit in der Anordnung des Mahles
ei der Speisenbereitung aufgewandte Luxus stand in grellem Gegensatz
r Einfachheit, welche die homerische Zeit kennzeichnet. Am Spiess
ene saftige Fleischstücke von Rindern, Schafen, Ziegen und Schweinen
n damals von den Schaffnerinnen auf die kleinen Tische gelegt, die vor den
der Schmausenden standen, dazu wurde Brot in Körben herumgereicht,
n Schluss des Mahles der vorher in grossen Krateren mit Wasser gemischte
getrunken. Der Gebrauch von Messern und Gabeln war unbekannt, daher
itte, sowohl vor als nach der Mahlzeit sich die Hände zu waschen
νιψασθαι) und an dem dargereichten Handtuche (*χειρόμακτρον*) zu trocknen.

*) Man vergleiche die Beispiele, welche Welker bietet: „Alte Denkm. II S. 242 ff."

Ebensowenig kannte das griechische Altertum den Gebrauch von Tisch
und Servietten; man reinigte sich wohl die durch das Anfassen der
beschmutzten Finger an den weichen Teilen des Brotes, wenn nicht zu



Fig. 635. Das Schweineschlachten.

Zweck ein besonderer Teig gereicht wurde; des Brotes bediente man sic
um daraus Löffel zu formen, mit denen die flüssigeren Speisen zum
geführt werden konnten. Noch heutzutage haben bei den Mahlzei
Orientalen derartige Scheib
Teig dieselbe Bestimmung
Altertum. Doch hat es an
grösseren zum Verzehren de
speise (*μυστίλη, μύστρον, γλῶσ*
kleineren mit spitzigem St
Essen von Eiern und M
(*κοχλιώρυχον, κοχλάριον*) im A
nicht gefehlt. Die griechisch
selbst der späteren Zeit wi
abgesehen von der sparta
Genügsamkeit, die jede A
verfeinerten, mehr dem G
kitzel als zur wirklichen N
dienenden Kost verschmä
eine im allgemeinen einf
fast ärmliche bezeichnet, be
μᾶζα, flache, runde Gerster



Fig. 636. Schlachten eines Ferkels.

die noch heute unter demselben Namen in Griechenland gebräuchli
ferner Salate, Lauch, Zwiebeln und Hülsenfrüchte die Hauptrolle spielten,
die Griechen als *μικροτράπεζοι* oder *φυλλοτρῶγες* verschrieen waren.
fand der ursprünglich in Grossgriechenland heimische Geschmack f



Fig. 637. Vorbereitung zum Mahle.

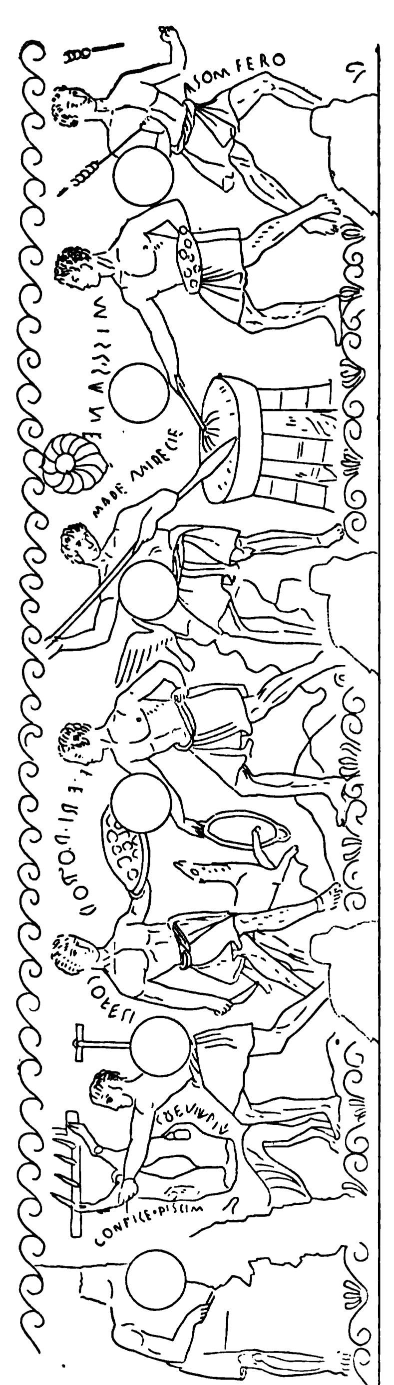


Fig. 638. Vorbereitung zum Mahle.

feinere Küche nach und nach auch im eigentlichen Griechenland an der Tafel der Begüterten Eingang. Statt der massenhaften Fleischspeisen der homerischen Zeit wurde den Seefischen und Schaltieren sowie mannigfachen Gemüsen der Vorzug gegeben, und mit ihnen statteten bei festlichen Schmausereien entweder die auf dem Markte für solche Gelegenheiten gemieteten Köche oder sizilianische Kochkünstler, die in späterer Zeit in keiner grösseren griechischen Haushaltung unter der Zahl der Sklaven fehlen durften, die Tafel aus.

Dass von der Küche der Griechen und der Zubereitung der Mahlzeiten verhältnismässig wenig in Denkmälern auf uns gekommen ist, darf nicht Wunder

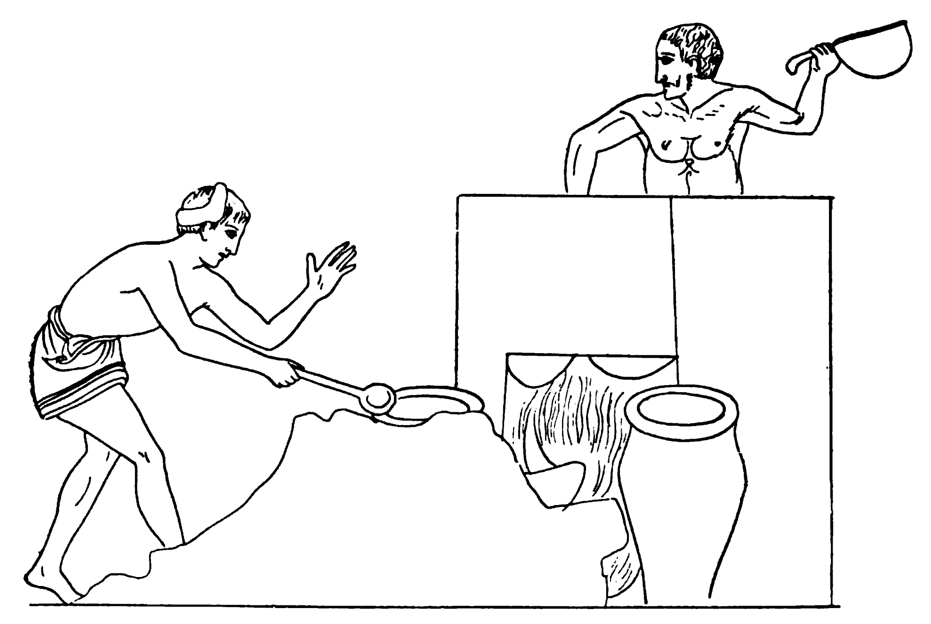


Fig. 639. Vorbereitung zum Mahle.

nehmen, wenn man bedenkt, wie wenig Wert im allgemeinen von den Griechen, besonders den Athenern, auf die materielle Seite des Daseins gelegt wurde. Indessen fehlt es nicht ganz an derartigen Darstellungen. So ist oben in Fig. 610 schon der Einkauf von Fischen dargestellt. Die Vorbereitung zum Schweineschlachten lässt uns Fig. 635 erkennen; ein kräftiger Jüngling hat das quiekende Schwein sich auf die Schulter geladen, hinter ihm geht ein zweiter mit Hammer und Messer, der dritte trägt ein Bündel Kräuter und eine Schüssel, *σκάφη*. Fig. 636 zeigt uns das Schlachten eines Ferkels. Eine Alte in langem Chiton hält ein Spanferkel bei zwei Füssen fest, während ein Satyr ihm den Hals durchschneidet, um das Blut in einem Gefässe aufzufangen.

Weiter zeigt uns Fig. 637, dem Heroon von Gjölbaschi entnommen, die Vorbereitungen zu einem grossen Mahle. In der Mitte sind Diener beschäftigt, einen Stier und einen Hirsch auszuweiden; rechts erblickt man grosse dreifüssige Kessel, in denen das Fleisch gesotten werden soll, und daneben auf einem Tisch

ere Gefässe, zur linken Seite steht ein gewaltiger Mischkrug, der den zum
e gehörenden Trunk enthält.

Noch ausführlicher ist die Darstellung einer Ciste aus Praeneste, die trotz
teinischen Beischriften wegen der Gleichartigkeit des Gegenstandes bei beiden
ern auch für die griechische Küche gelten kann (Fig. 638). Links ist nach
nschrift (*confice piscem,* die Darstellung ist hier zerstört) einer der Köche
der Herrichtung eines Fisches beschäftigt, ein zweiter haut mit dem Beil
an Haken aufgehängtes
ein auseinander, ein dritter
nt sich mit einer Schüssel,
e er eben abgeschnittene
chstücke zum Braten ge-
at, nach rechts hin, wäh-
ein vierter mit einer leeren
ssel kommt, um neuen

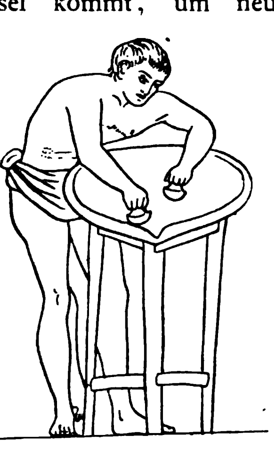


Fig. 640. Kuchenbäcker.

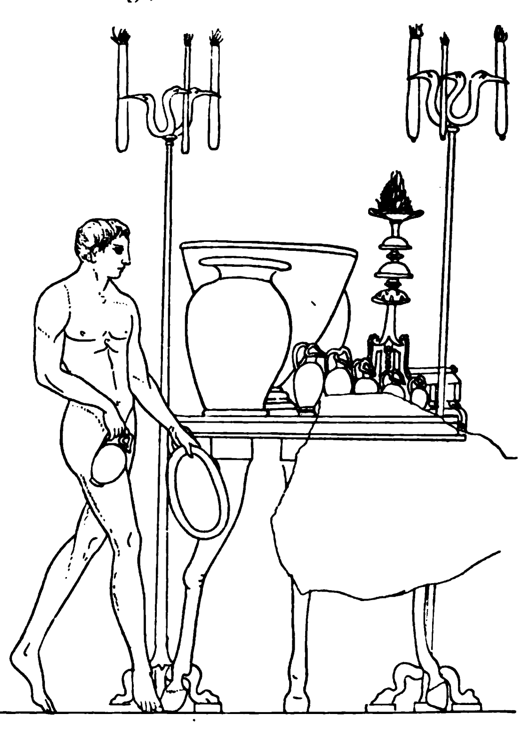


Fig 641. Schenktisch.

t zu holen. Der fünfte und sechste sind um einen auf dem Feuer
nden Kessel beschäftigt, der eine rührt um, damit nichts verbrennt, der
fischt mit der *κρεάγρα,* einem Instrument das aus sieben fingerförmig
einem Mittelpunkt ausgehenden gekrümmten Zinken besteht, die schon
hten Stücke aus dem Kessel heraus. Der siebente endlich entfernt sich
rechts, um zwei Spiesse (*ὀβελοί*) mit gebratenem Fleisch nach dem Speise-
er zu bringen. Auch die Inschriften beziehen sich auf Küchenvorrich-
n, sie enthalten ein Gespräch zwischen den Köchen, die sich zu eifriger
gkeit antreiben. *Confice piscem,* mach den Fisch fertig, sagt der eine,
alia, bekümmere dich um anderes, vielleicht der zweite, *feri porod* = *feri*
, schneide noch mehr, sagt der vierte zum dritten, *cofeci,* d. i. *confeci,*
abe es schon besorgt, antwortet dieser. Der fünfte und sechste unterhalten
über das Umrühren (*misce sane,* mische tüchtig, *mire cie,* rühre furchtbar),
end der letzte (*asom fero* ich trage Gebratenes) seine Thätigkeit schildert.

Einen Blick in die Küche lässt uns auch ein etruskisches Wandgemälde thun (Fig. 639). In einem viereckigen Aufbau, einer Art Kamin, brennt ein helles Feuer; ein Jüngling, der nur mit einem Schurz um die Lenden bekleidet ist, will soeben einen mit langem Stiel versehenen Tiegel über das Feuer halten, während ein zweiter hinter dem Ofen sichtbarer Mann einen andern Tiegel hält; neben dem Ofen steht ein hohes, vielleicht zur Aufbewahrung von Mehl u. dergl. dienendes Gefäss. Die Bäckerei innerhalb des Hauses stellt wahrscheinlich Fig. 640 dar; auf einer runden auf drei Füssen ruhenden Tischplatte bearbeitet ein nur mit einem Schurz bekleideter Diener einen Teig, indem er ihn mittelst zweier unten abgerundeter Stempel ausdehnt, ein Geschäft, das heute mit einer Rolle ausgeführt zu werden pflegt.

Von den Vorbereitungen zum Mahle, dem Schenktisch mit Kandelabern u. s. w. vermag Fig. 641 uns eine Vorstellung zu geben. Auf einer von drei Füssen getragenen Tischplatte stehen grosse Weingefässe und Mischkrüge und grössere sowie kleinere Kannen, ferner ein zum Räuchern dienendes Gefäss; neben dem Tisch erblickt man zwei hochragende oben in drei Vogelköpfe ausgehende Kandelaber, die in jedem Schnabel eine brennende Kerze halten. Der Weinschenk, mit Kanne und flacher Schüssel in den Händen, steht neben dem Schenktisch.

Ausser den oben erwähnten Veränderungen in der Wahl und Bereitung der Speisen müssen wir für die spätere Zeit die Hinzufügung des Symposion (*συμπόσιον*) zum eigentlichen Mahle (*δεῖπνον*) hervorheben. (Mit dem Namen Deipnon wurde nämlich die gegen Sonnenuntergang stattfindende Hauptmahlzeit bezeichnet, während der Morgenimbiss *ἀκράτισμα*, das um die Mittagszeit eingenommene Frühstück *ἄριστον* genannt wurde). In der guten alten Zeit währte die Mahlzeit eben nur so lange, bis das Verlangen nach Speise und Trank gestillt war, und auch bei den späteren Griechen dauerte die eigentliche Mahlzeit, mochte sie aus noch so kostbaren Gerichten bestehen, doch nur so lange, bis die Anforderungen des Appetits befriedigt waren, da die eigentliche Feinschmeckerei mehr in Rom als in Athen heimisch war. Das Trinkgelage dagegen, gewürzt durch heitere und belebende Gespräche, durch Musik, mimische Darstellungen und Spiele, wurde jetzt der eigentliche Schwerpunkt des Mahles. Hier entwickelte der Grieche, angeregt durch die ungebundene Gesellschaft und den Wein, seine von geistreichen Einfällen und Witz sprudelnde Laune. Nicht wie der Römer als unthätiger Zuschauer, sondern als Mitspieler trat jeder Teilnehmer in dem bunten Spiel auf, das während des Symposions sich entwickelte.

Das Hinwegräumen der Speisetische (*αἴρειν, ἀπαίρειν, ἐπαίρειν, ἀφαιρεῖν, ἐκφέρειν. βαστάζειν τὰς τραπέζας*), sowie das damit verbundene Reinigen des Fussbodens von den Knochen, Obstschalen und anderen Ueberbleibseln der Speisen, welche die Schmausenden unbekümmert auf den Boden zu werfen pflegten, gab das Zeichen zur Beendigung des Mahles. Einen solchen mit den Ueberresten der Mahlzeit und anderem Kehricht bedeckten Boden hatte bekanntlich der Künstler Sosus im Speisesaal des königlichen Palastes zu Pergamon in Mosaik täuschend nachgebildet. Wie zum Beginn der Mahlzeit wurden auch

wiederum die Hände mit wohlriechenden Seifen (σμῆγμα oder σμῆμα) chen, darauf schloss die eigentliche Mahlzeit mit einer Spende von un-chtem Weine, die beim Kreisen des Bechers dem guten Geiste oder auch esundheit (ἀγαθοῦ δαίμονος, ὑγιείας sc. ποτήριον oder κύλιξ) dargebracht. Ein zweites Trankopfer, die σπονδαί, bildete den Uebergang zu dem osion. Diese unter Anstimmung eines Lobgesanges und dem Klange löte vollzogene Spende sollte dem Symposion gleichsam den Stempel der e aufdrücken.

Der darauf folgende Nachtisch, im Gegensatz zu den πρῶται τράπεζαι, gentlichen Mahlzeit oder dem δεῖπνον, gewöhnlich δεύτεραι τράπεζαι oder ιατα, später auch ἐπιδόρπια, ἐπιδορπίσματα, ἐπιδόρπιοι τράπεζαι, ἐπίδειπνα, πνίδες, ἐπιφορήματα, ἐπαίκλια, γωγαλεύματα genannt, bestand im Altertum mlich aus denselben Speisen, die noch heutzutage den Nachtisch eines usgestatteten Gastmahls bilden. Namentlich wurden den n scharfe, die Neigung zum Trinken reizende Speisen setzt, unter denen verschiedene Käsearten, vorzüglich die nischen und die aus der Stadt Tromileia in Achaia stam-en, sowie mit Salz bestreute Kuchen (ἐπίπαστα) die erste einnahmen. Ausserdem gehörten getrocknete Feigen aus und Rhodos, Oliven, Datteln aus Syrien und Aegypten, eln, Melonen u. a., sowie mit Gewürzen vermischtes Salz nem wohlbesetzten Nachtisch. Manche dieser Näschereien, ntlich verschiedene Fruchtarten und die pyramidenförmi-attischen Kuchen lassen sich mit Leichtigkeit unter den en erkennen, die auf bildlichen Darstellungen die Tisch-bedecken. Mit dem Auftragen des Nachtisches be-auch das Trinkgelage; denn es herrschte weder in früherer noch in rer Zeit die Sitte, schon während der Hauptmahlzeit zu trinken. War auch der Genuss des ungemischten Weines (ἄκρατον) bei den Griechen so streng verpönt wie bei den Bewohnern des unteritalischen Lokri, denen Zaleukos strenges Gesetz das Trinken des reinen Weines bei Todesstrafe sagte, so war es doch in Griechenland ein allgemeiner, von Alters her führter Brauch, den Wein nur mit Wasser vermischt zu trinken. Die achtung dieser Massregel, die durch die Eigenschaften der feurigen, in der der südlichen Sonne gereiften Trauben notwendig wurde, war eine so neine, dass das Trinken ungemischten Weines als eine Sitte der Barbaren chnet wurde und eigentliche Trunksucht nur ausnahmsweise unter den hen vorkam; wohl aber gehörte ein kleiner Rausch zu den gewöhnlichen einungen bei den Symposien; deshalb verbannten auch die strengen chen Sitten in Sparta und Kreta diese Gelage gänzlich von den Mahlzeiten. Wein wurde mit warmem oder kaltem Wasser gemischt, und im letzteren pflegte man, um die Kühle des Getränkes zu erhöhen, entweder Schnee ügen, oder die vollen Trinkgeräte in schneegefüllte Weinkühler zu stellen oben Fig. 309), ebenso wie es bei uns mit edleren Weinsorten geschieht. die Mischung selbst anbetrifft, so war die Menge des zugegossenen Wassers


Fig. 642.
Weinschenk.

stets grösser, als die des Weines. Eine zu beiden Teilen gleiche Mis (ἴσον ἴσῳ) war nicht üblich. Als Regel galt bei der Mischung des Wasser Wein das Zahlenverhältnis 3:1, beim Athenaeus spasshaft als Frosc (βατράχοις οἰνοχοεῖν) bezeichnet, oder 2:1, seltener 3:2. Jedesfalls richtet das Verhältnis der Mischung nach dem Geschmack des Trinkers, sowie nach der Schwere des Weines. Grosse Kratere aus Metall oder gebra Thon (vgl. Fig. 643), dienten zur Mischung. Aus ihnen wurde mittel Kyathos oder der Oinochoe der Wein in die Trinkgefässe gefüllt. Füllen der Trinkgefässe aus dem Krater erblicken wir auf dem Vase

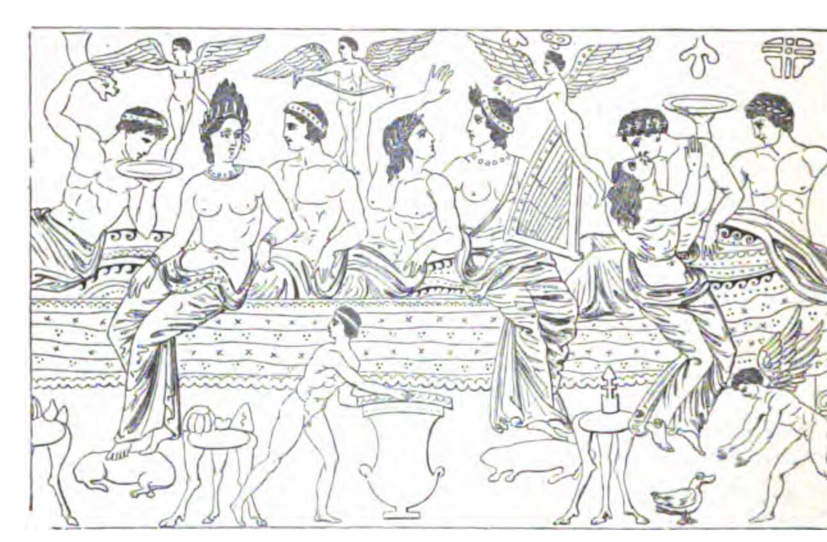


Fig. 643. Gelage.

Fig. 330, wo ein bekränzter Ephebe mit der Oinochoe den Wein aus mächtigen Krater schöpft, um mit dem Rebensaft Kylix und Skyphos Gefährten zu füllen. Von einem anderen Vasenbilde ist der unter Fi abgebildete jugendliche Mundschenk entnommen, der mit zwei Kyathen i Händen mehreren auf einer Kline gelagerten zechenden Mädchen sich — Waren die Trinkgefässe gefüllt, so wurde ein König für das (βασιλεύς, ἄρχων τῆς πόσεως, συμποσίαρχος, ἐπίσταθμος) gewählt. Meist bestimmte der beste Wurf mit den Astragalen den Würdenträger, wenn etwa einer der Teilnehmer sich selbst zum König aufwarf. Dieser Sympo hatte nun die Aufsicht über die richtige Mischung des Weines, über die der Becher, die den Trinkern zu verabreichen waren, überhaupt hatte Regeln, nach denen das Gelage vor sich gehen sollte (τρόπος τῆς πό gelegentlich aber auch die Strafen für deren Verletzung zu bestin Mit kleineren Bechern begann gewöhnlich das Gelage, ihnen folgten grö die in einem Zuge (ἀπνευστὶ oder ἀμυστὶ πίνειν) dem Nachbar zur Rechte getrunken werden mussten. Der ungezwungene Ton, die dem Südländ geborene Lebhaftigkeit, sowie die oft geistreiche und witzige, zwischen

und jüngeren Männern geführte Unterhaltung, wie sie Plato und Xenophon in ihren Symposien geschildert haben, verliehen den Gelagen der Griechen jedenfalls einen eigenen Reiz. Freilich gab, wenn die Gemüter durch den Wein erhitzt waren, die Anwesenheit schöner Flötenspielerinnen und Kitharistrien, jugendlicher Sklaven und Sklavinnen, sowie das Auftreten leichtfertiger Mimen und Gauklerinnen den Trinkern nur allzu oft Gelegenheit, sich dem der Aphrodite Pandemos geweihten orgiastischen Kultus zu überlassen. Wurden doch diese Symposien nicht selten in den Häusern bekannter Hetären selbst gefeiert.

Eine solcher schwelgerischen Scenen, wie sie wohl das griechische Privatleben einer späteren Zeit vielfach geliefert hat, führt uns Fig. 643 vor Augen.

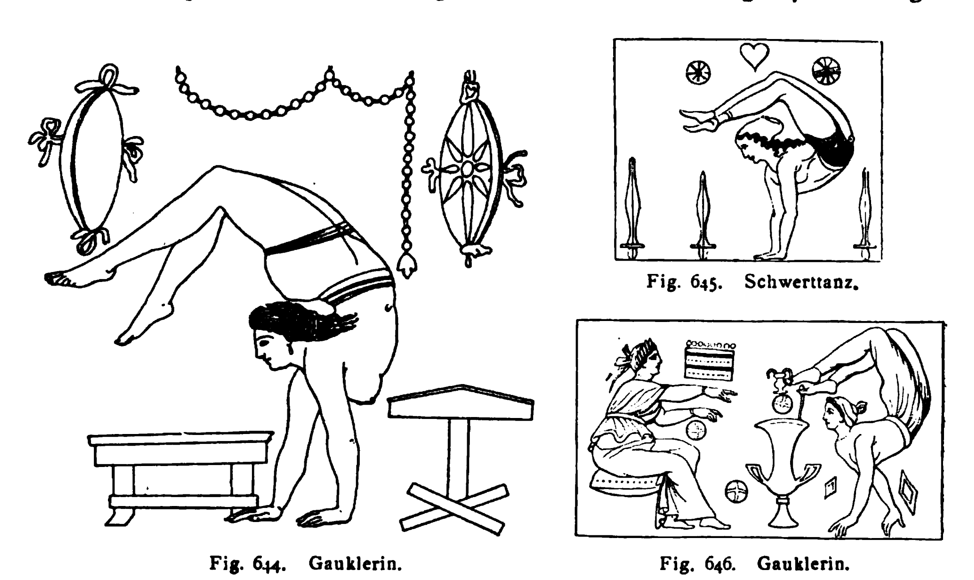


Fig. 645. Schwerttanz.

Fig. 644. Gauklerin.

Fig. 646. Gauklerin.

Auf einer mit gestickten Decken verkleideten langen Kline ruhen hier drei halbbekleidete Jünglinge, die sich zu einem gemeinsamen Mahle vereinigt haben. Das eigentliche Mahl scheint beendigt und der Nachtisch, wie die drei mit Früchten und pyramidenförmigen Kuchen bedeckten Tische beweisen, bereits aufgetragen zu sein. Der Wein, den ein nackter, mit einer Stirnbinde bekränzter Knabe aus dem mächtigen Krater kredenzt, hat bereits die Gemüter der jungen Männer in eine gehobene Stimmung versetzt, so dass sie drei Mädchen, die vorher ihre Ohren durch Musik ergötzt hatten, auf dem Lager Platz geschafft haben. Auf den beiden Enden der Kline ruhen zwei bekränzte Jünglinge, von denen der eine den aus dem Trinkhorn fliessenden Weinstrahl in einer Trinkschale auffängt, der andere aber eine bereits gefüllte Schale in der erhobenen Rechten emporhält, um sie den Liebenden zu kredenzen; drei Eroten umgaukeln die Paare.

Gaukler beiderlei Geschlechts, die bald einzeln, bald zu Banden vereinigt die Welt durchwanderten und, wie es bei Xenophon heisst, stets da, wo es viel

Gewinn und viele einfältige Leute gab, ihre Schaubühnen aufschlugen, häufig zu solchen Festlichkeiten herangezogen, um die Gäste durch ih stellungen zu erfreuen. Dass aber diese Personen sich auch damals eben nicht des besten Rufes erfreuten, dafür spricht der Vers des M (Apoteles. IV 276), in dem sie als „die Vögel des Landes, der ganze verwerflichste Brut“ bezeichnet werden. Die Art ihrer Vorführungen war mannigfach, wie die unserer herumziehenden Gauklerbanden, und se schwierigsten Leistungen auf dem Gebiete der Ak und Jonglerie unserer Zeit finden sich, freilich m nahme der auf den neueren Entdeckungen der und Chemie beruhenden, bereits im Altertume höchsten Vollkommenheit vor. Da gab es Gauk Gauklerinnen, die rückwärts und vorwärts bal Schwerter, bald über Tische voltigierten, (vgl. F die beiden oben aufgehängten Tamburins werde von den Füssen zum Tönen gebracht); Mädch nach dem Takte der Musik eine grosse Anzahl

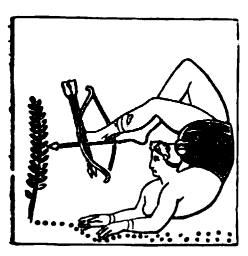


Fig. 647. Gauklerin.

oder Bälle geschickt in die Höhe warfen und wieder auffingen; ande rückwärts übergebeugt eine fast unglaubliche Geschicklichkeit im Gebrau Füsse und Zehen entwickelten, oder den Kugellauf auf einer Töpfe

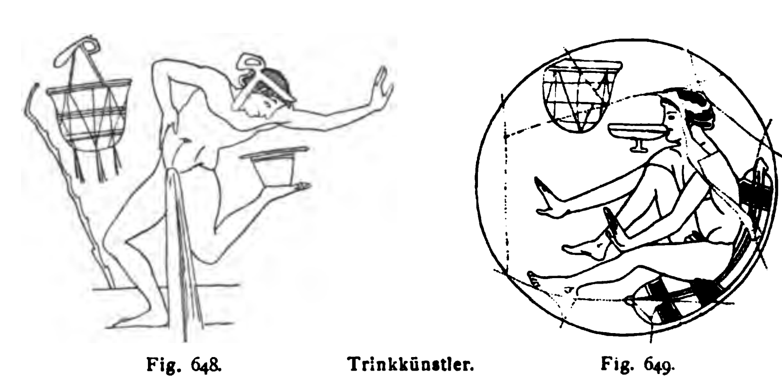


Fig. 648. Trinkkünstler. Fig. 649.

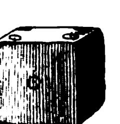
ausführten. Seiltänzer zeigten schon damals ihre gefährlichen Tän Sprünge auf dem Seile, und Petauristen bewegten sich in Flugmaschine Einrichtung uns freilich unbekannt ist), kühn durch die Lüfte. Auch kleineren Taschenspielerstücke überliefert uns Alkiphron eine niedliche A in der es heisst, dass ein Bauer, der staunend dem Becherspiel eines C in Athen zuschaute, wie derselbe geschickt seine Kügelchen den Umst aus Nasen, Ohren und Köpfen herauszog, in die Worte ausbrach: „Mög eine Bestie nie auf meinen Hof kommen, denn alsdann würde bald al schwunden sein“. Die Beschreibungen dieser und vieler anderer halsbre Vorführungen sind uns von den alten Schriftstellern in grosser Zahl auf aber auch auf bildlichen Darstellungen finden wir solche weibliche Gauk in allerlei abenteuerlichen Stellungen, so dass wir es uns nicht versagen

stens einige derselben hier noch abzubilden. Auf Fig. 645 erblicken wir
it kurzen Beinkleidern und einer die Haare zusammenhaltenden Kappe
detes Mädchen, das den von Plato (Euthydem. p. 294) und Xenophon
os. §. 11) erwähnten gefährlichen Schwertertanz (ἐς μαχαίρας κυβιστᾶν)
ırt, indem es rückwärts und vorwärts über die mit den Spitzen nach oben
kten Schwerter Purzelbäume schlägt. Auf dem
n Bilde (Fig. 646) füllt eine mit langen Bein-
rn bekleidete Gauklerin in ähnlicher Stellung, wie
m ersten Bilde, aus einem vor ihr stehenden Krater
Kantharos, den sie mit den Zehen des linken
beim Henkel ergriffen hat, während sie mit den
des anderen Fusses den Stiel des zum Einschöpfen
mten Kyathos festhält. Eine vor ihr sitzende weib-
Gestalt, vielleicht die Anführerin der Gauklergesell-
führt während dessen mit drei Bällen ein Ball-
ıus, an dem sich möglicherweise auch noch die
chöpfende Künstlerin beteiligt. Das dritte Bild end-
ig. 647) zeigt uns wiederum eine weibliche Figur,
die Zehen als Finger benutzend in einer ziemlich
uemen Stellung einen Pfeil vom Bogen schnellt.



Fig. 650. Kugelspiel.

auch Männer, vielleicht Mitglieder der Tafelrunde selbst, führen bei
n Gelegenheiten ihre Künste vor. Da hat einer (Fig. 648) einen Skyphos
uf die Fusssohle gesetzt und führt ihn so zum Munde, um zu trinken,
derer (Fig. 649) hat den Rand
Schale mit den Zähnen gefasst
ersucht sie zu leeren, indem
ide und Füsse frei von sich
Luft streckt, ein dritter (Fig.
isst mit auf den Rücken ge-
en Händen eine Kugel an
Schenkel auf und ab spazieren.



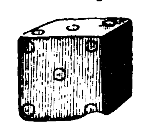


Fig. 651. Würfel.

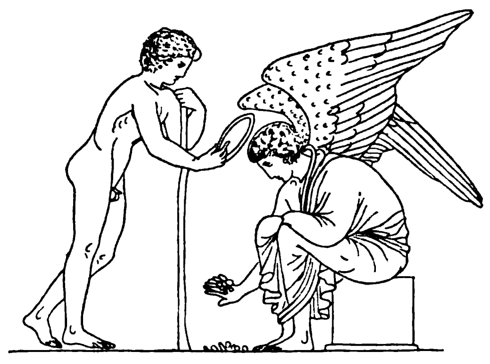


Fig. 652. Spiel mit Astragalen.

Zu den geselligen Spielen, die während des Symposion von den Trinkern
ırzweil angestellt wurden, gehörten, ausser dem Kottabos, noch die Brett-
Würfelspiele. Schon im Homer erscheint ein Brettspiel (πεττεία), als dessen
er Palamedes bezeichnet wird; jede nähere Kunde über die Art dieses
fehlt uns jedoch. Ebenso wenig können wir uns von einer anderen Art
tteia, bei der auf einer durch fünf Linien geteilten Tafel die Spieler
fünf Steinchen (ψῆφοι) gegeneinander kämpften, eine klare Vorstellung
n. Unserem Schach- und Damenspiel ähnlich scheint aber das sogenannte

Städtespiel (πόλεις παίζειν) gewesen zu sein, bei dem der Gegner auf ei Felder (πόλεις oder χῶραι) geteilten Brett durch geschickte Züge mit den matt gemacht wurde. Im Gegensatz zu diesem die Sammlung geistige in Anspruch nehmenden Spiele stand das der Stimmung der Trinke mehr zusagende Hazardspiel mit Würfeln und Astragalen. Das Wü (κύβοι, κυβεία, κυβευτήρια, *tesserae*) wurde anfangs mit drei, später n Würfeln gespielt. den parallel la Flächen die A und 6, 2 und 5, zeigten (doch k auch andere An gen vor, vergl. wo die parallel la Flächen sich ni 7 ergänzen) und meidung des aus konisch ge und im Innern fenartigen Absät sehenen Bechern



Fig. 653. Würfelspiel (?).

turricula) geworfen wurden. Jeder Wurf hatte seinen Namen, deren 64 Grammatikern erhalten sind. So hiess der glücklichste Wurf, bei de der drei Würfel sechs Augen (τρὶς ἕξ) zeigte, der Aphrodite- oder Venu der schlechteste hinge dem die drei Einse oben gekehrt ware Hunds- oder Wei (κύων, οἶνος oder au κύβοι). Für die an des Würfelspiels man sich der As (ἀστράγαλοι, *tali*), lä aus den Sprungbei Lämmer genommen fel, deren Flächen si dadurch markierten





Fig. 654. Büchse für Würfel.

zwei derselben flach, die dritte etwas erhöht und die vierte ein wenig waren. Letztere Seite wurde mit Eins bezeichnet und führte unte anderen Benennungen, wie bei den Kyboi, den Namen κύων, *canis*; gegenüberstehende Fläche, κῷος genannt, zeigte die Sechs; die dritte un Fläche hingegen, die mit der Drei und Vier bezeichnet wurden, hiessen Römern *suppus* und *planus*. Die Zahlen zwei und fünf fehlten auf den As da die kleinen rundlich gestalteten Endflächen derselben nicht mitzählt Zahlen waren übrigens nicht immer wirklich angegeben, denn da jede S

gals von der andern verschieden und dadurch an sich kenntlich war, ochte man die Bedeutung jedes Wurfes auch ohne Zahlen sofort zu erkennen. bei den Kyboi hatte auch bei den Astragalen, von denen vier in Anwendung kamen, jeder Wurf seinen Namen. Auch hier wurde der beste Wurf als Ἀφροδίτη bezeichnet und dem glücklichen Spieler durch ihn die Würde eines Symposiarchen zuerkannt. Ein anderes bei den jungen Mädchen besonders beliebtes



Fig. 655.
g mit Kampfhahn.

Fig. 656. Hahnenkampf.

war das mit fünf Astragalen oder Steinchen, die gleichzeitig in die geworfen und mit der äusseren Handfläche wieder aufgefangen werden en. Dieses Spiel, das auch noch heutzutage überall von der Jugend ben wird, hiess bei den Griechen ınfsteinspiel (πεντελιθίζειν, πεντα-ν) (Fig. 652). Bei den Knaben en war das „Gerade oder Unge- Spiel besonders gebräuchlich



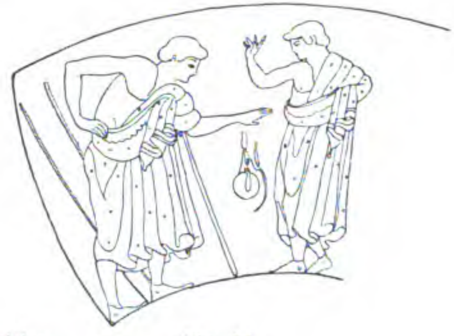


Fig 657. Morraspieler. Fig. 658.

σμός, ἄρτια ἢ περιττὰ παίζειν *ludere par impar*), bei dem der Spieler eine be- Zahl Astragalen in die Hand nahm und nun vom Gegenspieler erraten b die Anzahl gerade oder ungerade sei. Bildliche Darstellungen dieser Spiele



Fig. 659 Kottabos.

en wir mehrfach aus dem Altertume. So erblicken wir auf einem Vasen- Fig. 653) zwei mit Würfeln spielende Krieger (wenn es sich nicht etwa ine Abstimmung mit Stimmsteinen handelt). Auch werden Astragalen

und Würfel mit der richtigen Augenzahl sowie auch falsche in vielen I
aufbewahrt.

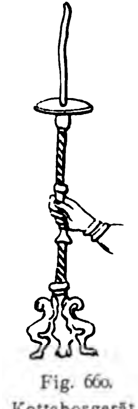


Fig. 660. Kottabosgerät.

Gewöhnlich trugen die Spieler die Astragalen in ei
Beutel bei sich (daher gehört ein Beutel mit Astragalen
gebräuchlichen Geschenken, die Jünglingen oder Knaben g
werden); mitunter wurden die Würfel auch in anderer We
bewahrt. So ist ein in Myrina gefundener Terrakottakop
gebildet und durch einen Schieber zu einer Büchse für
gestaltet (Fig. 654).

Im Anschluss an diese gesellschaftlichen Unterhal
wollen wir noch einige andere im Altertum beliebte Sp
wähnen. Hierhin gehören zunächst die durch Vasenbild
schnittene Steine, sowie durch schriftliche Zeugnisse ver
Hahnenkämpfe, an denen Jung und Alt in
Griechenland ein grosses Gefallen fand, seitdem,
wie es heisst, Themistokles nach seinem Siege
über die Perser eine jährliche Festfeier mit sol-



Fig. 661. Kottabos.

Fig. 662.

chen Hahnenkämpfen eingesetzt hatte. Vgl. Fig. 655, das Bild eines attische
lings, der seinen Lieblingshahn im Himation mit sich herumträgt, und Fig. 65
athenische Jünglinge, die in Gegenwart eines dritten ihre Kampfhähne gegen e
setzen. Der Zucht von Kampfhähnen wurde eine besondere Sorgfalt ge
und Tanagra, Rhodos, Chalkis, Delos und Medien standen im Ruf, die g
und kräftigsten Tiere zu liefern. Um ihre Wut zu vermehren fütterte
vor dem Kampfe mit Knoblauch, bewehrte ihre Beine mit scharfen

n und stellte sie darauf auf einem mit einer erhöhten Kante umgebenen einander gegenüber. Wetten, oft bis zu gewaltiger Höhe, pflegten dabei den Spielern und Zuschauern angestellt zu werden, kurz das Altertum uns auch hier bereits das Vorbild für die auch heute noch in manchen nden leidenschaftlich betriebenen Hahnenkämpfe. Auch Wachteln liess so gegeneinander kämpfen; man bewahrte sie gewöhnlich zum Kampf schenförmig gestalteten geflochtenen Käfigen auf. — Ebenso findet sich tertum bereits das noch gegenwärtig in Italien unter dem Namen der (*il giuoco alla morra*, *fare alla morra* oder *fare al tocco*) beliebte Bei diesem hatten zwei einander gegenüberstehende Spieler gleich- und blitzschnell die geballte Rechte zu öffnen und die Summe der eiden ausgestreckten Finger lautrufend zu erraten. Dieses den Aegyptern, nen und Römern bekannte, bei en mit dem Ausdruck *micare* s oder nur *micare* bezeichnete vergegenwärtigt uns sehr tref- in Vasenbild in der Pinakothek nchen (Fig. 657), auf dem Eros nteros als die Spielenden er- en. Wie eine Vergleichung nnlichen Darstellungen ergiebt, n die Spielenden damaliger Zeit rer Linken einen Stab, um eine ng des Spiels durch diese Hand rhindern, oder sie machten es ie noch heutzutage die Italiener, d. h. sie hielten die andere Hand auf Rücken wie in Fig. 658.

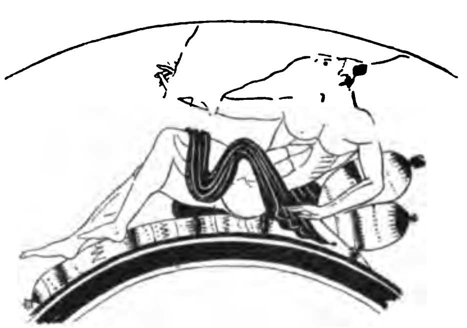


Fig. 663. Kottabosspiel.

Das gebräuchlichste Spiel beim Symposion war aber der Kottabos. Ein laberartiges Gerät, d. h. eine dünne meist aus Bronze verfertigte Säule auf Fussgestell wurde in die Mitte der Tafelrunde gerückt und auf der Spitze Scheibe (πινακίσκιον oder πλάστιγξ) im Gleichgewicht aufgestellt; es galt den Weinrest, den man in der Schale hatte, so geschickt zu schleudern, die Tropfen die Plastinx berührten und diese dadurch zum Herabstürzen en. Dies ist die einfachste Weise des Kottabos, wie sie in Fig. 659 dar- t ist. Vielfach wurde über den Stab eine glockenförmige Scheibe ge- en (Fig. 660), sodass die obere Scheibe beim Hinabfallen auf sie auf- n und sie dadurch zum Tönen bringen musste (Fig. 661), häufig wurde das Kottabosgerät oben mit einer Figur geschmückt, die in den empor- ckten Armen die Scheibe hielt (Fig. 662). Das ist der Manes (μάνης), nd jene glockenförmige Scheibe λεκανίς, λέβης, χαλκίον oder σκάφη ge- wurde. Die Stellung, die man zum Schleudern einnahm, war folgende: legte einen oder zwei Finger der ausgestreckten Hand durch den einen l der Trinkschale, sodass die Schale nach dem Körper zu stand; durch lötzliches Einziehen der Finger wurde dann die Schale zum Umkippen cht, sodass der darin befindliche Wein im Bogen weggeschleudert wurde

(vgl. Fig. 663, einen auf der Kline gelagerten und zum Kottabossp
rechten Arm vorstreckenden Jüngling darstellend. Von der Trinksch
er gefasst hielt, ist leider nur der Henkel erhalten. Dadurch, dass das I
Rundung des Gefässes angepasst werden musste, hat natürlich die Kli
gebogene Gestalt bekommen).

Tanz und Schauspiel.

Schon der Vers des Homer: „Reigentanz und Gesang, das sind
Zierden des Mahles", sowie seine Bemerkungen über den kunstreiche
der phaeakischen Jugend lassen uns den Wert erkennen, den das Altert
die künstlerische Ausbildung der Orchestik gelegt haben muss. Bei den
der Phaeaken bewegten sich die jungen Männer entweder im Chorreig
den in der Mitte des Kreises stehenden Sänger, oder zwei geschickte
führten einen Solotanz auf. Dass aber diese nach dem Rhythmus de
ausgeführten Bewegungen nicht bloss eine Gelenkigkeit der Beine, sonde
eine Biegsamkeit des Oberkörpers, sowie eine rhythmische Bewegung de
in sich schlossen, scheint aus den Worten Homers hervorzugehen, in
es heisst, dass beide Jünglinge in oft wechselnden Stellungen getanzt
Darin lag wahrscheinlich schon der Anfang der Mimik, die später den
bestandteil der Orchestik bildete. Die Darstellung einer Empfindung, I
schaft oder Handlung durch Geberden als natürliche Zeichen derselb
war, wie Lucian sagt, der Zweck der Tanzkunst. Durch die den Süd
eigene Lebhaftigkeit und ihr mimisches Talent, sowie durch den ihn
geborenen Sinn für rhythmische Formen und Grazie entfaltete sich die
kunst zur höchsten Schönheit. Ebenso wie nun die Gymnastik und A
als echt volkstümlich so lange in ihrer ursprünglichen Reinheit sich er
als das sittliche Prinzip unter den Hellenen überhaupt noch seine
bewahrte, blieb auch die Orchestik, stets wach erhalten durch die Cho
an den zahlreichen Festen der Götter, in den ursprünglichen Grenze
Einfachheit. Nach und nach bildete sich jedoch mit dem sinkenden Ges
der späteren Zeit ein Vorurteil gegen die Selbstbeteiligung am Tanz au
so sehen wir, wie in der Agonistik die auf Glanz berechnete Athletik
der Orchestik die Virtuosität einer handwerksmässig getriebenen Mi
höchstes Ziel hervortreten.

Eine Sonderung der Tänze nach ihrem Charakter in kriegerisc
gottesdienstliche erscheint schon deshalb als eine gewagte, weil eine Verb
aller mit dem Kultus ursprünglich wenigstens vorherrschend war. Pa
vielleicht würde die Einteilung in bewaffnete und friedliche Tänze ersc
die Plato als τὸ πολεμικὸν εἶδος und τὸ εἰρηνικόν bezeichnet. Unter den
tänzen, die besonders dem Charakter des Dorismus zusagten, wird als
zugleich aber auch als beliebtester Tanz die Pyrrhiche (πυῤῥίχη) genann
Entstehung fällt in eine mythische Zeit, indem bald der Kreter oder Sp
Pyrrhichos, bald die Dioskuren oder auch des Achilleus Sohn

ihre Stifter angesehen wurden. Die Pyrrhiche bestand aus einem mehreren in kriegerischer Rüstung mimisch ausgeführten Waffen- bei dem die Bewegungen des Angriffs und der Verteidigung nachgeahmt en. Diese nach gewissen Regeln ausgeführten Fechterstellungen, bei denen rme wohl vorzugsweise das Geberdenspiel ausführten, wurden aus diesem de auch mit dem Namen *χειρονομία* bezeichnet. Bei den dorischen nopädien, sowie an den grossen und kleinen Panathenäen zu Athen bildete Tanz den Hauptakt, und der Wert, der seiner künstlerischen Ausführung messen wurde, geht unter anderem daraus hervor, dass die Athener dem nichos wegen seiner Geschicklichkeit in der Ausführung der Pyrrhiche das kommando des Heeres übergaben. In späterer vurde ein bacchisches Element diesem Waffen- beigesellt, indem man die Darstellung der Thaten Dionysos damit verflocht. Vielleicht ist das unter 664 abgebildete Fragment eines norfrieses, auf dem zwischen anzenden Kriegern ein Satyr mit susstab und Epheukranz einen ischen Tanz ausführt, eine Ab- ng der Pyrrhiche der späteren

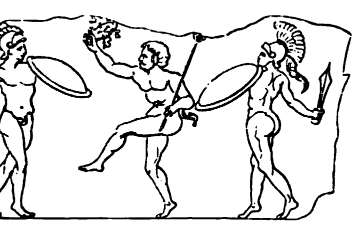


Fig. 664. Pyrrhiche.



Fig. 665. Tänzerinnen. Fig. 666.

Von den anderen orchestischen Waffenspielen führen wir noch die den nen und Magneten eigentümliche *καρπεία* an, bei der unter Flöten- itung der Ueberfall eines den Acker pflügenden Kriegers durch einen ffneten Räuber und der Kampf beider mimisch dargestellt wurde.

Bei weitem grösser war die Zahl der waffenlosen Reigen, die je nach dem en der dadurch zu ehrenden Gottheit einen verschiedenen Charakter trugen. enteils bestanden sie aus Chortänzen, die sich gemessenen Schrittes um Altar bewegten. Einen schon lebhafteren Charakter trugen die an den nopädien von Männern und Knaben ausgeführten durch die Schönheit Bewegungen ausgezeichneten Chortänze. Diese bestanden in einer Nach- ng einzelner gymnastischer Uebungen, besonders des Ringkampfes und ration, hierauf pflegte in späterer Zeit die kriegerische Pyrrhiche zu folgen. er verdient hier der zu Ehren der Artemis Karyatis in Sparta übliche Tanz Erwähnung, den die spartanischen Jungfrauen mit kurzem Chiton bekleidet ein korbartiges Weidengeflecht (*σαλία*) auf dem Kopfe tragend (Fig. 665) führen pflegten. Zahlreich sind auch die Darstellungen von Tänzerinnen.

die ganz in Gewänder eingehüllt (selbst das Gesicht ist zum Teil bedec
zierlichen Bewegungen ihren Körper zu drehen pflegten, vgl. Fig. 666.
den Kettentanz (ὅρμος) rechnen wir hierher. Jünglinge und Jungfrauen, d
ander an den Händen hielten, führten in bunter Reihe diesen anmutigen
aus, jene im kriegerischen, diese mit dem sanften und zierlichen S
ihres Geschlechts tanzend, so dass das Ganze, wie Lucian sagt, ein



Fig. 667. Reigentanz.

männlicher Tapferkeit und weiblicher Bescheidenheit geflochtenen Kette
(vgl. Fig. 667). Mannigfache andere Tanzweisen, von denen wir nur no
Namen kennen, und die in den verschiedenen Gauen Griechenlands in



Fig. 668. Bacchischer Tanz.

besonderen Eigentümlichkeit zur Geltung gekommen sein mochten, über
wir hier und wenden uns zu der mit dem dionysischen Kultus zusan
hängenden mimischen Festfeier. Bei diesem Kultus war mehr als bei
anderen der tiefe Sinn, in dem der Mythos zu den Naturereignissen sta
das Bewusstsein des Volkes gedrungen. Der gewaltige Kampf, den die
von der Ertötung alles Lebenden im Herbste und ihrer Erstarrung im
bis zu ihrem Wiedererwachen im Frühling durchlief, das war der symb
Gedanke, der dem bacchischen Mythos zu Grunde lag. Und diese Gege

'rauer und Freude, die in dem steten Wechsel der Jahreszeiten liegen,
ihren Ausdruck in den wilden Tänzen der Mainaden, dieser rasenden
r, die auf den Höhen des Parnassos und Kithairon dem tragbaren Holz-
es Dionysos ihre Verehrung darbrachten (Fig. 668), sie fanden aber auch
dionysischen Festfeiern ihren Ausdruck in ernsten und heiteren Spielen.
Dithyrambos, jenem begeisterten, bald ernsten, bald heiteren Chorgesange,
ndem er beim Herannahen des Winters oder beim Beginn des Frühlings
immt wurde, entsprachen ernste und fröhliche Chorreigen. Zwischen den
ıen Gesängen traten die Führer des in Satyrntracht gekleideten Chores
und erklärten in frei erfundener Rede, den Inhalt des Chorgesanges
am ergänzend und erläuternd, die Schicksale des Dionysos nach dem
aligen Charakter des Dithyrambos bald in ernster, bald in launiger Weise.
lagen die Anfänge der dramatischen Kunst, welcher Thespis dadurch, dass
Chor den ersten Schauspieler entgegenstellte und mit den Chorführern
echselgespräch auftreten liess, die erste abgerundete künstlerische Gestalt
. Aus jenen an den Lenäen, dem bacchischen Winterfeste, aufgeführten
n, wo in den Leiden des Dionysos die ersterbende Natur geschildert
, entstand die Tragödie, während aus den kleinen oder ländlichen Dionysien,
chlussfeste der Weinlese, die Komödie hervorging. Bei diesem Fest
das Symbol der Zeugungskraft der Natur, der Phallos, im festlichen
herumgetragen zu werden, umgeben von einer jubelnden und mit allerlei
n und Kränzen vermummten Menge. Waren die zu Ehren des Gottes
immten phallischen Lieder verklungen, so überliess man sich einer aus-
nen Lustigkeit, in der Neckerei, Witz und Spott auf die Zuschauer ge-
und von diesen erwidert die ungebundene Fröhlichkeit erhöhten.
ie Ausbildung der Komödie und Tragödie, sowie die Trennung des
ramas von letzterer hier näher einzugehen, würde die uns gesteckten
en überschreiten. Wir werden deshalb unsere nachfolgenden Betrach-
über das griechische Theater vorzugsweise auf die Ausstattung der
soweit diese oben S. 240 ff. noch nicht in Betracht gezogen ist, sowie auf
ostüm der Schauspieler zu richten haben.

Werfen wir zunächst einen Blick auf den Zuschauerraum im Theater
nd der Vorstellung. Gewährt auch kein antikes Monument den Anblick
bis in seine obersten Sitzreihen gefüllten Theaters, so kann die Phantasie
esers sich doch leicht eine Vorstellung von dem gewaltigen Eindruck
n, den eine solche unter dem blauen Zeltdache eines südlichen Himmels
'steigenden Rängen gruppierte Volksmenge in ihren buntfarbigen Ge-
rn auf den Beschauer hervorgebracht haben mag. Schon mit der ersten
nröte begannen sich die Sitzreihen mit Schaulustigen zu füllen, denn ein
eeilte sich, gegen Erlegung des Eintrittsgeldes (θεωρικόν) einen günstigen
zu erlangen. Dieses an den Bauunternehmer oder an den Theaterpächter
hlende Eintrittsgeld von zwei Obolen, das den Aermeren seit Perikles
taatsmitteln ersetzt wurde, bildete bekanntlich eine der bedeutendsten
rückendsten Ausgaben des athenischen Staatshaushaltes. Denn nicht
bei den Festaufzügen an den Dionysien, wie ursprünglich bestimmt war,

sondern später auch bei anderen festlichen Gelegenheiten verlangte d
die Vergünstigung eines freien Eintritts. So geschah es, d
die Ueberschüsse der für die Theorien aus der Tributkasse bes
Gelder nicht mehr ausreichten, die für den Fall eines Krieges zurück
Ueberschussgelder aus der Verwaltung angegriffen und aufgebraucht
mussten, um die unersättliche Schaulust des Volkes zu befriedigen.
Plätze im Theater waren natürlich nicht alle von gleicher Güte, bildet
dennoch, den Ehrenplätzen (προεδρία) an bevorzugter Stelle gegenüber n
einzigen Rang, in dem das Publikum sich vielleicht nach Phylen ordne
die Aufrechthaltung der Ordnung unter den Theaterbesuchern so

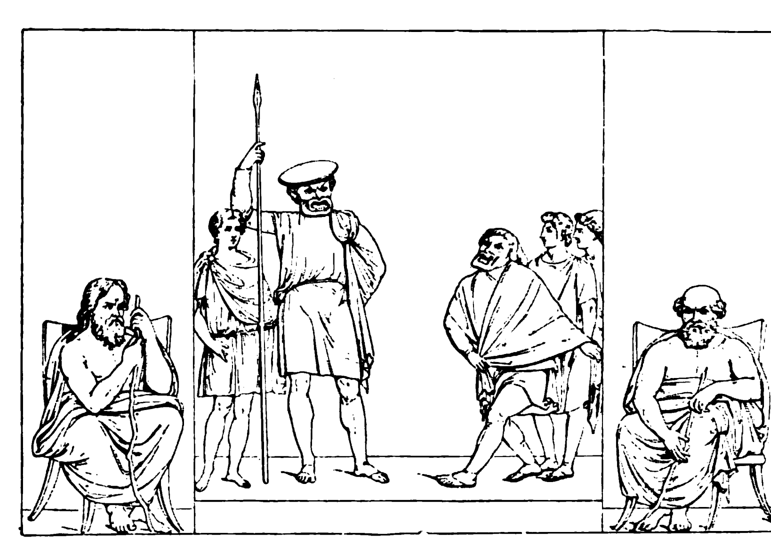


Fig. 669. Die Rhabduchen in der Komödie.

Theaterpolizei (ῥαβδοφόροι, ῥαβδοῦχοι). (Vergl. Fig. 669, eine Komödi
darstellend; zu beiden Seiten der Bühne sitzt ein Rhabduchos). Die Hau
der Zuschauer bestand aus Männern; die Frauen, denen an sich der
des Theaters erlaubt war, werden gemäss der allgemein herrschende
lichen Sitte grosse Zurückhaltung im Besuch des Theaters gezeigt habe
Ausnahme machten nur die Hetären, die sich auch in der Komödie hä
Zuschauerinnen einfanden. Mit ziemlicher Gewissheit aber kann man an
dass die Sitze der Frauen in der älteren Zeit von denen der Männer
gewesen sind; später sassen sie mit den Männern zusammen. Den Kna
der Zutritt zur Tragödie sowohl wie zur Komödie gestattet. Für die
gab es zeitweise im Dionysostheater eine besondere Abteilung, ebenso
den Rat, die βουλευταί; wir wissen aber nichts über die Lage diese
Ob auch Sklaven sich unter die Zuschauer mischen durften, bleibt zwe
Denn ebenso wie den Pädagogen der Eintritt in die Schulstube wäh
Unterrichts eigentlich verboten war (doch vergl. oben Fig. 457), mochte ih
die Begleitung ihrer Pflegebefohlenen zu den Sitzplätzen im Theater, ni

ıeres Verweilen erlaubt sein. Ebenso waren die Sklaven, welche den Er-
nen Polster für die Sitzplätze nachtrugen, vom Zuschauen ausgeschlossen.
h ist es, dass seit der Zeit, wo der Eintritt käuflich wurde, auch gewissen
ı von Sklaven der Besuch des Theaters gestattet war. Was die Haltung
schauer während der Vorstellung betrifft, so kann man aus manchen
bei den alten Schriftstellern schliessen, dass diese schon damals eine
bewegliche war, wie noch heutzutage in den Theatern des südlichen
ıs. Mit rauschendem Beifall, der sich durch Händeklatschen, Zuruf und
en von Blumen kund gab, wurden die Dichter und die Leistungen der
en Schauspieler begrüsst; gegen schlechte Darsteller hingegen machte
r Unwillen des Publikums durch Pfeifen, ja sogar mitunter in Thätlich-
Luft. Dieselben Beweise des Beifalls oder der Verhöhnung richteten
er auch gegen einzelne Persönlichkeiten unter den Zuschauern bei ihrem
in das Theater.

Venden wir uns nun zur dekorativen Ausstattung der Skene, über die,
die Untersuchungen Dörpfelds nicht abgeschlossen vorliegen, leider
es noch im Unklaren bleiben muss. Die Skenenfront war in der ältesten
ır einstöckig; als aber die Weiterbildung des griechischen Dramas eine
kommnung des Bühnengebäudes erheischte, wurde die Skenenfront
Nach Vitruv wurde sie architektonisch gegliedert und mit Säulen,
aven und Gesimsen reich geschmückt, wie dies aus der besonders wohl
ıen Skene des freilich nach römischem Muster angelegten Theaters zu
los ersichtlich ist. Fünf Thüren befanden sich nach der Angabe
im Hintergrunde, deren mittelste man wohl aus dem Grunde „die
zur königlichen Burg" *(valvae regiae)* nannte, weil in der antiken
lie meist der Platz vor dem Königspalaste als Ort der Handlung gewählt
Die beiden dieser Hauptpforte auf jeder Seite zunächst liegenden
ı stellten die Eingänge zu den mit der königlichen Wohnung ver-
ıen und zur Aufnahme der Gastfreunde bestimmten Baulichkeiten dar
essen aus diesem Grunde die *hospitalia.* Die letzten beiden Thüren
, die in der Nähe der von der Front der Skenenwand und den Flügeln
ihne gebildeten Ecken lagen, hiessen *aditus* und *itinera.* Die eine
en deutete den Weg zur Stadt, die andere den in die Fremde an. Bei
rn, deren Skenenwand drei Thüren hatte, erhielten die beiden äusseren
ge dieselbe Bedeutung, wie die Eckthüren der fünfthürigen Skenenwand.
elbar vor der Skenenfront oder vielleicht nur wenige Fuss davon entfernt
sich ein hölzernes Rahmenwerk, über das die Hinterdekoration gespannt
ırch deren Veränderung in Verbindung mit der Umdrehung der Periakten
chsel der Skene hergestellt werden konnte; ob sie aber aus verschiebbaren
hen Wänden zusammengesetzt war oder aus einem einheitlichen Vor-
estand, müssen wir dahingestellt sein lassen. Neben der Hinterdekoration
um den Eindruck der Wirklichkeit zu verstärken, zwei Seitencoulissen,
en (*περίακτοι* oder *μηχαναί*), aufgestellt, die aus einem mit bemalter
and bekleideten, leichten Holzverbande in Form dreiseitiger auf Zapfen
rer Prismen bestanden. Jede dieser drei Flächen war mit einer ver-

schiedenen Dekoration bemalt, sodass durch die veränderte Stellung der Periakte eine Ortsveränderung der Skene angedeutet wurde. Die wenigen in den alten Stücken vorkommenden Verwandlungen der Skene konnten also mit Leichtigkeit vorgenommen werden. Zur Vervollständigung des Skenenraumes bedurfte es aber einer über die Bühne gespannten Balkendecke, oder, mit einem in unseren Theatern gebräuchlichen Ausdruck, eines Schnürbodens, dessen einstmaliges Vorhandensein sich bei dem Theater zu Aspendos noch nachweisen lässt. Auf dieser Balkendecke befanden sich die Krahne und Bahnen für die Flugmaschinen (mit dem allgemeinen Ausdruck als *μηχανή* und speziell als *γέρανος, αἰώρημα, στροφεῖον* und *ἡμιστρόφιον* bezeichnet), in denen Götter und Heroen auf die Bühne herabstiegen oder aufwärts durch die Lüfte emporgehoben wurden, oder endlich Erscheinungen in der Höhe über die Bühne hinwegschwebten. Eine solche Schwebemaschine war vielleicht auch das Theologeion (*θεολογεῖον*), auf dem die Götter in der Tragödie erschienen. Eine herabhängende Tapete oder Soffite (*κατάβλημα*) mag den Abschluss der Bühne nach oben gebildet und dadurch zugleich das Holzwerk des Schnürbodens mit seinen Maschinen den Augen der Zuschauer entzogen haben. Dass natürlich, solange die Schauspieler ebenso wie der Chor in der Orchestra auftraten, der grösste Teil dieser Vorrichtungen unnötig war, liegt auf der Hand; sie werden im allgemeinen erst einer späteren Zeit angehören, nachdem die Blüte des Dramas schon längst vorüber war. Ueber die mehrfach beobachteten unterirdischen Gänge vom Bühnengebäude nach der Mitte der Orchestra, die unseren Versenkungen zu entsprechen scheinen, ist schon S. 249 gesprochen worden. Dass die altattische Bühne keinen Vorhang gehabt haben kann, bedarf keiner Auseinandersetzung, später wird der Vorhang (*αὐλαία, παραπέτασμα*, früher auch *προσκήνιον* genannt) erwähnt; er war vielleicht in der Mitte teilbar, sodass seine beiden Hälften hinter den Proskenionswänden zur Seite geschoben werden konnten.



Fig. 670 Die Tragödie.

Bei dem Kostüm der Schauspieler ist vor allem die Bedeckung des Kopfes durch eine Maske (*πρόσωπον*) zu erwähnen. Der Ursprung der Maske wurzelt unstreitig in jenen scherzhaften Gebräuchen, mit denen die Feste des Dionysos vom Volke begangen wurden (vergl. S. 457). Mummereien und Verkleidungen fanden hier schon in den ältesten Zeiten statt, und die Bemalung des Gesichts mit Weinhefen oder Mennig, oder das Anlegen von Masken aus Blättern oder Leinwand spielte dabei eine Hauptrolle. Mit den Anforderungen unserer Zeit an die Schauspielkunst, in der das Mienenspiel des Schauspielers als ein notwendiges Erfordernis für die Darstellung betrachtet wird, verträgt sich freilich die Bedeckung der Gesichtszüge durch eine starre Larve oder die Einhüllung des ganzen Kopfes durch eine geschlossene Maske nicht. Im Altertume hingegen, wo nicht das Individuum, sondern die verschiedenen Kategorieen und

Stände der Gesellschaft durch die Maske bezeichnet werden sollten, that die Starrheit der Maske dem Eindruck, den das Spiel auf die Zuschauer ausübte, keinen Eintrag. K. O. Müller sagt darüber, dass „das Unnatürliche, welches in der Gleichmässigkeit der Gesichtszüge bei den verschiedenen Handlungen in einer Tragödie für unseren Geschmack liegt, in der alten Tragödie viel weniger zu bedeuten gehabt hat, in der die Hauptpersonen, von gewissen Bestrebungen



Fig. 671. Masken der Tragödie.

und Gefühlen einmal mächtig ergriffen, durch das ganze Stück in einer gewissen habituell gewordenen Grundstimmung erscheinen. Man kann sich gewiss einen Orestes des Aischylos, einen Aias bei Sophokles, die Medea des Euripides


Fig. 672. Masken der Komödie.

wohl durch die ganze Tragödie mit denselben Mienen denken, aber schwerlich einen Hamlet oder Tasso. Indessen konnten auch zwischen den verschiedenen Akten die Masken so gewechselt werden, dass die nötigen Veränderungen bewerkstelligt wurden.“ Das griechische Theater aber bedingte durch seine Grösse die Anwendung künstlicher Mittel, damit die auf der Bühne gesprochenen Worte, sowie der Gang der Handlung auch den entfernt Sitzenden verständlich werden konnten. Zu diesen Mitteln gehörte die durch die Anlegung hoher Masken und der Kothurne bewirkte Vergrösserung der Schauspieler. Die Vervollständigung der Maske zu einer nicht nur das Gesicht, sondern auch den ganzen Kopf verhüllenden Bekleidung mit darauf befestigtem Haupthaar und Toupé, Onkos (ὄγκος) genannt, wurde dem Aischylos zugeschrieben (vergl. für den ὄγκος die Büste der Tragödie im Vatikan, Fig. 670). Augen und Mund mussten an den Masken natürlich durchbrochen sein; jedoch war die Oeffnung für die Augen nicht grösser als die Pupille des unter der Maske verborgenen Schauspielers, und in gleicher Weise war das Mundloch nur wenig mehr geöffnet als notwendig, um der Stimme den freien Durchgang zu gestatten. So waren


Fig. 673. Tragische Scene.

die Masken in der Tragödie konstruiert, während die der Komödie mit verzerrten, weitgeöffneten und zur Verstärkung des Tones schalllochartig gestellten Lippen versehen waren. Durch verschiedenartige Modellierung, durch Bemalung sowie durch Farbe und Anordnung des Haupthaares und des Bartes wussten die Griechen ihren Masken einen mannigfachen Charakter zu geben.



Fig. 674. Probe zum Satyrspiel.



Fig. 675. Vorübung zum Satyrspiel.

So kennzeichneten sich die für Rollen von Greisen, von jungen Männern, von Frauen in ihren verschiedenen Lebensaltern und von Sklaven bestimmten Masken durch charakteristische Merkmale, die Pollux aufzählt. Durch diese

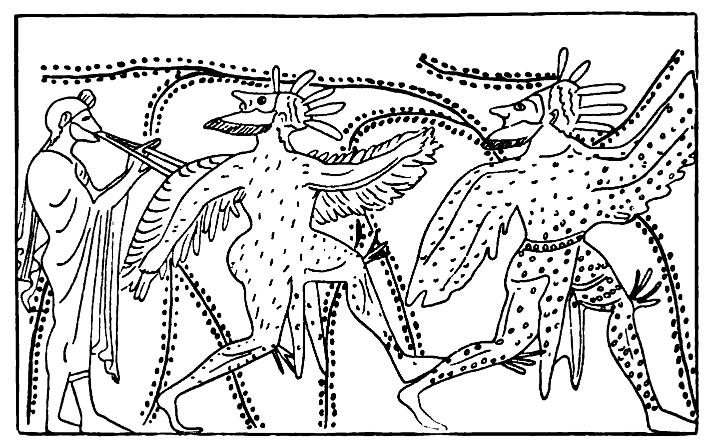


Fig. 676. Die Vögel des Aristophanes.

Mannigfaltigkeit mochte das Unnatürliche, das selbst das geschickteste Spiel der Schauspieler nicht zu bannen vermochte, in gewisser Beziehung gemildert werden. Von den zahlreichen, auf Monumenten vorkommenden Nachbildungen von Masken haben wir unter Fig. 671 und Fig. 672 eine Anzahl zusammengestellt. Die auf Fig. 671 *a*, *b*, *c*, *d* abgebildeten gehören der Tragödie an,

unter diesen zeichnen sich *b* und *c* durch den hohen Onkos aus; *d* giebt eine mit reichem Lockenschmuck versehene weibliche Maske und *e* die mit Epheu bekränzte kahlköpfige Maske, die im Satyrspiel zur Anwendung kam. Dieselbe Mannigfaltigkeit aber, welche die Tragödie erforderte, verlangten auch die in der Komödie benutzten Masken, von denen unter Fig. 672 eine Anzahl abgebildet ist. Um das richtige Verhältnis in der durch den hohen Onkos vergrösserten Figur herzustellen, vor allen Dingen aber, um aus der Mitte der Choreuten, mit denen zusammen sie in der Orchestra auftraten, hervorzuragen, pflegten in der Tragödie die Schauspieler sich hoher Stelzenschuhe oder Kothurne (*κόθορνος*) zu bedienen und durch Auspolsterung der Glieder ihre Gestalt zu vergrössern. Auf solchen Stelzenschuhen schreiten auf einem aus einer Tragödie genommenen Bilde (Fig. 673) die beiden Schauspieler einher. — Sonst wurden die bei den dionysischen Festfeiern üblichen Gewänder in Zuschnitt und Farbe auch auf die Bühne übertragen und streng beibehalten. Reichgestickte Chitone und Himatien, mit goldenen und glänzenden Zierraten besetzt und von hellen Farben, schmückten die tragischen Schauspieler. In der Komödie hingegen wurde die Tracht des gewöhnlichen Lebens nachgeahmt, mit dem Unterschiede, dass die ältere Komödie sie gern ins Lächerliche zog und durch lascive, dem dionysischen Kultus eigentümliche Anhängsel die Lachlust des Publikums herausforderte, während die neuere Komödie nur die karrikierte Maske, nicht aber das groteske Kostüm der älteren Zeit adoptiert hat. Von Monumenten mit Scenen aus der Tragödie sind uns nur wenige, desto mehr aber mit solchen aus dem Satyrspiel und der Komödie erhalten; in den allerwenigsten Fällen jedoch kann man die Darstellungen den erhaltenen Dramen anpassen. So z. B. lässt uns das unter Fig. 674 dargestellte Bild einen Blick in das *χορηγεῖον* oder *διδασκαλεῖον* eines Dichters oder Chorführers vor der Aufführung eines Satyrdramas thun. Der bejahrte Dichter scheint zwei mit zottigem Schurze bekleidete Choreuten über die im Stücke ihnen zuerteilten Rollen zu belehren, während ein Flötenbläser die Musik einübt. Rechts im Hintergrunde aber erscheint ein Schauspieler, der im Begriff ist, sein Kostüm mit Hülfe eines Dieners anzulegen; die dazu gehörige Maske liegt neben ihm. Einer ähnlichen Vorübung zum Satyrspiel sind die Fig. 675 abgebildeten Schauspieler entnommen, von denen der eine als Herakles, der andere als Seilenos kenntlich ist. Ob Fig. 676 uns einen Blick in eine Darstellung der „Vögel“ des Aristophanes thun lässt (zwei mit Flügeln und Federkleid angethane Choreuten tanzen zu den Tönen



Fig. 677. Einübung einer tragischen Rolle.

der Flöten), kann fraglich erscheinen, immerhin ist es nicht unwahrscheinlich; sicher ist jedenfalls, dass die Choreuten des Aristophanes mit sehr geringen Andeutungen der Wesen, in deren Namen sie auftraten (Frösche, Wespen, Vögel) sich begnügen mussten. Eine zu den Tönen der Kithara erfolgende Einübung einer tragischen Scene schildert Fig. 677; der auf einem Stuhl sitzende



Fig. 678. Tanz auf der Bühne.

Dichter hält die Rolle, um dem eine tragische Frauenrolle mit Pathos deklamierenden Schauspieler nötigenfalls einhelfen zu können; im Hintergrund spielt ein Mann in langem Gewande die Kithara. Eine musikalische Scene endlich führt uns Fig. 678, eins der beiden in Pompeji gefundenen feinen Mosaike des Dioskurides vor; zwei bäuerlich gekleidete Schauspieler tanzen und begleiten ihre Tanzbewegungen mit den Tönen des Tamburin und der Kymbala, während eine Frau dazu die Flöten bläst; ein Knabe im Hintergrund schaut verlegen der Scene zu.

Die Opfer.

Um sich mit der Gottheit in unmittelbaren Verkehr zu setzen, hat der Mensch das Gebet und das Opfer. Dreierlei Beweggründe konnten dazu führen. Einmal galt es, die Gottheit für den glücklichen Ausgang menschlichen Beginnens gnädig und geneigt zu stimmen, oder den Zorn der Gottheit bei Gefahren und Heimsuchungen zu besänftigen. An zweiter Stelle folgen die Opfer, in denen sich der Dank für die Gewährung der Bitten aussprach. Diesem Dankopfer schloss sich als drittes das Sühn- oder Bussopfer an, das der Mensch zur Sühne seiner Frevel gegen göttliche und menschliche Satzungen darbrachte. Die Art und Weise des Gebets und Opfers richtete sich nach der Veranlassung, die ihnen zu Grunde lag. Bevor aber der Mensch in den Verkehr mit der Gottheit trat, musste er sich einer äusseren Reinigung (*καθαρμοί, ἱλασμοί, τελεταί*) unterziehen, wie überhaupt jeder, der die dem Kultus geheiligten Räume betrat. Aus diesem Grunde standen Gefässe mit geweihtem Wasser am Eingange, mit dem die Eintretenden sich entweder selbst besprengten oder vom Priester besprengt wurden (Fig. 679). Diese Lustrationen waren aber auch im gewöhnlichen Leben bei allen Handlungen geboten, die mit dem Kultus irgendwie verbunden waren. Eine solche Bedeutung hatten das auf S. 327 und 331 beschriebene Brautbad, die den heiteren Gelagen vorangehenden Waschungen, sowie das vor der Thür der Wohnung eines Verstorbenen aufgestellte Wasserbecken, in dem die Leidtragenden beim Verlassen des Trauerhauses sich wuschen, da jede Berührung mit dem Toten als eine Verunreinigung angesehen wurde, die vom Verkehr mit der Gottheit ausschloss. Eine andere Art der Reinigung war die durch Feuer und Rauch. Eine solche Lustration mit dem Dampfe des „fluchabwendenden Schwefels“ (*περιθείωσις*) nahm Odysseus in seinem Hause nach dem Morde der Freier vor; ebenso lag der auf dem Altar angezündeten Flamme sowie der allgemeinen Sitte, bei religiösen Handlungen brennende Fackeln zu tragen, wohl dieselbe symbolische Bedeutung wie bei den Abwaschungen zu Grunde, nämlich dass durch die Flamme die sittliche Verunreinigung von dem Opfernden entfernt werden sollte. Eine derartige Entsündigung des neugeborenen Kindes durch Herumtragen desselben um die Flammen des Hausaltars ist bereits S. 332 erwähnt worden. Die Lustration durch Wasser und Feuer erstreckte sich aber nicht nur auf die Person des Betenden, sondern auch auf seine Kleidung und auf die Opfergeräte. So z. B. reinigte Achilleus den Becher mit Schwefel und Wasser, bevor er dem Zeus das Trankopfer darbrachte, und Penelope badete und legte reine Gewänder an, bevor sie die Gebete und das Opfer für die Errettung ihres Sohnes vollzog. Auch gewissen Pflanzen schrieben die Griechen eine solche reinigende Kraft zu, der Myrte, dem Rosmarin und dem Wachholder. Besonders aber sollte dem apollinischen Lorbeerzweige eine



Fig. 679. Wedel zum Besprengen.

die Blutschuld sühnende und reinigende Kraft innewohnen. Diese Reinigung konnte, wie bei dem Einzelnen, auch bei ganzen Gemeinden und Ländern zur Sühne vorgenommen werden, wie z. B. im Homer das Heer der Achäer auf Geheiss des Atriden „sich entsündigte und die Befleckung ins Meer warf.“ In der historischen Zeit kommen nach verheerenden Seuchen und Bürgerkriegen mehrfach Entsühnungen ganzer Ortschaften vor, so jene bekannte von Epimenides aus Kreta vollzogene Entsühnung Athens nach dem kylonischen Blutbade.

Dem Akte der Reinigung folgte das Gebet. Von ihm sagt Plato, dass jegliches Unternehmen, das geringe sowohl, wie das grosse, mit der Anrufung der Götter beginnen solle, und dass es für einen tugendhaften Mann das Schönste und Beste und die Glückseligkeit des Lebens am meisten Fördernde wäre, wenn er die Götter durch Opfer verehre und durch Gebete und Gelübde fortwährende Gemeinschaft mit ihnen unterhalte. Das Gebet, meist aus kurzen, durch Ueberlieferung fortgepflanzten Formeln bestehend, war fast mit allen



Fig. 680. Gebet.



Fig. 681. Gebet.

Gewohnheiten des täglichen Lebens, mit allen Handlungen des Einzelnen, sowie ganzer Gemeinden verknüpft. Gewöhnlich wurde eine Dreizahl von Göttern, z. B. Zeus in Verbindung mit der Athena und dem Apollo angerufen, ja um nicht die Gottheit durch Auslassung eines Namens zu erzürnen, pflegte man ein: „magst du Gott oder Göttin sein“, oder: „mag dir dieser oder ein anderer Name lieber sein“ hinzuzufügen. In stehender Stellung, mit emporgehobenen Händen flehte der Betende zu den olympischen Göttern (vgl. Fig. 680 und 681), mit vorgestreckten zu den Meergöttern und mit abwärts gekehrten zu den Unterirdischen, die auch durch Stampfen des Fusses oder durch Klopfen auf den Boden angerufen wurden. Am Boden hingestreckt sein Gebet zu verrichten war nicht griechischer, sondern orientalischer Brauch: nur die Schutzflehenden pflegten in knieender Stellung das Standbild der Gottheit zu umschlingen. Dem Gebete schliesst sich aber auch der Fluch an, der gegen die Uebertreter göttlicher und menschlicher Satzungen geschleudert wurde, und zu dessen Vollstreckung man die Erinyen heraufbeschwor. Und wie mit dem Fluche die Strafe der Götter auf das Haupt des Schuldigen gelenkt wurde, verband auch der Grieche mit dem Eidschwur den Gedanken,

dass Zeus Horkios, der Eidesrächer, der über die Heilighaltung aller Schwüre wachte, den Eidbrüchigen mit seinem Zorne treffen möge. Der feierliche, bindende Eid wurde aus diesem Grunde an geweihter Stätte vor dem Altar oder dem Götterbilde vollzogen, indem der Schwörende diese berührte oder die Hand in das Blut des Opfertieres eintauchte und, ebenso wie beim Gebete gewöhnlich eine Dreizahl von Göttern zu Zeugen des Schwures anrief. Dies

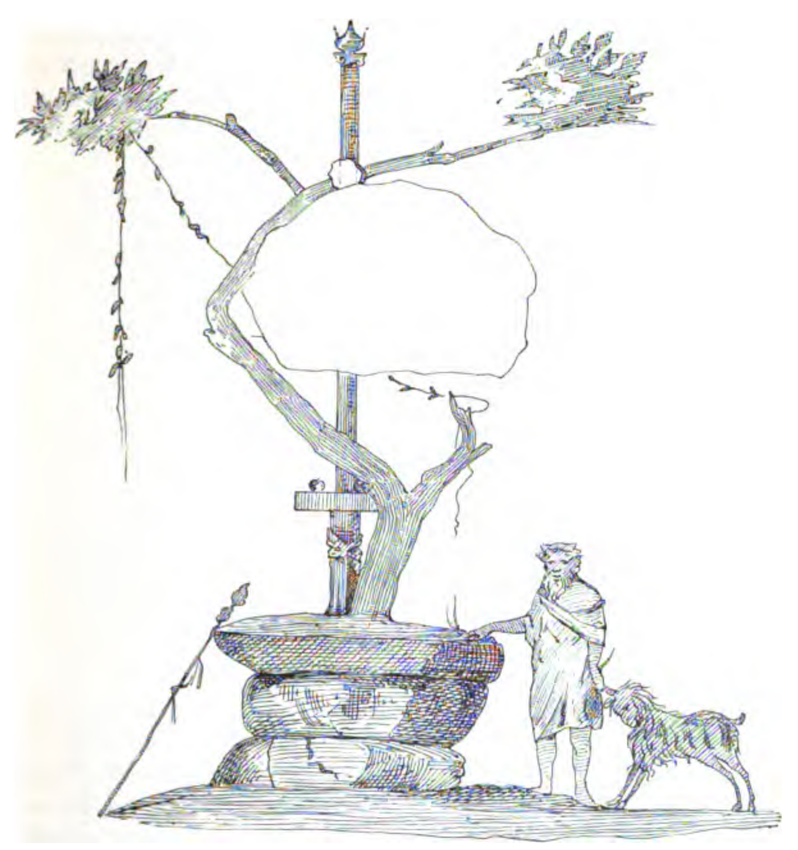


Fig. 682. Opfer.

war die spätere Sitte, während in der homerischen Zeit die Heroen beim Schwur das Skeptron gen Himmel erhoben.

Alle Bitten und Gebete wurden, um die Gottheit geneigt zu machen, mit einer Darbringung von Gaben begleitet. Diese konnten entweder als Opfer zum augenblicklichen und schnell vergänglichen Genuss der Götter am feuerlosen oder brennenden Altar dargebracht werden, oder als Weihgeschenke, die ein bleibendes Eigentum an geweihter Stätte wurden; denn Geschenke bestimmten, nach einem alten Ausspruche, das Walten der Götter wie der Könige. Zu der ersteren Art der Opfer gehörten zunächst die unblutigen, die als die ältesten bezeichnet werden; sie bestanden in Darbringung der Erstlinge des

Feldes, vergl. Fig. 682, wo zu dem kunstlos aufgeschichteten Altar an einem heiligen Baume ein Bock zum Opfer herangeführt wird. Auf einer Platte, die an der Säule angebracht ist, sind Aepfel als Opfer niedergelegt. Ihnen schlossen sich die aus den Feldfrüchten bereiteten Speisen an, namentlich Kuchen (*πέμματα, πέλανοι*) und Backwerk, letzteres oftmals in Gestalt von Tieren geformt und in dieser Form an die Stelle wirklicher Tieropfer tretend.

Diesen unblutigen Opfern gegenüber standen die blutigen. Bei ihnen hing die Wahl der Opfertiere vorzugsweise von den Eigenschaften der Gottheiten ab, denen sie geopfert werden sollten. So waren den olympischen Gottheiten weisse, denen des Meeres und der Unterwelt schwarze Tiere angenehm, und das Opfer eines Schweines für die Demeter, das eines Bockes für den Dionysos wurde dadurch erklärt, dass beide Tiere den von diesen Gottheiten den Menschen verliehenen Gaben schädlich sind. Auch pflegte man den männlichen Gottheiten männliche, den weiblichen weibliche Tiere darzubringen. Den Hauptbestandteil der Tieropfer bildeten Rinder, Schafe, Ziegen und Schweine, die je nach den Vermögensverhältnissen des Opfernden bald in kleinerer, bald in grösserer Menge gleichzeitig geschlachtet wurden, indem man mehrere Gattungen derselben häufig zu einem Opfer vereinigte, vergl. Fig. 683, das Opfer eines Widders und Stieres darstellend. So sehen wir im Homer bereits bald 12, bald 99 Stiere für ein und dasselbe Opfer bestimmt, und vollzählige Fest-Hekatomben von hundert und mehr Stieren werden in späterer Zeit mehrfach erwähnt. Dass es ursprünglich Sitte gewesen sei, das Opfertier ganz zu verbrennen, ist eine unberechtigte Annahme; wahrscheinlich haben die Tieropfer ihren Ursprung darin, dass man sich scheute, zum Zwecke des Genusses Haustiere zu töten, und deshalb das Opfer an die Götter zum Vorwand nahm. Diese erhielten bereits in der homerischen Zeit nur die Schenkel und kleinere Fleischstückchen als Anteil, während das Uebrige von den Teilnehmern am Opfer verzehrt wurde. Diese Opfermahlzeiten waren demnach die ursprüngliche Veranlassung und bildeten auch in späterer Zeit stets einen wichtigen Teil des Opfers. Nur bei den Totenopfern oder bei Sühnopfern, wo das Opfertier gleichsam mit der Schuld des zu Entsühnenden beladen wurde, pflegte das Fleisch nicht zum menschlichen Genusse benutzt, sondern anderweitig beseitigt zu werden. Das Opfertier musste kräftig, fehlerfrei und noch nicht für menschliche Zwecke verwendet sein; nur in Sparta, wo kostspielige Opfer überhaupt der dorischen Mässigkeit nicht entsprachen, wurde auf die Makellosigkeit der Tiere weniger Gewicht gelegt.



Fig. 683. Opfer.

Was die Opfergebräuche selbst betrifft, so können wir aus der Schilderung

im Homer eine ziemlich vollständige Vorstellung derselben gewinnen. Die betreffenden Stellen (Od. III 436 ff. und Il. I 458 ff.) lauten:

Der graue reisige Nestor
Gab das Gold; und der Meister umzog die Hörner des Rindes
Kunstreich, dass anschauend den Schmuck sich freute die Göttin.
Stratios führt' am Horne die Kuh, und der edle Echephron.
Wasser der Weih' auch trug im blumigen Becken Aretos
Aus dem Gemach in der Hand, mit der anderen heilige Gerste
Haltend im Korb'. Auch trat der streitbare Held Thrasymedes
Her, die geschliffene Axt in der Hand, das Rind zu erschlagen.
Perseus hielt die Schale dem Blut. Der reisige Nestor
Nahm Weihwasser und Gerst', als Erstlinge; viel zur Athene
Betend, begann er das Opfer, und warf in die Flamme das Stirnhaar.

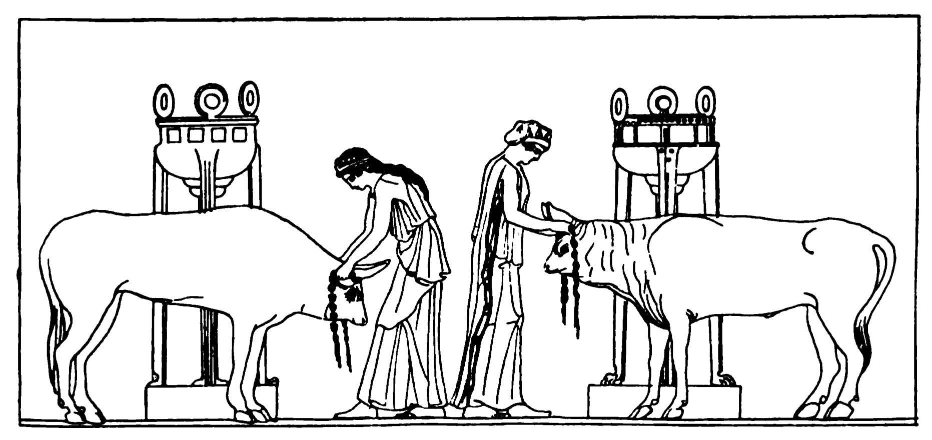


Fig. 684. Vorbereitung zum Opfer.

Aber nachdem sie gefleht, und heilige Gerste gestreuet,
Beugten zurück sie die Häls', und schlachteten, zogen die Häut' ab,
Schnitten die Schenkel heraus, und umwickelten solche mit Fette
Zwiefach umher, und bedeckten sie dann mit Stücken der Glieder.
Jetzo verbrannt' es auf Scheiten der Greis, und dunkelen Weines
Sprengt' er darauf; ihn umstanden die Jünglinge, haltend den Fünfzack.
Als sie die Schenkel verbrannt, und die Eingeweide gekostet,
Jetzt auch das Uebrige schnitten sie klein, und steckten's an Spiesse,
Brieten sodann vorsichtig, und zogen es alles herunter.

Dadurch, dass jeder einzelne Gerste streut und Haare in das Feuer wirft, wird er Teilhaber, gleichsam Darbringer des Opfers. Zu der im homerischen Epos erwähnten Vergoldung der Hörner trat später die Sitte, sie mit Kränzen und Tänien zu zieren, wie z. B. auf Fig. 684 dargestellt ist, wo zwei Mädchen die zum Opfer bestimmten Stiere mit Tänien schmücken. Liess das Opfertier sich willig zum Altar führen, und gab es durch Kopfnicken gleichsam seine Einwilligung zum Opfertode, so galt dies für ein günstiges Zeichen. Beim Schlachten des Tieres aber beobachtete man die Sitte, seinen Kopf, je nachdem das Opfer den Unterirdischen oder den Himmlischen gelten sollte, zur Erde zu

biegen oder gen Himmel zu drehen, bevor man mit dem Messer die Kehle durchbohrte. In dieser Stellung sehen wir auf antiken Bildwerken mehrfach Nike das Stieropfer vollziehen. Ebenso aber wie das Opfertier bekränzt zum Altar geführt wurde, wie die Körbe mit den heiligen Geräten und diese selbst mit Zweigen und Kränzen geschmückt waren, trug auch der Opfernde den Kranz oder die Wollenbinde als unerlässliches Zeichen der Gottesverehrung. Mit dem Blute des Opfertieres wurde der Altar bestrichen, gleichsam um der Gottheit den Genuss des Blutes zugänglich zu machen. Ein solches nur verkürzt dargestelltes Opfer vergegenwärtigt uns das unter Fig. 685 abgebildete Vasenbild. Vor dem brennenden Altar, an dessen Vorderseite man die Spuren der Blutbesprengung deutlich wahrnimmt, steht der wie alle Teilnehmer bekränzte Priester und nimmt aus dem von einem Opferdiener dargereichten und

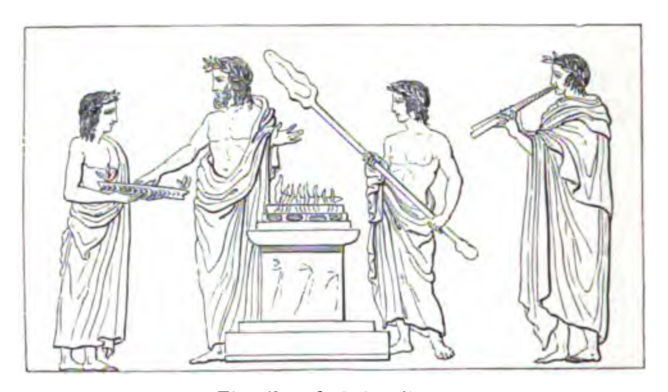


Fig. 685. Opferhandlung.

mit heiligen Zweigen geschmückten Korbe die Gerstenkörner (οὐλαί, οὐλοχύται), um sie in die Flammen zu werfen, von denen die den Göttern geweihten Stücke des Opfertieres schon umspielt werden. Auf der anderen Seite des Altars sehen wir einen zweiten jugendlichen Opferdiener, einen langen Stab in den Händen haltend, an dessen Spitze die σπλάγχνα, die Eingeweide (Herz, Leber u. s. w.) angespiesst sind; diese wurden über der Flamme nur leicht geröstet und dann zum Verschmausen an die Teilnehmer der Opferhandlung verteilt; der Stab lief oben wohl gabelförmig in mehrere Zinken aus, um das Fleisch gut wenden zu können. Das ist das bei Homer erwähnte πεμπώβολον. Hinter dem Jüngling begleitet ein Flötenspieler die heilige Handlung mit den Tönen seines Instrumentes.

Nachdem die σπλάγχνα verzehrt sind, werden die zerstückelten Teile des Opfertiers angespiesst und gebraten und zum Schmause verteilt, wenn man nicht vorzog, die Opfermahlzeit zu Hause zu halten, nachdem man dem Tempeldiener den ihm zukommenden Teil abgegeben hatte. Ein hübscher Beleg dafür wird in dem vierten Mimijambus des Herondas geliefert, wo der Besuch mehrerer Frauen im Heiligtum des Asklepios zu Kos zum Zwecke eines Opfers geschildert wird. Dort heisst es zum Schluss:

Kottalé, teile
Den Vogel richtig, und das Schenkelstück gieb dann
Dem Tempeldiener, bringe ferner zur Höhle
Der Schlange Kuchen, still und schweigend, und feucht' an
Den Opferkuchen, schmausen wollen wir's Restchen
Zu Hause sitzend. Trage selbst es, so wünsch' ich.
Vergiss nicht Wohlsein zu erfleh'n, denn bei Opfern
Ist Wohlsein besser immer als der grösst' Anteil.

Das Darbringen eines Hahnes als Opfer besonders für Asklepios wird mehrfach dargestellt, z. B. auf einigen Terrakotten aus Lokri in Unteritalien, die in das Britische Museum übergegangen sind (vgl. Fig. 686 und 687).

Vielfach wurden die Opferstücke, wenn sie für den augenblicklichen Genuss zu gross waren, auch auf dem Fleischmarkt verkauft, weshalb den Christen von Paulus empfohlen wird, nicht wissentlich Opferfleisch zum Genusse zu kaufen.






Fig. 686. Opfer eines Hahnes. Fig. 687. Fig. 688. Altaraufsatz.

Erwähnung verdient noch ein bei Opfern vielfach vorkommendes Gerät (Fig. 688), das gewöhnlich als Opferkorb bezeichnet wird, in dem aber eher eine Art Altaraufsatz zu sehen ist. Das Gerät steht auf drei Füssen und ist an den drei Spitzen mit Lorbeerreisern geschmückt.

Wie der Genuss von Getränken einen Bestandteil der Mahlzeiten der Sterblichen bildete, so gehörte auch zum Göttermahle die Darbringung von Trankopfern, die bald mit den Speiseopfern verbunden (so giebt es z. B. eine Reihe von Darstellungen, die von Fig. 685 nur dadurch unterschieden sind, dass der Priester, statt Gerstenkörner in das Feuer zu streuen, aus einer Schale Wein in das Feuer spendet), bald ohne diese allein gespendet wurden. So libierte man einigen Göttern ungemischten Wein, anderen hingegen, wie z. B. den Erinyen, Nymphen, Musen und Lichtgottheiten Honig, Milch und Oel. Besonders beim Abschied pflegt man den Göttern, um glückliche Rückkehr zu erflehen, eine Spende darzubringen, vergl. Fig. 689, eine der zahlreichen Scenen darstellend, wo dem scheidenden Krieger von seiner Gattin ein Trank zum Spenden über dem häuslichen Altare in die Schale eingeschenkt wird. Man könnte zur Erläuterung die Worte anführen, die Hekabe zu Priamos sagt, als

dieser sich anschickt, zu Achilleus zu gehen, um den Leichnam des Hektor zu erflehen (Il. XXIV 283):

Ihnen nahete Hekabe nun mit bekümmertem Herzen;
Einen goldenen Becher des herzerfreuenden Weines
Trug sie daher in der Rechten, zum Opfertrank vor der Reise,
Trat hinzu vor die Rosse, und redete, also beginnend:
Nimm, und sprenge für Zeus, und fleh' ihm, dass du zurückkehrst
Heim aus der feindlichen Männer Gewalt, da das mutige Herz dich
Doch hintreibt zu den Schiffen, wie sehr ungern ich es wollte u. s. w.

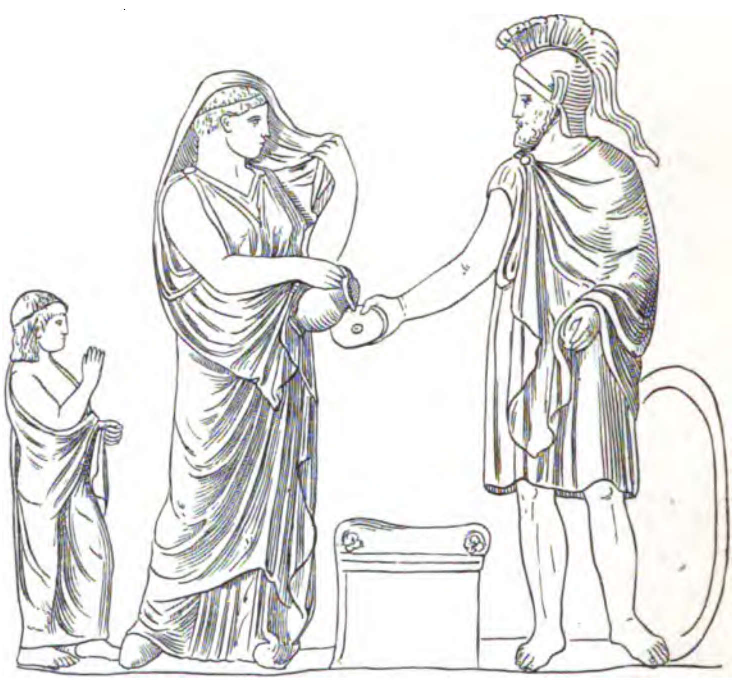


Fig. 689. Abschiedsspende.

Eine eigentümliche, uns nur teilweise bekannte Form nahmen die Opfer bei den in den Schleier des Geheimnisses gehüllten Kulten an, als deren vorzüglichste die Mysterien von Eleusis und die von Samothrake galten. Hier war es vor allen Dingen nötig, den Einzuweihenden zu entsühnen und dadurch für die neue Lehre, die ihm mitgeteilt werden sollte, empfänglich zu machen. Dass diese Entsühnungen mit Blut geschahen, darauf führt ausser anderem auch die in den Tempeln von Samothrake neben dem Altar entdeckte Opfergrube (S. 158), in der wahrscheinlich die zu Entsühnenden mit dem Blute der Opfertiere überrieselt wurden. Dass diese zu Sühnezwecken geschlachteten, gleichsam mit den Sünden des zu Reinigenden beladenen Opfertiere dem menschlichen Genusse entzogen und auf andere Weise beseitigt wurden, ist selbstverständlich, vergl. Hom. Il. I 313:

Drauf hiess Atreus Sohn sich entsündigen alle Achaier,
Und sie entsündigten sich und warfen ins Meer die Befleckung.

Und XIX 266, nachdem Agamemnon sich durch einen Eid gegen Achilleus gereinigt hat:

> Sprachs, und des Ebers Kehle zerschnitt er mit grausamem Erze,
> Welchen Talthybios drauf in des Meeres grauwogende Fluten
> Wirbelnd den Fischen zum Frass hinschleuderte.

Vielleicht ist uns in Fig. 690 eine Erinnerung an die Einweihung in Eleusis erhalten. Links erblickt man die beiden Göttinnen von Eleusis, Demeter



Fig. 690. Einweihungsscene (?).

und Persephone, neben der ersten einen Jüngling, vielleicht Triptolemos, der mit der Schlange der Göttin spielt; rechts davon folgt die eigentliche Einweihescene; der Einzuweihende sitzt verhüllt und eine Fackel haltend auf einem Stuhl, über ihm hält eine Frau die λίκνος, die heilige Schwinge, ein im bac-



Fig. 691. Einweihungsscene (?).

chischen Dienst eine Rolle spielendes Gerät, während der Hierophantes, der oberste Priester in Eleusis, in langem Gewande, mit einer Wollbinde, dem στρόφιον, um das Haupt angethan, und der Epibomios, der eigentliche Opferschlächter, das in Eleusis übliche Opfer eines Ferkels durch Besprengen und Weihen des Tieres vorbereiten.

Um eine Art Einweihung scheint es sich auch auf dem unter Fig. 691 abgebildeten Vasenbilde zu handeln. Die Scene geht in der Nacht vor sich, wie die von den Frauen am linken Rande gehaltenen Fackeln beweisen. Der Einzuweihende hat sich auf ein Knie niedergelassen; über ihm scheint eine Frau

heilige Formeln auszusprechen, während eine andere ihr die zur Weihe nötige Schale überreicht, die sie aus dem Kruge rechts gefüllt hat. Die mittlere Frau hält ein eigentümlich geformtes, gerade in Einweihungsscenen öfter vorkommendes Gefäss, in dem man die *ληκάνη* sehen will. Auffällig ist der grosse, in der Mitte eingezogene Krug, der dem als Kinderstuhl verwendeten (vergl. Fig. 437) völlig gleicht. Der kleine Kochtopf am Boden dient vielleicht zur Bereitung des zum Mischen nötigen warmen Wassers.



Fig. 692. Zauberin.

Durch die Mysterien hatte man eine tiefere Religiosität erwecken und dem immer mehr um sich greifenden Unglauben ein Ziel setzen zu können geglaubt, doch ohne grossen Erfolg; noch weniger vermochten dies die auf die Schaulust der Menge berechneten, mit äusserem Glanz erfüllten Feste, bei denen man über dem äusseren Gepränge die ursprüngliche Bedeutung der religiösen Handlungen gänzlich vergass. Je mehr Griechenland durch unglückliche Kämpfe seine Bedeutung verlor, um so mehr schwand der Glaube an seine Götter, man nahm fremde, besonders orientalische Kulte an, in denen man das bei den heimischen Göttern vergebens gesuchte Heil zu finden glaubte, oder warf sich einem blinden Aberglauben in die Arme.



Fig. 693. Amulett.

Ganz hatte dieser freilich auch in früheren Zeiten nicht gefehlt; man glaubte, dass bestimmte Personen, vor allem Frauen, durch ihren Blick und durch besondere Handlungen Einfluss auf andere zu üben im Stande seien (vergl. Fig. 692, eine Zauberin darstellend, die das Zauberrädchen dreht) und wehrte sich deshalb gegen solchen durch das Tragen von Unheil abwehrenden Zeichen; als solche galten vor allem das Gorgonenhaupt, das Zeichen des Phallus und andere meist durch Hässlichkeit hervorragende Dinge. Auch das Bild der ephesischen Artemis wurde vielfach zur Abwehr von Unheil getragen, vergl. Fig. 693, eine Thonplatte des Syrakusaner Museums darstellend, auf der rings umgeben von geheimnisvollen Zeichen (*Ἐφέσια γράμματα*) das Bild der ephesischen Artemis sichtbar ist. Vergl. Apostelgesch. 19, 24.

Eine grosse Rolle spielten im Aberglauben des Volkes die Verwünschungen; um jemand übles zu thun, suchte man einen ihm gehörigen Gegenstand an sich zu bringen, oder machte sich ein Bild von ihm aus Wachs, und verbrannte dies, in der Erwartung, dass der Gehasste in gleicher Weise leiden müsse wie sein Bild. Oder man schrieb die Verwünschungen mit seinem Namen auf ein

Bleiplättchen (gewöhnlich fügte man der Sicherheit wegen den Namen der Mutter hinzu) und grub dies in die Erde, in das Bereich der Unterirdischen, denen man ihn weihte, oder gab es einem Toten bei der Bestattung gleichsam zur Besorgung mit.

Diese in allgemeinen Umrissen gegebene Beschreibung der Opferhandlungen möge hier genügen, da ein tieferes Eingehen auf die verschiedenen Arten derselben, die von der Eigentümlichkeit einzelner Gottheiten oder Oertlichkeiten abhängen, mit dem hierfür verfügbaren Raum sich nicht verträgt. Ueber die Totenopfer wird in dem Kapitel über die Bestattung noch gehandelt werden.

Die Festzüge.

Der Verherrlichung der Götter dienten neben den Opfern auch die Festzüge. So viel es deren aber in Griechenland gab, so dürftig sind im allgemeinen die Nachrichten darüber. Nur über einen fliessen vor allem die monumentalen Quellen reichlicher, und so kann der Bericht über diesen als Muster auch für andere an Bedeutsamkeit zurückstehende gelten. Wir meinen die Pompe (πομπή), die an den grossen Panathenäen von der ganzen Bevölkerung Athens veranstaltet wurde, den Zug, den die unter Phidias Oberleitung am Parthenon arbeitenden Künstler an der Tempelcella dargestellt haben.

Die Einsetzung des panathenäischen Verbrüderungsfestes wurde auf Theseus als den Vereiniger der attischen Komen zu einer gemeinsamen Stadt zurückgeführt. Anfänglich nur durch Pferde- und Wagenrennen verherrlicht, wurden sie in der Zeit des Peisistratos durch gymnische Agone, seit Perikles auch durch musische Wettkämpfe erweitert. Für die Aufführung dieser Agone war in jedem dritten Olympiadenjahr die Zeit vom 25. bis 27. Tage des Monats Hekatombaion bestimmt. Die Krone des Festes aber bildete der Festzug, der am 28. Tage dieses Monats durch die Strassen der Stadt nach der Akropolis hinauf sich bewegte. Am Morgen dieses Tages versammelten sich die Bewohner Athens und die ländliche Bevölkerung vor dem glänzendsten Thore der Stadt und ordneten sich nach einem vorgeschriebenen Ceremoniell zum feierlichen Zuge. An die Spitze traten die Kitharöden und Auleten, ihnen folgte die mit Speer und Schild bewaffnete Bürgerschaft zu Fuss und die Reiterei unter ihren Führern. Ihnen schlossen sich die Sieger im Ross- und Wagenlauf an, auf ihren Rossen reitend oder ihre stattlichen Viergespanne lenkend. Ferner erblickte man im Zuge die von den Priestern und Opferdienern geleiteten Fest-Hekatomben, aus der Bürgerschaft auserwählte stattliche Greise mit den vom heiligen Baume in der Akademie gepflückten Oelzweigen in den Händen (θαλλοφόροι), besonders geehrte Personen mit den für die Göttin bestimmten Weihgeschenken, sodann die auserlesene Schaar von Bürgertöchtern, Körbe mit dem Opfergerät tragend (κανηφόροι), und Epheben mit den von der Hand der grössten Meister angefertigten Schaugeräten. Ihnen schlossen sich die Frauen und Töchter der Schutzverwandten an, jene als Gastfreunde

mit den dem Zeus Xenios geheiligten Eichenzweigen in den Händen, diese den Bürgertöchtern die Schirme und Sessel nachtragend (σκιαδηφόροι, διφροφόροι). Den Mittelpunkt des Zuges aber bildete ein auf Rollen ruhendes Schiff, an dem der grosse von den attischen Jungfrauen gewebte und mit reicher Stickerei geschmückte Peplos der Athena segelartig befestigt war, mit dem das alte Xoanon der Göttin auf der Burg bekleidet wurde. So etwa geordnet durchschritt die Prozession die schönsten Strassen der Stadt, an den berühmtesten Heiligtümern vorüber, bei denen geopfert zu werden pflegte, bewegte sich dann um den Felsen der Akropolis herum und betrat die prachtvollen Propyläen durchschreitend die Burg. Nachdem hier der Zug sich geteilt und an der Ostseite des Parthenon wieder vereinigt hatte, wurden die Waffen abgelegt und Hymnen zu Ehren der Gottheit von der versammelten Menge angestimmt, während das Brandopfer auf dem Altare sich entzündete und drinnen im Heiligtume die Weihgeschenke niedergelegt wurden.

Diese panathenäische Festpompe wird uns durch den Cellafries des Parthenon (vergl. S. 101) vergegenwärtigt. Obgleich die Composition in einzelne Gruppenbilder zerfällt, die auf den ersten Anblick nur in losem Zusammenhange zu einander zu stehen scheinen, liegt ihr doch ein einheitlicher Gedanke zu Grunde. Es zeigt sich uns ein Bild des Festzuges, wie er sich allmählich bis zu seinem Eintreffen auf der Akropolis, wo das Opfer vollbracht werden soll, vor dem Beschauer entwickeln musste. Die an der Spitze des Zuges schreitenden Jungfrauen mit den Opfergeräten scheinen bereits vor dem Tempel angelangt zu sein; Männer, die mit der Opferbesorgung beauftragt sind, nähern sich ihnen, während Gruppen von anderen Männern plaudernd die Ankunft der übrigen Teilnehmer erwarten, die sich langsam von der Stadt her auf dem gewundenen Wege zur Höhe hinaufbewegen. Und gerade in der künstlerischen Behandlung dieses Festzuges tritt uns die Feinheit der Komposition am herrlichsten entgegen. Hier in sittiger Haltung die langsam einherschreitenden Scharen der Frauen und Jungfrauen mit den heiligen Geräten in den Händen; dort die für die Hekatombe bestimmten, von jungen Männern geleiteten Opfertiere; hier ein Zug von Jünglingen, Weinkrüge und mit Backwerk gefüllte Gefässe für das Opfermahl tragend; dort Magistratspersonen und Bürger, Kitharöden und Auleten: sämtliche Gruppen unter Vortritt von Festordnern. Und dazwischen in langen Zügen Scharen von Reitern in buntem Wechsel bürgerlicher und kriegerischer Tracht, hier bereits in Gliedern geordnet und im Galopp einhersprengend, dort noch mit dem Aufzäumen der sich bäumenden Rosse beschäftigt. Vier- und Zweigespanne, deren Lenker nur mühsam die lebhafte Bewegung der Rosse zu zügeln vermögen, haben bereits ihre Stelle im Zuge eingenommen, während andere des Winkes der Festordner harren, um dem Festzuge sich anzuschliessen. Alle diese Scharen streben dem Heiligtum auf der Akropolis zu, vor dem die heilige Handlung beginnen soll. Priesterin und Priester treffen hier bereits ihre Vorbereitungen: erstere, indem sie dienenden Mädchen die Sessel aus dem Parthenon zum Hinaustragen überantwortet, letzterer, indem er sein bereits zusammengefaltetes Himation einem Knaben übergiebt, um sich zur Vollziehung des Opfers fertig zu machen. „In

dem freien Raum aber zwischen dem versammelten Volke und der Priesterschaft, da haben", wie Flasch*) sich ausdrückt, „die Götter unsichtbar Platz genommen und freuen sich über die Opfergaben, die ihnen entgegengebracht werden, und ihres frommen, schönheitsglänzenden Volkes; selbst sind sie gekommen, ihren Anteil an der Opfermahlzeit entgegen zu nehmen."

Weit verschieden von dieser Pompe der Athener sind die Festzüge, die von den Nachfolgern Alexanders weniger zum Ruhme der Götter als zur Selbstverherrlichung eingerichtet worden sind. Die Nachrichten, die uns Athenaeus darüber erhalten hat, lassen erkennen, was für unglaubliche Reichtümer damals in den Händen der orientalischen Könige, besonders der Ptolemäer, aufgehäuft waren, so gross ist die Zahl und der materielle Wert der dort aufgezählten Geräte aus Gold und anderen kostbaren Stoffen; auch an Kunstwerken, die in der Pompe mitgeführt werden, fehlt es nicht, aber auch bei ihnen liegt die Bedeutung mehr in dem kostbaren Material, aus dem sie gearbeitet sind, oder in den technischen Schwierigkeiten, die bei ihnen überwunden werden mussten, als in dem wirklichen Kunstwert. So interessant also die Mitteilungen des Athenaeus auch unter gewissen Gesichtspunkten sind, können sie hier bei Seite gelassen werden, da ein Eingehen darauf bei der hier gebotenen Kürze schliesslich auf ein trocknes Verzeichnis der Reichtümer der Ptolemäer hinauslaufen würde.

Die Bestattung.

Waren wir bisher dem Griechen durch die wichtigsten Phasen seines Lebens gefolgt, so bleibt uns jetzt noch die Pflicht, ihn auf seinem letzten Lebensgange zur ewigen Ruhestätte zu geleiten und ihm *τὰ δίκαια* oder *τὰ νόμιμα*, die allen Hellenen gemeinsam heiligen Satzungen zukommen zu lassen. Denn die Rechte des Toten zu wahren, ihm die letzte Ehre zu bezeigen, damit nicht der Schatten des Verstorbenen an den Gestaden der Gewässer der Unterwelt ruhelos umherirre, ohne Einlass in die elysischen Gefilde finden zu können, war ein tiefempfundener Zug im griechischen Volksleben, den die Sitte zum Gesetz erhoben hatte. Daher der fromme Brauch, den Toten zum letzten Gange zu schmücken, seinen irdischen Ueberresten ein ehrenvolles Begräbnis zu teil werden zu lassen, die Grabstätte heilig zu halten und gegen jede Unbill zu schützen; daher die schöne Sitte, auch die Gebeine der fern von der Heimat Gestorbenen auf den heimatlichen Boden zu übertragen oder ihnen wenigstens eine leere Ruhestätte, ein Kenotaphion, in der Heimat zu bereiten. Eine Schmach wäre es gewesen, den in der Schlacht gefallenen Feinden das Begräbnis zu versagen, deshalb ruhten die Waffen, bis Freund und Feind ihre gefallenen Brüder bestattet hatten. Selbst für das Privatleben sprach das solonische Gesetz den Sohn, dessen Vater sich einer unmoralischen Handlung gegen ihn schuldig gemacht hatte, zwar von jeder Pflicht frei, die sonst Kinder ihren Eltern im Leben zu erweisen haben, aber es befreite ihn, wie Aischines

*) A. Flasch, Zum Parthenonfries. Würzburg 1877.

sich ausdrückt, „nicht von der Pflicht, dem Gesetz und der Gottheit zu Ehren, ihn zu bestatten und die übrigen Gebräuche zu erfüllen“. Nur wer Verrat am Vaterlande geübt oder eines todeswürdigen Verbrechens sich schuldig gemacht hatte, dem wurde die Ehre des Begräbnisses versagt. Das ehrenvolle Begräbnis aber, *ὑπὸ τῶν ἑαυτοῦ ἐκγόνων καλῶς καὶ μεγαλοπρεπῶς ταφῆναι*, stellt Plato im Hippias maj. als den schönsten Schluss des Lebens eines Mannes dar, der in Reichtum und Gesundheit und geehrt von seinen Mitmenschen ein hohes Alter erreicht hat.

Gehen wir zunächst auf die in den heroischen Zeiten üblichen Trauerfeierlichkeiten zurück. Das Zudrücken der Augen und Lippen galt schon in der homerischen Zeit als der erste Liebesdienst, der dem Dahingeschiedenen von Verwandten oder Freunden erwiesen wurde. Darauf wurde der Leichnam gewaschen, gesalbt und in weisse, feine, den ganzen Körper, mit Ausnahme des Kopfes, bedeckende Gewänder eingehüllt und so auf die Kline gelegt, die mit dem Fussende der Thüre des Hauses zugekehrt war; dann begann die Totenklage, die in der Ilias, wo dem Achilleus der Tod des Patroklos gemeldet wird, ausführlich geschildert ist.

Dass schon damals eine geregelte Totenklage stattfand, beweisen die Totenfeierlichkeiten, die am Lager des gefallenen Hektor angestellt wurden. Hier erscheinen Sänger, die Trauergesänge (*θρῆνοι*) anstimmen, und Andromache, Hekabe und Helena lassen ihre Wehrufsklagen ertönen. Mehrere Tage hindurch wurde der Tote ausgestellt und täglich wurden Wehklagen um den Gestorbenen angestimmt, bis der Scheiterhaufen errichtet war, auf dem der gesalbte, in Festgewänder gehüllte und mit den Haaren der Trauernden bedeckte Leichnam den Flammen übergeben wurde, während rings um den Holzstoss „viele gemästete Schafe und viele krummhörnige Rinder“ geopfert und um den Leichnam gelegt wurden. War der Scheiterhaufen von den Flammen verzehrt, so wurde die Glut mit Wein gelöscht; die Gebeine aber und die Asche wurden mit Wein und Oel benetzt und in Urnen oder kostbaren Kästchen gesammelt. Dann umhüllte man diese Aschenbehälter mit Purpurgewändern und prächtigen Decken und senkte sie in die mit Steinen ausgelegte Gruft. Ueber diese Grabstätte aber türmte man einen hohen, weit sichtbaren Erdhügel, eine Ehre, die bei Homer dem Achilleus und Patroklos zu teil wurde. Agone, wie oben geschildert, und ein Festschmaus endeten die Leichenfeierlichkeiten. So bei Homer.

In Attika sollen in älteren Zeiten die Feierlichkeiten bei der Bestattung höchst einfach und prunklos gewesen sein. Von den nächsten Anverwandten wurde das Grab gegraben, der Leichnam dem Schoss der mütterlichen Erde übergeben und der darüber gehäufte Erdhügel mit Getreide besät; denn die nährende Erde, mit der man den Toten verhüllte und in deren Furchen man Getreidekörner warf, sollte, nach dem Glauben der Alten, den vergehenden Leib besänftigen. Das darauf folgende Totenmahl, bei dem die Angehörigen den wahren Wert des Verstorbenen priesen, *nam mentiri nefas habebatur*, endete die einfache Feier. Diese alte schöne Sitte wurde aber später durch den zunehmenden Luxus und die Eitelkeit verdrängt, und jene prunkvollen

Trauerceremonien, die in dem heroischen Zeitalter nur den gefallenen Helden zu teil geworden waren, wurden so allgemein im bürgerlichen Leben und die Grossartigkeit der Grabhügel, wie die neueren Ausgrabungen von Velanideza u. a. ergaben, so bedeutend, dass Solon in seinen Gesetzen diese Missbräuche durch ein vorgeschriebenes Trauerceremoniell verbannte und bestimmte, dass nur Grabhügel errichtet werden durften, die von 10 Männern innerhalb dreier Tage ausgeführt werden konnten. Dem solonischen Gesetz ganz ähnlich ist das für Julis auf Keos erlassene (Ath. Mitt. I. S. 139), das wegen der genauen Bestimmungen hier eine Anführung verdient. Danach soll der Tote höchstens in drei weissen Gewändern begraben werden (*στρῶμα, ἔνδυμα, ἐπίβλημα*), deren Wert 100 Drachmen nicht übersteigen darf; er soll auf einer Kline hinausgetragen werden; zum Grabe soll man nicht mehr als drei Chous Wein und einen Chous Oel bringen, die Gefässe aber wieder mit zurücknehmen. Der Tote soll unter Beobachtung

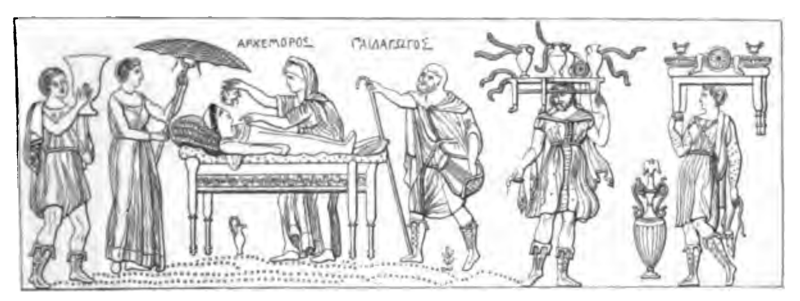


Fig. 691. Prothesis des Toten

grösster Stille verhüllt hinausgetragen werden, bis zum *σῆμα*, dort sind nach Landessitte blutige Opfer gestattet (das war in Athen nicht der Fall), die Kline samt den Decken muss wieder zurückgebracht werden. Nachdem am folgenden Tage das Haus mit Lorbeer u. a. gereinigt ist, sollen die *ἐφέστια* geopfert werden. Den Frauen wird geboten, vor den Männern vom *σῆμα* wegzugehen. Die sonst üblichen *τριακοστεῖα*, d. h. ein am 30. Tage nach dem Tode gefeiertes Fest, sollen in Wegfall kommen, sodass nur die *τρίτα, ἔνατα* und *ἐνιαύσια* übrig bleiben, d. h. eine am dritten und neunten Tage und nach Verlauf eines Jahres zu begehende Feier. Andere Bestimmungen ordnen noch an, dass man unter die Kline keine *κύλιξ* stellen soll, (vergl. Fig. 694), auch soll man das Wasser nicht ausgiessen und die *καλλύσματα*, d. h. das Ausgefegte, nicht zum *σῆμα* tragen. Nach der Bestattung sollen nur die nahverwandten Frauen zum Trauerhaus gehen, die Befleckten, d. h. die Verwandten des Toten, sollen sich durch Reinigung entsühnen und nach bestimmter Zeit rein sein. Im allgemeinen galten auch für die späteren Zeiten die schon bei den homerischen Leichenfeierlichkeiten angeführten Gebräuche. Nachdem dem Toten ein Obolos als Fährgeld (*ναῦλον, δανάκη*) für den Charon in den Mund gesteckt war (eine Sitte, die man in Hermione nicht übte, weil man dort einen Weg zur Unterwelt zu besitzen glaubte, auf dem die Gestorbenen der Hilfe Charons nicht bedurften; damit der Tote richtig zum

Hades hinab gelange, legte man ihm wohl auch eine Goldplatte mit der genauen Beschreibung des Weges auf den Kopf), wurde der Leichnam von den nächsten Angehörigen gewaschen und gesalbt, in ein weisses Leichentuch gehüllt, mit Blumenkränzen, vorzüglich mit Kränzen von Eppich geschmückt und für die übliche Ausstellung (πρόθεσις, προτίθεσθαι) vorbereitet. Eine solche Schmückung des Leichnams mag uns ein interessantes Vasenbild, das die Bekränzung der Leiche des Archemoros zum Gegenstand hat, vergegenwärtigen (Fig. 694). Der Tote liegt auf der mit Polstern und Kissen geschmückten Kline; eine verschleierte Frau steht zur Seite, im Begriff, den Myrten- oder Eppichkranz auf das Haupt des Toten zu setzen, während eine zweite mit einem Sonnenschirme das Lager beschattet, damit Helios nicht

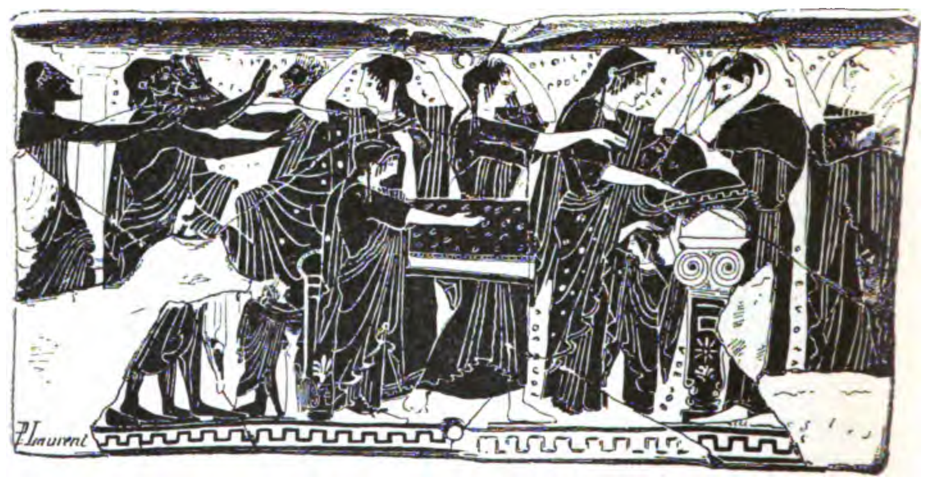


Fig. 695. Totenklage.

durch den Anblick des Toten verunreinigt werde. Am Fussende des Lagers sehen wir den Pädagogen mit einer Lyra herbeieilen, um sie den für das Grab bestimmten Liebesgaben hinzuzufügen. Unter dem Lager steht ein Gefäss. Dem Pädagogen zur Seite erscheinen zwei Diener, die Tische mit Gefässen, einen Beutel mit Astragalen und andere zur Mitgabe ins Grab bestimmte Geräte herbeitragen.

Zu der Ausstellung des Toten versammelten sich die Angehörigen und Freunde des Verstorbenen und stimmten die Totenklage an. Eine solche Totenklage führt uns ein athenisches Vasengemälde (Fig. 695) mit der grössten Deutlichkeit vor. Der Tote, ein Jüngling, liegt auf der Kline, bis auf das Haupt ganz eingehüllt; um ihn herum sind die Eltern, Geschwister und andere nahe Verwandte, alle ihrem Verwandtschaftsgrade nach bezeichnet, versammelt, um mit heftigen Geberden und lauten Weherufen das Schicksal des so früh von den Moiren entrafften Jünglings zu bejammern.

Auch bezahlte Weiber, die zu den Tönen der Flöte Klageweisen anstimmten, wurden häufig zu dieser Ausstellung des Toten bestellt. Eine solche

Klagescene berufsmässiger Klageweiber wird uns auf einer etruskischen Aschenkiste vorgeführt (Fig. 696). Umgeben ist hier die auf der Kline ruhende Tote von drei Weibern, die unter der Begleitung der Flöte die Totenklage anstimmen, während eine am Kopfende des Lagers stehende Frau mit den Händen ihr Gesicht zu zerfleischen scheint; die kleinere neben der Bahre stehende Person aber, deren Haltung der Arme den tiefen Schmerz ausdrückt, kann wohl auf den Sohn der Verstorbenen gedeutet werden. — Der Ausstellung der Leiche folgte am frühen Morgen des folgenden Tages die eigentliche Totenbestattung (ἐκφορά). Unter dem Vortritt eines gemieteten Chors von Männern, die Klagelieder anstimmten (θρηνῳδοί), oder einer Schar von Flötenbläserinnen (καρίνη) gingen die männlichen Leidtragenden in schwarzen oder grauen Gewändern und mit abgeschnittenem Haare der gewöhnlich von Verwandten und Freunden

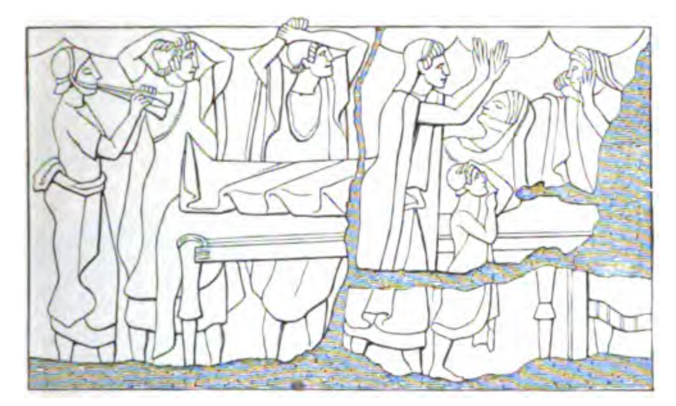


Fig. 696. Totenklage der Klageweiber.

getragenen Bahre voraus. Hinter derselben reihte sich das weibliche Leichengefolge an, doch durfte es nach dem solonischen Gesetze ausser den nächsten Verwandten nur aus Frauen, die bereits das sechzigste Lebensjahr überschritten hatten, bestehen. Nicht selten wurde aber auch, besonders in den Zeiten, bevor Solon den Luxus bei Leichenbestattungen beschränkt hatte, der Leichnam hinausgefahren, vergl. Fig. 697. In einzelnen Städten, z. B. Clazomenae, scheint es übrigens üblich gewesen zu sein, den Toten nicht auf der Kline, sondern in einem offenen Sarkophag, der dann mit Malerei auf seiner Oberfläche geschmückt war, hinauszutragen; beim Bestatten wurde dieser dann mit einem oder mehreren Steinen geschlossen. — Schön war die Sitte, dass der Staat die Gebeine seiner für das Vaterland gefallenen Söhne auf öffentliche Kosten bestatten liess. Hören wir die Beschreibung des Thukydides (II 34): „Nach hergebrachter Sitte veranstalteten die Athener für die zuerst in diesem Kriege Gefallenen eine öffentliche Bestattung in folgender Weise. Drei Tage zuvor errichteten sie ein Zelt, in dem sie die Gebeine der Gefallenen zur Schau ausstellten, und ein jeder bringt dort, wenn er will, seinen Angehörigen Opferspenden dar. Bei der darauf folgenden Bestattung werden auf Wagen, von denen für jede Phyle einer bestimmt ist, Särge von Cypressenholz fortgeführt;

in dem Sarge jeder Phyle liegen die Gebeine der Angehörigen. Eine leere bedeckte Kline wird für die Vermissten getragen, deren Gebeine man nicht aufgefunden hat. Es begleitet aber den Zug wer da will von Bürgern und Freunden, auch die angehörigen Frauen finden sich wehklagend zur Bestattung ein. Sie bestatten die Gebeine in einem öffentlichen Grabe in der schönsten Vorstadt von Athen. Dieser Ort dient stets zur Bestattung der im Kriege Gebliebenen, mit Ausnahme der bei Marathon Gefallenen; diese begrub man, ihre Tapferkeit für ausgezeichnet erachtend, an Ort und Stelle. Haben sie nun die Gebeine mit Erde bedeckt, so hält ihnen ein von der Stadt gewählter Mann, dem es an Einsicht nicht zu mangeln scheint, und der in Ansehen steht, auf einer für diesen Zweck errichteten Rednerbühne die gebührende Lobrede."

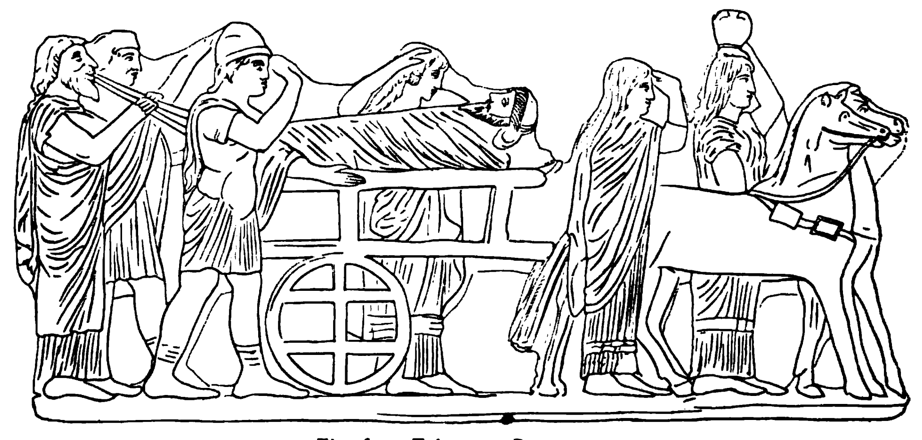


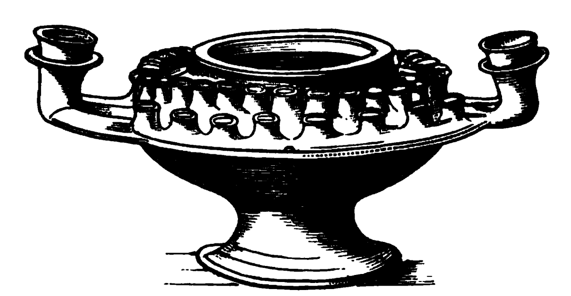
Fig. 697. Fahrt zur Bestattung.

Derartige Leichenreden am Grabe waren übrigens in der klassischen Zeit nur bei öffentlichen Begräbnissen Sitte.

Die Wahl des Bestattungsortes, sowie die Art der Bestattung richteten sich teils nach den Vermögensumständen des Verstorbenen, teils nach den in verschiedenen Gegenden üblichen Sitten. In den frühesten Zeiten sollen die Begräbnisplätze innerhalb der Wohnung des Verstorbenen selbst gewesen sein. In Athen und Sikyon ist man jedoch frühzeitig dazu übergegangen, die Begräbnisplätze ausserhalb der Stadt zu verlegen, während in Sparta und Tarent ein Platz innerhalb der Stadt zum Totenfelde bestimmt war, um, wie es in der lykurgischen Gesetzgebung heisst, die Jugend gegen die Totenfurcht zu stählen. Solche Nekropolen, für deren künstlerische Ausstattung die vor dem Dipylon zu Athen zu beiden Seiten der Strasse aufgedeckten Reihen von Grabmonumenten (Fig. 238) das belehrendste Zeugnis geben, zogen sich fast bei allen Städten vor den Thoren längs der Landstrassen hin; sie liefern dem Altertumsforscher die reichste Ausbeute an jenen mannigfachen Grabmonumenten, die oben S. 198 ausführlich beschrieben worden sind. Privatpersonen war es übrigens gestattet, die Leichen ihrer Angehörigen auch ausserhalb dieser Nekropolen auf ihren eigenen Feldern zu bestatten. — Dass das Verbrennen des

Leichnams und die ihm folgende Beisetzung der Asche im heroischen Zeitalter allgemein üblich war, geht aus Homer zur Genüge hervor. Daneben muss jedoch nach den Funden auch die Bestattung unverbrannter Leichname in hölzernen oder thönernen Särgen (λάρναξ, σορός) oder in gemauerten und aus dem lebendigen Felsen ausgehöhlten Grabkammern üblich gewesen sein (S. 203). Auf Attikas unbewaldetem Felsboden war für die grössere Menge der Bewohner die Beisetzung in Felsengräbern die von der Natur gebotene Form des Begräbnisses. Für beide Arten der Bestattung hatten die Griechen den Ausdruck *θάπτειν*, ausserdem für Verbrennen das Wort *καίειν*, für Begraben *κατορύττειν*. Erstere Form der Bestattung scheint besonders dann ihre Anwendung gefunden zu haben, wenn durch eine Anhäufung von Leichen schädliche Ausdünstungen zu befürchten standen. Auch wurde es durch das Verbrennen leichter, die Ueberreste der in der Fremde Verstorbenen in die Heimat zurückzuführen.

Ueber die Gefässe, in denen die Asche beigesetzt wurde, lässt sich nur sagen, dass im allgemeinen grosse Mannigfaltigkeit geherrscht hat, doch kann



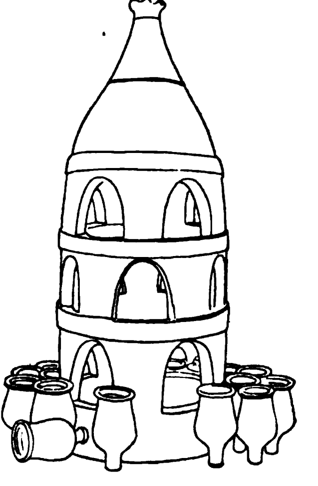


Fig. 698. Eigentümliche Bestattungsgefässe. Fig. 699.

an einzelnen Stellen die eine oder andere Form vorherrschend geworden sein. So sagt Ross bei der Beschreibung der grossen Gräberstätten auf der Insel Rhenaea (Archäolog. Aufsätze I S. 62): „Hier finden sich auch Aschengefässe (ὀστοθῆκαι) von zweierlei Art. Einmal sind die Gebeine der verbrannten Leichen in ein halbkugelförmiges Gefäss (*κάλπις*) von dünnem Bronzeblech, von 10 bis 12 Zoll Durchmesser, gesammelt, das wegen seiner Gebrechlichkeit in einen genau dazu passenden marmornen Behälter mit darauf liegendem eingefugtem Deckel wie eine grosse runde Schachtel gesetzt ist. Solche Marmorschachteln mit Gebeinen, die Bronzegefässe aber stark verrostet und zerfetzt, habe ich auch an den Gräbern am Peiraieus gefunden. Die zweite Art sind viereckige oder runde Schachteln von Blei, ebenfalls mit darauf gesetztem Deckel.“ Ganz eigentümliche Gefässe, die deshalb eine Erwähnung verdienen, sind in Athen in Gräbern gefunden worden (Fig. 698). Ein terrinenartiges Gefäss ist rings herum mit zahlreichen Auswüchsen besetzt, die nach oben geöffnet sind. Wenn man bedenkt, dass ähnlich gestaltete Gefässe noch heute in Cypern verwendet werden, um Blumen darin anzuordnen, könnte man vermuten, dass nach Beisetzung der Asche in

dem Gefäss die Liebe der Angehörigen dasselbe rings herum mit Blumen geschmückt habe, doch lässt sich darüber nicht Gewissheit erlangen. Einen ähnlichen Zweck wie diese in Athen gefundenen Urnen muss jedenfalls auch ein am Rhein entdecktes, auf römische Zeit zurückgehendes Gefäss gehabt haben, das wir der Vergleichung wegen unter Fig. 699 mit abbilden lassen. Hier sind die kleinen, becherartig gestalteten Gefässe vom Hauptgefäss gelöst und um dasselbe herum aufgestellt, das Hauptgefäss selbst zeigt turmförmigen Aufbau mit halbkreisförmigen Ausschnitten. Die Zahl der kleinen Gefässe ist übrigens eine immer verschiedene, so dass man sich des Gedankens nicht erwehren kann, dass bei der Anzahl derselben die Jahre des Verstorbenen massgebend gewesen seien.



Fig. 700. Schmückung der Grabstele.

Nach dem Akte der Bestattung begab sich das Leichengefolge in die Wohnung des Verstorbenen zurück und feierte daselbst, gleichsam als Gäste des Dahingeschiedenen, das Totenmahl (περίδειπνον). Drei Tage später wurde darauf am Grabe das erste Totenopfer (τρίτα), am neunten Tage das zweite (ἔνατα) dargebracht, und mit dem dreissigsten Tage beschloss ein drittes Opfer (τριακάς), wenigstens in Athen, die Zeit der Trauer, während sie in Sparta noch kürzere Zeit dauerte. Wie aber auch wir die Grabstätten teurer Angehörigen von Zeit zu Zeit besuchen und mit Kränzen schmücken, so war auch bei den Griechen das von duftenden Blumen umgebene Grabmal eine heilige Stätte, an der zu gewissen Zeiten im Jahre dem Andenken des Verstorbenen Trank- und Speiseopfer dargebracht wurden (ἐνάγισμα, ἐναγίζειν, und χοαί namentlich von den Trankopfern).



Fig. 701. Hermes der Totengeleiter.

Darstellungen solcher Totenopfer sind vorzugsweise auf Lekythen abgebildet, die als regelmässige Mitgaben für die Toten einer bestimmten Zeit (des fünften Jahrhunderts) erscheinen. Von einer athenischen Lekythos ist auch das unter Fig. 700 abgebildete Totenopfer entnommen, ebenso wie das oben Fig. 227 veröffentlichte. So ehrte das griechische Altertum das Andenken an die Verstorbenen durch Opfer und Liebesgaben am Grabsteine. Der Schatten des darunter Schlafenden aber, den Hermes Psychopompos, der Seelengeleiter, sanft zu dem Nachen des Charon geführt hat (Fig. 701), steht jetzt vor dem Throne des Hades und der Persephone, den strengen Richterspruch erwartend.

RÖMER.

Einleitung.

Wie bei den Griechen, lässt sich auch bei den italischen Völkerschaften (deren Nordgrenze bis zum siebenten Jahrhundert Roms der Apennin war) nur auf Grund der erhaltenen Sprachdenkmäler eine Vermutung über ihre Herkunft und ihre Stammverschiedenheit aufstellen; danach unterscheidet man drei Stämme, die Japyger, die als die ersten Einwanderer durch die nachfolgenden allmählich bis in die Südspitzen der apenninischen Halbinsel gedrängt sind, die Etrusker und die eigentlichen Italiker, als deren Hauptstamm die Latiner zu betrachten sind. Auf welchem Wege diese Völker nacheinander Italien erreicht haben, wird zwar von keiner Sage berichtet, aber bei der eigentümlichen Natur des Landes, das für die Anfänge der Schifffahrt schwer erreichbar war, ist es an sich wahrscheinlich, dass sie auf dem Landwege gekommen, das heisst von Nordosten her in das Pothal niedergestiegen sind und von da nach Ueberschreitung des Apennins in allmählichem Vorrücken den südlich vom Gebirge gelegenen Teil eingenommen haben. Eine wesentliche Unterstützung erhält diese Vermutung, wenigstens soweit die Italiker in Betracht kommen, durch Ausgrabungen, auf die W. Helbig durch ein verdienstvolles Buch (Die Italiker in der Poebene. Leipzig 1879) zuerst die Aufmerksamkeit gelenkt hat.

In der Poebene, sowohl nördlich wie südlich vom Fluss, sind seit langer Zeit eine Reihe von alten Ansiedlungen aufgefunden, die unter dem Namen Terramare bekannt sind; der Name selbst, aus *Terra marna* verderbt, ist ein Ausdruck der Bauern in der Provinz Parma, durch den ursprünglich jede mit organischen Bestandteilen versetzte und dadurch als Düngemittel verwendbare Erdschicht bezeichnet wird. Die ersten derartigen Niederlassungen wurden 1861 beobachtet, nachdem sicherlich schon viele damals weggeräumt waren, ohne dass das Auge eines Forschers auf sie gelenkt worden wäre; von da ab folgten die Entdeckungen rasch aufeinander; doch indem man sich dem Glauben hingab, dass alle diese Niederlassungen aus ein und derselben Kulturzeit stammten, und infolge davon auch die verschiedenen übereinander gelagerten Schichten nicht sorgfältig trennte, sind die Beobachtungen der ersten Jahre wenig zuverlässig und deshalb für die Forschung nur in geringem Masse zu verwenden.

Erst die weiteren Untersuchungen, die sich an die Namen Strobel, Pigorini und Chierici knüpfen, sind mit der gerade in solchen Dingen nötigen Sorgfalt angestellt worden, so dass deren Ergebnisse volle Zuverlässigkeit für sich in Anspruch nehmen. Die verschiedenen Epochen lassen sich verhältnismässig leicht trennen; die grosse Hauptmasse aber, und zwar gerade die ältesten Terramare, gehörten nur einer Kulturzeit an. Man kann die Niederlassungen als Dörfer oder Weiler bezeichnen, die in der Nähe von Flüssen oder Bächen liegen; sie zeigen durchgängig die Gestalt eines Rechtecks und sind, mehr oder minder genau, nach den vier Himmelsgegenden orientiert. Jedes Dorf ist mit einem Wall und Graben umgeben; öfter ist der erstere noch durch Pallisaden oder durch eingefügte, schräg zu einander gestellte Pfähle verstärkt, um ihm grössere Festigkeit zu geben. Auf der Innenseite des Walls zog sich ein aus Balken, Reisigbündeln und Thon errichteter Anbau hin, der vor allem dazu diente, den Verteidigern einen festen Standpunkt und die Möglichkeit freien Verkehrs längs des Walles zu geben. In dem so eingefriedigten Raume hatte man zunächst zwei bis drei Meter lange Pfähle in den Boden eingerammt, darüber horizontale Balken und auf diese eine Lage Bohlen gelegt; auf dem dadurch geschaffenen Raum, über den noch zur Herstellung einer besseren Ebene Lagen von Kies und Sand ausgebreitet waren, sind dann die Wohnungen der Dörfler errichtet. Die Wohnungen selbst müssen von der einfachsten Art gewesen sein, blosse Hütten aus Zweigen und Stroh errichtet, da keine Spur von Steinen und Ziegeln aufgefunden ist; ja sogar der Gebrauch des Lehms scheint ihnen unbekannt gewesen zu sein, denn die wenigen Reste von Wänden, die aus Lehm und Stroh bis jetzt aufgefunden sind, waren gebogen, lassen also auf runde Hütten schliessen und gehören nach der Annahme von Chierici erst einer späteren Bevölkerung an.

Sehr interessant sind die auf dem Boden aufgefundenen Reste, die gestatten, uns ein ziemlich deutliches Bild von dem Leben und Treiben der ehemaligen Pfahldörfler zu machen. Die Bewohner müssen eifrig Viehzucht getrieben haben, am meisten die der Rinder, dann die der Schweine, Ziegen und Schafe; von wilden Tieren finden sich nur selten Spuren, meist von Hirschen und Rehen und Wildschweinen, so dass man vermuten kann, dass die Jagd bei ihnen nur in ganz geringem Masse betrieben worden ist. Der Fischfang scheint ihnen, trotzdem sie an Flüssen wohnten, vollständig unbekannt gewesen zu sein. Neben der Viehzucht muss der Ackerbau eine grosse Rolle gespielt haben, sie kannten den Weizen, den Flachs, die Bohne und die Rebe. Auch die Früchte der Bäume und Sträucher verschmähte man nicht, wie Reste von Aepfeln und anderen Früchten beweisen.

Ihre Handfertigkeit erscheint als sehr gering, denn obgleich sie gegossene Bronzegegenstände kannten, scheinen sie meist sich der Steine als Waffen bedient zu haben. Auch in Bezug auf die Kunst müssen jene Pfahldörfler auf dem niedrigsten Standpunkt gestanden haben, da die von ihnen gefertigten Geräte (mit der Hand geformte Vasen u. dergl.) kaum die dürftigsten Spuren von Ornamentik aufweisen.

Was war das nun für ein Volk, das die Terramare einst bewohnte? Gewisse in den oberen Schichten vorkommende und mit Sicherheit auf die Etrusker zurückzuführende Funde zeigen eine solche Verschiedenheit von den aus den unteren Schichten stammenden, dass unter keinen Umständen an einen Zusammenhang der Pfahldörfler mit den Etruskern gedacht werden kann. Ebenso wenig darf aber auf die später nach dem Westen gedrängten Ligurer, die das Gegenteil von Sesshaftigkeit bewiesen haben, oder auf die späteren Bewohner der Poebene, die Celten, verwiesen werden, denn diese sind erst nach den Etruskern gekommen, und so bleibt eigentlich nur ein Volk übrig, auf das diese Ansiedlungen zurückgeführt werden könnten, nämlich die sogenannten Italiker, die mit den Griechen zu einer nahe verwandten Rasse gehören, und die frühzeitig Asien, das Stammland der Indogermanen, verlassen haben und über den Nordrand des schwarzen Meeres in das Donauthal und von da durch die gewöhnliche Einfallspforte nach Italien gelangt sind. Dass es wirklich diese Stämme waren, die auf ihrem Zuge nach Italien im Pothale Halt gemacht und jene Ansiedlungen angelegt haben, dafür spricht eine ganze Reihe von Analogien, die sich weiter nach Süden hin in ihren späteren Sitzen, selbst in und um Rom finden, dafür spricht vor allem aber auch der ganz gleichartige Charakter, den die lateinischen Völkerschaften noch in der historischen Zeit erkennen lassen. Sie sind, wie jene Pfahlbauern, ein Bauernvolk, das mit grosser Zähigkeit an der Scholle haftete, mit Ackerbau und Viehzucht sich beschäftigte und der Jagd, bevor griechischer Einfluss eindrang, im ganzen abhold war. Der Sinn für Recht und Gesetz, für Ordnung, ihre Neigung sich zu Gemeinden zusammenzuschliessen, treten so gewaltig hervor, dass die Analogie mit jenen Bewohnern der Terramare gar nicht abzuleugnen ist; haben sich doch einige dieser Eigenschaften so viele Jahrhunderte hindurch selbst heute noch bei einem grossen Teile des italienischen Volkes erhalten.

Allerdings wird man, wenn man vor den gewaltigen Resten der römischen Baukunst steht, und wenn man von dem übermässig verfeinerten Leben liest, das die alten Römer geführt haben, anfänglich eigentümlich berührt, sobald man diese Römer mit jenen Ansiedlern in Verbindung setzen soll; der Unterschied scheint so gewaltig, dass man zunächst gar nicht die Möglichkeit sieht, wie er auf irgend welche Weise überbrückt werden soll. Und doch ist dies nicht so schwer, sobald man bedenkt, dass die Römer erst durch die Verbindung mit dem Osten, mit Griechenland, dessen Völker frühzeitig den orientalischen Einflüssen ausgesetzt waren, jene Veränderung ihres eigenen Wesens vorgenommen haben; die Strassen von Rom sind erst 174 v. Chr. Geburt, und auch damals nur zum Teil, mit Pflasterung versehen worden; Landwirtschaft und Viehzucht haben bis in späte Zeiten in Rom eine Stätte gehabt; ja wir haben direkte Ueberlieferungen von Zuständen, die den in den Pfahldörfern üblichen gleichen wie ein Ei dem andern. So wurde noch in später Zeit auf dem Palatin die mit Stroh gedeckte Hütte des Romulus gezeigt; selbst eine ganze Reihe sozialer Eigentümlichkeiten der Römer finden in den Ansiedelungen der Terramare ihre Erklärung. So vor allem der runde, bilderlose Tempel der Vesta mit dem heiligen Feuer, dessen Verlöschen an den Vestalinnen mit den

strengsten Strafen geahndet wurde. In jener ältesten Zeit war es eben, wollte man anders sich die grosse Mühe einer neuen Feuererzeugung sparen, für alle Familien wünschenswert, dass in einer in der Mitte gelegenen Hütte das Feuer beständig unterhalten wurde. Und so liessen sich noch viele Aehnlichkeiten anführen, durch die eine Uebereinstimmung zwischen den frühesten Ansiedlungen und der späteren Zeit nachgewiesen wird.

In welcher Zeit und unter welchen Umständen diese Völkerschaften von neuem den Wanderstab ergriffen haben und über den Apennin in die westlichen Teile Mittelitaliens gewandert sind, das wird wohl ewig in Dunkel gehüllt bleiben. Während die Griechen mit ihrer lebhaften Phantasie und ihrer dichterischen Gestaltungskraft die Sagen der Heroenzeit für alle Zeiten festgelegt haben, ist bei den Italikern, deren nüchterner und nur auf das nächst Erreichbare gerichteter praktischer Sinn die Verehrung der holden Musen versäumt hat, das Gedächtnis an die Vorzeit so völlig untergegangen, dass selbst die Anfänge von Rom, der Herrscherin der Welt, in völliges Dunkel gehüllt sind, das durch die widerspruchsvollen, die Spuren späterer Erfindung deutlich an der Stirn tragenden Gründungssagen mehr verschleiert als erhellt wird. Doch was die Götter auf der einen Seite den Römern versagten, gaben sie ihnen um so reichlicher auf andern Gebieten. „Entschlossen gab der Italiker die Willkür hin um der Freiheit willen, und lernte dem Vater gehorchen, damit er dem Staate zu gehorchen verstände. Mochte darüber der Einzelne bei dieser Unterthänigkeit verderben und der schönste menschliche Keim verkümmern, er gewann dafür ein Vaterland und ein Vaterlandsgefühl, wie der Grieche es nie gekannt hat, und errang allein unter allen Kulturvölkern des Altertums bei einer auf Selbstregiment ruhenden Verfassung die nationale Einheit, die ihm endlich über den zersplitterten hellenischen Stamm und über den ganzen Erdkreis die Botmässigkeit in die Hand legte“ (Mommsen, Röm. Gesch. 8. Aufl. I. S. 29).

Der Tempel.

Bei der Schilderung des griechischen Tempels sind wir von dem Gedanken ausgegangen, dass er das Haus des persönlich und menschlich gedachten Gottes dargestellt habe. Von der einfachen Hausform aus, wie sie in den ältesten Tempeln zu erkennen ist, liess sich eine allmähliche und stetige Erweiterung bis zur Gestaltung des reichsten Peripteros und Dipteros verfolgen, so dass sich die zahlreichen und mannigfaltigen griechischen Tempelformen als eben so viele notwendige Stufen einer fortgesetzten Entwickelung der im Anfang festgestellten Form ergeben.

Bei dem römischen Tempelbau lässt sich ein so einfacher und gedankenmässiger Entwickelungsgang einer bestimmten Kunstform nicht nachweisen. Es kommen hier, wie in der Gesamtentwickelung des Volkes selbst, so verschiedenartige Einwirkungen zusammen; heimische und fremde Einflüsse kreuzen sich in so mannigfaltiger Weise, dass auch für die Kultusgebäude eine sehr grosse Mannigfaltigkeit von Formen hervorgeht, ohne dass sich diese dem Prinzip rein künstlerischer Entfaltung, das bei den Griechen herrschte, unterordnen lässt.

Allerdings kann man fast sämtliche früher von uns betrachtete Tempelformen der Griechen auch bei den Römern nachweisen, aber es treten uns auch sehr wesentliche Abweichungen und Unterschiede entgegen. Diese beruhen alle auf dem oben angedeuteten Zusammenwirken heimischer und griechischer Bildungselemente, das in dem Leben des römischen Volkes einen so wichtigen, bestimmenden Einfluss ausübt. Danach würden sich für die Entwickelung des römischen Tempelbaues drei Gesichtspunkte festhalten lassen: die Erfordernisse, die aus der ursprünglichen italienischen Kultur hervorgehen, die Einwirkung und Nachbildung griechischer Formen, und endlich die rückwirkenden Einflüsse römischer Bildung und römischen Geschmacks auf die von den Griechen entlehnten Grundformen und die dadurch bewirkte Veränderung der letzteren.

Die altitalischen Völkerschaften stellten sich die Götter nicht in so menschlicher Gestalt und mit so menschlichem Wesen vor, als es die Griechen vermöge ihrer künstlerischen Anlage und ihres plastischen Gestaltungstriebes thaten. Von den Römern wurden sie vielmehr als Schutzherren aller menschlichen

Verhältnisse, als Vorbilder aller menschlichen Tugenden aufgefasst, und indem jedes Ereignis und jeder Vorgang in der Natur seinen besonderen Schutzherrn, jede Entwickelungsstufe des menschlichen Daseins ihr Abbild in irgend einer Gottheit fand, entbehrten sie natürlich jener mehr realen Lebensfülle und besonderen Gestaltung, zu der die Griechen die ursprünglich symbolischen Grundgedanken ihrer Götter gesteigert hatten. Und da sie ohne die ebenfalls griechische Zuthat eines reich bewegten Mythenlebens blieben, waren sie auch weit von der persönlichen Geltung entfernt, die dem Griechen den Gott als einen, wenn auch idealisierten, doch vollen und wirklichen Menschen entgegentreten liess. Von dieser menschlichen Seite ihres Erscheinens aber entkleidet bedurften die römischen Götter streng genommen weder der bildlichen Darstellung noch des schützenden Hauses.

Wenn nun aber trotzdem, teils durch einen Drang, der allen auf früher Entwickelungsstufe stehenden Völkern gemeinsam ist, teils infolge der bis in das höchste italische Altertum hinaufreichenden Einwirkung griechischer Anschauungen oder der noch älteren Gemeinsamkeit mit griechischen Stämmen sowohl Götterbilder als auch Wohnungen für sie schon in sehr frühen Zeiten vorkommen, so haben diese doch, soweit sie rein italischen Ursprungs sind, eine von der griechischen durchaus abweichende Form erhalten. Es beruht dies hauptsächlich darauf, dass auch die Bestimmung des Tempels eine wesentlich andere wurde, und dass zu dem Zwecke, dem Götterbilde Schutz und Wohnung zu gewähren, noch ein anderer Zweck von vielleicht überwiegender Wichtigkeit hinzutrat.

Je mehr man nämlich von der künstlerischen Gestaltung und Ausbildung der Götterideale in menschlichem Sinne absah, um so grösseres Gewicht scheint man darauf gelegt zu haben, einen bestimmenden Einfluss der Götter auf die menschlichen Verhältnisse zu erkennen, deren Vorsteher jene gewissermassen waren, oder mit anderen Worten, den Willen der Götter zu ergründen, um nach Kundgebung desselben die menschlichen Dinge und Entschliessungen regeln zu können. Und zwar geschah dies nicht in der Weise jener begeisterten Auslassungen einer vom Gotte erfüllten Persönlichkeit, wie dies in den griechischen Orakeln der Fall war, sondern dem schon von Alters her praktischen Sinne des Volkes galt es zunächst, eine Zustimmung oder Abmahnung der Götter in Bezug auf eine besondere Handlung oder Entschliessung zu erhalten. Diese Erforschung machte den Gegenstand der Augural-Wissenschaft aus, wonach gewisse Zeichen am Himmel, namentlich der Flug der Vögel und das Erscheinen von Blitzen, als bejahende oder verneinende Zeichen der göttlichen Willensmeinung angesehen und gedeutet wurden.

Die Beobachtung und Deutung dieser Zeichen mochte ursprünglich jedem Familienhaupte, in dem sich mit der rechtlichen Gewalt auch die religiöse vereinigte, freigestanden haben; beim Anwachsen des Staates und bei verwickelterer Gestaltung der geselligen und staatlichen Verhältnisse, sowie bei höherer Ausbildung jener Wissenschaft selbst war diese priesterliche Funktion zuerst, wie es scheint, auf den König, dann auf Kundige und



Wissende übergegangen, die unter dem Namen der Auguren eins der wichtigsten Priesterkollegien bei den Römern bildeten; und diese um den Rat und die Willensmeinung der Götter zu befragen, war jedem einzelnen gestattet, den Beamten dagegen, die den Staat vertraten, bei jeder wichtigen Entschliessung geboten.

Für diese Beobachtung, deren Ursprung die Römer zwar von den Etruskern ableiteten, die sich aber als ein uraltes gemeinsames Eigentum der italischen Stämme ergeben hat, galt es, einen geeigneten Raum auszuwählen und gegen die profane Umgebung abzugrenzen. Nur von einem solchen Platz aus konnte die Himmelsschau stattfinden; man gewann ihn auf die einfachste Art durch Absteckung eines quadratischen Bodenstückes, das auf eine dem besonderen Zwecke entsprechende Weise eingefriedigt wurde. Der allgemeine Name für einen solchen Raum war *templum*, was wohl von einer altitalischen, mit dem griechischen τέμνειν (abschneiden, abgrenzen) verwandten Wurzel herzuleiten und mit dem griechischen τέμενος zu vergleichen ist. Um die eigentlichen Auspizien vorzunehmen und die dem Auguren zu teil werdenden Zeichen als günstige oder ungünstige zu erkennen, wurde dieser Raum, oder damit gleichbedeutend das Himmelsgewölbe, durch eine Linie von Osten nach Westen (Fig. 702 *e f*) in eine Tag- und Nachtseite, und durch eine zweite, die erstere rechtwinklig schneidende Linie von Norden nach Süden (*g h*) in eine den ab- und zunehmenden Tag bezeichnende oder in die Morgen- und Abendseite geteilt. Erstere Linie (*e f*) hiess ***decumanus***, letztere (*g h*) ***cardo***, und es wurde mithin durch diese sich kreuzenden Linien das Territorium in vier gleiche quadratische Regionen eingeteilt. Auf dem Schneidepunkt (***decussis***) dieser Linien stehend stellte der Augur seine Beobachtungen an, und es erhielten je nach Massgabe der Linien die Regionen ihre besonderen Bezeichnungen. Nach Massgabe des *cardo* zerfiel der Raum in eine rechte nach Westen gerichtete Hälfte (*a g h b*), ***pars dextra*** oder ***exortiva***, und eine nach Osten gelegene (*g d c h*), ***pars sinistra***; erstere umfasste die dritte und vierte (0—180°), letztere die erste und zweite (180—360°) Hauptregion, d. h. das Gesichtsfeld des nach Süden gewandten Augur umfasste zur Linken den Südosten und zur Rechten den Südwesten. Nach Massgabe des ***decumanus*** dagegen wurde der Raum in eine hinter dem Augurn liegende Nordhälfte (*a e f d*), ***pars postica***, und eine vor demselben liegende Südhälfte (*e b c f*), ***pars antica***, geteilt, d. h. bei der Richtung des Augur nach Osten lag der Nordosten zur Linken, der Südosten .zur Rechten. Zeichen von der linken Seite her galten stets als glückliche, die von rechts her als die unglücklichen. Diese Einteilung des Templum in vier Hauptregionen war zu Ciceros und Plinius Zeiten die gewöhnliche. Wichtiger jedoch zur Entscheidung der Frage über die Orientierung der römischen Tempel war die ältere von den Etruskern stammende Einteilung des Templum in sechzehn Regionen, die eine genaue Beobachtung der Gestirne bedingte. Es richtete sich nämlich die Orientierung

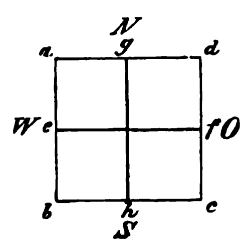


Fig. 702. Das Templum.

der Tempelaxe nach der Stellung des Sonnenaufganges am Gründungstage des Heiligtums, der gleichzeitig auch der Geburts- und Hauptfesttag des Gottes war, dem der Tempel galt. Da nun aber der Begriff Osten ein sehr wechselnder ist, indem beispielsweise in Italien der Punkt, an dem in den verschiedenen Jahreszeiten die Sonne aufgeht, ungefähr um 65° wechselt, so finden sich auch die italischen Tempel fast nach allen Richtungen der Windrose orientiert, d. h. je nach der Richtung hin, in die am Tage der Gründung des Heiligtums die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne fielen. Die altetruskische Orientierung der Tempel von Norden nach Süden scheint nur in seltenen Fällen bei römischen Tempeln in Anwendung gekommen zu sein, wie dies aus Nissens astronomischen Bestimmungen einer grossen Anzahl Tempelaxen hervorgeht. Da nun der Römer beim Gebet sich dem Osten zuwandte, musste das Tempelbild, zu dem der Betende flehte, mit dem Gesicht nach Westen schauen.

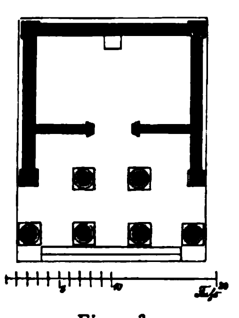


Fig. 703.
Der sog. tuscanische Tempel.

Diese quadratische Form des Templum bedingte eine fast quadratische Absteckung des Tempelareals, so dass sich der altitalische oder von den Römern als tuscanisch bezeichnete Tempel von dem hellenischen zunächst hierdurch unterscheidet; dieser hatte die Form eines Rechtecks, dessen Tiefe fast das Doppelte der Stirnseite mass; bei jenem verhielt sich die Tiefe zur Breite wie 6:5. Beispiele des etruskischen Tempelbaues sind nun freilich nicht mehr vorhanden, da sie durch griechische Tempelformen später verdrängt wurden. Wir sind jedoch durch die bei Vitruv (IV 7) aufbewahrte Beschreibung im Stande, wenigstens annäherungsweise das Bild eines solchen Tempels herzustellen, und haben unter Fig. 703 nach Hirts Versuchen den Grundriss eines etruskischen Tempels wiedergegeben. Besonders bemerkenswert erscheint dabei, dass innerhalb der Cellen, die etwa die Hälfte des ganzen Areals einnahmen, keine Säulenstellungen angebracht wurden; dagegen hatte der Pronaos vier Säulen in der Front, von denen die beiden äusseren den Antenpfeilern entsprachen, zwei andere aber zwischen diesen Antenpfeilern angeordnet waren. Dem tuscanischen Bau eigentümlich ist auch die schlanke, sieben Durchmesser hohe, glatte und um ein Viertel sich verjüngende Säule mit einer zweigegliederten Basis, bestehend aus einer kreisförmigen Plinthe und einem Torus von gleicher Höhe und einem aus drei gleich hohen Teilen gebildeten Kapitell.

Ungleich reicher aber gestaltete sich die Anlage bei Tempeln von grösseren Verhältnissen; am reichsten, wie es scheint, bei dem der capitolinischen Gottheiten, in dem der römischen Sage zufolge Tarquinius Priscus ein Nationalheiligtum des römischen Volkes herzustellen beabsichtigte. Er wählte dazu die höchste Spitze des capitolinischen Hügels aus, die indes durch ausgedehnte Untermauerungen erweitert werden musste. So wurde auf dem westlichen Gipfel dieses Hügels, wo jetzt der Palast Caffarelli steht, eine fast quadratische Area von 800 Fuss Umfang hergestellt, die zur Aufnahme des Tempels bestimmt

war.*) Das Unternehmen war indes, sowohl was die erforderlichen Kräfte, als auch was die Kosten betraf, so aussergewöhnlich, dass Tarquinius Priscus noch nicht zum Bau des eigentlichen Tempels gelangte; dieser konnte erst von seinem Nachkommen Tarquinius Superbus unter Herbeiziehung etruskischer Künstler der Vollendung näher gebracht werden. Aber auch ihm war es nicht vergönnt, die grosse Aufgabe zu Ende zu führen: das Nationalheiligtum des römischen Volkes sollte erst in den Zeiten der Republik seine Vollendung und Weihe erhalten. Und zwar wird die letztere dem M. Horatius Pulvillus zugeschrieben, der im dritten Jahre der Republik mit P. Valerius Poplicola Konsul war. In dieser ursprünglichen Form stand der Tempel 413 Jahre, bis er, gleichsam als sollte er alle Wendepunkte der römischen Geschichte an sich selber erfahren, durch eine Feuersbrunst zerstört und von Sulla von Grund auf neu erbaut wurde. Bei diesem Neubau wurden indes, wenn auch nicht alle Einzelheiten der altertümlichen Bauweise, doch dieselben Masse und Grundverhältnisse beibehalten, wie aus Tacitus' Worten „*iisdem rursus vestigiis situm est*“ (hist. III 72) hervorgeht**), so dass man mit Hülfe der Beschreibung bei Dionysios von Halicarnass (IV p. 251. 260) und mit Benutzung der 1876 ausgegrabenen Fundamente versuchen kann, die ursprüngliche Anlage des tarquinischen Tempels wieder herzustellen (vergl. den Grundriss, Fig. 704). Auf diesem erkennt man die oben angegebene Teilung des Tempels in eine vordere und eine hintere Hälfte, deren erstere nur von Säulen eingenommen und von keiner Wand umschlossen ist, während in der letzteren sich die drei unter einem gemeinsamen Dache liegenden Cellen der capitolinischen Gottheiten befanden, denen der Tempel geweiht war. Die mittlere war dem Jupiter bestimmt, während in den beiden kleineren Cellen ihm zur Rechten Minerva und zur Linken Juno ihre Verehrung fanden. Der Tempel war annähernd quadratisch

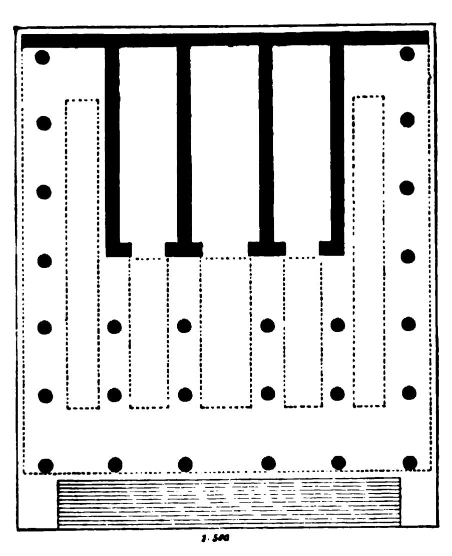


Fig. 704. Capitolinischer Tempel. Grundriss.

*) Die Frage, auf welcher der beiden Spitzen der Tempel gestanden habe, ist durch neuere Funde zu Gunsten der von den deutschen Forschern vertretenen Annahme entschieden.

**) Dieser Bau wurde während der Vitellianischen Unruhen ein Raub der Flammen und von Vespasian erneut; als auch dieser Neubau durch eine Feuersbrunst zerstört wurde, war es Domitian, der den capitolinischen Tempel zum viertenmal erneute und einweihte.

59,2 × 54,9 m gross, von den drei Cellen mass die mittlere 25 × 9 m und die beiden seitlichen je 25 × 7,5 m im Lichten. Der Tempel war sechssäulig in der Front, und ursprünglich in dorischem oder tuskanischem Stil gehalten; erst bei dem Wiederaufbau unter Vespasian wurde die korinthische Säulenordnung angewendet. Bei der weiten Säulenstellung (das mittelste Interkolumnium mass von Säulencentrum zu Säulencentrum 10,90, die andern 9,20 m) war natürlich die über den Säulen liegende Gebälkkonstruktion von Holz. Die Bildwerke des Giebels bestanden nach etruskischer Sitte aus gebranntem Thon.

Der ursprünglich durch Vermittelung der Etrusker auf Rom geübte griechische Einfluss, der selbst schon bei dem sogenannten tuskanischen Tempel nicht abzuleugnen ist, gewann immer mehr Boden, als die Römer nach Vertreibung der Könige bei der Neugestaltung ihrer Staats- und Rechtsverhältnisse ihren Blick auf fremde vorgeschrittenere Völker zu richten sich genötigt sahen. Es ist zugleich die Zeit, in der die Griechen ihre Höhe erreichten und im Staats- und Kriegswesen ebenso wie auf dem Gebiete der Künste und der Poesie die glänzendsten Erfolge erlangten. Kein Wunder, wenn überall auf der italischen Halbinsel eine der griechischen verwandte und von ihr ausgehende Bildung sich zu regen beginnt; Etrurien erfüllt sich mit griechischen Kunstwerken und beginnt selbst mit jenen grossen Vorbildern in Wettbewerb zu treten; Apulien hatte von Anfang an sich in einer der griechischen verwandten Weise entwickelt; in Lucanien und Campanien machen sich wenigstens zum grossen Teil griechische Sprache und Schrift geltend und lassen dadurch geistige Gemeinschaft erkennen, und wenn auch damals Rom, das uns hier hauptsächlich beschäftigt, durch den schwierigen und kampfreichen Ausbau seiner inneren Verfassung, sowie durch die fortgesetzte Erweiterung seines Gebietes, verhindert wurde, die Keime griechischer Gesittung mit Sammlung in sich aufzunehmen und mit Ruhe und Hingebung zu pflegen, so konnte man sich doch dem Einflusse griechischer Bildung als weltbestimmender Macht nicht entziehen, und es kann kaum einen schlagenderen Beweis für die letztere geben, als dass trotz aller Ungunst der Verhältnisse, die bei weitem grösser als unter der Königsherrschaft war, vielfache und stets sich mehrende Thatsachen die Einwirkung griechischer Sitten auf das römische Leben bekunden.

Und zwar ist kaum ein Gebiet des römischen Lebens, das von dieser Einwirkung sich ganz frei hält; staatliche Einrichtungen, das Verkehrswesen, die Gesetzgebung werden nach griechischen Vorbildern gestaltet; ja auch die römische Tempelarchitektur zeigt sich griechischen Einflüssen unterworfen, weil abgesehen davon, dass die alten Kultusbeziehungen zwischen Rom und Griechenland, gleichsam die Merkzeichen gemeinsamen Ursprunges im Bewusstsein der Völker, in voller Kraft bestehen bleiben, auch neue Beziehungen der Art sich zu knüpfen beginnen. Die altitalische Sage, die wegen mangelnder scharfer Persönlichkeit der göttlichen Gewalten immer dürftig gewesen war, scheint sich durch Uebertragung aus dem Mythenkreise der griechischen Gottheiten mannigfacher zu gestalten und zu beleben, und es entspricht dem vollkommen, dass wir bestimmte Kulte unter staatlicher Autorität aus Griechenland nach Rom übergeführt sehen.

So wurde man schon früh durch eine gewisse innere Notwendigkeit zur

Aufnahme griechischer Tempelformen geführt, noch ehe die geflissentliche Nachbildung aller griechischen Kunstschöpfungen deren Aufnahme zu einem ästhetischen Bedürfnis machte. Dies tritt mit dem letzten Jahrhundert der Republik immer ersichtlicher hervor und steigt, wie es scheint, in demselben Masse, als die Anhänglichkeit an die altheimischen Kulte unter den wachsenden Einflüssen modernster griechischer Bildung verschwindet. Vielleicht hatte jene Mischung altgeheiligter Volksreligion mit der mehr künstlerischen Gestaltung der griechischen Mythologie die feste Gläubigkeit schon erschüttert, die in früheren Zeiten einen so wesentlichen Zug des römischen Charakters ausgemacht hatte; nun kam der Einfluss der zweifelsüchtigen griechischen Spekulation hinzu, um auch den Rest derselben noch schwankender zu machen und in den höheren Klassen die schon lange gehegte Gleichgültigkeit gegen den Kultus in eine völlige Abneigung zu verkehren, weil die Priesterämter den Inhabern fast immer Fesseln in Bezug auf die politische Wirksamkeit auferlegten. So wurde das alte religiöse Gefühl immer mehr zurückgedrängt, und es wurden nicht selten Klagen laut, dass die Tempel der Götter leer ständen und wegen Mangels an Pflege ihrem Untergange entgegengingen. Als Augustus eine grosse Zahl wieder erneuerte (es soll dies mit 82 Tempeln der Fall gewesen sein), da ist dies gewiss meistenteils im Sinne des griechischen Kultus und der griechischen Kunst geschehen, und, wie im Bewusstsein des Volkes die alten Götter durch die von der allgemeinen Vorliebe empfohlenen griechischen Götterideale verdrängt wurden, musste natürlich auch die altheimische Tempeleinrichtung den Formen der griechischen Kunst weichen, die ohnehin zum massgebenden Vorbilde für alle eigenen künstlerischen und poetischen Schöpfungen der Römer geworden war.

Dies sind die wechselnden Phasen des Einflusses, den das griechische Wesen auf die Umgestaltung des altitalischen Tempelbaues ausgeübt hat. Wir haben sie in rascher Uebersicht hier angedeutet, um die Möglichkeit nachzuweisen, wie die Römer allmählich dazu kamen, sich der griechischen Tempelformen zu bedienen, und haben hier das eine noch hinzuzufügen, dass in der That sämtliche Formen des griechischen Tempels unter den römischen Kultusdenkmälern vertreten sind.

Die einfachste Form des *templum in antis* zeigte nach Vitruv (III 1) einer der vor der Porta Collina befindlichen drei Fortunatempel; die des Prostylos war sehr häufig, und wir werden weiter unten ausführlicher davon zu handeln haben. Selbst die bei den Griechen nicht häufige Form des Amphiprostylos, von der auch Vitruv kein Beispiel anführt, lässt sich wenigstens in einem Beispiele, dem Tempel auf dem Forum zu Velleja, nachweisen. Von dem Peripteros führt Vitruv zwei Beispiele an, den Jupitertempel in der Halle des Metellus und den des Honos und der Virtus, der von Marius durch den Architekten Mutius ebenfalls zu Rom errichtet war. Die Form des Pseudoperipteros, von dem wir in Griechenland nur ein Beispiel anführen konnten, ist von den römischen Architekten sehr häufig angewendet worden. Von dem Dipteros findet sich bei Vitruv ein Beispiel angeführt, der Tempel des Quirinus, der von Augustus auf dem quirinalischen Hügel errichtet war und mit seinen Doppel-

hallen von 76 Säulen zu den herrlichsten Gebäuden Roms gerechnet wurde. Eine andere derartige Prachtanlage, römisch-griechischem Kunstsinn entstammend, der Tempel des olympischen Zeus in Athen, ist schon oben S. 85 besprochen worden.

Natürlich mussten die griechischen Formen, als sie von den Römern angenommen wurden, bei der Uebertragung sich manche Veränderungen gefallen lassen, die entweder durch die Rückwirkung der ursprünglichen italischen Tempelanlage auf die griechische Form bedingt wurden (in diesem Falle mussten sie sich in einer Abweichung des Grundrisses und der räumlichen Einteilung des Tempels kund geben), oder durch das Aufkommen neuer Konstruktionsarten veranlasst wurden.

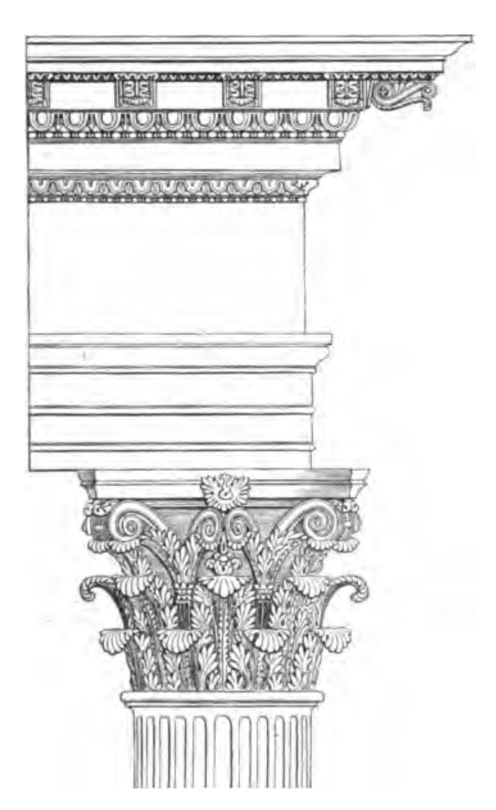


Fig. 705. Römisch-Korinthisches Kapitell.

Ehe wir uns zu diesen wichtigeren Abänderungen des überlieferten Tempelbaues wenden, haben wir einige weniger bedeutsame Abweichungen zu erwähnen, die sich in den an römischen Tempelbauten zur Anwendung gebrachten Säulenordnungen zu erkennen geben. Streng genommen gehören diese der Kunstgeschichte an und würden daher von unserer Betrachtung auszuschliessen sein. Da es indessen mit zu unserm Zwecke gehört, den öffentlichen Tempelbau als wichtiges Element in der Gestaltung des öffentlichen Lebens der Römer so viel als möglich zu veranschaulichen, muss auch der Säulenordnungen Erwähnung geschehen, in deren veränderter Form und Durchführung der veränderte Geschmack und somit das Wesen des Volkes selbst zum Ausdruck gelangten. In dieser Beziehung ist zu bemerken, dass die verschiedenen griechischen Säulenordnungen auch von den römischen Architekten angewendet worden sind. So können wir als Beispiele der dorischen Ordnung den vorher erwähnten Tempel des Quirinus zu Rom und den Herkulestempel zu Cori anführen, sowie mehrere andere Proben dorischen Stils, die von Canina (Architettura romana. Tav. 67) zusammengestellt sind. Sie zeigen die allgemeinen Formen der griechischen Bauten, jedoch meist ohne ihre Reinheit und feine Berechnung, oft missverstanden und nicht selten willkürlich verändert. Der dorischen nahe verwandt ist die von den Römern

nicht selten in Anwendung gebrachte tuscanische Ordnung. Diese beruht auf einer schon in früher Zeit erfolgten Uebertragung der griechischen Formen und auf ihrer Umbildung durch die Etrusker, von denen sie die Römer entlehnt haben.

Auch die ionische Säulenordnung ist an römischen Bauten angewendet worden. Sie erscheint unter anderem an einem kleinen Tempel zu Tivoli, sowie an dem noch heute erhaltenen Tempel der Fortuna virilis zu Rom (die Bezeichnung ist nicht sicher) und an dem des Saturn am Forum Romanum; auch am Colosseum, sowie am Theater des Marcellus ist das zweite Stockwerk mit ionischen Halbsäulen verziert, und ebenso sind in Pompeji Ueberreste dieses Stils aufgefunden worden. Fast alle diese Beispiele zeigen erhebliche Abweichungen von der rein griechischen Form, vor allem in dem feinen Schwung der Kanäle und der Spirallinie der Voluten.

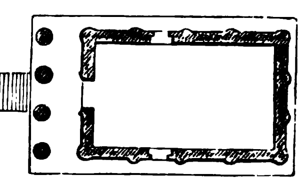


Fig. 706.

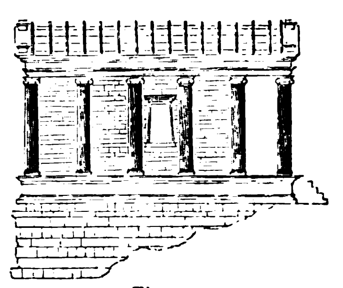


Fig. 707.
Kleiner Tempel zu Tivoli.

Während die dorische und ionische Ordnung in der römischen Architektur eigentlich nur dem Missverständnis und der Verschlechterung unterworfen waren, hat die korinthische Ordnung, namentlich das korinthische Kapitell eine reiche und glänzende Entfaltung gefunden. Es scheint, als ob dieser Stil, dessen Eigentümlichkeit wir oben S. 83 berührten, den Römern besonders zugesagt habe, auch hat er in der That alle Eigenschaften an sich, um in einer mehr durch Grossartigkeit der Massen und Konstruktionen, als durch Feinheit der tektonischen Gliederungen wirkenden Architektur verwendet zu werden und zur Geltung zu kommen. Dem anmutigen, von zwei oder drei Reihen von Akanthusblättern gebildeten Kapitell, aus dem zierliche Voluten, Blumen und andere den Vegetationsformen entlehnte Ornamente, nicht selten auch figürliche Darstellungen in Tier- und Menschengestalt hervorragen, entspricht die reichere Bildung des Gebälkes, dessen einzelne Teile mannigfacher gegliedert und mit grösserer Ornamentfülle ausgestattet werden. Diese Säulenordnung ist von den Römern am häufigsten angewendet worden, ja man kann sagen, dass die überwiegende Mehrzahl aller erhaltenen römischen Gebäude in korinthischem Stil errichtet ist. Eine der schönsten Verwendungen lässt sich am Pantheon erkennen, von dem eine Säule nebst Gebälk unter Fig. 705 dargestellt ist. Später tritt eine gewisse Ueberladung ein, und es entsteht durch Hinzufügung der ausgebildeten Voluten der ionischen Ordnung das sogenannte komposite Kapitell.

Bei der Anwendung griechischer Tempelformen musste die Rücksicht auf den heimischen Kultus und die dadurch bedingte Form des *templum* darauf hinführen, die diesem entsprechendste Form der griechischen Tempel auszu-

wählen, und daran konnte sich auch eine gewisse Umgestaltung der griechischen Anlage knüpfen. Von den griechischen Tempelformen entsprach nun keine den Bedingungen des italischen Kultus mehr, als der Prostylos. War doch der tuscanische Tempel, der aus Rücksicht auf die Himmelschau in seinem vorderen Teile nur Säulen zeigte, selbst ein Prostylos. Und so ist es leicht zu erklären, dass keine griechische Tempelform von den Römern häufiger als der Prostylos zur Anwendung gebracht worden ist. Keine war auch so geeignet, durch eine einfache und naheliegende Erweiterung den Erfordernissen des italischen Kultus noch mehr angepasst zu werden. Man durfte nämlich nur die bei dem griechischen Tempel um eine Säule vorspringende Vorhalle erweitern und statt mit einer, mit zwei oder mehreren Säulen vorspringen lassen, so gelangte man zu einer Anlage, die dem etruskisch-römischen Templum in sehr augenfälliger Weise entsprach, und in der die vordere nur von Säulen umgebene Hälfte (*pars antica*, S. 493) der hinteren, von der Cella eingenommenen (*postica*) an Grösse fast gleich war, so dass die Cellenthür als Standpunkt des Augurs vollständig oder annäherungsweise in der Mitte des Tempels sich befand. Dies ist in der That vielfach geschehen, und die daraus hervorgehende Form eines Prostylos mit weit vorspringender Vorhalle ist so häufig von den Römern angewendet worden, dass man den so gestalteten Tempel als den spezifisch römischen bezeichnen kann. Er bildet den römischen Tempel als solchen im Gegensatz sowohl gegen den tuscanischen, als gegen den rein griechischen, deren beiderseitige Bestandteile er zu einer künstlerischen und zweckmässigen Einheit zu verschmelzen weiss.



Fig. 708. Sog. Tempel der Fortuna virilis zu Rom.

Aber auch die einfache Form des mit nur einer Saule vorspringenden Prostylos ist unter den römischen Denkmälern nicht selten, und es verdient besonders hervorgehoben zu werden, dass die römische Baukunst mehr Beispiele dieser Anlage aufzuweisen hat, als die griechische, die sie nur äusserst selten

zur Anwendung brachte. Wir geben unter Fig. 706 den Grundriss und unter Fig. 707 den Seitenaufriss eines kleinen Prostylos, der zu Tivoli in der Nähe des bekannten Rundtempels in ziemlich zerstörtem Zustande aufgefunden worden ist. Er ist bis zur Höhe des Kapitells erhalten; die Wand der Cella ist mit ionischen Halbsäulen verziert, so dass uns hier die bei den Römern sehr beliebte Form eines Pseudoperipteros entgegentritt, und auf jeder der beiden Langseiten ist zwischen den beiden mittleren Säulenpaaren (die der Vorhalle hinzugerechnet) ein kleines nach oben verjüngtes und mit einem zierlichen Gesims versehenes Fenster angebracht. Der Tempel, der bis vor kurzem als

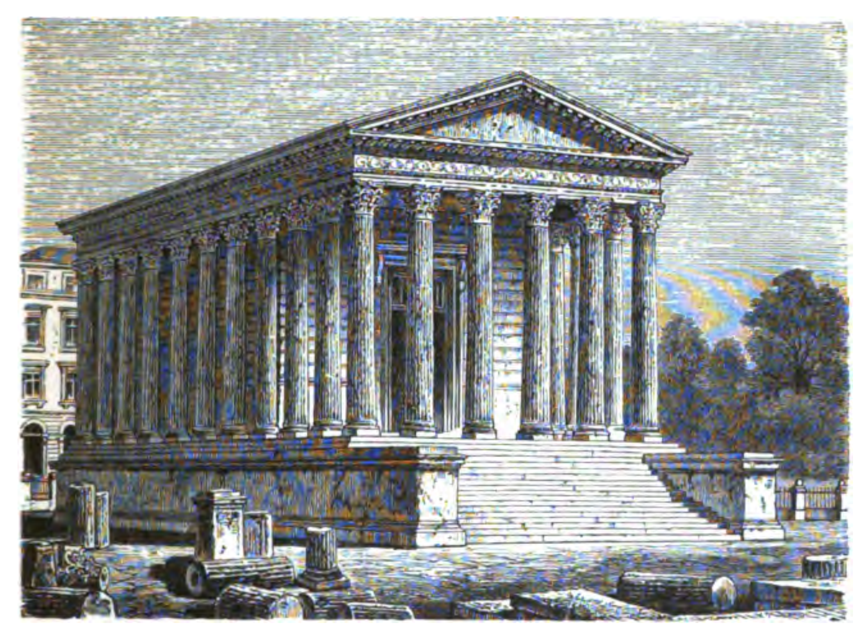


Fig. 709. Maison carrée zu Nimes.

christliche Kirche (S. Giorgio) diente, ist nach Canina, dem die Abbildungen entlehnt sind, in den letzen Zeiten der Republik erbaut und vielleicht der Sibylla Tiburtina oder Albunea gewidmet gewesen.

Die erste und nächstliegende Erweiterung bestand darin, dass man die Vorhalle vergrösserte und mit zwei Säulen aus der Cella hervortreten liess. Auch diese Form ist nicht selten gewesen. Sie ist bei dem schon oben erwähnten Tempel der Fortuna virilis (S. Maria Egiziaca) zu Rom angewendet, Fig. 708 (die Vorhalle ist jetzt zugemauert); auch ist sie an dem Isistempel zu Pompeji befolgt, der durch die fast quadratische Form seines Grundrisses an die Vorschriften Vitruvs über den tuscanischen Tempel erinnert, sowie bei einem kleinen Tempel zu Palmyra, der wahrscheinlich der Zeit Aurelians angehört und die Grundform eines mehr gestreckten Oblongums zeigt. Er hat, wie jener der Isis zu Pompeji, vier Säulen in der Façade, die mit den beiden seitlichen den der Cella an Ausdehnung fast gleichen Pronaos bilden.

Reicher wird die Anlage, wenn die Vorhalle des Tempels um drei Säulen vorspringt. Dies ist z. B. bei dem schönen Tempel des Antoninus und der Faustina der Fall, dessen Vorhalle von sechs Säulen in der Front und je drei an den beiden Seiten gebildet wird, sämtlich aus einem Stück grünen geaderten Marmors bestehend, während die ebenfalls noch erhaltenen Wände der Cella aus Quadern von dem gewöhnlich als Travertin bezeichneten Tuffstein errichtet sind.

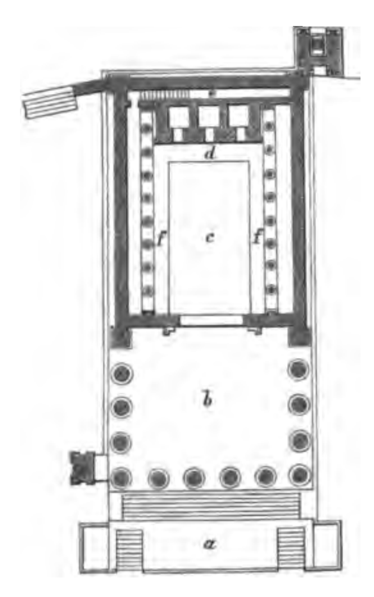
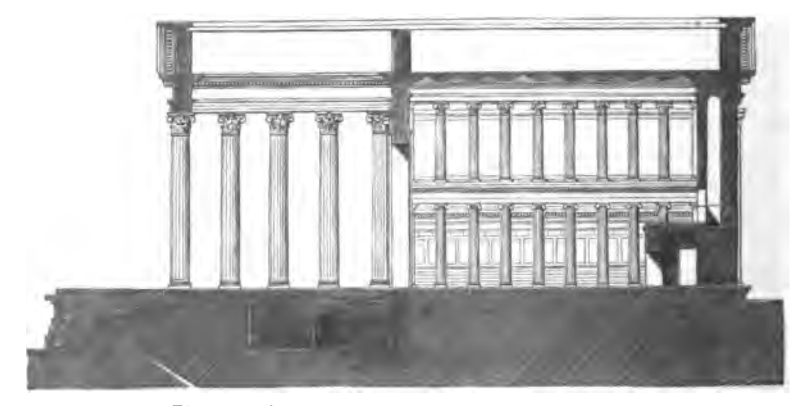


Fig. 710.
Jupitertempel zu Pompeji. Grundriss.

Dieselbe Anordnung zeigt auch der unter Fig. 709 dargestellte Tempel, der unter dem Namen „*Maison carrée*" sich in guter Erhaltung zu Nîmes (dem alten Nemausus) im südlichen Frankreich befindet. Er gehört der besten Zeit der römischen Baukunst an, da er den Ueberresten einer daran befindlichen Inschrift zufolge vom Kaiser Augustus zu Ehren seiner beiden Adoptivsöhne Cajus und Lucius, der Söhne des M. Agrippa, im J. 754 d. St. oder im 1. J. unserer Zeitrechnung errichtet worden ist. Der Tempel, 36 m lang, 18 m breit und auf einem Unterbaue von 3,57 m Höhe sich erhebend, besteht aus einer mit korinthischen Halbsäulen gezierten Cella (Pseudoperipteros) und der Vorhalle, die durch sechs Säulen in der Front und je drei Säulen an den Seiten gebildet wird. Ueber Wand und Säulen ruht noch heute das antike Gebälk,


Fig 711. Jupitertempel zu Pompeji. Durchschnitt.

dessen Fries mit sauberen in Relief gearbeiteten Verzierungen geschmückt ist; auch die alten Giebel mit ihren schönen Kranzleisten sind erhalten. Das Innere des Tempels, in das man durch eine 7,11 m hohe, 3,24 m breite Thür eintritt,

wird seit 1824 als Museum der zahlreichen zu Nîmes und in der Umgegend gefundenen Altertümer benutzt.

Eine noch grössere Steigerung dieses dem römischen Tempel zu Grunde liegenden Prinzips zeigt der grosse Jupitertempel zu Pompeji, der zugleich als eins der schönsten Beispiele dieser Gattung betrachtet werden kann. Hier ist nämlich, wie aus dem Grundriss Fig. 710 und dem restaurierten Durchschnitt Fig. 711 hervorgeht, die 15 m breite und 12 m tiefe Vorhalle noch um eine Säulenstellung ausgedehnt, so dass sie aus sechs Säulen in der Front und je vier Säulen an den Seiten besteht. Vor dieser im Grundriss mit *b* bezeichneten Vorhalle befindet sich ein aus einer Plattform und künstlich angelegten Treppen bestehender Vorbau (*a*), durch den die Länge des vorderen Teils fast der hinteren Hälfte des Tempels gleich gemacht wird, so dass hier die schon oben angedeutete Beobachtung der Vitruvschen Vorschriften für den tuscanischen Tempel eintritt, denen überdies auch die Lage des Tempels von Norden nach Süden zu entsprechen scheint. Durch die im Mittelpunkte des ganzen Gebäudes liegende Thür tritt man in die 18,5 m tiefe Cella (*c*), an deren Seiten sich Galerien von je acht ionischen Säulen (*ff*) befanden und vor deren Hinterwand sich eine Art Unterbau (*d*) mit drei kleinen gewölbten Kammern erhebt. Die ionischen Säulen scheinen, wie der Durchschnitt Fig. 711 ergiebt, eine Galerie von korinthischen Säulen getragen zu haben, zu denen eine Treppe in der Hinterwand der Cella (Fig. 710 *e*) emporführte. Der Unterbau (*d*) mag zur Aufnahme einer Statue gedient haben, deren Kopf im Charakter des Jupiter hier aufgefunden worden ist, während die drei Kammern zur Aufbewahrung von Dokumenten oder Weihgeschenken benutzt worden sein mögen. Die Wände der Cella waren ebenso wie die Säulen der Vorhalle reich bemalt und der Fussboden mit Mosaik ausgelegt.

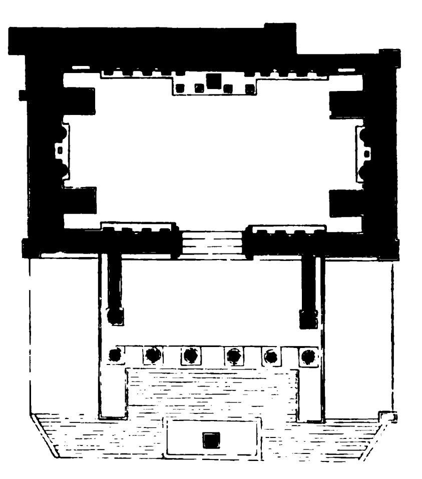


Fig. 712. Tempel der Concordia zu Rom.

Den eben betrachteten Beispielen des römischen Prostylos haben wir noch den durch seine Anlage von allen anderen ähnlichen Gebäuden abweichenden Tempel der Concordia zu Rom anzuschliessen. Derselbe entstand infolge eines Gelöbnisses des Camillus, als er im Senat für die Berechtigung der Plebejer zur Konsulatswürde gesprochen hatte, und sollte ein Symbol der wiederhergestellten Eintracht zwischen Plebejern und Patriziern sein. Seine Lage war am nördlichen Ende des Forum Romanum, dicht an den gewaltigen Grundmauern, auf denen sich das Gebäude des Tabularium erhob; von diesem älteren Concordientempel haben sich jedoch keine Reste mehr erhalten, sondern nur von dem an derselben Stelle durch Tiberius glänzend erneuerten Tempel, aber auch von diesem ist nur der mächtige Unterbau samt der vom Forum empor-

führenden Freitreppe erhalten, doch lässt sich aus einigen Mauerüberresten und dem capitolinischen Stadtplane auf die ursprüngliche Anlage des Gebäudes schliessen. Danach bildete die Gesamtanlage (Fig. 712) ein von Norden nach Süden gerichtetes ziemlich regelmässiges Quadrat, dessen eine Hälfte (*postica*) von der querliegenden Cella, die andere (*antica*) von dem Unterbau und der mit sechs Säulen vorspringenden Vorhalle eingenommen wurde. Die Cella wurde vielfach als Sitzungssaal des Senates benutzt und deshalb auch in früher Zeit mit dem Namen Senaculum, in der späteren Kaiserzeit schlechthin als Curia bezeichnet. Nach den wenigen Fragmenten des Architravs mit dem Kranzgesims, die daselbst aufgefunden wurden, sowie nach den Platten farbigen Marmors zu urteilen, mit denen der Fussboden bedeckt war, muss, was Reinheit und Schönheit des Stils betrifft, dieser Bau zu den schönsten des alten Roms gehört haben. Nach den Zeugnissen der Alten war das Innere, wahrscheinlich der Senatssaal, mit zwölf von der Hand der grössten Meister gefertigten Götterstatuen geschmückt.

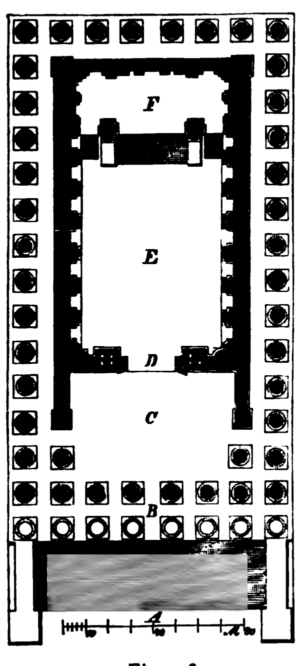


Fig. 713.
Tempel zu Heliopolis. Grundriss.

Aber auch noch einer dritten Veränderung konnten die Formen des griechischen Tempelbaues bei den Römern unterworfen werden. Diese geht aus der Anwendung einer neuen Art der Konstruktion hervor, die von den Griechen nur selten und in grossartigem Massstabe niemals benutzt worden ist, und durch die es möglich wurde, den grossen Tempelcellen eine Ueberdeckung zu geben, die jederzeit gewaltigen Eindruck machte. Das ist die Kunst der Wölbung, durch deren kühne Anwendung und strenge Durchführung die römische Baukunst sich sehr wesentlich von der griechischen unterscheidet. Ohne auf die Frage hier näher einzugehen, inwieweit und seit wann die Kunst der Wölbung den Griechen bekannt gewesen sei, noch ob die italischen Völkerschaften sie erfunden, haben wir nur die beiden Thatsachen hervorzuheben, dass schon in sehr früher Zeit bei den Etruskern und anderen italischen Völkern Beispiele von Gewölbebauten vorkommen, und dass es die Römer gewesen sind, die dies Konstruktionsprinzip zu vollständiger Geltung gebracht und zu einem in technischem wie ästhetischem Sinne gleich bedeutenden Element ihrer Baukunst erhoben haben. Von der verschiedenartigen Anwendung dieser italischen Konstruktion bei Kanälen, Brücken, Wasserleitungen, Thoren und Triumphbögen werden wir in der Folge noch öfter zu handeln haben, da fast alle diese Aufgaben mit der Wölbung in einem von den Griechen durchaus abweichenden und bei weitem grossartigeren Sinne gelöst werden konnten. Hier kommt es zunächst nur darauf an, die Anwendung dieses Prinzips auf

den Tempelbau festzustellen, da auch der Charakter dieses Teils der öffentlichen Baukunst entschieden dadurch beeinflusst werden musste. Indem wir an die soeben betrachteten Formen des römischen Tempelbaus anknüpfen, haben wir die Bemerkung vorauszuschicken, dass im Aeusseren der Tempel Bogen oder Gewölbe gar nicht oder nur in sehr wenig bemerklicher Weise angeordnet wurden; dagegen gewannen diese neuen Formen für das Innere eine sehr grosse Bedeutung, weil die Tempelcellen, auch die geräumigsten darunter, statt mit der bisher üblichen flachen Lacunariendecke mit einem kühn und frei gespannten, sowie reich geschmückten Gewölbe abgeschlossen werden konnten.

Statt aller anderen Beispiele dieser Anordnung führen wir den kleineren der beiden Tempel zu Heliopolis in Syrien an. Der unter Fig. 713 im Grundriss

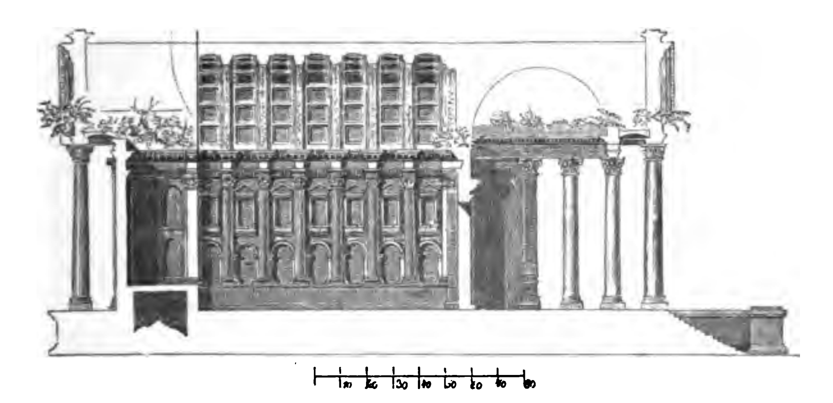


Fig 714. Tempel zu Heliopolis. Durchschnitt.

(Massstab = 80 engl. Fuss) und unter Fig. 714 im Durchschnitt dargestellte Tempel ist ein Prostylos der oben beschriebenen Art, dem indes noch ein rings umhergehender Säulenumgang hinzugefügt worden ist. Dieser ist bis auf die vorderste Säulenreihe der Façade erhalten. Eine Freitreppe (*A*) führt zu der Säulenhalle (*B*) empor, durch die man in den Pronaos (*C*) eintritt, dessen Decke, wie der Durchschnitt Fig. 714 zeigt, durch ein querliegendes Tonnengewölbe gebildet war. Eine prächtige Thür (*D*), zu deren beiden Seiten in der Mauerdicke Treppen angebracht sind, führt in die innere Cella. Diese zerfällt in zwei Teile, von denen der erste (*E*), in derselben Höhe wie der Pronaos liegend, von einem kühn gewölbten und mit reichem Kassettenwerk versehenen Tonnengewölbe überspannt war, während die Seitenwände durch den Schmuck schöner korinthischer Halbsäulen und dazwischen angebrachter Nischen in sehr gefälliger Weise belebt sind. Dem Eingang gegenüber liegt eine Erhöhung (*F*), zu der Treppen emporgeführt zu haben scheinen und die durch zwei Säulen von dem vorderen Raume getrennt, wahrscheinlich zur Aufnahme der Tempelstatue bestimmt war. Im Innern dieser Erhöhung befindet sich ein Raum, der vielleicht zur Bewahrung von Tempelgerät oder sonstigen Kostbarkeiten gedient hat. Der Stil der Architektur ist sehr reich

und prächtig und entspricht dem Charakter der Zeit des Kaisers Caracalla, durch den diese vielleicht schon von Severus begonnenen Bauten ihre Vollendung gefunden zu haben scheinen.

Einer früheren Zeit gehört der Tempel der Venus und Roma zu Rom an, in dem dasselbe Ueberdeckungsprinzip angewendet ist, und der uns überdies das Beispiel eines in der römischen Architektur sonst nicht häufigen Doppeltempels darbietet. Zwischen dem Forum Romanum und dem Colosseum gelegen erhob sich auf einem mächtigen Unterbau dieser später als „Templum Urbis" bezeichnete Tempel, der, nach einer Zeichnung des kunstliebenden Kaisers Hadrian ausgeführt und im Jahre 135 n. Chr. eingeweiht, zu den bedeutendsten Denkmälern Roms gerechnet wurde, und dessen Ueberreste noch

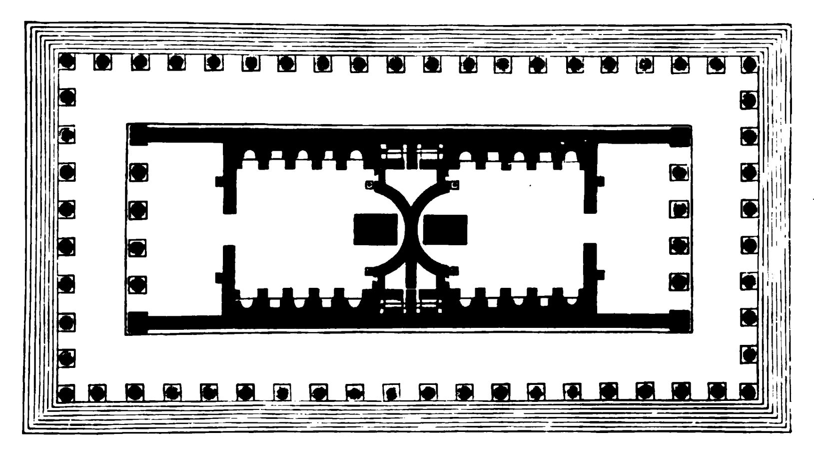


Fig. 715. Tempel der Venus und Roma zu Rom. Grundriss.

heute eine der anziehendsten Ruinen der ewigen Stadt bilden. Und zwar ist es gerade die Natur dieser Ueberreste, die uns eine vollkommen deutliche Anschauung von der Art gewährt, wie die getrennten Cellen der beiden oben genannten Göttinnen im Innern des Tempels angeordnet waren. In seiner Mitte befanden sich nämlich zwei aneinander stossende halbkreisförmige Nischen, die mit schön verzierten Halbkuppeln eingedeckt waren; dort waren die Statuen der Göttinnen Venus und Roma aufgestellt. Fig. 715 giebt den Grundriss des Tempels, den wir nach seinen übrigen Eigentümlichkeiten als einen Pseudodipteros dekastylos zu bezeichnen haben, da er zehn Säulen in den Façaden hatte und der Abstand des Säulenumganges so weit war, dass dazwischen füglicherweise noch eine Säulenreihe Platz gefunden hätte. An den Langseiten hatte er je zwanzig Säulen. Die Eingänge zu den beiden Abteilungen der Cella lagen nach Osten und Westen; man gelangte zu ihnen durch Pronaoi, deren jeder durch die verlängerten Mauern der Cella und je vier zwischen deren Anten angeordnete Säulen gebildet wurde. Die beiden Tempelgemächer selbst waren, wie der Durchschnitt Fig. 716 zeigt, von teilweise noch erhaltenen, reich cassettierten Tonnengewölben überdeckt, die mit dem halbkuppelförmigen

Abschluss der beiden Nischen in gefälligem Einklang stehen mussten. Die Seitenwände waren durch Halbsäulen belebt, zwischen denen sich Nischen befanden; und zu diesem reichen Schmuck baulicher Gliederung ist noch der Glanz farbiger Marmortafeln zu rechnen, mit denen das Innere bekleidet war, während die Aussenseite ganz aus prokonnesischem Marmor und das Dach aus vergoldeten, vom Papst Honorius I. (626 n. Chr.) zur Bedachung der Peterskirche verwendeten Bronzeziegeln bestand. Zu der 157 m langen und 97 m breiten Terrasse, auf welcher der Tempel stand, führten von der Seite des Forums Stufen empor, deren Reste sich noch erhalten haben, während die beiden Langseiten keine Stufen hatten. Fragmente von Säulenschäften aus grauem Granit, die man am Rande der Unterbauten gefunden hat, deuten darauf hin, dass das Heiligtum von einem Porticus umgeben war. Der Tempel selbst lag auf einer besonderen Plattform, die sich innerhalb des Porticus um sechs bis sieben Stufen über die Oberfläche des Unterbaus erhob.

Wie das Tonnengewölbe sich über der viereckigen Grundform der Cella oder des Pronaos erhob, so gab der Rundbau Gelegenheit zur Errichtung von kreisförmigen Kuppeln. Auch diese ist von den Römern nicht selten angewendet und zu bedeutsamer

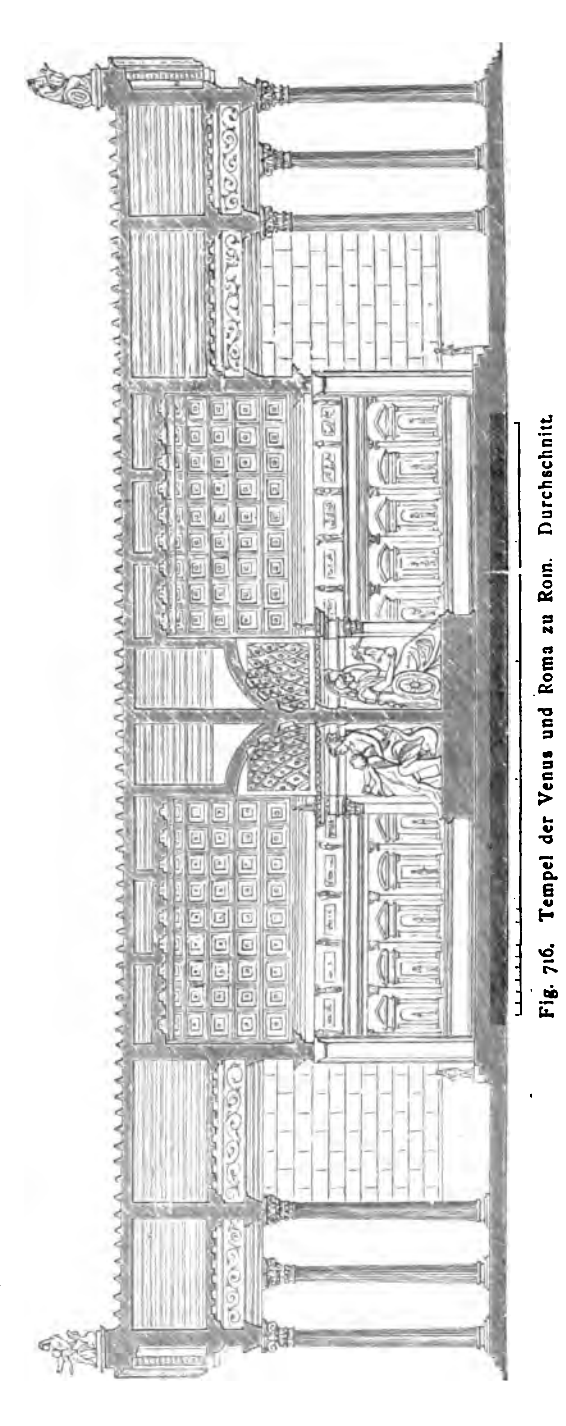
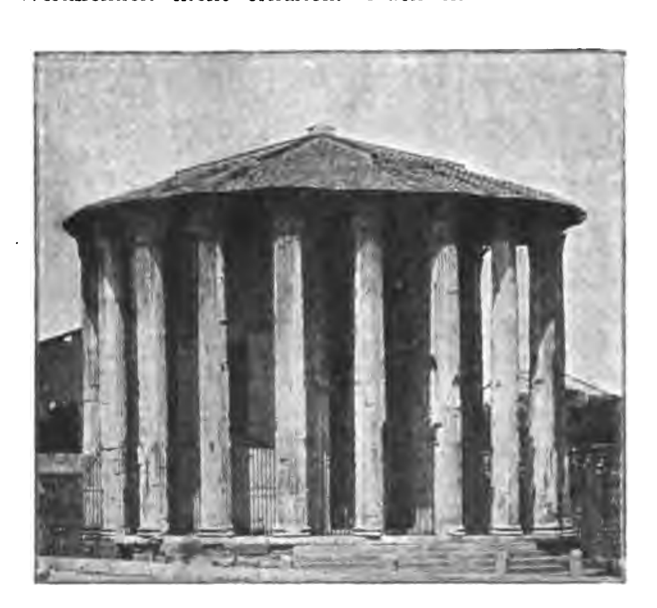


Fig. 716. Tempel der Venus und Roma zu Rom. Durchschnitt.

Wirkung gebracht worden, um so mehr, als abweichend von den Griechen, die nur selten die Rundform angewendet haben, bei den Römern derartige Tempel sehr beliebt und zahlreich verbreitet waren. Nach einer Aeusserung des Servius (zu Aen. IX 408) scheinen sie vorzugsweise den Göttinnen Vesta und Diana, sowie dem Hercules und Mercur geweiht gewesen zu sein. Vitruv (IV 7) führt zwei Arten derselben an, von denen er die erstere als Monopteros, die zweite als Peripteros bezeichnet. Die der ersten Art bestanden aus einer Reihe in Kreisform angeordneter Säulen, die auf einem gemeinsamen mit einer Treppe versehenen Unterbau oder Stylobat standen und vermittelst des auf ihnen ruhenden, ebenfalls kreisförmig gebildeten Gebälkes das Dach trugen, das entweder durch Holzwerk oder durch eine gewölbte steinerne Kuppel gebildet wurde. Diese Tempel, in deren Mitte die Statue der darin verehrten Gottheit aufgestellt gewesen zu sein scheint, hatten somit keine durch Mauern abgeschlossene Cella, sondern als Abschluss diente ein zwischen den Säulen angebrachtes Gitter. Beispiele dieser Anlage sind in Wirklichkeit nicht erhalten. Nach einer Münze des Augustus scheint der von diesem Kaiser auf dem Capitol errichtete Tempel des Mars Ultor (von dem späteren Prachttempel wohl zu unterscheiden) ein Monopteros gewesen zu sein, während eine andere Münze (Fig. 717) einen ebenfalls offenen Vestatempel mit der Bildsäule der Göttin darstellt. Ueber derselben wölbt sich eine Kuppel, auf deren Spitze sich eine blumenartige Verzierung befindet, entsprechend den Vorschriften Vitruvs (IV 7), der für die auf der Kuppel angebrachte Blume (*flos*) ein bestimmtes Mass angiebt. Bei der Ungenauigkeit indes, die in derartigen Darstellungen von Gebäuden auf Münzen nicht selten obwaltet, ist es immerhin möglich, dass die Münze sich auf den Vestatempel am Forum bezieht, von dem nur dürftige Spuren erhalten sind, der aber jedenfalls der zweiten der von Vitruv angegebenen Formen des Rundtempels angehört hat. Denn dass der Zweck, dem der Vestatempel zu



Fig. 717. Vestatempel.


Fig. 718. Rundtempel in Rom.

dienen berufen war, die Bewahrung des heiligen Feuers, von vornherein einen geschlossenen Raum verlangte, bedarf keines besonderen Nachweises.

Die Tempel dieser zweiten Gattung waren ebenfalls auf einem kreisförmigen Stylobat errichtet; die freistehenden Säulen umschlossen aber eine runde Cella. die mit einer über die umgebende Säulenhalle hervorragenden Kuppel überdeckt war. Diese Anordnung nun zeigt der oben erwähnte, durch seine spätere Umwandlung in eine christliche Kirche vor der Zerstörung geschützte Tempel zu Rom (Sta. Maria del Sole), der ohne Grund als Heiligtum



Fig. 719. Sog. Tempel der Sibylle zu Tivoli.

des Hercules Victor oder der Vesta bezeichnet wird (vgl. Fig. 718, es fehlt nur das antike Gebälk mit dem Dach und eine der zwanzig korinthischen Säulen, die den Umgang bildeten). Der berühmte Vestatempel, der jetzt freilich bis auf wenige Reste des Unterbaus verschwunden ist, lag am Fusse des Palatin, in der Nähe der Kirche S. Maria Liberatrice, ein wenig seitwärts von der Via sacra.

Sicherer scheint die Annahme eines Vestatempels in den schönen Ueberresten verbürgt, die sich zu Tivoli erhalten haben. Wir geben in Fig. 719 ein Bild von dem jetzigen Zustande. Die verhältnismässig gute Erhaltung ist jedenfalls dem Umstand zuzuschreiben, dass der Tempel im Mittelalter als Kirche benutzt wurde. Die erhaltenen Reste gestatten eine vollständige und zuverlässige Restauration. Fig. 720 stellt den Tempel im Grundriss, Fig. 721 nach Valladiers Aufnahme und Caninas Ergänzungen im Aufriss dar. Wie man

aus Fig. 720 ersieht, bildet die Cella ein kreisförmiges Gemach von 7⅓ m im Durchmesser, in dessen Wand eine Thür und zwei zierliche Fenster angebracht sind, die sich nach oben verengen. Diese Cella war von achtzehn schlanken Säulen korinthischer Ordnung umgeben, von denen noch zehn erhalten sind, die, wie Fig. 721 zeigt, ein reich verziertes Gebälk tragen. Darüber erhebt sich sodann der obere Teil der Cellamauer, die mit einem zierlichen Gesims gekrönt ist und von der mit einer Verzierung endenden Kuppel abgeschlossen wird. (Die Gesamthöhe des Tempels beträgt 10½ m.) Das Ganze steht auf einem ebenfalls mit leichtem Gesims gekrönten Stylobat, zu dem eine schmale Freitreppe emporführt, und ist als eines der schönsten Beispiele der römischen Tempelbaukunst aus den letzten Zeiten der Republik zu betrachten.

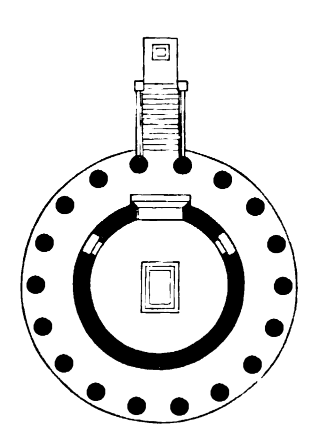


Fig. 720. Grundriss.



Fig. 721. Aufriss.

Sog. Tempel der Sibylle zu Tivoli.

Merkwürdig könnte es scheinen, dass Vitruv sich auf die Beschreibung dieser beiden Gattungen des Rundtempels beschränkt, ohne eine dritte Art zu erwähnen, bei der dem runden Körper des Gebäudes keine Säulenhalle umgelegt, sondern eine frei vorspringende Vorhalle vorgelegt wurde, eine Unterlassung, die um so auffallender scheint, als gerade in dieser Tempelform der römische Kunstgeist seine gewaltigsten Erfolge erreicht und schon zu Vitruvs Zeit das vollkommenste Beispiel davon geschaffen hat.

Dies war nämlich das Pantheon, jener Prachtbau, der von M. Agrippa, dem Freunde des Augustus, in unmittelbarem Zusammenhange mit den von ihm angelegten Thermen errichtet wurde. Die Vollendung dieses gewaltigen Baus, in dem sich die ganze Macht und Kühnheit des römischen Volksgeistes künstlerisch auszusprechen scheint, fällt der erhaltenen ursprünglichen Inschrift zufolge in das Jahr 27 vor Christi Geburt, in dem Agrippa zum drittenmale

Konsul war. In der dem Eingang gegenüber gelegenen Hauptnische stand die Statue Caesars, ihr zur Seite in den Nebennischen die Hauptgötter des julischen Geschlechtes Mars und Venus; welche anderen Götter in den übrigen vier Nischen aufgestellt waren, ist nicht überliefert. Wegen des Wunderbaus der Kuppel, die als Abbild des Himmelsgewölbes erschien, wurde frühzeitig die Bezeichnung „Pantheum", d. h. Hochheilig, üblich, und diese Benennung ist dem Tempel durch alle Jahrhunderte hindurch geblieben. Neuere Untersuchungen des französischen Architekten Chedanne haben durch die Prüfung der Ziegelstempel festgestellt, dass der jetzt vorhandene Rundbau

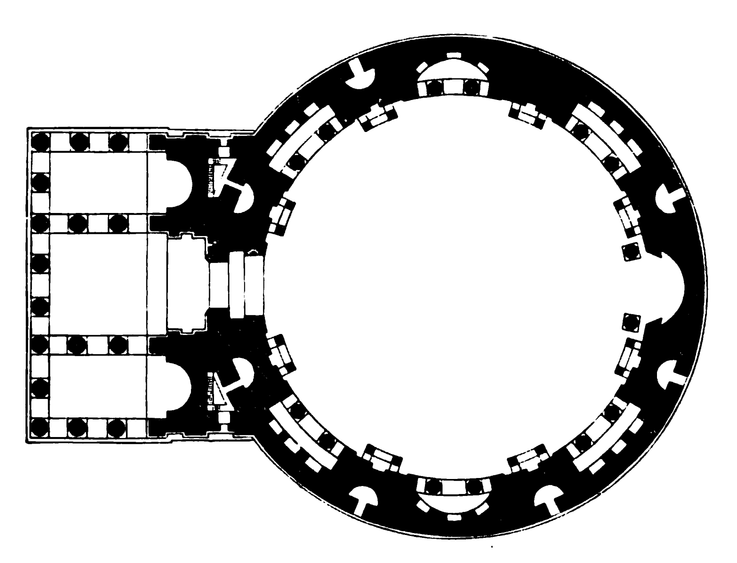


Fig. 722. Das Pantheon zu Rom. Grundriss.

nicht, wie man annahm, von Agrippa herrührt, sondern erst unter Hadrian erbaut ist, und dass der Fussboden des vorhadrianischen Gebäudes um zwei Meter tiefer lag. Daraus geht hervor, dass die Schäden, die das Pantheon im Jahre 110 durch einen Blitzschlag erlitten hat, beträchtlicher gewesen sind, als die kurze Erwähnung des Falles annehmen liess, so dass Hadrian an Stelle einer Ausbesserung einen völligen Wiederaufbau des Rundbaues unternehmen musste. Man könnte sich wundern, von einer solchen Wiederherstellung in der Inschrift des Frontispizes gar nichts erwähnt zu finden, aber das entspricht nur der von Hadrian auch anderwärts befolgten Sitte, seinen Namen bei Wiederherstellung oder Aufbau von Gebäuden nicht aufschreiben zu lassen. Dass auch der ursprüngliche Bau des Agrippa rund war und eine Kuppel mit Oeffnung hatte, geht aus dem jetzt aufgefundenen ursprünglichen Fussboden hervor, der vom Zentrum nach der Peripherie hin geneigt ist, um das Abfliessen des einströmenden Wassers zu ermöglichen. Der Rundbau Hadrians war übrigens nicht bestimmt, gesehen zu werden, er war rings von andern Baulichkeiten eingeschlossen, so dass er nur mit der Vorhalle sichtbar blieb. Daher hat man

sich auch nicht besondere Mühe gegeben, den Rundbau mit dem rechtwinkligen Vorbau zu verbinden, wie sich noch heute erkennen lässt, und dadurch erklärt sich auch, dass Vitruv diesen Bau nicht unter den Rundbauten mit anführt. Wenn der Bau Agrippas um zwei Meter tiefer lag, dann kann natürlich auch die Vorhalle, die mit dem hadrianischen Bau in gleicher Höhe liegt, nicht mehr die ursprüngliche Vorhalle des Agrippa sein, sondern man müsste annehmen, dass die jetzt noch sichtbare Inschrift von dem ursprünglichen Vorbau auf den neuen übertragen ist. So lange die jetzt noch im Gange befindlichen Untersuchungen nicht zu Ende geführt worden sind, wird man gut thun, die Frage in der Schwebe zu lassen.

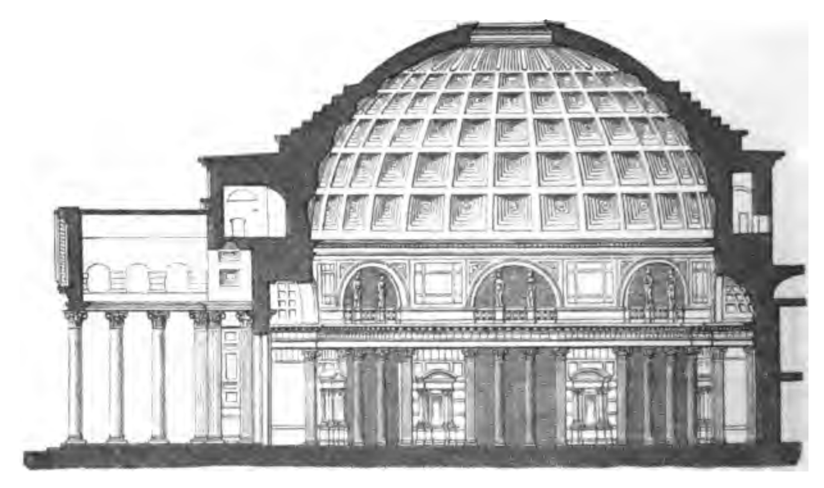


Fig. 723. Das Pantheon in Rom. Durchschnitt.

Der Bau hat sich im Laufe der Jahrhunderte viele Veränderungen und Plünderungen gefallen lassen müssen, auf die einzugehen hier nicht möglich ist; wir müssen uns damit begnügen, den Bau in seinen Hauptzügen kurz zu schildern, indem wir nur hervorheben, dass die sogenannten „Eselsohren des Bernini", die beiden unter Urban VIII. erbauten Glockentürme, im Jahre 1883 wieder beseitigt sind.

Wie sich aus dem Grundriss Fig. 722 ergiebt, besteht der Tempel aus zwei Teilen, dem eigentlichen Rundbau und der Vorhalle. Der erstere hat einen Durchmesser von 41,42 m, abgerechnet die Mauerdicke, die 5,96 m beträgt. Diese vollkommen kreisförmige Mauer ist zunächst durch acht grosse Oeffnungen belebt, von denen die eine als Eingangsthür dient, die sieben anderen dagegen in bestimmter Reihenfolge bald halbkreisförmige, bald viereckige Nischen bilden; erstere sind mit Halbkuppeln, letztere mit Tonnengewölben überdeckt. Nur die dem Eingange gegenüberliegende Nische erhebt sich jetzt ununterbrochen und offen bis zu ihrer ganzen Höhe, so dass sie der Bildung der Eingangsthür entspricht (vergl. auch den Durchschnitt Fig. 723); vor den andern ist eine Säulenstellung von je zwei Säulen angeordnet, deren Gebälk die Oeffnung der

halbkreisförmigen Wölbung verdeckt. An diesen Hauptteil schliesst sich nun die grossartige, 35 m breite und 16 m tiefe Vorhalle an, die nach Art der schon oben besprochenen Tempel mit drei einem massiven Mauervorbau vorgelegten Säulen vorspringt und in der Front acht Säulen zählt. Während aber sonst der ganze Raum des Pronaos vollkommen frei und von Säulen nicht weiter eingenommen war, sehen wir ihn hier durch die Einfügung von zwei Säulen-

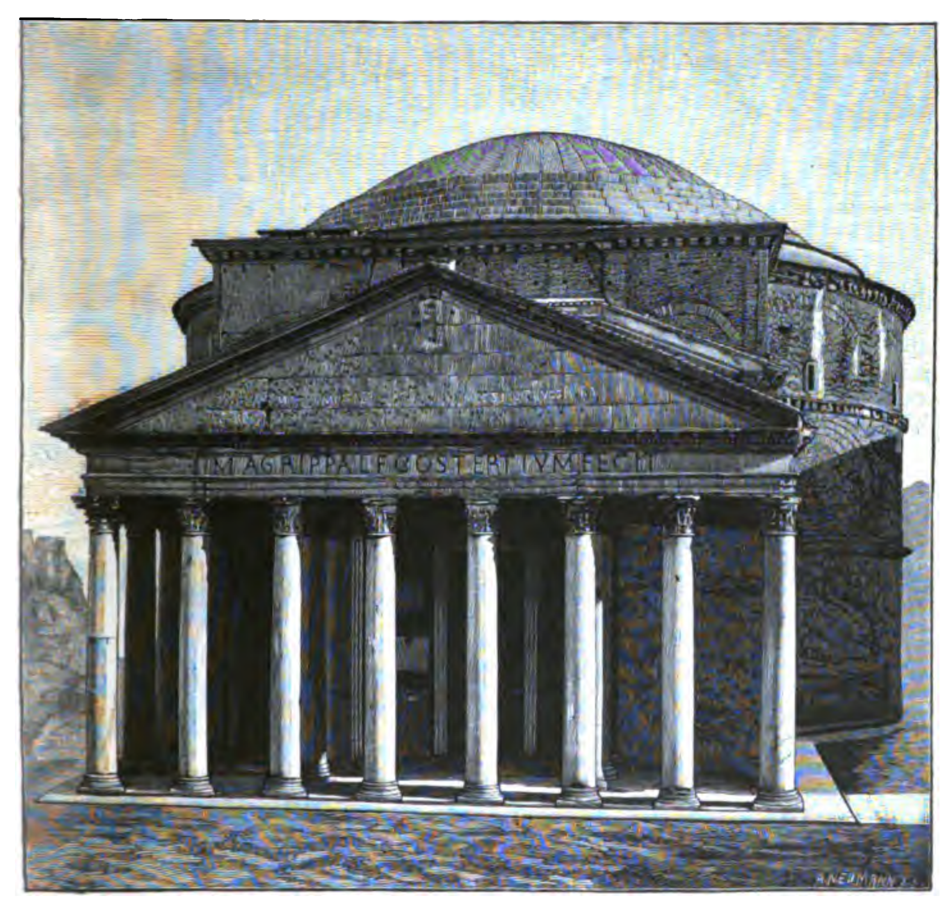


Fig. 724. Das Pantheon zu Rom.

paaren gleichsam in drei Schiffe geteilt, von denen die beiden seitlichen von je einer kolossalen Nische abgeschlossen werden, eine Einteilung, zu der ausser ästhetischen Gründen auch die Schwierigkeit geführt haben mag, einen so grossen Raum ohne andere Stützen als die ihn umgebenden Säulen mit dem erforderlichen Dachstuhl zu überdecken.

Wenden wir uns nun zur Betrachtung des Aeusseren (vgl. die Ansicht Fig. 724), so ist zu bemerken, dass die Säulen der Vorhalle (ein Kapitell derselben ist oben unter Fig. 705 mitgeteilt worden) ein Gebälk tragen, auf dessen

Fries sich in grösseren Buchstaben die Inschrift M·AGRIPPA·L·F·COS·TERTIUM·FECIT befindet, wogegen eine in kleineren Buchstaben besagt, dass Septimius Severus und Caracalla das Gebäude wiederhergestellt haben. Dies Gebälk trägt einen mächtigen Giebel, der ursprünglich mit Statuengruppen, Jupiter als Sieger über die Giganten darstellend, geziert war. Hinter und über diesem Giebel der Vorhalle erhebt sich ein zweiter, der dieselben Verhältnisse wie der erste zeigt und von dem man jetzt annimmt, dass er vor Errichtung der Vorhalle den ursprünglichen Eingang geschmückt habe. Das

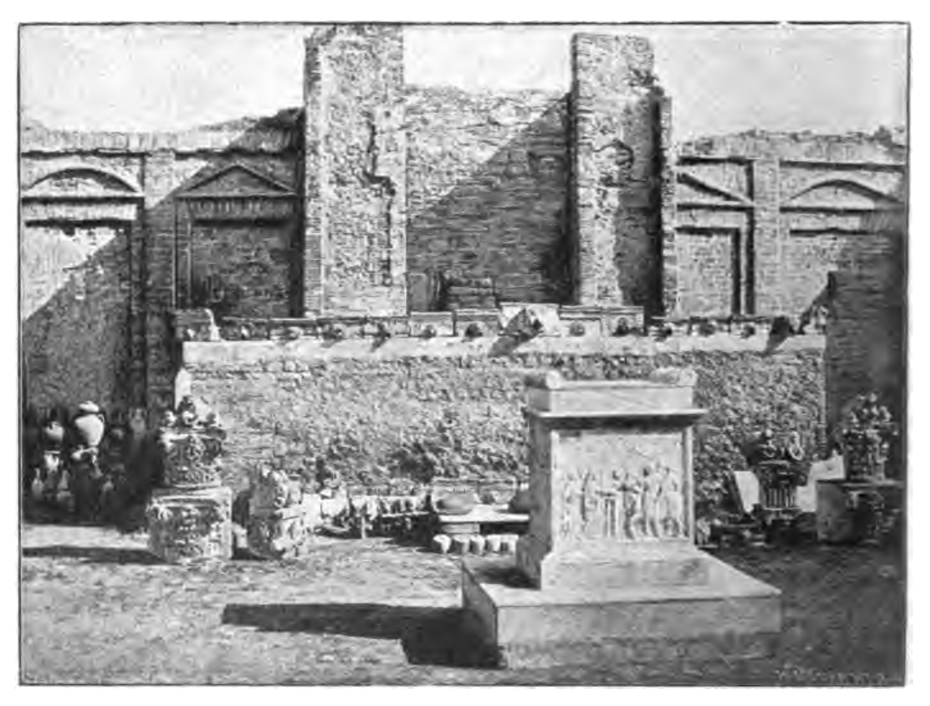


Fig. 725. Tempel des Augustus in Pompeji.

Dach der Vorhalle wurde von Balken getragen, die aus Erz bestanden und einer Zeichnung des Serlio zufolge nach einem in der heutigen Zeit zu grosser Bedeutung gelangten Prinzip konstruiert gewesen zu sein scheinen, indem sie nicht massiv, sondern aus Erzplatten zu viereckigen Röhren zusammengenietet waren, welche die neuere Mechanik in grösserem Massstabe ausführt und zu Brücken u. s. w. verwendet. Leider ist diese Bedachung bis auf einige zur Vernietung der Platten dienende grosse Nägel nicht mehr erhalten, weil Papst Urban VIII. sie abbrechen liess, um das kostbare Metall teils zu Kanonen, teils zu einer Zierde der Peterskirche von überdies sehr zweifelhafter Schönheit zu verwenden. Die kolossalen Säulen, die den geschmacklosen Tabernakel über dem Grabe des heiligen Petrus tragen, sind aus der Beute dieses barbarischen Raubes gegossen. Dagegen ist die ebenfalls aus Bronze bestehende Thür, die von der Vorhalle in das Innere führt, aus alter Zeit erhalten.

Die Höhe der Kuppel ist dem Durchmesser des ganzen Mauercylinders gleich, was zu dem ernsten und harmonischen Totaleindruck des Gebäudes nicht wenig beiträgt. Im Innern zerfällt es nach den obigen Erwähnungen in zwei Hauptteile, von denen der eine, der Mauercylinder, zwei Stockwerke umfasst. Das untere ist durch jene schon erwähnten freistehenden Säulen und die Eckpilaster geziert, welche die Nischen begrenzen. Acht dieser über 10 m hohen Säulen bestehen je aus einem Stücke Giallo antico, einer Marmorart von gelber Farbe mit schöner Zeichnung und zu den kost-



Fig. 726. Tempel des Apollo in Pompeji.

barsten gehörend, deren die Alten bei ihren Prachtbauten sich bedienten während sechs andere, für die das seltene Material nicht zu beschaffen war, aus der unter dem Namen Pavonazetto bekannten Marmorart angefertigt sind, die man durch eine höchst geschickte Färbung mit den übrigen in Einklang gesetzt hat. Darüber folgt ein zweites niedrigeres Stockwerk, dessen einstmalige architektonische Anordnung nach Adlers scharfsinnigem Rekonstruierungsversuch unter Fig. 723 dargestellt ist; auch in Bezug auf diesen Punkt ist erst von den jetzt angestellten Untersuchungen ein endgiltiges Urteil zu erwarten. Ueber dem kräftigen Hauptgesims, das die Krönung dieses Stockwerkes bildet und zugleich den ganzen Mauerkreis würdig abschliesst, erhebt sich die Kuppel, die durch fünf Streifen von je achtundzwanzig vertieften und mit äusserst feiner Berechnung der perspektivischen Wirkung gearbeiteten Cassetten geziert ist, in deren Scheitelpunkt eine Oeffnung von

9 m Durchmesser angeordnet ist. An dieser Oeffnung, durch die ein voller Lichtstrom in das Innere sich ergiesst, der den ganzen Raum in fast zauberhafter Wirkung erleuchtet, hat sich noch ein Rest der Bronzeverzierung erhalten, mit der einst die ganze Kuppel bedeckt gewesen zu sein scheint, vermöge der sich Pracht und Anmut zu dem Eindruck gewaltiger und harmonischer Grösse gesellten, den noch heute nach fast zwei Jahrtausenden dies in seiner Art einzige Gebäude, eine der höchsten Leistungen des römischen Geistes, unverändert auf das Gemüt eines jeden Beschauers ausübt.



Fig. 727. Säulenhalle des Apollotempels in Pompeji.

Wie bei den Griechen, waren die Heiligtümer auch bei den Römern vielfach von einem eingefriedigten Peribolos umgeben, der häufig mit vieler Pracht ausgestattet war. Allerdings haben sich diese umgebenden Höfe aus leicht erklärlichen Gründen in den seltensten Fällen erhalten, doch sind uns Beispiele genug überliefert, um sowohl die allgemeine Verbreitung dieser Anordnung, als auch die verschiedenen dabei beobachteten Verfahrungsarten nachweisen zu können.

Zunächst haben derartige Höfe nur den Zweck, das Heiligtum von dem gewöhnlichen Treiben der umgebenden Welt abzugrenzen; in diesem Falle genügte die kunstloseste Umschliessung des zunächst vor dem Tempel liegenden Platzes. In Pompeji sind mehrere derartige Einfriedigungen erhalten. Vor dem sogenannten Tempel des Aesculap, einem kleinen Prostylos mit einer um zwei Säulen vorspringenden Vorhalle, befindet sich ein einfacher Hof, der auf

zwei Seiten von einer blossen Mauer eingefasst wird und nur auf der dem Tempel gegenüberliegenden Seite eine aus zwei Säulen gebildete Halle zeigt. Ein gleichfalls kleines und jetzt säulenloses Heiligtum in Pompeji, früher unter dem Namen Mercur-Tempel, jetzt als der des Augustus bekannt, hat einen Vorhof, dessen Mauern auf zwei Seiten mit Pilastern verziert sind, wogegen die dritte aus einer viersäuligen Vorhalle besteht; durch diese gelangt man auf den Tempelhof, in dessen Hintergrunde sich auf breitem Unterbau die Cella mit dem Tempelbilde erhebt, während ein durch seinen Reliefschmuck sehr beachtenswerter Altar die Mitte des Hofes einnimmt (Fig. 725).

Sodann aber konnten die Höfe in grösseren Verhältnissen angelegt werden, um, mit durchgeführtem Schmuck versehen, den Tempel von allen Seiten einzuschliessen und zugleich eine würdige künstlerische Umgebung für ihn zu bilden. Dies scheint das bei grösseren Prachttempeln allgemein übliche

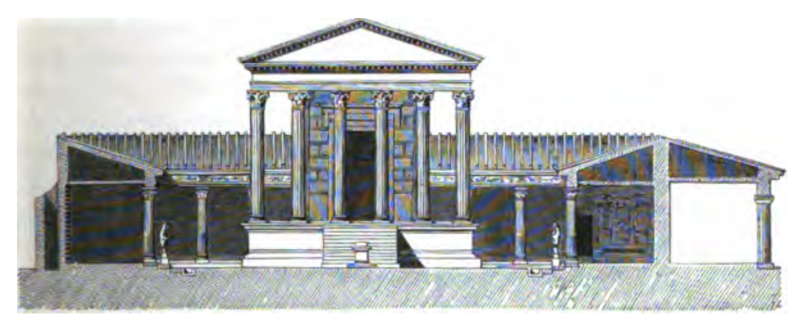


Fig. 728. Tempel des Apollo in Pompeji. Aufriss.

Verfahren gewesen zu sein, ja selbst kleinere Tempel hat man gern in dieser Weise ausgestattet. In Pompeji kann als Beispiel dieser Anordnung der schon auf S. 501 erwähnte Isistempel dienen. Dieser ist auf einem regelmässigen rings von Mauern eingeschlossenen Platz erbaut, in dem der von einem Säulengange umgebene Tempelhof liegt, und in dessen Mitte sich die Cella mit dem Pronaos befindet. Eine ähnliche Anordnung findet in grösserem Massstabe bei dem die Westseite des Forums von Pompeji einnehmenden Tempel statt, der früher für ein Heiligtum der Venus gehalten wurde, während jetzt seine Beziehung auf Apollo sichergestellt ist. Hier ist der Tempel ein Peripteros von 28 Säulen in reichem korinthischem Stil, mit weit vorspringender Halle auf der vorderen Seite, umgeben von einem säulengezierten bedeckten Hofe, dessen Hallen auf den schmaleren Seiten aus neun, auf der längeren aus siebzehn freistehenden Säulen gebildet sind. Was vom Tempel erhalten ist, zeigt Fig. 726, während Fig. 727 den Säulenumgang mit den ursprünglich ionischen, dann durch aufgetragenen Stuck in korinthische umgewandelten Säulen zeigt. Heutzutage ist der Stuck zum grössten Teil wieder abgefallen. Auf Grund der vorhandenen Reste hat Mazois eine Wiederherstellung versucht, von der Fig. 728 Kenntnis giebt. In schönem Verhältnis überragt der Tempel, der nach der Eleganz der Formen, wie nach dem Reichtum der Ausstattung zu

den schönsten Gebäuden Pompejis gerechnet werden muss, die umgebenden Hallen. Vor der Freitreppe von 2,30 m Höhe, die zu dem 22 m langen und 12,25 m breiten Stylobat emporführt, erhebt sich, die Mitte des Vorraumes einnehmend, der einfache Opferaltar. Die inneren Wände der Cella sind in Feldern, die durch Pilaster aus Stuck getrennt sind, einfach hellgelb, die des Peribolos hingegen reich und geschmackvoll in der Weise perspektivischer Zimmerdekorationen bemalt. Noch ist zu bemerken, dass an die Hinterwand des Peribolos sich eine Reihe kleiner mit Malereien verzierter Gemächer anschliesst, die vielleicht zum Aufenthalt für die Priester gedient haben.

In Rom haben sich derartige Tempeleinfassungen nicht erhalten. Dass sie auch hier üblich waren, haben wir schon in unserer Beschreibung des Tempels der Venus und Roma erwähnt (s. o. Fig. 715 und 716). Von einer aus früherer Zeit stammenden Anlage wenigstens verwandter Art giebt ein wichtiges Fragment des Planes der Stadt Rom Kunde, der auf Marmorplatten eingegraben hinter dem Tempel des Romulus am Forum gefunden wurde, und dessen Bruchstücke gegenwärtig in die Mauern des Treppenaufganges zum kapitolinischen Museum eingelassen sind. Auf diesem Fragment erblicken wir zwei nebeneinander stehende Tempel, die von einem oblongen Porticus in ziemlich weitem Abstande eingeschlossen werden.*) Augustus hatte diese Säulenhalle, die bereits von Q. Caecilius Metellus wahrscheinlich aus gewöhnlichem Material erbaut war, nach einem erweiterten Plane in Marmor ausführen lassen und im Namen seiner Schwester Octavia geweiht; vor beiden Tempeln standen die von Metellus als Siegesbeute aus Macedonien nach Rom gebrachten aus 25 Reitern bestehenden Gruppen, ein Werk des Lysippus. Unter Titus aber wurden beide Tempel durch den Brand zerstört, der im Jahre 70 n. Chr. einen grossen Teil Roms einäscherte, ihr Wiederaufbau fand erst im Jahre 203 n. Chr. durch Kaiser L. Septimius Severus statt, wie die noch erhaltene Inschrift besagt. Diese Tempel waren dem Jupiter und der Juno geweiht. Von dem Porticus, der in den Säulenhof führte, haben sich Ueberreste auf der Piazza di Pescaria erhalten, von dem Junotempel selbst einige Säulen in einem Privathause in der Via di S. Angelo in Pescaria.

Den grössten Tempelhof aber hatte unter den uns bekannten Denkmälern der sogenannte Sonnentempel zu Palmyra, jener mächtigen Wüstenstadt, die auf der Grenze des Römerreiches gegen Parthien gelegen, von fast allen Gattungen römischer Baukunst die gewaltigsten und glänzendsten Beispiele aufzuweisen hat. So mochte die offene Halle, die, aus vier Reihen korinthischer Säulen bestehend, in einer Ausdehnung von mehr als 1255 m die Stadt durchschnitt, wohl kaum ihres Gleichen in Rom finden, und so steht auch der oben erwähnte Tempelhof einzig in der so reichen Welt der römischen Denkmäler da. Er nimmt ein Quadrat von ziemlich 255 m im Umfang ein. Die äussere Umfassung ist durch eine hohe Mauer gebildet, die

*) Vergl. F. Reber, Die Ruinen Roms und der Campagna. Leipzig 1863, wo auf S. 211 eine Ansicht des Porticus der Octavia auf S. 213 das betreffende Fragment des kapitolinischen Planes abgebildet ist.



nach innen wie nach aussen durch Pilaster geziert wird und auf drei Seiten zwischen den Pilastern von Fenstern durchbrochen ist. Die vierte Seite hat keine Fenster, dagegen erhebt sich in ihrer Mitte ein Eingangsportal, das als Beispiel der reichsten und glänzendsten Entfaltung der römischen Architektur in den Zeiten des Kaisers Aurelian betrachtet werden muss. Der Hof, in den man durch dieses Portal eintritt, entspricht der Grösse und der Pracht des letzteren vollkommen. Jede der etwa 220 m langen Seiten ist mit Säulenhallen geziert; die Seite des Einganges mit einer einfachen, die drei anderen mit doppelten, das heisst solchen, die durch zwei Säulenreihen gebildet werden. Der ganz mit Marmorplatten bedeckte Fussboden des Hofes zeigt zu den Seiten des Eingangs zwei grosse und regelmässige Vertiefungen, die zu Teichen gedient zu haben scheinen; dem Eingange gegenüber aber und diesem mit seiner Langseite zugekehrt erhebt sich der Tempel, ein Dipteros von etwa 34,50 m Breite und 62,50 m Länge, dessen Eingang in der dem Portal des Hofes zugekehrten Langseite der Cella angebracht ist, eine Abweichung von der sonst üblichen Anlage der Tempel, zu der noch die nicht minder seltene Anordnung von Fenstern in der Cellamauer hinzukommt. Die schmalen Wände der Cella zeigen im Innern je eine viereckige Nische. Beide waren zur Aufstellung von Götterstatuen wohl des Helios und des Belos bestimmt.

Wie die Tempelgebäude mit mehr oder weniger stattlichen Plätzen und Hallen umgeben waren, so konnten auch wieder die für den öffentlichen Verkehr dienenden Plätze ihrerseits mit Tempeln ausgestattet werden, wodurch natürlich eine den bisher betrachteten Anlagen durchaus entsprechende Wirkung hervorgebracht wird. Wir müssen in Bezug auf diesen Punkt auf die weiter unten folgende Beschreibung der Fora verweisen. Die mächtige Wirkung der Tempelbauten wurde nicht selten durch die Unterbauten erhöht, die zur Aufnahme der Tempel künstlich hergestellt wurden. Wir haben solche Unterbauten schon bei der Beschreibung des kapitolinischen Heiligtums erwähnt und gesehen, dass es ähnlicher grossartiger Anlagen bedurfte, um den nötigen Raum für den Hof des Tempels der Venus und Roma zu gewinnen. Auch zur Herstellung des Heiligtums zu Heliopolis bedurfte es solcher Unterbauten, die auf drei Seiten mit mächtigen Quadermauern eingefasst sind, in denen man Steine von 9 m, ja einige von 19 m Länge entdeckt hat. Wo nun ein Tempel auf ansteigendem Terrain errichtet wurde, da konnten diese Unterbauten selbst wieder künstlerisch gestaltet werden; man errichtete Terrassenbauten, auf deren Höhe der Tempel prangte, und die in einzelnen Fällen eine wahrhaft grossartige Wirkung hervorgebracht haben mögen. Von dieser Art scheinen nach den zu Palestrina erhaltenen Ueberresten die Unterbauten gewesen zu sein, die zu der prachtvollen Anlage des Tempels der praenestinischen Fortuna gehörten und von der Fig. 729 die von Canina versuchte Restauration darstellt. Nach dieser war der Berg, an dem die alte Stadt Präneste lag, bis zur halben Höhe von Terrassen eingenommen, die durch mächtige Bauten von verschiedener Konstruktion und verschiedenem Alter gestützt waren. Namentlich hat man für die mittleren Terrassen wegen der cyklopischen Bauweise aus grossen unregelmässigen Steinblöcken auf ein

hohes Alter geschlossen, doch wir haben oben (S. 169) schon hervorgehoben, dass eine derartige Bauweise noch in späteren Zeiten geübt worden ist, wenn die zu Gebote stehenden Steine dazu besonders geeignet waren.

Die Anlage scheint später nach der Ebene, wie nach der Höhe zu erweitert worden zu sein, und dem entsprechend sind auch die Untermauerungen dieser neu hinzugefügten Teile aus regelmässigem Quaderwerk aufgeführt, während andere Teile das weiter unten erwähnte *opus incertum*, sowie den regelmässigen Ziegelbau der Kaiserzeit zeigen. Nach den erhaltenen Ueberresten, zwischen denen ein Teil der heutigen Stadt Palestrina erbaut ist, scheint der eigentliche Tempel, der nur von geringen Massen war, etwa auf der mittleren Höhe des Berges gelegen zu haben, getragen von den oben er-

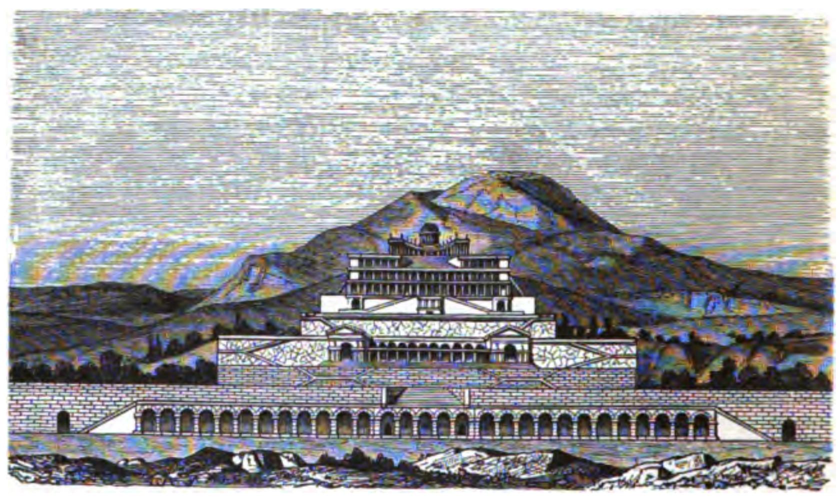


Fig. 729. Der Fortunatempel zu Praeneste.

wähnten Terrassenbauten, die einen prachtvollen und wieder mit mancherlei baulichen Anlagen gezierten Aufgang zu ihm bildeten. Das unterste Stockwerk wurde durch einen mächtigen von Pfeilern getragenen Bogengang gebildet, der sich in beträchtlicher Ausdehnung parallel der dort vorüberführenden Heerstrasse entlang zog und auf dessen beiden Seiten zwei grosse, bedeckte Cisternen aufgefunden worden sind. Von dort führten Treppen zu einer Terrasse von grosser Ausdehnung, auf der sich zwei den eben erwähnten Cisternen entsprechende grosse Wasserbassins befanden; eine Anordnung, die uns schon einmal auf dem Vorhofe des Sonnentempels zu Palmyra begegnet ist (vgl. S 519). Von dieser Area führte eine grosse Treppe zu einer zweiten, in deren Mitte die Ueberreste eines Prachtbaues aufgefunden sind. Dieser bestand aus zwei grossen Sälen, die durch einen Säulengang verbunden waren, und in deren einem ein berühmter Mosaikfussboden, Aegypten zur Zeit einer Nilüberschwemmung darstellend (vgl. weiter unten) aufgefunden worden ist; Pietro da Cortona versetzte ihn in den auf den Ueberresten errichteten Palast der Familie Barberini, wo er noch gegenwärtig aufbewahrt wird. Doppelte Treppen führten zu einem

dritten und vierten Plateau empor; auf dem fünften befand sich längs der Front ein Bogengang, auf einem folgenden dagegen ein weiter viereckiger, mit Säulenhallen umgebener Hof (Peristyl), an den sich ein ähnlicher Säulenhof von halbkreisförmiger Anlage anschloss. Von diesem führten halbkreisförmig angelegte Treppen endlich zu dem eigentlichen Tempel der Fortuna empor, von dem keine Ueberreste mehr erhalten sind. So nach Caninas Wiederherstellungsversuch; über andere besonders von Schülern der französischen Ecole de Rome gemachte vgl. E. Fernique, Etude sur Préneste. Paris 1880. S. 101, 8.

Die Schutzbauten.

Schon die Anfänge aller geselligen und staatlichen Ordnung bringen die Notwendigkeit mit sich, nicht blos den Einzelnen gegen die feindlichen Einwirkungen der Witterung zu sichern, sondern auch den Sammelpunkten des gemeinsamen menschlichen Verkehrs Schutz zu verleihen. Dies geschieht zu-

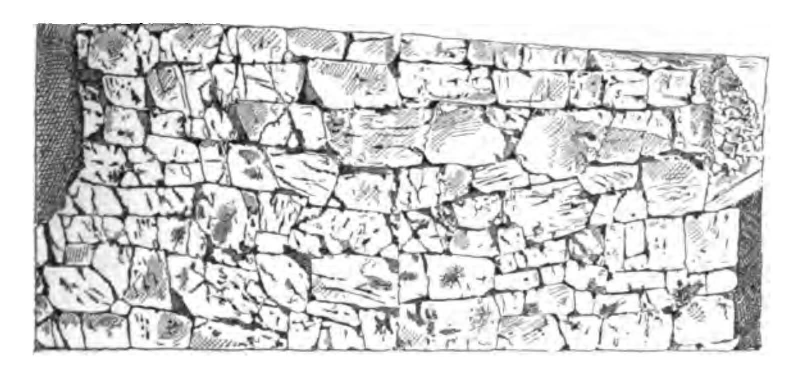


Fig. 730. Stadtmauer von Alatri.

nächst durch den Bau von Ringmauern; je ähnlicher die Bildungsverhältnisse der Völker sind, um so mehr werden auch die weiteren Formen, zu denen man bei Herstellung dieser ersten und einfachsten Schutzbauten gelangt, einander entsprechen. So hat die Stammesverwandtschaft wie die Gleichartigkeit ihrer früheren Bildungsstufe mit der der Griechen die alten Bewohner Italiens zu ähnlichen Maueranlagen geführt, wie die Griechen errichtet haben. Die ältesten italischen Städtemauern, die uns bekannt sind, bestehen aus grossen Steinen, in deren Bearbeitung, Fügung und Schichtung sich dieselben Unterschiede zeigen, die wir oben bei den sogenannten pelasgischen Mauern der griechischen Vorzeit nachgewiesen haben. Zum Beweise mögen Stücke der Stadtmauer von Alatri und Cività Lavigna dienen, die unter Fig. 730 und 731 abgebildet sind. Uebrigens wurden nicht blos Städte mit solchen Mauern umgeben, sondern auch die Sicherung irgend welcher beweglichen Habe, sowie Rücksichten religiöser Natur konnten zur Einfriedigung bestimmter, zu diesem Zweck wohlgelegener

Orte führen. Derartige Mauerkreise finden sich nicht selten auf Anhöhen in den verschiedenen Landschaften Italiens, ohne dass deshalb sofort an eine Ansiedlung zu denken wäre. Allerdings darf man dabei nicht vergessen, dass die ältesten Wohnungen so dürftig und einfach gewesen sein müssen, dass sie verloren gehen konnten, ohne nachhaltige Spuren zu hinterlassen, während die zu ihrem Schutze errichteten Ringmauern erhalten blieben.

Wenn wirklich die Gründung einer Stadt beabsichtigt wurde, wozu das römische Kolonisationssystem häufigen Anlass bot, so geschah dies unter Beobachtung gewisser feststehender Kultusgebräuche. Ein Pflug wurde mit einem Stier und einer Kuh bespannt und auf solche Weise der für die Stadt bestimmte Raum mit einer Furche umzogen. Für die Thore, deren Zahl eben-

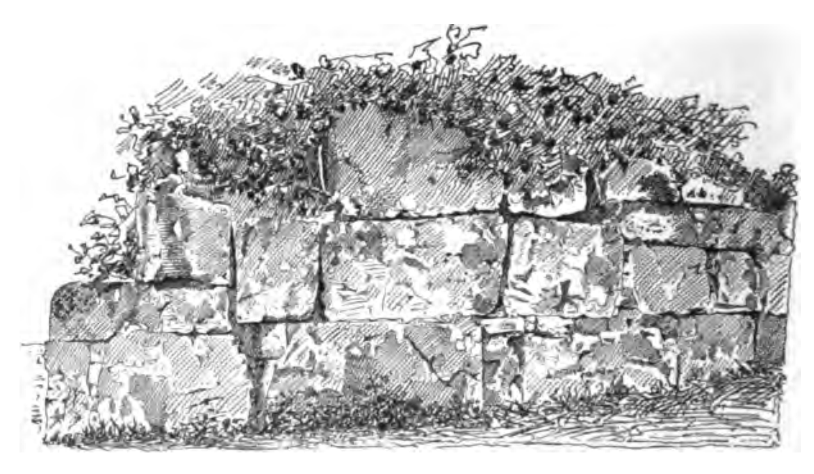


Fig. 731. Stadtmauer von Civitá Lavigna.

falls durch altgeheiligte Satzungen bestimmt war, wurde der Platz dadurch freigelassen, dass der Pflug aus der Erde gehoben und erst jenseits der dafür bestimmten Stelle wieder in die Erde gesenkt wurde. Hierbei pflegte man die Schollen nach der Stadtseite zu aufzuwerfen, die vertiefte Furche dagegen nach aussen zu legen, um gleichsam den Graben und den dahinter liegenden Wall anzudeuten. Wo die Bodenbeschaffenheit es gestattete, hat man der Grundfläche der Stadt gewiss gern die Form eines Vierecks gegeben, und so mag man sich die Anlage der alten „*Roma quadrata*“ auf dem palatinischen Hügel zu denken haben; eine Anordnung, die an die Form der „*templa*“ erinnert (vergl. oben S. 493 f.); war doch auch der Mittelpunkt der Stadt, gerade wie der des Templum, von besonderer Heiligkeit und wurde durch Niederlegung von Spenden und Opfergaben als solcher bezeichnet.

Während die ältesten Umwallungen wahrscheinlich mit Palissaden bewehrt waren, wurden diese in späterer Zeit durch steinerne Mauern ersetzt. Das für diese steinernen Befestigungen zu verwendende Material hing natürlich von der Beschaffenheit des Bodens ab, auf dem sich die Befestigung erheben sollte, und aus diesem Grunde finden wir in den ältesten Zeiten ein Material ver-

wendet, das dem in unmittelbarer Nähe der Bauanlagen liegenden Boden entnommen war. Erst in späteren Zeiten, als bessere Verkehrsmittel das Herbeischaffen eines dauerhafteren Materials ermöglichten, kam dieses auch da zur Verwendung, wo die lokalen Verhältnisse nur ein schlechtes Material lieferten. So auf dem Aventin, wo man in einer nicht unbedeutenden Ausdehnung den

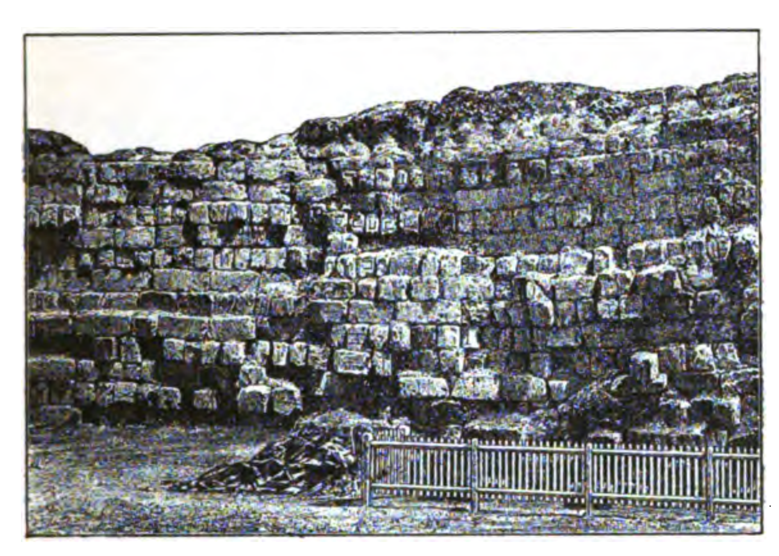


Fig. 732. Servianische Mauer zu Rom.

Zug einer aus Quadersteinen errichteten Mauer verfolgen kann, die unzweifelhaft einer späteren Restauration der sogenannten servianischen Befestigung angehörte. Sie befindet sich auf der Höhe eines mächtigen Erdwalls (*agger*), dessen bei jener Befestigung ausdrücklich Erwähnung geschieht, und ist mit Vorsprüngen zur Verteidigung versehen, während in gewissen Abständen gewölbte Bogen zum Behuf einer grösseren Festigkeit die horizontalen Steinschichten unterbrechen. Ursprünglich dagegen sind die Ueberreste gewaltiger Untermauerungen, die am palatinischen Hügel aufgefunden sind. Aber am besten ist der Charakter der Servianischen Befestigung aus dem am Bahnhof erhaltenen Stück zu erkennen, von dem Fig. 732 eine Anschauung zu geben bestimmt ist.

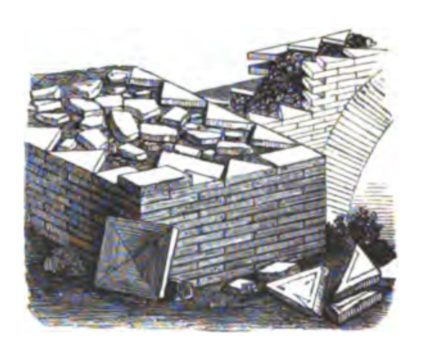


Fig. 733. Römischer Ziegelbau.

In späterer Zeit trat an die Stelle des Polygonalbaues häufig der Backsteinbau, und zwar scheint, den vitruvischen Vorschriften zufolge, hierbei zunächst Erde aufgeschüttet und festgeschlagen worden zu sein, während die so gewonnene Erhöhung sodann auf beiden Seiten mit starken Backsteinmauern eingefasst wurde. Sowohl bei diesen, als auch bei massiven Steinmauern waren

verschiedene Arten des Verfahrens und der Steinfügung üblich, durch die natürlich das Aussehen der Mauern sehr wesentlich bedingt wurde. Man stellte nämlich die ganze Mauer aus einer Gussmasse von Mörtel und rohen Ziegeln her (*opus incertum* bei Vitruv), oder es wurden die Aussenseiten in regelmässiger Weise mit gleichartigen Mauersteinen bekleidet. Auch in diesem



Fig. 734. Opus reticulatum.

Falle waren zwei Arten der Herstellung möglich, indem man die oft dreieckig geformten Steine in horizontalen Schichten anordnete, wie dies aus Fig. 733 ersichtlich ist, oder die als vierseitige Prismen gebildeten Steine so mit Mörtel verband, dass die Fugen in netzförmiger Weise sich kreuzten. Diese Art der Bekleidung wurde als *opus reticulatum* bezeichnet. Als Beispiel dafür geben wir unter Fig. 734 eine Abbildung eines Teils der Stadtmauer Roms. Das

opus reticulatum wird zur äusseren Bekleidung der aus unregelmässigen, durch Mörtel verbundenen Steinen (*opus incertum*) hergestellten Mauer verwendet. Nicht selten sind auch die netzförmige und die horizontale Fügung so mit einander verbunden, dass die netzförmig gehaltenen Flächen durch schmalere Gürtungen mit horizontalen Schichten unterbrochen werden, wie dies an verschiedenen Punkten der römischen Stadtmauern bemerkt werden kann.



Fig. 735. Mauer von Pompeji.

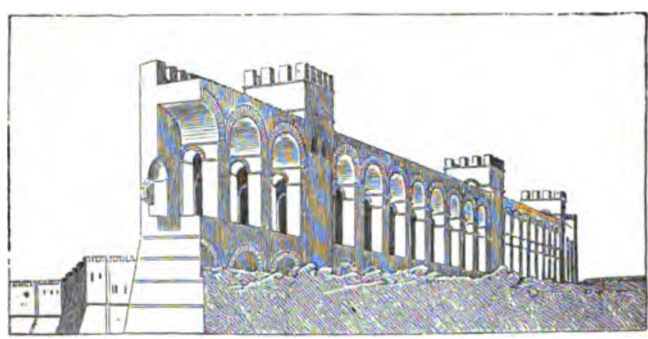


Fig. 736. Römische Stadtmauer.

Für die vollständige Durchführung solcher städtischen Umfassungsmauern mögen hier zwei Beispiele genügen. Das erste derselben, unter Fig. 735 dargestellt, gehört den Mauern von Pompeji an. Hier ist, den Vorschriften Vitruvs entsprechend, der aus unregelmässigem Steinwerk aufgeschüttete Wall sowohl nach aussen als nach der Stadtseite hin durch Stirnwände aus Quadersteinen eingefasst (Escarpe und Contreescarpe), die ausserdem durch Strebepfeiler verstärkt sind. Die obere zur Kommunikation und zum Aufenthalt der Verteidiger dienende Fläche des Massivs ist nach aussen durch 1,25 m hohe, in Abständen von 2.80 m mit Schiessscharten versehene Brustwehren erhöht, die nach innen um 0,94 m vorspringen und dem Verteidiger eine geschützte Stellung gewähren. Nach der Stadtseite zu ist jedoch die Wallmauer bedeutend höher; dort hat sie vom Erdboden aus eine Höhe von 13,18 m. Breite, aber ziemlich steile Treppen führten von der Stadt aus auf die Wälle. Mit diesem oberen Gange standen die zur Verstärkung der Mauer in gewissen Abständen angebrachten viereckigen Türme durch Pforten in Verbindung, die meist im Rundbogen eingewölbt waren.

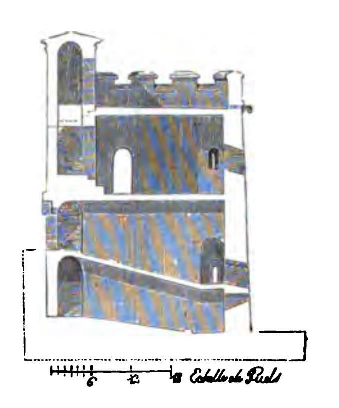


Fig. 737. Turm von Pompeji.

Das zweite Beispiel (Fig. 736) gehört der aurelianischen Befestigung der Stadt Rom an. Hier ist die Mauer auf der inneren Seite durch starke Strebepfeiler verstärkt, die, durch Rundbogen mit einander verbunden, den nach aussen ebenfalls mit Zinnen versehenen Gang für die Verteidiger tragen, während

sie zu gleicher Zeit, durch schmale Bogenöffnungen durchbrochen, eine Art Galerie bilden, die ebenfalls den Zwecken der Verteidigung zu dienen bestimmt ist. Denn in den dadurch entstehenden gewölbten Abteilungen befinden sich halbkreisförmige Nischen angeordnet, die durch ein kleines, nach innen sich erweiterndes Fenster nach aussen sich öffnen und so dem Verteidiger Gelegen-



Fig. 738. Italische Stadtanlage.

heit zum Kampf und zugleich eine unangreifbare Stellung sichern. Auch hier sind in gewissen Abständen Türme angeordnet, wie wir bereits zu Pompeji und schon früher bei den griechischen Befestigungsanlagen kennen gelernt haben (vergl. S. 173). Im ganzen weichen die römischen Türme von den griechischen nicht erheblich ab, doch konnte denselben durch die Anwendung der Wölbung eine grössere Festigkeit gegeben werden. Fig. 737 (Massstab = 18 Fuss) zeigt den Durchschnitt eines Turmes von Pompeji, der sich in drei Stockwerken bis zu etwa 12,50 m erhebt. Der Boden zwischen den beiden unteren Stockwerken ist nach der Aussenseite zu etwas geneigt, auch die Oeffnungen für den Verteidigungskampf zeigen eine solche Neigung. In dem nach der Stadt zu belegenen, etwas erhöhten Teile befinden sich die zur Verbindung nötigen Treppen; das obere Zimmer steht durch eine gewölbte Pforte mit dem Wallgange (vergl. Fig. 735) in Verbindung; die zum Abfluss des Regens etwas nach aussen gesenkte und ebenso wie die Wallumgänge mit steinernen Ausgussröhren versehene Plattform darüber bietet mit ihren Zinnen ebenfalls geschützte Punkte zur Verteidigung.



Fig. 739. Italische Stadtanlage.

Ein interessantes Bild einer Stadtmauer mit Thor samt der eingeschlossenen, sich einen Berg hinaufziehenden Stadt giebt übrigens ein am Fucinersee gefundenes Relief (Fig. 738 und 739), in dem besonders die kleinen, an Stelle

der Zinnen über dem Thorweg und längs der Mauer angebrachten turmähnlichen Aufbauten Aufmerksamkeit verdienen. Auch das Innere der Stadt mit den ansteigenden Strassen und den Häuserblöcken, die ganz der Wirklichkeit nachgebildet scheinen, verdienen besondere Aufmerksamkeit.

Noch ein paar Bemerkungen mögen hier über die Stadtmauer Roms gestattet sein.

Seit dem Hannibalischen Kriege hatte man die noch auf den König Servius Tullius zurückgehenden Mauern allmählich in Verfall geraten lassen, da das überall siegreiche Rom, das mit seinen Legionen alle zum Becken des Mittelländischen Meeres gehörenden Länder, ja noch weit darüber hinaus beherrschte, keinen Feind mehr in Italien zu fürchten hatte. So ist Rom Jahrhunderte lang eine offene Stadt gewesen. Allmählich aber war die Sicherheit der Stadt gefährdet worden; je mehr das Reich verfiel, um so schwieriger wurde es, den von Norden her immer wieder vordringenden germanischen Völkerschaften Einhalt zu thun; solche deutsche Scharen waren auch 271 n. Chr. in Italien eingefallen und hatten ein grosses römisches Heer, das ihnen entgegentrat, bei Placentia vernichtet, so dass schon in Rom Angst und Schrecken sich der Gemüter bemächtigte. Dem Aurelianus gelang es, für diesesmal noch die Gefahr zu beschwören, indem er die Deutschen schlug, um aber für künftige Zeiten die Hauptstadt vor einem Gewaltstreich zu sichern, liess er den erwähnten Mauerbau ausführen.

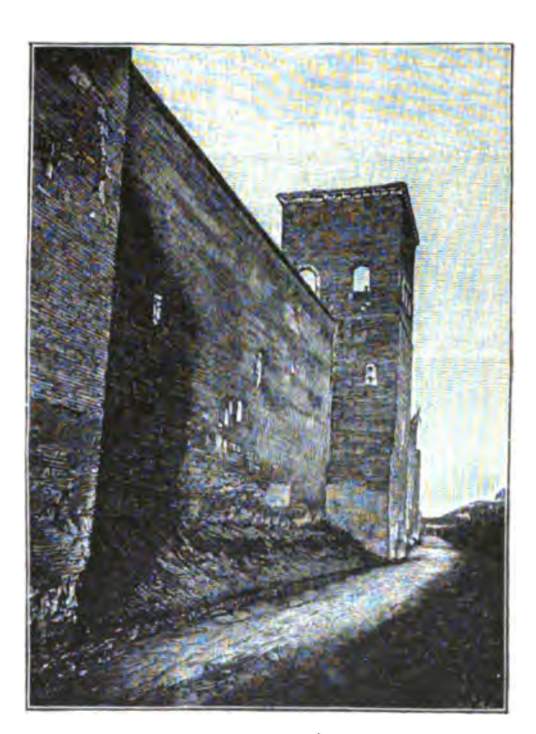


Fig. 740. Römische Stadtmauer.

Nach der genauen Messung Lancianis (Bull. Mun. 1892 S. 87) sind die Aurelianischen Mauern 18837,50 m lang; für diese sind durchschnittlich 19 m expropriiert worden. von denen 5 m auf den inneren Wallgang, 4 m auf die Dicke der Mauer und 10 m auf den äusseren Wallgang kommen. Die Mauer enthält 381 Türme und 378 sogenannte Mittelwälle zwischen den Türmen (durch den Eintritt und Austritt des Tiber kommen natürlich zwei in Fortfall); die Türme sind in regelmässigen Abständen angeordnet und quadratisch (Fig. 740 stellt den einzigen noch ganz erhaltenen dar); nur neben den Thoren springen zu ihrem Schutz runde Türme vor (vgl. Fig. 741). Von einem längeren Stück der Mauer giebt Fig. 742 eine Abbildung.

Die Mauer ist im allgemeinen aus dem Material der Baulichkeiten erbaut worden, die bei dem Mauerbau niedergelegt werden mussten. Nur an einzelnen besonders wichtigen Stellen sind Steine, die für den Zweck besonders bestimmt waren, verwendet worden, namentlich in den Bogen der Mittelwälle. Infolge der Verwendung schon gebrauchten Materials ist es natürlich nicht wunderbar, wenn man hier und da auf ältere Ziegelstempel stösst; das sind Beweise für die frühere Datierung der ursprünglichen Bauten, die von der Mauer gleichsam verschlungen worden sind. Aurelian hat übrigens keine neue, erst durch Ent-

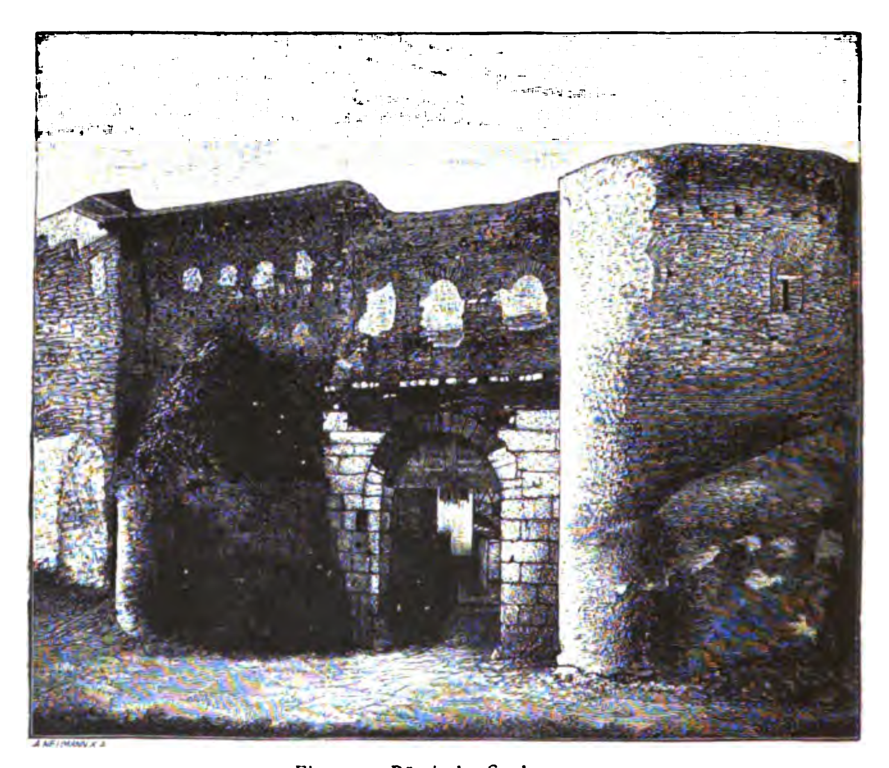


Fig. 741. Römische Stadtmauer.

eignung zu erwerbende Linie für den Mauergang ausgewählt, sondern hat sich an die für Steuerzwecke schon längst übliche Linie gehalten, die wahrscheinlich unter Vespasian festgestellt worden ist. Erst unter diesen Voraussetzungen wird eine Stelle des Plinius, die gewöhnlich fälschlich auf die Servianische Mauer bezogen wird, einfach und verständlich; die Masse, die von Plinius angegeben werden, stimmen fast ganz genau mit den von Lanciani für die Stadtmauer gefundenen überein.

Von der unglaublichen Eile, mit der damals die Mauer aufgeführt worden ist, legen die heutigen Reste noch deutliche Beweise ab. So hat man an einigen Stellen vorhandene Gebäude und Anlagen ohne weiteres mit in die Mauer einbezogen, ohne selbst die zur Ausschmückung der Räume dienenden Statuen

wegzuräumen. Mitunter hat man die Mauer mitten durch Zimmer durchgeführt und nach ihrer Fertigstellung das, was daraus hervorragte, einfach abgeschlagen. Ganz besonders zahlreich sind die Grabdenkmäler mit in die Mauer hineingezogen worden; in den meisten Fällen hat man sie einfach überbaut, ohne ihren Inhalt irgendwie zu berühren.

Die Erdmassen, die bei dem Ausheben der Fundamente sich ergaben, ebenso wie der Bauschutt der zerstörten Gebäude sind sämtlich innerhalb der Mauer angehäuft worden, so dass zwischen dem äussern und dem innern Umgang ein ziemlich bedeutender, mitunter über drei Meter betragender Höhenunterschied besteht.

Wir können diesen Abschnitt über die städtischen Befestigungsbauten nicht beschliessen, ohne der für die Geschichte des römischen Kriegswesens



Fig. 742. Römische Stadtmauer.

so wichtigen befestigten Lager Erwähnung zu thun. Diese wurden in grösseren Entfernungen von einander zur Sicherung der Grenzen des römischen Gebietes gegen den Andrang der barbarischen Völkerschaften an günstigen Punkten angelegt, standen teilweise wenigstens durch ausgedehnte Walllinien und kleinere Kastelle unter einander in Verbindung und waren zu Waffenplätzen für eine grössere Truppenzahl bestimmt. Die Reste eines solchen grossen befestigten Lagers finden wir auf einer Einsattelung des Taunus etwa eine halbe Stunde von Homburg vor der Höhe und 250 Schritte von der unter dem Namen des Pfahlgrabens bekannten römischen Verteidigungslinie *(Limes)* entfernt, die jetzt endlich in ihrer ganzen Länge einer sorgfältigen Untersuchung unterzogen wird. Heutzutage ist dieses Lager unter dem Namen „Saalburg" bekannt, wahrscheinlich ist darin das von Ptolemaeus erwähnte Arctaunon (Arxtauni) zu sehen, das von Drusus im J. 11 v. Chr. erbaut und, nachdem es im J. 9 n. Chr. von den Germanen teilweise zerstört worden war, von Germanicus, dem Sohne des Drusus, wiederhergestellt sein soll. Durch fortgesetzte Ausgrabungen ist es gelungen, einen vollständigen Plan von der Anlage dieses Lagers zu gewinnen, den wir nach den Aufnahmen des Archivrats Habel unter Fig. 743 mitteilen. Danach bildete das Kastell ein regelmässiges Viereck von 219,70 m Länge und 141 m

Breite. Die aus unregelmässigen Bruchsteinen bestehende äussere Umfassungsmauer ist 1,56 m dick, auf der Nordseite aber, die dem Angriff zunächst ausgesetzt war, etwas stärker. Die vier Ecken sind abgerundet, um bei einer etwaigen Belagerung der Zerstörung besser widerstehen zu können. Die ursprüngliche Höhe lässt sich nicht mehr genau bestimmen; an einigen Stellen ragen die erhaltenen Teile noch etwa 2 m aus dem Erdboden hervor. Ausserhalb der Mauer befindet sich ein doppelter Graben, im Innern schliesst sich daran ein erhöhter Wallgang von etwa 2,25 m Breite, der auf unserem Grundriss durch eine doppelte punktierte Linie angedeutet ist. Während dieser Wallgang zur Aufnahme der Verteidiger bestimmt war, befindet sich an seinem Fuss rings um den ganzen Raum ein etwa 9 m breiter Weg für grössere Truppenteile, der ebenfalls durch eine punktierte Linie bezeichnet ist, *via angularis* (*E*). Die weitere Anordnung des Platzes entspricht den erhaltenen Beschreibungen eines römischen Kriegslagers. Auf der Hauptseite befindet sich zwischen zwei nach innen vorspringenden Türmen die Hauptpforte, *porta praetoria* (*A*), der auf der entgegengesetzten Seite die *porta decumana* entspricht (*D*), während auf den beiden Langseiten die ganz ähnlich durch Türme gedeckte *porta principalis dextra* (*B*) und *porta principalis sinistra* (*C*) angebracht sind. In der durch die Verbindungslinien der gegenüberliegenden Thore bezeichneten Mitte des Kastells befindet sich die Wohnung des obersten Befehlshabers, das *praetorium* (*F*). Ohne grosse Sorgfalt und wahrscheinlich in Eile erbaut, zeigt es verschiedene Räume, die teils zu den Privatbedürfnissen des Befehlshabers, teils zu kriegerischen Zwecken gedient haben mögen. Nach der *porta praetoria* zu hat das Gebäude kein Thor, sondern an dessen Stelle einen viereckigen Turm (*g*); dagegen endet es auf der entgegengesetzten Seite in einen oblongen Raum (*a*), auf dessen drei nach aussen gekehrten Seiten drei Thüren angebracht sind, die ihrerseits vollkommen den gegenüberliegenden Thoren der Umfassungsmauer entsprechen. Krieg v. Hochfelden in seiner Geschichte der Militär-Architektur in Deutschland, S. 63, ist der Ansicht, dass das Prätorium aus der Zeit einer späteren Erweiterung des Kastells herrühre, die durch Hinausrücken der Frontseite bewerkstelligt wurde, und erklärt daraus die Anlage, die schon eine besondere Rücksicht auf Verteidigungszwecke bekunde. Bei *G* und *H* sind Ueberreste von Baulichkeiten aufgefunden, die wahrscheinlich zu Wohnungen gedient haben, namentlich scheinen die in ge-

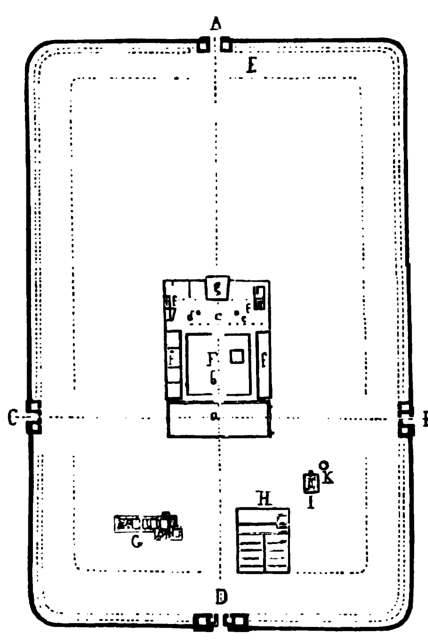


Fig. 743. Die römische Saalburg.

ringer Entfernung angeordneten Quermauern in dem mit *H* bezeichneten Gebäude auf Vorrichtungen zum Heizen hinzudeuten. Bei *I* befindet sich ein kleines Heiligtum, bei *K* ein Brunnen. Während das Praetorium zur Aufnahme



Fig. 744. Römisches Lager bei Gamzigrad (Serbien).

des Stabes und des Elitecorps bestimmt war, lagen die Wohnungen des Gros der Besatzung in der durch die Castrametatio vorgeschriebenen Anordnung auf den offenen Räumen zwischen dem Praetorium und der Umfassungsmauer; diese Wohnungen bestanden wahrscheinlich aus leicht gearbeiteten Lehmhütten oder Holzbaracken, da die sonst im Lager gebräuchlichen Zelte für den dauernden Aufenthalt unter dem unfreundlicheren germanischen Himmel nicht hingereicht hätten; jedoch sind von Grundmauern dieser Soldatenwohnungen bis jetzt noch keine Spuren aufgefunden worden. — Ungleich grösser und besser erhalten ist das von F. Kanitz zuerst genauer untersuchte befestigte Lager von Gamzigrad in Serbien, dessen Erbauung ohne Zweifel in die spätrömische Kaiserzeit fällt. Dieser riesige, zum Schutz des Timokthales angelegte Waffenplatz bildet ein unregelmässiges Viereck (Fig. 744), dessen Schmalseiten 458,50 und 424,60 m und dessen Langseiten 598,80 und 595 m lang sind. Rundtürme von 56,50 m Durch-

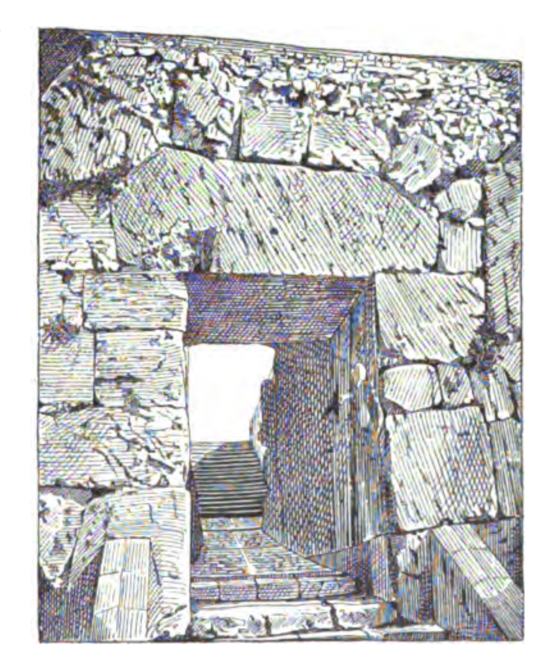


Fig. 745. Pförtchen in der Stadtmauer von Alatri.

messer und 4,40 m Mauerstärke schützen die vier Ecken des Vierecks, während eine Anzahl kleinerer Rundtürme in unregelmässigen Zwischenräumen in beinahe vollem Kreise aus den Vierecksmauern vorspringen. Etwa 34 m von der äusseren Umfassungsmauer entfernt befinden sich im Innern die Reste einer zweiten, wahrscheinlich gleichfalls einst durch Mauern verbundenen Reihe von Türmen. Unterbauten eines 26,36 × 41,52 m messenden viereckigen Baues nehmen den Mittelpunkt der Befestigung ein. Ausgrabungen, durch die vielleicht auch der einstige Name dieses wichtigen Platzes ermittelt werden könnte, haben leider noch nicht stattgefunden.*)



Fig. 746. Thor zu Volterra.

Mit der Frage nach den Mauern ist die Frage nach den Oeffnungen in ihnen für den Verkehr, den Thoren, auf das engste verbunden. Mit der Steigerung und absichtlichen Förderung des Verkehrs, welche die Römer eintreten liessen, musste auch die Herstellung der Thore mit grösserem Aufwande unternommen werden. Und in der That zeigen die römischen Thore durchschnittlich eine grössere Abweichung von den griechischen Anlagen der Art, als dies etwa bei Mauern und Türmen der Fall war. Ihre Stellung in der Mauer und die Vorkehrungen zu ihrem Schutze sind allerdings dieselben geblieben; sie wurden an den von der Natur am meisten geschützten Stellen angelegt, von Vorsprüngen gedeckt, von denen aus man die unbewehrte linke Seite der andringenden Feinde am leichtesten gefährden konnte, und nicht selten auch von Türmen geschützt, wie oben bei der römischen Stadtmauer

*) Vergl. über das Lager: O. Miller, Römisches Lagerleben. Gütersloh 1892.

angegeben. Aber verschieden sind sie von den griechischen Thoren durch die Anwendung der Wölbung, die überhaupt den römischen Denkmälern einen so eigentümlichen Charakter verleiht. Darin war nämlich ein vortreffliches Mittel zur Ueberdeckung auch weiterer Oeffnungen gegeben. Was die Griechen nur mühsam und in verhältnismässig beschränktem Masse durch Ueberkragung der Steinschichten und durch Ueberdeckung eines geraden Gebälkes erreichen konnten, wurde mit Leichtigkeit auch bei grösseren Verhältnissen dadurch erreicht, dass man über die Thordurchgänge Bogen nach dem Prinzipe des Keilschnittes wölbte, und es ist nicht unwahrscheinlich, dass neben unterirdischen Abzugskanälen und Gräben es vorzugsweise die Thorbauten waren, an denen sich der italisch-römische Wölbungsbau in charakteristischer Weise entfaltet hat. Nicht als ob es in den italischen Bauten an Thoröffnungen fehlte, die nach griechischem Gebrauch geradlinig überdeckt sind; man vergleiche z. B. Fig. 745, ein Pförtchen in der Stadtmauer von Alatri darstellend. Aber das Gewöhnliche ist doch der Bogen.

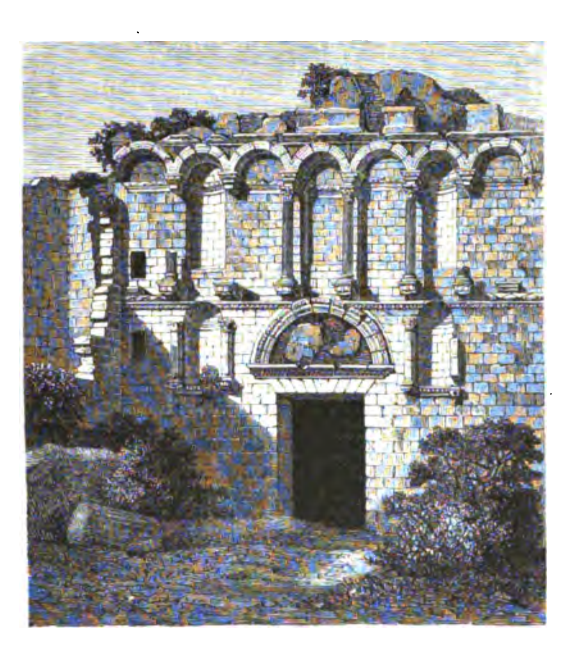


Fig. 747. Sog. Porta aurea in Salona.

Die einfachste Form besteht natürlich aus einem Bogen, der entweder von Vorsprüngen flankiert in der Dicke der Mauer angebracht ist, oder sich auf den beiden entgegengesetzten Seiten eines Turmes wiederholt. Von der ersten Art giebt ein Thor zu Perusia ein schönes Beispiel, bei dem ein zweiter Bogen gleichsam als oberes Stockwerk über dem eigentlichen Durchgang angebracht ist. Der zweiten Art gehört ein Thor zu Volterra an, das die ganze Einfachheit des ursprünglichen italischen Bogenbaues zeigt (Fig. 746). Aus späterer Zeit ist das nach Nola führende Thor zu Pompeji anzuführen, dessen einfacher Bogen sich nicht in der Flucht der Mauer, sondern erst am Ende eines schmalen Ganges befindet, der in schräger Linie auf die Mauer mündet und die etwaigen Angreifer zwang, in geringer Zahl und den Waffen der auf den Seitenwänden dieses Ganges aufgestellten Verteidiger ausgesetzt zu dem Thore vorzurücken. Noch später und, wie es scheint, zum Zwecke des Schmuckes nicht minder als zu dem der Verteidigung angelegt, ist eins der Thore der Villa des Diocletian zu Salona, die wahrscheinlich der Pracht ihrer Ausstattung wegen mit dem Namen der *porta aurea* bezeichnet wird. Dieses

ist, wie auch die anderen Thore dieser bedeutsamen Anlage, von vorspringenden Türmen eingefasst und besteht nur aus einem Durchlass. Letzterer ist mit einem Rundbogen überwölbt, jedoch, wie dies aus Fig. 747 ersichtlich ist, unterhalb dieses Bogens mit einem geradlinigen Sturz abgeschlossen. Die das Thor einfassende und überragende Wandfläche ist in der Weise der spätrömischen Architektur mit zierlichen, zum Teil auf Konsolen ruhenden Säulchen und dazwischen angebrachten Nischen verziert. Ein nicht mehr ganz erhaltenes Hauptgesims krönte das Ganze, das noch in dem jetzigen verfallenen Zustande einen schönen malerischen Anblick gewährt.



Fig. 748. Porta nigra zu Trier.

Seltener sind die Thore mit zwei Durchlässen. Als hervorragendes Beispiel kann auf die sogenannte *Porta Nigra* zu Trier hingewiesen werden (Fig. 748), die allerdings erst dem 5. Jahrhundert n. Chr. entstammt, aber doch mit den beiden vorspringenden Verteidigungstürmen als ein hervorragendes Muster römischer Befestigungstechnik betrachtet werden kann; ein vielleicht noch bezeichnenderes, jedenfalls aber älteres Denkmal ist uns in dem gegenwärtig unter dem Namen „*Porta maggiore*" bekannten Thore der Stadt Rom erhalten, von dem unter Fig. 749 eine Abbildung gegeben ist. Diese Anlage ist durch mehrfache und sehr verschiedenartige Rücksichten bedingt und demgemäss eine der kompliziertesten, die bei ähnlichen Denkmälern beobachtet werden. Zugleich aber sind die verschiedenen Aufgaben in einer so einfachen und schönen Weise gelöst, dass man dies Werk gleichmässig als eins der wichtigsten Zeugnisse des praktischen und des künstlerischen Sinnes der Römer betrachten kann. Zunächst nämlich gewährt das Bauwerk zwei römischen

Heerstrassen, der *via Labicana* und der *via Praenestina*, die hier in spitzem Winkel zusammentreffen, Durchlass durch zwei 14 m hohe gewölbte Portale; diese sind von drei mächtigen Mauerpfeilern begrenzt, die in ihren oberen Teilen durch kleinere Bogenöffnungen durchbrochen und durch je zwei Halbsäulen mit darüber ruhendem Gebälk und Giebel geschmückt sind. Der mittlere Pfeiler zeigt unterhalb der eben erwähnten Maueröffnung noch eine zweite, die

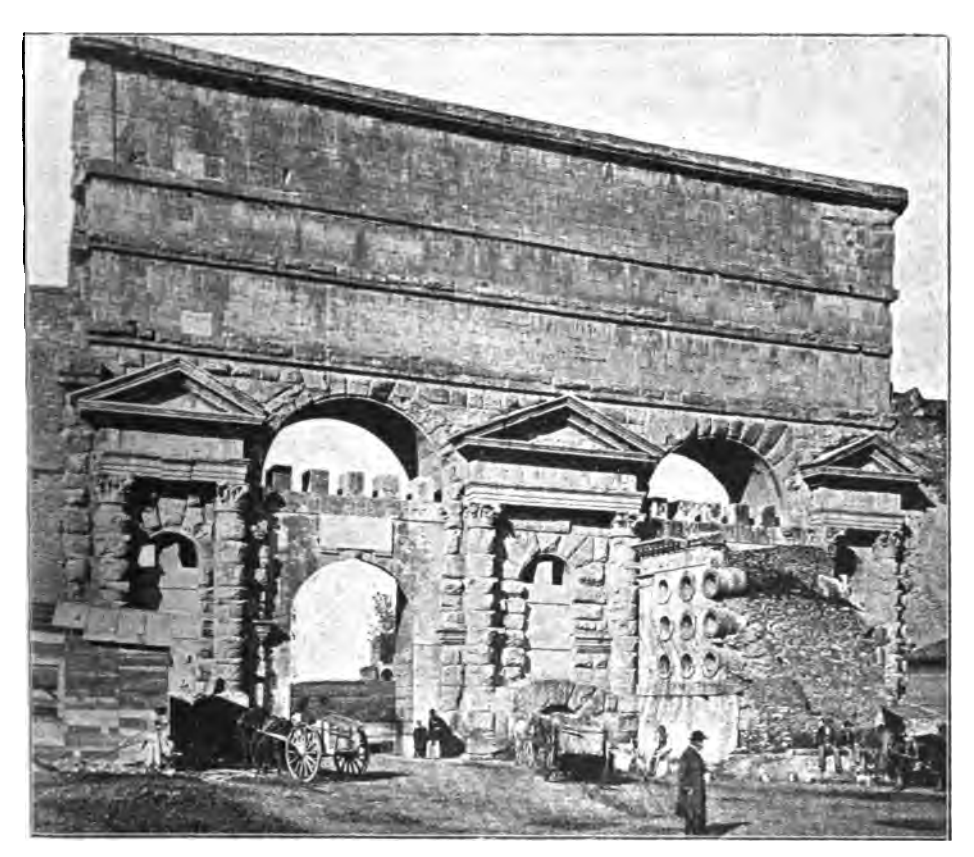


Fig. 749. Porta maggiore zu Rom.

ebenfalls im Rundbogen überwölbt als Pforte gedient hat und noch dient. Und während nun so dem Doppelzweck des Verkehrs vortrefflich genügt ist, hat das Denkmal noch einen zweiten Doppelzweck zu erfüllen, indem die Bogen zugleich als Träger zweier über ihnen angebrachten Wasserleitungen zu dienen haben. Zunächst über ihnen befindet sich eine Attika, die keinen Kanal einschliesst; über dieser erheben sich zwei andere Attiken, deren unterste den Durchlass für die Aqua Claudia, die oberste den für die Anio nova bildet. Drei grosse Inschriften bedecken die Aussenseite dieser drei Attiken. Die erste besagt, dass Kaiser Claudius den Aqua Claudia benannten Aquädukt aus den am 45. Meilenstein von Rom gelegenen Quellen, Caeruleus und Curtius, geleitet,

die zweite, dass derselbe Herrscher den Anio nova genannten Aquädukt aus einer Entfernung von 62 römischen Meilen zur Stadt geführt habe. Die dritte Inschrift nennt die Kaiser Vespasian und Titus als Wiederhersteller dieses von Claudius ausgeführten grossartigen Unternehmens.

Häufiger als die Doppelthore sind die mit dreifachem Durchlass versehenen, bei denen der mittlere gewöhnlich breiter und höher ist als die zur Seite angebrachten. Ersterer hat zum Verkehr für Fuhrwerk und Reiter, letztere haben für Fussgänger gedient. In sehr schöner Weise sehen wir diese Zwecke des Verkehrs mit denen der Verteidigung an einem Thore vereinigt, das zu den von Augustus angelegten Befestigungen von Aosta gehört und von

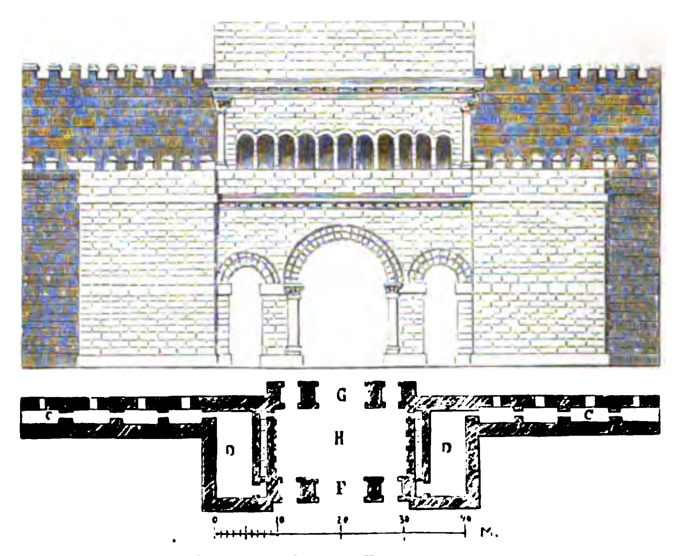


Fig. 750 und 751. Thor zu Aosta.

dem Fig. 750 den Aufriss, Fig. 751 den Grundriss darstellt. Was zunächst die Anlage der im Zusammenhange mit dem Thore dargestellten Mauer anbelangt, so zeigt diese eine nicht unwesentliche Abweichung von den oben besprochenen Verfahrungsweisen, indem der Raum zwischen den beiden Stirnmauern, der niedrigeren nach aussen gekehrten (Fig. 751 *A*) und der höheren nach innen gewendeten (*B*) nicht mit Erde ausgefüllt ist, wie bei den Mauern von Pompeji; vielmehr ist er offen gelassen und durch Bogen, welche die Verbindung zwischen den beiden Mauern bilden, in eine Reihe von kleinen überwölbten Zellen (*C*) umgewandelt, die sich ihrerseits nach der Stadt öffnen und so eine gewisse Analogie mit den inneren Abteilungen der aurelianischen Mauern darbieten. Aus der Flucht dieser Doppelmauer springen die beiden Türme *D D* hervor, zwischen denen das äussere Thor (*F*) liegt. Dieses zeigt die oben besprochene Dreiteilung in Thor und Seitenpforten, die sämtlich mit starken Fallgattern geschlossen werden konnten. Auf dieses Thor folgt ein offener Raum (*H*), eine Art Vorhof, bei Vegetius „*propugnaculum*“ genannt,

da er sehr wohl zum Angriff auf die etwa eingedrungenen Belagerer geeignet war, die von den Waffen der auf den Türmen befindlichen Verteidiger erreicht werden konnten. Auf der entgegengesetzten Seite dieses Raumes befindet sich das innere Thor (*G*), dessen drei Oeffnungen durch eisenbeschlagene Thorflügel geschlossen werden konnten. Die architektonische Ausstattung des Ganzen ist massvoll gehalten, aber mit einem gewissen ernsten und strengen Schönheitssinn durchgeführt, sodass dieser Bau des Augustus zu den schönsten Werken dieser Art gerechnet werden kann.

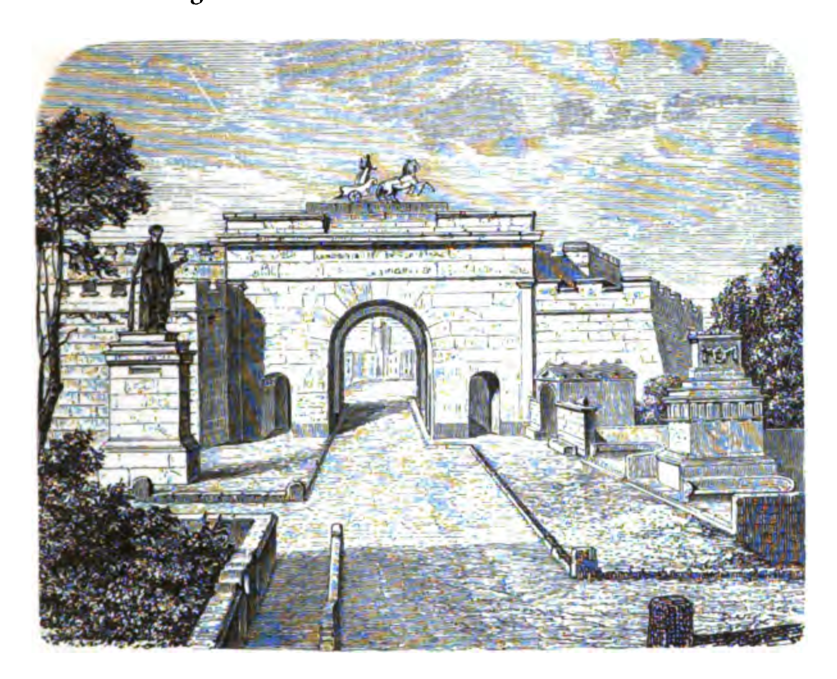


Fig. 752. Das Herkulanensische Thor zu Pompeji.

Eine ähnliche, obschon weniger stark befestigte Anlage zeigt eins von den Thoren Pompejis, das zu den bemerkenswertesten daselbst gehört und nach der Richtung der hier mündenden Heerstrasse gewöhnlich als das herkulanensische bezeichnet wird. Fig. 752 stellt die äussere Seite nach der Restauration von Mazois dar. Auf der linken Seite, durch einen Mauervorsprung gedeckt, öffnet sich das Thor in einem Haupt- und zwei Seitenportalen, die für Fussgänger bestimmt sind; dieselbe Einrichtung ist an der inneren Seite getroffen. Der schmale Raum, der zwischen den beiden Hauptportalen liegt, ist unbedeckt gewesen, bildete also gewissermassen ein, wenn auch schmaleres Propugnaculum, wie wir es bei dem Thore von Aosta kennen gelernt haben. Die seitlichen Durchgänge dagegen waren in ihrer ganzen Länge überwölbt, sie standen mit dem offenen Raum in der Mitte durch je zwei Bogen in Verbindung, die ihnen das bei der Schmalheit der Pforten und der Tiefe des Ganges nötige Licht zuführten. Die grossen Portale waren einst

durch Fallgitter zu schliessen, die indes zur Zeit der Zerstörung nicht mehr im Gebrauch gewesen zu sein scheinen; die kleineren Pforten durch Thürflügel, auf welche die erhaltenen Zapfen hindeuten. Der ganze Bau, aus Bruchstücken von Tuffstein und Mörtel bestehend, war mit einem Stuckbewurf bekleidet, dessen erhaltene Ueberreste noch jetzt eine grosse Sorgsamkeit in der Bearbeitung und Glättung der Oberfläche bekunden.*)

Die Nutzbauten.

Besonders bei den Nutzbauten hat sich der praktische Sinn der Römer im vollsten Masse bethätigt; infolge dessen tritt gerade bei diesen Anlagen eine stärkere Abweichung von den griechischen Bauten hervor, und es lässt sich eine bei weitem grössere Mannigfaltigkeit der Zwecke sowohl, als auch der Mittel wahrnehmen, durch die man diese zu erreichen suchte. Man möchte sagen, dass kaum irgend eine andere Gattung von Gebäuden so geeignet sei, den Charakter und die Bestrebungen des römischen Volkes deutlich erkennen zu lassen, als die von ihm unternommenen Nutzbauten.

Was zunächst den Wegebau anbelangt, so haben die Römer mit scharfem Blick dessen Wichtigkeit für das Staatsleben erkannt und diesen Gesichtspunkt bei allen derartigen Anlagen mit grossartiger Ausdauer verfolgt. Dies bezeichnet sogleich sehr bestimmt den Gegensatz zu den Griechen, ein Gegensatz, der hier um so auffallender erscheint, als, wenigstens von dem Gesichtspunkte des öffentlichen Verkehrs aus betrachtet, die Zwecke solcher Bauten bei den Griechen dieselben wie bei den Römern waren. Aber blicken wir auf die Ausgangspunkte und ersten Veranlassungen, so bietet sich schon darin eine gewisse Verschiedenheit dar. Bei den Griechen scheint fast durchgängig ein, wenn auch vielfach mit dem wirklichen Leben verknüpftes, doch auch nicht minder ideales Bedürfnis die erste Veranlassung zur kunstgemässen Anlage grösserer Strassen gegeben zu haben. Den Kultusgemeinschaften befreundeter Staaten sollten sie ein Mittel der Verbindung darbieten, den heiligen Pompen und Theorien ihren Zug erleichtern — bei den Römern ist es von vorn herein der Staatszweck, der die Anlage der grossen Heerstrassen bedingt. Der kunstgemässe Wegebau beginnt mit den ersten Erweiterungen des römischen Staates über seine ursprünglichen Grenzen hinaus. Gewonnene Provinzen sollen mit dem Herzen des Staates, der Stadt Rom, verbunden werden, und wenn dies auch allmählich zu einem Mittel wurde, die Hauptstadt mit den Provinzen in geistiger wie kommerzieller Beziehung zu verknüpfen, den Reichtum der Landeserzeugnisse nach Rom zu führen und umgekehrt die Strahlen der Bildung von Rom aus über das ganze Reich zu verbreiten, so war doch der erste und ursprüngliche Gesichtspunkt wohl nur selten ein anderer, als der, die nötigen Truppenmassen mit grösstmöglicher Leichtigkeit nach den

*) Die Tiefe des Thores beträgt 16,80 m, die Breite 14 m; die Haupteinfahrt ist 4,70 m, jedes Seitenthor 1,30 m breit.



neuen Erwerbungen und den so gewonnenen Stützpunkten der römischen Macht hinüberführen zu können. Auf diese Weise ist die erste grosse Kunststrasse, die *via Appia*, und deren Erweiterung bis Ariminum in der *via Flaminia* entstanden; so führte die Unterwerfung der Boier am Po zur Anlage der *via Aemilia*, die der Gallier und der germanischen Völker zur Anlage des grossartigen Strassennetzes in den Alpenländern und in den Rhein- und Donaugegenden, und leicht liesse sich aus der Geschichte der Heerstrassen die allmähliche Erweiterung des römischen Staatsgebietes selbst nachweisen. Dies ist der umfassendere politische Gesichtspunkt, aus dem die Römer den Wegebau betrieben, der bei den Griechen schon aus dem Grunde nicht zur Anwendung gelangen konnte, weil die zahlreichen kleinen Staatsgebiete in Griechenland mit seltenen Ausnahmen stets in ihrer Vereinzelung beharrten, und das Bedürfnis eines festen Zusammenschlusses entfernter Gebiete mit einer gemeinsamen Hauptstadt zum Zwecke eines politischen Verbandes entweder gar nicht oder nur ausnahmsweise sich geltend machte. Und wie die letzten Zwecke der Wegeanlagen verschieden waren, so verschieden war auch ihre Ausführung. Es ist bemerkt worden, dass die griechischen Wege und Strassen, selbst wo sie kunstgemäss geführt waren, sich mehr der Natur und den Bedingungen des Bodens anschlossen und z. B. Steigungen in scharfem Anstieg nahmen, weil die Natur der Transportmittel, die Saumtiere, deren man sich fast ausschliesslich bediente, für derartige Wege geeignet war. Ganz anders bei den Römern. Mit derselben staunenswerten Thatkraft, die dem politisch entwickelten und militärisch geschulten Volke fast auf allen Gebieten seiner Thätigkeit eigen war, verfolgen sie bei der Anlage der Wege nur den einen Zweck, in möglichst gerader Linie die beiden Zielpunkte der Strasse mit einander in Verbindung zu setzen. Das gemütliche Anschliessen an die natürlichen Bodenverhältnisse hört auf, anstatt sich diesen zu fügen, sucht sie der Römer vielmehr zu beherrschen und zu bewältigen. Wo sich Berge entgegenstellen, werden sie durchbrochen; wo eine Senkung des Bodens die gleichmässige Fortführung des Weges zu verhindern droht, werden sie durch Dämme und Steinbauten ausgeglichen; wo tiefe Thalgründe oder reissende Ströme die einmal eingeschlagene Richtung durchschneiden, werden sie mit kühnen Bogen überbrückt, die noch heute das Staunen der Nachwelt erregen, obschon unsere Neuzeit in allen technischen und insbesondere in den mechanischen wie wissenschaftlichen Hilfsquellen der Architektur die Römer bei weitem hinter sich gelassen hat.

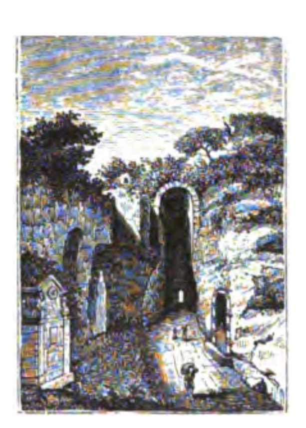


Fig. 753.
Grotta di Posilipo bei Neapel.

Von den Durchbrechungen von Bergrücken, die sich dem Zuge der Strassen entgegenstellten, begnügen wir uns, die sogenannte Grotte des Posilipo bei Neapel anzuführen, die bis vor kurzem, wo ein neuer, ähnlicher Durchbruch angelegt

ist, noch täglich von Tausenden durchschritten wurde (Fig. 753). Sie durchschneidet ein Vorgebirge zwischen Neapel und Puteoli und ist in einer Länge von 689 m, $6^1/_2$ bis 10 m Breite, bei einer zwischen 6 bis 16 m im Innern wechselnden Höhe durch das harte Gestein des Felsens getrieben, während an den Ausgängen, die eine Höhe von 26 bis 29 m haben, künstlich gewölbte Bogen dem Bau eine grössere Festigkeit zu geben bestimmt sind.

Andere Schwierigkeiten bot ein sumpfiges Terrain dar, in dem mit grossem Aufwande zunächst ein fester Grund zu schaffen und sodann der Weg dammartig zu erhöhen war. Dergleichen Schwierigkeiten waren es namentlich, die bei der Führung der *via Appia* durch die pontinischen Sümpfe zu überwinden waren. An anderen Orten dagegen konnte ein besonders abschüssiges Terrain ähnliche Aufmauerungen oder Viadukte erfordern, auf denen die Strasse Höhen und Abhänge entlang geführt wurde. Dies findet bei dem Teil der appischen Heerstrasse statt, der von Albano in das Thal von Ariccia herniedersteigt, und



Fig. 754. Via Appia bei Ariccia.

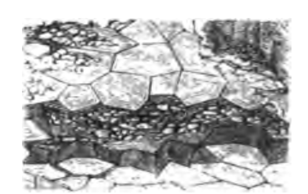


Fig 755. Pflaster der Via Appia.

der auf einer nicht unbeträchtlichen Strecke, unterhalb des Ortes Ariccia selbst, von einer mit regelmässiger Quadermauer bekleideten Aufschüttung getragen wird. Fig. 754 zeigt, wie der Bau auf beiden Seiten mit massiven Balustraden und Vorrichtungen zum Sitzen versehen ist, während einige Bogenöffnungen in dem Unterbau zur Abführung der Gebirgswässer bestimmt sind.

Was die technische Ausführung dieser Anlagen, wie Pflasterung, Sorge für den Abfluss des Wassers u. s. f., betrifft, so giebt darüber das Werk von Hirt: „Die Lehre von den Gebäuden bei den Griechen und Römern", das uns für diese Teile unserer Untersuchungen oft zum Anhalt gedient hat, ausführlichen Aufschluss. Wir begnügen uns mit der Bemerkung, dass die Wege entweder mit Sand und Kies bestreut (*glarea viam sternere*) oder mit festem Stein gepflastert zu werden pflegten. Bei letzterem Verfahren wurden für den mittleren Teil der Strasse, den Fahrdamm, gewöhnlich polygone Blöcke eines harten Steines, meist Basalt, zu einer möglichst glatten Oberfläche zusammengefügt (*silice sternere viam*), wie dies aus dem unter Fig. 755 dargestellten Teile der *via Appia* hervorgeht. Waren erhöhte Seitenwege für Fussgänger vorhanden, so pflegte man den häufig vorkommenden weicheren Tuffstein (*lapide sternere*) dazu zu verwenden. Gewöhnlich war das Pflaster in der Mitte etwas erhöht, um den Abfluss des Wassers zu erleichtern, für dessen Entfernung durch kleine Abzüge gesorgt war, wie wir deren auch schon zur Abführung des Regenwassers von den Wallgängen der Mauern (vergl. Fig. 735) angeordnet gefunden

haben. Recht deutlich ist diese Anordnung zu ersehen aus dem unter Fig. 756 und 757 dargestellten Stück der *via Appia*, wo unterhalb des Weges zum Durchlass eines Wasserlaufes oder zur Kommunikation ein gewölbter Durchgang angebracht ist. Fig. 756 zeigt denselben im Aufriss, Fig. 757 im Durchschnitt, woraus die Einrichtung des ganzen Baues, die Wölbung des etwa 5,60 m breiten Fahrdammes, sowie dessen Einfassung mit einer festen Steinbrüstung zu erkennen ist. Aehnlich beschaffen waren die Strassen zu Pompeji, unter denen öfter Kanäle zur Abführung des Wassers angelegt waren; diese zeigen meist erhöhte Fusssteige an den Seiten, die in gewissen Abständen durch sogenannte Prellsteine gegen das auf dem Fahrdamm einherziehende Fuhrwerk geschützt waren; auch war durch hohe auf dem Fahrdamm liegende Trittsteine dafür gesorgt, dass man diesen überschreiten konnte, ohne mit dem Schmutz des Fahrdamms in Berührung zu kommen. Ganz entsprechend ist die Fürsorge, durch welche an den grossen Heerstrassen Steine angebracht waren, die





Via Appia.

Fig. 756. Aufriss. Fig. 757. Durchschnitt.

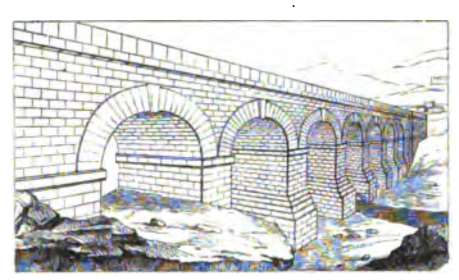


Fig. 758. Ponte di Nono.

den Reitern das Besteigen ihrer Pferde erleichtern sollten. — Zur Messung des Weges dienten die in Abständen von 1000 Schritten aufgestellten Wegesäulen (*milliaria*), die bereits in den letzten Zeiten der Republik, seit Augustus aber regelmässig an den Heerstrassen aufgestellt waren. Die Angabe der Entfernung in Zahlen ausgedrückt, vor denen meistenteils die Buchstaben **M. P.** (*millia passuum*), der Name des Ortes, von dem aus die Entfernung gemessen wurde, selten der des Zielpunktes, sowie der Name des Erbauers der Strasse, endlich mitunter der Name des Kaisers, unter dessen Regierung die Heerstrasse angelegt war, schmücken die Meilensteine, von denen sich eine grosse Anzahl in allen Teilen des römischen Reiches erhalten hat. Nicht selten waren diese Wegesäulen von Ruhebänken für müde Wanderer umgeben. Andere Zierden der Wege werden weiter unten ihre Erwähnung finden.

Die gewölbten Durchlässe, die wir bei Gelegenheit des Wegebaues erwähnt haben, führen uns naturgemäss zur Betrachtung der Brücken, in deren Herstellung die Römer noch mehr von den Griechen abgewichen sind. Die Kunst der Wölbung setzte sie in den Stand, die breitesten Ströme zu überbrücken, und die Kühnheit, mit der sie dies gethan, ist es, die einige dieser Bauwerke zu den grossartigsten und bewunderungswertesten Denkmälern des Altertums erhebt. Auch da, wo es sich nicht um die Ueberwölbung grösserer Ströme handelte, konnte die Natur des Bodens brückenartige Anlagen erfordern. So

führt beim neunten alten Meilenstein von Rom der Weg nach Gabii über eine breite Thalsenkung, in der nur während der feuchteren Jahreszeit ein schmaler Wasserarm sich sammelt, und trotzdem ist der Weg vermittelst einer Reihe von sieben Bogen über die Senkung geführt. Der 95 m lange Bau (**Fig.** 758) ist ganz aus Quadersteinen von Peperin und rotem Tuff, einem nicht besonders kräftigen Material, errichtet, weshalb man wohl auch die Pfeiler ziemlich stark, ihre Abstände und somit die Spannung der gewölbten Bogen (6 m) dagegen nur gering gemacht hat. Aus der einfachen und soliden Bauart dieses Werkes, das jetzt unter dem Namen „*Ponte di Nono*" bekannt und noch im Gebrauch ist, vermutet Hirt, dass es vielleicht aus der Zeit des Cajus Gracchus stamme, der während seines Tribunats (124—121 v. Chr.) viele Wegebauten ausführte und von dem Plutarch (C. Gracchus c. III) ausdrücklich bemerkt, dass er dabei nicht nur den Nutzen, sondern auch Gefälligkeit und Schönheit (*χάριν καὶ κάλλος*) im Auge gehabt habe.



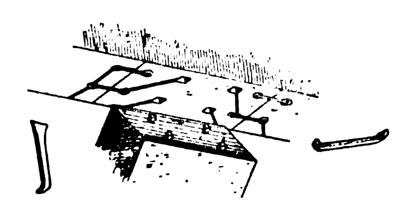


Fig. 759. Verankerung beim Brückenbau.

Wo es sich darum handelte, die gegenüber liegenden Ufer eines Stromes mit einander zu verbinden, musste natürlich der Brückenbau eine erhöhte Bedeutung erhalten. Auch scheint man derartigen Verbindungen, als den wichtigsten Mitteln alles Verkehrs, von jeher einen sogar religiösen Wert zugeschrieben zu haben. In der früheren Geschichte der Stadt Rom, deren Schicksal allerdings sehr wesentlich durch den Tiberstrom und dessen Ueberbrückung bedingt war, scheint der letzteren eine so hohe religiöse Wichtigkeit zugeschrieben worden zu sein, dass deren Pflege einem priesterlichen Kollegium der *pontifices* (Brückenschläger) anvertraut war, aus denen später sogar das oberste Priesterkollegium hervorging. Auch behielt das Oberhaupt sämtlicher Angelegenheiten, die den Staatskultus betrafen, immer den Namen *pontifex maximus*, ein Name, der sich sogar bis auf den heutigen Tag als Bezeichnung des Oberhauptes der katholischen Christenheit erhalten hat.

Wenn wir oben bemerkten, dass der römische Brückenbau seine Vollendung sehr wesentlich dem Prinzipe der Wölbung verdanke, so ist dies nicht so zu verstehen, als ob alle Brücken durchaus hätten gewölbt sein müssen. Es gab natürlich auch feststehende Brücken aus Holz, z. B. die älteste Brücke in Rom (*pons sublicius*) und die von Caesar über den Rhein geschlagene, wogegen bei anderen eine Vereinigung des Steinbaues mit dem Holzbau stattgefunden hat. Dies war unter anderem bei der prachtvollen Brücke der Fall, die Trajan über die Donau schlug und die aus zwanzig sehr starken Steinpfeilern bestand. Diese standen 170 Fuss von einander entfernt und waren in bedeutender Höhe mit einer der Wölbung entsprechenden Bogenkonstruktion

aus Holz überdeckt, von der die Abbildung dieser Brücke auf der Trajanssäule eine Anschauung gewährt.

Zur letzten Vollendung gelangte aber der Brückenbau allerdings bei solchen Anlagen, die ganz aus Stein bestanden und bei denen die Ueberleitung der Strasse durch Bogen geschah, indem diese Konstruktion bei grösster Festigkeit zugleich die grösste Freiheit gewährt, weitere Oeffnungen zu überspannen, ohne (bei der Höhe des Bogens) den Raum darunter für die Schifffahrt unzugänglich zu machen. Ueber die Art, wie die Brückenbogen geschlagen und zur grösseren Sicherheit die einzelnen Steine durch zahlreiche bleivergossene Eisenklammern verbunden wurden, hat der bei der Tiberregulierung notwendig gewordene Abbruch des *Pons Cestius* zu Rom (Fig. 759) interessante Aufschlüsse gegeben. Wie die heutigen Brückenbauer behaupten, soll allerdings diese Verklammerung für die Beständigkeit der Brücke nicht vorteilhaft gewirkt haben. Um nicht zu weit ins Einzelne zu gehen, müssen wir uns damit begnügen, einige Beispiele hervorragender Brückenbauten, und zwar nach der Zahl der dabei in Anwendung gekommenen Hauptbogen, anzuführen. In einem Bogen wölbt sich über den Fluss Fiora eine Brücke bei Volci, von der



Fig. 760. Brücke bei Volci.



Fig. 761. Ponte de' Quattro Capi zu Rom.

Fig. 760 eine Abbildung giebt, und bei der sich zu dem einen Hauptbogen noch zwei kleinere, sogenannte Landbogen gesellen. Wir werden dieses Bauwerk noch einmal zu erwähnen haben, da mittelst desselben, ausser der Strasse, zugleich noch eine Wasserleitung über den Fluss geführt wird, von welcher Denkmälergattung wir weiter unten handeln werden.

Zwei Hauptbogen zeigt die unter Fig. 761 dargestellte, 170 m lange und 6,50 m breite Brücke, die unter dem Namen *Ponte de' Quattro Capi* (wegen der beiden an dem Geländer oberhalb der Brückenköpfe angebrachten Hermensäulen des Janus quadrifrons so genannt) noch jetzt zu Rom erhalten ist; nach den auf ihr befindlichen Inschriften wurde sie im Jahre 62 v. Chr. von L. Fabricius als *curator viarum* errichtet und ihre Haltbarkeit durch die Konsuln

Q. Lepidus und M. Lollius im Jahre 21 v. Chr. untersucht und bestätigt. Sie dient zur Verbindung der Stadt mit der Tiberinsel und besteht aus zwei Bogen, die von einem in der Mitte des Flusses befindlichen, auf starken Fundamenten errichteten Pfeiler nach den beiderseitigen Ufern sich in schön geschwungenen Linien wölben. Oberhalb der Basis des Pfeilers, dessen dem Strom zugekehrte



Fig. 762. Brücke des Augustus in Rimini.

Seite zugespitzt erscheint, ist der Körper des Mauerwerkes zwischen den beiden Bogen durch einen dritten schmaleren Bogen durchbrochen, der dem Bau, ohne seiner Festigkeit Abbruch zu thun, den Charakter einer grösseren Leichtigkeit

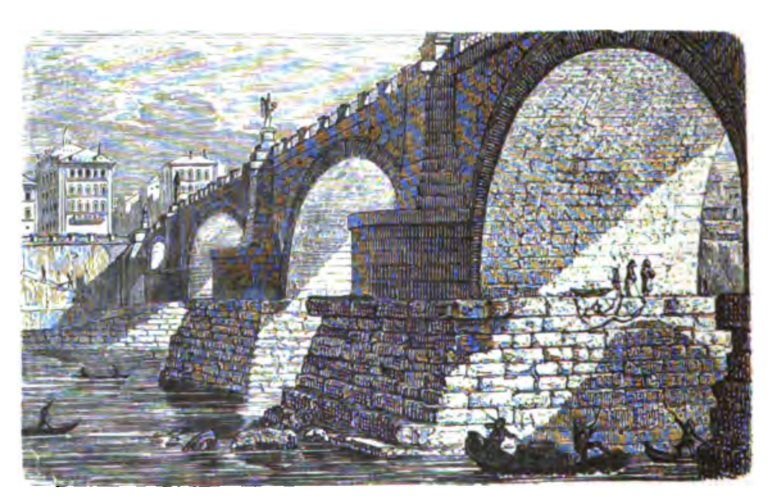


Fig. 763. Ponte S. Angelo.

verleiht. Auch schliessen sich der Brücke zwei seitliche kleinere Bogen an, die indes nur der grösseren Festigkeit wegen angeordnet und mit Erde ausgefüllt sind. Eine Brücke von fünf Bogen, die ziemlich wohlerhalten aus dem Altertum auf uns gekommen ist, ist die unter Fig. 762 abgebildete von Augustus in Rimini (Ariminum) erbaute.

Zu den vollendetsten Erzeugnissen des römischen Brückenbaues gehört endlich der grossartige *Pons Aelius*, den der Kaiser Hadrian über den Tiber führte, um den Zugang zu seinem Grabmal zu ermöglichen. Das letztere wird

weiter unten eine ausführlichere Besprechung finden. Die Brücke überschreitet das eigentliche Flussbett mit drei im Halbkreis gewölbten Bogen, denen sich rechts und links noch mehrere, nach dem Ufer zu kleiner werdende Bogenöffnungen anschliessen, so dass die ganze Brücke aus acht Bogen bestand. Sie ist noch heut wohlerhalten und unter dem Namen *ponte S. Angelo* als die schönste der römischen Brücken bekannt. Die 1892 gelegentlich der Tiberregulierung an der Brücke vorgenommenen Ausgrabungen haben erkennen lassen, dass der in den früheren Auflagen gegebene Aufriss nicht ganz richtig ist. Die Brücke war, abgesehen von dem Füllmaterial der Bogen, ganz aus Travertinquadern erbaut, die durch Eisenklammern und Bleiverguss zusammengehalten wurden. Zwei Bogen waren unter der modernen linken Rampe und dem sich anschliessenden Platze verborgen geblieben. Die drei mittleren, den eigentlichen Fluss überbrückenden Bogen (Fig. 763) waren oben ganz horizontal, die beiden andern Teile dagegen stark geneigt (15 pCt.), so dass man erkennt, wie tief beide Ufer ehemals lagen und wie leicht Ueberschwemmungen eintreten mussten. Die Brücke ist 10,95 m breit, davon sind 4,75 m für den Fahrweg und 6,20 m für die Fusssteige gerechnet. Während diese aus Travertinblöcken bestanden, war der Fahrweg mit Basaltblöcken gepflastert. Auch von der antiken Brustwehr ist auf der rechten Seite ein Stück zum Vorschein gekommen.

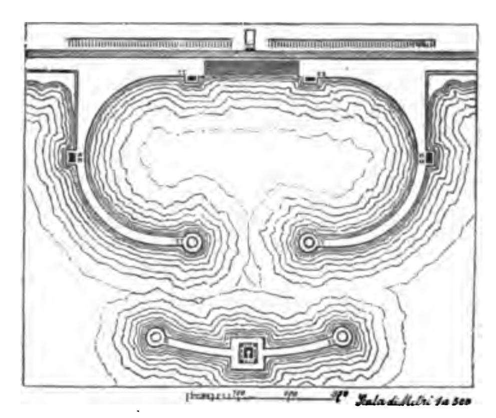


Fig. 764. Trajans Hafen bei Centum cellae.

Waren schon die bisher betrachteten Bauten durch die Mächtigkeit ihrer Grössenverhältnisse, wie durch die Kühnheit des dabei angewendeten Verfahrens der höchsten Aufmerksamkeit und Bewunderung wert, so steigern sich diese zu einem noch höheren Grade bei den Anlagen, welche die Bewältigung des Meeres und die Gründung sicherer Häfen oder die Leitung grösserer Wassermassen zum Zweck haben. „Auch bei den Griechen und Römern“, sagt Hirt (Lehre von den Gebäuden S. 367), „zeigen sich der Hafenbau, die Ablässe und die Wasserleitungen in einem Umfang und einer Grösse, dass nicht leicht ein anderer Bau damit in Vergleich kommt, wenn man den Umfang der dabei verwendeten Unkosten in Betracht zieht. Selbst der ungeheure Aufwand in dem goldenen Hause des Nero verschwindet gegen den Hafenbau von Ostia, den Ablass des fucinischen Sees und die beiden grossen Wasserleitungen, die *Aqua Claudia* und die *Anio nova:* alles Werke des Claudius. Mit Recht sind die Alten in jener Gattung von Bauführungen unübertreffbar zu nennen; und doch scheint es, dass sie in den Werken des Wasserbaues sich selbst noch übertroffen haben.“ Was zunächst die Hafenanlagen betrifft, so haben wir solche schon bei den Griechen kennen gelernt (vergl. oben S. 181), und zwar

in einzelnen Fällen von grossem Umfange. Vergleichen wir nun aber mit diesen und ähnlichen Werken die Leistungen der Römer auf diesem Gebiete, so macht sich ein ähnlicher Unterschied geltend, wie schon bei den Wegeanlagen (S. 539) hervorgetreten ist. Hier wie dort lässt sich bei den Griechen ein Anschluss an die natürlichen Bedingungen des Bodens erkennen, denen sie sich fügten und denen sie ihre eigenen Arbeiten möglichst anzupassen suchten, während die Römer, ohne natürlich die günstigen Bedingungen einer bestimmten Oertlichkeit zu verschmähen, mit grösserer Selbständigkeit verfuhren, eigen-



Fig 765. Hafenbauten bei Ostia.

mächtiger in die Natur eingriffen und, was die Natur selbst versagte, mit gewaltiger Willenskraft zu schaffen wussten.

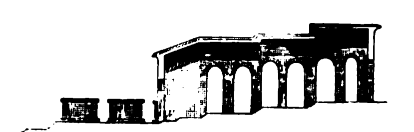
Während man sich z. B. in Griechenland, um bei den Hafenbauten stehen zu bleiben, in den meisten Fällen damit begnügte, die natürlichen Buchten und Vorsprünge des Ufers (an denen allerdings die griechischen Küsten viel reicher als die Italiens sind) zu benutzen, zu erweitern und durch Dammbauten zu schützen, standen die Römer nicht an, derartige Anlagen auch da zu unternehmen, wo die natürliche Küste als solche gar keinen Anhaltspunkt darbot. Waren keine Vorsprünge und keine Buchten vorhanden, so baute man Dämme und Mauern so weit ins Meer hinein, dass ein gesicherter Platz für die Schiffe entstand; ja es kam vor, dass mitten im Meere künstliche Inseln geschaffen wurden, um den Eingang eines ebenso künstlich hergestellten Hafens gegen

die Gewalt der Meeresfluten sicher zu stellen. Dies wird besonders von dem Hafen erwähnt, den Kaiser Trajan zu Centumcellae (dem heutigen Civitavecchia) anlegte und von dessen Fortschritten der jüngere Plinius (VI 31) während des Baues selbst einige Mitteilungen machte. Danach war man gleichzeitig mit dem Bau der beiden grossen in das Meer hineinragenden Molen damit beschäftigt, vor ihnen eine künstliche Insel zu schaffen. Auf flachen Schiffen wurden Lasten gewaltiger Steinblöcke herbeigeschafft und an der geeigneten Stelle ins Meer gestürzt. So bildete sich allmählich ein unerschütterlicher Steinwall unter der Oberfläche des Meeres, und schon war dieser, als Plinius schrieb, so weit gediehen, dass seine Höhe die Wasserfläche überragte und die Wogen sich daran brachen; eine Anlage, die mit kühner Herrschaft über die Naturkräfte die wohlerwogene Rücksicht auf den praktischen Nutzen verband. Die Restauration dieser Hafenanlagen nach Canina ist unter Fig. 764 im Grundriss dargestellt.



Fig. 766. Hafen von Ostia.

Doch war ähnliches, wenn auch nach anderem Verfahren, bereits früher versucht worden. Als der schon von Ancus Martius an der Tibermündung erbaute Hafen von Ostia am Ende der Republik gänzlich versandet war, wird bei der Verlegung des Hafens nach Porto die Gründung einer solchen Insel erwähnt. Diese lag ebenfalls als Schutz und Wogenbrecher vor dem Eingange des Hafens, der sich durch grosse Molenbauten weit ins Meer hinein erstreckte, und trug einen Leuchtturm, der an Grösse dem berühmten Pharus im Hafen zu Alexandria nicht nachgestanden haben soll. Zu ihrer Herstellung wurden nicht bloss rohe Steine in das Meer versenkt, sondern Kaiser Claudius, der auf Bauten dieser Art besondere Sorge gerichtet zu haben scheint, liess auf einem Schiffe von gewaltigen Grössenverhältnissen (es war dasselbe, auf dem Caligula den vatikanischen Obelisken nach Italien hatte schaffen lassen, und das von den Römern als das grösste aller Schiffe betrachtet wurde, die je das Meer befahren hatten) drei Pfeiler von Turmeshöhe aus Kalk und Mörtel von Puzzuolanerde aufbauen, diese wurden an dem dazu bestimmten Orte mit dem Schiffe zusammen ins Meer gesenkt, um den Kern der Insel zu bilden, da die Puzzuolanerde durch Hinzutritt des Wassers eine unzerstörbare Festigkeit erlangt. Im Uebrigen aber wich dieser Hafenbau, als dessen Veranlassung eine aus Mangel an Getreidezufuhr entstandene Hungersnot angegeben wird, von dem trajanischen zu Centumcellae sehr wesentlich ab. Er bestand ausser jenem ins Meer hineingebauten Aussenhafen des Kaisers Claudius aus einem grossartigen Bassin, das später auf Geheiss Trajans auf dem festen Lande ausgegraben und mit dem Meere verbunden wurde. So wurde auf dem Meere ein festes Land, auf dem Lande ein See geschaffen, der durch starke Quadermauern eingefasst war und


Fig. 767. Emporium in Rom.

sowohl mit dem Aussenhafen durch künstliche Kanäle, als auch mit dem offenen Meere durch den wohlregulierten und fest eingedämmten Tiberstrom in Verbindung stand. Eine Restauration, die Canina nach den an Ort und Stelle erhaltenen Ueberresten entworfen hat, ist unter Fig. 765 (Massstab = 1000 m) dargestellt. Wir bemerken hierbei, dass die Ruinen des Claudischen Hafens durch die Anschwemmungen des Flusses gegenwärtig drei Miglien vom Meere landeinwärts gerückt sind. Aus den Ruinen ersieht man, in welcher Weise das innere, sechseckige Hafenbecken mit den zur Aufbewahrung des Getreides und anderer Handelsartikel erforderlichen Magazinen umgeben war. Diese Anordnung ergiebt sich auch aus der unter Fig. 766 dargestellten Münze, die während des fünften Konsulates des Kaisers Trajan (103 n. Chr.) geschlagen ist und eine deutliche Ansicht des mit Gebäuden umgebenen Binnenhafens gewährt. Von der Anlage derartiger Magazine, die nicht allein jede Hafenstadt, sondern auch jeder Flusshafen einer grösseren belebten Stadt erforderte, gewähren uns die Reste des Emporium in Rom, das im Jahre 193 v. Chr. von den Aedilen



Fig. 768. Rampe am Tiberquai.



Fig. 769. Römische Hafenbauten.

M. Aemilius Lepidus und L. Aemilius Paullus zwischen dem Abhang des Aventin und dem linken Tiberufer erbaut worden war, eine freilich nur mangelhafte Anschauung. Es war dies ein oblonger, überwölbter Bau mit schlanken Bogenöffnungen in seinen Umfangsmauern (vergl. den nach Piranesi mitgeteilten Durchschnitt Fig. 767), bestimmt zu Lagerräumen für die ein- und auszuladenden Handelsartikel, hier wahrscheinlich für Getreide und Oel. Eine mehrere Meter hohe Mauer, unterbrochen von Durchgängen und schrägen Rampen, trennte diese Lagerräume von einem aus Travertin erbauten und im Jahre 1867 freigelegten Quai, an dem die Schiffe unmittelbar anlegten. Auch östlich davon sind neuerdings zahlreiche Magazine, *Horrea*, zum Vorschein gekommen. Auch die zum Ausladen der Schiffe bestimmten Rampen samt den

vorspringenden Ringen, die zur Festlegung der Schiffe dienten, sind neuerdings bei den zur Tiberregulierung nötigen Arbeiten noch wohlerhalten vorgefunden worden (Fig. 768). Vergl. noch oben Fig. 604 (Relief Torlonia), bei dem die Ringe zum Anlegen der Schiffe deutlich sichtbar sind. — Mehr stromaufwärts wurden in der am Tiber laufenden Uferstrasse „*Marmorata*“ mehrere Meter tief unter den sie bedeckenden Schuttmassen gewaltige Lager meistenteils roh behauener Marmorblöcke entdeckt, die dorthin in der Zeit von Nero bis Marcus Aurelius aus den berühmten kaiserlichen Marmorbrüchen des Reichs zur architektonischen Ausschmückung Roms transportiert worden waren, und

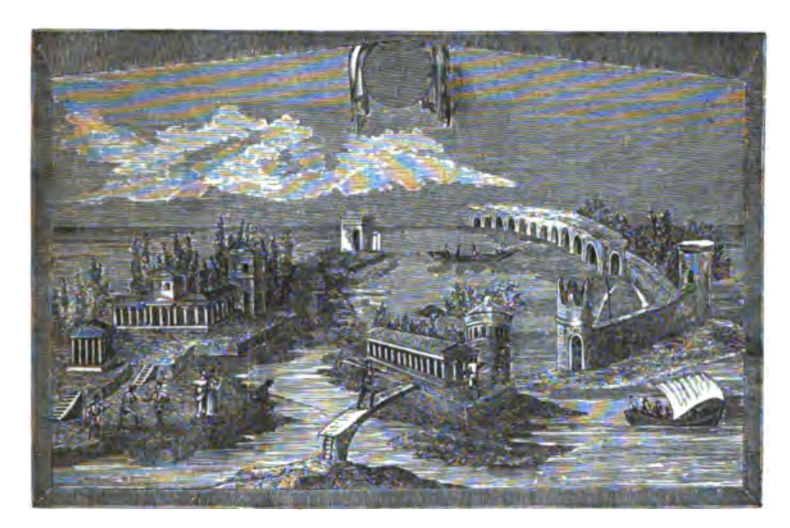


Fig. 770. Hafenbauten, pompejanisches Wandgemälde.

ganz neuerdings ist unweit des Pons Aelius ein weit in das Tiberbett eingebauter zum Löschen der Marmorblöcke dienender Molo blossgelegt worden (Röm. Mitt. VII S. 325), der auf einem breiten Unterbau ruht. Die zum Schutze des letzteren dienenden in das Flussbett eingetriebenen Palissaden bestehen aus kräftigen mit eisernen Schuhen versehenen Tannenstämmen.

Wir glauben diese Bemerkungen über den römischen Hafenbau nicht besser beschliessen zu können, als indem wir auf das unter Fig. 769 abgebildete Sarkophagrelief hinweisen, auf dem ein Hafen mit Magazinen, Leuchtfeuern u.s.w. zur Darstellung gebracht ist. Vergl. dazu das oben unter Fig. 604 abgebildete sogenannte Torloniarelief. Malerische Ansichten von Häfen finden sich übrigens auch zahlreich unter den Wandgemälden Pompejis; von einer solchen giebt Fig. 770 eine Abbildung. Turmgekrönte Mauern schliessen den Hafen zur Sicherheit ab; Gebäude zur Aufnahme von Waren umgeben ihn, eine Brücke verbindet ihn mit dem festen Lande. Auch der Reiz architektonischer Dekoration fehlt nicht, indem auf einer an den einen Hafendamm sich anschliessenden Insel Tempel und säulengezierte Wohnhäuser sich erheben, beide auf künstlichen Terrassen errichtet, zu denen Treppen emporführen, und von Baum-

gruppen malerisch umgeben. Am bemerkenswertesten und für die Kenntnis des römischen Hafenbaues am wichtigsten aber ist der auf der rechten Seite des Bildes ins Meer hinausragende Hafendamm, der eine grossartige Anwendung des Gewölbebaues in einer Reihe von vertieften Arkaden bekundet, deren Oeffnungen entweder zum Auffangen der angeschwemmten Unreinlichkeiten oder zur Aufnahme kleinerer Schiffe gedient haben mögen.

Die Wasserleitungen.

Nach den Anlagen, die bestimmt waren, dem Meere eine gesicherte und gastliche Stätte abzugewinnen, haben wir uns zu den Bauten zu wenden, die durch Bewältigung der Gewässer des Festlandes dem Nutzen und der Wohlfahrt der Menschen zu dienen hatten und die, wenn schon äusserlich nicht von so gewaltigem Eindruck wie die Hafenbauten, zu ihrer Ausführung doch nicht geringere Einsicht, Kraft und Mittel in Anspruch nahmen und der staatlichen Gemeinschaft einen nicht minder grossen Segen zuführten. Es handelt sich hier zunächst um solche Werke, die dazu bestimmt waren, gewisse Landstriche durch Entfernung der übermässigen Feuchtigkeit des Bodens zu gesunden Wohnstätten umzugestalten oder für den Anbau zu gewinnen. Wie Grosses in dieser Beziehung geleistet worden ist, geht aus der Urbarmachung der pontinischen Sümpfe, der Niederungen des Po u. s. w. hervor, wo durch Kanäle, Gräben und Wasserabzüge aller Art ein feuchtes und sumpfiges Terrain in fruchtbaren Boden verwandelt wurde. Ein ähnliches in mancher Beziehung noch viel schwierigeres Werk bietet die Stadt Rom selbst dar. Auf unebenem Terrain belegen, von verschiedenen Hügeln gebildet und von einem Flusse durchströmt, musste die Stadt notwendig an der Anhäufung von Feuchtigkeit und daraus hervorgehender, der Gesundheit schädlicher Versumpfung des Bodens in den niedriger belegenen Teilen zu leiden haben. Sollte hier ein gesunder Aufenthaltsort für eine grössere Menschenmenge geschaffen werden, so kam es vor allem darauf an, jenem Uebelstande ein Ende zu machen. Dies ist nun durch ein System unterirdischer Kanäle bewirkt worden, das eben so sehr durch seine künstliche Berechnung als durch die Grösse der in Bewegung gesetzten Mittel in Erstaunen setzt, und das den oben bezeichneten segensreichen Zweck noch heute, nach Verlauf von etwa zwei und einem halben Jahrtausend, in bewunderungswürdiger Weise erfüllt. Der Grundgedanke war der, die sumpfigen Niederungen mit einem Netze von Kanälen zu durchziehen, die letzteren in zweckmässige Verbindung mit einander zu setzen und die so angesammelte Wassermasse, der sich die Unreinlichkeiten der Stadt beigesellten, in einen gemeinsamen Hauptkanal zu leiten, der sie schliesslich dem Tiber selbst zuzuführen hatte. Dieser unter dem Namen der *Cloaca maxima* bekannte Hauptkanal, der dazu bestimmt war, die Wasser der vom kapitolinischen und palatinischen Hügel im Velabrum sich sammelnden Quellen in den Tiber abzuleiten, und dessen unweit des oben S. 508 abgebildeten Rundtempels gelegene Mündung in den Fluss

Fig. 771 darstellt, ist in einer Länge von 320 m erhalten und dient noch heute seinem ursprünglichen Zweck. Ein Tonnengewölbe von massiven Tuffquadern, in das in Zwischenräumen von je 3,50 m ein Bogen von Travertin gezogen ist, deckt den etwa 6 m breiten Kanal; seine ursprüngliche Höhe betrug 3,60 m, doch haben sich, trotz wiederholter Räumungen, Schlamm und Schutt so hoch in ihm angesammelt, dass seine gegenwärtige Höhe nur noch 2 m misst. Der Anfang des Cloakenbaues überhaupt, und speziell der der *Cloaca maxima* wird übereinstimmend bereits den drei letzten Königen zugeschrieben. Der Grossartigkeit der ganzen Unternehmung geschieht kein Abbruch, wenn sich auch die neuerdings ausgesprochene Ansicht bestätigen sollte, dass die Anlagen nicht von vorn herein unterirdisch gewesen sind, sondern dass man natürliche Wasserläufe benutzt, eingedämmt und allmählich überwölbt hat. Zu dem ursprünglichen System traten mit der wachsenden Ausdehnung der Stadt Erweiterungen hinzu, auch bedurften die Kanäle, wegen der leicht eintretenden Verstopfung, häufiger Reinigungen und Ergänzungen, von denen mehrere äusserst kostspielige von den Schriftstellern erwähnt werden. Eine der späteren Erweiterungen wird dem Freunde des Kaisers Augustus, M. Agrippa, zugeschrieben. Dieser scheint unter dem Marsfelde ein neues System von Kanälen angelegt zu haben, deren einer noch jetzt unter dem Fussboden des Pantheon hinweggeht.

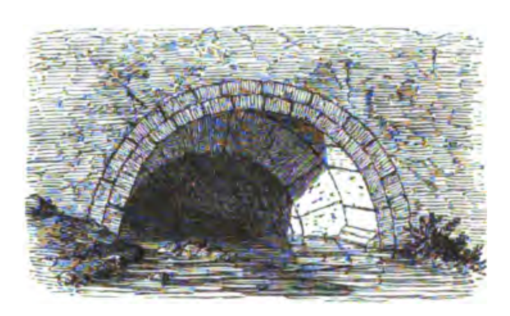


Fig. 771. Mündung der Cloaca maxima.

Von nicht geringerer Bedeutung sind die Unternehmungen, die zum Zweck hatten, die überflüssige Wassermenge von Seen zu entfernen, um dadurch entweder zerstörenden Ueberschwemmungen vorzubeugen oder neuen Platz für den Anbau des Landes zu gewinnen. Auch solcher Unternehmungen wird schon in den früheren Zeiten gedacht. Sie wurden durch Ablässe (*emissaria*) bewirkt, die entweder offen oder bedeckt das Wasser der Seen auf ein niedriger gelegenes Terrain leiteten. Dabei lag die grösste Schwierigkeit natürlich darin, die Kanäle oder Abzüge unter der Erde und nicht selten durch das feste Gestein grösserer Bergmassen hindurchzuführen. Dies war schon bei der Ableitung des albanischen Sees der Fall, die Livius (V 15 ff.) mit der Geschichte der Eroberung von Veji durch M. Furius Camillus (396 n. Chr.) in Verbindung setzt, und die noch heutzutage diesem Zwecke dient. Von dem hoch gelegenen, den einstmaligen Krater des albanischen Vulkans füllenden See ward das Wasser, das durch seine periodischen Ueberschwemmungen gefährlich war, vermittelst eines mehrere tausend Fuss durch den Felsen getriebenen Stollens abgeleitet und nach der Vorschrift des delphischen Orakels nicht unmittelbar dem Meere zugeführt, sondern auf die umliegenden Ländereien verteilt, zu deren Bewässerung und Befruchtung es

dient. — In ähnlicher Weise, jedoch durch einen offenen Kanal, wurde die Regulierung des Velino im Sabinerlande durch M. Curius Dentatus (290 v. Chr.) bewirkt und dadurch die Gegend um Reate zu einem der fruchtbarsten und blühendsten Landstriche gemacht. Auch dieses Werk ist noch jetzt erhalten und, nachdem zu verschiedenen Zeiten den ursprünglich damit verbundenen Uebelständen abgeholfen worden, von grossem Nutzen für den Anbau des Bodens.

Das grösste Werk der Art aber war die Ableitung des *lacus Fucinus* im Lande der Marsen, die von den Anwohnern wegen der gefährlichen Ueberschwemmungen schon seit alten Zeiten gewünscht, von Julius Caesar beabsichtigt, aber erst von dem Kaiser Claudius ausgeführt wurde. Es galt dabei, einmal durch Entwässerung des Sees den fiebererzeugenden Ueberschwemmungen entgegenzuwirken, dann aber wenigstens einen Teil des Seebeckens für den Anbau zu gewinnen. Dieser Zweck wurde durch einen nach den Angaben der alten Schriftsteller 3000 Passus (etwa 5 km) langen Stollen erreicht, der bei 3½—4 m Höhe eine Breite von 3 m hat und vom See durch den nördlich aus-

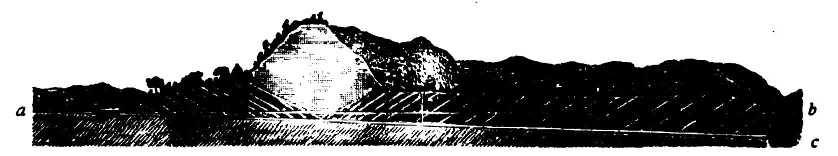


Fig. 772. Der Emissar des Lacus Fucinus.

laufenden Kreiderücken der Costa Leonardo bis zum Flusse Liris, jetzt Garigliano, geführt wurde, in den er vermittelst eines über 20 m hohen Thores in das 13 m tiefer liegende Flussbett mündet. Der unter Fig. 772 mitgeteilte Durchschnitt zeigt den Stollen (*a c*) in seiner ganzen Länge, während die Linie *a b* horizontal gezogen ist, um die starke Neigung des Kanals zu veranschaulichen. Die vertikalen und schrägen Linien zeigen die Schachte und Stollen an, die von der Erdoberfläche bis auf den Kanal geführt sind, erstere für die Hinaufschaffung des ausgearbeiteten Gesteins, letztere für den Verkehr der Arbeiter bestimmt, deren 30,000 elf Jahre lang an dem Werke beschäftigt gewesen sein sollen. Vielleicht stellt Fig. 773, ein am Fuciner See gefundenes Relief (zu dem auch Fig. 738 und 739 gehört), den Augenblick der Eröffnung des Emissars dar, wenigstens lassen die beiden Maschinen rechts oben kaum eine andere Erklärung zu, als dass durch die Drehung des Seils um den Stamm die Schützen, die das Wasser des Sees vom Eintritt in den Emissar abhalten, in die Höhe gezogen werden. Die beiden Schiffe, die hinten mit einer Enterbrücke versehen scheinen, würden dann auf den berühmten, bei der Eröffnung des Emissars angestellten Schiffskampf zu beziehen sein. In neuester Zeit hat der Fürst Torlonia die im Mittelalter unbrauchbar gewordene Leitung mit teilweiser Benutzung des antiken Emissars wieder hergestellt und gegen 15,000 ha des Sees trockengelegt und urbar gemacht.

Diesen Ableitungen überflüssiger oder schädlicher Wassermassen schliessen wir hier sogleich die Anlagen an, die umgekehrt das nutzbare Wasser dem

Gebrauch der Menschen zuzuführen hatten. Es sind dies die Wasserleitungen (***aquaeductus***), die an Schwierigkeit der Arbeit und Bedeutsamkeit der dazu erforderlichen Kräfte den eben besprochenen Emissaren nicht nachstehen, in der fein berechneten Anlage dagegen, sowie in der notwendigen ununterbrochenen Pflege und Ueberwachung erstere noch zu übertreffen scheinen.

War ein geeigneter Quell an einem hochliegenden Orte ausfindig gemacht, so musste das Wasser zunächst gesammelt und gegen störende Einflüsse von aussen geschützt werden. Hieraus entstand das Quellhaus, von dem wir schon bei den Griechen ein interessantes Beispiel angeführt haben (s. o. Fig. 181 u. 182) und von denen auch altertümliche Proben in Italien vorkommen. So z. B. das zu Tusculum entdeckte Quellhaus, das von Canina in seiner Beschreibung

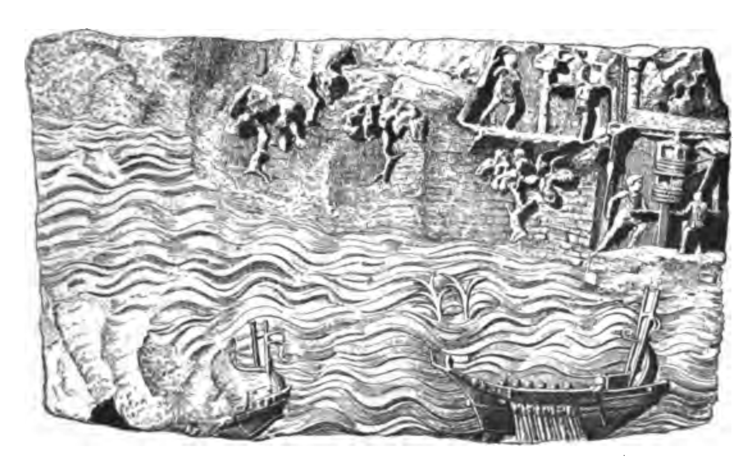


Fig. 773. Die Eröffnung des Emissars am Fucinersee.

von Tusculum bekannt gemacht worden ist. Es besteht aus einem oblongen, zum Sammeln des Wassers in verschiedene Abteilungen geteilten Raum, der durch allmähliche Ueberkragung der Steinschichten überdeckt ist. Wie von dem Quellhaus aus das Wasser den Städten zuzuführen war, das hing sowohl von dem zu Gebote stehenden Material, als auch von der Natur des Bodens ab. Die Leitung konnte unter der Erde angelegt werden, in welchem Falle sie entweder durch Röhren (*tubi, fistulae*) oder Kanäle weitergeführt wurde. Zu Röhrenleitungen wurde selten gebrannter Thon oder anderes Material, sondern meist Blei verwendet, das aus Platten zu Röhren zusammengebogen war, wie zahlreiche mit Stempeln von Städten oder städtischen oder kaiserlichen Beamten versehene in den Ruinen gefundene Röhren beweisen. Die Kanäle hingegen wurden, ähnlich den Emissaren, da wo der Boden felsig war, in den Stein getrieben, wo der Bau aus weicher Erde bestand, ausgegraben und ausgemauert. In beiden Fällen wurde dafür gesorgt, dass in gewissen Abständen Schachte und sonstige Oeffnungen dem Kanal Luft zuführten und so zur Erhaltung der Frische und Reinheit des Wassers beitrugen. Aehnliche Oeffnungen wurden auch da angebracht, wo der Kanal wegen der besonderen Beschaffenheit des

Bodens eine Senkung erlitt, die man mit dem Namen *venter* zu bezeichnen pflegte. Wo nämlich eine solche Ausbauchung stattfand, wurde ein senkrechter Schacht bis über die Erdoberfläche geführt, aus der er dann schornsteinartig hervortrat, so dass das Wasser in ihm wieder auf seine ursprüngliche Höhe emporsteigen konnte, um so ausser der Frische zugleich auch neue Fallkraft zu erhalten. Die Kosten solcher Wasserleitungen wurden, soweit diese öffentlichen Zwecken dienten, aus der Stadtkasse bestritten, während ihre Benutzung durch Haus- und Grundbesitzer, sowie durch Handwerker für ihren Privatgebrauch einer Steuer unterlag.

Waren die Kanäle dagegen über der Erde zu führen, so lag es nahe, sie von Mauern tragen zu lassen, wie dies unter Fig. 774 dargestellt ist. Solche Kanäle pflegten aus Hausteinen oder aus Ziegeln gebaut zu sein und waren im ersten Falle, wie unsere Darstellung zeigt, mit horizontalen Platten überdeckt, im andern überwölbt; in beiden Fällen aber waren die Wände mit einem wasserdichten Bewurf bekleidet, der aus Kalk und kleingeschlagenen Ziegelfragmenten statt des sonst gewöhnlichen Sandes bestand, und der selbst bei solchen Kanälen angewendet wurde, die durch Felsboden getrieben waren.



Fig. 774.
Römische Wasserleitung.

Da indes eine ununterbrochen das Land durchschneidende Mauer den Verkehr auf empfindliche Weise gehemmt haben würde, so wurde man auch hier wieder durch das Bedürfnis selbst auf die Anwendung des Bogens geführt, auf dem fast alle wesentlichen Fortschritte der römischen Baukunst beruhten. Mit Hülfe des Bogens und der Wölbung konnte die Mauer in eine Reihe von Pfeilern aufgelöst werden, deren Abstände gross genug waren, um dem Verkehr freien Spielraum zu lassen, oder wo es nötig war, selbst breiteren Strömen den Durchfluss zu gestatten. Als Beleg dafür führen wir hier die bereits oben unter Fig. 760 dargestellte Ueberwölbung des Fiorathales bei Volci an, die auf ihren teils schmaleren, teils breiteren Bogenöffnungen ausser einer Strasse zugleich auch eine Wasserleitung über den Fluss führt.

Nicht minder verdient auch die schon oben (Fig. 749) dargestellte Porta maggiore zu Rom hier wieder eine Erwähnung, weil sie zugleich einen Teil zweier der berühmtesten Wasserleitungen Roms ausmachte. Wir haben bereits oben S. 535 erwähnt, in welcher Weise über den Bogen des Thores das Wasser der *aqua Claudia* und der *Anio nova* in zwei gesonderten Kanälen zur Stadt geleitet wurde. Beide Leitungen waren im Jahre 38 n. Chr. von Caligula begonnen und 14 Jahre später durch Claudius zur Vollendung gebracht. Die erste von ihnen, an Güte der durch ihr Wasser berühmten *aqua Marcia**) vergleichbar, begann in der Nähe des 35. Meilensteines der *via Sublacensis* im Sabiner Gebirge und war aus zwei reichhaltigen Quellen geschöpft, ausser denen sie einen Teil der *aqua Marcia* aufnahm. Durch die wegen der Terrainbeschaffenheit nötigen Umwege hatte die ganze Leitung eine Länge von 45 römischen

*) Seit ihrer Wiederherstellung durch Pius IX., den 21. Juni 1870, Aqua Pia genannt.

Meilen, von denen 35 durch unterirdische Kanäle, 10 durch Oberbauten eingenommen waren. Die *Anio nova* war, wie schon der Name besagt, aus dem Flusse Anio entnommen und zur Unterscheidung von einer älteren Leitung (*Anio vetus*) so benannt. Die Leitung begann beim 62. Meilensteine derselben Strasse und nahm das Wasser nicht unmittelbar aus dem Flusse auf, sondern erst nach-

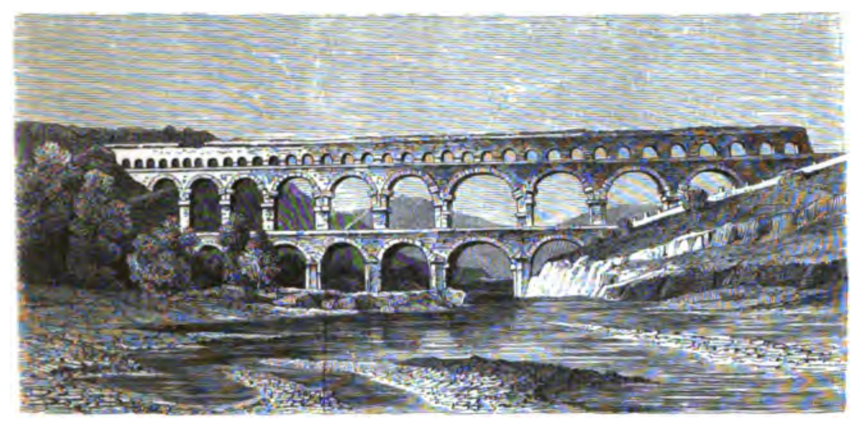


Fig. 775. Pont du Gard.

dem es zur Klärung und Reinigung in ein grosses Bassin geleitet war; am 38. Meilensteine wurde der Leitung das noch klarere Wasser eines Quells, des *rivus Herculaneus*, zugeführt. Ihre ganze Länge beträgt 62 römische Meilen, auf denen der Kanal teils über, teils unter der Erde geführt ist. Etwa 6 Meilen vor der Stadt vereinigen sich beide Leitungen, um auf einem gemeinsamen Bogengange ihrem Endpunkte zugeführt zu werden; der letztere erreicht an einigen Stellen eine Höhe von 34,20 m, so dass der Kanal der über der *aqua Claudia* fliessenden *Anio nova* als die höchste aller zu Rom befindlichen Wasserleitungen betrachtet wurde.



Fig. 776. Castell der Aqua Claudia.

Aber selbst die *Anio nova* wird an Höhe noch von einigen Wasserleitungen der Provinz übertroffen. In der Nähe des alten Nemausus, des heutigen Nîmes im südlichen Gallien, dessen schönen Tempel wir schon oben (S. 501) kennen gelernt haben, befindet sich eine Wasserleitung, die das Thal des Gardon überschreitet. Dieses noch wohlerhaltene, aus Bruchsteinquadern aufgeführte Bauwerk (Fig. 775), bekannt unter dem Namen „*Pont du Gard*“, bildete einen Teil einer 28 km langen Aquaeduktenreihe, welche die Bestimmung hatte, das Wasser der Quellen Eure und Airan nach Nemausus zu leiten. In drei Stockwerken, von denen das unterste von 6 Bogen zu je 12,99 m Breite, das mittlere von 11 Bogen von gleicher Höhe und Breite, das dritte von einer Arkadenreihe

von 35 Bogen von je 4,55 m Breite und 3,90 m Höhe gebildet wird, über der der eigentliche Kanal (1,20 m breit und 1,62 m hoch) liegt, überschreitet der Aquaedukt in einer Gesamthöhe von 59,12 m das Thal. Die Länge des untersten Stockwerkes beträgt 142,28, die des mittleren 242,33, die des obersten 261,15 m. Aehnlich sind die Anlagen der Aquaedukte von Segovia und Tarragona in Spanien. Ersterer besteht in einer Länge von 2400 cast. Fuss aus einer Reihe gewölbter Arkaden; da wo die Senkung des von ihnen durchschnittenen Thales am tiefsten ist, erheben sich die Arkaden in zwei Stockwerken bis zu einer

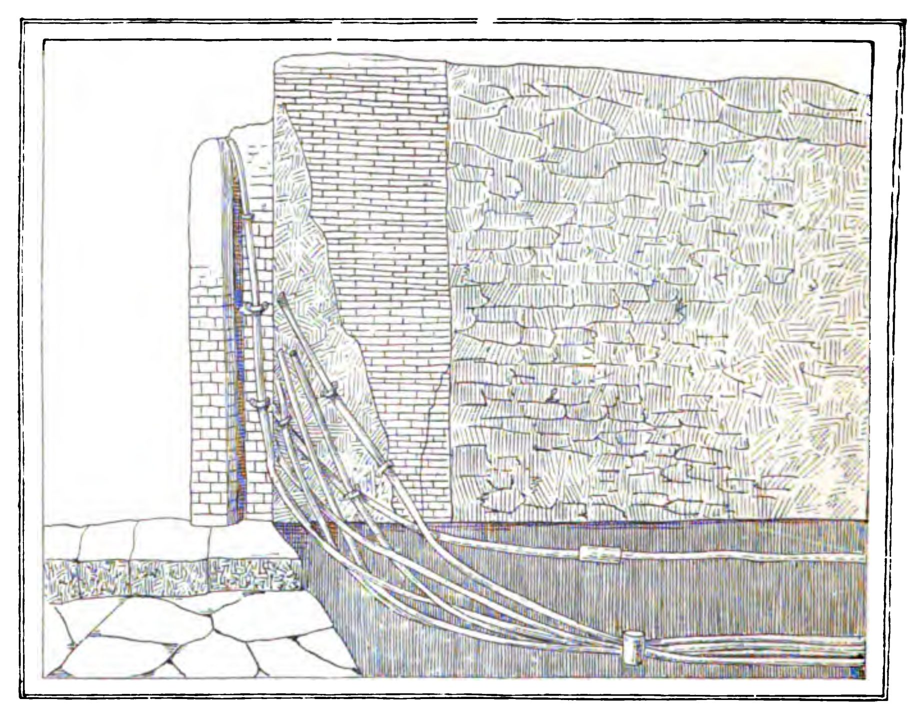


Fig. 777. Wasserzuführung in Pompeji.

Höhe von etwa 100 cast. Fuss und bieten ebenfalls bei grosser Festigkeit den Anblick von überraschender Leichtigkeit dar. Die Konstruktion des Werkes ist so vortrefflich, dass es sich bis auf die heutige Zeit sehr wohl erhalten hat. Der Aquaedukt von Tarragona ist 876 Fuss lang und 83 Fuss hoch.

Dies möge über die Anlage der eigentlichen Leitungen selbst genügen. Sollten diese aber ihren Zweck vollkommen erfüllen, so bedurfte es noch mancher Vorrichtungen, um das Wasser entweder geniessbar zu machen oder in diesem Zustande zu erhalten, während andere Anlagen wieder darauf berechnet waren, eine regelmässige Verteilung des Wassers zu ermöglichen. Zu den ersteren gehörten ausser den schon erwähnten Luftstollen der unterirdischen und den Luftlöchern der gemauerten Kanäle vor allem die sogenannten Kastelle oder Behälter zum Ansammeln und Reinigen des Wassers. So war gleich beim

Beginn der *Anio nova* ein grosser Schlammbehälter (*piscina limaria*) angelegt, in dem das dem Fluss entnommene Wasser durch Absonderung der festen und unreinen Teile sich klären konnte. So musste bei der *aqua virgo* das Wasser verschiedener Quellen erst in besonderen Behältern gesammelt werden, ehe es in den gemeinsamen Kanal geführt werden konnte.

Aber auch noch zu verschiedenen anderen Zwecken dienten diese Kastelle (Fig. 776 giebt die Ansicht eines Kastells der *aqua Claudia*), die sich in gewissen Abständen, nach Vitruv von 24,000 Fuss, und zwar namentlich bei solchen Wasserleitungen wiederholten, die hoch über der Erde geführt waren. Sie waren erforderlich, um gewisse Ruhepunkte zur Klärung des Wassers oder zu dessen Abgabe an die Landbewohner zu gewinnen, sowie sie andererseits bei etwaigen Stockungen der Leitung die Auffindung der schadhaften Stellen sehr wesentlich erleichtern mussten. Die grösste Sorgfalt erforderten natürlich die Endkastelle, in denen die Verteilung des Wassers für die verschiedenen Zwecke der Stadt vorgenommen wurde. Nach Vitruv scheint die verfügbare Wassermenge der einzelnen Leitungen in drei Teile geteilt worden zu sein, deren einer zur Speisung der öffentlichen Brunnen, der zweite für die Thermen, der dritte endlich für den Privatgebrauch bestimmt war. Dieser dreifachen Bestimmung entsprachen drei grosse Behälter, von denen jeder durch eine besondere Röhre gespeist wurde, während er durch andere Röhren das Wasser seiner besonderen Verwendung zuführte. Rechnet man dazu, dass die Leitungen nicht blos der einen Region der Stadt, in der sie mündeten, zugute kommen sollten, sondern auf mehrere Regionen verteilt wurden, und dass es somit einer entsprechenden Zahl von Kastellen zweiter Grösse bedurfte, so ergiebt sich, dass hier ein System von Kanälen und Kastellbauten (es werden deren 247 gezählt) vorliegt, das als musterhaft bezeichnet werden darf, und deren Anlage und beständige Erhaltung einen Beweis für den ausgezeichneten praktischen Sinn der Römer abgiebt. Ausser dem unberechenbaren Nutzen dieser Wasserfülle für den Gebrauch des Lebens wurde aber der Stadt dadurch die Zierde zahlreicher öffentlicher Brunnen ermöglicht (dem M. Agrippa allein wird die Einrichtung von 105 Springbrunnen in Rom zugeschrieben), und auf der rastlosen Betriebsamkeit jener Zeiten ist es begründet, dass Rom noch heute den Ruhm hat, die wasser- und brunnenreichste aller Städte zu sein. Als kleinere Kastelle dienten übrigens vielfach Pfeiler aus Ziegelsteinen, z. B. in Pompeji an der Ecke der Stabianer- und Abbondanzastrasse. Solche Kastelle sind in Palermo noch heute in Gebrauch. In welcher Weise aus solchem Kastell das

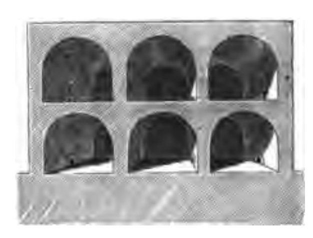


Fig. 778. Piscina zu Fermo.



Fig. 779. Piscina mirabilis.

Wasser in die einzelnen Häuser verteilt wurde, lässt Fig. 777 (aus Pompeji) deutlich erkennen.

Wir beschliessen diese Darstellung der Aquaedukte mit der Bemerkung, dass die oben erwähnten *piscinae* auch in grösserem Massstabe angelegt werden konnten, um als eigentliche Wasserreservoirs zu dienen. Da es auch hier darauf ankam, das Wasser rein und kühl zu erhalten, so begnügte man sich nicht mit offenen Bassins, sondern überdeckte sie, wozu dann wieder die Kunst der Wölbung ein sehr geeignetes Mittel darbot. Mit ihrer Hülfe konnten derartige Anlagen in einer Grösse unternommen werden, die in ihren Ueberresten noch heute unser Staunen erregen. Als Beispiel möge zunächst der unter Fig. 778 mitgeteilte Durchschnitt einer Piscina zu Fermo (*Firmum Picenum*) dienen, die in zwei Stockwerken übereinander je drei weite und langgestreckte Räume zeigt, die untereinander durch kleinere Oeffnungen zusammenhängen und durch sogenannte Tonnengewölbe überdeckt sind. Fig. 779 dagegen stellt das grosse Reservoir dar, das unter dem Namen der *piscina mirabilis* bekannt, noch heute in der Nähe von Baiae erhalten ist. Sie nimmt einen Flächenraum von 57 m Länge und 20 m Breite ein und ist durch Gewölbe überdeckt, die von 48 freistehenden, sehr schlanken Pfeilern getragen werden und zum Teil von Luftlöchern durchbrochen sind. Zwei Treppen von je 40 Stufen führen auf den Boden des Reservoirs, in dessen Mitte sich eine erhebliche Vertiefung zur Aufnahme des sich absetzenden Schlammes befindet. Wände und Pfeiler sind mit einem ungemein harten Stuckbewurf bekleidet, dessen Festigkeit selbst den Angriffen des Eisens widerstehen soll.

Das Haus.

Dass wir über das römische Haus genauer als über das griechische unterrichtet sind, verdanken wir dem Umstande, dass ein Ausbruch des Vesuv im Jahre 79 n. Chr. die am Fusse desselben belegenen Städte Pompeji, Stabiae und Herculaneum überschüttet hat. Während aber Herculaneum durch einen Schlammstrom heimgesucht wurde, der nach seiner Erstarrung zu festem Gestein nur mühselig bearbeitet werden kann, wurde Pompeji nur durch einen Lapilli- und Aschenregen überdeckt, der zwar mächtig genug war, um alles Leben zu ertöten und die Stadt vollkommen einzuhüllen, der es indes möglich machte, durch Abtragung der inzwischen auf jener Stätte gebildeten Humusschicht und der die Gebäude bedeckenden und erfüllenden Asche und Lapilli die Häuser, soweit sie nicht durch Brand beschädigt waren, in ihrem ursprünglichen Zustande blosszulegen. So ist uns das Bild einer Provinzialstadt erhalten, die, obschon ihrer Gründung nach wahrscheinlich oskisch-samnitisch, ihrer weiteren Entwickelung nach griechisch, doch vermöge ihrer langen Zugehörigkeit zum römischen Reiche in ihrer gegenwärtig vorliegenden Gestalt als eine wesentlich römische betrachtet werden darf, so dass uns auch die Wohnhäuser als Belege des mit griechischen Elementen durchzogenen römischen Privatbaues gelten können, von dem uns sonst fast alle Ueberreste versagt sind.

Danach zerfällt das römische Haus der geschichtlichen Zeit in drei Hauptteile: in einen vorderen, teilweise verdeckten Raum, *atrium*, in einen mittleren, ganz bedeckten, *tablinum*, und in einen an dieses sich anschliessenden, mit Säulen umgebenen offenen Hof, *peristylium*. Unter diesen drei Haupträumen, die mit wenigen Ausnahmen in dieser Anordnung regelmässig wiederkehren, und um die sich mannigfaltige kleinere Zimmer und Gemächer in verschiedener Weise gruppieren können, scheint der ältere, auf ursprünglicher italischer Sitte beruhende das Atrium zu sein, worauf sowohl die von dem griechischen Hause, soweit uns dasselbe bekannt ist, durchaus abweichende Anlage, als auch, wie wir sogleich sehen werden, der Name hindeutet.

Das Atrium besteht aus einem viereckigen Raume, dessen Dach, nach allen vier Seiten nach innen abfallend, in der Mitte eine viereckige Oeffnung freiliess. Das Dach ruhte in diesem Falle auf zwei langen Durchzugsbalken (*trabes*), die durch Zwischenbalken (*interpensiva*) verbunden waren. In dieser einfachsten Form wird das Atrium *tuscanicum* genannt, indem man es von den Etruskern herleitete, denen man fast alle Einrichtungen zu verdanken glaubte. Wurden an den vier Ecken des *compluvium* Säulen als Stützen verwendet, dann hiess es *a. testrastylum*, wurden zahlreichere Säulen untergelegt *a. corinthiacum*. Den Namen *atrium* führte es wohl als der vom Rauch geschwärzte Raum, indem hier der Herd des Hauses stand, also ähnlich wie im Griechischen das *μέλαθρον* von *μέλας*, schwarz. Demnach würde das Atrium der durch den Herd bezeichnete Hauptraum des italischen Hauses sein, oder mit anderen Worten, das Atrium mit den sich daran unmittelbar anschliessenden Räumen war ursprünglich das italische Haus selbst.



Fig. 780.
Aschenurne in Hausform.

So heisst in der Sacralsprache, welche die ältesten Vorstellungen am treuesten bewahrte und die ursprünglichen Bezeichnungen am längsten festhielt, die Wohnung des Königs Numa *atrium regium*, das königliche Haus, eine Benennung, neben der auch das *atrium Vestae* angeführt zu werden verdient, der Palast der Vestalinnen neben dem Tempel der Vesta, dem gemeinsamen Herde des römischen Staates. Auch ein Rechtsgebrauch, der gewiss auf uralte Zeit zurückgeführt werden muss, deutet darauf hin, dass das Atrium eine auf altem Gebrauch beruhende Anlage war. In dem Wesen des Atrium lag nämlich, wie wir sahen, das durchbrochene Dach oder die durchbrochene Decke, deren Oeffnung zum Abzuge des Rauches bestimmt war und die, weil sie auch dem Regen freien Durchlass gewährte, *compluvium* genannt wurde, während der unmittelbar darunter liegende, etwas vertiefte Teil des Fussbodens *impluvium* hiess; beide Benennungen werden aber häufig mit einander verwechselt. Nun gab es einen alten Rechtssatz, dass, wenn ein Gefesselter das Haus des *Flamen dialis* beträte, seine Fesseln gelöst und durch das Impluvium über das Dach auf die Strasse geworfen werden sollten, woraus bei der Zähigkeit römischer Rechtsbestimmungen, namentlich wenn sie dem Sacralrecht angehörten, mit

grosser Wahrscheinlichkeit hervorgeht, dass das Impluvium und somit auch das Atrium, dessen wesentliche Gestaltung es bedingt, notwendig mit zum ursprünglichen Hause selbst gehört haben.

Versetzt man sich nun in die Einfachheit der früheren Zeiten der römischen Geschichte zurück, so wird man kaum bezweifeln, dass in dem Atrium das dem römischen zum Vorbilde dienende altitalische Haus selbst gegeben sei. Das Atrium war für das römisch-italische Haus, was der offene von Säulen umgebene Hof für das griechische war, der Ausgangspunkt, der seiner ganzen späteren Entwickelung zu Grunde lag und, als diese Entwickelung vollzogen war, immer noch als wesentlicher Hauptteil galt. So hat man denn auch das altrömische Haus auf diese einfache Weise zu rekonstruieren gesucht (vergl. Marini zum Vitruv c. III. Fig. 2), und es würde sich, wenn auch nicht als sicherer Beweis, doch als ein nicht unwichtiger Anhaltspunkt für diese Ansicht eine altetruskische Aschenkiste anführen lassen (Fig. 780), die zu Poggio Gajello aufgefunden ist. Es hat dem Bildner derselben offenbar das Vorbild eines Hauses vorgeschwebt, wie derartige Nachbildungen von Häusern in den Aschengefässen überhaupt nicht selten sind. Man erkennt das weit vorspringende Dach, das von Vitruv auch an den altetruskischen Tempeln hervorgehoben wird, man erkennt die Eingangsthüren, man erkennt schliesslich auch das Impluvium, das durch eine Vertiefung in dem erhöhten mittleren Teile des Hauses angedeutet ist, so dass, wenn diese Bemerkungen richtig sind, das Haus, das hier zum Vorbilde gedient hat, in der That nur aus einem Atrium bestanden haben würde, dem vielleicht kleinere, schmalere Räume rings umher sich angeschlossen haben mögen.

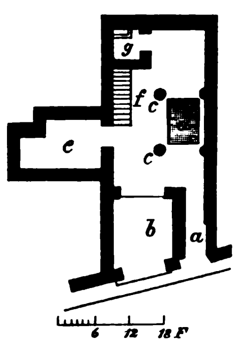


Fig. 781. Grundriss.



Fig. 782. Durchschnitt.

Einfachste Hausanlagen in Pompeji.

Eine wirkliche Bestätigung aber findet diese Ansicht darin, dass unter den zahlreichen Gebäuden von Pompeji uns einige erhalten sind, welche diese einfache Anlage zeigen und die somit als Erinnerungen an jene frühestе und einfachste Hauseinrichtung zu betrachten sind. Eins derselben ist unter Fig. 781 im Grundriss, unter Fig. 782 im Durchschnitt dargestellt (Massstab = 18 Fuss); es besteht, ausser einem nach der Strasse zu gekehrten Laden (*b*) und schmalen Eingangsflur (*a*), lediglich aus einem Atrium. Sein auf drei Seiten vorspringendes Dach (auf der vierten ist es durch eine einfache Mauer begrenzt) wird von zwei Säulen (*c*) getragen, denen in der erwähnten Mauer zwei Halbsäulen entsprechen. Der schraffierte Teil (*d*) bedeutet das offene Impluvium. Während man innerhalb dieses Atriums und offenbar mit ihm

unter einem gemeinsamen Dache belegen, noch einen kleineren Ausbau (*g*) bemerkt, zu dessen oberem Stockwerk, wahrscheinlich dem Schlafzimmer der Sklaven, eine Treppe (*f*) emporführt, mündet in das Atrium ein grösseres Gemach (*e*), in dem mit Leichtigkeit das Wohn- und Schlafzimmer (***cubiculum***) des Besitzers erkannt wird.

Nicht minder wichtig ist das Haus, dessen Grundriss unter Fig. 783 (Massstab = 18 Fuss) dargestellt ist. Wir haben es hier lediglich mit einem Atrium (*c*) zu thun, das auf zwei Seiten durch die Begrenzungsmauern des Hauses abgeschlossen ist, während in die beiden anderen Seiten mehrere Räume sich öffnen, die zu verschiedenen Zwecken gedient haben. Zunächst der Eingangsflur (*a*) ist ein kleines Gemach (*h*), zu dessen Obergeschoss eine Treppe (*b*) hinaufführt; sodann die Zimmer *ff* und *g*, die durch schmale Thüren mit dem Atrium zusammenhängen. Das Atrium selbst ist in der Weise des oben erwähnten tuskanischen ganz ohne Säulen gelassen; das Dach tritt ohne alle Stützen aus den vier Wänden gleichmässig hervor und lässt in der Mitte das verhältnismässig nur kleine Impluvium (*d*) frei, das auf unserer Abbildung schraffiert erscheint. Eine besondere Bedeutung gewinnt dies Haus für uns dadurch, dass sich an die Hauptseite des Atrium ein bisher noch nicht betrachteter Raum (*e*) anschliesst, der sich indes nicht wie die anderen durch schmale Thüren, sondern mit seiner ganzen Weite in dasselbe öffnet. Vergleicht man hiermit den Grundriss des oben besprochenen älteren griechischen Hauses (Fig. 199), so wird man in der Stellung des Raumes (*e*) zum Atrium ein ähnliches Verhältnis erkennen, wie es dort zwischen der Prostas (Fig. 199 *C*) und dem Hofe (*B*) stattfand, nur dass wegen Beschränkung des Raumes ersterer nicht, wie die Prostas, dem Eingange gegenüber angelegt werden konnte. Jener Raum (*e*) ergiebt sich daher als das Hauptgemach des ganzen Hauses; wir stehen nicht an, darin die einfachste Form des Tablinum zu erkennen, von dem wir sogleich ausführlicher zu handeln haben werden.

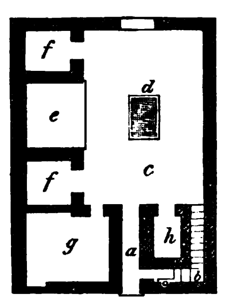


Fig. 783. Einfachste Hausanlage in Pompeji.

Danach muss das ursprüngliche römische Haus mit dem norddeutschen Bauernhaus Aehnlichkeit gehabt haben. Durch die breite Thür trat man in das vom Rauch geschwärzte Atrium, die Diele, zu dessen Seiten vielleicht Ställe für das Vieh angebracht waren; dahinter folgte der freie Raum mit dem Herd, nach dem sich das Zimmer des Hausherrn, das Tablinum, in seiner ganzen Breite öffnete; rechts und links daran lagen die alae, die Seitenflügel, über denen vielleicht die Räume für die Sklaven oder Vorratsräume angebracht waren. Die Veränderungen, welche die späteren Zeiten im Häuserbau hervorriefen, sind, wie beim Tempelbau, aus der Verbindung der heimischen mit griechischen Elementen entstanden. Sie bestehen zunächst in einer aus dem griechischen Wohnhause genommenen Erweiterung, indem man zum Atrium noch einen zweiten mit Säulen umgebenen Hof hinzufügte. Zwischen beiden liegt ein offener Saal, der den Mittel- oder Hauptpunkt des

Hauses ausmacht, das Tablinum. Es zeigt sich jetzt, wie folgenreich die von uns versuchte Wiederherstellung des griechischen Hauses auch für den römischen Privatbau ist: das Tablinum nimmt in letzterem vollständig die Stelle ein, welche die Prostas in ersterem inne hatte. Auch hatte es dieselbe Bedeutung. Hier war der Aufenthalt des Hausherrn, der den vorderen und hinteren Teil des Hauses von hier gleichmässig übersehen konnte; hier wurden Dokumente und Geld aufbewahrt; hier fand der Geschäftsverkehr des Hausherrn statt, sodass das Tablinum als das Comptoirzimmer des Herrn, wenn er sich mit Schreiberei beschäftigte, bezeichnet, werden konnte. Der Name Tablinum stammt übrigens wohl nicht von den dort aufbewahrten tabellae, sondern von den verschiebbaren Thürtafeln (tabulae), mit denen der Verschluss des Gemachs bewirkt wurde. Aus dieser Andeutung geht auch hervor, dass das Tablinum, obschon im Mittelpunkte zwischen Atrium und Peristylium belegen, doch nicht als Durchgang benutzt werden durfte. Die Verbindung zwischen dem vorderen Teil des Hauses und dem Peristyl wurde durch schmale Gänge (*fauces*) neben dem Tablinum vermittelt.

Das Peristylium*) nun ist der wahrscheinlich dem griechischen Wohnhause entlehnte Hof, der in griechischer Weise mit Säulenhallen umgeben war und davon auch seinen dem Griechischen entstammenden Namen erhalten hat, während die Namen des Atrium und Tablinum der lateinischen Sprache entnommen sind. Diesem aus der Natur der Dinge selbst sich ergebenden Verhältnis der einzelnen Teile des römischen Hauses, wie es teils aus den erhaltenen Ueberresten, teils aus den Angaben Vitruvs hervorgeht, entspricht es denn auch vollkommen, dass bei Häusern weniger bemittelter Besitzer und beschränkterer Lage das Peristylium, auch wo es vorhanden ist, doch nur eine untergeordnete Stellung im Vergleich zum Atrium einnimmt und oft von der von Vitruv geforderten regelmässigen Anlage eines auf vier Seiten mit Säulenhallen umgebenen Hofes weit entfernt ist.

Indem wir von solchen unregelmässigen Anlagen absehen, wenden wir uns schliesslich zur Betrachtung eines Hauses in Pompeji, das sich sowohl durch die Regelmässigkeit der zur Wohnung des Besitzers bestimmten Teile, als auch durch die Verwendung anderer auf demselben Grundstück befindlichen Räume zu gewerblichen Zwecken oder zur Vermietung auszeichnet. Es ist das nach einer Inschrift an der Aussenseite sogenannte Haus des Pansa. Dieses ist zunächst dadurch merkwürdig, dass es, mit Inbegriff der vorher erwähnten kleineren Wohnungen, ein regelmässiges Rechteck bildet, das auf allen vier Seiten durch Strassen, auf der Vorderseite durch die *delle Terme*, begrenzt wird und somit eine sogenannte Insula bildet. Die zur Wohnung des Besitzers bestimmten Räume sind auf drei Seiten von kleineren Häusern eingeschlossen, die auf unserem Plan, Fig. 784, der besseren Uebersicht wegen schraffiert erscheinen. Ein Teil der Vorderseite, sowie die rechte Seite des Grundstücks werden von verschiedenen Gebäuden eingenommen, die zum Teil zu Läden dienten, zum

*) Auf das Peristylium scheint auch die so oft vorkommende und verschiedenartig erklärte Benennung des *cavum aedium* anwendbar zu sein.

Teil an sogenannte kleinere Mieter abgegeben zu sein scheinen. Den Hauptteil der entgegengesetzten Seite nimmt eine Bäckerei nebst dazu gehöriger Mühle ein (12), der sich noch drei Verkaufslokale (*tabernae*) nebst dazu gehörigen kleineren Wohnzimmern anschliessen. Zwischen zwei einzeln vermieteten Läden befindet sich der Eingang zum Wohngebäude. Ein schmaler Flur (*vestibulum*, 1)*), dessen innere Schwelle ein SALVE in Mosaik zeigt, führt in das geräumige Atrium (2, 2), dessen Impluvium auf unserem Plane mit 3 bezeichnet ist, und in das sechs Seitengemächer (*cubicula*) durch Thüren münden; zwei andere in ihrer ganzen Weite sich öffnende Räume bilden gleichsam Seitenflügel des Atrium, weshalb sie auch gewöhnlich als *alae* bezeichnet werden (hier pflegten wohl die *imagines*, die Ahnenbilder, aufgestellt zu werden). Dem Eingange gegenüber liegt das Tablinum (4), das ausser durch seine Lage auch durch das besonders

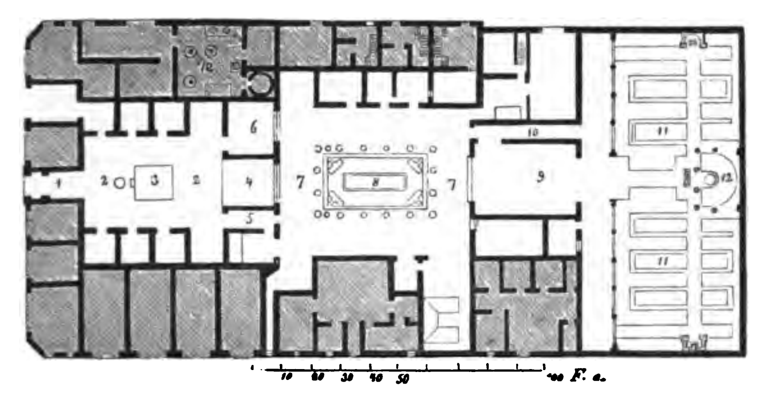


Fig. 784. Sog. Haus des Pansa in Pompeji.

sorgfältig behandelte Mosaikpflaster des Fussbodens als Hauptraum gekennzeichnet ist. Vor diesem, aber innerhalb des Atriums, pflegte vielfach der eiserne Kasten aufgestellt zu sein, in dem die Gelder und Dokumente des Besitzers verwahrt wurden. Zur Verbindung nach hinten war der rechts vom Tablinum liegende schmale Gang (*fauces*, 5) bestimmt. Links davon, dem Atrium des Hauses zugewendet, liegt ein ziemlich grosses Gemach (6), das einen ähnlichen Mosaikfussboden zeigt wie das Tablinum, in dem Ueberreste von Schriftrollen vorgefunden worden sind, so dass man das Archiv oder die Bibliothek des Besitzers darin zu erkennen geglaubt hat. Auf der entgegengesetzten Seite, durch die *fauces* vom Tablinum getrennt, befindet sich ein kleineres Zimmer, dessen Eingang dem Peristyl zugekehrt ist, nach Overbecks Vermutung ein Wintertriclinium, wie solches an entsprechender Stelle mehrfach vorkommt. Nun folgt das schöne und regelmässige Peristylium (7) 20,15 m × 13,10 m), dessen offener Mittelraum (8) von sechszehn zierlichen Säulen ionisch-korinthischer Ordnung umgeben ist; der Raum innerhalb der Säulen wird durch ein Wasserbecken (*piscina*) eingenommen, dessen 2 m hohe Seitenwände mit Fischen und

---

*) Richtiger ist es, nur den kleinen zwischen der Strasse und der zurückgebauten eigentlichen Thür (*ostium*, *janua*) liegenden Raum als Vestibulum zu bezeichnen.

Wasserpflanzen bemalt gewesen sind. Ein schmaler Gang führt vom Peristyl zwischen zwei der angebauten Nebenhäuser auf die Seitenstrasse. In den Umgang des Peristyls münden nun verschiedene Räume, von denen die auf der linken Seite vom Eingang als Schlafzimmer (*cubicula*) zu betrachten sind, während ein grosser Raum auf der rechten Seite durch die aufgemauerten *lecti* als Triclinium oder Speisesaal bezeichnet wird. Da sich nun hinter dem Peristyl noch ein Garten befindet, so hat man die Verbindung zwischen diesen beiden Teilen in ähnlicher Weise, wie zwischen Atrium und Peristyl hergestellt, indem hier ein grosser, dem Tablinum vergleichbarer Saal (*oecus*) angeordnet ist (9), der offenbar das Prachtgemach des Hauses bildete. Dass er nicht zum Durchgang bestimmt war, geht aus dem seitlich angebrachten Gange (10) hervor, der vermöge einer Seitenthür auch mit dem Oecus selbst in Verbindung steht. Links von dem Durchgange liegen die Küche mit ihren Herden und ein Vorgemach zum Anrichten der Speisen. An die mit einer Säulenhalle verzierte Hinterwand schliesst sich der Garten (11) an, dessen wahrscheinlich für Gemüsebau regelmässig angelegte Beete sowie zur Bewässerung des Gartens bestimmte Bleiröhren bei der Ausgrabung noch aufgefunden wurden; im Hintergrunde, der Oeffnung des Oecus gegenüber, scheint sich eine Art offener Halle (12) befunden zu haben.

Einer der an diese Wohnräume sich anschliessenden Läden hängt mit dem Hause zusammen. Es ist der nicht schraffierte zweite vom Eingang auf der linken Seite der Fassade, der vermittelst eines Hintergemaches mit dem Atrium in Verbindung steht, so dass es scheint, als ob der Besitzer des Hauses selbst die Erträgnisse seines eigenen Gartens oder eines Landgutes durch einen Sklaven habe feilhalten lassen. Von den anderen Geschäftslokalen dagegen zeichnet sich durch Grösse, wie durch gute Erhaltung der daselbst befindlichen Vorrichtungen das an den eben besprochenen Laden anstossende und einen Teil der linken Seitenfront einnehmende aus, das zum Betrieb einer Bäckerei (*pistrinum*) bestimmt war, wie aus dem wohlerhaltenen Backofen, den dazu erforderlichen Mühlen, dem Backtisch, Wasserbehälter u. s. w. hervorgeht. Andere zu derselben Insula gehörige Läden waren zum Verkauf von Produkten wie z. B. von den für die Wandmalerei gebrauchten Farben bestimmt, während die Ladenbesitzer sich entweder mit kleinen, dunklen, hinter ihren Geschäftslokalen gelegenen Räumen, oder mit Zimmern im oberen Stockwerke, zu denen von den Läden aus Treppen hinaufführten, als Wohnungen begnügten. Deutliche Anzeichen lassen übrigens auf die Anordnung eines zweiten Stockwerkes schliessen. Selbst einige Teile des Fussbodens der in dem oberen Geschoss befindlichen Gemächer sind erhalten, und es wird von Mazois, dem wir eine musterhafte Veröffentlichung der Gebäude von Pompeji verdanken, bemerkt, dass sich daselbst verschiedene Gegenstände der Toilette und namentlich des weiblichen Putzes vorgefunden haben, so dass man hier mit Wahrscheinlichkeit die Wohn- und Schlafgemächer der weiblichen Genossen des Hauses annehmen darf. Nach der von Mazois versuchten Wiederherstellung dieses Hauses haben die Gemächer des oberen Stockwerkes eine geringere Höhe gehabt, als die des unteren, und sind um die beiden grossen offenen Räume des Hauses so an-

geordnet gewesen, dass ihre Umfassungsmauern sich über den Dächern des Atrium und Peristylium erhoben, ohne diesen selbst den Zutritt von Licht und Luft zu rauben. Ihre Fenster haben sich, wenigstens was das Haupthaus betrifft, nach innen geöffnet. Treppen in den Nebenhäusern deuten darauf hin, dass auch hier Obergeschosse angeordnet waren, deren Fenster sich dann allerdings nach der Strasse öffnen mussten (vergl. Fig. 786).

Anders freilich als in der Provinzialstadt gestalteten sich die Verhältnisse in Rom. Ursprünglich planlos, auf einem unebenen Terrain fast durchweg mit

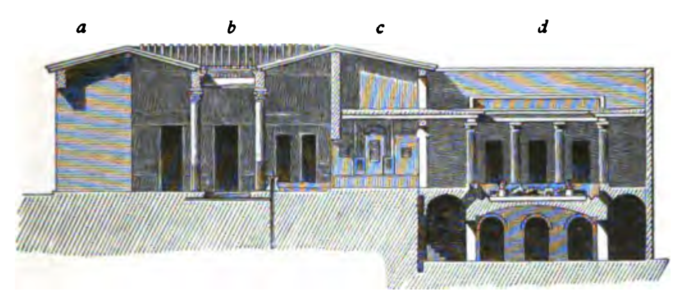


Fig. 785. Casa di Championnet in Pompeji.

engen, winkligen Strassen angelegt, war hier auf einem verhältnismässig beschränkten Raume zur Zeit der Antonine eine Bevölkerung von fast ein und einer halben Million Menschen zusammengedrängt. Nur der Reiche konnte hier ein eigenes Grundstück bewohnen, während der Mittelstand und die überwiegende Klasse der Armen auf Mietswohnungen (die als geschlossenes Ganze gleichfalls als *insulae* bezeichnet wurden) angewiesen waren. Hier fand die Spekulationswut einen ergiebigen Boden. Aus leichtem Fachwerk und schlechtem Material wurden die Gebäude aufgeführt, Stockwerke türmten sich auf Stockwerke, die notwendigsten Ausbesserungen wurden vernachlässigt und durch gewaltig hohe Mietspreise suchten die Häuserspekulanten die Verluste zu decken, die durch Einsturz oder Feuersbrünste — zwei in Rom tagtäglich vorkommende Erscheinungen — ihrem Kapital erwuchsen. Drei- bis vierstöckige Häuser waren in der Hauptstadt bereits zur Zeit der Republik gewöhnlich. Durch eine Verordnung des Kaisers Augustus durfte aber kein Privatgebäude auf der Strassenfront die Höhe von 70 römischen Fuss (20,71 m) überschreiten, und nach dem Neronischen Brande wurde die Bauerlaubnis sogar nur bis zu einer Höhe von 60 römischen Fuss erteilt.



Fig. 786. Hauseingang.

Zum Schluss dieser Betrachtungen fügen wir unter Fig. 785 noch den Durchschnitt eines regelmässigen und geschmackvollen Mittelhauses, der *casa di Championnet* in Pompeji, hinzu, das den Zusammenhang der Hauptteile auf eine einfache Weise veranschaulicht. Hier bedeutet *a* den von der Strasse

in das Atrium führenden Flur, *b* das Atrium, dessen Decke von vier schlanken Säulen getragen wird (*atrium tetrastylum*), und in dem sich die altarähnliche Mündung (*puteal*) einer Cisterne befindet (dasselbe findet auch im Peristyl des Hauses des Pansa statt), *c* das Tablinum, dessen Wände noch mit Malereien geziert sind, *d* endlich das Peristyl, dessen offenen Raum eine zur Aufstellung von Zierpflanzen bestimmte Vertiefung einnimmt und unter dem sich ein gewölbtes Kellergeschoss (*hypogaeum*), wahrscheinlich zur Aufbewahrung der Vorräte, befindet.

Der oben versuchten Beschreibung des römischen Hauses mögen sich hier noch einige Bemerkungen über dessen Ausstattung, sowie über die Er-

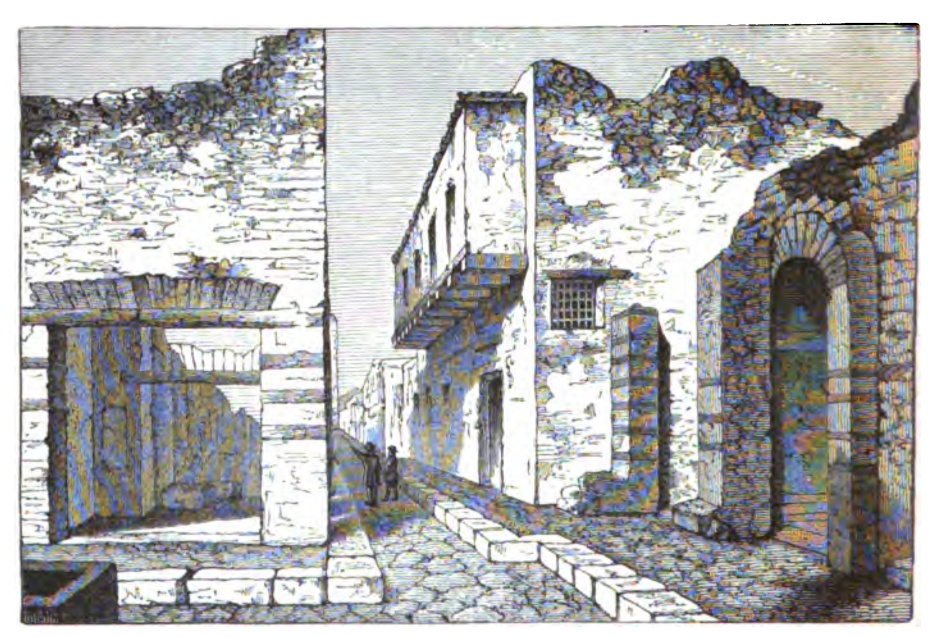


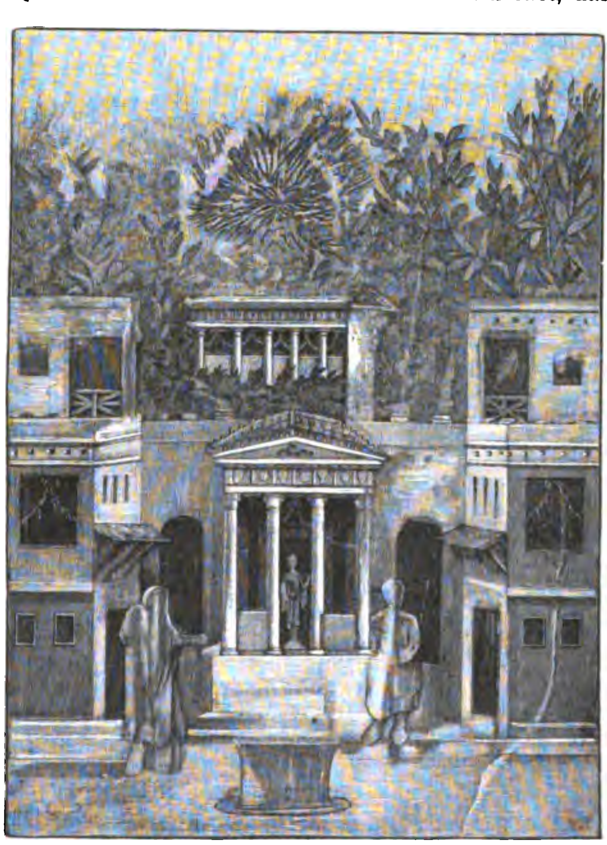
Fig. 787. Haus mit *maenianum*.

weiterungen und Umwandlungen anschliessen, denen die im ganzen gleichmässig wiederkehrende Gesamtanlage in Rücksicht auf veränderte Zwecke des Wohngebäudes unterzogen werden konnte. Wir beginnen mit der Fassade der Häuser. Ueber ihre Anordnung ist, da fast überall die oberen Stockwerke bei der Zerstörung Pompejis vernichtet worden sind, nur wenig Bestimmtes mitzuteilen. Im allgemeinen lässt sich annehmen, dass sie im Verhältnis zu den inneren Räumen meist sehr einfach gehalten waren. Der ganze antike Privatbau war mehr Innen- als Aussenbau und, während sich alles auf Schmuck, Zierde und geschmackvolle Ausschmückung Bezügliche in den inneren Wohnräumen entfaltete, scheint für die Aussenseite nur das Zweckmässige massgebend gewesen zu sein. Doch musste auch diese Zweckmässigkeit auf eine gewisse Gestaltung führen, und es konnte selbst ein wenn auch nur schlichter Schmuck nicht ausbleiben. Zunächst muss man zwischen solchen Häusern unterscheiden,

deren Vorderseite durch Läden eingenommen war, und solchen, die nur einen ins Innere führenden Eingang hatten. Von derartigen Läden haben wir oben Fig. 781 und 784 Beispiele kennen gelernt. Diese scheinen sich meist in ihrer ganzen Breite gegen die Strasse geöffnet zu haben; architektonischer Schmuck mochte hier der Regel nach fehlen, und diesen Mangel musste die zierliche und kunstvolle Aufstellung und Anordnung der käuflichen Gegenstände ersetzen.


Fig. 788. Hausthür.

Was jene anderen Häuser anbelangt, die sich nur mit ihrer Thür gegen die Strasse zu öffneten, so hat Mazois nach vorhandenen Resten die Wiederherstellung einer Fassade versucht, die unter Fig. 786 dargestellt ist. Die in der Mitte befindliche Thür ist durch zwei Pfeiler korinthischer Ordnung geziert; die Wände rechts und links sind mit einem den Quaderbau nachahmenden Stuckwerk bekleidet, das unten grössere Platten, in dem oberen Teile die regelmässige Schichtung kleiner Steine darstellt. Ein einfacher Streifen schliesst diesen Teil ab, über den ein zweites Stockwerk mit drei kleinen Fenstern angeordnet ist. Dies springt, wie ein Haus in der Gasse *del balcone pensile* zu Pompeji beweist, mitunter erkerartig vor (vergl. Fig. 787), wodurch die schmalen Wohnräume des zweiten Stockwerkes nach der Strasse zu erweitert werden (*maenianum*); die Bezeichnung dieser Vorsprünge als Balkone dürfte mithin falsch sein. Dass übrigens auch offene, mitunter von Säulen getragene oder frei aus der Wand heraustretende und durch sauber gearbeitete Streben gestützte Balkone gebräuchlich waren, dafür sprechen die auf Wandgemälden abgebildeten architektonischen Ansichten. Das sind


Fig. 789. Pompejanische Häuser. Tempel.

wohl die *pergulae*, ein Ausdruck, mit dem die um das Haus laufenden hölzernen Galerien und zugleich die über den Läden eingerichteten Verschläge (Mezzanin) bezeichnet werden (Röm. Mitt. II S. 214).

Wenn die Räume des Erdgeschosses Fenster hatten, so waren diese der Sicherheit wegen hoch oben angebracht, ganz klein gehalten und durch durchbrochene Thonplatten, gewöhnlicher noch durch eiserne Gitter (vergl. Fig. 787), mitunter wohl auch durch bewegliche hölzerne Läden verschlossen; bei den grösseren Fenstern der oberen Stockwerke pflegte der Verschluss durch Läden wohl die Regel zu sein; auch wird ein Verschluss durch dünne Platten eines durchscheinenden Steines (*lapis specularis*) erwähnt, und mehrere in Pompeji gefundene Scheiben aus grünlichem Glase beweisen, dass man sich auch dieses Mittels zugleich zum Schluss der Fenster und zur Erhellung der Zimmer bedient habe.



Fig. 790. Hof im Hause des Sallust zu Pompeji.

Von der Bildung der Thüren und ihrem Verschluss wird weiter unten ausführlicher gehandelt werden. Wir führen hier unter Fig. 788 nur die Thür eines Hauses in Pompeji an, die in einfachster Weise architektonisch gegliedert ist. Zu bemerken ist die Unterbrechung der Pilaster durch fensterartige Oeffnungen, durch die der Thürhüter (*ostiarius*) einen Blick auf die Einlassbegehrenden werfen konnte, sobald diese vermittelst des hier auch angedeuteten Klopfers ihren Wunsch, einzutreten, kundgegeben hatten. Von den Thürflügeln und ihrer Verzierung giebt eine in Stuckwerk hergestellte sogenannte blinde Thür in einem der öffentlichen Gebäude Pompejis Aufschluss. Danach hat Mazois auch die oben angeführte Thür restauriert. Der leere Raum zwischen dem Gesims über der Thür und den Kapitellen der Pfeiler bei Fig. 788 war jedenfalls durch ein Schutzdach ausgefüllt, durch das der Regen abgehalten wurde, in die Thür zu schlagen; solche Schutzdächer sind z. B. in Fig. 789 der Abbildung eines pompejanischen Gemäldes deutlich zu erkennen, das von dem Aufbau zweier symmetrisch neben einem kleinen Tempel errichteter Häuser eine klare Vorstellung giebt.

Ist man durch Thür und Flur hindurch in das Innere getreten, so bietet sich als Hauptschmuck die Bemalung der Wände dar. Vielleicht ist nichts so geeignet, die allgemeine Verbreitung eines künstlerischen Gefühls in den ver-

schiedensten Kreisen der römischen Gesellschaft zu erhärten, als der Umstand, dass fast kein Teil der römischen Wohnung, selbst weniger begüterter Besitzer, ohne die Zierde malerischer Dekoration oder doch wenigstens kunstvoller Färbung gelassen ist. Schon die sorgsame Art, in welcher der Bewurf der Wände hergestellt wurde, verdient eine besondere Beachtung. Es liegt aber auf der Hand, dass einer so sorgfältigen Vorbereitung des Grundes auch die Sorgsamkeit in der Ausführung des malerischen Schmuckes entsprochen hat, und in der That ist uns, bei aller Unvollkommenheit einer Technik, die in der Weise des Handwerks geübt wurde und mehr den Bedürfnissen des Lebens, als den höchsten Zwecken einer idealen Kunst zu dienen hatte, in den zahlreichen Malereien Pompejis und Herculaneums der wesentliche Anhaltspunkt geboten,

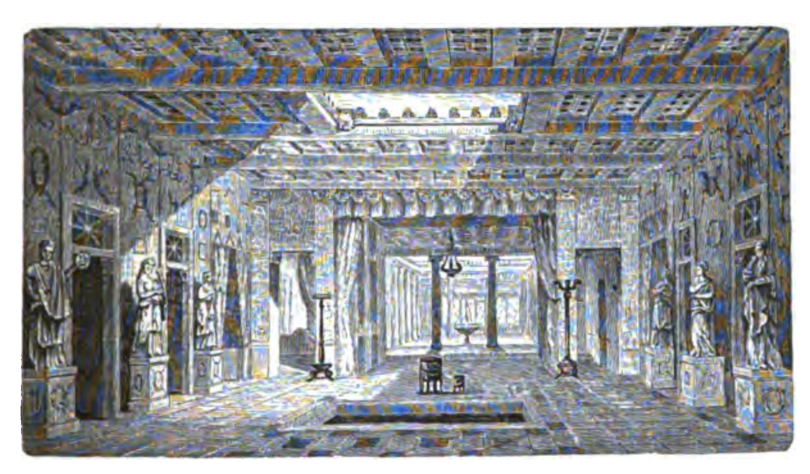


Fig. 791. Haus des Sallust in Pompeji.

uns die Erzeugnisse aus der Blütezeit der griechischen Malerei wenigstens annäherungsweise zu vergegenwärtigen. Und zwar gilt dies insbesondere von den grösseren, in der Mitte der Wandflächen angeordneten, mitunter auch in dieselben eingelassenen Darstellungen einzelner Götterfiguren oder mythologischer Vorgänge, während in anderen Malereien, die entweder Landschaften, Stillleben oder umfangreiche architektonische Dekorationen enthalten, sich mehr ein speziell römisches Geschmackselement kund zu geben scheint. Wir kommen weiter unten noch einmal auf diesen Gegenstand zurück.

Zur vollständigen Veranschaulichung der römischen Wohnräume mögen hier schliesslich noch einige Ansichten dienen, welche einzelne Teile des Hauses in ihrem ursprünglichen Zustande darstellen, für deren Wiederherstellung sich in den erhaltenen Ueberresten sichere Anhaltspunkte vorfanden. So zeigt Fig. 790 einen zum Garten umgewandelten offenen Hof in dem Hause des Sallust, das nach einer darin erhaltenen Malerei auch Haus des Aktaeon genannt wird. Die eine Seite wird durch die Begrenzungsmauer des Hauses, die andere durch eine mit niedriger Brüstungsmauer (*pluteus*) versehene Säulenhalle eingenommen, während sich auf der dritten, in der Nähe eines frisch sprudelnden

Brunnens eine Art Veranda oder Laube befindet, in der eine die Speisesophas vertretende Aufmauerung zu sehen ist.

Fig. 791 dagegen stellt nach der Wiederherstellung von Gell das Innere des Hauses des Pansa dar. Man blickt zunächst in das mit Statuen und mancherlei Gerät ausgestattete Atrium, in das sich mehrere Cubicula und Alae öffnen; man erkennt das Tablinum, auf dessen linker Seite sich ein Nebengemach befindet, während auf der rechten der Durchgang (*fauces*) zum Peristyl liegt, und man erblickt endlich die Säulengänge, die das luftige und weite Peristyl umgeben und auf die das offene Tablinum einen freien Durchblick gestattet. So reihen sich hier die Haupträume des römischen Wohnhauses in bequemer Verbindung aneinander und gewähren ein deutliches Bild jenes behaglichen und in wohlthuender Abgeschlossenheit sich bewegenden häuslichen Lebens, das man recht eigentlich als den Charakter der pompejanischen, ja der römischen Wohnhäuser überhaupt betrachten kann.

Alle diese Anlagen indes, die eine unendliche Mannigfaltigkeit von Formen und Verbindungen gestatteten, konnten auch sehr erheblichen Erweiterungen unterliegen. Diese traten da ein, wo es sich darum handelte, die Wohnhäuser reicher Besitzer weit über die Grenzen der gewöhnlichen Anforderungen des Lebens zu steigern, oder auch da, wo durch ihre Versetzung aus der Stadt auf das freie Land dem Baumeister neue Aufgaben gestellt und durch den Anschluss an die Natur und ihre Schönheiten die Anlagen des städtischen Wohnhauses mannigfach bereichert und umgestaltet wurden. In dem einen Falle wurde das Haus zum Palast, im anderen zur Villa. Doch scheint es, als ob diese Unterschiede sich nicht mit völliger Schärfe durchführen lassen, da der Palastbau bei den Grössenverhältnissen, die er in späterer Zeit anzunehmen pflegte, gar manche Anlagen umfassen konnte, die sonst nur auf ländlichen Villen angetroffen wurden, andererseits aber die Villa, bei dem masslosen Luxus, mit dem die reichen Römer ihre ländlichen Besitzungen auszustatten pflegten, durch monumentale Bauten aller Art in vielen Fällen dem Palastbau sich nähern mochte.

Was zunächst die städtischen Prachtbauten der Art anbelangt, so mehren sich seit dem letzten Jahrhundert der Republik die Erwähnungen kostbar ausgestatteter Paläste von Privatpersonen. Ohne bei diesen länger zu verweilen, wollen wir hier nur das Haus hervorheben, das sich M. Aemilius Scaurus, der Stiefsohn des Dictators L. Cornelius Sulla, auf dem palatinischen Hügel errichtete. Als ein besonderer Beweis des Luxus, der in diesem Hause herrschte, wird von Plinius erwähnt, dass in dem Vorhofe sich Marmorsäulen von 38 Fuss Höhe befunden haben, die wahrscheinlich früher zu der Ausstattung des von Scaurus errichteten Theaters gedient hatten, und deren Grösse allerdings auf gewaltige Raumverhältnisse des betreffenden Hauses schliessen lässt. Alles dies wurde von den Bauten der Kaiserzeit übertroffen, aus der wir hier nur das goldene Haus des Nero anführen wollen. Aus einer fast an Wahnsinn grenzenden Baulust hervorgegangen, die selbst den Frevel der Brandstiftung nicht scheute, um auf den Trümmern des alten Roms in masslosen Bauten Befriedigung zu finden, vereinigte diese auf dem Palatin belegene und von dort durch Uebergangsbauten (*domus transitoria*) bis auf den Esquilin sich

erstreckende Palastanlage alles, was überhaupt zu den Bedürfnissen oder Reizen des öffentlichen und Privatlebens bisher ersonnen war. Ein von einer dreifachen, eine römische Meile (1478,50 m) langen Säulenreihe umgebener Vorhof umschloss das 37 m hohe Standbild des Kaisers; seeartige Bassins, an deren Ufer sich Häuserreihen hinzogen, ländliche Anlagen, Weingärten, Wiesen und Waldungen, belebt von zahmen und wilden Tieren, zierten die Höfe; mit Gold, Edelsteinen und Perlen waren die Wände der Gemächer bedeckt, und die Elfenbeintäfelung der Decken der Speisesäle konnte verschoben werden,

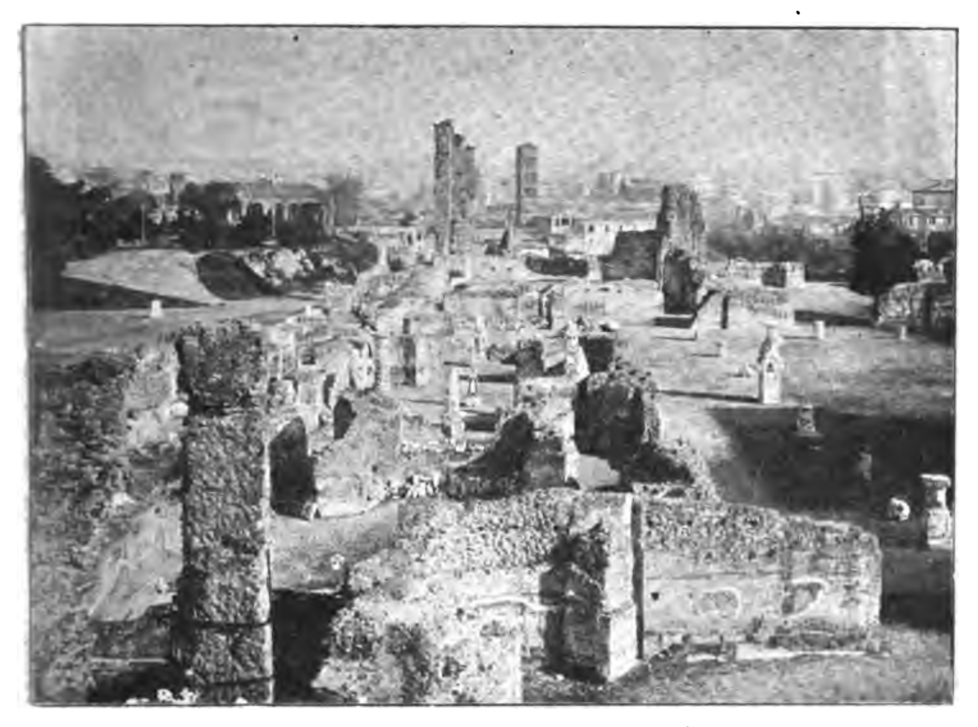


Fig. 792. Palast der Flavier auf dem Palatin.

um einen Regen von Blumen oder wohlriechenden Wassern auf die Speisenden durchzulassen. Unter Otho wurde dieser Riesenbau mit einem Aufwande von mehr als 10½ Millionen Mark weitergeführt, von Vespasianus aber zum grössten Teil wieder niedergerissen; an der Stelle der erwähnten Wasserbecken erhob sich das grosse von Titus vollendete Amphitheater, auf den Unterbauten am Esquilin die Thermen des Titus. Der eigentliche Palatin aber blieb auch später die Hauptresidenz der Kaiser, die in und auf den neronischen Anlagen mancherlei Veränderungen vornehmen liessen. Die Ausgrabungen, die im Auftrage Kaiser Napoleon III. und der italienischen Regierung von dem Architekten Rosa geleitet worden sind, haben die wichtigsten Beiträge zur Geschichte der palatinischen Bauten von der ältesten Zeit der Roma quadrata bis zu den Flaviern ergeben. Vor allem verdienen

die einigermassen erhaltenen Säle des Palastes der Flavier, die unter Fig. 792 veröffentlicht werden, Aufmerksamkeit. Die Verhältnisse sind natürlich ins grosse übertragen, sodass kaum die Erinnerung an die pompejanischen Privatbauten bleibt. Der Turm der im Hintergrunde erscheint, ist der von S. Francesca Romana; diesem zunächst liegen die Aula regia, gewöhnlich als Tablinum bezeichnet, mit dem Lararium der Basilica, wo der Kaiser Recht sprach, darauf folgt das Peristylium und das Triclinium samt dem Nymphaeum. Die anderen Räume sind ihrer Bestimmung nach nicht mit Sicherheit zu bezeichnen.

Dagegen ist uns in einem Bauwerk der späteren Zeit ein schönes und in den meisten Teilen noch wohl erkennbares Denkmal der Palast-Architektur erhalten. Es ist dies das Schloss, das sich der Kaiser Diocletian nicht weit von seiner Vaterstadt Salona an der dalmatischen Küste erbaut hatte, und in dem er die letzten Jahre seines Lebens nach seiner Abdankung zubrachte. Die Erwähnungen dieses umfangreichen und vortrefflich angelegten Baues sind äusserst selten; da wo derselbe angeführt wird, geschieht dies unter dem einfachen Namen einer Villa. Wir haben oben (S. 533) erwähnt, dass die passendste Bezeichnung die eines in Art eines Lagers befestigten Schlosses sein würde. Denn in der That ist der ganze Palast oder vielmehr der Complex der dazu gehörigen Gebäude, zwischen deren Ruinen sich heutzutage ein grosser Teil der Stadt Spalatro befindet, bei einer Breite von ungefähr 156 und bei einer Länge von etwa 188 m auf drei Seiten mit einer festen Mauer umgeben, die ihrerseits wieder durch viereckige oder achteckige Türme geschützt wird. Zwischen dem mittleren Turmpaar einer jeden dieser Seiten befindet sich ein Thor (vgl. Fig. 747); die beiden in den längeren Seiten belegenen Thore sind durch eine Strasse mit einander verbunden, wie wir dies auch an der Saalburg bei Homburg (vgl. Fig. 743) nachgewiesen haben. Von dem an der dritten schmaleren Seite befindlichen Thore geht eine Strasse aus, welche die eben erwähnte in der Mitte kreuzt, ohne indes bis zur entgegengesetzten Seite des Schlosses fortgeführt zu sein; sie mündet vielmehr, nachdem sie zwischen zwei Tempeln hindurchgegangen, in einen Bau, der als Vestibul oder Eingangshalle zu der eigentlichen Kaiserwohnung zu betrachten ist. Diese letztere scheint die ganze vierte, dem Meere zugewendete Seite eingenommen zu haben, weshalb auch dort statt der festen Mauer ein offener Gang mit Arkaden angeordnet ist, in den die zahlreichen und den verschiedensten Zwecken des kaiserlichen Wohnhauses dienenden Räume münden, und von dem aus man sich einer herrlichen Aussicht auf den schönen Golf wie auf die umliegenden Ebenen und Hügel erfreut. Werfen wir noch einen

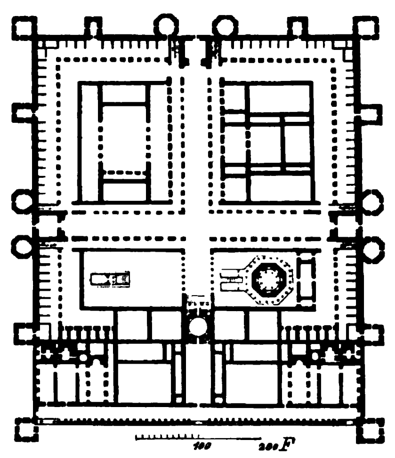


Fig. 793. Palast des Diocletian zu Salona.

Blick auf die übrigen Teile dieser grossartigen Anlage, so ergiebt sich (Fig. 793), dass der nicht von der Wohnung eingenommene Raum durch die erwähnten Strassen in vier Viertel oder Quartiere eingeteilt ist, von denen die beiden äusseren von Gebäuden für die Leibwache und das sonstige Gefolge des Kaisers eingenommen waren, während sich die beiden anderen als freie Plätze darstellen, in deren Mitte zwei Tempel gelegen sind. Von diesen zeigt der eine, links von dem Eingange zum Palast, die einfache Form eines Prostylos und ist von geringeren Grössenverhältnissen. Der andere dagegen kann



Fig. 794. Tivoli mit den Wasserfällen des Anio.

als ein schönes Beispiel der gewölbten Rundtempel betrachtet werden, denn obschon er äusserlich die Form eines Achteckes hat, ist er im Innern kreisrund; er zeigt zwei Säulenstellungen übereinander und ist durch eine Kuppel abgeschlossen. Für Gärten und Felder bietet dieser Villenpalast keinen Raum dar; auch wird ausdrücklich erwähnt, dass diese ausserhalb der Umfassungsmauer gelegen haben. Der Charakter der Architektur ist reich und prächtig, doch von der Reinheit der letzten Zeiten der Republik oder der ersten des Kaisertums sehr entfernt.

Was schliesslich die Villen im eigentlichen Sinne ländlicher Wohnsitze betrifft, so sind uns infolge der grossen Vorliebe der reichen Römer für derartige Anlagen mehrere Erwähnungen und Beschreibungen aus verschiedenen Zeiten erhalten, so dass einige mit Glück haben wiederhergestellt werden können. Die Villa, die ursprünglich als *villa rustica* nur die Wohn-

und Wirtschaftsräume zum Betriebe der Landwirtschaft enthielt, wurde allmählich den Zwecken des Land- und Ackerbaues immer mehr entfremdet, und die Verschwendung, der in der Stadt der Raum zur Entfaltung fehlte, suchte sich zum empfindlichen Nachteil der Landwirtschaft auf dem Lande weitere Flächen, um sie inmitten der Reize einer schönen landschaftlichen Umgebung mit den Erzeugnissen städtischer Luxus-Architektur *(villa urbana)* auszustatten. So bemerkt Vitruv, der sich in seinen Vorschriften über die *villa rustica* dem Varro anschliesst, über die *villa urbana,* dass für sie die Anordnung städtischer Gebäude massgebend sei, nur dass der grössere Raum meist eine grössere Regelmässigkeit der einzelnen Teile und insbesondere eine von den Alten besonders hochgeschätzte zweckmässigere Lage gestatte, als dies bei dem von Nachbarhäusern eingeengten Wohnhause in der Stadt der Fall sei. Auch bei diesen Anlagen findet eine den allgemeinen Verhältnissen entsprechende Steigerung von den einfacheren Anlagen zu behäbigeren statt, zu denen vielleicht schon Ciceros Landsitz zu Tusculum und dessen Formianum zu rechnen sein dürften. Für die prächtigeren Villen scheinen die des Metellus und Lucullus ein viel befolgtes und oft überbotenes Vorbild abgegeben zu haben. Aus der Kaiserzeit sind uns, teils durch Beschreibungen, teils durch erhaltene Ueberreste einige Villen bekannt, die uns eine Anschauung von dem Reichtum, sowie von der Mannigfaltigkeit der einzelnen Baulichkeiten geben, die zu derartigen Anlagen erforderlich erschienen. Denn Plinius der Jüngere, der uns in einem Briefe (Ep. V 6) sein Tuscum, in einem anderen (II 17) seine Villa zu Laurentum beschreibt, führt eine grosse Anzahl von Gemächern und Sälen, von Höfen und Hallen, von Bädern und sonstigen Einrichtungen für die nach Wetter und Jahreszeit verschieden geregelten Genüsse des Lebens an, ohne dass, wie er ausdrücklich bemerkt, seine Villen mit anderen gleichzeitigen Anlagen der Art, in denen Fischteiche und Vogelhäuser, Museen und Bibliotheken zu dem Notwendigen gehören, sich vergleichen liessen. Bezogen sich diese Angaben auf die Zeit Trajans, so ist uns aus der des kunstliebenden und kunstverständigen Hadrian eine Villa bekannt, die dieser Kaiser für sich selbst zu Tibur angelegt hatte, und von deren Pracht und Mannigfaltigkeit die zahlreichen Reste bei dem heutigen noch ebenso wie im Altertum durch seine Naturschönheiten berühmten (vgl. Fig. 794) und zu prachtvollen Villenanlagen benutzten Tivoli noch jetzt Zeugnis ablegen. Hier gesellten sich auf einem Gebiete von etwa sieben römischen Miglien Umfang zu den eben erwähnten Anlagen noch mannigfaltige andere, die für die Benutzung durch eine grössere Zahl von Menschen berechnet waren. Es lassen sich noch jetzt zwei grössere Theater und ein kleineres, wahrscheinlich für Musikaufführungen bestimmtes Odeum erkennen; in einer grossen Zahl von Gemächern glaubt man die Ueberreste von Wohnungen zu erblicken, die für Wallfahrer zu einem daselbst befindlichen Tempel und Orakel bestimmt waren; andere ähnliche sehr wohl erhaltene Ueberreste, gewöhnlich „*le cento camerelle*“ genannt, mögen zu Wohnungen der Leibgarde des Kaisers gedient haben, und in ihrer Nähe befinden sich Ruinen, die man für die Reste der kaiserlichen Wohnung selbst zu halten pflegt. Andere Anlagen trugen die Namen berühmter Gebäude aus den verschiedenen Provinzen des

Reiches; den von Spartian (vita Hadr. 27) genannten „Canopus“ glaubt man in einem runden Tempel zu erkennen, der sich in einem ringsum architektonisch umgrenzten Thale befindet, und der einst mit zahlreichen Statuen im ägyptischen Stil verziert war, deren Reste noch heute im vatikanischen Museum aufbewahrt werden. Dem „Lyceum“ und der „Akademie“ scheinen einige Partien mit Badeanlagen zu entsprechen; auf die „Poikile“ scheint ein weiter, mit Säulenhallen umgebener Platz hinzudeuten; ihm schliesst sich eine „Basilica“ sowie ein Rundgebäude an, auf das man den Namen des von Spartian angeführten „Prytaneum“ anwenden könnte. Alles Dinge, in denen sich eine Richtung des Geschmackes ausspricht, die in manchen Parkanlagen der neueren Zeit ihre

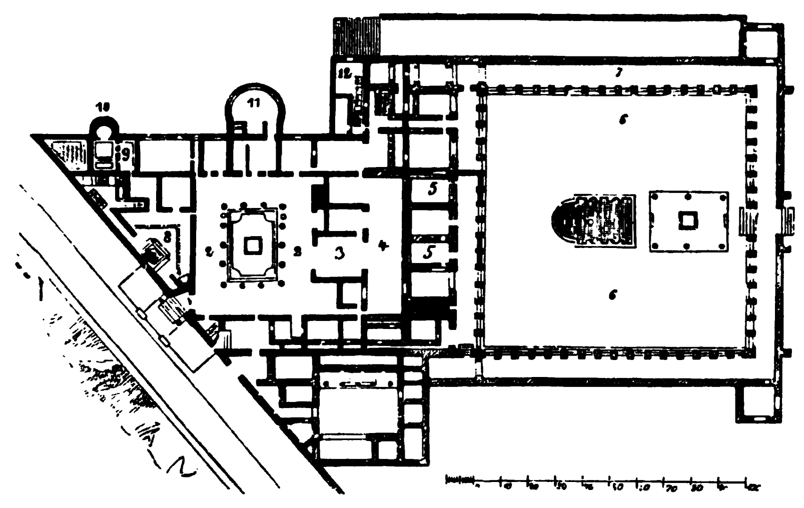


Fig. 795. Sog. Villa des Diomed in Pompeji.

Analogien, findet und zu der jener Kaiser vor allen berechtigt sein mochte, der keinen Teil seines weiten Reiches mit dem Schmuck monumentaler Bauten unbedacht gelassen hatte. Ja diese Gestaltungslust ging so weit, dass man durch landschaftliche Komposition und Veränderung der natürlichen Schönheiten der Lage selbst ein „Tempe“ geschaffen hat, das von einigen in einem reizenden, von einem Bach durchschlängelten Thal an der Grenze der Villa erkannt wird, während zur Darstellung des „Hades“ ein noch jetzt erhaltenes Labyrinth unterirdischer Gemächer bestimmt gewesen sein mag. Die Bauten waren von meisterhafter Technik, wie die erhaltenen Backsteinmauern und Gewölbe noch heute bekunden; einzelne Reste deuten darauf hin, dass die Wände mit Marmortafeln, die Gewölbe mit Stuckwerk bekleidet waren. Zahlreiche architektonische Fragmente, wie von Säulen, Gebälken, kostbaren Fussböden sind mit nicht minder zahlreichen Ueberresten von Skulpturen aus jenem Labyrinth von malerischen Trümmern zu Tage gebracht, und trotz einer fast drei Jahrhunderte langen planmässigen Ausbeutung hat es noch nicht aufgehört, eine Fundgrube wertvoller Reste jener glänzenden Zeit des römischen Altertums zu sein.

Wenden wir den Blick von der Beschreibung jener grossartigen Anlagen, deren Wiederherstellung trotz mancher Versuche, die schon seit Pirro Ligorio gemacht worden sind, wohl kaum je im Zusammenhang gelingen wird, auf die einfacheren Villen vermögender Privatleute zurück, so möge hier ein Bau der Art angeführt werden, der zu Pompeji erhalten ist und von dem **Fig.** 795 (Massstab = 100 Fuss) den Grundriss darstellt. Es ist dies die sogenannte *villa suburbana* des M. Arrius Diomedes, unweit der Stadt an der Gräberstrasse belegen, die das Grundstück in einer schrägen Linie auf der Vorderseite begrenzt. Da an dieser Stelle das Terrain von der Strasse aus sich abwärts neigt, musste das Haus dieser Senkung folgen, und so liegen seine vorderen Teile (auf dem

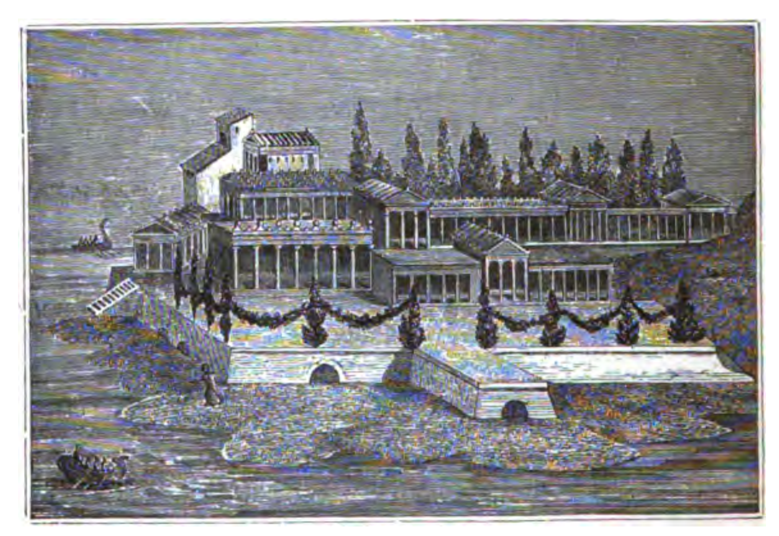


Fig. 796. Villa auf einem pompejanischen Gemälde.

Plane mit schwarzen Linien bezeichnet) höher als die hinteren, die durch Schraffierung eine hellere Färbung auf dem Grundriss zeigen, und über denen die ersteren terrassenförmig sich erheben. Bei dem Eingang ist zunächst eine rampenartige Erhöhung des Fussweges der Gräberstrasse zu erwähnen, von der dann noch sieben Stufen zu der Thür emporführen. Durch diese (1) tritt man in ein Peristyl (2), ganz entsprechend den Vorschriften Vitruvs (VI 8) über den Bau städtischer Villen, die er „*pseudourbanae*" nennt und in denen, entgegengesetzt den städtischen Wohnhäusern, auf die Eingangsthür sogleich die Peristylien folgen sollen. Vierzehn dorische Säulen, deren unteres Dritteil rot bemalt und nicht kanelliert ist, während die oberen zwei Dritteile weiss und mit eingeritzten Kanelluren versehen sind, bilden das Peristyl und umschliessen ein piscinenartiges Impluvium, dessen Wasser mit zwei Brunnenöffnungen (*puteal*) zwischen den Säulen zusammenhängt. An das Peristyl schliesst sich der Eingangsseite gegenüber das Tablinum (3) an, während auf den anderen Seiten kleinere Gemächer, durch die gemauerten Bettstellen teilweise als Schlafzimmer erkennbar, angebracht sind. Das Tablinum selbst aber öffnet sich in eine Art

Quergemach oder Galerie (4), die mit dem Peristyl durch einen schmalen Gang *(fauces)* in Verbindung steht und sich auf der andern Seite in einen grossen Saal (5) öffnet, der als Prachtsaal des Hauses (*oecus*) gelten kann. Als Begrenzungsmauern dieses Raumes sind nur die schwarzen Linien auf unserem Grundriss zu betrachten, während die dazwischen liegenden schraffierten die Mauern kleinerer Gemächer in dem darunter liegenden Untergeschoss bedeuten. Der oben erwähnte, 33 m im Quadrat messende Hof (6) war ringsum von einem überwölbten, pfeilergetragenen Gange *(cryptoporticus 7)* umgeben, der auf zwei Seiten noch vollkommen erhalten ist und wahrscheinlich ein zweites Stockwerk gehabt hat. In der Mitte des Hofes befindet sich eine geräumige Piscina, die einst durch einen Springbrunnen verziert war, und hinter ihr ein offener, wahrscheinlich zu einem Sommertriclinium dienender Bau mit sechs bis zur Hälfte erhaltenen Säulen. Von den übrigen Teilen des Hauses erwähnen wir noch einen links vom Eingange belegenen dreieckigen, an zwei Seiten von einem bedeckten Umgange begrenzten Hof (8), an dessen längerer Seite sich ein Becken für kalte Bäder befindet; dann das Tepidarium und Caldarium oder die Räume für das laue und warme Bad (9 und 10), letzteres noch mit der Wanne für das heisse Wasser, der Nische für das Labrum und den Vorrichtungen zur Heizung und Erwärmung des Wassers. Bemerkenswert ist ferner das schöne Schlafzimmer (11), dessen halbkreisförmiger Ausbau durch drei grosse Fenster durchbrochen ist, die das Eindringen der Morgen-, Mittags- und Abendsonne gestatteten und gleichzeitig eine entzückende Aussicht auf die Landschaft gewährten. Im Hintergrunde dieses Zimmers befindet sich der Bettalkoven, der, wie die noch aufgefundenen Ringe beweisen, durch einen Vorhang abgeschlossen werden konnte. Mit 12 endlich ist ein kleines Gemach bezeichnet, von dem aus vermittelst einer erhaltenen Treppe die Verbindung mit dem unteren Stockwerk und den an den grossen Hof anstossenden Räumen hergestellt war.



Fig. 797. Villenanlage nach einem pompejanischen Gemälde.

Von einer Villa, wie sie die vornehmen Römer am Strande des Meeres

sich zu erbauen pflegten, giebt uns vielleicht das unter Fig. 796 abgebildete pompejanische Wandgemälde eine deutliche Vorstellung; man sieht zahlreiche Säulenhallen und Gebäude, die sich bis zu mehreren Stockwerken er-

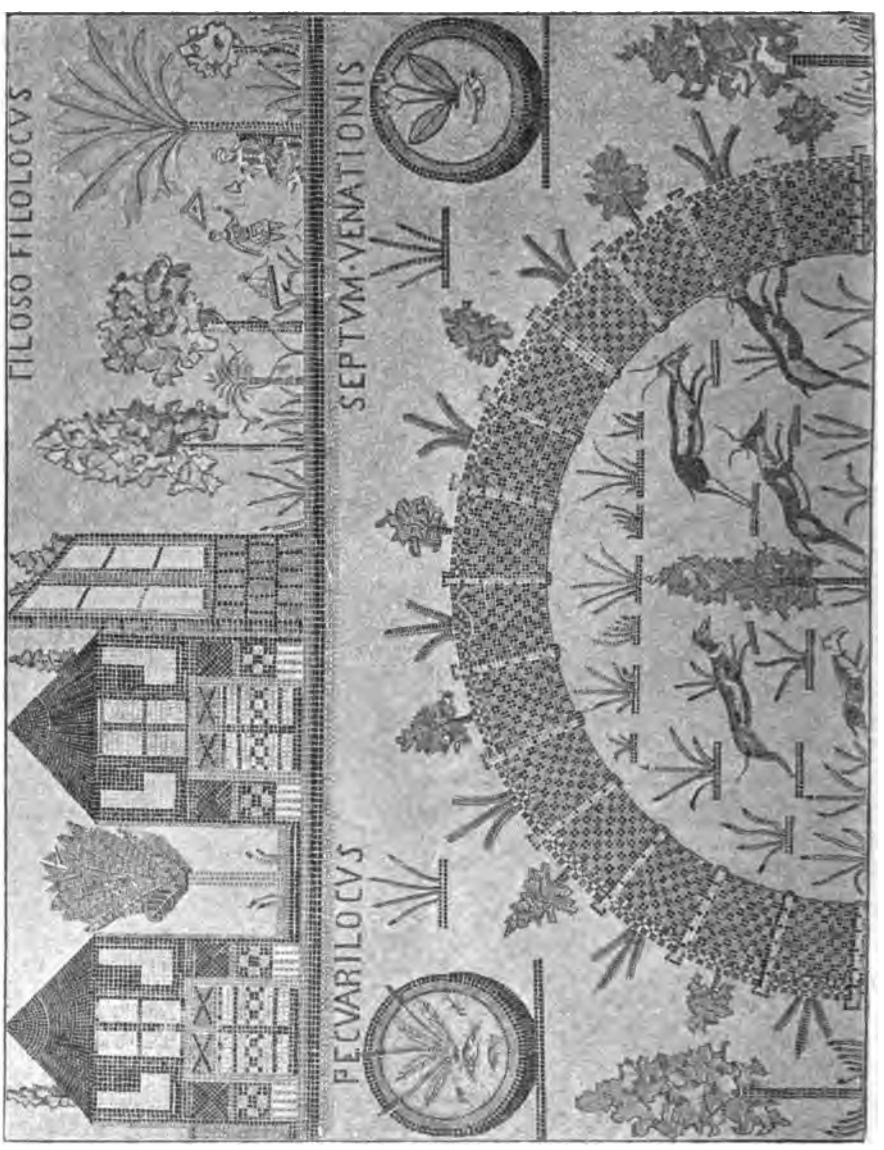


Fig. 798. Villa des Pompejanus.

heben, daneben Terrassen, die ganz wie in französischen Gärten kunstrecht geschnittene Bäume tragen, zwischen denen Guirlanden sich ranken. Eine kleine am Fusse der Berge gelegene Anlage mit einem Turm und zwischen den Bäumen ausgespannten Sonnenzelt lehrt uns Fig. 797 kennen, gleichfalls einem

pompejanischen Wandgemälde entnommen. — Zeichneten sich schon die in Italien gelegenen Villen durch Grösse und durch die Mannigfaltigkeit der in ihnen errichteten Gebäude aus, so waren die in den Provinzen angelegten, wo Grund und Boden für die Römer billig zu haben war, teilweise bis ins masslose ausgedehnt. Ein lehrreiches Beispiel einer in Nordafrika erbauten Villa und der dazu gehörigen Anlagen giebt uns ein bei Oued-Athmenia gefundenes Mosaik.

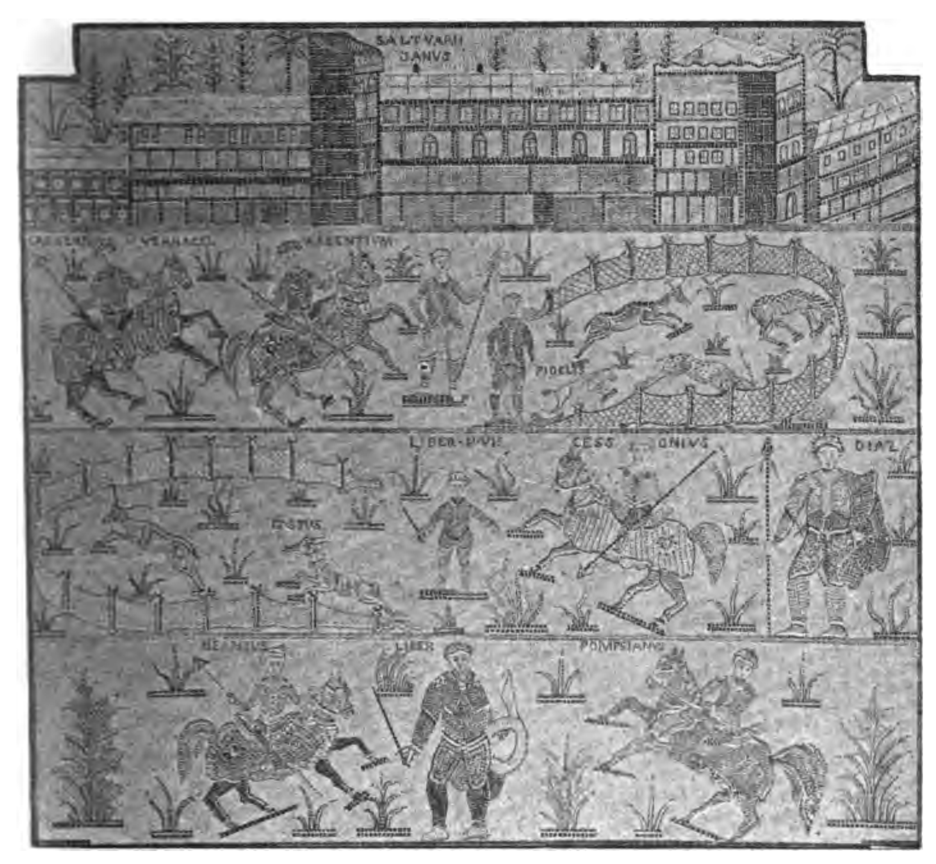


Fig. 799. Villa des Pompejanus.

Da haben wir (Fig. 798) rechts oben einen Garten, in dem die Gebieterin mit Fächer sitzt, vor ihr steht ein Diener mit Sonnenschirm, ihres Winkes gewärtig (*philosophi locus,* d. h. für Mussestunden, Sans souci); der Garten ist links durch eine von Fenstern durchbrochene Mauer geschützt. Links davon stehen zwei Häuser mit breiten Thüren, *pecuarii locus,* also wohl Schafställe; darunter gewahrt man zwei runde Bassins mit Wasserpflanzen und Fischen und ein halbrundes Gehege mit Hirschen, die von Hunden verfolgt werden (*saeptum venationis*). Auch das folgende Bild (Fig. 799) zeigt eine Jagd; lanzentragende Reiter, deren Namen angegeben sind, unter ihnen der Besitzer der Villa

Pompejanus, jagen mit Hilfe von Berufsjägern und Hunden Hirsche, die gegen ein Netz getrieben werden; darüber erblickt man einen grossartigen Gebäudekomplex, der durch die Inschrift *saltuarii domus* (?) wohl als Wildpark bezeichnet wird. Die dritte Abbildung endlich (Fig. 800) stellt oben eine andere Reihe von Gebäuden dar, bei denen besonders die merkwürdig geformten Dächer der Eckgebäude Aufmerksamkeit verdienen (die Inschrift *Pompejanus* bezieht sich wohl auf den Eigentümer), darunter wird uns der Rennstall des Besitzers vorgeführt; die Pferde sind sorgsam in Decken eingehüllt, und jedem ist der Name beigeschrieben, teilweise mit kosenden Beiworten (*Altus, unus es, ut mons*

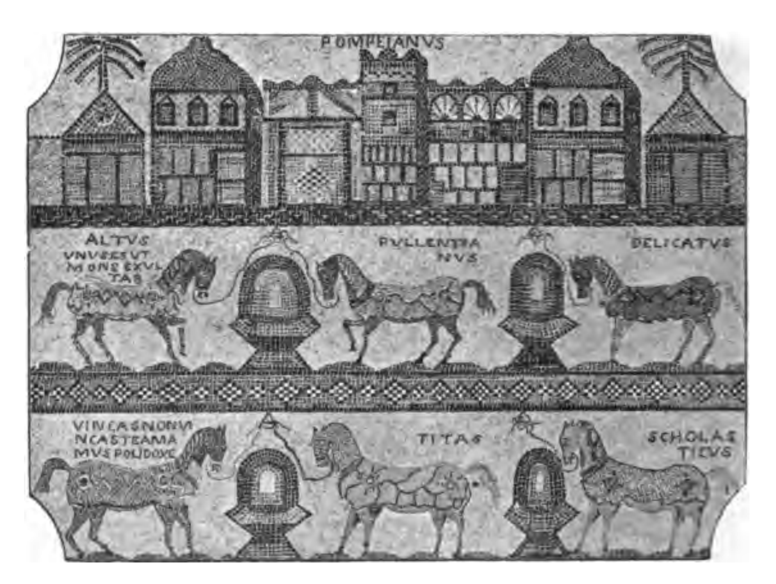


Fig. 800. Villa des Pompejanus.

exultas: du bist einzig, *Altus*, wie ein Berg ragst du hervor, oder *Vincas non vincas, te amamus, Polydoxe:* ob du siegst oder nicht siegst, du bist unsere ganze Liebe, *Polydoxus*); sie sind mit einem Seil an der Raufe befestigt, darunter steht ein sorgsam aus Marmor, möchte man vermuten, gearbeiteter Trog, ein breiterer für zwei, ein schmalerer für ein Pferd dienend. So viel über die Villen der Römer.

Grabdenkmäler.

Dem Hause reiht sich, wie dieses für einzelne bestimmt, das Grab an, dem Grabe das Denkmal. Obgleich die römischen Grabmonumente ungemein zahlreich und mannigfaltig in der Anlage sind, können wir uns bei dieser Uebersicht auf eine geringere Zahl beschränken, da fast für jede Gattung und Unterart des Grabes sich Analogien in der griechischen Baukunst vorfinden. Wir haben zuerst die Gräber hervorzuheben, bei denen die Asche des Ver-

storbenen ohne Anlage einer besonderen Grabkammer in der Erde beigesetzt worden ist; vielleicht die früheste Art ist die wohl nur in Latium übliche, wo eine sogenannte Hausurne in einem durch aufrecht gestellte Steine hergerichteten Raum geborgen ist. Einer ungefähr gleichen Zeit mag die durch Fig. 801 ver-



Fig. 801. Aeltere Bestattungsweise.

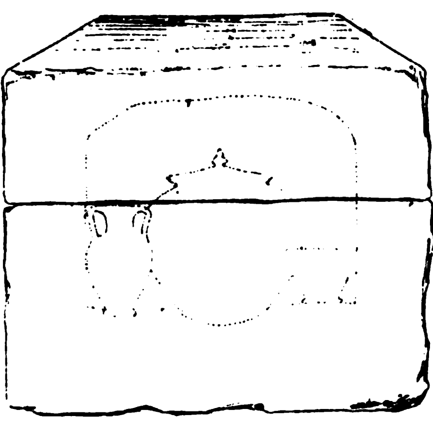


Fig. 802. Grab in Suessula.

anschaulichte Begrabungsweise angehören, wo das Gefäss mit der Asche des Verstorbenen in einer aus kleineren Steinen zusammengesetzten Höhlung geborgen ist. Ein ausgehöhlter Stein, der durch einen gleichfalls ausgehöhlten Deckel bedeckt ist, birgt das Aschengefäss samt den Mitgaben für den Toten in Suessula (Fig. 802). Auf noch frühere Zeit geht vielleicht der unter Fig. 803 abgebildete thönerne Sarkophag zurück, der unter dem sogenannten Serviuswall gefunden ist, neben Leichen, die ohne jede Mitgabe einfach in der blossen Erde beigesetzt waren. Die Knöpfe, die am Deckel und am Untersatz hervorragen, haben natürlich dazu gedient, die beiden Hälften untereinander fest zu verschnüren. Einer späteren Zeit gehört der aus Steinen zusammengesetzte, unter Fig. 804 abgebildete Sarkophag an, der ebenfalls in der blossen Erde beigesetzt gefunden ist. Bei solchen ganz in der Erde verborgenen Gräbern wird meist über der Erde ein Erinnerungszeichen in Form einer Säule oder eines Grab-

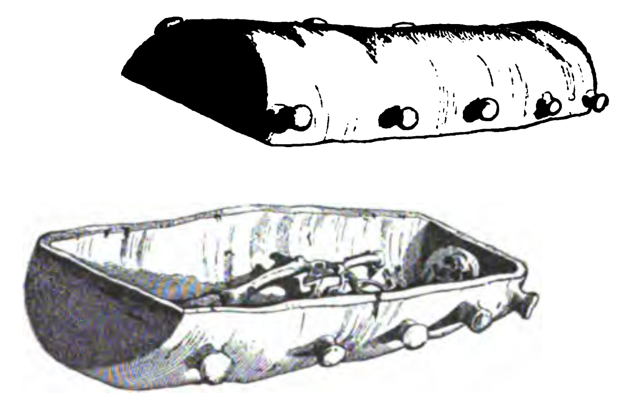


Fig. 803. Sarkophag aus ältester römischer Schicht.

steins angebracht gewesen sein, ähnlich wie bei den Etruskern, bei denen kleine rundliche Pfeiler oder ovale Platten mit Relief (vergl. Fig. 805) das Grab zu bezeichnen pflegten. Wann an Stelle dieser Begräbnisweise die Anlage unterirdischer Grabkammern oder die Errichtung freier Monumente zur Bergung der Leichname oder der Asche getreten ist, lässt sich nicht sagen, doch ist sicher, dass, als in Rom dies

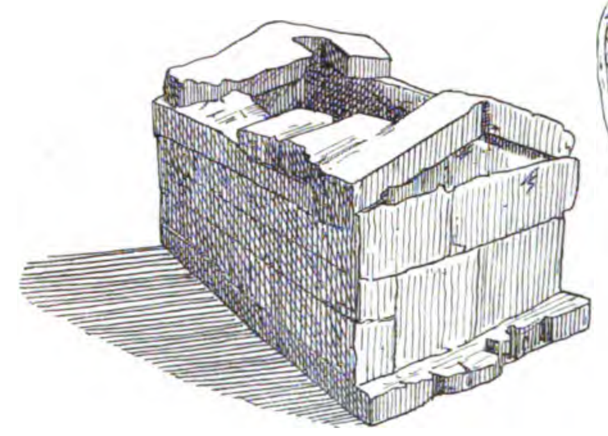


Fig. 804. Römischer Sarkophag.



Fig. 805. Etruskischer Grabstein.

eintrat, bei den benachbarten Etruskern die Vorbilder für die verschiedensten Gräberanlagen dargeboten waren, die wir früher bei den Griechen nachgewiesen haben. Denn es finden sich unter den etruskischen Monumenten sowohl unterirdische Grabkammern vor, als auch solche, die von einer mehr oder weniger bearbeiteten Fassade aus in den Felsen getrieben sind, oder die aus Erde aufgeschüttet den schon oben betrachteten Grabhügeln der Griechen entsprechen. Von der ersten Gattung bieten, ausser den alten Gräbern von Caere, die Nekropolen von Vulci und Corneto zahlreiche Beispiele dar.

Fig. 806.

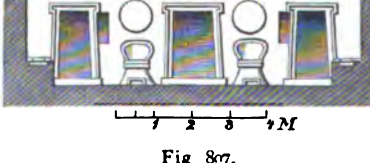


Fig 807.

Tomba delle sedie in Cervetri.

Wir wählen unter den Gräbern von Caere das unter dem Namen der „*tomba delle sedie*“ bekannte aus, von dem Fig. 806 den Grundriss, Fig. 807 den Durchschnitt darstellt. Der Grundriss zeigt zunächst einen schmalen Gang, der teils einfach geneigt, teils mittelst Stufen in ein schmales, tiefer gelegenes Vestibül führt, in das drei Thüren münden; die beiden seitlichen führen je in ein fast quadrates Grabgemach (*d*), wogegen die mittlere den Eingang in das Hauptgemach (*a*) bildet. Dieses ist langgestreckt und zeigt

an der dem Eingange gegenüber liegenden Wand zwei in Stein gehauene Sessel (vgl. den Durchschnitt Fig. 807), nach denen das Grab benannt worden ist, während an den drei andern Wänden sich Erhöhungen (*c*) in Form von Bänken befinden. An dies Hauptgemach schliessen sich drei kleinere Kammern an, von denen die zur rechten Hand belegene eine in der Wand befindliche Nische (*b*) zeigt. Von dem Innern eines solchen Grabmals giebt Fig. 808, den Vorraum des Grabes Regulini Galassi bei Cervetri vorstellend, aus dem bekanntlich der zahlreiche Goldschmuck des Museo Gregoriano in Rom stammt, eine deutliche Vorstellung.

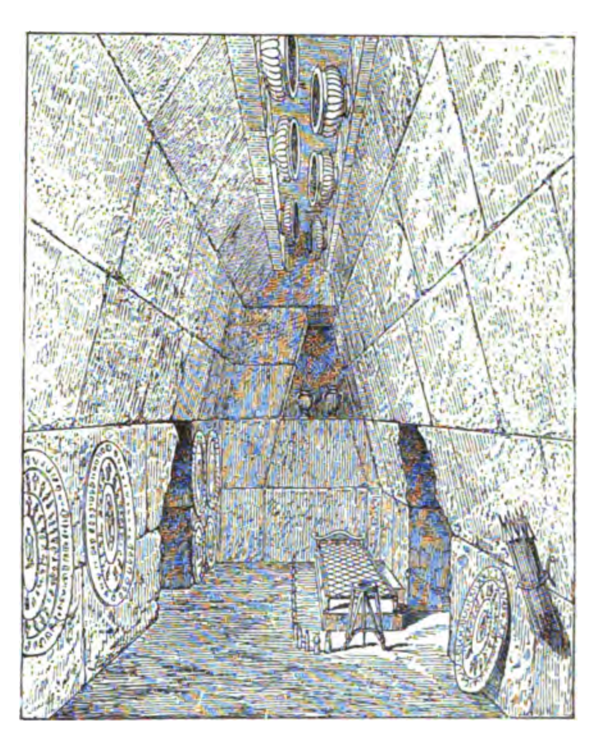


Fig. 808. Tomba Regulini Galassi bei Cervetri.

Von den Gräbern der zweiten Gattung bieten die schmalen Felsenthäler von Norchia und Castell d'Asso mehrfache Beispiele dar, indem an den meist steil abfallenden Felsenwänden die Eingänge zu den im Innern des Felsens angebrachten Grabkammern sich befinden, zu denen Treppen emporführen. Einige dieser Gräberfassaden sind mit Säulen verziert (vgl. Lenoir, Tombeaux de Norchia, in den: Ann. dell' Instit. IV, p. 289. Mon. ined. I 48), während andere einfacher gehalten sind und eine künstliche Bearbeitung nur an den Eingangsthüren und den dazu emporführenden Treppen bekunden.

Von der dritten Gattung endlich haben die Begräbnisplätze zu Vulci und an anderen Orten mannigfache Beispiele aufzuweisen. Die meisten entsprechen ganz dem Fig. 206 angeführten Hügel auf der Insel Syme, und auch der grösste der dortigen Grabhügel, die unter Fig. 809 dargestellte sogenannte *Cucumella,* unterscheidet sich von jenem nur durch seine bedeutendere Dimension, indem sein Durchmesser etwa 64 m beträgt, sowie durch eine sorgfältigere Anlage, insofern als der Erdhügel in seinem ganzen Umfange von einem architektonisch bearbeiteten Steinrande umgeben ist. Auch haben sich darauf die Trümmer grösserer Gebäude sowie die Reste altetruskischer Architektur erhalten, die auf eine reichere Ausstattung dieses Grabes hindeuten.

Von den römischen Gräbern, die nach dem Vorbilde dieser etruskischen Anlagen hergestellt worden sind, behandeln wir zunächst die unter der Erde

befindlichen. Diese waren je nach der Natur des Bodens entweder einfach in dem harten Gestein ausgearbeitet oder, wo der Boden zu weich war, durch Mauern eingefasst und architektonisch überdeckt, wobei die Wölbung ein will-

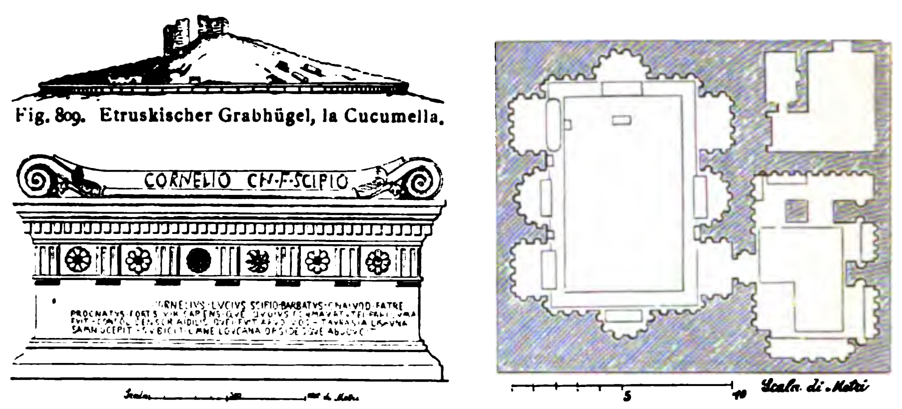


Fig. 809. Etruskischer Grabhügel, la Cucumella.

Fig. 810. Sarkophag des L. Cornelius Scipio.

Fig. 811. Columbarium der Freigelassenen der Livia.

kommenes technisches Hülfsmittel darbot. Von der ersten Form ist uns ein sehr einfaches, ja rohes Beispiel in den Gräbern der Scipionen erhalten, die eine Art Labyrinth von unregelmässig angelegten unterirdischen Gängen bilden

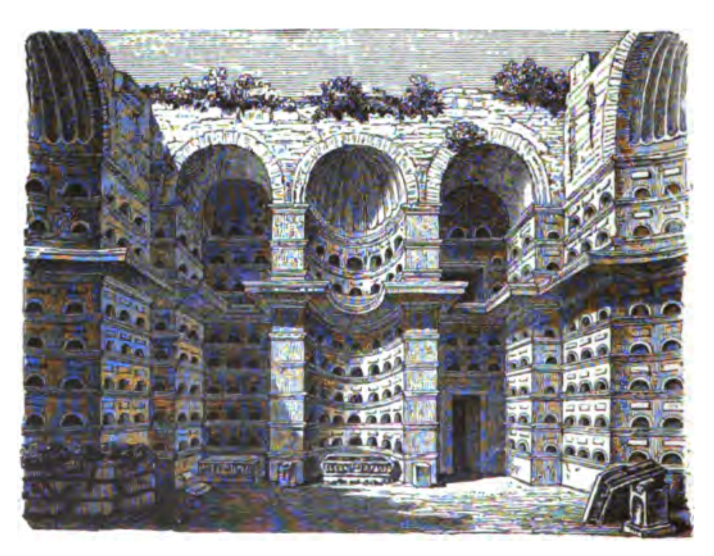


Fig. 812. Columbarium der Freigelassenen der Livia.

und aus Steinbrüchen entstanden zu sein scheinen. Sie befanden sich ursprünglich ausserhalb der Stadt an der Via Appia, sind aber bei der späteren Erweiterung der Stadt innerhalb der aurelianischen Mauer zu liegen gekommen. Von den daselbst aufgefundenen Denkmälern mag hier der Sarkophag (Fig. 810) angeführt werden, der die Ueberreste des L. Cornelius Scipio Barbatus (Konsul

im Jahre 298 v. Chr.) enthielt; er ist aus schlichtem Peperinstein gearbeitet und kann als eines der wichtigsten Zeugnisse für die frühe Nachbildung der griechischen Kunstformen betrachtet werden, da er in seinem oberen Teile eine Verzierung zeigt, die dem Fries der griechisch-dorischen Architektur nachgebildet ist, während der am Karniess angebrachte Zahnschnitt, sowie der volutenartige Aufsatz eine Annäherung an die Formen des ionischen Stils bekunden. — Regelmässiger ist das an der Via Flaminia aufgefundene Grab der Nasonen, das aus einer unterirdischen Kammer mit halbkreisförmigen Nischen besteht, in denen sich die Särge mit den beigesetzten Körpern befanden. Das Grab des Geschlechtes der Furier (gens Furia), das bei Frascati aufgefunden worden, besteht aus einem halbkreisförmigen, mit schmalem Umgang versehenen Gemach, dessen Eingang sich in der mit einer gemauerten Fassade geschmückten Felsenwand befindet.

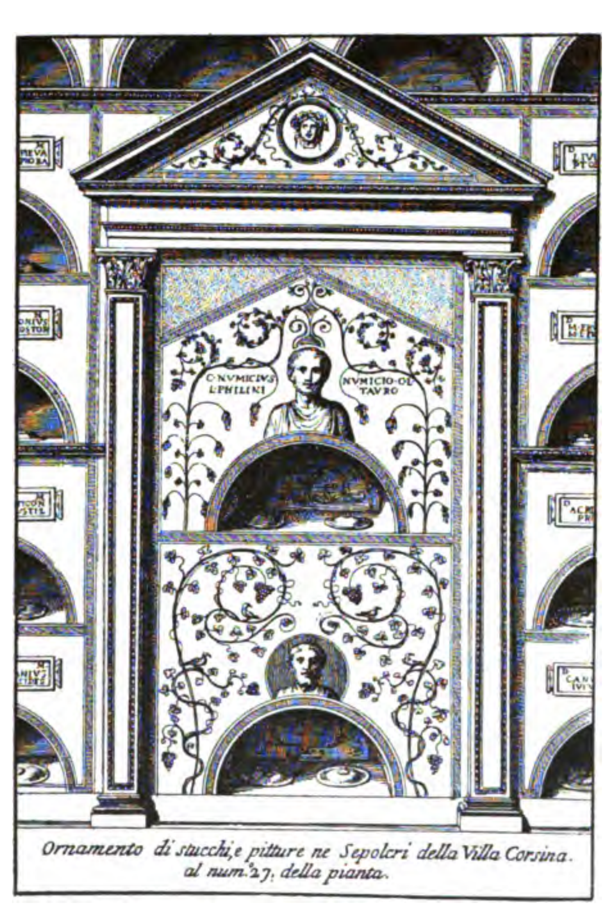


Fig. 813. Columbarium der Villa Corsina.

Schliesslich erwähnen wir noch die unterirdischen Grabkammern, die zur gemeinsamen Begräbnisstätte einer Genossenschaft oder der zum Hauswesen einer vornehmen Familie gehörenden Freigelassenen und Sklaven bestimmt waren. In reihenweise übereinander liegenden Nischen, die dem Innern ein taubenhausartiges Ansehen gaben — daher der Name *columbaria* für diese Gattung von Grabkammern — sind hier die mit einfachen Deckeln geschlossenen Aschenurnen (*olla*) geborgen, während kleine oberhalb der Nischen angebrachte Marmortäfelchen die Namen der dort Bestatteten angeben. Solche Columbarien sind in grosser Zahl in und bei Rom aufgefunden worden; zur Anschauung geben wir unter Fig. 811 und 812 den Grundriss und die innere Ansicht des Columbarium, in dem die Freigelassenen der Livia, Gemahlin des Augustus, beigesetzt worden sind. Es befindet sich an der Via Appia und besteht aus

mehreren Gemächern, von denen das dem Eingange zunächst liegende ganz einfach gehalten ist, wogegen die anderen grösseren, zu denen man vermittelst einer Treppe hinabsteigt, reicher verziert sind. Grosse, teils viereckige, teils runde Nischen sind hier zur Aufnahme von Sarkophagen angeordnet, während in sieben Reihen übereinander die zur Aufnahme der Aschenurnen bestimmten nischenartigen Vertiefungen angebracht sind. Nicht minder bedeutend ist ein in der Vigna Codini aufgedecktes Columbarium, das in neun Reihen übereinander 425 Nischen enthält. Von der inneren Ausschmückung solcher Columbarien durch Stuck und Malerei mag Fig. 813 eine Vorstellung geben.



Fig. 814. Pompejanisches Grabmal.

Eine ähnliche Anordnung zeigen auch die unter der Erde befindlichen Gemächer solcher Gräber, die als Freibauten errichtet sind, von denen wir im folgenden Absatz eine Uebersicht geben werden. Fig. 814 stellt die innere Ansicht eines solchen Grabdenkmals dar, das uns weiter unten noch einmal in seiner äusseren Gestalt begegnen wird (vergl. Fig. 824). Der einfache, mit einem Tonnengewölbe überdeckte Raum ist spärlich durch ein kleines, in der Wölbung angebrachtes Fenster erhellt. In den Wänden rings umher, sowie in den bankartigen Vorsprüngen sind die Nischen zur Aufnahme der Aschengefässe angebracht, von denen einige auch frei auf jenen Vorsprüngen stehend vorgefunden wurden.

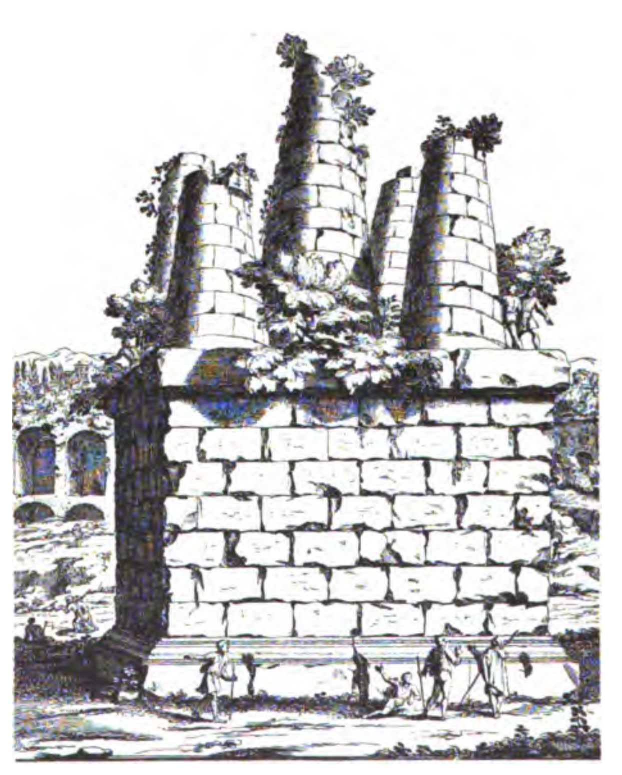


Fig. 815. Grabmal bei Albano.

Von den frei über der Erde errichteten Gräbern sind die einfachsten diejenigen, welche sich an die oben erwähnten Freibauten der Etrusker anschliessen lassen. Mit Uebergehung der einfachen Erdhügel (*tumuli*) wollen

wir aber nur solcher Gräber Erwähnung thun, denen man eine bestimmte architektonische Form gegeben hat. Eine solche Anlage ist z. B. das sogenannte Grab der Horatier und Curiatier, das sich an dem Wege von Rom nach Albano befindet. Fig. 815, dem Werk von Bartoli gli ant. sep. entnommen, zeigt es in besser erhaltenem Zustande, als es sich heute dem Auge darstellt. Das, wie es scheint, noch den Zeiten der römischen Republik angehörige Denkmal ist aus einem bei Albano gefundenen Bruchstein, gewöhnlich Peperin genannt, errichtet und besteht aus einem gegen 19 m im Geviert messenden Unterbau, der, mit einer Basis und einem sorgfältig gearbeiteten Karniess versehen, eine Art Kegel als Aufsatz trägt, um den sich noch vier andere Kegel an den Ecken des Unterbaues gruppieren. Möglich, dass hier ein bestimmtes etruskisches Vorbild vorgeschwebt hat; wenigstens führen die Beschreibungen des Grabmals des etruskischen Königs Porsena, von dem die verschiedensten Wiederherstellungen versucht worden sind, auf eine ähnliche Anordnung von vier Kegeltürmen, die einen grösseren in ihrer Mitte einschliessen.



Fig. 816. Grabmal der Caecilia Metella.

Im nahen Zusammenhange damit steht eine Anlage, bei der man auf quadratischem Unterbau einen Rundbau errichtete. Diese Form zeigt das unter Fig. 816 dargestellte Grabmal, das sich in der Nähe von Rom an der Via Appia befindet und das der erhaltenen Inschrift zufolge der Caecilia Metella, der Tochter des Q. Creticus, der Schwiegertochter des durch seinen Reichtum, wie durch seine Teilnahme am Triumvirat bekannten C. Crassus errichtet worden ist. Auch dieses besteht aus einem quadratischen Unterbau aus Bruchstein, dann folgt ein Rundgebäude von 29,50 m im Durchmesser, mit sorgsam gearbeitetem Quaderwerk bedeckt und von einem reich verzierten Fries und Karniess abgeschlossen. Nach den Tierschädeln, die abwechselnd mit Blumenfestons den Schmuck des Frieses bilden, hat das ganze Denkmal später den volkstümlichen Namen „*capo di bove*“ erhalten. Eine kleine Thür führt in das Innere, in dem eine kreisrunde Grabkammer angebracht ist.

Welches der ursprüngliche Abschluss oder wie die Bedachung beschaffen gewesen ist, lässt sich nicht wohl mehr erkennen; das mit Zinnen versehene Mauerwerk, das unsere Ansicht zeigt, stammt aus der Zeit der Caetani (1299), die das Grabmal in einen Verteidigungsturm verwandelt und mit einem noch wohlerhaltenen Befestigungswerke in Verbindung gesetzt hatten. — Ein anderes Beispiel derselben Art liefert das Grabmal des Munatius Plancus, das uns gleichfalls bei Bartoli ant. sep. erhalten ist (Fig. 817).

Dem Zeitalter des Augustus gehört der Bau eines Grabmals an, in dem sich deutlich eine Nachahmung der ägyptischen Pyramiden zu erkennen giebt.

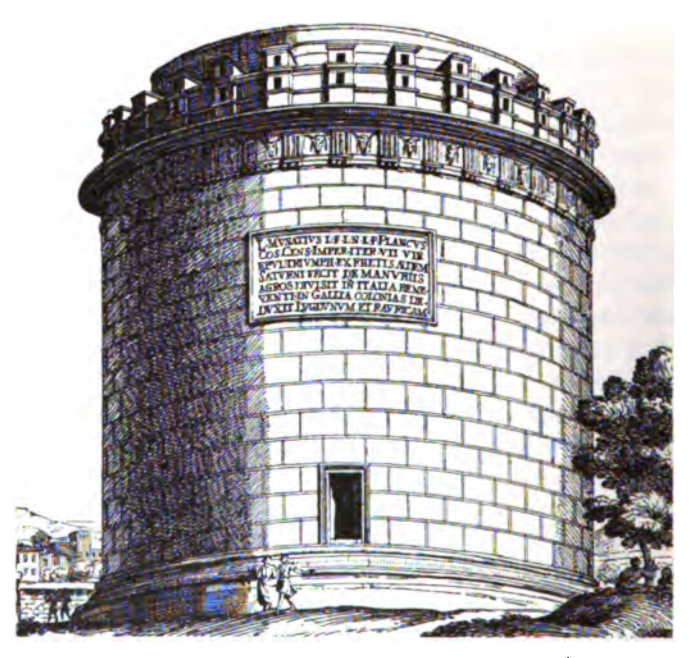


Fig. 817. Grabmal des Munatius Plancus.

Es ist dies, wie unsere Abbildung Fig. 818 darstellt, eine ziemlich steile Pyramide, die sich auf einer Basis von 30 m im Geviert bis zur Höhe von 37 m erhebt. Sie besteht im Innern aus einer sehr festen Gussmasse von Mörtel und kleinen Steinen, während das Aeussere mit Tafeln weissen Marmors bekleidet ist. Zu der verhältnismässig sehr kleinen Grabkammer (6 m lang, 4 m breit, 5 m hoch), die noch die Reste zierlicher Wandmalereien zeigt, hat man in neuerer Zeit einen Eingang vom Fusse der Pyramide herausgebrochen, während der ursprüngliche Eingang in Form eines geneigten Schachtes etwa in der halben Höhe der Nordseite gerade auf den Mittelpunkt des die Grabkammer bedeckenden Gewölbes führte. Säulen und Statuen dienten ursprünglich zur Verzierung des Aeusseren. Verschiedene, noch jetzt erhaltene Inschriften geben von dem Verstorbenen Kunde; es war C. Cestius, unter dessen Würden die Praetur und das Volktribunat angeführt werden; ihm

wurde das Denkmal von einigen seiner Erben errichtet, zu denen unter anderen auch M. Agrippa gehörte; es ist, einer Bestimmung des Testaments zufolge, in 330 Tagen vollendet worden. — Ein anderes seiner Form nach merkwürdiges Grabmal ist das des Bäckers Eurysaces vor der Porta Maggiore, das ganz aus Steinen aufgeführt ist, denen man die Gestalt von Getreidemassen gegeben hat; vgl. die Abbildung Fig. 749, auf der das Grabmal deutlich zu erkennen ist.

Zeigten die bisher betrachteten Gräber Formen, die mehr oder wenige ausschliesslich für diesen einen Zweck ersonnen waren, so giebt es auch eine

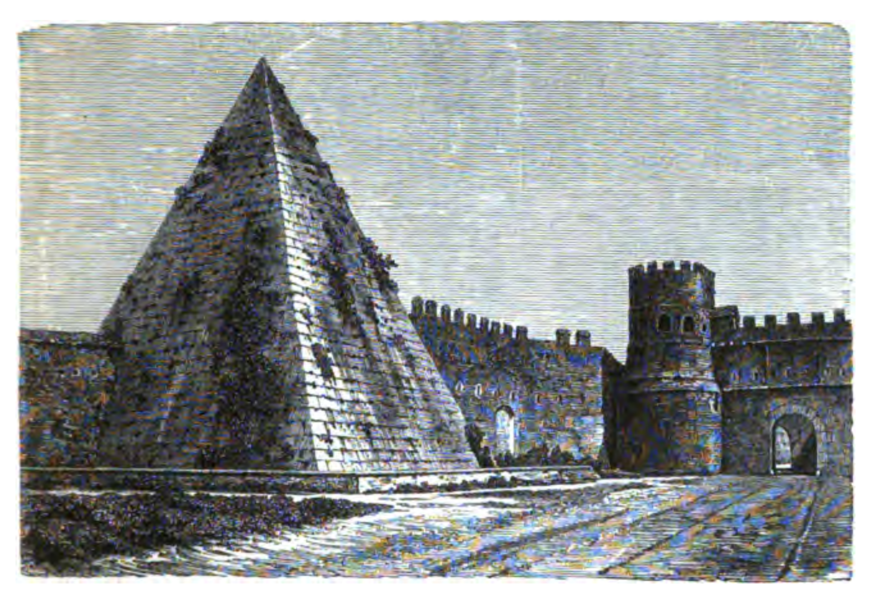


Fig. 818. Pyramide des Cestius.

nicht geringe Anzahl solcher Denkmäler, deren Anlage sich den Formen des Tempelbaues näherte. Von diesen möge das unter Fig. 819 im Aufriss dargestellte Grab hier angeführt werden, das an der nördlichen Ecke des Capitols aufgefunden worden ist.*) Es ist aus Quadersteinen errichtet; an dem einfachen Unterbau befindet sich die Inschrift, nach der es dem Aedilen Cajus Poblicius Bibulus wegen seiner besonderen Verdienste vom Senat und Volk gewidmet war. Der Oberbau zeigt auf der von uns dargestellten Seite dorische Pfeiler, zwischen denen sich eine Thür befindet; diese Pfeiler tragen ein Gebälk mit einer darüber angeordneten Art Balustrade. Der Fries des Gebälkes ist, ähnlich wie beim Denkmal der Caecilia Metella, mit Stierschädeln und Blumengehängen geziert. — Noch deutlicher zeigt die Aehnlichkeit mit einem Tempel ein unter den Gebäuden von Palmyra aufgefundenes Grab, das, wie

*) Dieser Platz lag demnach ausserhalb der Serviusmauer, da innerhalb der Mauer nicht begraben werden durfte.

der Grundriss Fig. 820 (Massstab = 40 Fuss) zeigt, geradezu als ein Prostylos hexastylos bezeichnet werden konnte. Vor einer Art quadratischer Cella erhebt sich eine Vorhalle von sechs freistehenden Säulen. Die Einrichtung des Innern deutet darauf hin, dass das Gebäude zu einem Familiengrabe bestimmt war, da sich an drei Wänden eine Reihe schmaler Cellen oder Grabkammern befindet, während fast in der Mitte des Raumes ein Bau von vier freistehenden Säulen (Tetrastylos) wahrscheinlich zur Aufnahme des Hauptsarkophages diente. Ebenfalls zu Palmyra befindet sich ein Turm, dessen Ansicht unter Fig. 821 (Massstab = 24 Fuss) dargestellt ist; er zeigt in den verschiedenen Stockwerken des Innern eine grosse Anzahl von Wandvertiefungen zur Aufnahme von Aschenkrügen.

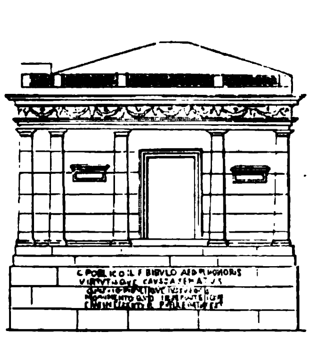
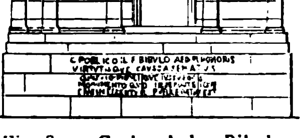



Fig. 819. Grabmal des Bibulus.

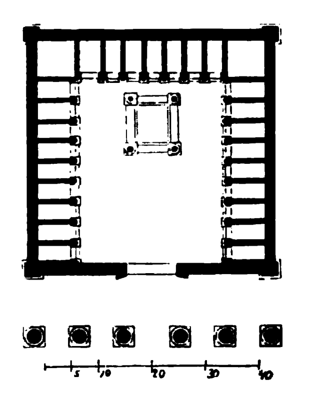



Fig. 820. Gräber in Palmyra. Fig. 821.

Alle die bisher angeführten Bauten waren, ohne gerade klein zu sein, doch von mässigen, jedenfalls nicht aussergewöhnlichen Grössenverhältnissen. Es konnte nicht fehlen, dass bei dem stets sich steigernden Luxus der Bauten für private wie für öffentliche Zwecke auch den Grabdenkmälern ein über das Gewöhnliche hinausgehendes Mass gegeben wurde. So lässt z. B. der antike Plan einer Grabanlage, der unter Fig. 822 abgebildet ist, drei zusammengehörige Gebäudeanlagen erkennen, von denen jede viele Zimmer enthält. Insbesondere aber mussten solche Steigerungen dann eintreten, wenn in der beizusetzenden und zugleich damit zu verherrlichenden Person die Würde des Staates selbst mit betroffen war. So zeigte schon das Grabmal, das Augustus für sich und seine Nachkommen errichten liess, grosse Ausdehnung. Auf viereckigem Sockel erhob sich, ähnlich dem Grabmal der Caecilia Metella, ein gewaltiger Rundbau, über dem ein Tumulus aufgehäuft war, und unter dem sich die Grabkammern zur Beisetzung der kaiserlichen Ueberreste befanden. Die Umfassungsmauern, in denen jetzt ein Theater hergerichtet ist, sind noch genügend erhalten, um eine Vorstellung von der ursprünglichen Grossartigkeit der Anlage zu gewähren.

Als nun dies Denkmal ein Jahrhundert lang die Ueberreste der Kaiser aufgenommen hatte und zu neuen Aufnahmen keinen genügenden Platz mehr dar-

zubieten schien, entschloss sich Kaiser Hadrian, einen ähnlichen Bau für sich und seine Nachfolger zu errichten. Der Platz dazu wurde am jenseitigen Ufer des Tiber ausersehen, gegenüber dem Grabmal des Augustus und mit der Stadt durch die schon oben besprochene Brücke (*Pons Aelius*, vgl. Fig. 823 u. 763), den heutigen Ponte S. Angelo, verbunden. Ueber einem quadratischen Sockel (von ca. 84 m im Quadrat) erhob sich ein einziges cylindrisches Hauptgeschoss, das die Grabkammer enthielt und durch eine hohe Basis mit Kolossalstatue (Quadriga?) gekrönt wurde. Der Durchmesser des Cylinders betrug ca. 65 m, seine Höhe ca. 19 m. Die Annahme eines zweiten Rundbaus über dem ersten,

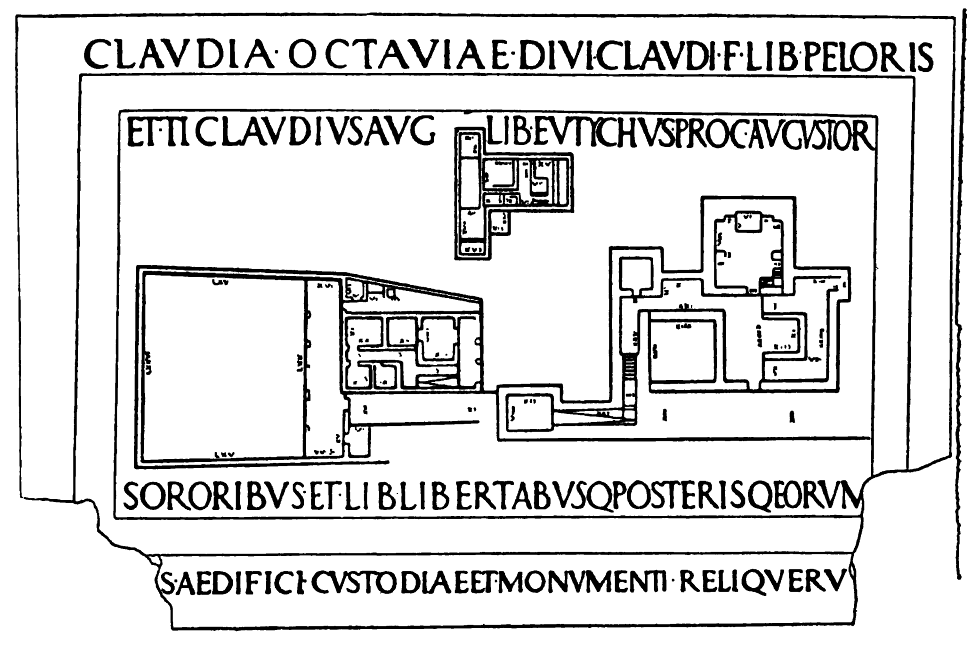


Fig. 822. Antiker Grundplan einer Grabanlage.

die der Restauration von Canina zu Grunde liegt, widerspricht nach den neueren Untersuchungen (Röm. Mitt. 1891 S. 139) dem thatsächlichen Befund. Auf dem cylindrischen Aufbau müssen eine grosse Zahl von Statuen gestanden haben, die bei der Belagerung durch die Goten teilweise auf die Belagerer herabgeschleudert wurden. An der Eingangsseite waren grosse Platten mit den Inschriften der im Denkmal Beigesetzten angebracht. Im Laufe der Jahrhunderte ist der Bau natürlich sehr zerstört worden, immerhin bildet der noch erhaltene Kern, der Hauptbestandteil des heutigen Kastells S. Angelo, einen der anziehendsten Punkte Roms.

Ausser den oben erwähnten Gebäuden ist uns aus dem römischen Altertume noch eine nicht unbedeutende Anzahl von Denkmälern erhalten, die teils zur unmittelbaren Aufnahme der Ueberreste geliebter Toten bestimmt waren, teils oberhalb der zur Beisetzung der letzteren dienenden Gemächer errichtet

wurden. Sie nähern sich in ihrer äusseren Gestalt entweder jenen bereits ausführlicher besprochenen Denkmälern, oder bestehen aus kleineren altarähnlichen Bauten von runder oder viereckiger Form (*cippi*), oder endlich stellen sie sich als einfache Pfeiler (Hermen) dar, deren Oberteil man auf der einen Seite eine Rundung gab, so dass sie fast einem halbierten menschlichen Kopfe gleichen. Von allen diesen Formen bietet die unter Fig. 824 mitgeteilte Ansicht der Gräberstrasse vor dem Herculaner Thore Pompejis lehrreiche Beispiele dar. Hier nämlich befinden sich zu beiden Seiten der Strasse zahlreiche Gräber,



Fig. 823. Die Engelsburg zu Rom.

von denen die meisten durch Inschriften als die Grabstätten bestimmter Personen oder Familien bezeichnet sind. Wo es der Raum gestattete, ist das Denkmal von einem kleinen Hofe umgeben, den eine Mauer gegen die Strasse und die anderen Gräberstätten abschliesst. Derartige Umfriedigungen dienten entweder bloss zur Andeutung, dass es sich hier um einen durch heilige Gebräuche geweihten Raum handele, oder sie konnten in einzelnen Fällen auch zur feierlichen Verbrennung der Leichen bestimmt sein. Natürlich wurden diese Verbrennungsstätten (*ustrina*) nur zur Verbrennung der Personen benutzt, für die das Denkmal bestimmt war. Da aber die Anlage eines privaten *ustrinum* besondere Mittel erforderte, in der Nähe mancher Gräber auch geradezu untersagt war, so musste für das Bedürfnis der weniger Bemittelten durch die Anlage allgemeiner Verbrennungsstätten gesorgt werden. Eine solche hat sich in

Form eines ummauerten Vierecks bei Pompeji vorgefunden; und dass eine ähnliche Einrichtung auch zu Rom vorhanden war, ergiebt sich aus jenem grossen gemeinsamen Verbrennungsplatz, den Piranesi an der Via Appia, etwa fünf Miglien vor der Porta S. Sebastiano, aufgefunden hat. Er besteht aus einem weiten Viereck, das links mit Mauern aus grossen Peperinblöcken eingefasst war und an diesen einen erhöhten, mit einer niedrigen Brüstung versehenen Umgang zeigt; eine Anordnung, die offenbar dazu dienen sollte, den Angehörigen eines zur Verbrennung hierhergebrachten Toten die Teilnahme an dem, in dem vertieften mittleren Teile des Raumes stattfindenden Vorgange

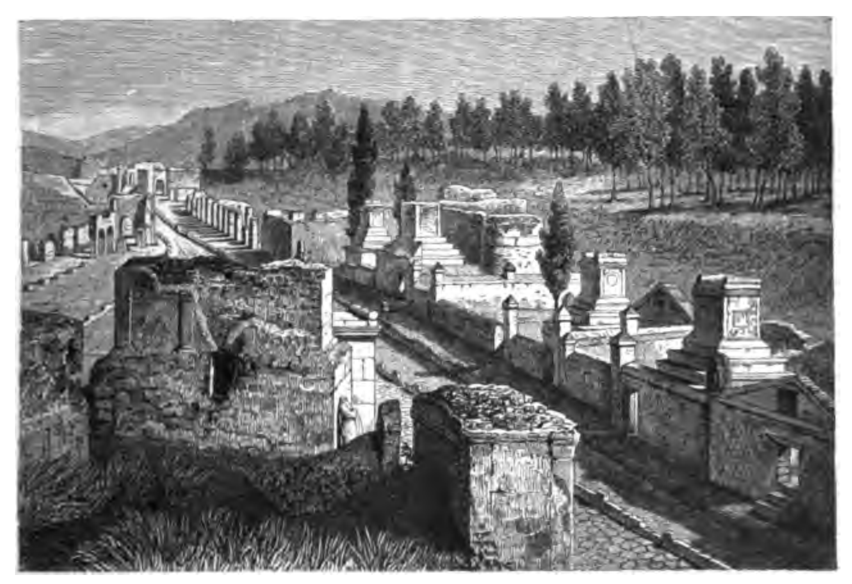


Fig. 824. Gräberstrasse vor dem Herculanerthor in Pompeji.

zu erleichtern, dem dann das Aufsammeln der Gebeine folgte. Kehren wir zu der Ansicht der pompejanischen Gräberstrasse zurück, so bemerken wir auf der linken Seite zunächst ein Grabmonument in Form eines zweisäuligen Tempelchens, das der Villa des Diomedes gerade gegenüber liegt und durch die erhaltene Inschrift als gemeinsames Grab der Familie des M. Arrius Diomedes bezeichnet ist. Dazu gehören auch die beiden Hermencippen, deren Form wir schon oben besprochen haben, sie befinden sich mit dem grösseren Grabmal auf einem gemeinsamen Unterbau und sind durch Inschriften als Erinnerungsmale zweier Mitglieder derselben Familie bezeichnet. Der zweite grössere Bau auf dieser Seite erweist sich nach der Inschrift als das Grab eines L. Ceius Labeo und war dazu bestimmt, die Statue dieses weiland „richterlichen Zweimannes“ von Pompeji nebst der seiner Gemahlin zu tragen; beide befinden sich gegenwärtig im Museo Borbonico. Auf der rechten Seite des Bildes erblicken wir zunächst eine mit einem Giebel gekrönte Wand, in der sich eine niedrige Eingangsthür befindet. Diese führt in einen an die äusserste

Spitze der Villa des Diomedes anstossenden unbedeckten viereckigen Hof, in dem man die Einrichtungen zu den am Schluss der Beerdigungsfeierlichkeiten stattfindenden Leichenmalen vollständig erhalten aufgefunden hat. Es ist uns darin ein ***triclinium funebre*** erhalten, das den in den Privatwohnungen vorkommenden Speisesälen mit den sanft geneigten Lagerstätten vollkommen entspricht. Auf dies Triclinium folgt ein von reichem Unterbau getragenes, altarähnliches Grabdenkmal, das zu den schönsten und besterhaltenen von ganz Pompeji gehört. Es ist von einem Hofe umgeben, dessen Mauer mit zinnenartigen Türmchen verziert erscheint und in den von der Strasse aus eine einfache Thür den Zugang bildete. In dem Unterbau des Denkmals befindet sich die Grabkammer, deren innere Ansicht wir schon oben (Fig. 814) mitgeteilt

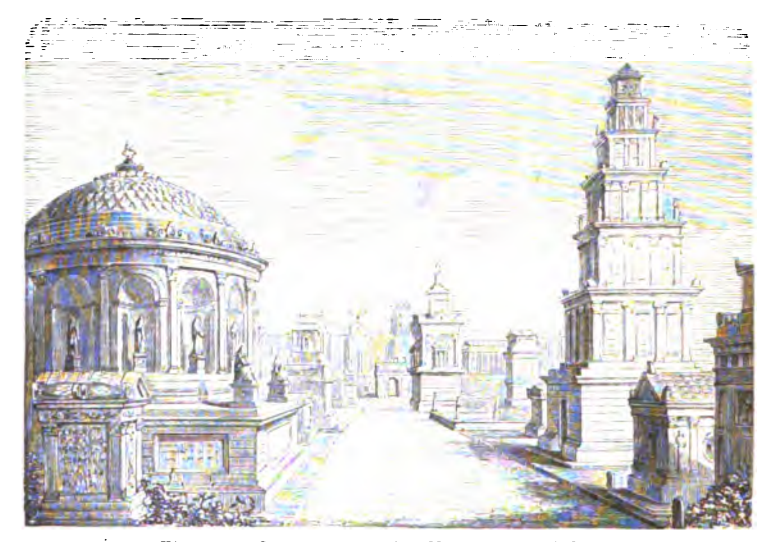


Fig. 825. Gräberstrasse der Via Appia bei Rom.

haben; der altarähnliche Cippus, der auf mehreren Stufen sich über dem Unterbau erhebt und die Umfassungsmauer des Hofes weit überragt, ist reich mit Reliefs verziert und mit einer Inschrift versehen, die besagt, dass Naevoleia Tyche, die Freigelassene eines Lucius Naevoleius, dieses Denkmal sich und dem L. Munatius Faustus, sowie ihren beiderseitigen Freigelassenen (männlichen und weiblichen Geschlechts) noch bei ihren Lebzeiten errichtet habe. Unter den auf dieser Seite folgenden und auf unserer Abbildung noch sichtbaren Grabmonumenten erwähnen wir das in Form eines zierlichen Altars errichtete Kenotaphium des Augustalen C. Calventius Quietus; ihm folgt ein inschriftloses Familiengrab in Gestalt eines runden stumpfen Turmes, umgeben von einer mit reliefgeschmückten Türmchen gekrönten Mauer, und endlich das durch seine Gladiatorenreliefs interessante Grabmal des Scaurus.

Zum Schlusse dieser Schilderung fügen wir unter Fig. 825 noch eine Ansicht hinzu, die einen Teil der Via Appia in der Nähe von Rom mit dem Schmuck ihrer zahlreichen Denkmäler darstellt. Diese Heerstrasse war wegen

ihrer grossen Bedeutsamkeit vor allen geeignet, mit Grab- und Ehrendenkmälern geziert zu werden, und noch heute lassen sich ihre Spuren bis auf mehrere Meilen Entfernung von Rom erkennen. Nach sorgfältiger Prüfung dieser Ueberreste und nach deren Vergleichung mit anderweitig bekannten Denkmälern dieser Art hat der Architekt L. Canina versucht, das ursprüngliche Aussehen einiger Teile der Strasse wiederherzustellen. Von diesen Restaurationen ist eine durch Mannigfaltigkeit und Pracht ihrer Denkmäler sich auszeichnende unter Fig. 825 zur Anschauung gebracht.

Die Ehrendenkmäler.

Dem Grabdenkmal steht das Ehrendenkmal nahe, ja oftmals vermag das eine in das andere überzugehen, namentlich wenn es als Kenotaphium nicht wirklich die Reste des Verstorbenen umschliesst, sondern nur die Bedeutung hat, sein Andenken wach zu erhalten. Eine solche Vermischung von zwei eigentlich verschiedenen Zwecken, von der die unten zu besprechende Ehrensäule des Kaisers Trajan das merkwürdigste Beispiel gewähren kann, scheint unter anderem bei dem unter Fig. 826 u. 827 dargestellten Denkmal angenommen werden zu dürfen; es mag deshalb als eine Art Mittelglied zwischen dem Grabe und dem Ehrenmonumente hier eingefügt werden. Unsere Ansichten stellen die Süd- und Nordseite eines Denkmals dar, das sich noch heute bei dem Dorfe Igel in der Nähe von Trier befindet. Aus rötlichen Sandsteinquadern errichtet, erhebt es sich in verschiedenen Absätzen bis zur Höhe von 23 m, unten ist es gegen 5 m breit. Das als steile ausgeschweifte Pyramide gestaltete Dach ist mit schuppenartigen Verzierungen bedeckt und wird von einer Art Kapitell gekrönt, das an den vier Ecken mit menschlichen Gestalten geziert ist, auf denen eine von kleinen Sphinxgestalten getragene Kugel ruht. Reste oberhalb der Kugel deuten darauf hin, dass hier ursprünglich ein Adler angeordnet war, der mit einer menschlichen Gestalt zum Himmel emporzufliegen schien, wodurch die Apotheose der verstorbenen oder durch das Denkmal zu verherrlichenden Personen dargestellt wurde. Ausser diesen leider sehr verstümmelten Skulpturen hat das Denkmal eine grosse Anzahl von Reliefdarstellungen aufzuweisen, mit denen alle Seiten und Absätze in einer fast allzu reichen Fülle überdeckt sind. Sie beziehen sich teils, wie die Hauptdarstellung auf der Südseite (Fig. 826), auf die Personen, denen das Denkmal zunächst errichtet war, teils auf mythologische Gegenstände, so scheint auf dem mittelsten Felde von Fig. 827 der Sonnengott auf seinem Wagen dargestellt zu sein; teils endlich enthalten sie Beziehungen auf das wirkliche Leben, die zur Charakteristik der betreffenden Personen dienen sollen. Der Stil der Bildwerke, wie die architektonische Gliederung des Denkmals scheint auf die spätere Kaiserzeit zu deuten. Eine nicht gut erhaltene und daher verschiedenartig erklärte Inschrift scheint zu ergeben, dass das Denkmal von der Familie der Secundinier zu Ehren einiger Familienmitglieder errichtet worden ist. Es ist damit als gemeinsames Ehrendenkmal der Familie der

Secundinier zu betrachten, die in Trier eine hochgeachtete Stellung eingenommen haben. Derselben Klasse von Denkmälern gehört auch das sogenannte Grabmal der Julier in St. Remy an, von dem Fig. 828 eine Skizze giebt; dicht neben einem antiken Triumphbogen errichtet, mit dem es vielleicht





Fig. 826 Denkmal zu Igel, Südseite.



Fig. 827. Denkmal zu Igel, Nordseite.

ursprünglich in Beziehung stand, erhebt sich das Denkmal auf einem quadratischen Unterbau, dessen vier Seiten mit grossen Reliefs geschmückt sind, darüber erhebt sich eine nach allen vier Seiten durch Bogen geöffnete Halle, über der noch ein offener Rundbau mit den Statuen der zu ehrenden Julier folgt. Ein spitz zulaufendes Dach bildet oben den Schluss. Aehnliche Grab- oder Ehrendenkmäler werden in Vienne, Tarragona, Lambessa und anderwärts erwähnt.

Wenden wir uns zu den Ehrendenkmälern im eigentlichen Sinne des Wortes, das heisst zu solchen Monumenten, die, ohne mit dem Grabe in irgend einer Beziehung zu stehen, zu Ehren einer bestimmten Person oder zur Feier irgend eines bestimmten Ereignisses errichtet sind, so ist zunächst zu bemerken, dass in diesem Sinne jedes Gebäude, sei es Tempel, Halle oder Theater, jede bauliche Anlage, wie Säule, Pfeiler, Pforte, wenn sie zum An-

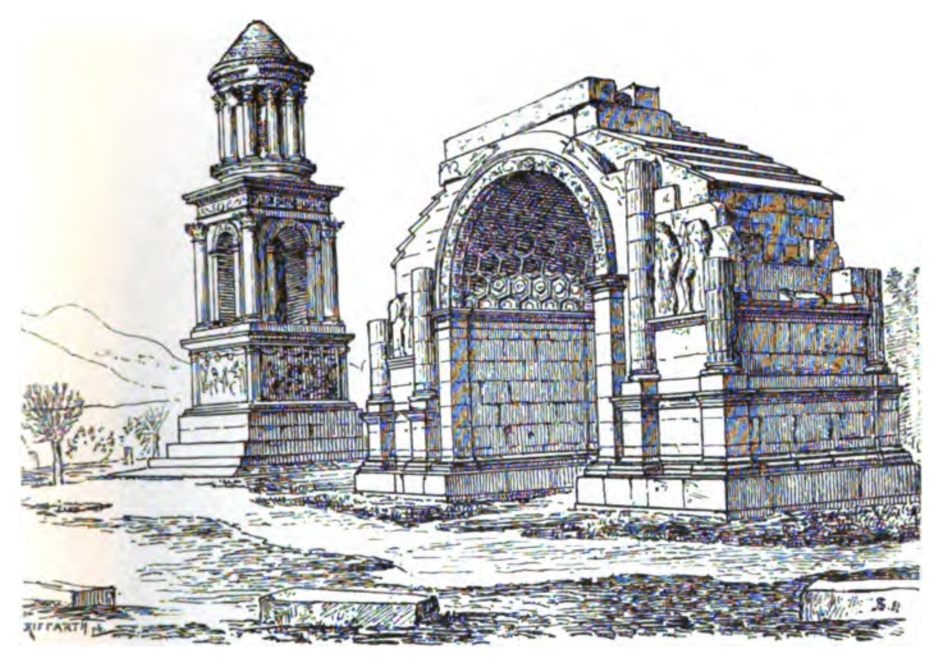


Fig. 828. Denkmal der Julier in St. Remy.

denken an Personen oder zur Feier ihrer Thaten errichtet worden ist, auch zu den Ehrendenkmälern gerechnet werden muss. Dem Caesar und mehreren Kaisern sind Tempel errichtet worden; Hallen und Säulengänge sind in Rom, wie bei den Griechen, dazu bestimmt gewesen, das Gedächtnis verdienter Männer oder grosser Thaten auf die Nachwelt zu bringen; und in Rom musste selbst ein Theater dazu dienen, die Ehre eines Lieblings des Kaisers Augustus zu verkünden. Diese und ähnliche Anlagen ausführlicher zu schildern, kann an diesem Orte nicht die Absicht sein. Sie haben unter den bestimmten Kategorien, denen sie ihrer baulichen Natur nach angehören, entweder schon ihre Erwähnung gefunden, oder es wird ihrer später an verschiedenen Orten noch gedacht werden. Hier mögen nur zwei Formen des Ehrendenkmals im engeren Sinne hervorgehoben werden, die von den Römern entweder erfunden oder doch mit besonderer Vorliebe zur Anwendung gebracht worden sind. Der letzteren Klasse gehören die Ehrensäulen, der ersteren die sogenannten



Fig. 829. Columna rostrata.

Triumphbogen an. Die Säulen gehörten schon bei den Griechen zu den beliebteren und mehrfach angewendeten Formen des Denkmals, sei es, dass sie eine Statue, einen Dreifuss oder sonst einen Gegenstand trugen; besonders zahlreich scheinen derartige Denkmäler auf der Akropolis gewesen zu sein. Aber auch ohne derartige Zuthaten konnten Säulen als Denkmäler errichtet



Fig. 830. Trajansäule zu Rom.

werden, falls nur eine beigefügte Inschrift diesen Zweck klar legte, und in dieser Weise scheint Rom frühzeitig die Säule als Ehrendenkmal übernommen zu haben. Diese Ehrenbezeigung, die früher vom Senate ausging, wurde später auch vom Volke erwiesen, indem die Mittel dazu entweder aus Staatsmitteln bewilligt oder durch Sammlungen aufgebracht wurden. Vielleicht als die älteste Denksäule erscheint die zum Andenken an den Seesieg des C. Duilius über die Karthager im Jahre 261 v. Chr. auf dem Forum errichtete mit Schiffsschnäbeln an ihrem Schaft gezierte *Columna rostrata*, von der eine

Nachbildung aus neuerer Zeit mit der antiken Inschrift im capitolinischen Museum aufbewahrt wird. Dieses alte Denkmal wurde in seiner altertümlichen Form das Vorbild der auf mehreren Silbermünzen des Augustus und Vespasianus dargestellten und mit den Standbildern dieser Kaiser geschmückten



Fig. 831. Säule des Marc Aurel in Rom.

Columnae rostratae, durch die ihre Seesiege verherrlicht wurden (Fig. 829). Dass derartige mit Schiffsschnäbeln gezierte Denksäulen aber zur Kaiserzeit wirklich aufgestellt waren, darüber fehlen uns die Nachrichten. Sodann gehören hierher die Säulen, die man zur näheren Bezeichnung der Thaten des Gepriesenen mit Reliefdarstellungen geziert hat. Gewöhnlich wanden sich diese Darstellungen in einem spiralförmig um den Schaft der Säule gewundenen Streifen von der Basis bis zum Kapitell hinauf. Eine solche Säule bildete die Zierde des prachtvollen vom Kaiser Trajan errichteten Forum (unter Fig. 830 in ihrem

gegenwärtigen Zustande mit den Säulenresten des Forum dargestellt). Sie erhebt sich auf einem viereckigen, mit der Inschrift und kriegerischen Trophäen der mannigfachsten Art bedeckten Sockel bis zu einer Höhe von 27 m, (mit Postament und Statue bis 43 m). Ueber dem Kapitell befindet sich der 2,52 m

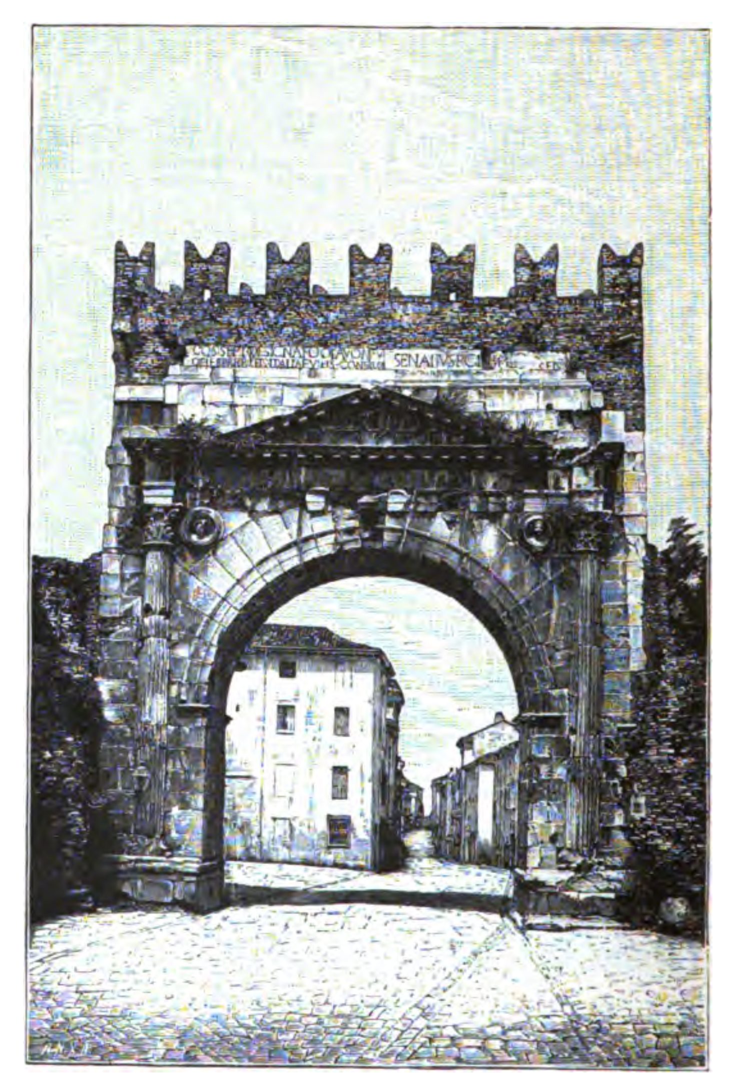


Fig. 832. **Bogen des Augustus zu Rimini.**

hohe cylindrische Untersatz, der einst die vergoldete Bronzestatue des Kaisers trug; diese wurde im J. 1587 durch eine Bronzestatue des Apostel Petrus ersetzt. Dagegen zeigt die aus 23 Marmortrommeln zusammengesetzte Säule in ihren übrigen Teilen eine überraschend gute Erhaltung. Die in 22 spiralförmigen Windungen in einer Gesamtlänge von 200 m die Säule umziehenden Reliefs

bilden eine fortlaufende Reihe von Scenen aus den Kriegen Trajans gegen die Dacier. Die Inschrift am Postament der Säule giebt die Zeit der Errichtung an (114 n. Chr.) und bezeichnet als ihren Zweck, die Höhe anzugeben, bis zu welcher der (quirinalische) Hügel abgetragen worden ist, um Raum für die Gesamtanlagen des Forums an dieser Stelle zu gewinnen. Trotzdem aber wird auch diesem Ehrendenkmal eine mit dem Grabmal verwandte Bedeutung zugeschrieben, da Hadrian die Ueberreste seines Vorgängers in einer goldenen

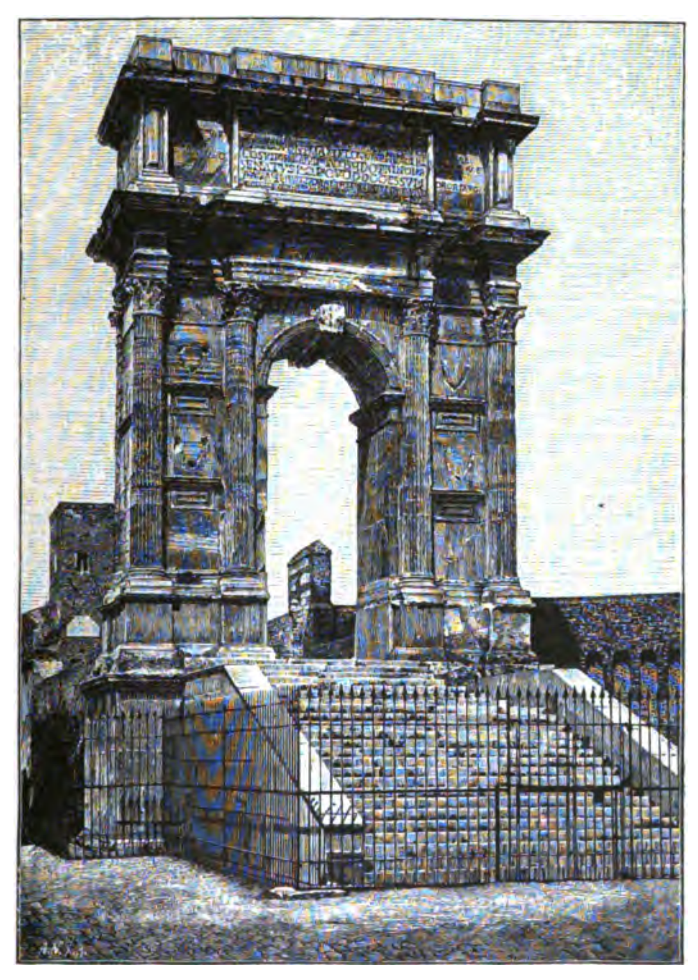


Fig. 833. Trajansbogen in Ancona.

Urne unter der Säule beisetzen liess. Eine Wendeltreppe von 185 Stufen, zu der man durch eine im Piedestal angebrachte Thür gelangt, führt im Innern der Säule auf die Höhe der Kapitellplatte.

Der Säule des Trajan ähnlich, wenn auch in der Vollendung der Arbeit und Schönheit des Eindrucks ihr nicht ganz zu vergleichen, ist die Säule, die

Senat und Volk dem Andenken des edlen Marcus Aurelius Antoninus geweiht haben. Auch sie scheint nicht ganz vereinzelt, sondern im Zusammenhange mit einem gleichfalls dem Kaiser gewidmeten Tempel errichtet worden zu sein. Sie ist im ganzen wohlerhalten und trug gleichfalls das Bild des Kaisers, während sie jetzt von der durch Sixtus V. 1589 errichteten Statue des heiligen



Fig. 834. Hadriansbogen in Athen.

Paulus gekrönt wird. Wie die Trajanssäule bestand auch dieses Denkmal aus 28 cylindrischen Marmorblöcken, die innen zu einer spiralförmig sich windenden Treppe von jetzt 206 Stufen ausgearbeitet waren. Die Höhe beträgt nach einer in der Nähe gefundenen Inschrift gerade 100 altröm. Fuss (= 29,50 m). Der Schaft ist gleich dem der Trajanssäule; das Fussgestell dagegen ist bei weitem höher als dort; es tritt jetzt nur teilweise aus dem Boden hervor. Die Darstellungen des Reliefstreifens, die in 20 Spiralwindungen den 26,50 m hohen Schaft umgeben, beziehen sich auf die Ereignisse der Kriege, die der Kaiser

gegen die Marcomannen und die Völkerschaften nördlich von der unteren Donau führte (Fig. 831).

Während die Römer die Ehrensäulen von den Griechen übernommen haben, scheinen die Ehrenbogen ihre eigenste Erfindung zu sein; es tragen daher auch diese Denkmäler recht eigentlich den Stempel der römischen Kunst an sich. Die Gewohnheit festlicher Aufzüge zur Feier irgend welcher glücklichen Ereignisse mochte schon früh darauf führen, festliche Pforten zu errichten,



Fig. 835. Bogen des Drusus in Rom.

durch welche die Züge hindurchschreiten konnten. Zu dem sich von selbst darbietenden Schmuck der Stadtthore konnte sich leicht die Errichtung freistehender Pforten gesellen, deren statuarischer Schmuck dem vergänglicheren, den man den Stadtthoren bei solchen Gelegenheiten hinzufügte, gleichsam eine monumentale Dauer zu geben bestimmt war. Mit derartigen Ehrenpforten konnte natürlich jedes Verdienst um das Staats- und Bürgerwohl gefeiert werden. So verherrlichen zwei dem Augustus auf der Tiberbrücke und zu Ariminum errichtete Bogen (Fig. 832) die Verdienste des Kaisers um den Bau der flamini-

schen Strasse, die Rom mit der genannten Stadt verband. Trajans Verdienste um die Wiederherstellung des Hafens von Ancona preist der Bogen, der noch heute auf dem Damm dieses Hafens steht (Fig. 833). Ein Bogen zu Benevent ist demselben Kaiser wegen seiner Wiederherstellung der appischen Strasse gewidmet. Den Bau eines prächtigen neuen Stadtteils von Athen feiert ein Bogen, der dem Kaiser Hadrian daselbst errichtet war (Fig. 834). Das Ehrendenkmal einer Familie bildet der sogenannte Bogen der Sergier zu Pola. Eine kleine, aber mit Skulpturen überladene Pforte am Forum boarium zu Rom ist

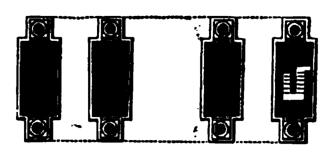


Fig. 836. Der Titusbogen in Rom.

als das Denkzeichen der Verehrung und Dankbarkeit zu betrachten, welche die Goldschmiede und Ochsenhändler für den Kaiser Septimius Severus hegten.

Vor allem aber ist hier eine ganz bestimmte Veranlassung zu erwähnen, die bei den Römern häufig zur Errichtung von Ehrenpforten geführt hat. Es ist dies die Sitte, einem siegreichen Feldherrn nach Beendigung eines Krieges einen feierlichen Einzug in die Stadt zu gewähren, bei dem er auf prächtigem Wagen an der Spitze des festlich geschmückten Heeres einherfuhr, um zugleich den Göttern zu danken und dem Volke seinen Sieg und dessen Bedeutung in bildlichen Darstellungen oder in wirklichen Beweisstücken an Beute und Gefangenen vorzuführen. Diese als höchste Ehre angestrebten Triumphzüge, deren

Darstellung weiter unten ein besonderer Abschnitt gewidmet ist, sind recht eigentlich als ein Erzeugnis des römischen Volksgeistes und der Verhältnisse des römischen Staatslebens zu betrachten. Kein Wunder, dass auch der Baukunst, die mehr oder weniger bewusst alle Seiten des nationalen Lebens zu verkörpern und künstlerisch zu gestalten wusste, eine neue Aufgabe daraus hervorging. Der Triumphzug rief den Triumphbogen hervor, durch den die festliche Pompa des Soldatenzuges hindurchging, und in dem er gleichsam seine monumentale Verewigung finden sollte. So weisen die Reliefs dieser Denkmäler nicht selten Scenen des Zuges, den sie hindurchlassen sollten, in voller Anschaulichkeit auf, ja am Bogen des Titus ist ein Relief erhalten, welches dieses Denkmal selbst darstellt, das es zu zieren bestimmt ist. Das Wesen der römischen Architektur, die Verbindung des altheimischen Bogens mit dem griechischen Säulenbau tritt uns kaum jemals so deutlich entgegen, als in diesen freistehenden, von allen Seiten sichtbaren Siegesthoren, deren Durchgänge gewölbt sind, während Halbsäulen oder freistehende Säulen sie einrahmen und das Gebälk zu tragen scheinen, das den horizontalen Abschluss bildet. Natürlich hat bei aller Einfachheit dieses Grundgedankens der Anlage bei der Ausführung doch eine grosse Mannigfaltigkeit stattgefunden. Wir müssen uns hier begnügen, noch einige Beispiele von Triumphbogen anzuführen, an denen sich die beiden Hauptformen veranschaulichen lassen, die man als die vorherrschenden Gattungen dieser Monumente betrachten kann. Sie können nämlich, entsprechend den Stadtthoren, einen oder drei Durchgänge zeigen, wogegen die bei einem der römischen Thore durch besondere Umstände bedingte Anordnung zweier Pforten bei Triumphbogen selbstverständlich nicht zur Anwendung gelangen konnte.


Fig. 837. Der Constantinsbogen in Rom, Grundriss.

Von der erstgenannten Art ist uns ein Beispiel in dem kurz vor der Porta S. Sebastiano befindlichen Bogen des Drusus erhalten (Fig. 835), der im Jahre 8 v. Chr. dem Claudius Drusus Germanicus zu Ehren errichtet worden ist. Leider hat die von Caracalla über ihn weggeführte Wasserleitung seinem Anblicke wesentlichen Eintrag gethan. Viel schöner und bedeutender ist ohne Zweifel der aus pentelischem Marmor ausgeführte Titusbogen zu Rom*), den Fig. 836 in seinem gegenwärtigen Zustande darstellt. Die Anlage ist sehr einfach; zwei starke Mauerpfeiler sind durch einen Bogen mit einander verbunden, durch den der Triumphzug seinen Weg genommen hat. Die Pfeiler zeigen rechts und links von dem Bogen je zwei kanellierte Halbsäulen von kompositer

*) Seine Höhe beträgt 15,40, seine Breite 13,50, seine Tiefe 4,75 m. Der Bogendurchgang hat eine Breite von 5,36 und eine Höhe von 8,30 m. Im Mittelalter durch einen darauf gebauten Festungsturm verunstaltet, wurde der Titusbogen im Jahre 1822 in seiner jetzigen Gestalt wiederhergestellt. — Gleichfalls einthorig und in seiner Konstruktion dem Titusbogen ähnlich ist der zu Saint-Remy in Frankreich befindliche Triumphbogen, der oben Fig. 828 neben dem Denkmal der Julier dargestellt ist; seine Höhe beträgt 8,80 m, seine Breite 12,35 m, seine Tiefe 5,60 m.



Ordnung, als deren frühestes Beispiel sie zu betrachten sind (die beiden äusseren sind moderne Ergänzung in Travertin und nicht kanelliert); sie stehen auf einem gemeinsamen Unterbau und schliessen auf jeder Seite des Bogens ein reliefartig dargestelltes sogenanntes blindes Fenster ein. Das Gebälk über ihnen ist reich verziert; auf dem Fries ist in kleinen Reliefgestalten die Opferpompa dargestellt. Darüber erhebt sich eine Attica, die, dem unteren Stockwerk entsprechend, in drei Teile geteilt ist, deren mittlerer die Inschrift trägt. Skulpturen von ausgezeichneter Arbeit sind an dem Durchgangsbogen selbst angeordnet, in den Dreiecken zwischen der Wölbung und den Säulen geflügelte Victorien

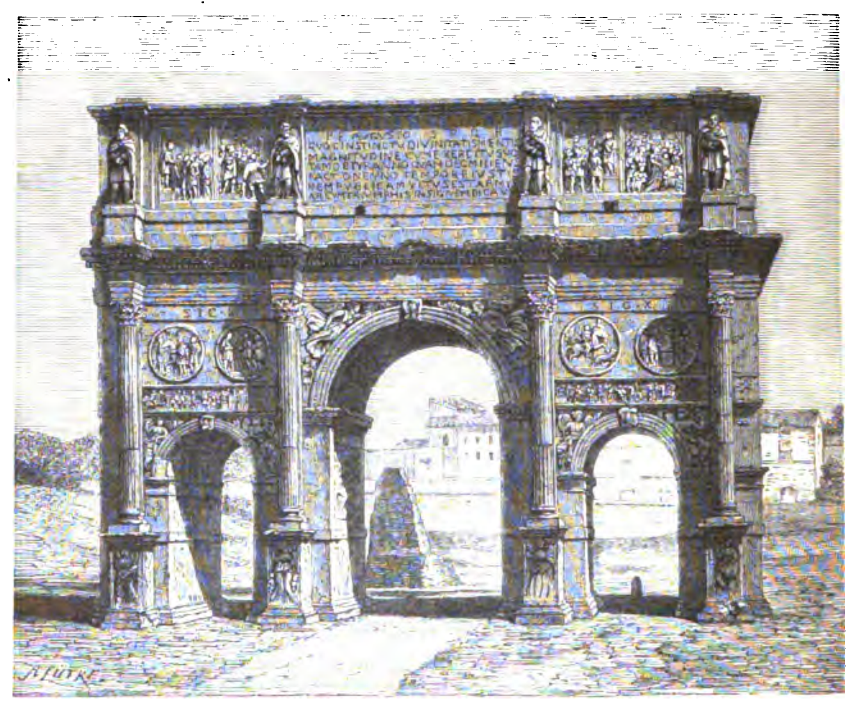


Fig. 838. Bogen des Constantin in Rom.

mit kriegerischen Attributen. Innerhalb des Durchganges befinden sich an den Wandflächen rechts und links Reliefs, von denen das eine den Kaiser aut seinem Triumphwagen, das andere eine Gruppe von Kriegern mit der Beute des jüdischen Krieges darstellt, worunter der siebenarmige Leuchter aus dem Tempel von Jerusalem bemerkt wird. In dem reich kassettierten Tonnengewölbe des Durchganges stellt ein im Wölbungsscheitel angebrachtes Reliet die Apotheose des von einem Adler gen Himmel getragenen Kaisers dar. Das Denkmal ist, wie die an der Attica angebrachte Inschrift und die Reliefs ergeben, vom Senat und Volk dem Kaiser Titus nach seinem Tode unter seinem Nachfolger Domitian errichtet. Es erhebt sich an einer schön belegenen Stelle. bei dem Tempel der Venus und Roma auf der Via sacra und kann als eines der kunstgeschichtlich merkwürdigsten Denkmäler des heutigen Rom betrachtet werden

Obschon einer späteren Periode angehörig, hat der Triumphbogen des Kaisers Constantin einen vielleicht noch höheren kunstgeschichtlichen Wert, da sich an ihm die Spuren von verschiedenen Zeiträumen gleichzeitig beobachten lassen. Als nämlich nach jenem an der milvischen Brücke vor Rom errungenen Siege (311 n. Chr.) Senat und Volk beschlossen, dem Sieger einen Triumphbogen zu errichten, sah man sich, sei es wegen des Sinkens der künstlerischen Schaffenskraft, sei es wegen der Kürze der dazu gestatteten Zeit, veranlasst, den grössten Teil der plastischen Zierden und wohl auch einen Teil der architektonischen Bestandteile früheren Bauwerken ähnlicher Bestimmung zu entnehmen. Der Neubau zeigt, wie sich aus dem Grundriss Fig. 837 ergiebt, drei Durchgänge, von denen der mittlere, höher und weiter als die beiden seitlichen, für den Triumphwagen des Kaisers selbst bestimmt war.*) Diese drei Durchgänge waren von freistehenden Säulen aus gelblichem numidischem Marmor (*giallo antico*) eingefasst, deren Arbeit nach Hirt auf die Zeit des Hadrian hindeutet. Der grössere Teil der Bildwerke dagegen, mit denen der Bau an den beiden Stirnseiten, wie innerhalb des mittleren Durchganges geziert ist, ist früheren Denkmälern, vor allem solchen entnommen, die zu Ehren des Trajan errichtet waren; aber auch Denkmäler späterer Zeit, namentlich der Antonine, scheinen zu Ehren des Constantin geplündert zu sein. Vgl. darüber Petersen in Röm. Mitt. IV S. 314. Die Anordnung der zahlreichen Bildwerke ist eine sehr geschmackvolle. Die letzteren beginnen schon an den Piedestalen der Säulen, die mit grossen stehenden Reliefgestalten geziert sind; je zwei sitzende Victorien befinden sich zu Seiten der ebenfalls reich verzierten Bogeneinfassungen. Darauf folgt, gleichsam einen fortlaufenden Fries über den kleineren Durchgängen bildend, eine Reihe von Reliefdarstellungen in kleinerem Massstabe; endlich über diesen niedrigen Reliefs je zwei, also im ganzen acht Darstellungen aus dem Privatleben eines Kaisers in kreisförmigen Einfassungen (Medaillons), denen in der sogenannten Attica acht viereckige Reliefs mit grösseren Figuren entsprechen. Der Bogen ist dem Kaiser Constantin, als „dem Begründer der Ruhe“ und „dem Befreier der Stadt“ zugeeignet, Inschriften, welche die Darstellungen mit der Niederwerfung des Maxentius und der daraus hervorgehenden Besetzung der Stadt Rom in Beziehung setzen. Nur diese letzteren Darstellungen, sowie die sitzenden Gestalten der Victorien und die stehenden an den Säulenpiedestalen rühren aus der Zeit des Kaisers Constantin her und bekunden durch die rohe Ausführung den tiefen Verfall der römischen Kunst, während die aus früheren Zeiten herrührenden Reliefs, mit Inbegriff der Figuren gefangener Barbaren über den Säulen, sowohl durch hohe technische Vollendung, als durch gerundete und ansprechende Komposition ausgezeichnet sind (Fig. 838).

Gleichfalls mit drei Durchgängen versehen und in seiner Bauweise dem Bogen des Constantin ähnlich, in Bezug auf den Kunstwert der Reliefdarstellungen letzterem jedoch bei weitem nachstehend, ist der Bogen des Septimius

---

*) Höhe 21, Breite 25,70, Tiefe 7,40 m. Höhe des mittleren Bogens 11,50, der beiden Seitenbogen 7,40 m.



Severus, der im Jahre 203 n. Chr. diesem Kaiser zur Verherrlichung seiner asiatischen Siege zu Rom errichtet wurde (Höhe 23 m, Breite 25 m). Die oberhalb der Seitenportale angebrachten historischen Reliefs stellen den Entsatz von Nisibis, den Vertrag mit dem Könige der Armenier, die zweimalige Belagerung von Atra und die Einnahme Babylons dar. In den Friesstreifen sowie in den Bogenzwickeln angebrachte Reliefdarstellungen beleben ausserdem, ebenso wie am Constantinsbogen, die Wandflächen. Zu Ehren Constantins soll übrigens auch noch der sogenannte Janus Quadrifrons, ein Durchgangsbogen mit vier Fronten dicht beim Forum Boarium, errichtet worden sein (Fig. 839). Die



Fig. 839. Sog. Janus Quadrifrons in Rom.

jetzt leeren Nischen waren wahrscheinlich einst mit Statuetten ausgeschmückt, und über dem Bogen setzt man ein zweites Stockwerk voraus. Endlich erwähnen wir hier den dreithorigen Triumphbogen zu Orange im südlichen Frankreich (Höhe 18,30 m, Breite 19,43 m, Tiefe 8,50 m), dessen Erbauung von Caristie in die Zeit zwischen Trajan und den Antoninen, von anderen Archäologen in das Zeitalter des Augustus gesetzt wird.*) Auch an ihm sind die Aussenseiten mit historischen Reliefs und Waffentrophäen bedeckt. Die letzteren sind aber überladen, und es fehlt dem Bogen überhaupt die Anmut und Würde, welche die Triumphbogen in Rom kennzeichnet.

---

*) Vergl. Gilles, Précis historique et chronologique des monuments triomphaux dans les Gaules. Paris 1873.



Die Thermen.

Wit haben unter den griechischen Bauten das Gymnasion als eine mit dem Leben des Volkes selbst auf das engste verwachsene Anlage kennen gelernt (vgl. S. 221). Ursprünglich nur dazu bestimmt, die persönlichen Bedürfnisse einzelner Personen zu befriedigen, erweiterten sich die Anlagen um so mehr, je grössere Wichtigkeit man den auf Durchbildung des Körpers abzielenden Leibesübungen für das ganze Leben der Griechen beilegte, und zwar sowohl durch Vergrösserung, als auch durch Vervielfachung der Räume; die Einrichtung von Bädern trat hinzu, und endlich ward auch auf die Anlage solcher Räume Bedacht genommen, die nicht bloss zur Benutzung des Uebenden selbst dienten, sondern vielmehr für die Aufnahme einer Anzahl von Zuschauenden oder von solchen berechnet waren, die sich dort zu ihrer Ergötzung und Erholung aufhalten wollten. Eine ähnliche Stellung nehmen im römischen Leben die Bäderanlagen ein. Auch sie sind von einfachen Bauten für den Privatbedarf ausgegangen, die das bei den Alten lebhafter als bei uns gefühlte Bedürfnis des Bades hervorrief; auch sie haben sich durch Hinzunahme anderer Räume erweitert, bis sie schliesslich zu gewaltigen und prachtvollen Anlagen anwuchsen, die den Römern so unentbehrlich wurden, wie den Griechen ihre Gymnasien, und die deshalb, wenn auch nicht immer mit gleicher Stattlichkeit ausgeführt, wohl in jeder nur irgendwie bedeutenden Stadt als eins der Haupterfordernisse des öffentlichen Lebens bestanden haben mögen.

So lassen sich diese Bauten, die später wegen der überwiegenden Bedeutung der darin enthaltenen warmen Bäder allgemein den Namen der Thermen erhielten, wohl mit den Gymnasien der Griechen vergleichen, ja in späterer Zeit findet sich, wenn auch vereinzelt, selbst der Name Gymnasium auf sie angewendet. In der Anlage weichen sie aber von den griechischen Gymnasien wesentlich ab. Zunächst hat dies darin seinen Grund, dass die Leibesübungen, für die das griechische Gymnasion vorzugsweise errichtet wurde. in dem Leben und der Erziehung der Römer niemals die Bedeutung erlangt haben, die sie für die Griechen besassen. Allerdings wurde bei der näheren Bekanntschaft der Römer mit den Sitten der Griechen auch diese oder jene Art der Leibesübungen mit nach Rom übergeführt, und es kommen auch bauliche Anlagen vor, deren griechische Namen auf agonistische Bedeutung schliessen lassen, aber allgemein verbreitet waren die Uebungen der Agonistik niemals: nach wie vor betrachtete man das Waffenhandwerk und die kriegerischen Uebungen als die Schule, in der das römische Volk für die Entwickelung des Körpers zu sorgen hatte. Und wenn wir selbst in den öffentlichen Badeanlagen der Römer gewisse Räume für Uebungen der griechischen Agonistik bestimmt finden, so bilden diese doch nur eine unwesentliche Zuthat. In dem griechischen Gymnasion handelte es sich zunächst um Räume für die Uebungen, denen in zweiter Reihe die Anlagen für die Bäder hinzutreten konnten. In den römischen Thermen bilden die Vorrichtungen

für die Bäder die Hauptsache, die Räume für die Leibesübungen treten erst als eine Art Erweiterung und Ergänzung zu dieser Hauptsache hinzu. Beiden gemeinsam aber sind die Anlagen, in welchen den Besuchern Gelegenheit zur Unterhaltung und Erholung, zu Spaziergängen und Gesprächen gegeben wurde, und der Luxus der römischen Kaiserzeit verfehlte nicht, die Thermen allmählich mit den reichsten Mitteln auch der geistigen Bildung, mit Bibliotheken und Kunstsammlungen, auf das Freigebigste auszustatten.

In älteren Zeiten, in denen das Baden noch nicht zu den Bedürfnissen des täglichen Lebens gehörte, bildete das neben der Küche belegene und mit dieser durch einen Heizungsapparat in Verbindung stehende Waschhaus (*lavatrina*) das Badezimmer. Diese einfache Einrichtung genügte der späteren Zeit nicht mehr. Die warmen, lauwarmen und kalten Bäder, die kalten Begiessungen, die Schwitzbäder und das Abreiben und Einölen des Körpers erforderten für jede dieser Handlungen ebensoviel abgesonderte Räumlichkeiten, zu denen noch besondere Aus- und Ankleidezellen, sowie bei den grossen Thermen Räume der mannigfachsten Art für Unterhaltung und Vergnügen hinzukamen. Aus den noch erhaltenen Resten antiker Bäder, die durch Ausgrabungen an vielen Punkten des römischen Reiches freigelegt worden sind, und die in ihrer Einrichtung mit den von Vitruv gegebenen Vorschriften in überraschender Weise übereinstimmen, sind wir im stande, ein ziemlich klares Bild von der Einrichtung eines römischen Bades zu entwerfen (Fig. 840 ff.). Sämtliche Badezimmer lagen über einem etwa 0,65 m hohen Souterrain (*suspensurae*), dessen Decke von reihenweise in einer Entfernung von 0,47 m aufgestellten Pfeilern getragen wurde (vgl. Fig. 840). Die Mitte der Anlage nahm der Ofen (*hypocausis*) mit seiner davorliegenden Feuerungskammer (*propnigeum, praefurnium*) ein; von hier aus teilte sich die erwärmte Luft durch die Souterrains mit, stieg durch thönerne oder bleierne, innerhalb der Wände angebrachte Röhren (*tubi*) in die Höhe und strömte in die Badezellen ein. Das für die Bäder notwendige kalte, laue und heisse Wasser kam aber aus drei über dem Ofen angebrachten und durch Röhrenleitung mit einander verbundenen ehernen Kesseln. Die Badezellen, die oberhalb der Souterrains in grösserer oder geringerer Entfernung um den Ofen herum angeordnet waren, führten je nach dem Wärmegrad der in ihnen befindlichen Bäder die Namen *tepidarium* (der Raum zum Transpirieren vermittelst Luftheizung), ferner *caldarium* (der Raum für die warmen Bäder). Bassins (*piscina*) oder Wannen (*solium, alveus*) nahmen die Mitte der Caldarien und Frigidarien ein, Bänke und Sitze liefen längs der Wände oder waren in Nischen angebracht, und im

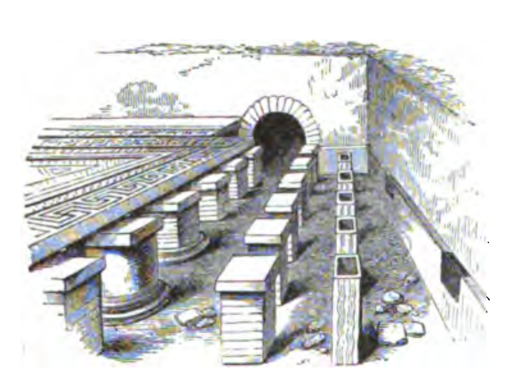


Fig. 840. Suspensurae.

Caldarium diente ein in einer Nische angeordnetes flaches Becken (*labrum*, vergl. Fig. 336) zu kalten Abwaschungen. Bei reicheren, namentlich bei den öffentlichen Bädern gab es besondere Räume zum Aus- und Ankleiden (*apodyterium*) und zum Abreiben (*destrictarium*), auch für das Salben des Körpers nach dem Bade war ein eigenes Zimmer (*unctorium*) bestimmt, während bei kleineren Badeanlagen dieses Geschäft wohl auch im Tepidarium vorgenommen wurde. Endlich wurde mit grösseren Badeeinrichtungen seit dem Ende der Republik das dem *πυριατήριον* der Griechen nachgebildete heisse Dampfbad (*laconicum*) verbunden. Neben dem Tepidarium belegen, von ihm aber durch eine Mauer getrennt, bestand es nach Vitruvs Vorschrift aus einem kleinen, von einer Kuppel eingedeckten kreisrunden Bau, der durch eine in der Mitte der Wölbung angebrachte Oeffnung sein Licht erhielt und durch eine besondere Heizung bis zu einem hohen Temperaturgrad erwärmt werden konnte; durch eine an Ketten von der Höhe der Wölbung herabhängende

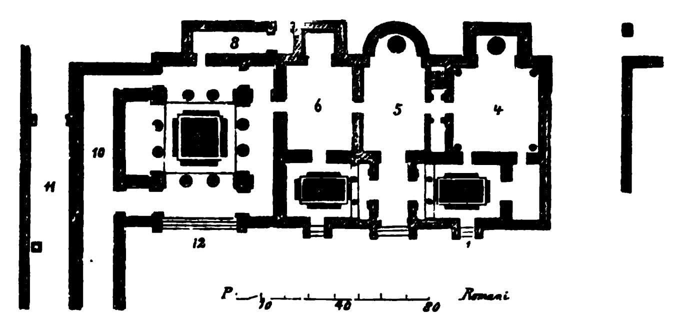


Fig. 841. Das Bad von Velleja.

eherne Scheibe (*clipeus*) liess sich die heisse Luft, je nachdem man diese Scheibe herabliess oder hinaufzog, mehr oder weniger in dem Raum konzentrieren.

Soviel im allgemeinen über die Einrichtung der Bäder. Versuchen wir es nunmehr, nach einigen noch erhaltenen baulichen Ueberresten uns die Badeanlagen zu vergegenwärtigen. In einfacher Weise zeigt eine solche die „Casa del Labirinto“ in Pompeji, wo sich ein kleines Auskleidezimmer (*apodyterium*), ein Gemach für das laue Bad (*tepidarium*) und ein drittes für das warme Bad (*caldarium*) unterscheiden lassen. Aehnlich ist die Anlage der Bäder in der schon oben geschilderten *villa suburbana* des Diomedes, wo zu dem lauen und warmen Bade (Fig. 795, 9 und 10) noch ein Hof für das kalte Bad (8) hinzutritt, dessen Wasserreservoir sich ebensowohl erkennen lässt, als die Vorrichtung zur Erwärmung des Wassers für das heisse Bad.

Diese Räume und Vorrichtungen sind es nun auch, die, in ihren Massen gesteigert und mit grösserer Mannigfaltigkeit gestaltet, in den öffentlichen Badeanstalten, den eigentlichen Thermen, mit mehr oder weniger Regelmässigkeit wiederkehren. Von solchen öffentlichen Anlagen heben wir zunächst als einfachstes Beispiel die Thermen von Veleja hervor. Veleja oder Velleja war im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung von der bis dahin in zerstreuten

Dörfern wohnenden ligurischen Völkerschaft der Velejaten in dem von der Via Aemilia durchschnittenen Landstriche nicht weit von dem heutigen Piacenza erbaut. Ein Bergsturz hat die Stadt, wie es scheint, unter den ersten Nachfolgern Constantins verschüttet, so dass alle Kunde von ihr verloren ging, bis im Jahre 1747 die Auffindung der grössten bekannten Bronzeinschrift, der sogenannten ***tabula alimentaria*** des Kaisers Trajan bei dem kleinen Orte Macinisso das Vorhandensein einer römischen Niederlassung vermuten liess. Erst im Jahre 1760 jedoch wurden auf Befehl des Infanten Don Philipp von Parma planmässige Ausgrabungen unternommen, die bis zum Jahre 1765 fortgeführt, allmählich das wohlerhaltene Bild einer mässig grossen römischen Provinzial-

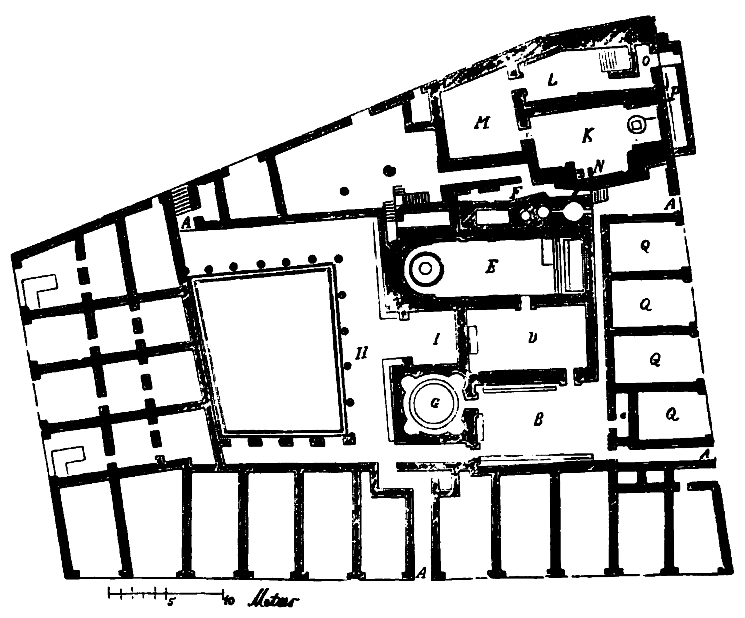


Fig. 842. Die kleineren Thermen von Pompeji.

stadt aus den ersten Jahrhunderten des Kaiserreichs zu Tage förderten. Von den Thermen dieser Stadt giebt Fig. 841 den Grundriss nach der Aufnahme und der wegen des zerstörten Zustandes der Ueberreste teilweise nötigen Restauration des Architekten Antolini. Danach sehen wir auf der Eingangsseite (1—12) verschiedene Eingänge angebracht. Der zur äussersten Rechten belegene (1) führt in die, wie es scheint, für die Frauen bestimmten Baderäume, die aus einer Art offener Vorhalle (2) und einem grösseren Saale für das heisse Bad (4) bestehen, während das kleine zwischen beiden gelegene Gemach (***hypocaustum***) die Vorrichtungen zur Heizung enthalten haben mag. Auf der anderen Seite des gemeinsamen Vestibüls entspricht der Vorhalle oder dem Vorhofe der Frauen (2) ein ähnlicher Raum für die Männer (3). Dazu gehört ferner der von dem Badesaal der Frauen (4) durch einen Zwischenraum mit Treppen getrennte Badesaal für die Männer (5). Der daran stossende Raum (6)

wird als Unterhaltungssaal betrachtet; an ihn schliesst sich der für das gemeinsame kalte Badebassin (*natatio*) der Männer bestimmte Raum (7) an, der von einem Säulenumgange umgeben ist. In dieses Peristyl mündet ein kleinerer schmaler Saal (8), in dem ein Mosaikfussboden entdeckt worden ist, und ein bedeckter Gang (*crypta*, 10). Dieser ist durch eine Strasse (11) begrenzt, wie auch auf der entgegengesetzten Seite eine Strasse, an der Vorderseite dagegen ein freier Platz gelegen zu haben scheint.

Eine etwas grössere Mannigfaltigkeit bieten die auch ihrer räumlichen Ausdehnung nach bedeutenderen, im Jahre 1824 ausgegrabenen Thermen von Pompeji dar, deren Grundriss unter Fig. 842 dargestellt ist. Aehnlich wie wir bei dem Hause des Pansa (Fig. 784) gesehen, sind sie von einer Zahl kleiner Läden und Mietswohnungen umgeben, die mit den Räumen für die Besucher des Bades in keiner Verbindung stehen, und bilden mit diesen einen Häuserblock (*insula*) in Form eines unregelmässigen Vierecks, das auf allen Seiten von Strassen begrenzt wird. Auch hier finden wir die Bäder für die Frauen von denen für die Männer getrennt und mit besonderen Eingängen versehen. Erstere umfassen die Räume *K L M N O P* mit dem Eingang bei *O*. Letztere umfassen die Räume *B D E G H I;* vier Eingänge führen auf drei verschiedenen Seiten von der Strasse aus in diese *(A A A A)*. Die Anlagen für die Heizung *(F)* sind beiden Teilen des Bades gemeinsam und liegen deshalb auch zwischen beiden. Alle übrigen Räume, sowohl die auf dem Grundriss mit *Q* bezeichneten, als auch die ohne Bezeichnung gelassenen, sind als Läden, zum Teil mit dazu gehörigen Privatwohnungen, vermietet gewesen und haben, da sie in keinem inneren Zusammenhange mit den Badeanstalten stehen, bei der Beschreibung dieser letzteren keine Berücksichtigung zu finden. Was zunächst das Frauenbad anbelangt, so haben wir schon oben die in einem Vorsprung der Mauer befindliche Thür *O* als den Eingang in dasselbe bezeichnet. Links von diesem Eingange liegt ein schmales Vorzimmer, das mit Bänken versehen wahrscheinlich als eine Art Wartesaal gedient hat. Der grössere Raum *L* wird als das Apodyterium betrachtet und ist ebenfalls mit steinernen Bänken versehen; in dem kleinen alkovenartigen Teil, der nach dem Eingange zu belegen ist, erkennt man das Frigidarium mit der dazu gehörigen Piscina, zu der die auf dem Plan angegebenen Stufen hinabführten. Aus dem Apodyterium gelangt man in das mit *M* bezeichnete Tepidarium, unter dessen Fussboden ebenso wie unter dem des daneben liegenden Caldarium *K* sich die oben erwähnten für die Luftheizung bestimmten Suspensurae befinden. In einer nischenartigen Vertiefung dieses Raumes ist ein zu kalten Abwaschungen erforderliches Labrum angeordnet. Bei *N* mündet der Kanal, durch den die heisse Luft und das heisse Wasser aus den Feuerungsräumen *F* in das Caldarium zugelassen wurden. Hier befindet sich der von dicken Mauern eingeschlossene Heizapparat; er besteht zunächst aus einem kreisrunden Herdofen von etwa 2,50—2,82 m Durchmesser, von dem die dort erhitzte Luft nach den beiden Caldarien des Frauenbades *(K)*, wie des Männerbades *(E)* durch gemauerte Kanäle geleitet wird, um den hohlen Raum unter dem erhöhten Fussboden auszufüllen und die Räume dadurch zu erheizen. Sodann gehören dazu zwei aus einem vier-

eckigen Reservoir gespeiste Kessel, zu denen man vermittelst der auf dem Plan angedeuteten Treppe gelangt; in ihnen wurde das für die Badewannen nötige Wasser erhitzt. Das dazu nötige Feuerungsmaterial scheint auf dem mit dem Feuerungsraum *F* durch einen schmalen Gang zusammenhängenden und vielleicht bedeckten Hof aufbewahrt worden zu sein.

Von diesem Mittelpunkte der Heizungsanlagen aus betrachten wir nun die Räume des Männerbades. Es versteht sich, dass die für das heisse Bad bestimmten der Heizung am nächsten liegen mussten, damit Luft und Wasser so wenig als möglich von ihrem ursprünglichen Hitzegrade verlören. Wie das Caldarium der Frauen *(K)*, lag demnach auch das Caldarium der Männer *(E)*



Fig. 843. Das Tepidarium in den Thermen von Pompeji.

in nächster Nähe der Oefen und der Kessel. Es besteht aus einem langgestreckten Saale, überwölbt von einem Tonnengewölbe, in dem viereckige Oeffnungen sowohl für die Erhellung des Raumes als zum Abzug der Dämpfe dienten. Der Fussboden des mittleren Teiles dieses Saales lag etwas erhöht über den Suspensurae, und gleichzeitig waren die Wände mit einer von der Mauer abstehenden Bekleidung versehen, um durch die so entstehenden Zwischenräume die erhitzte Luft hindurchströmen zu lassen. Auf der östlichen schmalen Seite des Saales befindet sich eine grosse Badewanne für das Bad in heissem Wasser (*lavatio calda*); einige Stufen führten zu dieser Wanne empor, die man füglich als ein festes, den Umfassungsmauern des Raumes selbst sich anschliessendes Becken bezeichnen könnte. Die entgegengesetzte westliche Seite schliesst in Form einer halbkreisförmigen Nische ab, in der ein freistehendes rundes, einen Meter über den Boden erhöhtes und etwa 0,20 m tiefes Labrum für die kalten Abwaschungen aufgestellt ist; durch dessen Boden war eine bronzene Röhre geleitet, durch die das Wasser emporstieg. Eine in den Rand der Wanne mit Bronzebuchstaben eingelegte Inschrift besagt, dass sie

für 5250 Sestertien (= 765 Mark) auf Beschluss der Decurionen angeschafft worden sei.

Durch eine Thür steht das Caldarium mit einem kleineren, aber ungleich reicher verzierten Saale *D*, dem Tepidarium, in Verbindung. Die Ausstattung dieses Raumes durch Skulptur und Malerei, von der die Ansicht Fig. 843 eine Anschauung giebt, deutet auf die Absicht, einen gefälligen und wohlthuenden Aufenthaltsort herzustellen; auch sind ausser dem in der Mitte unserer Abbildung dargestellten Bronzeherd für die Erwärmung noch drei Bänke aus Bronze daselbst aufgefunden worden, die nach den daran angebrachten Inschriften von M. Nigidius Vaccula gestiftet worden sind. Parallel mit dem Tepidarium und mit ihm ebenfalls durch eine Thür verbunden, liegt ein etwas grösserer Saal *B*, der ebenfalls mit einem Tonnengewölbe überdeckt, aber weniger reich verziert ist. Er diente als Apodyterium und war von steinernen, mit einer niedrigen Stufe versehenen Bänken umgeben, auf denen die sich Auskleidenden Platz nahmen. Auf der einen schmalen Seite dieses Saales befindet sich ein kleines Zimmer (*a*), das zum Aufenthalt des die Sachen der Badenden bewachenden Aufsehers (*capsarius*, von *capsa*, dem Schrein, in dem wertvolle Sachen verschlossen wurden) diente. Auf der entgegengesetzten Seite schliesst sich an das Apodyterium ein runder, mit einer Kuppel überwölbter Raum *G* an (*rotatio*), der ein ebenfalls kreisrundes, von hohen Stufen umgebenes Marmorbassin für die kalten Bäder enthält und den man deshalb als Frigidarium bezeichnet. Eine schmale Oeffnung in der kegelförmigen Wölbung der Decke erhellte das Frigidarium, während das Tepidarium durch ein grosses, mit einer matten Glasplatte geschlossenes Fenster sein Licht erhielt. Seiner besonderen Bestimmung gemäss stand das Tepidarium durch einen schmalen Gang, der seitlich von dem Zimmer *a* mündet, mit der Strasse in Verbindung *(A)*, während eine in der gegenüberstehenden Wand neben dem Eingange zum Frigidarium liegende Thür und ein sich daran anschliessender schmaler Korridor in einen offenen Hof führte *(H)*. Dieser Hof, der durch zwei andere Eingänge *(A A)* auch von den die Thermen begrenzenden Strassen aus zugänglich war, hat in der Weise eines Peristyls auf drei Seiten bedeckte Umgänge, deren zwei durch dorische Säulengänge, der dritte dagegen durch eine überwölbte und von grossen Fenstern beleuchtete Halle (*cryptoporticus*) gebildet werden; an den einen der Säulengänge schliesst sich ein Saal *I* (*exedra*) an, der zur Erholung und Unterhaltung diente, während der Hof selbst einen geeigneten Raum zum Umherwandeln sowie für körperliche Uebungen und Spiele darbot; derartige Anlagen in den Thermen wurden mit dem Namen einer *ambulatio* belegt. Da dieser täglich der Sammelpunkt einer grossen Menschenmenge war, musste er zu öffentlichen Bekanntmachungen aller Art sehr geeignet erscheinen; solche Wandinschriften, die jetzt freilich kaum noch lesbar sind, hat man zahlreich dort vorgefunden. — Bei weitem umfangreicher sind die sogenannten neuen Thermen in Pompeji, deren Ausgrabung im Jahre 1860 beendet wurde. Nicht allein, dass hier sämtliche Wände mit reichem Bilderschmuck geziert erscheinen, sind die Räumlichkeiten grösser bemessen und durch Anlagen erweitert, die in den älteren Thermen fehlen. Dahin gehört vorzugsweise die

unbedeckte, marmorgefasste Natatio (vergl. oben die Thermen von Velleja Fig. 841, 7) oder das Schwimmbassin (16,5 × 8 m), das sich in seiner ganzen Breite gegen die Palaestra öffnet. Auch die 1877 ausgegrabenen sogenannten Centralthermen, die beim Ausbruch des Vesuv sich noch im Bau befanden, zeichnen sich durch grosse, wenngleich einfach gehaltene Anlagen aus.

Dies sind die Bäder von Pompeji, die, obgleich sie hinter den prachtvollen und ausgedehnten Anlagen Roms weit zurückstehen, für uns doch eine fast grössere Wichtigkeit als diese haben, weil sie uns die Hauptteile der Thermen mit Sicherheit erkennen lassen. Bis zu welcher Grossartigkeit aber die Badeanlagen gesteigert werden konnten, geht unter anderem schon

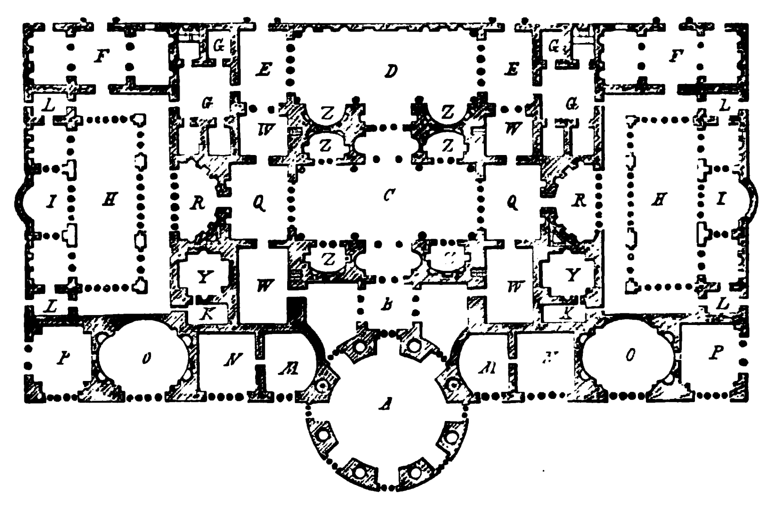


Fig. 844. Die Caracallathermen in Rom.

daraus hervor, dass das Pantheon, das wir oben S. 510 als eines der gewaltigsten Werke der römischen Baukunst überhaupt bezeichnet haben, nur einen kleinen Teil der von M. Agrippa erbauten Thermen zu bilden bestimmt war. Aber die spätere Kaiserzeit ging auch darüber noch hinaus; schon Seneca führt die Bekleidung der Wände mit den kostbarsten Marmorarten, die silbernen Mundstücke der Wasserröhren, die Menge der Säulen und Statuen als fast unumgängliche Erfordernisse der Bäder an, und die erhaltenen Ueberreste bestätigen dies sowohl durch die Masse der aufgefundenen Marmorfragmente, als auch durch die herrlichsten Kunstwerke, die einst die Zierden dieser Räume bildeten, während sie andererseits auch noch die gewaltige Ausdehnung dieser Anlagen erkennen lassen, die von einem alten Schriftsteller nicht mit Unrecht mit ganzen Provinzen verglichen worden sind.

Um eine Anschauung von der Anlage jener grösseren kaiserlichen Thermen zu Rom zu geben, teilen wir unter Fig. 844 den Grundriss der Thermen des Caracalla mit, nach der Restauration, die Cameroon auf Grund der erhaltenen Reste und in Uebereinstimmung mit Piranesi davon entworfen hat. Jedoch stellt

dieser Grundriss nur das Hauptgebäude dar, mit Hinweglassung des gewaltigen Hofes, mit dem der Kaiser Decius später dies Hauptgebäude umgab. Aber auch schon dieses letztere, von Caracalla im vierten Jahre seiner Regierung (217 n. Chr.) vollendet, war bedeutend genug, um als die grossartigste und prächtigste Anlage dieser Art in Rom betrachtet zu werden. Die Mauern, wie ein Teil der Wölbungen sind noch heute wohl erhalten; letztere sind aus Tuffstein hergestellt, wozu indes nicht der gewöhnliche, sondern der poröse und deshalb sehr leichte Bimsstein angewendet worden ist, so dass die Gewölbe in einer staunenerregenden und von späteren Berichterstattern geradezu als rätselhaft bezeichneten Kühnheit ausgeführt werden konnten. Dies galt namentlich von dem neuer-



Fig. 845. Saal der Caracallathermen.

dings als Caldarium bezeichneten Raum *A*, einer Rotunde, die in ihrer Anordnung von acht Nischen dem Pantheon ähnlich war, dem sie auch an Ausdehnung fast gleichkommt (ihr Durchmesser beträgt 50 m). Die Wölbung, welche diesen grossen Raum überdeckte, war nicht wie beim Pantheon sphärisch, sondern auffallend flach, so dass sie die Alten mit einer Sohle verglichen und die ganze Rotunde danach *cella solearis* benannten. Die Architekten und Mechaniker aus der Zeit Constantins glaubten diese Form der Wölbung nur durch die Anbringung von Metallstäben im Innern erklären zu können, und auch diese Annahme schien ihnen bei der Weite der Spannung nicht genügend, während Hirt die Schwierigkeit durch die Anwendung des oben erwähnten leichten Konstruktionsmaterials genügend erklärt glaubt. Die *cella solearis* hängt durch den Raum *B* mit dem jetzt als Tepidarium aufgefassten Hauptsaal *C* zusammen. Acht gewaltige Granitsäulen, deren eine jetzt auf dem Platze S. Trinità in Florenz steht, trugen die Kreuzgewölbe der Decke dieses Saales, dessen restaurierte Ansicht unter Fig. 845 dargestellt ist. An diesen Saal, der eine Länge von 56 m und eine Breite von 22 m hat, schlossen sich noch

überdies auf den beiden schmaleren Seiten kleinere Räume (*Q Q*) an, die, für Zuschauer oder Ringer bestimmt, von ihm nur durch Säulenstellungen getrennt waren und den Eindruck der Grösse sehr erheblich steigerten, während nischenartige Ausbauten (*exedrae, Z Z Z Z*) die längeren Seitenwände belebten. Darauf folgt ein einstmals von Säulen umgebener Saal (*D*) von gleichen Grössenverhältnissen wie der mit *C* bezeichnete, in dem sich der grosse Schwimmteich (*piscina*) befand und an den sich wieder Nischen (*Z Z*) und andere für die Zuschauer bestimmte Säle (*E E*) anschlossen. Diese Räume bildeten den Hauptteil des ganzen Baues, der sich auch äusserlich durch seine Höhe von den übrigen Teilen unterschieden hat. Von diesen muss es genügen, die hauptsächlichsten in der Reihenfolge der Buchstaben hier anzuführen, mit denen sie bezeichnet sind. Es ist jedoch dabei wohl zu beachten, dass nicht alle Bestimmungen dieser Räume, die sich gleichmässig auf beiden Seiten des Mittelbaues wiederholen, mit gleicher Sicherheit angegeben werden können. So bedeuten nach der Annahme Cameroons: *F* Vestibula oder Bibliotheken; *G* Zimmer für die Vorbereitungen der Ringer, in deren Nähe sich die Treppen zu den oberen Geschossen vorgefunden haben; *H* Peristyle mit Schwimmteichen und anstossenden Uebungsräumen *J; K* die Elaeothesien mit den daran sich anschliessenden Konisterien *Y; L* Vestibula, über denen Zimmer mit Mosaikfussboden aufgefunden sind; das Laconicum, Caldarium, Tepidarium und Frigidarium werden in *MNOP* angesetzt, wohl mit Unrecht, da diese Räume einen festeren Abschluss nach aussen haben müssten, als sich aus dem Grundriss ergiebt. Die mit *Q* bezeichneten Räume haben wir schon oben erwähnt; unter *R* sind grössere Säle (*exedrae*) für die Unterhaltung anzunehmen. Fig. 845 stellt die innere Ansicht des Hauptsaales *C* in seinem früheren Zustande dar, für dessen Restauration die aufgefundenen Reste sowohl, als auch der in der Kirche S. Maria degli Angeli noch wohl erhaltene Hauptsaal der Thermen des Kaisers Diocletian vollständig genügenden Anhalt darbieten. Eine ausführliche und genaue Restauration des ursprünglichen Zustandes der Thermen des Caracalla hat der französische Architekt Abel Blouet in seinem Werke „Les thermes de Caracalla“ unternommen. — Auch in Deutschland wurde im J. 1784 zu Badenweiler im südlichen Schwarzwald eine grossartige, gegenwärtig freilich ihres Marmorschmuckes beraubte Bäderanlage (Gesamtlänge 69,67, Gesamtbreite 20,40 m) aufgedeckt, die in Bezug auf ihre Piscinen vollkommen wohlerhalten ist, während über die Bestimmung der sie umgebenden kleineren und grösseren Gemächer sich nur Vermutungen aufstellen lassen. Gespeist wurden die Bäder ohne Zweifel von der mit einem natürlicken Wärmegrad von 26° C. dem Boden entsteigenden Quelle, dafür sprechen die aufgefundenen Fragmente einer unterirdischen Bleiröhrenleitung.

Die Staatsgebäude.

Die Curien und Basiliken.

Der reich gegliederte Organismus des römischen Staatslebens konnte nicht ohne Einfluss auf die Architektur bleiben. Er stellte ihr Aufgaben, die der griechischen Baukunst weder in so grossem Umfange, noch in so grosser Mannigfaltigkeit zu Teil geworden waren. So ist die römische Baukunst reich an Gebäuden, die den Zwecken des Staates zu dienen hatten. Je weiter die römische Herrschaft sich ausdehnte, um so grösser wurde die Zahl der Beamten und Behörden, die am Sitze der höchsten Machtvollkommenheit, zu Rom selbst, die Geschicke des Volkes zu leiten hatten. Je grösser die Macht des Staates wurde, um so mehr sollten auch die öffentlichen Gebäude diese Macht äusserlich verkünden. Das Volk wollte sich in der Gestaltung seiner täglichen Umgebung seiner höchsten Gewalt bewusst werden, da sowohl, wo es diese politischen Handlungen selbst ausübte, als da, wo diese Gewalt durch dazu beauftragte Beamte zur Ausübung gelangte. Andererseits wuchs die Bevölkerung der Stadt mächtig an; die rechtlichen Verhältnisse wurden schwieriger und verwickelter, und die Beziehungen des bürgerlichen und kommerziellen Verkehrs nahmen immer grössere Verhältnisse an. Neue Bedürfnisse entstanden, während die älteren, mit jeder Ordnung der menschlichen Gesellschaft als solche verbundenen Bedürfnisse an einer grösseren Zahl von Orten und in grösserem Massstabe ihre Befriedigung erheischten. Wir sahen schon oben, was die gesteigerten Anforderungen des Verkehrs auf dem Gebiete des Nutzbaues hervorgerufen hatten: Strassen und Wasserleitungen, Häfen und Handelsplätze dienen noch heute als Zeugen des Weltverkehrs, dessen Mittelpunkt immer Rom war und blieb. Aber auch der bürgerliche und gesellschaftliche Verkehr machte seine Bedürfnisse geltend. Das Volk will nicht bloss geschützt, gespeist und getränkt sein — es will sehen, wie das Recht in seinem Namen gehandhabt wird; es will schauen, was jener grossartige Weltverkehr in Rom an Schätzen und Kostbarkeiten aller Art zusammenfliessen lässt; es will an Festlichkeiten und Spielen sich ergötzen, und auch die Schattenseite des römischen Volkscharakters fordert in der Schau der blutigen Tier- und Menschenkämpfe gebieterisch ihre Befriedigung. So vermehrt sich die Zahl der Basiliken, die zugleich richterlichen und Verkehrszwecken zu dienen haben: Hallen und Portiken laden zum heiteren Einherwandeln ein; Forum reiht sich an Forum; es erheben sich Theater, mit fast unbegreiflicher Pracht ausgestattet; die Räume des Circus erweitern sich, um die ungeheure Bevölkerung der Weltstadt aufnehmen zu können; in dem gewaltigen Amphitheater des Vespasian scheint die Grösse des römischen Weltreiches selbst eine künstlerische Verkörperung zu finden, und was Rom zur höchsten Grossartigkeit gesteigert auf allen diesen Gebieten baulicher Thätigkeit geschaffen hat, das wiederholt sich schliesslich hundertfach, wenn auch in geringeren Grössenverhältnissen, in den Provinzialstädten, die mit ihrer kommunalen Selbständigkeit auch die

Mittel zur Befriedigung der Bedürfnisse ihres bürgerlichen und sozialen Lebens behalten haben.

Wer die grossen Umwandlungen überschaut, die in der Geschichte des römischen Volkes stattgefunden haben, wird es begreiflich finden, dass von den oben angeführten Gebäudearten diejenigen am seltensten sind, die mit der Ausübung der staatlichen Rechte des souveränen römischen Volkes zusammenhängen. Nicht bloss die Republik ist dem Kaisertum erlegen, auch das republikanische Rom hat dem kaiserlichen Rom weichen müssen. Von den Gebäuden der Republik sind nur spärliche Reste erhalten, während die wechselnden Phasen des Kaisertums fast alle noch heute in einer grossen Zahl von Denkmälern sich ausgeprägt finden. So kommt es, dass sich über die ursprüngliche Einrichtung jener Sitzungsgebäude der republikanischen Magistrate wenig mehr als Vermutungen aufstellen lassen, wobei überdies noch zu beachten ist, dass nicht selten die Behörden im Freien, etwa auf bestimmten Plätzen des Forums tagten oder sich in Tempeln versammelten. Auf solche Vermutung beschränkt sich alles, was uns über die verschiedenen, mit dem allgemeinen Namen *curia* bezeichneten Sitzungslokale des Senates überliefert ist, und wir können uns mit Bestimmtheit weder die auf die Königszeit zurückgeführte *curia Hostilia*, noch die von Cäsar errichtete *curia Julia*, noch endlich die anderen Sitzungshäuser des Senates veranschaulichen, die den Namen des Marcellus, des Pompejus u. a. m. trugen; jedoch dürfte man im ganzen nicht irre gehen, wenn man als die Grundform aller dieser Anlagen die eines geräumigen Saales annimmt. Diese Ansicht wird durch den Umstand unterstützt, dass auch die Cella der Tempel, in denen die Senatssitzungen öfter abgehalten wurden, meist die Form eines solchen langgestreckten Saales hatte. Von besonderer Wichtigkeit aber sind die Ueberreste des Concordientempels am Forum Romanum, den wir schon einmal als Beleg für die Tempelarchitektur angeführt haben und den wir hier als Sitzungssaal des Senates noch einmal erwähnen. Hier war es, wo Cicero seine vierte Rede gegen den Catilina, sowie mehrere seiner Philippicae hielt, und hier wurde vom Senat das Todesurteil über den Aelius Seianus, den berüchtigten Günstling des Kaiser Tiberius ausgesprochen.

Auch die Quaestoren hatten einen Tempel zu ihrem Amtslokal, den des Saturn, von dem noch jetzt acht Säulen auf hohem Unterbau am Forum erhalten sind, und in dem der Staatsschatz (*aerarium*) mit den darauf bezüglichen Urkunden, sowie die Feldzeichen der Armee aufbewahrt wurden. Die Gesetztafeln und die Staatsakten (*tabulae*) oder das eigentliche Reichsarchiv waren vielleicht in dem sogenannten Tabularium, dem Amtslokal der Tribunen und Aedilen, niedergelegt. Dieser in neuerer Zeit genauer untersuchte Bau, der übrigens von keinem antiken Schriftsteller erwähnt wird, ruhte auf gewaltigen 71 m langen Unterbauten, die den capitolinischen Hügel gegen das Forum zu befestigen und unmittelbar über dem eben genannten Tempel der Concordia emporstiegen (vergl. Fig. 851). Sowohl diese Mauer, als auch eine darüber angelegte Reihe von Arkaden des Tabularium sind noch gegenwärtig erhalten. Die Arkaden ruhen auf starken viereckigen Quaderpfeilern, die nach

dem Forum zu mit dorischen Halbsäulen verziert sind. Ueber ihnen erhebt sich der im sechzehnten Jahrhundert erbaute Palazzo del Senatore, von dem man jetzt nicht unwahrscheinlicherweise annimmt, dass er in seiner ganzen Ausdehnung auf dem Tabularium errichtet sei, woraus sich somit auf einen sehr bedeutenden Umfang des alten Gebäudes schliessen lässt. Die Errichtung der Unterbauten sowohl, als des Tabularium selbst rührt nach einer daselbst aufgefundenen Inschrift von Q. Lutatius Catulus (78 v. Chr.) her, und es können namentlich die ersteren als ein gewaltiges Denkmal republikanischer Grösse betrachtet werden.

Die Censoren hatten ihr Amtslokal in dem *atrium Libertatis*, einem Gebäude, auf dessen Anlage vielleicht der Name Atrium und die Bedeutung dieses Raumes im römischen Hause (vergl. oben S. 559) schliessen lässt und dem auch eine religiöse Weihe nicht fehlte. Die Praetoren übten ihre amtliche Funktion des Rechtsprechens zuerst auf den Tribunalen, meist viereckigen, erhöhten Unterbauten, deren Zahl sich mit der der Praetoren selbst vermehrte, und die ursprünglich auf dem Forum unter freiem Himmel standen, bis sie später in den Basiliken aufgestellt wurden. Ehe wir jedoch diese vollkommenste Form der Gebäude des öffentlichen Lebens der Römer betrachten, wollen wir noch einiger kleiner Gebäude Erwähnung thun, die als Beispiele einfacher Sitzungslokale für städtische Beamte oder Collegien betrachtet werden können.

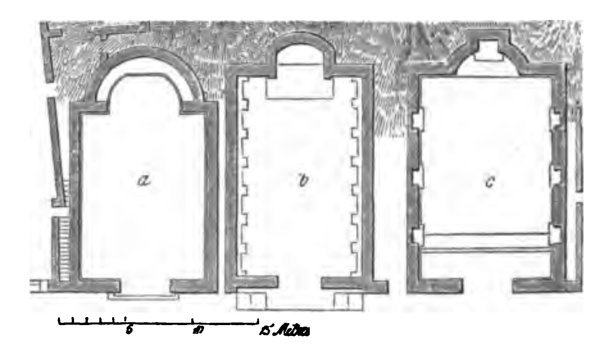


Fig. 846. Die sog. Curien in Pompeji.

Es sind dies drei einfache Gebäude, die zu Pompeji in unmittelbarer Nähe des Forums erhalten sind und von denen Fig. 846 die Grundrisse darstellt. Sie bestehen aus drei 9—10 m breiten und 16—18 m langen Sälen von höchst schlichter Bildung. Die Eingänge liegen auf der dem Forum zugewendeten schmalen Seite, von dem sie durch eine doppelte Säulenhalle getrennt sind. Auf der den Eingängen gegenüberliegenden Seite befinden sich Ausbauten, die offenbar dazu bestimmt waren, die Sitze der Beamten aufzunehmen. In dem ersten Gebäude (*a*) ist dieser Ausbau (*tribunal*) in Form einer halbkreisförmigen Nische angelegt, die auch später für derartige Zwecke beibehalten worden ist. In dem zweiten (*b*) ist die Nische kleiner und erscheint erst durch zwei parallele Wände begrenzt, denen sich sodann ein flacher Kreisabschnitt anschliesst; durch Wandpfeiler sind auf den beiden Langseiten je sieben Nischen gebildet, die nach den neuesten Annahmen zur Aufstellung steinerner Truhen dienten, in denen Gelder und Wertpapiere niedergelegt wurden. In dem dritten Saal endlich (*c*), in den man durch einen kleinen Vorraum gelangt, besteht der Ausbau wieder aus einer halbkreisförmigen Nische, in deren Mitte aber noch

eine viereckige Vertiefung angebracht ist, die, ebenso wie die auf den Langseiten angeordneten Nischen, unzweifelhaft zur Aufnahme von Statuen bestimmt waren. Alles deutet darauf hin, dass in diesen Räumen Sitzungen von Behörden stattgefunden haben, und so hat Nissen (Pompejanische Studien zur Städtekunde des Altertums, 1877 S. 303 ff.) sich dafür entschieden, dass in dem Saal *a* der Sitzungssaal der Duumvirn, in dem Raum *b* das Aerarium und Amtslokal der Aedilen, in dem Saal *c* die Amtsstube der Decurionen zu suchen ist. Alle drei Räume würden mithin der städtischen Verwaltungsbehörde gedient haben. Auch Mau (Overbeck Pomp. 4te Aufl. S. 142) will die drei Gebäude öffentlichen Zwecken dienen lassen, doch möchte er *b* für den Saal der Decurionen, *c* für das Amtslokal der Aedilen und *a* für das Amtslokal der Duumvirn halten. Den Sitzungssaal der Decurionen glaubte man bisher in einem an der Ostseite des Forums gelegenen Gebäude nachweisen zu können. Es besteht aus einem grossen viereckigen Saal (20 × 18 m), an den sich hinten eine halbkreisförmige Apsis von 11 m Oeffnung und 6,50 m Tiefe anschliesst; in dem Hintergrunde erhebt sich eine 2 m hohe Basis; zwei grosse viereckige und eine Anzahl kleinerer Nischen, zur Aufnahme von Statuen bestimmt, sind an den andern Seiten des Saales angeordnet. Aber der Saal der Decurionen musste nach vorn geschlossen sein, deshalb wird man das Gebäude mit grösserem Rechte für den Kaiserkultus in Anspruch nehmen.

Besser als über die Curien sind wir über die Basiliken unterrichtet. Was zunächst den Namen Basilica anbetrifft, so wird dieser allgemein von jener königlichen Halle (*στοὰ βασίλειος*) zu Athen abgeleitet, in welcher der Archon Basileus zu Gericht sass. Diese Ableitung gewinnt dadurch an Bedeutung, dass die erste Basilica in Rom zu einer Zeit errichtet wurde, als man mit den Bauten der Griechen schon bekannt und vertraut geworden war, und die Einflüsse der griechischen Architektur auf die Gestaltung der römischen Gebäude bereits ihre volle Wirksamkeit erreicht hatten. Als unter dem Konsulat des Q. Fabius Maximus und des M. Marcellus (214 v. Chr.) eine Feuersbrunst einige Teile des Forum zerstörte, gab es in Rom noch keine Basilica, wie Livius (XXVI 27) für seine Zeitgenossen, denen Basiliken mit den Foren untrennbar verbunden waren, ausdrücklich hinzufügen zu müssen glaubt, nachdem er die Zahl der verbrannten Häuser und Läden angeführt hat. Etwa dreissig Jahre nach diesem Ereignisse erbaute M. Porcius Cato während seiner Censur (184 v. Chr.) die erste Basilica auf Staatskosten, nachdem er zur Gewinnung des dazu nötigen Platzes zwei Grundstücke in den Latomien und vier Geschäftslokale erworben hatte. Diese befand sich neben der Curia am Forum und bildete eine Erweiterung des letzteren, indem sie sowohl für den dort stattfindenden öffentlichen Verkehr der Bürger, als auch für die ursprünglich dort abgehaltenen Gerichtsverhandlungen eine bequeme und geschlossene Stätte darbot. Ueber die Form dieser von Cato erbauten Basilica, die während der Unruhen des Clodius abgebrannt ist, vermögen wir nichts anzugeben; bei den späteren Bauten wird aber stets gleich bei der Anlage beiden Zwecken Rechnung getragen, so dass eine grössere Menschenmenge darin ihrem Verkehr nachgehen und zugleich an den Gerichtsverhandlungen teilnehmen konnte.

Vitruv scheint an der Stelle, welche[1] die allgemeinen Grundsätze für die Anordnung der Basiliken (Arch. V 1) enthält, nur an die Verkehrsbasiliken zu denken. „Die Basiliken", sagt er a. o. O. (Uebersetzung von Rode I S. 202), „sind an die Märkte gegen die wärmsten Himmelsgegenden zu stellen, damit Winters, sonder Beschwerde von Seiten der Witterung, die Kaufleute sich darin versammeln können". In der unmittelbar darauf folgenden Beschreibung der Basilica aber, die er selbst zu Fanestrum, dem heutigen Fano, erbaut hatte, erwähnt er das „Tribunal", dem er die Form eines „Hemicyclium", jedoch von einer weniger als halbkreisförmigen Krümmung, gegeben habe. Es hatte nämlich bei 15 Fuss Tiefe eine Breite von 46 Fuss, damit, wie er hinzufügt, diejenigen, die bei den Magistraten stehen, um den Verhandlungen beizuwohnen, nicht von denen behelligt würden, die in der Basilica ihrem Verkehr nachgingen. In der ersten Stelle scheint der Verkehr die Hauptsache, in der zweiten die Gerichtsverhandlung, d. h. mit anderen Worten: für Vitruv sowohl, als für seine Leser war die Verbindung jener beiden Zwecke selbstverständlich, und er konnte nach Erfordern den einen oder den anderen besonders hervorheben. Ausser den von Vitruv vorzugsweise beachteten dreischiffigen Basiliken kommen auch solche vor, die nur ein Schiff haben, also ganz ohne seitliche Portiken geblieben sind, ja auch Basiliken von fünf Schiffen hat es frühzeitig gegeben. Von einschiffigen Basiliken sind einige Ueberreste zu Aquino (dem alten Aquinum in Latium) erhalten, wo das ebenso wie die Umfassungsmauern aus Quadern erbaute Tribunal kenntlich ist, und zu Palestrina, dem alten Praeneste, wo ebenfalls das Tribunal in Form eines Hemicyclium noch vorhanden ist und sich die von Vitruv für gewisse Fälle vorgeschlagene Verlängerung des Versammlungsraumes durch ein Chalcidicum nachweisen lässt. Es kehrt in diesen Bauten mit mehr oder weniger Abweichungen die Form wieder, welche die drei Tribunalien am Forum zu Pompeji darbieten, und diese Form ist es auch, die man dem Hauptteil eines eigentümlichen, als Basilica für Handelsstreitigkeiten betrachteten Gebäudes zu Palmyra gegeben hat. Dieser besteht aus einem länglichen Saal, in dem an die eine schmale Seite sich eine vollkommen halbkreisförmige Nische anschliesst, während die entgegengesetzte Seite, in der sich der Eingang befindet, nach Art eines Prostylos mit einer Halle von vier Säulen verziert ist. An die drei anderen Seiten des Gebäudes aber schliessen sich im Aeussern flügelartige Anbauten an, die indes nicht von Mauern umschlossen sind, sondern nur von freistehenden Säulen gebildet werden. Jeder dieser Flügel besteht aus zwanzig Säulen, die in fünf aus je vier Säulen bestehenden Reihen angeordnet sind; jeder derselben war mit einem Dache überdeckt, so dass sie als bequemer Aufenthalt für die Handelsleute dienen konnten, die hier

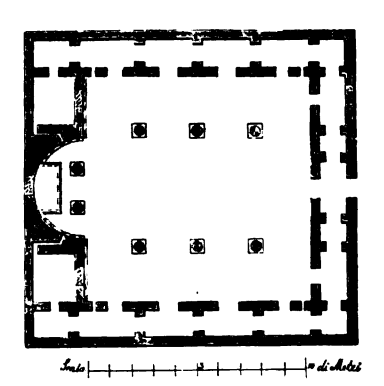


Fig. 847. Basilica zu Otricoli.

zusammenströmten und deren etwaige Zwistigkeiten im Innern des Saales ihre richterliche Erledigung fanden.

Auch von dreischiffigen Basiliken sind uns mehrere Beispiele bekannt. Eine Anlage dieser Art ist im Jahre 1775 in der Nähe des heutigen Ortes Otricoli aufgefunden worden. Man hat darin die Basilica des alten römischen Municipium Ocriculum erkannt, das, an der Via Flaminia belegen, eine der bedeutenderen Städte Umbriens gewesen zu sein scheint. Die Basilica, deren Grundriss unter Fig. 847 dargestellt ist, weicht in den Verhältnissen sehr wesentlich von Vitruvs Vorschrift ab, indem ihr Grundriss fast ein Quadrat bildet. Dieser quadratische Raum ist durch zwei Reihen von je drei Säulen in drei Schiffe geteilt, von denen das mittlere das breiteste ist. Es wird durch ein halbkreisförmiges Tribunal abgeschlossen, zu dem Stufen emporführen,

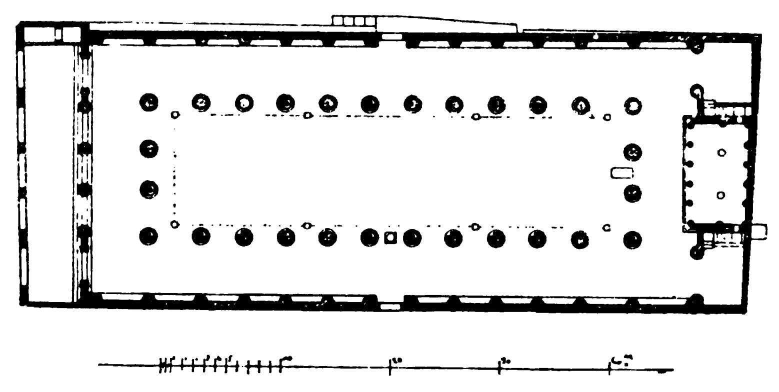


Fig. 848. Basilica von Pompeji.

und auf dessen Fussboden noch eine Erhöhung angeordnet gewesen zu sein scheint. Zu den beiden Seiten dieses Hemicyclium liegen zwei kleine viereckige Gemächer, die von den beiden Seitenschiffen aus zugänglich sind und mit der Nische des Tribunals in Verbindung stehen, während ein schmaler Gang (*crypto-porticus*) den Raum von allen drei Seiten umgiebt. — Dreischiffig war auch eine kleine Basilica, die Hirt in der Kirche von Alba am Fuciner See wegen ihrer vortrefflichen Quaderkonstruktion als vorchristlich zu erkennen glaubte; gleichfalls dreischiffig war die 73,12 m lange und 27,61 m breite Basilica zu Trier. Hierher gehört ferner die früher fälschlich mit dem Namen des Friedens-tempels bezeichnete Basilica zu Rom, die neben dem Rundtempel des Romulus, Sohnes des Maxentius (heute SS Cosma e Damiano) gelegen, von Maxentius er-richtet und von Constantin dem Grossen geweiht wurde. Ihre Ruinen gehören zu den mächtigsten der ewigen Stadt. Vier gewaltige Pfeilermassen trennten den Raum in ein breites Mittel- und zwei schmalere Nebenschiffe; ersteres war durch Kreuzgewölbe, letztere durch Tonnengewölbe überdeckt, deren Kühnheit noch in den Trümmern Bewunderung erregt. Zwei Apsiden waren zur Auf-nahme der Richter bestimmt. Eine ungefähre Anschauung des mittleren Schiffes in seinem ursprünglichen Zustande kann die Ansicht des Hauptsaales

in den Thermen des Caracalla gewähren (Fig. 845), indem diese beiden Räume, mit Ausnahme des Tribunals, das in dem Thermensaal fehlte, auf völlig gleiche Art angeordnet und überdeckt waren.

Ein schönes und vollständiges Beispiel der Anordnung einer Basilica mit drei Schiffen gewährt die in ihren unteren Partien noch wohl erhaltene Basilica von Pompeji, deren Grundriss unter Fig. 848 (Masst. = 50 m) dargestellt ist. Indem wir diese allgemein angenommene Bezeichnung des Gebäudes als die wahrscheinlichste annehmen, bemerken wir nur, dass es mit der einen schmalen Seite gegen das Forum stösst, dessen Säulenhalle die Vorderansicht der Basilica verdeckte. Vom Forum aus tritt man in eine schmale Vorhalle, in der man nicht ohne grosse Wahrscheinlichkeit ein in Uebereinstimmung mit Vitruvs Regel angelegtes Chalcidicum zu erkennen geglaubt hat. Ueber vier Stufen von der ganzen Breite des Gebäudes gelangt man in die eigentliche

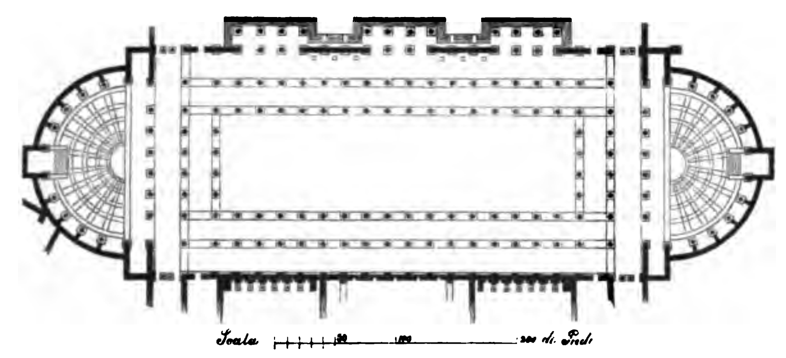


Fig. 849. Basilica Ulpia zu Rom.

Basilica, einen langgestreckten Raum, in den fünf den Eingangsthoren entsprechende Thüren führen, und der auf allen vier Seiten von einer Säulenhalle (*porticus*) umgeben ist, wodurch er in der Längsrichtung in drei Schiffe zerfällt. Die mittleren Säulen waren ionischer Ordnung, ihnen entsprachen dünnere Halbsäulen derselben Ordnung an den Wänden, über denen sich nach Mau (Röm. Mitt. III S. 14 ff.) ein zweites Stockwerk mit korinthischen Halb- und Dreiviertelsäulen erhob, zwischen denen Fenster oder freie Oeffnungen angebracht waren. Das Tribunal auf der Westseite ist 2 m über den Fussboden erhöht und zeigt einen viereckigen Grundriss; auf der vorderen Seite ist es durch eine Reihe kleinerer korinthischer Säulen verziert. Auf zwei Seiten führten Treppen zu diesem Sitze der Richter empor, wie auch eine Treppe in das unter ihm befindliche gewölbte Gemach führt, das durch eine Oeffnung im Fussboden des Tribunals, sowie durch einige Seitenöffnungen Luft erhält; wegen der Grösse der Fenster lässt sich mit Sicherheit annehmen, dass es nicht, wie man wohl gemeint hat, als Gefängnis gedient haben kann. Die Ueberreste deuten auf eine ursprünglich sehr reiche Dekoration des ganzen Gebäudes, die Wände waren bemalt, der Fussboden mit Marmor gepflastert; vor dem Tribunal ist ein Postament aufgefunden, das eine Reiterstatue getragen

zu haben scheint. Die Schiffe erhoben sich nach Maus Restauration fast bis zu gleicher Höhe, nur das mittlere war um ein Geringes erhöht und durch ein Giebeldach abgeschlossen, während die beiden Seitenschiffe durch Terrassen bedeckt waren. Die Gesamtlänge der Basilica beträgt 67 m, die Breite 27,35 m. Der kleine, auf der Südseite des Chalcidicum sichtbare abgeschlossene Raum hat sich als Brunnen herausgestellt, aus dem eine Röhrenleitung in die Basilica führte.

Von den fünfschiffigen Basiliken erwähnen wir zunächst die von Julius Caesar unter dem Namen der Basilica Julia zwischen dem Tempel der Dioskuren und dem des Saturn am Forum zu Rom für die Centumviralgerichte erbaute. Sie bildete nach den in neuester Zeit stattgefundenen Ausgrabungen ein mächtiges, von einem doppelten Porticus umgebenes Gebäude, das durch vier Reihen starker Pfeiler aus Travertinquadern in fünf Schiffe geteilt wurde. Der Fussboden war mit grauen, rötlichen und gelben, gegenwärtig noch fast unversehrt erhaltenen Marmorplatten belegt. Die Ausdehnung des Gebäudes, von dem noch im Jahre 1849 einige Bogenstellungen erhalten waren, war so gross, dass darin an vier verschiedenen Stellen zu gleicher Zeit Gericht gehalten werden konnte. Aehnlich mag wohl die Anlage der zwischen der Kirche S. Adriano und dem Faustinatempel gelegenen Basilica Aemilia gewesen sein, die L. Aemilius Paullus zur Zeit und unter Mithilfe Caesars ebenfalls am Forum errichtete, indem er die ältere Basilica Aemilia durch einen Anbau erweiterte. Diese wurde, nachdem sie durch eine Feuersbrunst zerstört war, durch Augustus in der prächtigsten Weise wieder aufgebaut. — Fig. 849 stellt den Grundriss der Basilica Ulpia dar, die der Kaiser Trajan als einen Teil der prachtvollen Anlagen seines Forum errichtete. Ein Fragment des schon öfter erwähnten antiken Planes der Stadt Rom*) lässt die fünf Schiffe, sowie die grosse Nische des Tribunals dieses Gebäudes erkennen, das wegen seiner Ueberdeckung mit ehernem Balkenwerk von den Alten selbst als ein Wunder der Baukunst gerühmt wurde.

Comitium und Fora.

Ueber die Räumlichkeiten, in denen das Volk oder einzelne Abteilungen sich behufs der Ausübung bürgerlicher Rechte versammelten, sind wir nur wenig unterrichtet. Den Zeiten der Republik angehörig, sind sie allmählich durch die glänzenden Bauten der Kaiserzeit verdrängt worden, in der von der Ausübung solcher Rechte, soweit diese politischer Natur waren, wenig oder keine Spuren übrig geblieben sind. Auch scheint es sich bei der Mehrzahl dieser Anlagen weniger um geschlossene Bauten, als vielmehr um die

*) Die Fragmente dieses auf Marmortafeln eingegrabenen Stadtplanes, welcher Rom unter der Regierung des Septimius Severus und Caracalla darstellt, wurden unter Papst Pius IV. auf einem Grundstücke hinter der Kirche SS. Cosma e Damiano, dem Templum Sacrae Urbis, aufgefunden und unter Benedict XIV. in dem von ihm gegründeten Capitolinischen Museum aufgestellt. Nach Caninas Untersuchung beträgt der Massstab dieses Planes zur wirklichen Grösse, einige Fehler abgerechnet, 1 : 250.



zweckmässige Abteilung und Einrichtung gewisser offener Plätze gehandelt zu haben, die eine monumentale Gestaltung teils nicht erforderten, teils vielleicht nur schwer zuliessen. Von den Curien allerdings, die zur Beratung für die auf der alten Geschlechtstradition beruhenden Abteilungen oder Klassen des Volkes (*curiae*) dienten, ist ein vollständiger baulicher Abschluss mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen. Ursprünglich in den alten Stadtteilen belegen, wurden diese Versammlungslokale später der Mehrzahl nach in andere Stadtteile verlegt, woher die Unterscheidung der alten und neuen Curien (*curiae veteres* und *c. novae*) zu erklären ist, während die Bedeutung der Curia, ob-

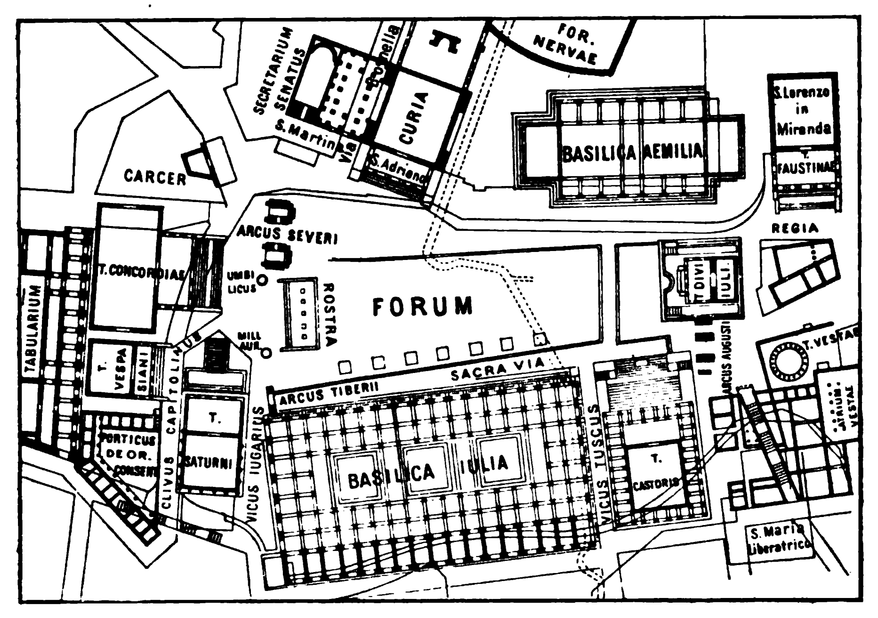


Fig. 850. Plan des Forum Romanum zur Kaiserzeit.

schon in politischer Beziehung allmählich geringer werdend, als Geschlechtsgenossenschaft auch in späteren Zeiten noch unverändert bestehen blieb. Ihre alten Versammlungslokale sind jedenfalls von einfacher Anlage gewesen; in den späteren Zeiten hat man sie sich in der Art jener schon oben Seite 621 besprochenen Curien zu denken, denen sie zum Vorbilde gedient haben mögen. Sie waren mit Heiligtümern (*sacella*) der Juno Quiritis, als der Schutzgöttin der alten Familiengenossenschaft, verbunden, und ausser den Beratungen und feierlichen Handlungen, die unter der Leitung eines *curio* daselbst stattfanden, wurden in ihren Räumen auch gemeinsame Festmahlzeiten der Mitglieder (*curiales*) abgehalten. Während diese Curien zur Beratung einzelner Teile des Volkes bestimmt waren, diente das *comitium* dem Gesamtvolke, wenn es in den Comitien zur Ausübung seiner Hoheitsrechte zusammentrat. Diese Versammlungen und der Ort, an dem sie stattfanden, führten denselben Namen; letzterer stiess an das Forum, gegen das er durch die Rednerbühne abge-

schlossen war (vgl. Fig. 850 u. S. 632). Gewöhnlich wurden die Versammlungen unter freiem Himmel abgehalten, doch kommen auch Ueberdeckungen des Comitium, wahrscheinlich ähnlich wie in den Theatern und Amphitheatern durch ausgespannte Segeltücher hergestellt, mehrfach vor, so z. B. im Jahre 208 v. Chr. (546 der Stadt) entweder bei Gelegenheit der allgemeinen Bürgerzählung, die damals 137,108 Köpfe ergab, oder zur Feier der *ludi romani* in demselben Jahre (Livius XXVII 36).

Trat das Volk nach Massgabe der mehr lokalen Abteilung in Tribus (*comitia tributa*) zusammen, so pflegte ausser dem Forum auch der Campus Martius als Versammlungsplatz benutzt zu werden, wo seit alten Zeiten auch die Versammlungen des nach der militärischen Einteilung der Centurien berufenen Volkes (*comitia centuriata*) stattgefunden hatten. Hier waren zu diesem Zwecke ursprünglich Einfriedigungen oder Gehege hergestellt worden, die man sehr anspruchslos mit dem Namen eines *ovile* (einer Schafhürde) bezeichnete. Später wurden diese *saepta* (die Schranken) genannt. Sie waren aus Holz, bis Julius Caesar sie in höchst prächtiger Weise aus Marmor errichten liess (*saepta marmorea, saepta Julia*). Ueber ihre Anlage sind wir durch glückliche Zusammenstellung einiger Fragmente des alten Stadtplans und durch neuere Ausgrabungen besser unterrichtet; danach stellen sie sich als ein Hallenbau von 80 Jochen, mit einer Länge von 1500 und einer Breite von 200 röm. Fuss dar (Röm. Mitt. VII S. 319). In dem von ihnen eingeschlossenen Raume wurden später Seegefechte und Gladiatorenspiele abgehalten. Von Agrippa vollendet, wurden die Saepta durch eine Feuersbrunst unter Titus zerstört und von Hadrian wiederhergestellt. Auf demselben Marsfelde und wahrscheinlich in enger Beziehung zu den Saepta stehend, befand sich auch das *diribitorium*, ein grossartiges Gebäude, das zu der von den *diribitores* vorgenommenen Stimmenzählung und vielleicht auch zur Abgabe der Stimmen bestimmt war, und von dessen ursprünglicher Bedachung noch später ein 100 Fuss langer Balken als Merkwürdigkeit in den Saepten gezeigt wurde. Die ebenfalls auf dem Marsfelde befindliche *villa publica* diente zur Abhaltung des Census, den wir etwa als die Feststellung der Bürgerrolle bezeichnen könnten, und bei dem sämtliche Bürger, nach den Tribus geordnet und aufgerufen, Auskunft über ihre bürgerlichen Verhältnisse zu geben hatten.

Es bleibt uns noch übrig, von den Marktplätzen *(fora)* zu sprechen. Die Märkte waren die Mittelpunkte des öffentlichen Lebens für die römischen Bürger; der hauptsächlichste derselben, das *Forum Romanum*, erscheint wie das Herz, von dem aus der gewaltige, fast eine Welt umfassende Reichskörper Anstoss zu Leben und Bewegung erhielt. Im Laufe von Jahrhunderten entstanden und mit den herrlichsten Erzeugnissen dieser Jahrhunderte allmählich ausgestattet, bildete es ein Ganzes von ebenso grosser historischer Bedeutsamkeit, als von mächtiger künstlerischer Wirkung, und alles umschliessend, was einst das römische Leben so gross und herrlich gemacht, stand es als das vollendete Abbild dieses Lebens selber da.

Ohne hier auf die wichtigen, aber noch keineswegs ganz gelösten Streitfragen über die Lage mehrerer diesen Platz umgebenden Werke näher ein-

zugehen, wollen wir es versuchen, an dem unter Fig. 850 nach Ch. Hülsen Forum Romanum (Rom 1892) veröffentlichten Plan in wenigen Zügen ein Bild des Forum, wie es sich in den ersten Jahrhunderten der Kaiserzeit dargestellt haben mag, zu entwerfen (vgl. dazu noch Fig. 851 u. 852, die den heutigen Zustand des Forums, von Osten und Westen her gesehen, zeigen). Das Forum nahm das Thal ein, das sich nordwestlich von dem die beiden kapitolinischen Hügel verbindenden Höhenrücken herabsenkt und südöstlich bis zur Velia, einem Zweige



Fig. 851. Das Forum Romanum, von Osten her gesehen.

des Palatin sich ausdehnt. Es hat die Gestalt eines unregelmässigen Oblongum, dessen südwestliche Langseite durch die in der Neuzeit aufgefundene antike Pflasterung der älteren Via sacra, sowie der daranstossenden Baulichkeiten bestimmt ist, während die nordöstliche Seite noch von einer etwa 9 m tiefen Schutt- und Trümmermasse, auf der Neubauten ruhen, bedeckt ist; die auf dieser Seite des Forums belegenen antiken Bauwerke sind deshalb nur vermutungsweise zu bestimmen, mit Ausnahme des Mamertinischen Gefängnisses und des Tempels der Faustina. Was die beiden Kurzseiten des Forums betrifft, so ist die nach den Abhängen des Capitols zu gerichtete durch die Aufdeckung von Unterbauten verschiedener Tempelanlagen bestimmt, deren Benennung durch die übereinstimmenden Zeugnisse der alten Schriftsteller mit den dort

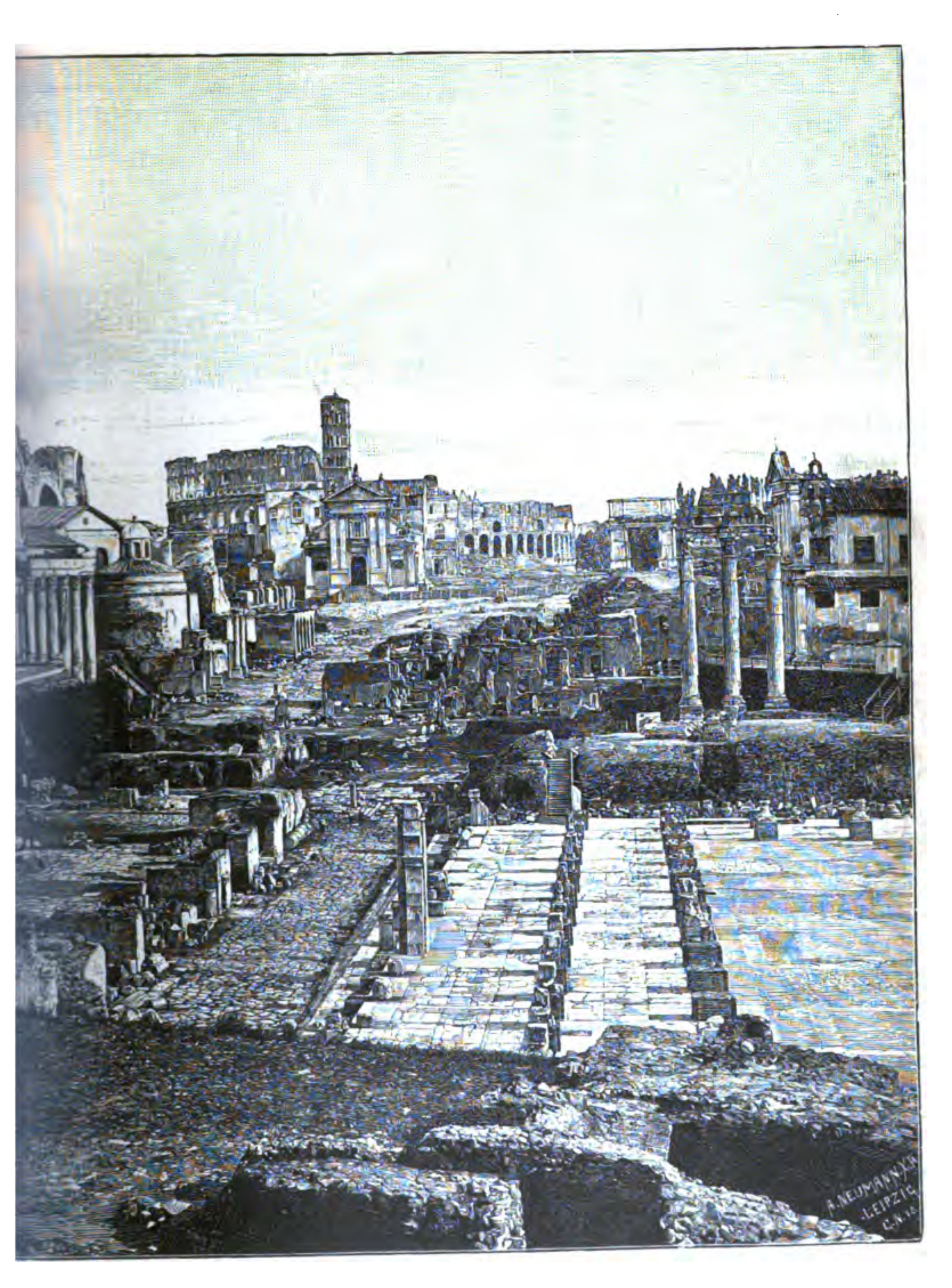
aufgefundenen Inschriften festgestellt ist, während die entgegengesetzte Seite (eine Entfernung von 179 m) mit dem Tempel des Divus Julius abschliesst. Beginnen wir mit der Aufzählung der die südwestliche, oder auch *sub veteribus sc. tabernis* genannte Seite des Forums begrenzenden Bauwerke. Hier ist zunächst der Tempel des Castor und Pollux zu nennen, von dem noch drei korinthische, durch einen reich ornamentierten Architrav verbundene Säulen aufrecht stehen. Zum Andenken an den Sieg am See Regillus im Jahre 485 v. Chr. geweiht, wurde er beim Brande der benachbarten Basilica Julia wahrscheinlich gleichfalls zerstört und durch Tiberius im Jahre 6 n. Chr. wiederhergestellt. Die 1871 begonnenen Ausgrabungen haben drei Seiten dieses Bauwerkes, dessen Fussboden 10 m unter der heutigen Strassenfläche liegt, blossgelegt. Diesem Tempel schloss sich, nur durch eine Strasse, den Vicus Tuscus, getrennt, die Basilica Julia an, deren Unterbauten in ihrer ganzen Länge aufgedeckt worden sind und über die wir auf S. 626 bereits einige Notizen beigebracht haben. Hierauf folgt jenseit des Vicus Jugarius der Tempel des Saturnus, das Aerarium oder Staatsschatzhaus, von dem noch acht Säulen aus Granit (sechs der Front, die beiden anderen den beiden Langseiten angehörend) mit ihrem darüber gelagerten Architrav vorhanden sind. Die Gründung dieses Tempels fällt in die ersten Zeiten der Republik, doch wurde er zu verschiedenen Malen, zuletzt in der späteren Kaiserzeit, in einem keineswegs edlen Stil wieder hergestellt. — Die Nordwestseite des Forums schliessen vier Bauwerke ab: der Porticus der Dii Consentes, der Tempel des Vespasianus und der Tempel der Concordia, alle drei überragt durch das oben S. 620 bereits erwähnte Tabularium. Der Porticus der ratgebenden Gottheiten, der Dii Consentes oder der zwölf römischen Hauptgottheiten, vom Saturntempel durch den zum Capitol hinaufführenden Clivus Capitolinus getrennt, ist in neuester Zeit aus den durch die Ausgrabungen zu Tage geförderten Fragmenten antiker Säulen und Architrave teilweise wiederhergestellt worden. Wahrscheinlich standen die Götterbilder vor oder in den Intercolumnien der Säulen. Von dem durch Domitianus zu Ehren des Vespasianus erbauten Tempel, einem Prostylos hexastylos, stehen noch drei Säulen korinthischer Ordnung mit dem darüberliegenden Gebälk. Von dem Tempel der Concordia endlich haben wir bereits auf S. 503 unter Fig. 712 (vergl. S. 620) den Grundriss gegeben. — Die Anordnung der Gebäude auf der Nordostseite des Forums beruht zum grossen Teil auf Vermutungen. Nur die beiden Endpunkte sind durch die Ueberreste des Mamertinischen Gefängnisses und durch den Tempel des Antoninus und der Faustina bestimmt, doch ist sicher, dass die Kirche S. Adriano die alte Curie ist, und dass die danebenstehende Kirche Sta Martina an Stelle des ehemaligen Secretarium Senatus sich erhebt. Zwischen S. Adriano und dem Faustinatempel lag die Basilica Aemilia. Man darf wohl hoffen, dass in absehbarer Zeit auch diese Seite des Forums blossgelegt und dadurch Sicherheit über die ehemals hier errichteten Gebäude geschaffen werden wird. Was den Mamertinischen Kerker betrifft, so liegt derselbe gegenwärtig unterhalb der Kirche S. Giuseppe de' Falegnami und der Kapelle S. Pietro in Carcere, von der eine moderne Treppe in das oberste der beiden


THE ASTOR LIBRARY
NY



Guhl u. Koner.

Fig. 852. Das Forum Rom



von Westen her gesehen.

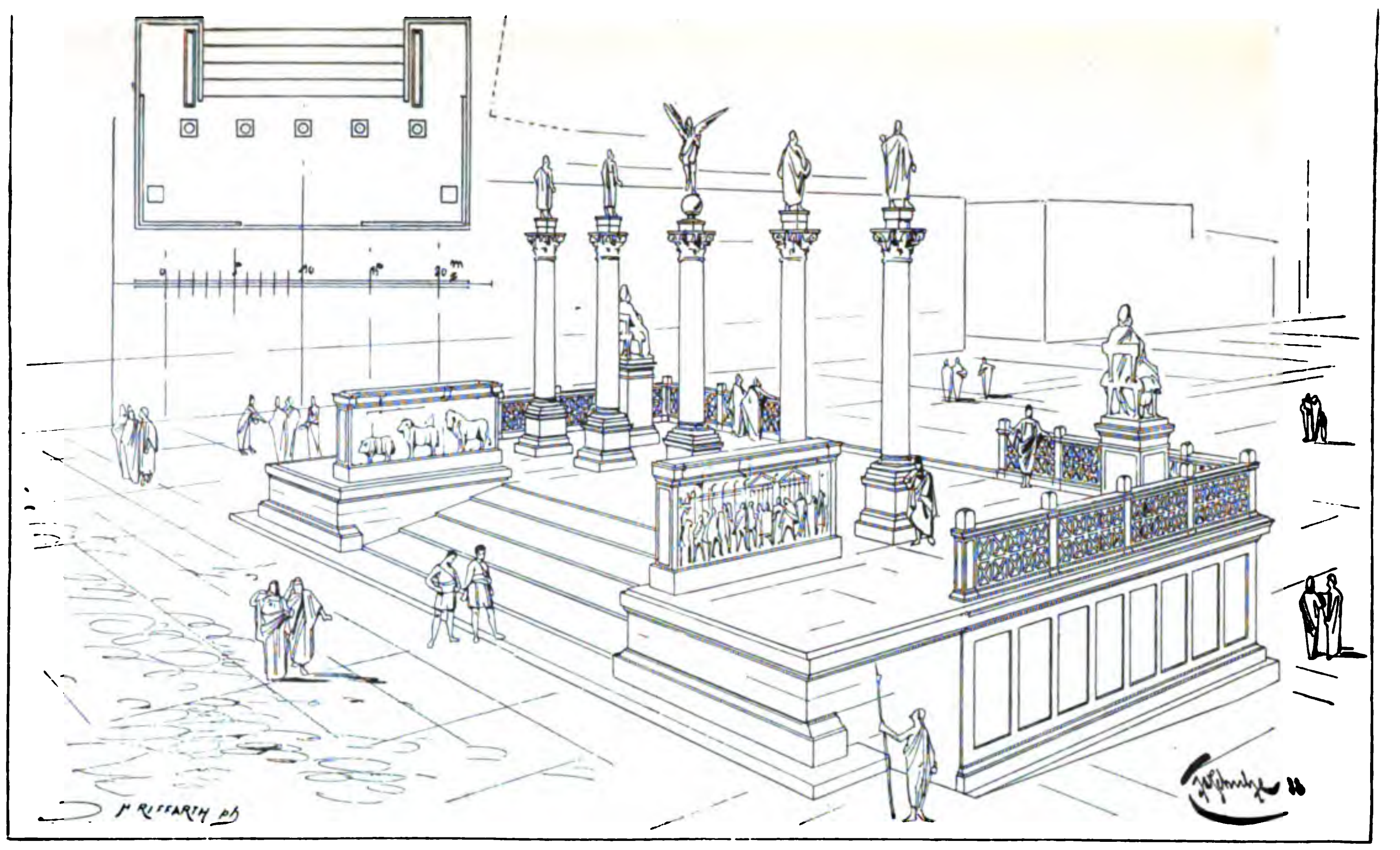


Fig. 853. Die Rostra, die Rednertribüne des Forums.

unterirdischen Gemächer hinabführt. Von hier steigt man auf einer anderen Treppe in das darunterliegende Verliess, unter dessen Fussboden sich das Tullianum genannte Brunnengewölbe (nach einer Stelle im Festus hiessen solche Brunnengewölbe in altlateinischer Sprache *tullii*, und daher Tullianum) befand, in dem Jugurtha, Sejanus u. a. den Tod fanden. Von der auf das

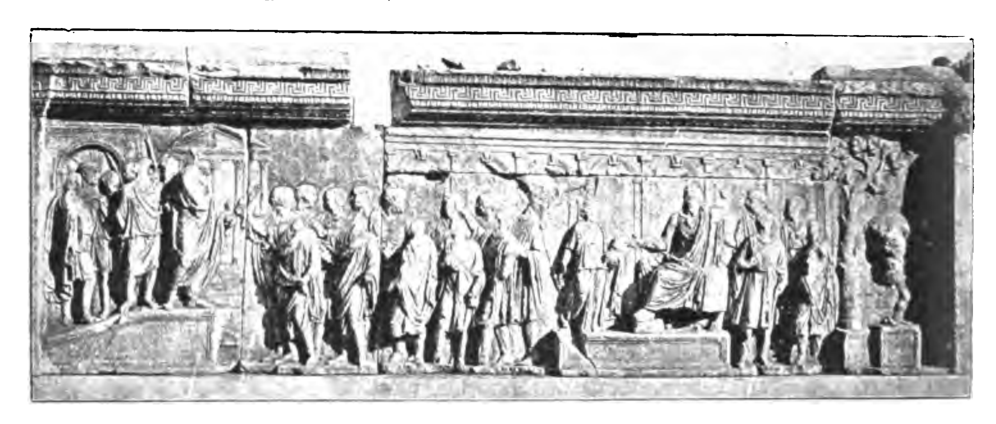


Fig. 854. Balustrade der Rednertribüne.

Forum herabführenden berüchtigten gemonischen Treppe, auf der die Leichen der Hingerichteten ausgestellt wurden, und auf der auch der Kaiser Vitellius zerfleischt wurde, findet sich gegenwärtig keine Spur mehr. Verhältnismässig



Fig. 855. Balustrade der Rednertribüne.

am besten erhalten ist der Tempel des Antoninus und der Faustina, ein Prostylos hexastylos, in den die Kirche S. Lorenzo in Miranda hineingebaut ist.

Betrachten wir nunmehr den von diesen Gebäuden eingeschlossenen Raum. Den nordwestlichen Teil, bei der Curie, nahm in den Zeiten der Republik das Comitium ein, während der andere das Forum im engeren Sinne bildete. Die Grenze zwischen beiden Räumen bildete die alte Rednerbühne, die Rostra vetera, die sowohl nach dem Comitium, als nach dem Forum hin eine Front hatte; dicht bei ihr lag die ältere Graecostasis, eine unbedeckte

Terrasse (*locus substructus*), wahrscheinlich mit einer Balustrade umgeben, auf der die an den Senat geschickten Gesandten fremder Nationen die Entscheidung der Curia abzuwarten pflegten. Seit Caesars Zeiten wurden die Rostra nach dem westlichen Teil des Forums verlegt, wo ihre Trümmer noch heute sichtbar sind; es war ein 3 m hoher, 24 m langer und 10 m tiefer Suggestus, zu dem von der Area Concordiae her eine breite Rampe, vom Forum her vielleicht Treppen emporführten (Fig. 853). Die Grösse der Bühne erklärt sich daraus, dass dieser Raum zur Aufstellung von Ehrendenkmälern benutzt wurde. Von einer Wiederherstellung unter Hadrian sind noch die beiden Balustraden des Aufgangs erhalten, mit Scenen, die auf dem Forum spielen und durch ihren Hintergrund, der die Gebäude des Forums darstellt, besonders interessant sind. Das erste (Fig. 854) bezieht sich auf die Stiftung Trajans für arme Kinder; rechts der Kaiser, vor ihm Italia mit Kindern, links der Magistrat mit Lictoren, der von den Rostra das Edikt verkündet. Der Hintergrund zeigt einen Bogen (jede Strasse ging nach dem Forum in einen Bogen aus), dann die Curia mit fünf korinthischen Säulen, weiter die Basilica Aemilia, den *ficus Ruminalis,* d. h. den heiligen Feigenbaum, unter dem die Wölfin geruht hatte, und die Statue des Marsyas. Das zweite Relief (Fig. 855) schildert den Erlass der Erbschaftssteuer, deren Register vor Trajan angezündet werden. Hier ist im Hintergrund von rechts nach links der Tempel des Vespasianus, der des Saturnus (beide durch einen Strassenbogen getrennt), weiter die Basilica Julia dargestellt; der Marsyas und der Ficus ruminalis bilden den Schluss. Die Rostra waren übrigens an der Vorderseite noch mit zwei Reihen von Schiffsschnäbeln verziert (Fig. 856), deren Zapfenlöcher zum Teil noch erkennbar sind. — Dicht neben den Rostra erhoben sich noch auf der einen Seite das von Augustus als Curator Viarum errichtete Miliarium aureum, von dem aus die Meilen der Strassen gezählt wurden, und auf der andern der von Constantin als Seitenstück dazu erbaute Umbilicus Romae.

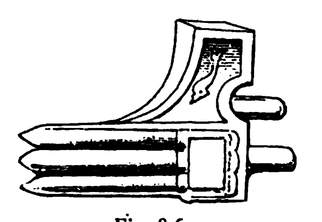


Fig. 856.
Schiffsschnabel der Rostra.

Schliesslich bemerken wir noch, dass die auf dem Forum neben der Basilica Julia stehende Säule des Phokas erst im Jahre 608 n. Chr. durch den Exarchen Smaragdus zu Ehren dieses Tyrannen aufgerichtet wurde und in keinem organischen Zusammenhange mit dem alten Forum gestanden hat.

Mit dem Sturz der Republik verloren auch das Comitium, sowie die republikanische Einrichtung des Forums ihre Bedeutung; es entstanden jene prächtigen Neubauten oder Umbauten älterer Gebäude, von denen oben gesprochen ist, und es wurde endlich durch den Kaiser Septimius Severus ein Triumphbogen auf der Nordwestseite des Forums aufgeführt (vergl. Fig. 851), mit dessen Erbauung gleichzeitig die Via sacra, die sich früher längs der älteren Budenreihe (*sub veteribus*) an der Südwestseite des Forums nach dem Clivus Capitolinus hinaufzog, wahrscheinlich auf die entgegengesetzte Seite des Forums in gerader Richtung aut den Severusbogen verlegt wurde; hinter diesem mündete

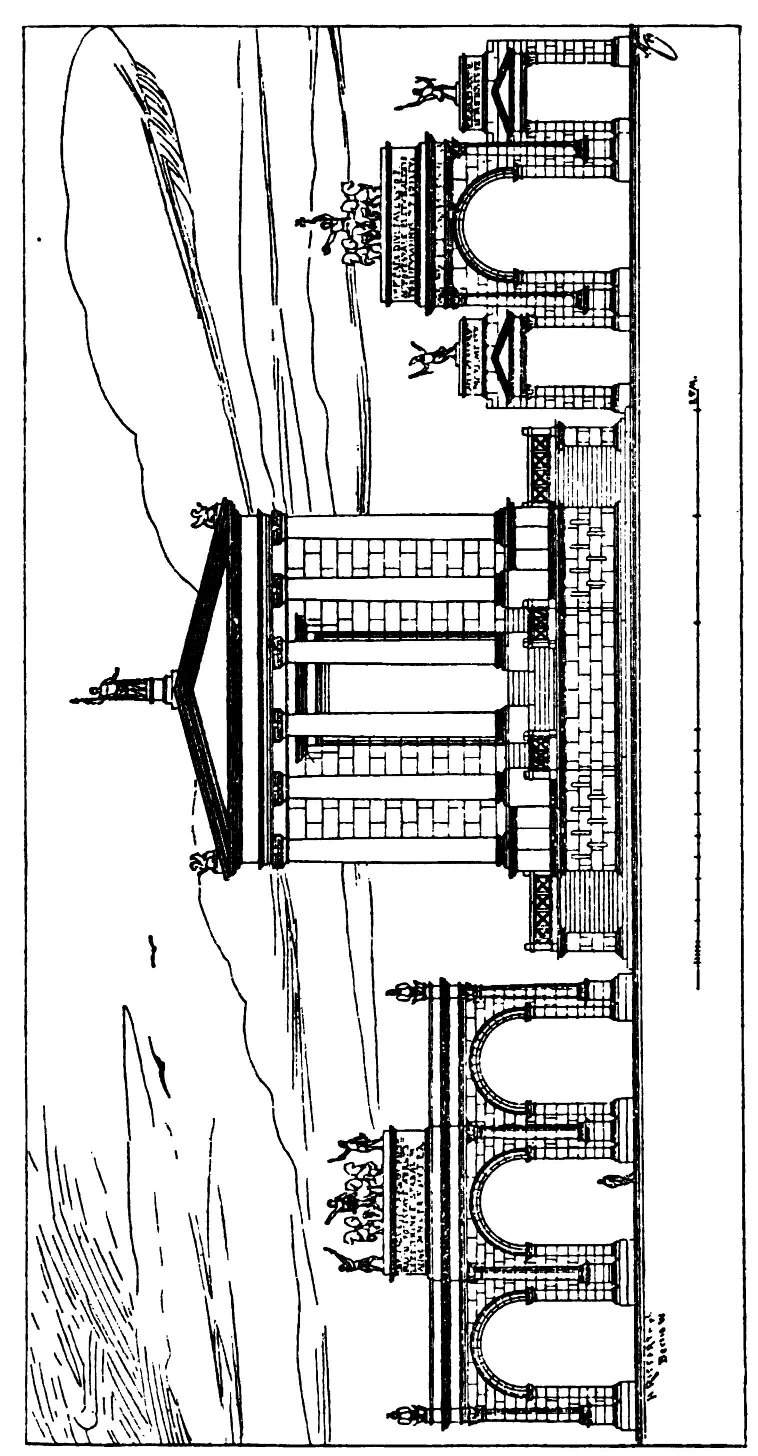


Fig. 857. Tempel des Divus Julius am Forum mit den anstossenden Triumphbogen, restaurierte Ansicht.

sie vermutlich mit einem Bogen nach Westen in die ältere Via sacra am Fuss des Clivus Capitolinus ein.

Das Forum wurde auf der östlichen Schmalseite durch die Aedes Divi Juli abgeschlossen, die von Augustus an der Stelle erbaut war, wo Caesars Leiche verbrannt worden war, d. h. unmittelbar vor der Front der Regia, die ursprünglich das Ende des Forums bezeichnet hatte. Der Tempel, mit sechs Säulen in der Front, war vorn mit einer Rednerbühne versehen (Rostra Julia),

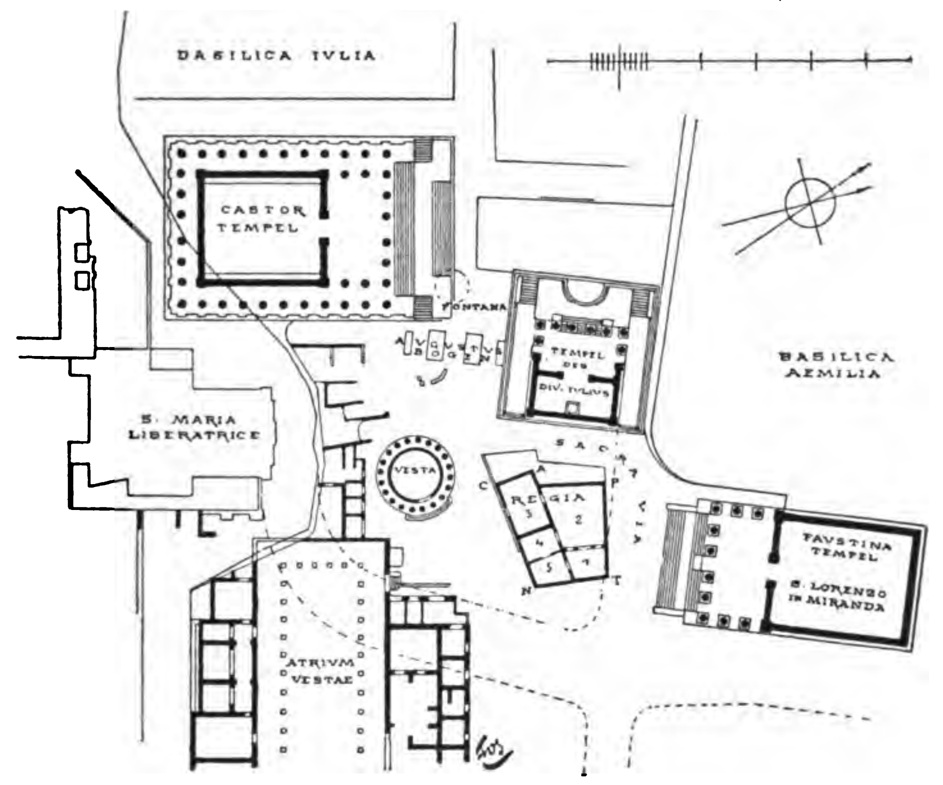


Fig. 858. Das römische Forum, südöstlicher Teil.

deren geradlinige Fronten zu beiden Seiten der in der Mitte angebrachten halbrunden Nische mit den Schnäbeln der in der Schlacht von Actium erbeuteten Schiffe geschmückt waren. Rechts und links vom Tempel stand je ein Triumphbogen, südlich ein dem Augustus im Jahre 19 v. Chr. zum Andenken an die Rückgabe des parthischen Feldzeichens errichteter mit drei Thoren, nördlich wahrscheinlich der Fabierbogen (121 v. Chr. von Q. Fabius Maximus zum Andenken an den Sieg über die Allobroger erbaut). Noch im 16. Jahrhundert ragten die Trümmer dieses Bogens über den Schutt empor; heute sind seine Spuren unter der Schuttschicht der Nordseite des Forums noch verborgen (vgl. Fig. 857).

Die Erbauung der Regia (vgl. Fig. 858), die ursprünglich das Forum abschloss, geht der Sage nach auf die Zeit des Königs Numa zurück; in republi-

kanischer Zeit dient sie als Amtshaus des Pontifex Maximus und zur Aufbewahrung der heiligen Lanzen und der Ancilia, der von den Saliern geführten

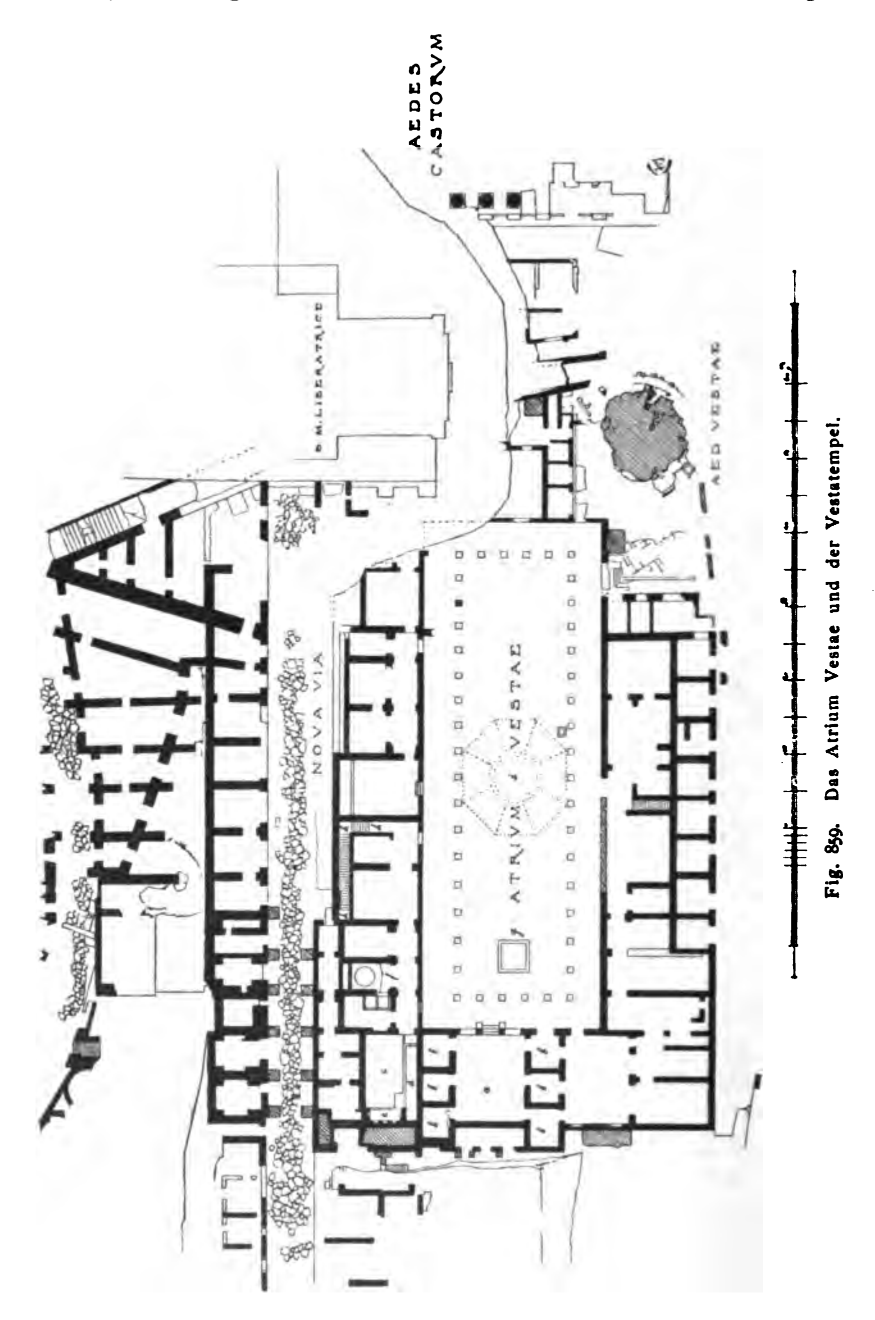


Fig. 859. Das Atrium Vestae und der Vestatempel.

heiligen Schilde; wahrscheinlich wurden in ihr auch die Commentaria Pontificum aufbewahrt. Ueber ihren Grundplan und die Verteilung der einzelnen

Räume vergl. Jahrb. d. Inst. IV S. 228. An der Aussenseite war eine Marmorkopie der Magistratstafeln angebracht.

Südlich von der Regia folgt der Bezirk der Vesta, sowohl der bis auf die Unterbauten vollständig zerstörte Rundtempel der Göttin, als das Atrium Vestae, das Wohnhaus der sechs Vestalinnen, denen der Dienst im Vestatempel und die Pflege des heiligen Feuers anvertraut war (Fig. 859). Der Vestatempel war, wie schon oben ausgeführt, ein Rundtempel von wahrscheinlich 20 Säulen (vergl. Jordan, Tempel der Vesta) von 18—19 m Durchmesser; unter der Oeffnung des Dachs stand der Altar mit dem ewigen Feuer. In dem Atrium Vestae fällt besonders der grosse Raum auf, der als Atrium oder Peristyl zu bezeichnen ist, 59 m lang und 14 m breit, in dem zahlreiche Statuen von Vestalinnen in ihrer feierlichen Tracht aufgestellt waren. Die Wohn- und Schlafzimmer der Jungfrauen lagen jedenfalls im oberen Stockwerk, da die unteren Räume, in denen man sie gewöhnlich ansetzt (die 6 mit *b* bezeichneten Kammern neben *a*), ein allzu ungesunder Aufenthalt gewesen wären. Von den Bauten des Palatin ist das Atrium Vestae durch die Nova via getrennt, vom Kastortempel durch den Stufenweg, der vom Forum zum Palatin führt.

Für die weiter nach Südosten gelegenen, an das Forum sich anschliessenden Gebäude und Denkmäler ist das hier unter Fig. 860 abgebildete Relief des Lateranensischen Museums von hervorragendem Interesse. Es beginnt rechts mit dem Tempel des Jupiter Stator, darauf folgt ein Triumphbogen mit der Inschrift: ARCVS · IN · SACRA · VIA · SVMMA, innerhalb dessen die Göttin Roma erscheint; daran

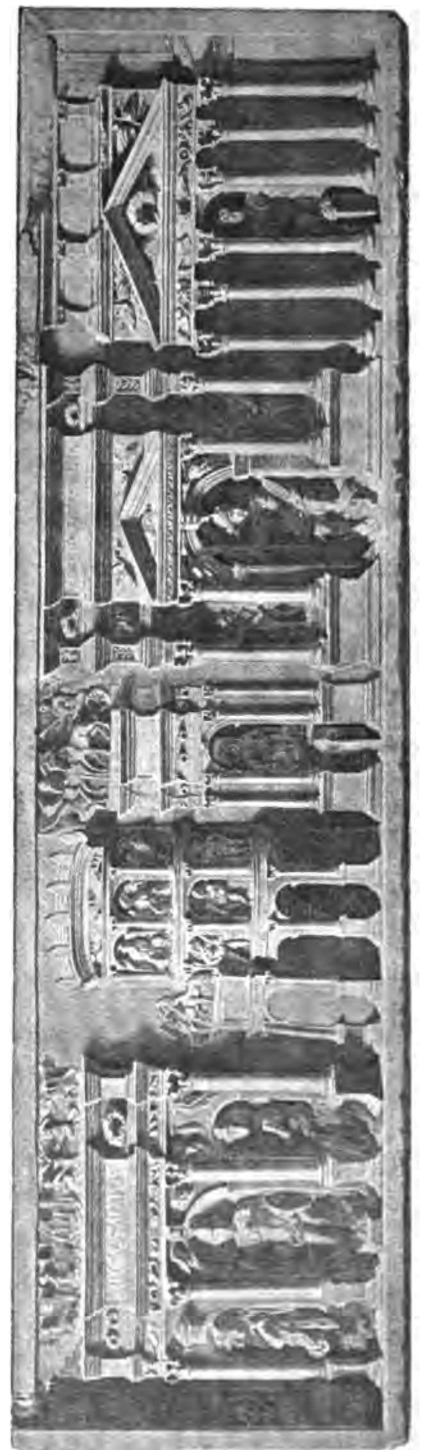


Fig. 860. Die an das Forum nach Südosten sich anschliessenden Gebäude.

schliesst sich ein Triumphbogen an, mit dem jedenfalls der Titusbogen gemeint ist (in der Oeffnung ist die Göttin Kybele dargestellt); das nächste Denkmal ist ohne Frage das Colosseum, und den Schluss bildet der ARCVS · AD · ISIS mit der Gestalt der Minerva. Wenngleich manche Beziehungen noch als fraglich erscheinen müssen, so ist das Relief immerhin geeignet, uns von der Fülle der Ehrendenkmäler, die längs der Sacra Via errichtet waren, eine Vorstellung zu geben. Die als Zuschauer dargestellten Gottheiten werden wohl mit Recht darauf gedeutet, dass die Tempel der betreffenden Götter in der Nähe der Sacra Via lagen.

Was die Fora anbelangt, bei denen von vornherein eine regelmässige Anlage und eine gleichmässig durchdachte monumentale Umschliessung beab-

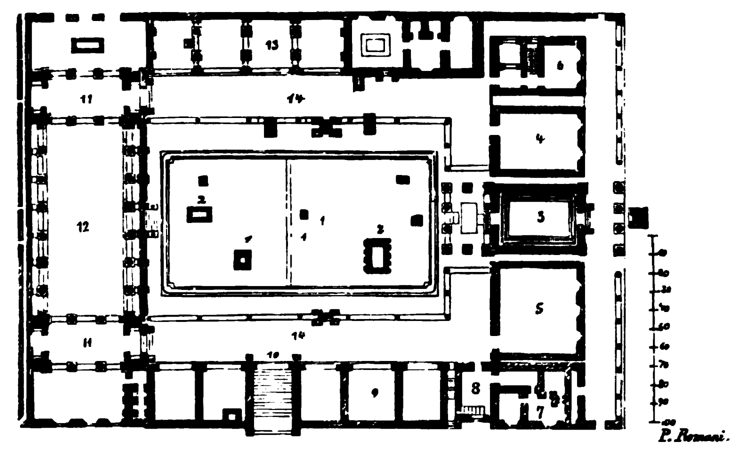


Fig. 861. Das Forum der Stadt Velleja.

sichtigt war, so hat Vitruv (V 1) Anweisungen darüber gegeben, die von seinen für die griechischen Marktplätze mitgeteilten in einigen Punkten abweichen. Während er rät, diese in Form eines quadratischen Platzes anzulegen und mit doppelten Säulenhallen zu umgeben (vgl. oben den Marktplatz zu Delos, Fig. 255), gilt bei der Anlage der italischen Fora eine andere Regel. Weil nämlich in Italien nach alter Sitte die öffentlichen (Gladiatoren-) Spiele ursprünglich auf den Foren gefeiert worden wären, habe man diesen die Form eines gestreckten Oblongum gegeben, die für die Aufführung der Spiele die günstigere sei, und die Rücksicht auf die Bequemlichkeit der Zuschauenden habe darauf geführt, die Säulen der umgebenden Hallen in recht weiten Abständen anzuordnen. In diesen Hallen aber sollen Läden (*tabernae argentariae*, Läden für die Geldwechsler) angelegt werden und darüber ein zweites Stockwerk, gleich geeignet für den öffentlichen Verkehr, wie für die Erhebung der öffentlichen Abgaben. Als bestimmtes Massverhältnis wird angegeben, dass die Breite eines Forums zwei Drittel seiner Länge betragen solle. Diese Regel nun findet sich genau bei dem Forum der Stadt Velleja befolgt (vergl. S. 611), dessen Grundriss unter Fig. 861 nach der Restauration Antolinis mitgeteilt ist.

Hier hat die offene Area des Forums (1) eine Länge von etwa 150 röm. Palmen, während die Breite nur 100 beträgt; auf drei Seiten ist sie von Hallen umgeben (14), deren Säulen von einfacher dorischer Ordnung und in sehr weiten Abständen angeordnet sind. Innerhalb der Area stehen mehrere solide Mauerstücke (2), wahrscheinlich die Reste von Monumenten, die einst zur Zierde des Forums dienten. Auch ist ein Kanal aufgefunden, der den Platz rings umschloss, während quer über den Platz ein auf unserem Grundriss mit feineren Linien angedeuteter Marmorstreifen geht, auf dem sich eine mit Bronzebuchstaben eingelegte Inschrift befindet, die besagt, dass L. Lucilius Priscus das Forum auf seine Kosten mit Steinplatten gepflastert habe (*laminis stravit*). Den Mittelpunkt der Eingangsseite nimmt ein Tempel ein (3), den wir schon oben S. 497 als ein Beispiel der sonst nicht häufigen Form des Amphiprostylos bezeichnet haben und zu dessen Seiten schmale Durchgänge, den *fauces* der Wohnhäuser vergleichbar, in den inneren Raum des Forums führen. Rechts und links von dem Tempel liegen zwei grössere Räumlichkeiten, von denen die eine (4, 6) als Wohnung des Priesters, die andere (5) als ein Versammlungssaal (*comitium*) für die Beratungen religiöser Genossenschaften erklärt werden. Ist man durch den Tempel oder die erwähnten Eingänge in das Innere eingetreten, so hat man zur Linken eine Reihe von Läden (9), die sich in die umgebenden Porticus öffnen, wie auch einen zweiten Zugang (10), durch den Treppen von aussen in das Forum emporführten. Die mit 7 und 8 bezeichneten Räume hat man als die Gefängnisse erklärt. Dem Tempel gegenüber und die Area in ihrer ganzen Breitenausdehnung begrenzend, liegt ein grosses Gebäude (12), das als Basilica bezeichnet wird und nach zwei Seiten durch Chalcidicen (11, vergl. S. 623) verlängert erscheint. Ein ähnliches, jedoch grösseres und als selbständige Anlage behandeltes Chalcidicum glaubt man in dem mit 13 bezeichneten Raume zu erkennen. Eine dort gefundene Inschrift besagt, dass Baebia Basilla ihren Mitbürgern ein Chalcidicum gestiftet habe. Die mehr geschlossenen Räume endlich zwischen diesem Chalcidicum und der vermutlichen Priesterwohnung werden als das öffentliche Schatzhaus (*aerarium*) betrachtet. Dieses Forum, dessen Wiederherstellung bei dem sehr zerstörten Zustande der Ueberreste nicht immer auf ganz zuverlässigen Grundlagen beruht, hat eine besondere Bedeutung dadurch erlangt, dass hier offenbar jene Inschrift aufgestellt war, deren Auffindung zur Entdeckung Vellejas geführt hat, und die als die grösste aller erhaltenen Metallinschriften betrachtet wird (sie ist 2,71 m lang und 1,35 m hoch). Sie ist unter dem Namen der *tabula alimentaria* bekannt und enthält die Vorschriften, durch die Kaiser Trajan die Erhaltung und Verpflegung der dortigen Waisen und anderer armen Kinder, 246 Knaben *(pueri alimentarii)* und 35 Mädchen *(puellae alimentariae)*, geregelt hatte. Es waren zu diesem Zwecke, ausser einer besonderen Stiftung für 19 andere Kinder, 1,044,000 Sestertien (230,090 Mark nach unserem Gelde) als Hypothek auf verschiedene Häuser und Grundstücke von Velleja ausgeliehen worden, deren Zinsen (zu 5 pCt.) nach bestimmten Verhältnissen an jene Kinder verteilt wurden.

Ungleich grossartiger als das Forum von Velleja war das von Pompeji,

das aus den wohlerhaltenen Resten der meisten der dasselbe umgebenden Baulichkeiten auf eine beabsichtigte einheitliche Anlage schliessen lässt, die freilich in den wenigen Jahren, die zwischen der ersten Verwüstung der Stadt durch das Erdbeben vom Jahre 63 n. Chr. bis zu ihrer gänzlichen Verschüttung dazwischen lagen, nicht vollständig durchgeführt werden konnte. Es erstreckt sich, die Säulenhallen vor den Curien eingerechnet, in einer Länge von 160 m und in einer mittleren Breite von 42 m von Norden nach Süden. Eine ununterbrochene Säulenhalle umgiebt das Forum auf seiner westlichen Langseite,

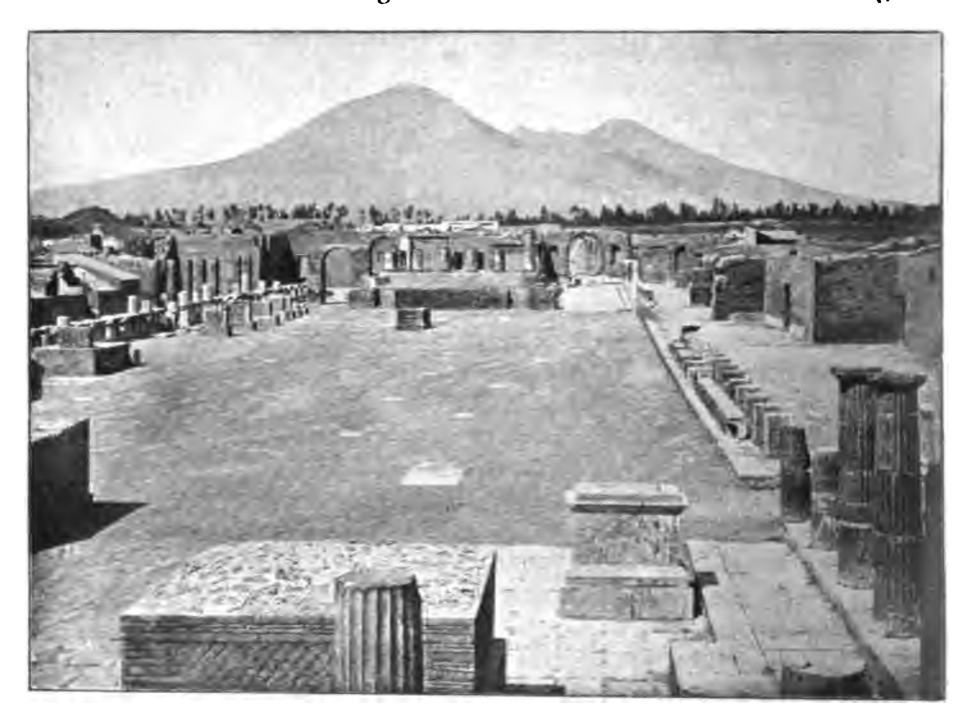


Fig. 862. Das Forum von Pompeji.

auf der südlichen Schmalseite und zu Anfang der östlichen Langseite, während sie auf den übrigen Seiten mehrfach unterbrochen ist. Die zusammenhängenden Teile dieses Säulenumganges trugen, entsprechend der Vorschrift Vitruvs, ein oberes Stockwerk, das, wenn auch gegenwärtig zerstört, doch durch die mehrfach erhaltenen Treppenaufgänge nachweisbar ist. Auf der Nordseite liegen der schon oben genauer geschilderte Jupitertempel (vergl. Fig. 710 und 711), ihm zur Seite zwei Pforten, von denen die rechts belegene noch in ihren Ueberresten die Formen der oben beschriebenen Triumphthore erkennen lässt und den Haupteingang zum Forum gebildet hat. Auf der östlichen Langseite, zur Linken von dem durch den Triumphbogen Eintretenden, erblickt man das früher sogenannte Pantheon mit den vorliegenden Wechslerläden (*tabernae argentariae*), in dem man jetzt das *macellum*, eine Verkaufshalle für Lebensmittel, erkannt hat; sodann ein Gebäude, in dem man früher eine Curie sehen

wollte, während es wohl für den Kaiserkult bestimmt war (s. S. 622), ferner das sogenannte Tempelchen des Mercur (vgl. Fig. 724), das jedenfalls für die Verehrung des Augustus bestimmt war, und das Chalcidicum der Eumachia, endlich, getrennt durch eine gesperrte Strasse, ein Gebäude, von dem man nur angeben kann, dass es nicht dem Zweck diente, dem man es ursprünglich bestimmt



Fig. 863. Das Augustusforum in Rom.

glaubte, d. h. dass es nicht als Schule verwendet worden ist. Auf der dem Jupitertempel gegenüberliegenden, mit einer Halle von zwei Säulenreihen gezierten Südseite liegen die unter Fig. 846 abgebildeten vereinigten drei Curien; auf der Westseite endlich die Basilica (vergl. Fig. 848), sowie der Apollotempel (vergl. Fig. 725), dessen Langseite mit ihrem prächtigen Säulenumgange dem Forum zugewandt, von diesem aus jedoch nur durch eine Pforte zugänglich ist, während der Haupteingang in einer auf das Forum mündenden Strasse liegt. Neben jener Pforte befindet sich auch in einer Nische ein unscheinbares,

aber dabei höchst interessantes Monument, nämlich der öffentliche Aichungsblock in Gestalt zweier übereinanderstehender Steintische, in deren Platten die Normalmasse eingelassen sind (vgl. oben S. 432); das Original dieses Denkmals befindet sich jetzt im Museum zu Neapel und ist in Pompeji durch eine Nachbildung ersetzt. Endlich liegt an dieser Seite eine nach dem Forum zu offene Halle, 10 m tief und 34 m breit, die von einigen als eine Gemäldegalerie (Stoa poekile), von Overbeck aber mit grösserer Wahrscheinlichkeit als eine Lesche oder öffentliche Konversationshalle erklärt wird.

Indem wir unsere Betrachtung lediglich auf die Fora beschränken, die dem in Versammlungen und Beratungen aller Art sich kundgebenden bürgerlichen Verkehr dienten (*fora civilia*), und in denen nur die Läden der Wechsler ihren Platz fanden, um die hier oft zum Austrag gebrachten Geldgeschäfte zu erleichtern, schliessen wir alle die Marktplätze aus, die ausschliesslich oder überwiegend für den Handel und den Verkauf irgend welcher Waren (*fora venalia*) bestimmt waren und von denen in Rom sowohl, wie in anderen Städten ein Gemüsemarkt (*f. olitorium*), ein Ochsenmarkt (*f. boarium*), ein Schweinemarkt (*f. suarium*), ein Fischmarkt (*f. piscarium*), ein Markt für Fleisch und Gemüse (*f. macellum*) u. a. m. vorkommen. Von jenen *fora civilia* hatte Rom ausser dem Forum Romanum eine nicht unbedeutende Zahl aufzuweisen. Die gewaltig anwachsende Masse der Bevölkerung nicht minder, als das Bestreben der Machthaber, dem Sinne des Volkes durch grossartige Unternehmungen von gemeinnützigem Charakter zu schmeicheln, führte zur Errichtung der grossartigsten Anlagen dieser Art, für die der Platz nur durch Ankauf ganzer Häuserreihen erworben und, wie bei dem Forum des Kaisers Trajan (vergl. S. 601), durch umfangreiche Erdarbeiten gewonnen werden konnte. Vorzugsweise dem civilrechtlichen und bürgerlichen Verkehr der Bürger dienend, in dessen Regelung eine der würdigsten Seiten des römischen Volkscharakters und Staatslebens erkannt werden muss, können diese Fora als die schönsten und besten Denkmäler aus den Glanzzeiten des Kaiserreiches betrachtet werden. An das jetzt fast gänzlich verschwundene mit doppelten Säulenhallen umgebene und mit dem Prachttempel der Venus genitrix gezierte Forum des Julius Caesar schlossen sich das des Augustus (vgl. Fig. 863), das des Vespasian, das des Nerva (auch *forum transitorium* oder *Palladium* genannt), endlich das des Trajan an, das an Pracht und Grösse alle anderen übertraf. S. o. S. 599. Alle diese Fora lagen, zu einer Gruppe vereinigt, an der Nordseite des Forum Romanum, dessen glänzende Erweiterung sie gleichsam bildeten, und machten in ihrem Zusammenhange ein Ganzes von so überraschender Pracht und Grossartigkeit aus, wie ein solches niemals wieder zum Nutzen und zur stolzen Freude einer grossen und mächtigen Nation geschaffen worden ist. — Von einem Porticus in Form eines Forum haben wir bereits oben (vergl. S. 518) in dem Porticus der Octavia ein schönes Beispiel kennen gelernt.

Der Circus.

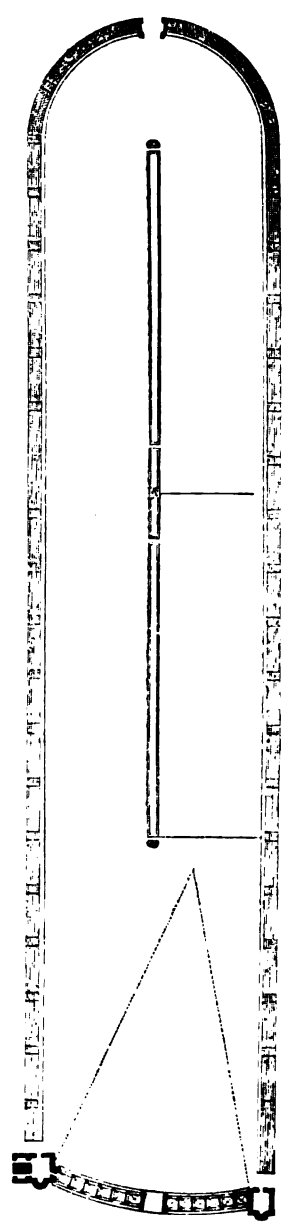


Fig. 864. Circus von Bovillae.

Die Gebäude für die öffentlichen Spiele bilden den Schlusspunkt unserer Betrachtungen über die römischen Bauten. Trotz der grossen Zahl der erhaltenen Denkmäler und der einschneidenden Bedeutung dieser Spiele im Leben des römischen Volkes ist es möglich, uns hier kurz zu fassen, da wir den Leser auf die entsprechenden Abschnitte der Darstellung des griechischen Lebens verweisen können. Denn alle diese Gebäude sind aus denselben Bedingungen hervorgegangen, die wir schon oben als die Grundlagen der griechischen Anlagen der Art kennen gelernt haben, und was dort über die Hippodrome und die Stadien (S. 233) gesagt ist, findet auch auf den römischen Circus seine Anwendung; und dasselbe gilt vom Theater. Eine neue und eigentümliche Schöpfung bilden nur die Amphitheater, aber auch diese beruhen auf den Grundlagen des griechischen Theaterbaues und können als eine Verbindung des letzteren mit den Anlagen des Stadium und des Hippodrom betrachtet werden. Ueber die in diesen Gebäuden gefeierten Spiele wird weiter unten ausführlicher zu handeln sein. Für die Rennen dienten hauptsächlich die Circus, in denen aber auch Faustkämpfe und andere gymnastische Wettspiele stattfanden*); für die gymnastischen Kämpfe der von M. Scaurus eingeführten griechischen Athleten dienten die Stadien, für die scenischen die Theater. Zu diesen gesellten sich als eine neue und wenig erfreuliche Gattung die blutigen Gladiatorenkämpfe, die eine Lieblingsbelustigung der Römer bildeten, und für die vorzugsweise das Amphitheater bestimmt war.

Was zunächst die Rennbahnen (*circus*) anbelangt, so ergiebt sich ihre Anlage aus dem unter Fig. 864 dargestellten Grundriss eines Circus, der im Jahre 1823 in den Ruinen des alten Bovillae entdeckt worden ist. Er ist verhältnismässig klein, die Laufbahn nur von wenigen Sitzreihen umgeben, die Unterbauten sind schlicht und auch nur in ge-

*) Alle diese Spiele wurden nach dieser Oertlichkeit unter dem Namen der circensischen *(ludi circenses)* zusammengefasst.

ringem Masse durch Wölbungs-Konstruktionen ausgezeichnet, die sonst bei diesen Bauten in sehr umfassender Weise angewendet wurden. Dagegen zeichnet er sich durch die für die Veranschaulichung des ursprünglichen Zustandes genügende Erhaltung des Teiles aus, von dem aus der Lauf begann, und der, wie die Hippaphesis im Hippodrom zu Olympia, als einer der wesentlichsten Bestandteile der ganzen Anlage betrachtet wurde. Es sind dies die Behälter für die Gespanne (*carceres*), die in einer nach aussen gebogenen Kurve angeordnet sind, um eine gleichmässige Entfernung bis zu dem Punkte herzustellen, von dem aus der eigentliche Wettlauf zu beginnen hatte. Die Zahl der *carceres*, von denen noch sieben wohl erhalten sind, belief sich auf zwölf, in deren

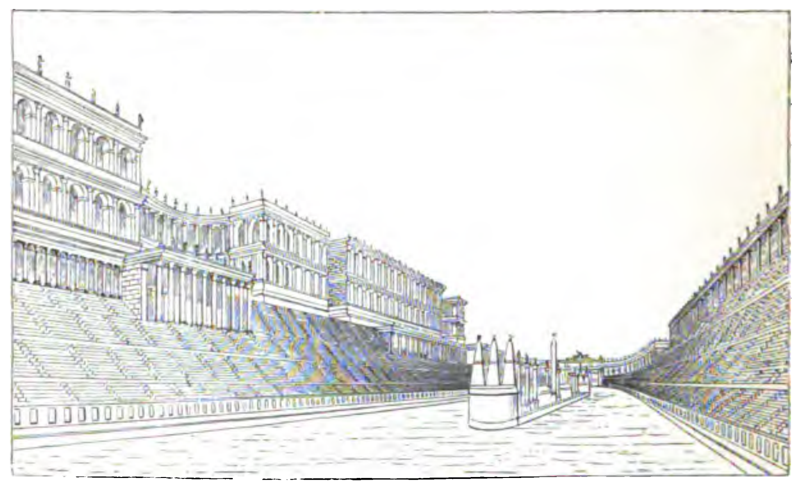


Fig. 865. Circus Maximus zu Rom, Restauration.

Mitte ein Durchgangsportal angebracht ist; an den beiden Seiten befinden sich turmartige Bauten, die auch bei anderen Rennbahnen unter dem Namen der *oppida* erwähnt werden. Eins dieser Gebäude lässt auf unserem Grundriss die Anlage von Treppen erkennen, die zu den auf der Bedachung der Carceres angeordneten Sitzplätzen führten. In der Mitte der Bahn befindet sich eine Erhöhung (*spina*) mit den an den Endpunkten aufgestellten Zielen (*metae*), die von den Wagen in einer bestimmten Zahl von Umläufen umkreist werden mussten. In der Mitte der halbkreisförmigen Ausbiegung, die den *carceres* gegenüberliegt, zeigt sich ein Durchgangsthor (*porta triumphalis*), durch das die Sieger den Circus verliessen.

Alle diese Einrichtungen wiederholten sich in grösserem Massstabe und mit grösserer Pracht durchgeführt bei den Circusbauten der Stadt Rom. Von diesen erwähnen wir zunächst den in seiner Konstruktion dem von Bovillae gleichenden und in seinen Resten noch wohl erkennbaren, von Maxentius im Jahre 311 n. Chr. erbauten Circus. Seine Länge beträgt 1620, seine Breite an den Carceres 240 röm. Fuss; seine Sitzreihen boten Platz für etwa 17,000 Zuschauer. Interessant ist die schiefe Richtung der 837 Fuss langen Spina, wodurch

der Raum der Arena an der Stelle, an der die Wagen beim Beginn des Rennens in einer Linie vorrückten, wesentlich verbreitert wurde. — Der berühmte Circus Maximus dagegen ist fast gänzlich zerstört. In der weiten Thalsenkung zwischen dem palatinischen und dem aventinischen Hügel belegen, diente dieser Circus (der später nach Errichtung anderer kleinerer Bauten der Art den Beinamen „des Grössten" erhielt) schon zur Königszeit für die Aufführung der Spiele. Die von Tarquinius Priscus nach den dreissig Curien des römischen Volkes angeordneten Sitze scheinen schon unter Tarquinius Superbus eine Erweiterung und Veränderung erfahren zu haben, und auch in der Folgezeit fanden ununterbrochen Erweiterungen und Verschönerungen statt, so dass die Zahl der Sitzplätze allmählich auf 260,000, ja nach einer noch späteren Nachricht im 4. Jahrhundert auf 385,000 gesteigert wurde.*) Unter Fig. 865 geben wir eine allerdings sehr fragliche Restauration der bis auf geringe Spuren verschwundenen und nur in der gleichmässigen Sohle der Thalsenkung noch kenntlichen Anlage, aus der sich sowohl der erhöhte Unterbau (*podium*) und die verschiedenen, auf der linken Seite von den Kaiserpalästen überragten Stockwerke (*maeniana*) des Zuschauerraums, als auch die *spina* mit ihrem mannigfaltigen Schmuck (den Zielsäulen, verschiedenen Heiligtümern, dem in der Mitte errichteten Obelisken u. a. m.) und die *porta triumphalis* erkennen lassen.

Die Stadien, deren ebenfalls eine nicht unbedeutende Zahl zu Rom erwähnt wird, hat man sich ganz den griechischen Stadien entsprechend zu denken.

Das Theater.

Die römischen Theater schliessen sich, soweit wie der Raum für die Zuschauer in Betracht kommt, genau an die griechischen Vorbilder an; es wird durch die Zugänge in keilförmige Abschnitte (*cunei*) geteilt und durch die *praecinctiones* in Absätze zerlegt; verschieden aber ist die Orchestra, die nicht mehr einen Kreis oder den grösseren Teil eines Kreises einnimmt, sondern nach Vitruvs Vorschrift in Form eines Halbkreises angelegt werden soll; in ihr wurden die Sessel der Senatoren aufgestellt. Zwischen der Orchestra und der Innenwand (*frons scenae*) befindet sich die Bühne (*pulpitum*), die doppelt so lang als der Durchmesser der Orchestra und breiter und tiefer anzulegen ist, als die griechische, weil im römischen Theater „alle Schauspieler auf der Bühne agieren". „Und die Höhe des Pulpitum darf nicht mehr denn 5 Fuss sein, damit die in der Orchestra sitzenden alle Geberden der handelnden Personen sehen können". Besondere Bezeichnungen der Cunei durch figürlichen Schmuck, sowie der Sitzreihen durch Nummern, die ohne Zweifel den auf den Eintrittsmarken (*tesserae*) angebrachten Zeichen entsprachen, dienten ausserdem zur Aufrechterhaltung der Ordnung unter den Zuschauern.

*) Nach einer neueren Berechnung müsste der Circus in den letzten Zeiten des römischen Kaiserreichs sogar 480,000 Sitzplätze enthalten haben. Nach Jordans Untersuchungen betrug die wahrscheinliche Länge des Circus ausser den Carceres 640, die Breite 190, die Länge der Bahn 600, ihre Breite 110 m.



Von den zu Rom selbst befindlichen Theatern heben wir zunächst das des Pompejus hervor. Nachdem bis dahin die Theater nur aus Holz, wenn schon mit staunenswerter Pracht *) errichtet worden waren, um nach Beendigung der darin gefeierten Spiele wieder abgebrochen zu werden, erbaute Pompejus das erste steinerne Theater im Jahre 55 v. Chr. Nur äusserst geringe Ueberreste haben sich davon erhalten; doch setzt uns ein Fragment des alten Planes der Stadt Rom mit dem Grundriss des Theaters in den Stand, uns die Gesamtanlage zu veranschaulichen (Fig. 866). Die *cavea* (*a*), die 40,000 Sitzplätze enthalten haben soll, zeigt die radienförmige Anordnung der Grundmauern, zwischen denen sich die Zugänge befanden und auf denen die Sitze der Zuschauer ruhten. Eine *praecinctio* teilte sie in zwei Stockwerke; über der von einem halbkreisförmigen Gange, einer Art von Corridor, umschlossenen Cavea erhob sich der ebenfalls auf unserem Grundriss angedeutete Tempel der Venus, der Pompejus sein Theater weihte. Die Bühne (*b b*) ist durch den Schmuck der Skenenwand ausgezeichnet, die mit halbkreisförmigen Nischen und Säulenstellungen auf das reichste geschmückt erscheint. Hinter der Bühne befindet sich ein säulengeschmückter Porticus (*c*). „Hinter der Skene", sagt Vitruv a. a. O. Kap. 9, „sind Säulengänge anzulegen, damit, wenn die Schauspiele durch Regengüsse unterbrochen werden, das Volk aus dem Theater sich dahin flüchten könne, auch die Choragi zur Anordnung der Chöre Raum haben. Dergleichen sind der Säulengang des Pompejus und zu Athen der eumenische". Der Grundriss dieses Säulenganges deutet auf mannigfaltige Anlagen und steht mit den Nachrichten der Alten im Einklang, die ihn wegen seines reichen Schmuckes an Bildsäulen und kostbaren Teppichen rühmen und nach denen er auch Lustwälder mit Springbrunnen, wilden Tieren u. s. w. umschloss.

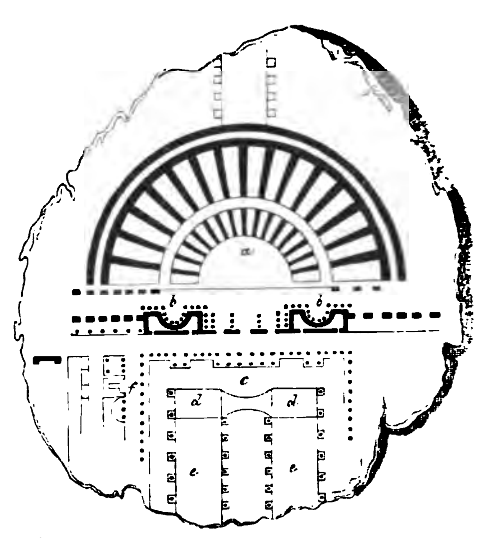


Fig. 866. Plan des Theaters des Pompejus.

Bedeutender sind die Ueberreste eines Theaters, das Augustus nach einem schon von Caesar gefassten Plane baute und nach seinem Neffen Marcellus

*) Das von M. Scaurus im Jahre 52 v. Chr. erbaute hölzerne Theater fasste 80,000 Sitzplätze. Die Bühnenwand war mit 360 zum Teil kolossalen Marmorsäulen geziert, die in drei Stockwerken angeordnet waren. Die Wand des ersten Stockwerkes war mit Marmor, die des zweiten mit Glas, das heisst wahrscheinlich mit farbigen Glasmosaiken, die des dritten endlich mit vergoldeten Platten belegt, während zwischen den Säulen ausser anderem Schmuck die fast unglaublich klingende Zahl von 3000 ehernen Bildsäulen aufgestellt gewesen sein soll.

benannte. Es ward im Jahre 13 v. Chr. eingeweiht, in demselben Jahre, in dem auch das Theater des Cornelius Balbus (mehr als diese drei Theater hat Rom nicht besessen) zur Vollendung kam. Das Theater des Marcellus befand sich in der Nähe der schon oben erwähnten und nach Marcellus' Mutter, Octavia, benannten Halle (vergl. S. 518); während des Mittelalters benutzte die Familie der Savelli die Ueberreste, um darin ihren Palast zu errichten. Gegenwärtig gehört dieser der Familie Orsini. Die zwischen den Grundmauern des Theaters befindlichen Gänge dienen gegenwärtig als die unteren Wirtschaftsräume, und seine Umfassung wird noch jetzt an einigen Stellen durch die Aussenmauer der Cavea gebildet. Diese hatte die Form eines Halbkreises und erhob sich in drei Stockwerken, von denen die beiden unteren mit Arkaden und Halbsäulen in dorischem und ionischem Stil verziert waren, während das obere aus einer massiven, mit korinthischen Pilastern gezierten Wand bestand. Die innere Einrichtung dieses für 20,000 Plätze berechneten Gebäudes ergiebt sich aus dem unter Fig. 867 nach Caninas Restauration dargestellten Querdurchschnitt. Man erkennt die Anlage der Unterbauten mit den darin befindlichen Gängen und Treppen, sowie die rings um die Cavea gelegten Korridore, die sich durch die erwähnten Arkaden nach aussen öffnen. Die durch eine Praecinctio in zwei Stockwerke geteilten Sitzreihen der Cavea steigen in schönem Verhältnis von der Orchestra und dem nur niedrigen Podium empor, und der obere Abschluss ist durch einen Säulengang gebildet, der ebenfalls Raum für Zuschauer bietet. Ueber dem Dache dieses Säulenganges wurden die Seile befestigt, mittelst derer Teppiche (*vela*) über die ganze Cavea gespannt werden konnten, um die Zuschauer gegen die Sonnenstrahlen zu schützen, eine Einrichtung, die dem Q. Catulus im Jahre 78 v. Chr. zugeschrieben wird.

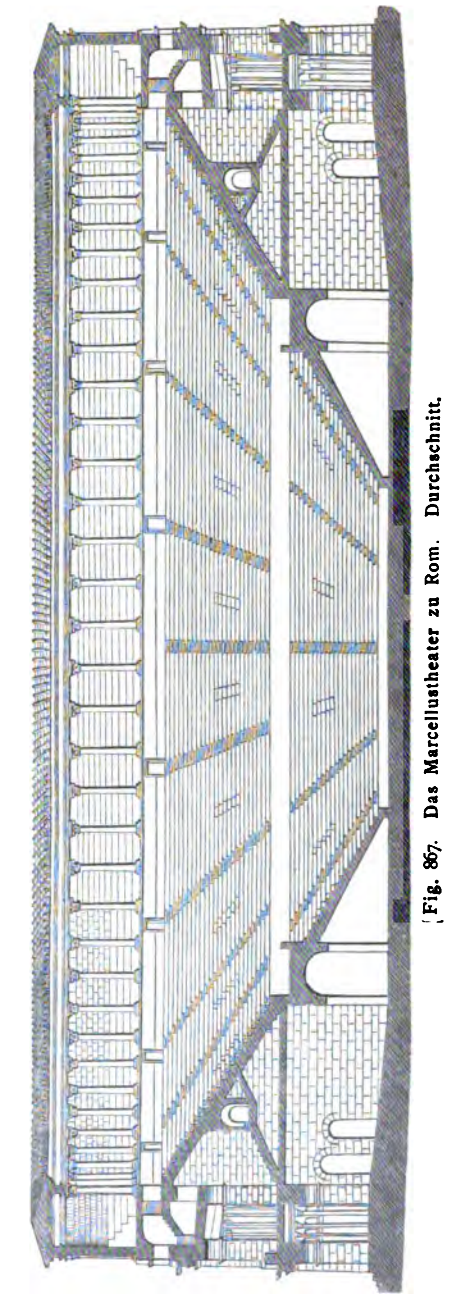


Fig. 867. Das Marcellustheater zu Rom. Durchschnitt.

Ueber das Bühnengebäude hat die Auffindung des Theaters zu Aspendos in Pamphylien, sowie die genauere Erforschung des Theaters zu Orange im südlichen Frankreich höchst erwünschte Aufschlüsse gewährt, ebenso wie das Theater des Herodes zu Athen, dessen Bühnengebäude eine durchaus ähnliche Einrichtung gehabt zu haben scheint. Dieser Bau, dessen Vorderseite unter Fig. 136 abgebildet ist, zeigt Skene und Paraskenien wohl erhalten, sie erheben sich zum Teil bis zu drei Stockwerken, die von Arkaden durchbrochen sind. Die Mauer, die das Logeion trug, ebenso wie die zur Bühne emporführenden Treppen sind aus der früheren griechischen Praxis unverändert beibehalten; das Bühnengebäude dagegen zeigt die römische Anordnung und muss einst

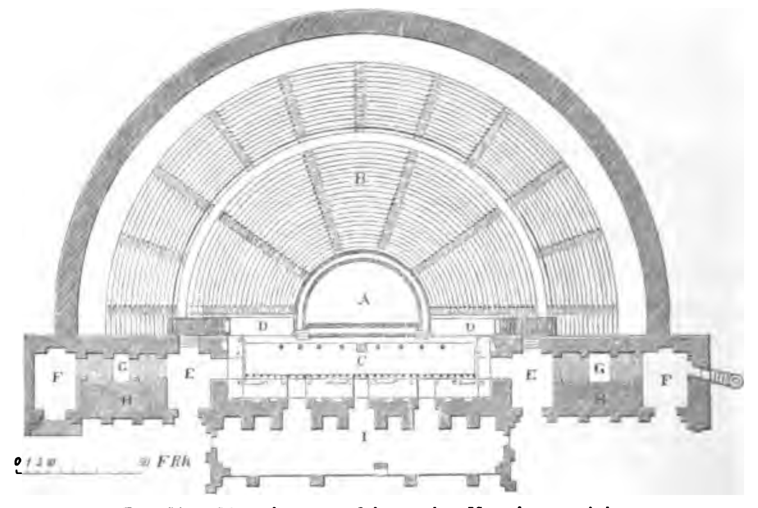


Fig. 868. Plan des sog. Odeum des Herodes zu Athen.

von mächtiger Wirkung gewesen sein. Die Cavea (Fig. 868 *B*), die sich an die Felsen der Akropolis anlehnt, wird durch eine 1,25 m breite Praecinctio in zwei Reihen von Sitzplätzen geteilt, die durch 4 und 9 Treppen durchschnitten werden; jede Sitzstufe ist 0,38 m hoch. Die Orchestra *(A)* hat die Form einer halben Ellipse von 18,83 m Durchmesser und ist mit quadratischen Platten von weissem pentelischen Marmor und Cipollinoplatten von Karystos belegt. Nach der Art der griechischen Theater reichen die Sitzstufen der unteren Reihe nicht unmittelbar bis an die Bühne, sondern werden von ihr durch die Parodoi *DD* getrennt. Die Bühne, die von der Brüstung bis zur dreithürigen Skenenwand eine Tiefe von 7,53 m hat, liegt 1,50 m über dem Boden der Orchestra, von der Treppen auf sie hinaufführen. Durch die Thür der Skenenwand gelangt man in einen Raum *I*, der, wie aus den Resten erkennbar, ebenso wie die mit *EE* und *FF* bezeichneten Räume überwölbt gewesen sind. Dies Theater wurde zwischen den Jahren 160 und 170 n. Chr. von dem durch seinen Reichtum und durch sein Rednertalent gleich berühmten Herodes Atticus aus Marathon, dem Athen auch die Anlage des panathenäischen Stadium am

Ilissus verdankt (S. 239), zu Ehren seiner Gattin Annia Regilla errichtet. Pausanias, bei dessen Besuch in Athen dies Theater noch nicht errichtet war, bezeichnet es an einer anderen Stelle als Odeum und zählt es zu den prächtigsten von ganz Griechenland. Nach Philostratos hatte es ein Dach aus Cedernholz, was bei den gewaltigen Grössenverhältnissen des Baues allerdings als eine staunenswürdige Anlage betrachtet werden müsste.



Fig. 869. Das Theater von Orange.

Vollständig erhalten ist das Bühnengebäude des Theaters zu Orange, von dem Fig. 869 eine perspektivische Ansicht giebt. Die Cavea dieses Theaters schliesst sich an einen Hügel an, während die übrigen Seiten ganz frei errichtet sind. Hinter der mit reicher architektonischer Dekoration versehenen Bühnenwand befindet sich ein schmales Gebäude, das sich in drei Stockwerken

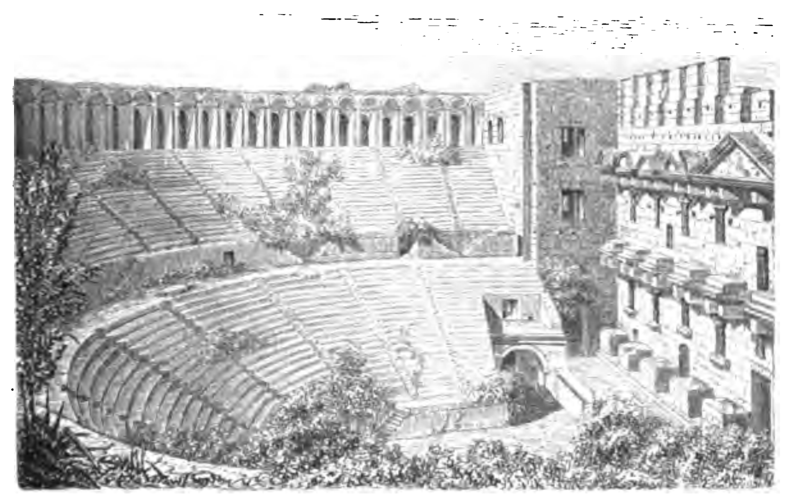


Fig. 870. Das Theater zu Aspendos.

erhob. Zwischen der Skenen- und der Aussenwand sind Treppen angeordnet, die den Zugang zu den oberen Räumen vermittelten. Das Bühnengebäude ist 103,15 m lang und 36,821 m hoch; das Proskenion hat von Paraskenion zu Paraskenion eine Länge von 61,20 m; von dem Pultdach aus Zimmerwerk,

das einst die Bühne überdeckte, haben sich in den vorspringenden Seitenwänden der Bühne noch die deutlichen Spuren erhalten.

Ganz entsprechend war auch die Einrichtung des Theaters zu Aspendos, aus dessen perspektivischer Ansicht (Fig. 870) sich auch die eben erwähnte Andeutung der schrägen Bühnendecke veranschaulichen lässt. Der Zuschauerraum lehnt sich an den Hügel an, auf dem die Stadt Aspendos liegt. Die Sitze erheben sich über der halbkreisförmigen Orchestra, die zunächst von einem ziemlich hohen Podium umgürtet erscheint. Ein Diazoma teilt die Sitzreihen in zwei Stockwerke; das oberste Rund ist von einer Reihe von



Fig. 871. Das Theater von Taormina.

Arkaden umschlossen, an die sich mit einem Tonnengewölbe überdeckte Nischen anschliessen. Die Cavea ist in einer Vollständigkeit wie fast bei keinem anderen Theater erhalten, so dass das Innere einen grossartigen Anblick gewährt. Die Bühnenwand erhebt sich in drei Stockwerken und war auf das reichste durch Säulenstellungen verziert. Die Säulen selbst sind allerdings nicht mehr vorhanden, wohl aber die von ihnen getragenen, stark aus der Fläche hervorragenden Gebälkstücke und die reich gegliederten Giebel, die sich über ihnen erheben. Alle diese vorspringenden Teile, sowie auch die Einfassungen der Fenster des ersten Stockwerkes sind aus Marmor, während das Mauerwerk selbst aus grossen Blöcken einer Art Breccia besteht; diese zeigen noch jetzt an mehreren Stellen Reste einer sorgfältigen enkaustischen Malerei, mit der einst die ganze Hinterwand der Skene verziert gewesen zu sein scheint.

Ueber dem dritten Säulengeschoss befand sich ein schräges Pultdach, das den ganzen Bühnenraum überdeckte und von dessen Ansatz die Paraskenienwand auf unserer Abbildung die deutlichen Spuren zeigt. Auf die Bühne führten ausser den drei üblichen Thüren in der Hinterwand noch zwei Pforten in den Paraskenienmauern, wie im Theater des Herodes und in dem zu Orange. Ueber diesen Pforten befinden sich je zwei Oeffnungen, die ihrer Höhe nach den Stockwerken der Bühnenwand entsprechen und jedenfalls für Bühnenzwecke gedient haben. Die Treppen, die zu ihnen emporführten, sind noch erhalten. Das Gebäude hinter der Bühnenwand ist nur schmal, wie das zu Orange; es erhob sich in verschiedenen Stockwerken, von denen das mittlere durch eine Thür sich nach dem Bühnenraum (vielleicht für das *θεολογεῖον*) öffnete. Durch die Erhaltung der Säulen an der Bühnenwand (Fig. 871) ist das Theater von Taormina sogar noch dem Theater von Aspendos überlegen, wenngleich es sonst in Bezug auf Erhaltung mit ihm nicht in Vergleich treten kann. Auch in Taormina geht das Bühnengebäude ohne Frage auf römische Zeit zurück. Ob der von einem Gewölbe überdeckte Gang, der von der Mitte der Orchestra nach dem Bühnengebäude führt, erst in römischer Zeit entstanden ist oder auch ohne Gewölbe griechischer Zeit seinen Ursprung verdankt, muss nach der Auffindung solcher nach der Mitte der Orchestra führenden Gänge in griechischen Theatern (Eretria, Sikyon u. s. w.) fraglich erscheinen.

Das Amphitheater.

Schon hatte Pompejus im Jahre 55 v. Chr. das erste steinerne Theater in Rom errichtet, als die Sucht, durch ganz ausserordentliche Schaustellungen die Gunst des römischen Volkes zu gewinnen, zu einem Unternehmen führte, das ohne Zweifel zu einer neuen Form der von uns behandelten Gebäude für die öffentlichen Spiele geführt hat. Der Unternehmer war C. Curio, dem Cäsar zur Bestechung des Volkes ungeheure Summen gewährte, um ihn als Volkstribunen für seine Partei zu gewinnen. In Bezug auf Pracht und gewaltige Verhältnisse konnte dem Volke kaum etwas geboten werden, was nicht von dem zwei Jahre früher errichteten Theater des M. Scaurus (vergl o. S. 646 Anm.) übertroffen worden wäre. Nur eine neue Erfindung vermochte dem Volke es anzuthun, und so ersann Curio ein Werk, das allerdings an Neuheit und Kühnheit alles bis dahin Gesehene übertraf, und dessen Ausführung auch nach dem Berichte des Plinius noch heute fast unbegreiflich erscheint. „Er baute," sagt dieser Schriftsteller (hist. nat. XXXVI 24,8), „zwei sehr grosse Theater aus Holz nebeneinander, deren jedes durch bewegliche Zapfen im Gleichgewicht schwebend erhalten wurde. Er liess am Vormittage Schauspiele darin aufführen, und aus diesem Grunde waren die beiden Theater von einander abgewendet, damit die Bühnen sich nicht gegenseitig durch ihr Geräusch störten. Plötzlich aber wurden sie herumgedreht, so dass sie einander gegenüber standen, und als nun gegen Abend die aus Brettern bestehenden Bühnenwände entfernt wurden und die Enden der Sitzreihen (*cornua*, die Hörner) sich

berührten, entstand daraus ein Amphitheater, in dem er, nachdem er so das Leben des römischen Volkes selbst aufs Spiel gesetzt hatte, Gladiatorenkämpfe aufführen liess." Plinius findet nicht Worte genug, um seine Entrüstung über dies Unternehmen auszusprechen, in dem er Frevel und Wahnsinn zugleich sieht: Frevel auf Seiten des Tribunen, der das ganze Volk den Manen seines Vaters, zu dessen Ehren die Spiele veranstaltet waren, gleichsam als Opfer in den Kampf führte; Wahnsinn auf Seiten des Volkes, des Siegers über den Erdkreis, das seine Macht und seine Existenz zwei unsicheren Zapfen einer Flugmaschine anvertraute und seiner eigenen Lebensgefahr entgegenjauchzte.

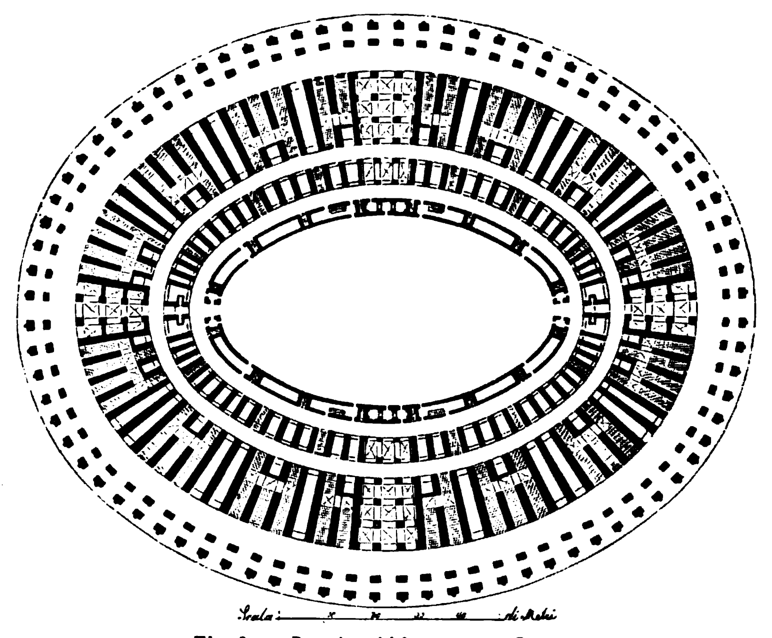


Fig. 872. Das Amphitheater von Capua.

Schon vier Jahre nach dem kühnen Versuche des Curio errichtete Julius Cäsar für die von ihm dem Volke gegebenen Fechterspiele und Tierkämpfe ein Gebäude, das den beiden zusammengefügten Theatern des Curio entsprach und das den fortan für diese Anlagen feststehenden Namen eines Amphitheatrum erhielt*). Dieser Bau war allerdings nur aus Holz aufgeführt, jedoch mit grosser Pracht ausgestattet. Unter der Regierung des Augustus erhielt

---

*) Amphitheatrum heisst eigentlich ein Gebäude, das auf zwei Seiten ein θέατρον, einen Zuschauerraum hatte. Auch die Gebäude für Seegefechte, die sogenannten Naumachien, wurden in dieser Form aufgeführt. Ueber die Zweckmässigkeit der elliptischen Form des Grundrisses vergl. Hirt. a. a. O. III S. 159. „Da es aber bei den amphitheatralischen Spielen nicht auf das Hören, sondern nur auf das Sehen ankam, so scheinen für die Wahl der Ellipse zwei überwiegende Gründe vorzuliegen. Erstlich konnte bei gleichem Flächeninhalt die Ellipse mehr Zuschauer enthalten, als der Zirkel, und zweitens erlaubte die längliche Form des Kampffeldes den Tieren (und Kämpfern) eine gestrecktere und mannigfaltigere Bewegung, als die Zirkelform."

Rom durch den Freund des Kaisers, Statilius Taurus, das erste steinerne Amphitheater, das indes bei dem neronischen Brande unterging, ohne dass irgend welche Ueberreste davon erhalten wären. So entstand aus jenen blutigen Schauspielen, für welche die Römer schon früh eine leidenschaftliche Vorliebe gefasst hatten, eine neue Gebäudeform, die, wie jene Spiele selbst, den Griechen unbekannt geblieben war, und die bald eine so grosse Beliebtheit gewann, dass, trotz der sehr bedeutenden Herstellungskosten, selbst Provinzialstädte die Erbauung solcher Amphitheater nicht scheuten. Von

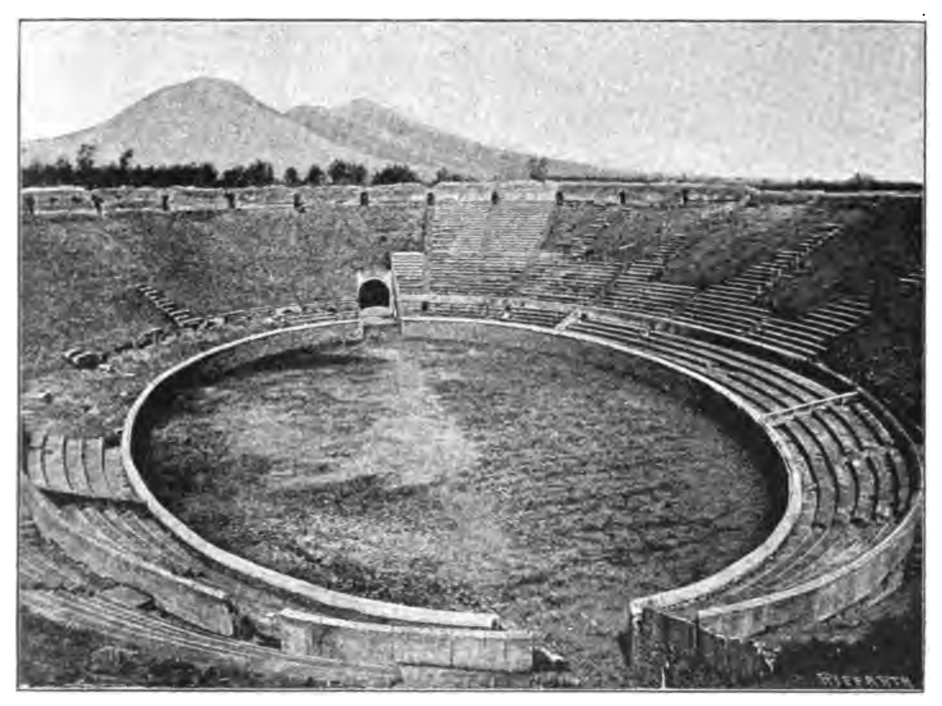


Fig. 873. Das Amphitheater von Pompeji.

diesen letzteren scheint insbesondere das Amphitheater von Capua sehr geeignet, eine Anschauung des bei der Errichtung dieser Gebäude befolgten Verfahrens zu geben. Dies bestand darin, einen ovalen Raum *(arena)* rings umher in derselben Weise mit Sitzreihen zu umgeben, wie dies im Theater auf der einen Seite der halbkreisförmigen Orchestra stattfand. Fig. 872 stellt den Grundriss des Amphitheaters zu Capua dar, das nach dem Vorbilde des flavischen Amphitheaters zu Rom aus dem städtischen Vermögen errichtet wurde und seinem Vorbilde sowohl in der Grösse (es ist das zweitgrösste aller bekannten Amphitheater), als auch in der Anordnung der Untermauern und der dazwischen zu den Sitzreihen emporführenden Treppen am meisten entsprach. Eine noch erhaltene Inschrift besagt, dass Kaiser Hadrian die Säulen und deren Bedachung hinzugefügt habe, was auf den in der Weise der Theater rings um die obersten Sitzreihen geführten Säulengang (vergl. das Theater des

Marcellus Fig. 867) zu beziehen ist. Unter der Arena befanden sich, wie in dem flavischen Amphitheater, gemauerte Räume, die zur Aufbewahrung der zu den Kämpfen bestimmten Tiere dienten.

Auch das Amphitheater von Pompeji, das in seinen drei Rängen für 20,000 Zuschauer Platz hatte (Fig. 873), verdient hier eine Anführung. Man hatte der leichteren Erbauung wegen einen grossen Teil, bis zum zweiten Rang, in der Erde ausgegraben, so dass das Gebäude nicht viel über seine Umgebung emporragt und der Haupteingang sich stark senkt; zum dritten. obersten Rang führen Treppen von aussen empor. Das Gebäude ist 135,65 m



Fig. 874. Das Amphitheater von Syrakus.

lang und 104 m breit; seine teilweise Zerstörung geht auf das grosse Erdbeben vom Jahre 63 n. Chr. zurück; wie die Platea im Theater, dienten auch hier im 1. Rang die Stufen nicht zum Sitzen, sondern zum Aufstellen von Stühlen: die übrigen Stufen sind zweigeteilt, insofern als die hintere Hälfte für die Füsse der höher Sitzenden vertieft ist.

Kleiner und weniger gut erhalten ist das unter Augustus in Syrakus angelegte Amphitheater (Fig. 874, es ist 70 m lang und 40 m breit), das zum grossen Teil aus dem Felsen herausgearbeitet ist. Zahlreiche Blöcke von der Brüstung, die in der Arena liegen, tragen noch Inschriften, um die ehemaligen Besitzer der Plätze zu bezeichnen.

Das flavische, unter dem Namen des Coliseo bekannte Amphitheater, das noch heute in seinen Trümmern Staunen und Bewunderung erregt, ist von Vespasian angelegt worden, auf einer Stelle, wo sich innerhalb des absichtlich

zerstörten goldenen Hauses des Nero ein grosser Teich (*stagna Neronis*) befunden hatte. Im Mittelpunkt der Stadt belegen, war dieser erst von Titus vollendete und geweihte Bau recht eigentlich dazu bestimmt, der beliebteste Sammelplatz des römischen Volkes zu werden, für das er 87,000 Sitze (*loca*) enthalten haben soll. Die Arena, unter der ebenfalls gemauerte Behälter entdeckt worden sind (vgl. Fig. 875), zeigt die Form einer Ellipse, deren Durchmesser 77 und 46,50 m betragen. Das umschliessende Gebäude hat überall eine gleich-

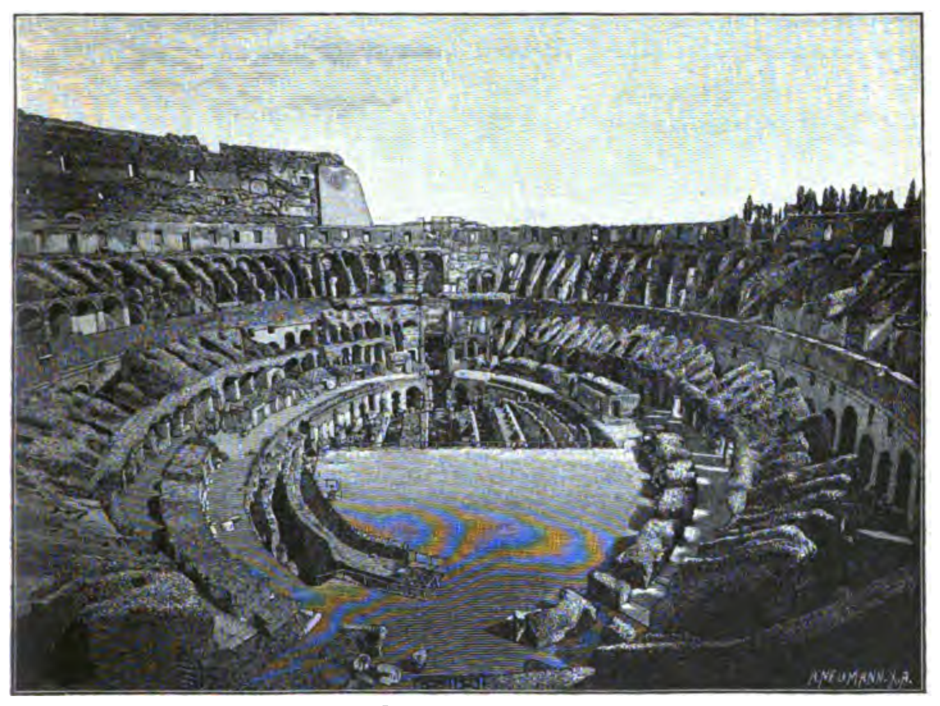


Fig. 875. Das Colosseum in Rom. Innenansicht.

mässige Tiefe von 48,64 m; die Gesamtaxenlänge des Baues beträgt 185, seine Axenbreite 156 m. Die Umfassungsmauer war durch 80 numerierte Eingänge unterbrochen, welche die Zugänge zu den nach einem wohlgeordneten System sehr bequem angeordneten Gängen und Treppen im Innern gewährten. Die unterste Reihe dieser Arkaden (*vomitoria*) ist mit dorischen Halbsäulen verziert; darauf folgt ein zweites Stockwerk mit ionischen und ein drittes mit korinthischen Halbsäulen. Das vierte Stockwerk wird durch eine Mauer gebildet, die mit korinthischen Pilastern verziert und von Fenstern durchbrochen ist. Das Ganze erreicht eine Höhe von 48,50 m. Die unter Fig. 875 und 876 mitgeteilte äussere und innere Ansicht des Coliseo in seinem gegenwärtigen Zustande lässt diese Anordnung deutlich erkennen. Bemerkenswert sind hier noch die an der Mauer des obersten Stockwerkes angeordneten 240 konsolenartigen Vorsprünge, denen ebenso viele Oeffnungen in dem Hauptgesims entsprechen. Diese waren

zur Befestigung der Masten bestimmt, die ein zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen über den gewaltigen Raum ausgespanntes Zeltdach (*velarium*) trugen. Die Anordnung des Innern zu veranschaulichen, ist der Durchschnitt bestimmt, den wir unter Fig. 877 mitteilen. Eine Vergleichung mit dem unter Fig. 867 dargestellten Durchschnitt des Theaters des Marcellus wird genügen, die Grundsätze erkennen zu lassen, die den Architekten dieses ebenso geistreich erdachten, als technisch vollkommen ausgeführten Gebäudes geleitet haben.*) In dem Unterbau der Sitzreihen lassen sich die Korridore (*itinera*), die Gänge und die Treppen erkennen, die zu den Sitzen emporführten. Die unterste Rangabteilung, das Podium, ist höher gebaut, als beim Theater der Fall zu sein pflegte; sie

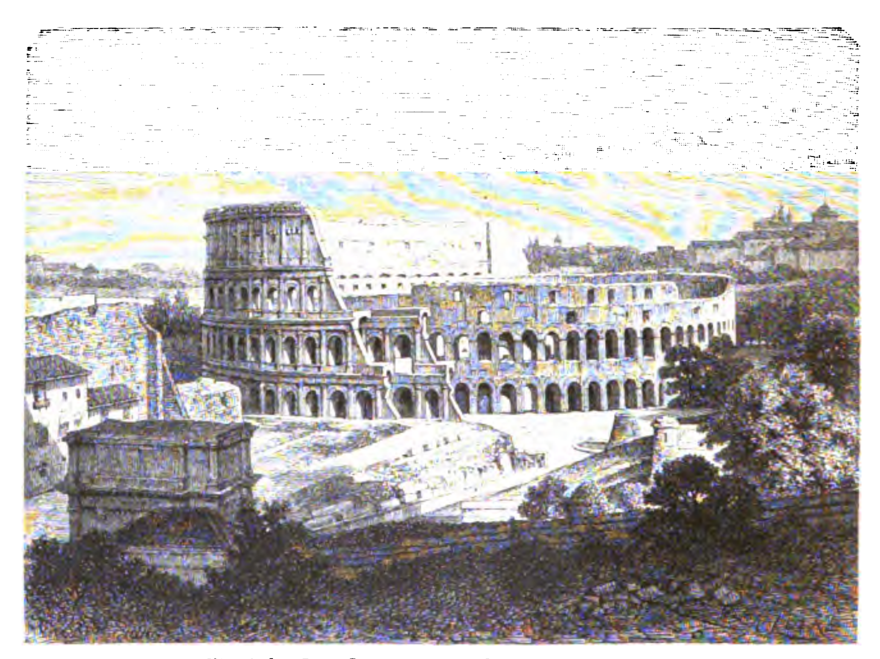


Fig. 876. Das Colosseum zu Rom. Aussenansicht.

war zum Schutz gegen die in der Arena kämpfenden wilden Tiere überdies noch mit besonderen Vorrichtungen versehen. Dort lagen die Plätze für die kaiserliche Familie, die höchsten Obrigkeiten und die vestalischen Jungfrauen. Hierauf folgten erst die eigentlichen Sitzreihen oder Praecinctionen in drei den äusseren Arkaden entsprechenden Stockwerken (*maeniana*), deren erste, aus

*) Das Coliseo besteht fast ganz aus sorgfältig behauenen Travertinquadern; in den inneren zum Teil aus Backsteinen aufgeführten Teilen hat das Gebäude die durch kriegerische Unbill gefährlichen Zeiten des Mittelalters, in denen es als Kastell der Frangipani diente, glücklich überdauert, und selbst eine planvoll unternommene Zerstörung, die stattfand, um das Material zu einigen der grössten Paläste des neueren Rom zu gewinnen (Palazzo della Cancelleria, Palazzo Farnese und Palazzo di S. Marco sind daraus erbaut), hat es nicht mehr zu beschädigen vermocht, als sich heute dem Auge darstellt.

etwa zwanzig Stufen (*gradus*) bestehend (die Stufen sind sämtlich zerstört) für die Magistratspersonen und Ritter, die zweite von etwa 16 Gradus für die römischen Bürger bestimmt war. Zu bemerken ist, dass die Gürtungsmauer, die das zweite und dritte Stockwerk von einander trennt, höher als gewöhnlich geführt ist, wie auch die darüber folgenden Sitzreihen eine etwas steilere Anordnung haben. Es geschah dies, um den dort Sitzenden den Blick auf die Arena zu erleichtern. Diese hohe Praecinctionsmauer wurde *balteus* genannt und war kostbar verziert. Das vierte Stockwerk endlich, dessen Stufen bei weitem höher waren, als die der beiden tiefer gelegenen Ränge, war von einem offenen Porticus überragt, der ebenfalls reich geschmückt war und unter dem sich die Sitze für das niedere Volk befunden zu haben scheinen. Wir sehen also hier, wie die feste und bestimmte Gliederung, die bei aller Gleichheit der

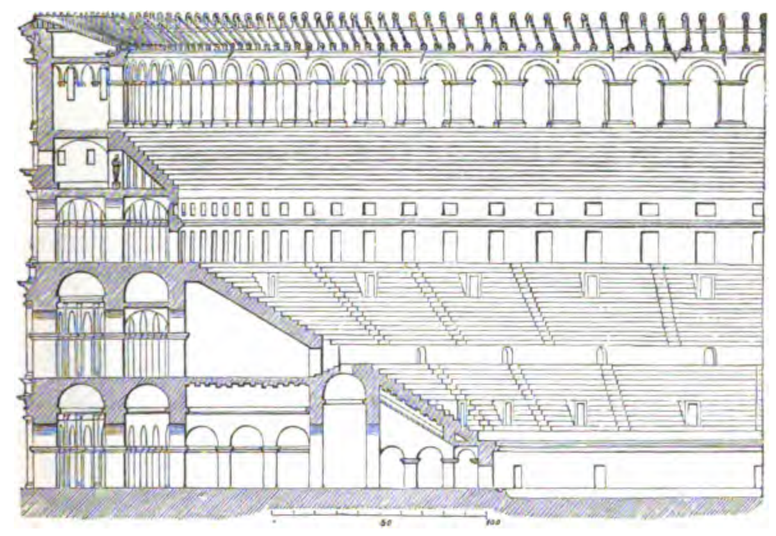


Fig. 877. Das Colosseum. Durchschnitt.

bürgerlichen Rechte das politische Leben und die Gesellschaft der Römer kennzeichnet, auch hier wiederkehrt, so dass das Coliseo auch in dieser Beziehung als ein rechtes Erzeugnis des römischen Lebens gelten kann.

„Wenn das Volk“, sagt Goethe in seiner „Italienischen Reise“ bei Gelegenheit des Amphitheaters zu Verona, „sich so beisammen sah, musste es über sich selbst erstaunen, denn da es sonst nur gewohnt, sich durch einander laufen zu sehen, sich in einem Gewühle ohne Ordnung und sonderliche Zucht zu finden, so sieht das vielköpfige, vielsinnige, schwankende, hin und her irrende Tier sich zu einem edlen Körper vereinigt, zu einer Einheit bestimmt, in eine Masse verbunden und befestigt, als Eine Gestalt, von Einem Geiste belebt.“ So kann man wohl behaupten, dass das römische Coliseo in der Grossartigkeit seiner Massen, in der Strenge seiner Erfindung und in dem organischen Zusammenschluss aller seiner Teile zu einem grossen stimmungsvollen Ganzen

uns ein treues Abbild des römischen Staates selbst gewährt, und der beklagenswerte Zustand des Gebäudes, an dessen Zerstörung Jahrhunderte gearbeitet haben, ist wohl geeignet, jenem Bilde den Hauch der Wehmut über die gefallene Grösse zu verleihen, ohne den Eindruck verringern zu können, den die Erhabenheit der darin sich verkörpernden Idee noch heute auf das Gemüt des Beschauers ausübt.

Pompeji.

Nachdem wir die verschiedenen Baulichkeiten, denen man in einer römischen Stadt begegnet, einzeln besprochen haben, lohnt es sich der Mühe, einmal den Blick auf die Gesamtstadt zu werfen, so wie sie im Altertum dem Betrachter entgegentreten musste. Dass dies bei der Schilderung des Lebens der Römer möglich ist, verdanken wir ausschliesslich dem Vesuv, der unter seiner Asche uns die Stadt Pompeji fast unberührt aus dem Altertum aufbewahrt hat.



Fig. 878. Pompejanische Wahlempfehlung.

Es giebt ja eine ganze Reihe von Städten, die von den ältesten Zeiten an bis heute als bewohnte Plätze bestanden haben; aber wie schwer ist es in diesen uns gemacht, auch nur Spuren der früheren Bewohner aufzufinden, so sehr haben die späteren Generationen durch gewaltsame und friedliche Aenderungen das Andenken an ihre Vorgänger zu vernichten gesucht. In Pompeji dagegen hat die Asche des Vesuv uns so viele Jahrhunderte hindurch eine römische Stadt aufbewahrt, abgesehen von den Aenderungen, welche die Vergänglichkeit einzelner Stoffe in so langer Zeit natürlich herbeiführen musste, unmittelbar in dem Zustande, in dem die Pompejaner am 24. August 79 sie verlassen haben. Durch ein antikes Thor treten wir auf eine antike Strasse, wir wandeln auf denselben Lavablöcken, auf denen die Pompejaner einhergeschritten sind, wir lesen an den Wänden der Häuser die Inschriften, die vielleicht wenige Tage vor dem Verhängnis angemalt waren, um den Einwohnern der Stadt Mitteilung von Wahlen (Fig. 878) und andern die Angelegenheiten der Stadt betreffenden Dingen zu machen; wir betreten die breit auf die Strasse mündenden Läden, zum Verkauf von allerhand Waren für Küche und Keller bestimmt, offen liegt vor uns das Innere der Häuser mit ihren um das Atrium sich gruppierenden Zimmern, dem Peristyl und den andern Räumlichkeiten, wohl erhalten leuchten uns die Gemälde entgegen, mit denen der Hausherr seine Wohnungen ausgeschmückt hatte (Fig. 879), kurz, überall werden wir unmittelbar über so viele Jahrhunderte hinweg in das Altertum hineingeführt, und es bedarf keiner ausserordentlich starken Phantasie, um die Stille und Einöde, die jetzt in den Strassen

und Häusern herrscht, vergessen und das Ganze wiederum von den Scharen der antiken Pompejaner sich belebt denken zu können. Es leuchtet ein, was für einen Einfluss auf eine genauere Kenntnis des Altertums ein Umstand wie die Entdeckung Pompejis haben musste; das, was bis dahin nur in dürftigen Notizen der alten Schriftsteller uns überliefert vorlag, gewann jetzt Leben, eine neue Einsicht, vermittelt durch die neu aufgefundenen Monumente, brach sich Bahn, und noch täglich mehren sich unsere Kenntnisse in Bezug auf das Leben



Fig. 879. Pompejanisches Ehepaar, Wandgemälde

und die Einrichtungen der Alten, ihre Sitten und Gebräuche, uns dunkle, falsch gedeutete Stellen der alten Schriftsteller gewinnen neues Verständnis durch die auch heute noch fortgesetzten Ausgrabungen in Pompeji. Man kann deshalb dem Vesuv, durch den uns diese Kenntnis ermöglicht ist, dankbar sein dafür, dass er uns so vieles fast unverletzt erhalten hat.

Auf der anderen Seite verdienen freilich die vom Unglück Betroffenen unser volles Mitleid. Die Schreckensscenen, die bei einem der letzten Ausbrüche vom Jahre 1872 von Torre del Greco berichtet worden sind, müssten um einen gewaltigen Teil in die Höhe geschraubt werden, wollte man sie

einigermassen zur Schilderung dessen, was der 24. August des Jahres 79 n. Chr. den Pompejanern gebracht hat, verwenden. Natürlicherweise, denn heute weiss jeder, dass der Vesuv ein Vulkan ist, unablässig erhebt sich die hohe Rauchsäule von seinem Gipfel und zieht sich, bald in dieser, bald in jener Richtung, je nachdem der Wind steht, breit über den Himmel bis zum äussersten Horizont hin, jede Nacht erglänzen die um sein Haupt sich sammelnden Wolken im Wiederschein des aus dem Krater herausbrechenden Feuers, und selten vergeht ein Jahr, wo nicht ein Lavaausbruch an der Seite des Berges an seine Schreckensnatur erinnert und zur Vorsicht mahnt. Dazu kommt noch, dass auf vorgeschobenem Posten Wache gehalten wird, dass jedes tiefere Grollen des Berges, jede Ankündigung eines grösseren Ausbruchs beobachtet und den Anwohnern zur Nachachtung mitgeteilt wird; und wenn diese in ihrem täglichen Thun und Treiben sich dadurch auch nicht stören lassen und unbeirrt um die drohende Gefahr die Abhänge des Berges mit ihren Ansiedlungen und Anpflanzungen umziehen, sie sind doch gewarnt und wissen, was sie bei einem etwaigen Ausbruch des Vesuv zu thun haben, um Leben und Vermögen in Sicherheit zu bringen. Ganz anders war es im Jahre 79. Man wusste zwar, dass der Berg vulkanischen Charakters sei, denn das konnte man aus seiner eingesunkenen Oberfläche schliessen, aber man hielt ihn für vollständig erloschen; bis zum äussersten Gipfel hinauf war er mit Waldungen und Rebengeländen bedeckt, zwischen denen Villen und andere Ansiedlungen lagen (vgl. Fig. 880, ein pompejanisches Wandgemälde, das wahrscheinlich den Monte di Somma vor der Erhebung des Vesuvkraters darstellt). Da mit einemmale brach das Unheil, je weniger geahnt, um so grässlicher über die Stadt herein. Was in jenen Orten an jenem Tage vorgegangen sein mag, entzieht sich völlig unserer Kenntnis, soweit nicht einzelne Funde in der ausgegrabenen Stadt über geringere Einzelheiten Auskunft erteilen, aber wir können uns die ganzen Vorgänge nicht entsetzlich genug ausmalen, wenn wir lesen, was für grauenvolle Scenen sich selbst an Punkten ereigneten, die von dem Ort des Unglücks weit entfernt waren. Bekanntlich liegt uns der Bericht eines Augenzeugen, des jüngeren Plinius vor, der mit seiner Mutter in Misenum lebte; auf die Anfrage des Tacitus nach dem Tode des älteren Plinius, des bekannten Verfassers der Historia naturalis, schildert er, wie dieser, um den bedrängten am Fusse des Vesuv gelegenen Städten zu Hilfe zu kommen, von Misenum nach Retina (Resina) mit Schiffen aufgebrochen sei, bis die herabfallenden Steine und der Aschenregen seinem weiteren Vordringen ein Ende gemacht hätten; von da sei er nach Stabiä (Castellamare) gefahren und habe dort am Meeresstrande, wahrscheinlich betäubt von den giftigen Dünsten, welche die Erde auszuhauchen schien, ein plötzliches Ende gefunden. Dann, von Tacitus gebeten, auch über seine eigenen Erlebnisse zu berichten, schildert er in einem zweiten Briefe das, was sich mit ihm und seiner Mutter in Misenum zugetragen; beide sind für die Katastrophe Pompejis so wichtig, dass sie hier in Uebertragung stehen mögen.

Plinius Ep. 6, 16.

Du wünschest, dass ich Dir den Tod meines Oheims schildere, damit Du ihn mehr der Wahrheit gemäss der Nachwelt beschreiben kannst. Ich sage

Dir Dank dafür. Er befand sich zu Misenum, mit dem Oberbefehl über die Flotte beauftragt. Am 24. August um 1 Uhr mittags teilte ihm meine Mutter mit, es zeige sich eine Wolke von ungewöhnlicher Grösse und Gestalt. Jener war gerade mit Studieren beschäftigt, er liess sich seine Schuhe geben und be-

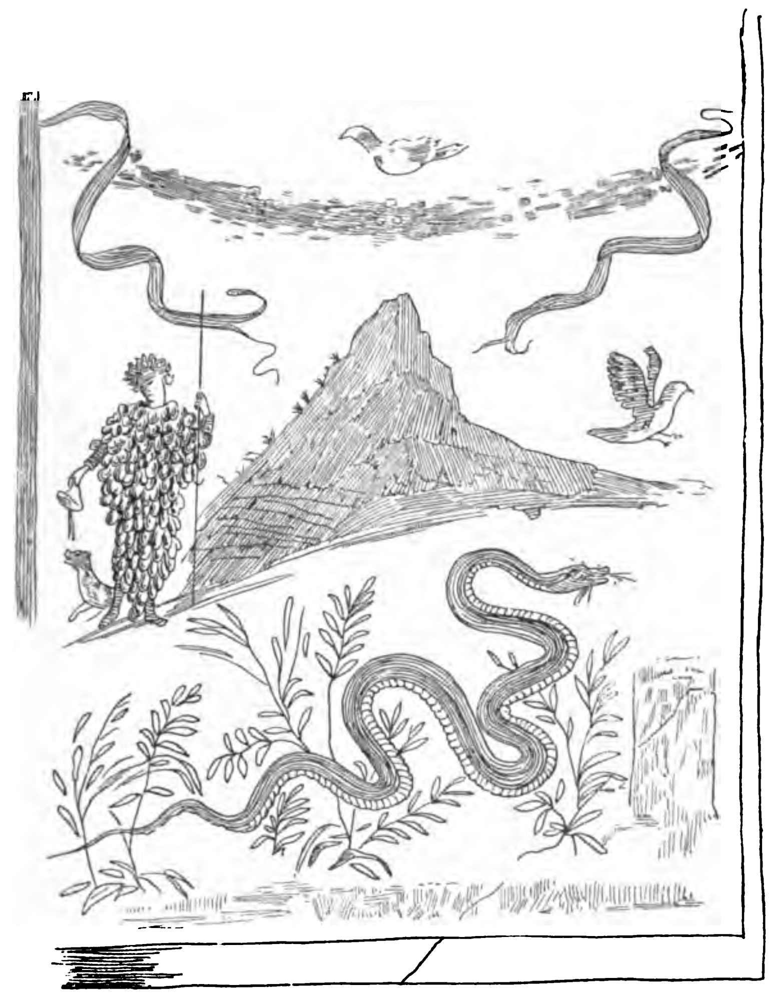


Fig. 880. Der Monte di Somma vor dem Vesuvausbruch.

stieg einen Ort, von wo aus jenes Wunderding erblickt werden konnte. Man sah eine Wolke (damals wusste man noch nicht, von welchem Berge sie ausging, erst später erfuhr man, dass es der Vesuv sei), deren Gestalt am besten mit der einer Pinie verglichen werden kann, denn mit langem Stamm hob sie sich in die Luft, und verbreitete sich dann zu Zweigen, entweder weil die Kraft, die sie in die Höhe getrieben, allmählich nachliess, oder weil ihre eigene Schwere sie niederdrückte; bald leuchtete sie hell, bald war sie dunkel und mit

Flecken durchsetzt, je nachdem sie Erde und Asche mit in die Höhe getrieben hatte. Meinem Onkel dünkte dies etwas Gewaltiges zu sein, was er aus grösserer Nähe sehen müsse; er liess ein Schiff zurecht machen und gestattete mir mitzukommen. Ich erwiderte, ich wolle lieber arbeiten (zufällig hatte er mir selbst etwas zu schreiben gegeben). Er verlässt das Haus; — in dem Augenblick erhielt er einen Brief. Die Matrosen, welche durch das Retina drohende Verderben erschreckt waren (denn diese Stadt lag gerade am Fusse des Berges, und man konnte von dort sich nur zu Schiffe retten), flehten ihn an, sie von dem Verderben zu erretten. Jener lässt die Vierzigruderer ins Meer ziehen, um nicht blos Retina, sondern auch den anderen am Meer gelegenen Städten Hilfe zu bringen. Er eilt dorthin, von wo die anderen fliehen, und steuert gerade auf das Unheil los, so frei von Furcht, dass er auf die verschiedenen Phasen des Uebels achtet und sich Bemerkungen darüber macht. Schon war Asche auf die Schiffe gefallen, und zwar um so mehr und um so heisser, je näher er herankam; schon fielen auch Bimssteine und schwarze, vom Feuer zerspaltene Steinchen; plötzlich schien das Meer zurückzuweichen und der Berg sich ins Meer zu stürzen. Ungewiss, ob er zurückkehren sollte, erteilt er dann den Befehl, nach Stabiä zum Pomponianus zu fahren. Dieser hatte schon, da die Gefahr zwar noch nicht nahe, aber doch sichtbar war, Hab und Gut auf die Schiffe gebracht, um zu fliehen, sobald es der Wind erlaubte. Mein Oheim umarmt und tröstet ihn, und um seine Furcht durch seine Sorglosigkeit zu beschwichtigen, lässt er sich ins Bad bringen; nach dem Bad setzt er sich zu Tische und speist, fröhliche Miene zur Schau tragend. Inzwischen leuchteten vom Vesuv her an mehreren Stellen breite Feuerstreifen auf, deren Glanz und Helligkeit durch das Dunkel der Nacht noch deutlicher war. Um die erschreckten Landleute zu trösten, sagte mein Oheim, die verlassenen Häuser am Berge seien in Brand geraten. Darauf gab er sich der Ruhe hin und schlief mit ruhigem Schlaf, wie man aus seinen hörbaren Athemzügen schliessen konnte. Aber der Raum, von wo aus der Zugang zum Schlafzimmer führte, war schon so mit Asche und Bimsstein erfüllt, dass bei längerem Verweilen der Ausgang aus dem Zimmer verschlossen zu werden schien. Plinius wurde deshalb geweckt und begab sich zu Pomponianus und den anderen, die gewacht hatten. Es wird nun beraten, ob es vorzuziehen sei im Hause zu bleiben, oder sich ins Freie zu begeben; denn infolge der fortwährenden Erderschütterungen bewegten sich die Mauern hin und her; im Freien dagegen schienen die herabfallenden Bimssteine zu fürchten zu sein. Schliesslich entschied man sich für das Freie; man legte sich Kissen auf den Kopf und band sie mit Leinenstreifen fest, um gegen die herabfallenden Steine gesichert zu sein. Schon war es Tag geworden, d. h. anderwärts, denn dort herrschte noch stockfinstere Nacht, die nur durch Fackeln etwas erhellt wurde. Man beschloss, an die Küste hinabzugehen und aus der Nähe zu sehen, ob das Meer die Fahrt verstattete, aber noch wälzten sich die Wogen feindlich gegen das Gestade. Dort liess er ein Tuch auf dem Boden ausbreiten und legte sich und trank von Zeit zu Zeit kaltes Wasser. Da mit einemmale treiben Flammen, denen Schwefelgeruch vorausgeht, die andern in die Flucht und veranlassen ihn, sich zu erheben;

auf zwei Sklaven gestützt, erhob er sich, stürzte aber in demselben Augenblick wieder zusammen, vermutlich weil ihm infolge des dicken Dunstes der Athem versetzt war. Als es wieder hell geworden war, d. h. am dritten Tage nach seinem Ende, fand man den Leichnam unverletzt und unversehrt, und bedeckt, wie man ihn verlassen hatte, mehr einem Schlafenden als einem Toten gleichend. Inzwischen war ich mit meiner Mutter in Misenum.

Der zweite Brief, die eigenen Erlebnisse des jüngeren Plinius enthaltend, lautet im wesentlichen so:

Nachdem mein Oheim abgefahren war, brachte ich den Rest des Tages mit Arbeiten hin, darauf nahm ich ein Bad, speiste und legte mich nieder, doch mein Schlaf war unruhig und kurz. Schon mehrere Tage hatte man Erderschütterungen verspürt, doch war man wenig dadurch in Furcht gesetzt, weil dies in Campanien etwas Gewöhnliches ist; in jener Nacht waren sie aber so gewaltig, dass alles umgeworfen zu werden schien. Meine Mutter stürzte in mein Schlafgemach; auch ich war im Begriff, mich zu erheben, um sie zu erwecken, falls sie noch schlief. Wir sassen in einem Hause, das zwischen dem Meere und der Stadt gelegen war, ich liess mir ein Buch des Titus Livius geben und las und excerpierte. Da stürzte ein Freund meines Oheims, der eben erst von Spanien gekommen war, herein und tadelte unsere Sorglosigkeit, als er uns ruhig sitzen sah. Schon war es 7 Uhr geworden, doch war es noch trübe und dunkel, die herumliegenden Häuser waren hart mitgenommen und drohten Einsturz; jetzt erst fassten wir den Entschluss, die Stadt zu verlassen. Die in Schrecken gesetzte Einwohnerschaft folgt uns und drängt und treibt uns beim Weggehen. Als wir aus der Nähe der Häuser heraus waren, machten wir halt; da gab es vieles zu bewundern und viele Schrecken stürmten auf uns ein, denn die Wagen, die wir hatten herbeischaffen lassen, wurden trotz der Ebene nach der entgegengesetzten Seite geworfen und konnten nicht einmal durch darunter geschobene Steine in derselben Lage erhalten werden, dazu schien das Meer sich in sich selbst zurückzuziehen; wenigstens war das Ufer weiter vorgerückt, und viele Seetiere waren im Sand hängen geblieben. Von der andern Seite drohte eine schwarze Wolke, von feurigen Streifen, die Blitzen glichen, doch grösser waren, durchzuckt. Jener Freund aus Spanien drängte jetzt eifriger auf uns ein, uns zu retten, doch wollten wir nichts zu unserer Rettung unternehmen, so lange wir über das Schicksal des Oheims im Ungewissen waren. Darauf verliess er uns, um sich in schleuniger Flucht zu retten; gleich darauf schien jene Wolke auf die Erde herabzusteigen und das Meer zu bedecken; schon hatte sie Capri ganz eingehüllt und das Vorgebirge von Misenum unsern Augen entzogen. Als meine Mutter dies sah, ermahnte und beschwor sie mich, auf jeden Fall zu fliehen, ich sei als Jüngling dazu im stande; sie, von Jahren und Krankheit bedrückt, werde gern sterben, wenn sie für mich nicht Veranlassung zum Tode werde. Ich dagegen weigerte mich, ohne sie an Rettung zu denken; zugleich ergriff ich ihre Hand und zwang sie zu gehen; sie gehorcht nur mit Mühe, und klagt sich an, weil sie mich hemmt. Schon fiel Asche, wenngleich in geringer Masse; ich schaue hinter mich, dicker Nebel droht im Rücken und folgt uns; lass uns, sage ich, so lange wir noch

sehen können, zur Seite gehen, damit wir nicht auf der Strasse in der Finsternis von der grossen Masse der uns Nachfolgenden niedergeworfen und zertreten werden. Kaum hatten wir einen Platz gefunden, als finstre Nacht uns einhüllte, so wie sie in geschlossenen Räumen, wenn das Licht verlöscht ist, zu sein pflegt. Man hörte Wehrufen der Frauen, Jammern der Kinder, Klageschreie der Männer, die einen riefen nach ihren Eltern, die anderen nach ihren Kindern, wieder andere nach ihren Gatten, die einen bejammerten ihr Schicksal, die anderen das der Ihrigen; einige flehten sogar, aus Furcht vor dem Tode, um ihren Tod. Viele hoben die Hände zu den Göttern, noch mehr Leute riefen, es gäbe keine Götter mehr, es sei die ewige letzte Nacht angebrochen. Es fehlte auch nicht an solchen, welche die vorhandenen Schrecken durch neue falsche Nachrichten vermehrten, Misenum sei zusammengestürzt und brenne, wurde ausgerufen und geglaubt, trotzdem es nicht wahr war. Allmählich wurde es wieder hell. Dies schien uns nicht Tageslicht, sondern nur ein Zeichen des herankommenden Feuers zu sein. Darauf folgte wieder Finsternis und starker Aschenregen; wären wir nicht oft aufgestanden, um die Asche von uns abzuschütteln, so würden wir von ihr bedeckt und durch ihr Gewicht niedergedrückt worden sein. Endlich verlor sich allmählich jener dicke Nebel, indem er sich gleichsam in Rauch auflöste; bald wurde es auch wirklich Tag, und die Sonne brach hervor, wenn auch trübe, so wie sie bei einer Verfinsterung zu sein pflegt; alles zeigte sich unsern Augen verändert und mit hoher Asche wie mit Schnee bedeckt. Wir kehrten nach Misenum zurück, sorgten einigermassen für unsern Körper und brachten die Nacht in einem aus Hoffnung und Furcht gemischten Gefühle hin; dass die Furcht jedoch noch stärker war, dafür sorgte unter anderm das noch immer fortwährende Erdbeben. Aber auch trotz der erlebten und der erwarteten Gefahr konnten wir uns nicht entschliessen, den Ort zu verlassen, bevor wir Nachricht von meinem Oheim eingezogen hätten.

So lautet der Bericht des Plinius, aus dem nur unnötige Weiterungen weggelassen sind. Wenn solches nun in Misenum sich zutrug, das in gerader Linie wenigstens fünf Meilen vom Vesuv entfernt ist, wie mögen erst die Vorkommnisse in Pompeji und den anderen betroffenen Städten selbst gewesen sein. Gewöhnlich heisst es, dass die Bewohner der ersten Stadt im Amphitheater am äussersten Ende der Stadt versammelt gewesen seien, doch dies ist eine Fabel, denn es ergiebt sich mit Sicherheit aus dem trümmerhaften Zustand, in dem das Amphitheater bei seiner Ausgrabung gefunden worden ist, sowie aus dem, was wir von der Geschichte Pompejis in den letzten Zeiten vor dem Untergang wissen (im Jahre 60 wurde der Stadt das Recht, Gladiatorenkämpfe aufführen zu lassen, auf zehn Jahre vom römischen Senat genommen; ein Erdbeben im Jahre 63 legte den grössten Teil der Stadt, darunter auch das Amphitheater, völlig nieder), dass damals überhaupt weder Gladiatorenkämpfe, noch Tierhetzen im Amphitheater abgehalten werden konnten. Doch, dass es der grossen Menge der Einwohner gelungen ist, wenigstens ihr Leben zu retten, ergiebt sich aus dem verhältnismässig seltenen Vorkommen von Gerippen innerhalb der alten Stadt. Nur diejenigen, die sich, um vor dem Unwetter Schutz zu suchen, in Keller oder ähnliche Räumlichkeiten geflüchtet

hatten, haben sich dadurch einem sichern Untergang geweiht, indem der Ausgang durch die herabfallenden Bimssteine und die Asche verschlossen wurde; andere, die nach den oberen Räumlichkeiten sich geflüchtet hatten, mögen in einer Pause des Bimssteinregens noch ihre Rettung versucht und auch gefunden haben. Nicht alle freilich waren so glücklich, viele sind ermattet, nachdem sie schon durch die Bimssteinschichten sich hindurchgearbeitet, hingesunken und von der Asche umhüllt worden. Dadurch nun, dass diese Asche, durch den Regen angefeuchtet, allmählich eine feste Masse bildete, haben sich die Formen der ursprünglich vorhandenen Körper in ihr bewahrt und dadurch uns Nachgeborenen die Möglichkeit gegeben, durch Hineingiessen von Gips, sobald man auf ein Loch in der Aschenschicht stösst, die Formen der ursprünglich darin enthaltenen Körper wiederzugewinnen (Fig. 881). Auf diese Weise ist es gelungen, schon eine beträchtliche Masse von Gipsabgüssen, sowohl von Menschen, wie von Tieren und vergänglichem Hausgerät zu gewinnen Abgüsse, die in dem Localmuseum von Pompeji ausgestellt sind; besonders eine der männlichen Figuren zeigt deutlich, wie sehr der Betreffende gerungen hat, sich dem Tode zu entziehen, während andere, vorzüglich die Gruppe zweier Frauen, einer älteren und einer jüngeren, stille Ergebenheit in das unabwendbare Schicksal zu erkennen geben; überhaupt enthalten diese Figuren des Tragischen genug, so dass man nicht nötig hat, auf die alten Erfindungen, z. B. vom Soldaten, der standhaft trotz dem Ausbruche des Vesuv in seinem Schilderhaus (in Wirklichkeit ist es ein Grabdenkmal) ausgehalten habe, und dergleichen mehr, zurückzugehen. Dagegen beruht es auf Wahrheit, dass man Skelette von Dieben gefunden hat, die sich die allgemeine Verwirrung zu Nutze zu machen suchten; ihr Gewerbe ging deutlich aus den neben ihnen gefundenen Dietrichen hervor. — Haustiere sind verhältnismässig sehr wenige gefunden worden, zum Beweise dafür, dass in jener Zeit der Ackerbau schon vollständig aus der Stadt gewiesen war, z. B. in dem Zeitraum von 1861 bis 1872 sind an Tieren nur folgende gefunden: 3 Hunde, 7 Pferde, 11 Hühner, 2 Schildkröten, 1 Ferkelsau, während man in der gleichen Zeit auf 87 Menschenskelette gestossen ist.



Fig. 881. Gipsausguss eines verschütteten Pompejaners.

Als das Unwetter endlich nach mehreren Tagen nachgelassen hatte und die Ueberlebenden nach den gewohnten Stätten zurückkehrten, bot sich ihnen ein trostloser Anblick dar; kaum ragten noch hier und da die oberen Stockwerke und die Dächer aus der alles gleichmässig verdeckenden Hülle, aus Bimsstein und Asche bestehend, hervor. An ein Ausräumen und Wieder-

aufbauen des unter der gewaltigen Masse Zusammengestürzten war nicht zu denken, man begnügte sich, wo Kostbarkeiten bei der Flucht in den Häusern zurückgelassen waren oder wenigtens vermutet wurden, von oben her einzudringen und möglichst viel in Sicherheit zu bringen; dann siedelten sich die Einwohner etwas näher nach dem Vesuv hin an, um den Namen ihrer alten Stadt in einem neuen Gemeinwesen wieder aufleben zu lassen; das ist nicht zum wenigsten der Grund, dass Pompeji so lange Zeit an ganz anderen Stätten gesucht wurde, als wo es in Wirklichkeit lag. Die Reste der preisgegebenen Stadt, so weit wie sie aus der Erde emporragten, verfielen natürlich in kurzer Zeit, und wenn irgend wo eine Mauer längeren Widerstand zu leisten versuchte, so wurde sie bald von dem über die Oberfläche hingehenden Pfluge aus dem Wege geräumt. So kam es, dass nach wenigen Jahrhunderten jede Spur, ja jedes Andenken an die alte Stadt verschwunden war; mochten die Bauern auch noch so oft beim Pflügen auf antike Mauern stossen und Bronze- und andere Funde aus der Erde aufwühlen, an Pompeji dachte niemand, ja selbst als 1694 der Architekt Domenico Fontana einen Kanal von den Gewässern des Sarno mitten durch Pompeji hindurch nach Torre dell' Annunziata führte, kam man nicht dazu, die alte Stadt zu erkennen. Da folgten die bekannten Entdeckungen in Herculaneum, man stiess bei Anlage eines Brunnens in beträchtlicher Tiefe auf einen getäfelten Fussboden, dem antiken Theater angehörig, und nun wurde man erst an den Ausbruch des Vesuv und an die anderen mit Herculaneum verschütteten Städte erinnert; man gedachte der vielen Funde, die auf dem Terrain von Pompeji gemacht worden waren, und stellte genauere Nachforschungen an, denen es an Erfolg nicht fehlte; doch immer noch wagte man nicht an Pompeji zu denken, trotzdem eine Inschrift mit dem Namen Pompeji gefunden war; ein Landhaus des Pompejus, dann Stabiä wurde in den Ruinen vermutet, bis endlich die Auffindung der Inschrift „*habeat iratam Venerem Pompejanam qui hoc laeserit*“ jedem Zweifel ein Ende machte.

Die Ausgrabungen wurden meist in nicht sehr empfehlenswerter Weise geleitet. Da man vorzüglich nach Gold und Silber, sowie grösseren Kunstschätzen suchte, so begnügte man sich, die Erde zu durchwühlen und, nachdem höchstens die besseren Wandgemälde losgesägt waren, die ausgegrabenen Häuser wieder zu verschütten. Lange Zeit ist auf solche Weise gegraben; je nachdem von oben der Sache Interesse entgegengebracht wurde, arbeitete man mit mehr oder weniger Arbeitskräften; oft waren nur zwei oder drei Leute beschäftigt, ja viele Jahre ruhten die Ausgrabungen ganz und das Terrain der alten Stadt, das zum Zwecke der Ausgrabung expropriiert worden war, wurde wieder versteigert, ein Schritt, der später nur mit grossen Schwierigkeiten und noch grösseren Geldkosten wieder gut gemacht werden konnte. Nur die Zeit, wo Neapel unter französischer Herrschaft stand, macht eine rühmliche Ausnahme; mit Eifer wurde ans Werk gegangen, bis zu 674 Personen mit 26 Karren und 7 Maultieren wurden zum Wegräumen der Lapilli verwandt, und so weisen die wenigen Jahre 1806 bis 1815 mehr Ergebnisse auf, als das mehr als halbe Jahrhundert, das vorausgegangen war. Mit der

Rückkehr der Bourbonenherrschaft traten natürlich auch die alten Zustände wieder ein, und erst die neuere Zeit hat darin Besserung gebracht. Seitdem Neapel italienisch geworden ist und das Parlament jährlich eine bedeutende Summe für Ausgrabungen in Pompeji ausgeworfen hat, wird die Blosslegung der Stadt unter tüchtiger Leitung rüstig weiter gefördert; eine Masse von Arbeitern, Männern und Knaben, sind beschäftigt, die einen auszugraben, die anderen die Lapilli in die Wagen zu tragen, die dann auf einer Eisenbahn von Pompeji fortgeführt werden.

Während Herculaneum von einem bis 90 Fuss hohen Schlammstrom bedeckt worden ist, dessen zu Stein erhärtete Masse nur mit Mühe losgebrochen werden kann, so dass die Ausgrabung der Stadt nur durch bergmännischen Betrieb möglich ist, und auch dies wegen der darauf liegenden Ortschaften Portici und Resina nur mit grosser Vorsicht, kann die Decke, die Pompeji verhüllt, eine verhältnismässig leichte genannt werden. Weissliche Bimssteine, die sogenannten Lapilli oder Rapilli, bedecken in verschiedener Grösse den Boden bis zur Höhe von einigen zwanzig Fuss, und darüber liegt eine Schicht von vulkanischer Asche, die mit viel Puzzolanerde vermischt und unter furchtbaren Regengüssen, wie sie die gewöhnlichen Begleiter vulkanischer Ausbrüche zu sein pflegen, herabgefallen, die oberen Lagen des Bimssteins durchdrungen und dahin, wo die Lapilli nicht dringen konnten, sich einen Weg gebahnt hat. Darüber liegen an einzelnen Stellen, aber weniger zahlreich, andere Lapilli, die den späteren Ausbrüchen des Vesuv verdankt werden, und der geringe Humus, der sich im Laufe der Jahrhunderte aus der Asche entwickelt hat. Alles dies gilt es also wegzuräumen, um die Ruinen bloss zu legen. Die Art und Weise nun, wie man früher die Ausgrabungen betrieb, war der Erhaltung der baulichen Reste im höchsten Grade nachteilig; indem man nämlich, nachdem man einmal bis zum ursprünglichen Boden vorgedrungen war, horizontal vorging, mussten die oberen Teile der Gebäude, die nach Verfaulen der Balken nur durch die sie umgebenden Bimssteinmassen gehalten wurden, nachstürzen, und so konnten nur immer höchst geringe Reste erhalten werden. Heutzutage geht man dagegen darauf aus, was von antiken Mauern unter der Decke verborgen ist, in seiner natürlichen Stellung zu erhalten, und dies erreicht man dadurch, dass man von oben nach unten vordringt, sorgfältig eine Schicht nach der andern hinwegnimmt und das zu Tage kommende Mauerwerk stützt, bis es möglich geworden ist, das im Laufe der Jahrhunderte verkohlte Holzwerk durch neues von gleichem Masse zu ersetzen, und so ist es schon gelungen, nicht bloss einen über die Strasse vorspringenden Teil eines oberen Geschosses mit seinem Fussboden zu erhalten, (s. o. S. 566), sondern man hat auch Dächer in ihrer Gesammtheit fast unverletzt hervorziehen können. Die natürliche Folge dieser verbesserten Art des Ausgrabens ist die, dass die neuerdings blossgelegten Teile der Stadt einen wesentlich anderen Anblick als die früher gefundenen gewähren; und indem man noch ausserdem alles, was irgend an Ort und Stelle bleiben und geschützt werden kann, namentlich Gemälde und Mosaiken, an Ort und Stelle belässt und durch Wachsüberzug und andere Mittel gegen die Ungunst der Witterung zu schützen

sucht, nicht also wie früher alles nach dem Museum in Neapel schleppt oder wie es auch oft vorgekommen ist, gar mutwillig zerstört, bietet man dem Besucher Gelegenheit, sich von dem antiken Leben eine viel treuere Anschauung zu bilden, als es früher möglich war.

Dass die beweglichen Gegenstände, wie Bronzen, Terrakotten und kostbarere Funde nach dem Museum gebracht werden, kann man natürlich nur billigen; wäre doch die Gefahr zu gross, dass bei dem zahlreichen Besuch, welcher der alten Stadt zu teil wird, einzelne Gegenstände beschädigt oder gar entwendet würden. Dagegen wäre es wünschenswert, dass ein Plan, von dem man früher viel gesprochen, wirklich zur Ausführung käme, nämlich dass ein Haus in Pompeji ganz so wieder eingerichtet würde, wie es vor Alters gewesen ist, ausgerüstet mit allen Gegenständen, die im täglichen Leben gebraucht werden; man könnte dann mit leichter Mühe einen Gesamteinblick in das Leben jener Epoche sich verschaffen, was jetzt, wo man die einzelnen Gerätschaften fern von ihrem ehemaligen Aufstellungsort einzeln im Museum zusammensuchen muss, ein viel schwierigeres Unternehmen ist.

Jene beweglichen Gegenstände finden sich übrigens im allgemeinen in der untersten Schicht der Bimssteine bis zu einem Meter Höhe; aus ihrer ursprünglichen Stellung durch die zusammenbrechende Decke gerissen, haben sie notwendig jene Lage annehmen müssen. Der gewöhnliche Gang der Ausgrabung ist in Folge davon der, dass man die Zimmer bis auf einen Meter ausräumt und den Rest später einer genauen Untersuchung unterzieht. Da man immer einige solche Zimmer bereit hat, ist es möglich, auch wenn unvorhergesehener hoher Besuch eintrifft, eine sogenannte festliche Ausgrabung zu veranstalten. Es wird dann einfach die letzte Bimssteinschicht bei Seite geräumt, und mögen die Erträgnisse auch oft gering sein, etwas findet sich fast immer, so dass man nicht nötig hat, zu dem unter den Bourbonen vielfach geübten Kunstgriff seine Zuflucht zu nehmen, schon früher gefundene Geräte zum Wiederauffinden in den auszugrabenden Zimmern zu verstecken.

Die Stadt selbst macht beim ersten Anblick vielfach den Eindruck der grössten Gleichmässigkeit; ein Haus scheint, abgesehen von der Grösse und dem Reichtum seiner ehemaligen Bewohner, wie das andere, zu gleicher Zeit erbaut und mit gleichen Kunstmitteln ausgeschmückt zu sein; dies rührt zum grössten Teil vom Stuccoverputz her, der in der Kaiserzeit allmählich so Mode geworden war, dass man selbst die solid gebauten Paläste der Grossen und die Tempel der Götter damit zu überziehen für gut hielt. Eine genauere Besichtigung lässt aber erkennen, dass unter dem Stuck die verschiedensten Bauperioden verborgen sind, so dass man dadurch die allmähliche Entwicklung der Stadt erkennen kann.

Um zu erkennen, in welchen Perioden die einzelnen Häuser Pompejis erbaut sind, und um danach die Baugeschichte der Stadt festzustellen, giebt es vor allem zwei Mittel, einmal die Scheidung des Materials, aus dem die Häuser errichtet sind, und ferner die Masse, die dabei zur Anwendung gebracht sind. In bezug auf den ersten Punkt stellt sich heraus, dass Kalkstein, der in unmittelbarer Nähe Pompejis aus den Ablagerungen des Sarno zu haben war,

in frühester Zeit zum Hausbau gebraucht wurde, mit Lehm als Bindemittel; daneben gelangte auch in einzelnen Fällen Tuff, ein vulkanisches Produkt, das in frischem Zustand leicht geschnitten werden kann, zur Verwendung. Ein wesentlicher Fortschritt wurde mit Einführung des Kalkmörtels gemacht, dessen Kenntnis wahrscheinlich durch die Karthager den Westhellenen und Italikern übermittelt worden ist; mit seiner Hilfe konnte man leichtere, geringere Steine zu tragfähigen Mauern verbinden. An Stelle des Kalkmörtels trat allmählich die Puzzolana (von Pozzuoli am Golf von Neapel so genannt), eine vulkanische Erde, dem Cement an Wirkung gleich. Von nachhaltigem Eindruck war ferner die Einführung und allmähliche Verbreitung des Baues aus gebrannten Ziegeln, wenngleich sie in Privatgebäuden nie in der Ausdehnung verwendet worden sind, wie z. B. in Rom und andern italischen Städten. Die letzte Periode ist endlich die der Restauration, als es galt, in kürzester Zeit die durch das Erdbeben vom Jahre 63 n. Chr. fast ganz niedergeworfene Stadt notdürftig wieder herzustellen (die Verwüstung war so arg gewesen. dass der römische Senat darüber beraten konnte, ob den Pompejanern der Wiederaufbau der Stadt erlaubt werden könne); Flüchtigkeit und Nachlässigkeit und Verwendung der ersten besten Materialien, so wie sie gerade zur Hand waren, bezeichnen diesen Zeitabschnitt. — Als zweites Mittel, die verschiedenen Perioden auseinander zu halten, dient ferner das Mass. Bekanntlich pflegen die Bauhandwerker auch bei uns noch, trotzdem schon längere Zeit das Metermass eingeführt ist, nach „Fuss“ zu rechnen, und bei den einzelnen Grössen, vor allem bei der Dicke der Mauer, Bruchteile desselben zu Grunde zu legen; man rechnet nach halben, dreiviertel, fünfviertel u. s. w. Fuss, baut nicht eine Mauer von vielleicht 11 oder 13 Zoll. Es müsste deshalb möglich sein, allein durch Messungen, die an zahlreichen Bauten vorgenommen werden, um zufällige Schwankungen ausgleichen zu können, die Grösse des bei uns gewöhnlichen Masses zu bestimmen. Noch vielmehr ist dies für die Städte des Altertums, also auch für Pompeji, anzunehmen, in denen die Dicke der Mauern, der Aussenmauern sowohl wie der Zwischenwände, durch Sitte und Herkommen fest bestimmt war, und zwar deswegen, weil die Aussenmauern und die Zwischenwände nicht auf dem eigenen Besitz, sondern auf Grund und Boden der Stadt angelegt wurden und deshalb nach besonderen Vorschriften erbaut werden mussten. Achtet man darauf, so zerfallen die Häuser Pompejis in zwei Gruppen, solche die nach oskischem Mass (der oskische Fuss = 0,273, die oskische Elle 1½ Fuss = 0,41 m) und solche, die nach römischem Mass (der römische Fuss = 0,29 m) errichtet worden sind. Da nun römisches Mass erst allmählich mit der Ausdehnung der römischen Macht Einführung gefunden hat (sicher ist, dass in den ersten Regierungsjahren des Augustus offiziell die römischen Masse und Gewichte in den Provinzen eingeführt und dadurch die dort früher üblichen Masssysteme verdrängt wurden), so gewinnt man hierdurch eine ziemlich feste Zeitgrenze für die in dem einen oder andern Mass aufgeführten Baulichkeiten: ja noch mehr, da man im Altertum früher Vorhandenes meist nicht einzureissen, sondern vorhandene Reste, so gut es gehen wollte, mit zu benutzen pflegte (am besten kann man dies in Rom auf dem Palatin wahrnehmen, wo die Bauten

der verschiedensten Epochen über einander aufgeführt sind), so erlangt man durch die Beobachtung der verschiedenen Masse sogar die Möglichkeit, die älteren Teile der Gebäude von den neueren zu sondern und vielfach die frühere Bestimmung derselben zu erkennen.

Geht man nun mit diesen Erkennungszeichen ausgerüstet an die Untersuchung der ausgegrabenen Teile Pompejis heran, so ergiebt sich, mit Zuhilfenahme der wenigen, von alten Schriftstellern überlieferten Notizen und der zahlreichen Inschriften, ungefähr folgendes für die Geschichte der Stadt:

Pompeji ist, wie schon der Name anzeigt (mit *πομπή πέμπειν* zusammenhängend), eine Kolonie, ausgesendet im Laufe des 6. Jahrhunderts von Nola,



Fig. 882. Kämpfe im Amphitheater.

Nuceria und Acerrae, drei oskischen Städten, die sich damit den Zugang zum Meere und die Unabhängigkeit von dem griechischen Neapel sichern wollten. Dreitausend Kolonisten ungefähr liessen sich dort in ebenso vielen Häusern nieder; die Stadt selbst war nach der für das römische Lager gewöhnlichen Weise gegründet, indem zunächst eine von Norden nach Süden gerichtete Linie, der Cardo, die sogenannte Stabianerstrasse, gezogen wurde, die dann eine von Osten nach Westen gerichtete, der *Decumanus maximus* (Strada dell' Abbondanza), senkrecht schnitt. Parallel zu der einen Hauptlinie, dem Cardo, wurden noch östlich und westlich davon zwei *Viae* angelegt, parallel zum *Decumanus* dagegen der *Decumanus minor*, die Nolanerstrasse. Dadurch zerfiel die Stadt in zwölf Quartiere. Für die Hauptstrassen hat man, teils auf Grund von Inschriften, teils nach Analogien (besonders Thurii ist in ganz ähnlicher

Weise angelegt) die antiken Namen ausfindig gemacht, und zwar heisst die jetzt Stabianerstrasse genannte, der Cardo, *Via Pompejana*, die Str. dell'Abbondanza *Via Jovia*, die Nolanerstrasse *Via Veneria*, während für die beiden zum Cardo parallel gezogenen, mit Rücksicht auf die Klassen der Bevölkerung, denen sie zugewiesen waren, die Namen *Via decurialis* (Str. della Signoria) und *Via plebeia* wahrscheinlich gemacht werden. Natürlich waren die Strassen zunächst nicht gepflastert, dafür waren sie aber viel breiter; neben den *viae*, den Hauptstrassen, gab es dann noch *vici*, zur Zerteilung der einzelnen Quar-



Fig. 883. Blick auf die Ruinenstätte von Pompeji.

tiere in *insulae* (Häuserblock, rings von Strassen wie eine Insel vom Wasser umgeben, daher der Name), in der halben Breite der *viae*.

Um vor feindlichen Ueberfällen gesichert zu sein, hatte man natürlich die Stadt mit Graben und Wall, der später durch eine Mauer ersetzt wurde, umgeben; zu beiden Seiten der letzteren war ein breiter Gang freigelassen, das sogenannte *pomerium*, zum Zweck einer besseren und leichteren Verteidigung; den Hauptstrassen entsprechend waren Thore angebracht, mit einer Ausnahme an der Nordseite; dort hat man vorgezogen, das der Via Decurialis entsprechende Thor in die Nordwestseite zu verlegen, wo die von Herculaneum kommende Strasse zuerst die Stadt berührte. So lange Pompeji seine Selbstständigkeit behauptete, ist man allezeit bemüht gewesen, Wall und Graben in gutem Zustand zu erhalten; seitdem die Stadt jedoch unter römische Oberhoheit gekommen war, liess man im Vertrauen auf die allgemeine Sicherheit, die in

Italien zu herrschen schien, die Befestigungen verfallen, so dass, als plötzlich die Bundesgenossen sich gegen Rom erhoben und dieses seine Heere gegen die widerspenstigen Städte zu Felde schickte, die grösste Eile not that, um die Mauer noch ausbessern zu können; damals wurde sie auch durch Türme verstärkt. Doch würde sie wohl schwerlich lange Zeit dem Angriff Sullas, der sich vor ihren Mauern lagerte, widerstanden haben, wenn nicht L. Cluentius, der tapfere Anführer der Bundesgenossen, den römischen Feldherrn von Pompeji ab auf sich, freilich zu seinem eigenen Verderben (L. Cluentius wurde mit vielen Tausenden vor Nola getötet), gezogen hätte. Um die Pompejaner für



Fig. 884. Das Haus des Cornelius Rufus in Pompeji

ihre Teilnahme am Kriege zu bestrafen, führte L. Sulla als Diktator dann Veteranen zur Ansiedlung nach der Stadt; wahrscheinlich ist damals von den zu Gunsten der Soldaten aus ihren Wohnungen vertriebenen Altbürgern die Vorstadt gegründet worden. Die darauf folgenden Bürgerkriege berührten Pompeji nicht direkt, höchstens insofern, als sie den lebhaft emporgeblühten Handel der Stadt schädigten; jedoch erholte sich dieser unter Augustus bald; man war allmählich so in das Gefühl des Friedens eingewiegt, dass man ruhig zusah, wie das Pomerium durch Privatokkupation immer mehr dahin schwand, ja dass man eine Seite der Befestigungen, die Westseite, ganz fallen liess und mit Häusern besetzte.

Die folgende Periode der Stadt ist arm an äusseren Erlebnissen, dagegen fliessen die Quellen für die innere Entwickelung jetzt reichlicher. Oeffentliche

Gebäude werden errichtet, Gladiatorenkämpfe und Tierhetzen werden veranstaltet, eifrig bewirbt man sich um die Aemter der Stadt, kurz, Pompeji führt das Leben einer kleinen römischen Provinzialstadt in tiefem Frieden. Nur zweimal wurde dieser durchbrochen, zunächst im Jahre 60, als der aus Rom verbannte Senator Livineius Regulus im Amphitheater Gladiatoren zur Belustigung des Volkes auftreten liess; zwischen den Pompejanern und den Bewohnern von Nuceria, die gleichfalls dem Kampfspiel zuschauten, kam es zu Neckereien, denen stärkere Scheltworte folgten; zuletzt artete das Ganze so aus, dass eine grosse Zahl von Nucerinern tot oder verwundet weggetragen werden musste; der Senat ordnete sogleich eine Untersuchung an, infolge



Fig. 885. Brunnenfigur.



Fig. 886. Brunnenfigur.

deren der Stadt für 10 Jahre untersagt wurde, Gladiatorenkämpfe zu veranstalten (vgl. Fig. 882, Wandgemälde aus Pompeji, das den erwähnten Streit darstellt). Noch trauriger und furchtbarer war das Ereignis des Jahres 63: ein gewaltiges Erdbeben legte einen grossen Teil der Stadt in Trümmer. Und noch war man mit Aufräumen, Ausbessern und Wiederherstellen beschäftigt, als der Vesuv im Jahre 79 mit seinen Bimssteinen und der Asche das Leichenkleid über die Stadt für fast 1700 Jahre ausbreitete.

Bei jeder Stadtgründung war die Anlage von Tempeln etwas Selbstverständliches; in Pompeji sind es nur drei, die mit einiger Sicherheit, nicht in der Form, in der sie beim Ausbruch des Vesuv bestanden und heute in Trümmern vor uns liegen, sondern ihrer Anlage nach auf die Gründungszeit zurückgeführt werden können, nämlich der Jupitertempel auf dem Forum, der sogenannte Venustempel am Forum, der neuerdings als Apollotempel nachgewiesen ist, und der sogenannte griechische Tempel auf dem *Forum triangolare* im Süden, dessen ursprüngliche Bestimmung bis jetzt noch nicht mit

Sicherheit sich ergeben hat. Ueber die meisten dieser Tempel, wie über andere bedeutsame Gebäude der Stadt, wie die Curien, Thermen, Theater u. s. w. ist schon oben an den betreffenden Stellen gehandelt worden. Ein Gebäude aber verdient noch hier eine besondere Erwähnung, es ist dies das sogenannte Pantheon, über dessen Bestimmung die allersonderbarsten Vermutungen aufgestellt



Fig. 887. Mosaikbrunnen.

worden sind. An der Nordostseite des Forums, dem Jupitertempel gegenüber, liegt ein Gebäude, dessen geräumiger offener Hof mit 12 niedrigen Basen oder Altären in der Mitte versehen ist; an der südlichen Seite des Hofes liegen eine Reihe offener Zimmer, hinten rechts ferner ein viereckiger Raum mit einer aufgemauerten, im rechten Winkel gebrochenen Bank, deren Oberfläche sich nach innen senkt; nördlich davon zeigt sich ein der kaiserlichen Familie geweihtes Heiligtum. Die Reste von Knochen und Gerippen, die hier in oder hinter diesem Hause gefunden worden sind, ferner die oben erwähnte Bank, eine Fleischbank, zum Abfluss des Blutes mit schräger Oberfläche ver-

sehen, die nach vorn ganz breit geöffneten Zimmer, alles deutet darauf hin, dass wir es hier mit einem Macellum, einem Schlachthaus, zu thun haben. Eine derartige Annahme konnte anfangs seltsam erscheinen, sie ist es aber nicht, wenn man bedenkt, was für ein enger Zusammenhang zwischen den im Jupitertempel dargebrachten Opfern und dem Fleischmarkt bestand (vgl. oben S. 471). Dass man nun die Opferung von den Altären weg, an denen sie ursprünglich zu geschehen hatte, im Interesse des öffentlichen Wohls nach einem besonderen Gebäude verlegte, kann nicht auffallen, noch weniger, dass dieses Haus in der Nähe des Forums beim Jupitertempel angelegt wurde; ganz ähnlich war es in anderen Städten. Die zwölf Altäre in der Mitte mögen dazu gedient haben, dass man an ihnen die Opfertiere schlachtete, auf der Fleischbank wurden sie weiterhin zerlegt, und in den offenen Zimmern feil gehalten, nachdem der für die Gottheit bestimmte Teil (man suchte sich immer mit wenigem abzufinden) zu Ehren des Gottes den Flammen oder dem Priester übergeben war.

Ueber ein anderes gleichfalls am Forum gelegenes Gebäude, das der Eumachia, scheinen die Akten noch nicht ganz geschlossen; es wird neuerdings (Röm. Mitt. 1892 S. 142) wieder mehr als eine Art Kaufhaus für Kleiderstoffe angesehen, nachdem Nissen es geradezu für die Thätigkeit der *fullones*, der Walker, hatte in Beschlag nehmen wollen.

Indem wir für die Einzelheiten auf die an den betreffenden Stellen erfolgte Besprechung verweisen, geben wir in Fig. 883 ein Bild der Ruinen von Pompeji zu beiden Seiten der Strada di Mercurio, der sogenannten *via decurialis;* der Bogen im Hintergrund vermittelt den Zugang zum Forum. Die Dächer, die man an vielen Stellen erblickt, sind fast ohne Ausnahme in neuerer Zeit zum Schutze der darunter befindlichen Wandgemälde oder Mosaiken errichtet. Fig. 884 lässt uns einen Blick in das Haus des Cornelius Rufus thun; im Vordergrund ist das Atrium mit dem Impluvium und den schönen Marmorfüssen, die einst einen kostbaren Marmortisch trugen; dahinter öffnet sich das Tablinum, jenseits dessen man einen Blick in das Peristyl und die darauf mündenden Zimmer thun kann. — Wie reichlich auch Pompeji mit Wasser versorgt war, ist oben hervorgehoben; man kann behaupten, dass fast alle bedeutenderen Häuser mit einer Art Brunnen, dessen Wasser fortwährend lief versehen zu sein pflegten; vielfach sind diese mit Figuren verziert, denen das Wasser entströmt (vgl. Fig. 885, einen Fischer darstellend, oder Fig. 886, Amor trägt einen Delphin); mitunter ist aber der ganze Brunnen künstlerisch gestaltet, wie z. B. in Fig. 887, die einen mit Mosaik geschmückten Brunnen darstellt; das Wasser strömte hier unterhalb der Maske aus der Hinterwand und stürzte über die Stufen hinab in das Bassin.

Der Hausrat.

Wie bei den Griechen wollen wir auch bei den Römern mit einer Schilderung der Geräte beginnen, die zur inneren Ausstattung des Wohnhauses gehörten. Aus dem vorher Gesagten lässt sich begreifen, dass wir nicht, wie bei den Griechen hierbei auf gelegentliche Abbildungen angewiesen sind, sondern dass wir besonders aus den vom Vesuv verschütteten Städten ein reiches Material erhalten haben.

Bei der Betrachtung dieser Geräte und der Vergleichung ihrer Formen mit den griechischen drängt sich die Frage auf, ob die in Italien, namentlich die in Pompeji gefundenen römischen Ursprungs, das heisst von römischen Künstlern gearbeitet gewesen sind. Zur Beantwortung dieser Frage müssen wir den politischen Entwickelungsgang des römischen Volkes berühren. Zwei durch ihre materielle und geistige Entwickelung in gleicher Weise den Römern überlegene Völkerschaften hatten sich dem ungestümen Vordringen der römischen Waffen entgegengestellt: im Norden die Etrusker, im Süden die blühenden Kolonien Grossgriechenlands. Künste und Wissenschaften hatten unter beiden Völkern bereits tiefe Wurzeln geschlagen, beide waren bereits früher staatlich geordnet, bevor die Bewohner der Siebenhügelstadt den Kampf mit ihnen begannen. Der Glanz der Macht jener beiden Völker war aber im Erbleichen begriffen, bei den Etruskern durch innere Befehdungen und durch Zerstörung ihres blühenden Handels, bei den Griechen durch ihre Verweichlichung und durch die Verfolgung von Sonderinteressen seitens der einzelnen Städte, so dass sie nicht zu gemeinsamem Wirken gelangen konnten. Nach einer Reihe blutiger Kämpfe unterlagen zuerst die Etrusker, dann die griechische Bevölkerung Italiens den römischen Waffen trotz der Vorteile, die sich ihnen aus der Kenntnis einer verbesserten Kriegsführung darboten. Die taktischen Vorteile aber gerade waren es, welche die Römer zu ihrem eigenen Nutzen und zum Verderben ihrer Feinde auszubeuten verstanden. Eine feinere Bildung jedoch von den Besiegten aufzunehmen, ihre Wissenschaften und Künste sich zu eigen zu machen und weiter zu gestalten, widersprach, wenigstens in älterer Zeit, dem kriegerischen Sinne der Römer. Zwar hatten schon frühzeitig etruskische Künstler in Rom die öffentlichen Gebäude auszuschmücken begonnen und waren Kunstwerke als Beute nach Rom gewandert, es war aber nicht ein künstlerisches Gefühl, das zu derartigen Uebertragungen führte, sondern der Aberglaube, durch Ueberführung der Götterbilder nach Rom die feindlichen Götter an Rom ketten zu können. Was waren aber Etruriens Kunstwerke im Vergleich zu den Meisterwerken, die Grossgriechenland und Sizilien in ihren Städten Capua, Tarent und Syracus, oder zu denen, welche die Republiken der griechischen Halbinsel und die Könige Macedoniens sowie die Herrscher Vorderasiens aufzuweisen hatten! Die Unterwerfung der griechischen Staaten eröffnete den Römern ein fast unerschöpfliches Feld für ihre Ruhmsucht und Beutelust. Man lese die

Berichte über die Entführung der Kunstschätze, die Syracus und Tarent allein hergaben, die Quinctius Flamininus und Paullus Aemilius, die Besieger des Philipp und Perseus von Macedonien, zur Verherrlichung ihrer dreitägigen Triumphe nach Rom schleppten; die Berichte über die Erpressungen, durch die römische Praetoren sich mit den Kunstschätzen der Provinzen bereicherten. Man lese, wie ein Scaurus mit dem Golde der Proscribierten sein Prachttheater erbaute und mit den Statuen und Bildern der geplünderten griechischen Provinzen schmückte, wie durch den Brand seiner tusculanischen Villa griechische Kunstschätze im Werte von etwa zwölf Millionen Mark zu Grunde gingen. Gedenken wir der frechen Kunsträubereien des Verres, der Plünderung der Schatzkammer des Mithradates durch Pompejus, der aus ihr ungerechnet die goldenen und silbernen Tafelgeschirre, allein zweitausend kostbare Trinkgefässe aus Onyx nach Rom sandte; endlich der letzten Plünderung Griechenlands durch Nero nach der mutwilligen Einäscherung Roms, bei der die kostbaren Kunstschätze, die in früheren Jahrhunderten dorthin gewandert waren, zu Grunde gingen, und Delphi und Olympia den Rest ihrer Statuen zur Schmückung der neu entstehenden Roma herzugeben hatten. So sehen wir Italien mit den Werken der Schöpfer der Kunst gleichsam überschwemmt. Der anfangs von einzelnen für die Ausschmückung der Häuser und Gärten getriebene Aufwand fand nach und nach fast in allen Kreisen der Bevölkerung seine Nachahmung, und Liebhaberei und Mode, denen sich allmählich eine gewisse Kennerschaft zugesellte, riefen einen förmlichen Handel mit griechischen Kunstwerken hervor, so dass römische Künstler sich in den Hintergrund gedrängt sahen. Dazu kam, dass in den verarmten griechischen Staaten es den Künstlern an Absatz für ihre Schöpfungen fehlte, weshalb sie es vorzogen, ihre Arbeiten in Rom zu verwerten. Selbst unter den Sklaven, die aus Griechenland nach Italien geschleppt waren, gab es künstlerische Talente in grosser Zahl. So bürgerte griechische Kunst sich unter den Römern ein, Griechen bildeten überall da, wo höhere künstlerische Leistungen beansprucht wurden, die schaffenden und in vielen Fällen wohl auch die ausführenden Künstler, und selbst in der niedrigsten Sphäre eines handwerksmässigen, hauptsächlich auf die Anfertigung des gewöhnlichen Hausrates gerichteten Kunstbetriebes waren griechische Muster massgebend. Infolge dessen ist es in vielen Fällen schwer, griechische und römische Leistungen auseinander zu halten, und es bleibt nichts übrig, als trotz dem Ueberwiegen des griechischen Einflusses die unter römischer Herrschaft entstandenen Geräte u. s. w. als römische zu bezeichnen.

Beginnen wir mit den Geräten, die zum Sitzen dienen, so begegnen wir auch hier fast nur griechischen Mustern. Das Wort *sella* galt als die allgemeine Bezeichnung für alle Stuhlformen, die wir bei den Griechen unter den Benennungen Diphroi und Klismoi zusammengefasst haben. Nur für den mit einer Rücklehne versehenen Stuhl bedienten sich die Römer speziell des Ausdruckes *cathedra*. Seine Form glich der unserer Salonstühle, mit dem Unterschiede jedoch, dass dort vermöge der bald halbkreisrunden, bald weiter ausgeschweiften Rücklehnen der Oberkörper des Sitzenden eine ungemein

behagliche Lage einzunehmen vermochte. Dass aber in älterer Zeit auch geradlinig ansteigende Rücklehnen üblich waren, zeigt Fig. 888, einen in einer etruskischen Grabkammer gefundenen Stuhl mit Fussbank darstellend, auf dem der Aschenbehälter Platz gefunden hat. Weiche, sowohl an der Rücklehne, wie auf dem Sitze angebrachte Polster machten die Cathedra zu einem unerlässlichen Hausrat der Frauengemächer; jedoch scheint zur Zeit des Verfalls der strengen alten Sitten auch das Geschlecht der Männer den bequemen Sitz in diesen Fauteuils nicht verschmäht zu haben. Dass die Römer den Stuhlfüssen anmutige Formen zu geben verstanden, dafür zeugen die mannigfachen auf Wandgemälden abgebildeten Sessel und Stühle. Wesentlich verschieden von diesen Sitzen war das *solium*, das als Ehrensitz für den Gebieter des Hauses, als Thron für das Oberhaupt des Staates und als

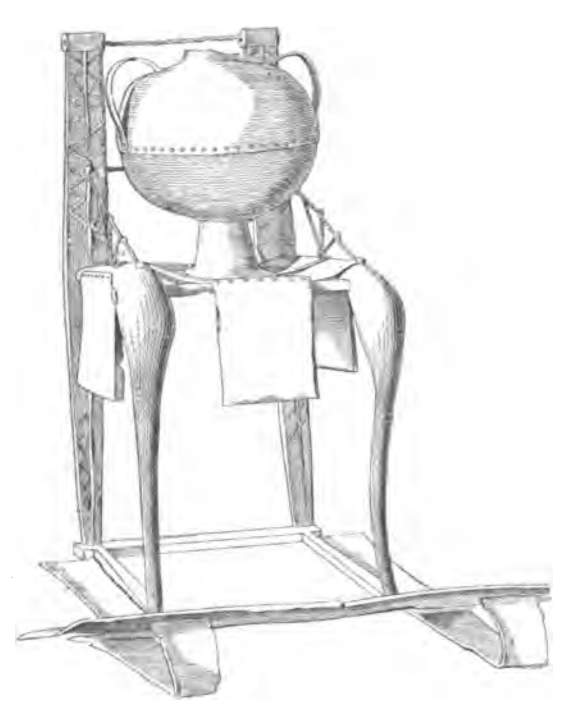


Fig. 888. Etruskischer Bronzestuhl.



Fig. 889. Marmorner Thronsessel.

Thron für die Gottheit bestimmt war, demnach dem Thronos der Griechen entsprach. Geradeauf steigt seine reich verzierte Rücklehne, bald bis zur Schulterhöhe des auf ihm Sitzenden, bald den Kopf desselben überragend, und an sie schliessen sich meist massiv gearbeitete Armlehnen an. Von dem hölzernen Solium, von dem herab der Patronus des Hauses seinen Clienten Rat erteilte, haben sich natürlich keine Ueberreste erhalten. Dagegen sind mehrere marmorne Throne auf uns gekommen, die vielleicht einem Kaiser als Sitz gedient haben mögen, wenn sie nicht dieselbe Bestimmung wie bei den Griechen hatten, in den Tempeln neben den Götterbildern aufgestellt zu werden. Als Beispiel für den Thron geben wir unter Fig. 889 den einen der beiden in der Galerie des Louvre befindlichen. Auf zwei Sphinxen, deren Flügel die Seitenwangen des Thrones bilden, ruht der Sitz. Die auf der innern Fläche der

Rückwand, sowie unterhalb des Sitzes angebrachten Sculpturen, ein geflügeltes Schlangenpaar, der mystische Korb und die Sichel, endlich die beiden gleichsam als Stützen der Lehne aufgestellten Fackeln lassen die Vermutung aufstellen, dass dieser Göttersitz einstmals ein der Ceres geweihtes Heiligtum geschmückt hat. Das Solium, dessen sich die Magistrate zur Zeit der Republik bedienten, war ohne Rück- und Seitenlehnen.

Ausschliesslich den Römern eigentümlich war der curulische Stuhl (*sella curulis*), ein auf geschweiften, sägebockartig gestellten Beinen ruhender lehnloser Klappstuhl, anfangs von Elfenbein, dann von Metall gearbeitet, dessen Gebrauch den Consuln, Proconsuln, Praetoren, Propraetoren, den curulischen Aedilen, dem Dictator, Magister Equitum und den Decemviri, in späterer Zeit auch dem Quaestor zustand. Von den Priestern hatten allein der Flamen Dialis zugleich mit dem Sitz im Senat das Anrecht auf diese Auszeichnung. Selbst das Andenken an die Verdienste Verstorbener wurde durch die Aufstellung ihrer curulischen Stühle im Theater geehrt. Auf einigen Denaren römischer Geschlechter finden wir häufig die Sella curulis mit den Namen der Personen verbunden dargestellt, die aus diesen Geschlechtern mit einem curulischen Amte betraut gewesen waren. Fasces, Lituus, Kränze und Zweige umgeben hier häufig zur näheren Bestimmung des Amtes den Sessel. Zur Veranschaulichung der Sella curulis haben wir unter Fig. 890 die Rückseite eines Denars der Gens Furia abgebildet, welche die Inschriften P. FOVRIVS und darunter CRASSIPES, auf der Vorderseite aber den mit der Mauerkrone geschmückten Kopf der Cybele mit der Beischrift AED. CVR. trägt. Die Kaiser beanspruchten für sich gleichfalls die Ehre der Sella curulis. Auf einer solchen mit einem hohen Polster belegten Sella curulis oder richtiger *sella imperatoria* ruhend ist die Marmorstatue des Kaisers Claudius in der Villa Albani dargestellt (Clarac, Musée. pl. 936 *B*). Das Museo Borbonico enthält mehrere kreuzweise gestellte, bronzene und als zierliche Tierhälse geformte Stuhlfüsse, von denen wohl mit Gewissheit angenommen werden kann, dass sie einst als Träger curulischer Sitze gedient haben. Die Quaestoren und alle Vorsitzenden im Kriminal- und Zivilprozess, so weit sie nicht Anspruch auf die sella curulis machen konnten, bedienten sich der einfacheren, nicht zum Zusammenklappen eingerichteten Sella. Auf dieser sitzend treten uns die Richter in einer Reihe von Gemälden entgegen, die in der Casa Tiberina zu Rom aufgefunden sind; mit Rücksicht auf das grosse Interesse, das diese Gerichtsscenen erwecken, haben wir unter Fig. 891—894 einige der wichtigsten abgebildet. Der Richter sitzt mit dem Scepter in der Hand auf einem Stuhl, der je nach der Bedeutung des Richters auf einem Untersatz von ein oder zwei Stufen aufgestellt ist; er ist von Bewaffneten umgeben, die bereit sind, seine Befehle auszuführen. Wer seine Hilfe anruft, naht sich ihm nur mit den Zeichen der grössten Demut. Das einemal handelt es sich um zwei Frauen, die draussen mit Kochen beschäftigt sind; zwei Männer, die ihnen zu nahe getreten sind (hat Amor das Feuer entzündet?) werden gebunden vor den Richter geführt, vor dem die

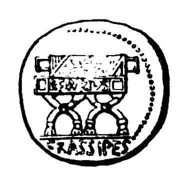


Fig. 890.
Sella curulis.



Fig. 891. Gerichtsscene. Klage zweier Frauen.



Fig. 892. Gerichtsscene. Streit zwischen Jägern und Hirten.



Fig. 893. Gerichtsscene. Bestrafung des Diebstahls.

beiden Frauen, um Recht zu heischen, sich hilfeflehend niedergeworfen haben. Ein anderesmal scheint es sich um einen Streit zwischen Jägern und Hirten zu handeln; Jäger, die das Schiff, mit dem sie gekommen sind, mit einem Seil aus frischem Bast angebunden haben, scheuchen durch den Jagdlärm die Herde zur Küste; dadurch gelangt eine Ziege zum Schiff, sie frisst das Seil, dadurch wird das Schiff von Wind und Wellen fortgetrieben, und nun führt der Jäger den Hirten vor das Tribunal des Richters, um von diesem den schweren Streitfall entscheiden zu lassen. Auf dem dritten Bild wird rechts der Dieb, der eben im Begriff ist, auf einer Leiter eine Mauer zu ersteigen, in flagranti ergriffen, und der Richter lässt eine Verfügung von dem Ausrufer verkünden, die auf den vorliegenden Fall Bezug hat. — Die Vorbereitung zu einem Schelmenstückchen zeigt Fig. 894. Draussen vor den Thoren der Stadt, in der unheimlichen Gegend der Grabdenkmäler, zahlt ein Mann einem Banditen, wohl im Interesse der sitzenden Frau, den Lohn aus für eine beabsichtigte Schandthat, wobei sie von zwei Zeugen belauscht werden.



Fig. 894. Gerichtsscene. Bezahlung eines Sicarius.

Im Gegensatz zu diesen Einzelsesseln steht die niedrige, für mehrere Personen Raum bietende Bank, *subsellium,* als Sitz für die Vorsteher der Plebs, also für die Tribuni und Aediles Plebis; natürlich kamen auch den Gerichtsbehörden der Municipien, den *Quattuor viri juri dicundo,* nur das subsellium zu. Fig. 895, die Nachbildung eines pompejanischen Wandgemäldes, zeigt uns diese Behörde bei der Arbeit. Auf dem von einem Sonnenzelt überdachten Tribunal sitzen die IV viri auf dem subsellium, einen Zeugen vernehmend, der auf das Tribunal hinauf getreten ist, während unten, von zwei Bewaffneten geleitet, der Angeklagte und der Geschädigte stehen, dem aus vielen Wunden Blut entströmt. In ehrerbietiger Entfernung halten sich die Zuschauer, welche die Scene mit Teilnahme verfolgen.

Noch eines anderen Ehrensitzes haben wir schliesslich zu gedenken, des ***bisellium.*** Dies war ein sehr breiter, lehnloser Sessel, oder besser Doppelsessel, der für die Decurionen und als municipale Auszeichnung für die Augustalen bestimmt war. In Pompeji haben sich zwei solcher reich verzierter bronzener Bisellien vorgefunden, von denen das eine unter Fig. 896 abgebildet ist.

Eine gleiche Formenschönheit wie bei den Stühlen zeigt sich auch bei den Geräten zum Liegen, den *lectis.* Mit ihren mannigfachen Formen, mit ihrer Ausrüstung und den zum Besteigen des Lagers notwendigen Fussbänken sind wir durch das oben S. 258 gesagte vertraut, so dass wir nur noch wenig

hinzuzufügen haben. Der Bettkasten, aus Holz, mit eingelegter Arbeit aus Elfenbein oder Schildplatt verziert, oder aus edlem Metall verfertigt (*lecti eborati, testudinei, inargentati, inaurati*) ruhte auf kunstreich geformten Füssen. Nicht selten wurde das ganze Gestell aus Bronze gearbeitet, ja sogar in gediegenem Silber ausgeführt. Ein bronzenes, unseren eisernen Feldbettstellen nicht unähnliches, auf sechs Füssen ruhendes Gestell ist uns aus einem etruskischen Grabe erhalten (vergl. Fig. 808). Gitterartig gelegte Bronzeschienen vertreten hier die Gurte (*fasciae, institae, tenta cubilia*), mit denen der Bettkasten zum Tragen der Matratze und der Kissen bespannt zu werden pflegte. Diese Matratze (*torus*), in der alten einfachen Zeit aus einem Strohsacke bestehend, wurde von den verweichlichteren Generationen einer späteren Zeit mit

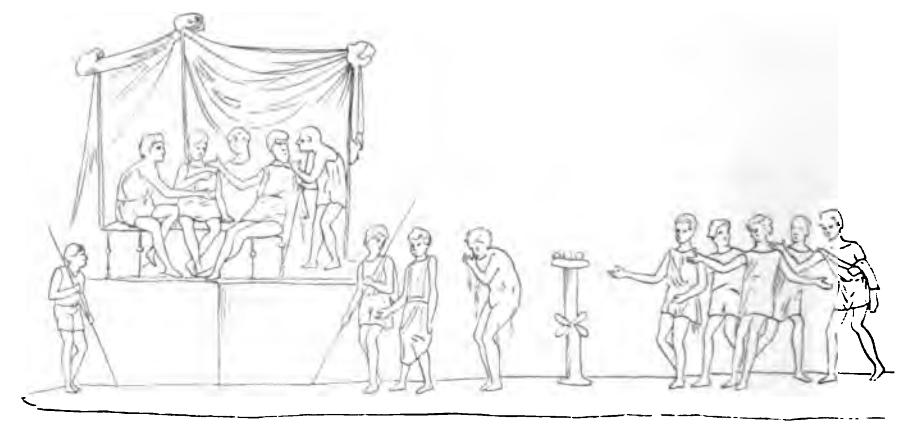
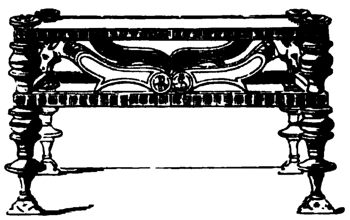


Fig. 895. **Das Gericht der Viermänner.**

Schafwolle (*tomentum*), mit Wiesenwolle, die das Gnaphalium lieferte, oder mit dem weichen Flaum der Gänse, namentlich der germanischen, und der Schwäne gefüllt; Elagabalus wählte sogar die zarten, unter den Flügeln der Rebhühner sitzenden Federn für seine Betten aus. Mit demselben Material waren auch die über den Matratzen liegenden Pfühle und Kissen (*culcita*) gestopft. Decken und Tücher (*vestes stragulae*), die je nach den Vermögensumständen des Besitzers von einfachen Stoffen angefertigt oder kostbar gefärbt und mit eingestickten und eingewebten Mustern und Borduren geziert waren, pflegte man über die Polster und Kissen auszubreiten. Ein oder mehrere Kissen (*pulvinus*), die am Kopfende des Lagers ihren Platz fanden und die Bestimmung hatten, entweder dem Kopf eine erhöhte Lage zu geben (daher auch *cervicalia* genannt) oder dem linken Ellenbogen des in halbliegender Stellung Ruhenden als Stützpunkt zu dienen, vollendeten die Ausstattung des Lagers. Da die römischen Bettstellen und Sophas von den griechischen gar nicht unterschieden sind, so genügt es hier, auf die oben abgebildeten Fig. 306—309 zu verweisen. Fussbänke (*subsellia, scabella, scamna*), für das Besteigen der Lagerstätten notwendig, bei den hohen Thronen und Cathedren hingegen als Ruhepunkt für die Füsse dienend, waren bei den Römern ebenso beliebt, wie bei den

Griechen. Bewegliche hölzerne Bettstellen haben sich in Pompeji, dieser Hauptfundstätte häuslicher Geräte, leider nicht erhalten; wohl aber erblicken wir hier mehrfach in den Nischen der Schlafgemächer aufgemauerte, etwa 2,50 m lange und 1 m breite Lagerstätten, die durch Vorhänge oder wohl auch durch eine spanische Wand abgeschlossen werden konnten. — Wie schon angedeutet, diente das Lager sowohl zum Ruhen, als auch um auf ihm in halbliegender Stellung, indem man den linken Arm auf die Kissen stützte, zu meditieren, zu lesen und zu schreiben. Beide Lager, *lectus cubicularius* und *lucubratorius,* waren wohl nicht von einander verschieden. Möglich, dass bei letzterem an der dem Kopfende zugekehrten Seitenlehne (*pluteus*) mitunter eine Vorrichtung angebracht war, um Schreibmaterialien und Bücher darauf zu legen, eine Einrichtung, die sich auch an der Lehne der Cathedra befunden haben soll.

Endlich diente der Lectus seit der Zeit, wo das Streben nach Bequemlichkeit die alte Sitte verdrängte, die Mahlzeit sitzend zu verzehren, als Lager für den Mann bei dem Mahle, während die Frau auf dem Fussende des Lectus, die Kinder auf besonderen Sesseln, die Dienerschaft aber auf Bänken (*subsellium*) sitzend ihr Mahl verzehrten. Mochte sich nun auch diese Sitte im Kreise der engeren Häuslichkeit bis in spätere Zeiten erhalten haben, so erforderte doch die Anlage besonderer, für Gesellschaften bestimmter Speisezimmer, der oben bereits erwähnten Triclinien, eine besondere Anordnung der von den Gästen einzunehmenden Ruhebetten. Zu dem Zwecke wurden in der Mitte des Triclinium, das in einigen pompejanischen Häusern sich noch wohlerhalten vorfindet, drei niedrige Ruhebetten (*lectus triclinaris*) in der Art um drei Seiten eines quadratischen Tisches aufgestellt, dass seine vierte Seite für die Sklaven zugänglich blieb, die den Tisch mit Speisen versorgten. Die Anordnung eines Triclinium mag der unter Fig. 897 gegebene Grundriss erörtern. Um drei Seiten des mit *M* bezeichneten Tisches stehen drei niedrige Lager, die an der inneren Seite etwas höher waren, als auf der entgegengesetzten, mithin lebhaft an unsere Soldatenpritschen erinnern (vgl. oben Fig. 790). Jedes Lager wurde von den sich zur Tafel Lagernden (*accubare*) von der niedrigen Seite her bestiegen, da der Raum zwischen den Tischkanten und den Lagern ein zu enger war, um einer Person den Durchgang zu gestatten. Jeder der *lecti* bot Raum für drei Personen, die in der Richtung der auf unserer Figur eingezeichneten Pfeile hinter einander ruhten, indem sie den linken Arm auf die in der Zeichnung angedeuteten Kissen stützten, während sie mit ihrer freien rechten Hand die Speisen zum Munde führen konnten. *L. i.* wurde der *lectus imus,* das unterste, *L. m.* der *lectus medius,* das mittlere, und *L. s.* der *lectus summus,* das oberste Lager, genannt. In gleicher Weise hatten auf jedem *lectus* die Plätze als *locus imus, medius* und *summus* ihre Bezeichnung. Auf dem *lectus imus* war No. 1 der unterste, No. 3 der oberste, No. 2 der mittlere. Auf dem *lectus medius* war der mit No. 3 bezeichnete der oberste, No. 2 der


Fig. 896. Bisellium.

mittelste und zugleich der Ehrenplatz bei Tische und No. 1 der *locus imus*. Dieser letztere Platz wurde auch *locus consularis* genannt, da er, befand ein Konsul sich in der Gesellschaft, von diesem eingenommen wurde, um hier dienstliche Berichte, die ihm während der Tafel gebracht wurden, leichter in Empfang nehmen zu können. Der Platz neben ihm auf dem *lectus imus* (No. 3) pflegte stets der des Gastgebers zu sein. Auf dem *lectus summus* (*L. s.*) endlich folgten die Plätze in umgekehrter Reihe, wie auf dem *lectus imus*. Die mit starken Strichen an den Rändern der höchsten Plätze bezeichneten Kanten sollen die niedrigen Lehnen darstellen, gegen welche die Kissen der die obersten Plätze einnehmenden Personen gelehnt wurden, um ihr Herunterfallen zu verhindern, während die anderen Kissen, weil auf der Mitte der Lager liegend, einer solchen Stütze nicht bedurften. Nach diesem Schema würden sich also neun Teilnehmer an dem von Horaz (Sat. II 8, 20 ff.) beschriebenen Gelage, das der närrische Nasidienus Rufus dem Maecenas gab, in folgender Weise gelagert haben, wobei zu beachten ist, dass dem Maecenas der *locus medius* auf dem *lectus medius* als Ehrenplatz eingeräumt wurde, der Wirt aber den ihm zukommenden Platz dem Nomentanus überlassen hatte:

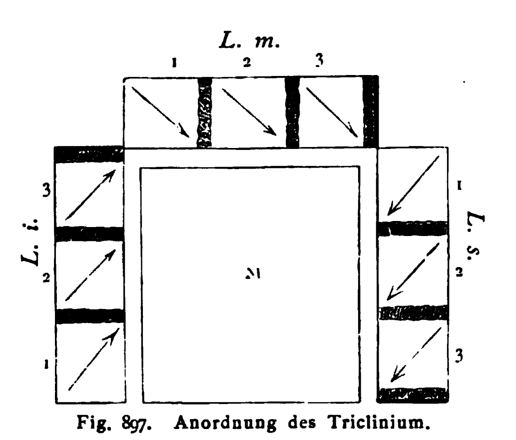


Fig. 897. Anordnung des Triclinium.

Vibidius *Maecenas* *Servilius*

Nomentanus	*Varius*
Nasidienus	*Viscus*
Porcius	*Fundanius*

Der Luxus der späteren Zeit begnügte sich aber nicht bloss mit Speisesälen für ein Triclinium, sondern vergrösserte diesen Raum derartig, dass drei und mehrere Triclinien in ihnen anfgestellt werden konnten, neben denen für die zahlreiche Dienerschaft und die zur Unterhaltung der Gesellschaft bestimmten Künstler noch hinreichender Raum frei blieb.

Als am Ende der Republik runde Tische (*orbes*) an Stelle der viereckigen häufiger in den Gebrauch kamen, mussten natürlich die drei rechtwinklig um die Tafel angeordneten Klinen zu einem einzigen, der Rundung des Tisches entsprechenden, halbkreisförmigen Lager vereinigt werden, das wegen seiner Aehnlichkeit mit dem griechischen C den Namen *sigma* oder *stibadium* erhielt. Die Eckplätze (*cornua*) galten hier, und zwar der auf dem rechten Flügel (*in dextro cornu*) als erster, der auf dem linken (*in sinistro cornu*) als zweiter Ehrenplatz. Auf einem solchen Sigma erblicken wir auf einem pompejanischen Wandgemälde (Fig. 898, vgl. Bull. 1885 S. 245,12) mehrere Jünglinge und Mädchen gelagert, das Mädchen links lässt aus dem Trinkhorn einen Strahl Wein in den Mund fliessen, während ein mit Guir-

lande geschmückter Jüngling, der in der linken Hand einen Becher hält, ihr die rechte Hand auf die Schulter legt; hinter ihr steht ein Diener mit Schmuckkästchen. Rechts erblickt man ein anderes Paar mit Trinkbecher, zwischen beiden einen Jüngling, der unbekümmert um die anderen den linken Arm über den Kopf legt. *Facitis vobis suaviter*, ihr vergnügt euch, sagt der eine, *ego canto*, ich singe, der andere, *est ita valeas*, so ist es, lass es dir gut gehen, der dritte. In der Mitte steht ein runder Tisch mit Trinkgefässen, der ebenso wie der Fussboden mit Blumen bestreut ist, und ein Knabe mit zwei



Fig. 898. Gelage.

Kannen steht des Winkes gewärtig, um leere Becher zu füllen. Ein leichtes Zeltdach schwebt über den Häuptern der Zechenden. Mitunter hat der Tisch die Gestalt eines Halbmondes (*mensa lunata*), längs dessen Aussenseite das Sigma sich befindet.

Besonders in den Triclinien, wo es vorzugsweise galt, den Gästen einen Begriff von dem Reichtum und Geschmack des Besitzers beizubringen, fanden die Römer die erwünschte Gelegenheit, die grösste Pracht zu entfalten. Mit schwellenden Pfühlen und kostbaren Teppichen bedeckte Ruhelager (*triclinium sternere*), deren Gestell von kunstreich eingelegten Verzierungen erglänzte, ja sogar mitunter von gediegenem Silber angefertigt war, luden die Schmausenden zum Niederlegen ein, und der mit dieser Einrichtung in Einklang stehende Schmuck der Wände, der getäfelten Decke, des Mosaikfussbodens, die Pracht der rings im

Gemache auf kostbaren Tischen verteilten Schaugeräte, endlich aber die mit den leckersten Speisen besetzte Tafel übten jedenfalls einen bedeutenden Einfluss auf die Stimmung der Gäste aus.

Schliesslich erwähnen wir noch die freistehenden Bänke aus Bronze, die in dem Tepidarium der Thermen zu Pompeji (Fig. 843) aufgefunden worden sind, sowie die halbrunden steinernen, für eine grössere Anzahl Personen be-



Fig. 899. Tischplatte.

stimmten Bänke (*hemicyclia*), die innerhalb der Wohnungen, in Gärten und auf öffentlichen Spaziergängen aufgestellt waren. Zwei solcher marmornen Hemicyclien erblickt man noch gegenwärtig zur Seite der Gräberstrasse in der Nähe des herculanischen Thores in Pompeji. Ein drittes nimmt den Hintergrund einer kleinen, nach der Strasse zu offenen Halle ein (vergl. Mus. Borb. XV Tav. 25. 26).

Wo die Lecti der Triclinien aus Mauerwerk aufgebaut waren, pflegte auch der Tisch in gleicher Weise hergestellt zu sein, vgl. Fig. 899, die aus Mosaik hergestellte Platte eines solchen aufgemauerten Tisches darstellend, deren Bild gerade durch die Hinweisung auf den Tod zu heiterem Lebensgenuss auffordern soll. Oefter war nur der Fuss gemauert, so dass eine darauf gestellte hölzerne Platte die Speisen trug. Auch diese reichten nur bis zur

Höhe des Lagers und glichen in Form und Gebrauch völlig den griechischen Tischen (Fig. 310). Nur steigerte sich bei den prachtliebenden Römern der Aufwand, den sie für ihre Herstellung machten, fast ins unglaubliche. Nicht allein, dass die Füsse in der saubersten Holz-, Metall- oder Steinarbeit ausgeführt wurden, sondern auch die Platten wurden aus edlen Metallen, aus seltenen Steinarten oder kostbaren Holzarten hergestellt. Vornehmlich waren es die Platten der auf einem Fusse ruhenden Tische (*monopodia, orbes*), zu denen die seltensten Holzarten verwendet wurden. Am begehrtesten, weil am kostbarsten, war das Holz der *Thyia cypressoides*, eines an den Abhängen des Atlas wachsenden Baumes, dessen Stamm in der Nähe seiner Wurzel mitunter eine Dicke von mehreren Fuss erreichte. Dieser Baum, von den Römern Citrus genannt, wurde früher wegen der Aehnlichkeit des Namens fälschlich mit dem Citronenbaum verwechselt; dieser erreicht jedoch nie die angegebene Stärke und zeigt in seinem Schnitte keineswegs die schöne Zeichnung des Citrus, für welche die Römer so grosse Summen verschwendeten. Der Wert, in dem die grösseren Platten des Citrus standen, und die Verschwendung, die bei ihrem Ankauf getrieben wurde, wird daraus ersichtlich, dass nach dem Bericht des Plinius der nach römischen Begriffen nicht sehr begüterte Cicero dennoch 500,000 H S. (108,000 Mark), Asinius Pollio 216,000 Mark, König Juba 261,000 Mark und die Familie der Cetheger sogar 303,000 Mark für eine solche Tischplatte zahlten. Besonders wertvoll wurden diese Platten durch eine schöne, von der Politur gehobene Zeichnung der Adern und der Masern (*maculae*) im Holze. Die Römer teilten die Tischplatten je nach ihrer Zeichnung in tiger- oder panthergefleckte, in wellenförmige oder nach Art der Pfauenfedern gemusterte u. s. w. ein. Da aber die massiven Platten zu hoch im Preise standen, so verstanden es die römischen Tischler bereits Platten von gewöhnlichem Holze mit einem Fournier von Citrus zu bekleiden. Solche kostbaren Tafeln waren nicht für den gewöhnlichen Gebrauch bestimmt; sie standen vielmehr, wohl verhüllt mit zottigen Tüchern, in den Prunkgemächern und wurden nur bei feierlichen Gelegenheiten als Luxusmöbel den Augen der Gäste enthüllt. Als Träger der

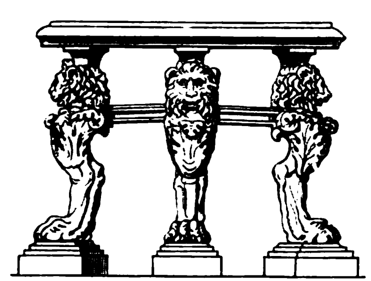


Fig. 900. Pompejanischer Tisch.



Fig. 901. Verstellbarer Tisch.

Schaugeräte und Nippessachen, deren jedes elegante römische Haus genug aufzuweisen hatte, dienten kleine, von einem oder drei Füssen (*trapezophoron*) getragene, meist mit einem erhöhten Rande versehene Tischplatten (*abacus*), von denen man in Pompeji mehrere reich ornamentierte Exemplare aufgefunden hat. Ein solcher auf drei Marmorfüssen ruhender im Hause des kleinen Mosaikbrunnens zu Pompeji gefundener Abacus ist unter Fig. 900 dargestellt. Ebenso verdient ein in Neapel befindlicher Tisch, dessen Platte aus *rosso antico* von vier höchst anmutig gearbeiteten bronzenen Füssen getragen wird, auch deshalb noch eine besondere Erwähnung, weil er vermittelst einer sinnreichen, zwischen den Beinen angebrachten Vorrichtung hoch und niedrig gestellt werden konnte (Fig. 901.)

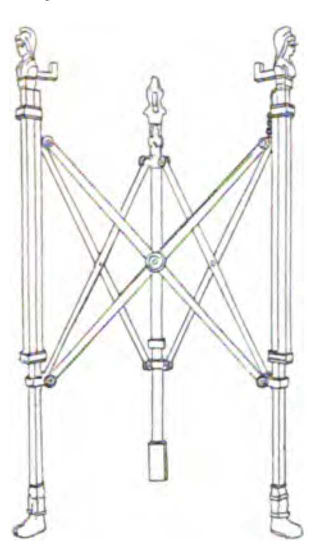


Fig. 902. Verstellbarer Dreifuss.

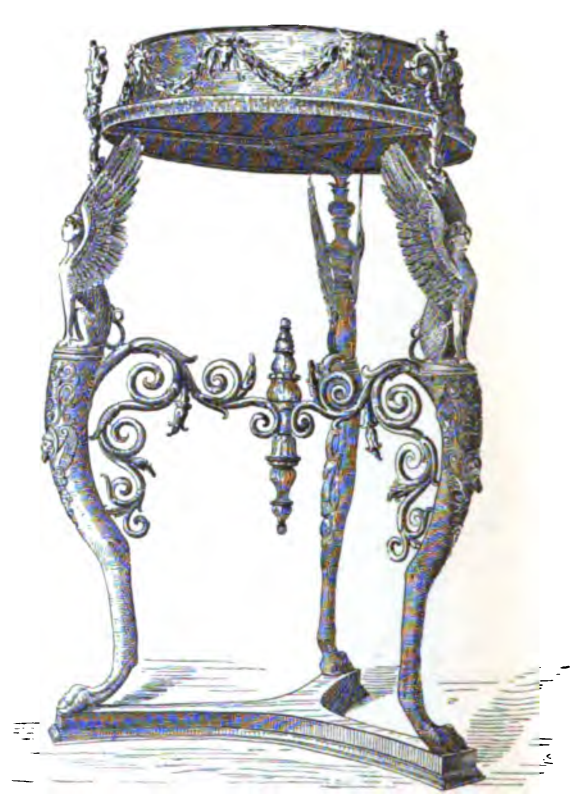


Fig. 903. Dreifuss aus Pompeji.

Gleichfalls als Träger für Hausgerät, namentlich zur Aufnahme der bei dem Mahle notwendigen Kessel und Becken, dienten nach dem Muster des griechischen τρίπους gebildete Dreifüsse (*delphica sc. mensa)*, die öfter der Höhe nach verstellbar waren, vgl. Fig. 902; auch von ihnen hat Pompeji eine grosse Zahl schöngeformter Beispiele geliefert. Sie ruhen auf drei gewöhnlich in Tierklauen endenden Füssen, die oberhalb durch Schienen verbunden sind, und die häufig durch Blattwerk und Figuren reich ornamentiert erscheinen. Ein metallenes, bald flaches, bald halbkugelförmig gestaltetes Becken wird von diesem Untersatz getragen. Als Beispiel haben wir unter Fig. 903 die Abbildung eines auch durch Abgüsse in weiteren Kreisen vielfach verbreiteten Dreifusses beigefügt.

Gefässe.

Dass die grossen Töpferwerkstätten im eigentlichen Griechenland einen ausgebreiteten überseeischen Handel mit ihren Fabrikaten trieben, und dass in Italien selbst sich eine Anzahl solcher grossartigen Fabriken befand, die nicht allein die griechische Bevölkerung der Halbinsel, sondern auch die mit ihr

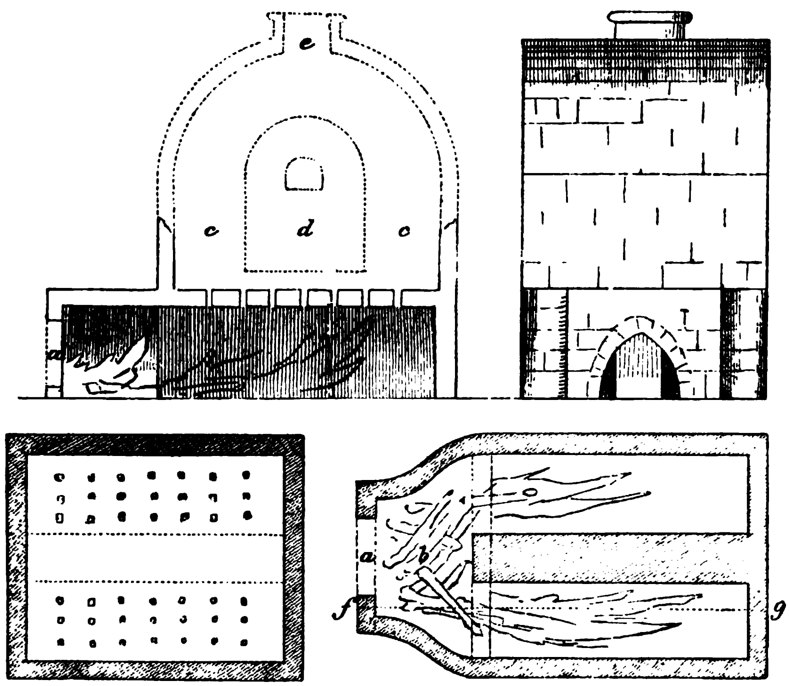


Fig. 904. Töpferofen zu Heddernheim.

später vermischte römische mit diesen Geräten versorgte, ist schon oben S. 264 gesagt worden. So bürgerten sich bei den Römern nicht nur griechische Gefässe ein, sondern griechische Formen wurden auch für die einheimische römische Fabrikation mustergültig. Bis zu welchem Grade der Vollkommenheit diese einheimische Kunstthätigkeit gediehen war, können wir freilich nicht füglich ermessen, da die Mehrzahl der durch ihre Inschriften und Fundorte als ächtrömisch zu bezeichnenden Thongefässe meistenteils nur einem niedrigen Handwerksbetriebe angehört. Ganz wie in der Neuzeit, in der fast jeder Ort von einiger Bedeutung eine oder mehrere Töpferwerkstätten besitzt, aus denen die gewöhnlichen, für den häuslichen Gebrauch notwendigen Geschirre hervorgehen, hatten sich auch im Altertume bei jeder grösseren Niederlassung Töpfereien aufgethan, die, je nach dem Material, das der Boden ihnen darbot, die Umgegend mit dem gewöhnlichen Topfgeschirr versahen. Derartige Werk-

stätten, die aus den noch erhaltenen Brennöfen, sowie durch die massenhaft um sie aufgehäuften Scherben leicht kenntlich sind, finden sich beispielsweise in den Neckargegenden noch mehrfach vor; ein besonders gut erhaltener Töpferofen wurde im Februar 1881 in Heddernheim bei Frankfurt a. M. aufgegraben (vergl. Fig. 904, *a* ist die Thür zum Heizraum, *b* der Heizraum selbst, aus dem die Flammen durch die Löcher des Fussbodens in den Brennraum *c* schlagen, um bei *e* die Kuppel zu verlassen, *d* ist die Thür, durch die der Brennraum mit den Gefässen gefüllt wurde, und die vor dem Anzünden des Feuers mit Thon dicht verschlossen werden musste. Ein Vergleich mit dem oben Fig. 321 abgebildeten altgriechischen Brennofen zeigt, dass die Oefen im wesentlichen sich nicht verändert haben). Die Ausbeute an noch erhaltenen Gefässen ist jedoch an diesen Töpferwerkstätten nur eine höchst unbedeutende. Schon reicher ist die Ausbeute an wohlerhaltenen Thongeräten aus römischen Gräbern, doch sind die meisten von geringer Qualität und stehen in Bezug auf ihre künstlerische Behandlung den griechischen bei weitem nach. Vorzugsweise ist die Klasse der kleineren Trink- und Schöpfgefässe, sowie der Balsamfläschchen in ihnen vertreten, mit deren Formen wir durch die in dem Abschnitte über die griechischen Gefässformen beigebrachten Abbildungen (Fig. 327) bereits vertraut sind. Neu für uns sind nur die im Kultus gebrauchten Gefässe aus Thon, die vielfach, um den ursprünglichen Zustand festzuhalten, mit der Hand geformt oder, als man dies nicht mehr vermochte, dadurch hergestellt wurden, dass man Thon auf ein Geflecht aufstrich, das nachher durch den Brand vernichtet wurde, so dass der gebrannte Thon allein zurückblieb (s. Fig. 905 *Volcani pocolom*). Auch die Küchengeräte aus Thon sind zu beachten, von denen die Ausgrabungen manche interessante Beispiele geliefert haben. Aus ihren Formen, sowie aus einer Vergleichung mit den bei uns gebräuchlichen Gefässen wird sich in den meisten Fällen die Art und Weise ihrer Anwendung ergeben, und nur hier und da dürften wir fremden Formen begegnen.



Fig. 905. Römisches Kultusgefäss *Volcani pocolom.*

Neben diesen Thongefässen haben uns aber die Ausgrabungen in Pompeji sowie in anderen römischen Niederlassungen eine nicht unbedeutende Anzahl von Gebrauchsgefässen aus Bronze geliefert, die durch ihre ebenso praktischen als eleganten Formen unser Interesse im höchsten Grade zu erregen im stande sind. Leider können wir die von den Schriftstellern überlieferten Namen nicht überall mit den noch vorhandenen Gefässformen in Einklang bringen, und so

wollen wir, statt einer zu keinem Resultat führenden Aufzählung von Gefässnamen, lieber bei der Betrachtung einer Anzahl unter Fig. 906 und 907 abgebildeter Bronzegefässe verweilen, die sämtlich aus Pompeji stammen. Den Kessel lernen wir zunächst aus Fig. 906 *c* kennen. Halbeiförmig, mit einer verhältnismässig nur kleinen Oeffnung, an deren Rande der Henkel befestigt ist, ruht er auf einem Dreifuss (*tripes*). Aehnlich gestaltete Kessel, deren Deckel (*testum, testu*) mittelst kleiner Ketten am Halse des Gefässes befestigt wurden, sind mehrfach aufgefunden worden (Mus. Borb. V 58). — Der Topf (*olla, cacabus*), ganz dem bei uns gebräuchlichen ähnlich, hier aber ohne Henkel und mit einem Deckel versehen, dessen Griff in Form eines Delphins gebildet erscheint, ist durch Fig. 906 *d* vertreten. Brei, Fleisch und Gemüse wurde in ihm gekocht.

Von Eimern (Fig. 906 *a* und *b*) ist uns eine nicht unbeträchtliche Anzahl erhalten. Bald mehr, bald weniger bauchig unterscheidet sich der römische

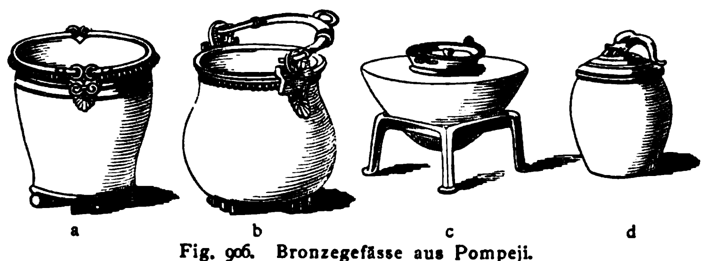


Fig. 906. Bronzegefässe aus Pompeji.

Eimer fast überall durch die zierliche Gürtung seiner Ränder, sowie durch die an den Oesen der Henkel angebrachten Palmettenverzierungen wesentlich von den nüchternen Formen dieses Hausgerätes bei uns. Wie bei allen Gefässen wussten aber die Alten auch hier das Praktische mit dem Schönen zu verbinden, wie denn z. B. an dem unter Fig. 906 *b* dargestellten Eimer zu beiden Seiten der Oesen hervorstehende Zapfen angebracht sind, um zu verhindern, dass der zierliche Rand des Gefässes durch das Niederschlagen des schweren Henkels beschädigt werde, während die an dem anderen Eimer (Fig. 906 *a*) angebrachten Doppelhenkel die Schwankungen des Gefässes beim Tragen wesentlich verhindern sollten.

Die Form unserer Kasserolle zeigt Fig. 907 *f*. Zwei ganz ähnliche Bronzegefässe, deren horizontaler Stiel in einen mit einem Schwanenkopf verzierten Griff endigt, sind auch im nichtrömischen Deutschland gefunden worden, das eine bei Teplitz, das andere bei Hagenow in Mecklenburg, wohin sie unstreitig durch den Handel gekommen sind. Zum Schmelzen des für die Bereitung der Speisen in südlichen Gegenden so wichtigen Oels diente die flache Pfanne (*sartago*, Fig. 907 *h*), die durch den auf ihrer längeren Seite angebrachten Ausguss als eine auch für unsere Küchen höchst empfehlenswerte Form sich ausweist. An diese Pfanne schliessen wir ein mit flachen Vertiefungen versehenes Gerät an (Fig. 907 *i*), das vielleicht zur Bereitung der in unserer Küche unter dem Namen Spiegeleier bekannten Eierspeise bestimmt war, ferner eine

mit einem zierlichen Rande und Stiel versehene Schaufel *l*, die wohl zum Backen dünner Kuchen benutzt wurde. Eine längliche Schüssel mit zwei Henkeln, ebenfalls wahrscheinlich in der Küche gebraucht, stellt Fig. 907 *g* dar. — Löffel (*cochlear*, *ligula*) von verschiedener Form finden wir unter Fig. 907 *m* und *n*. Diese gehörten unstreitig zu den notwendigen Küchengeräten, wurden aber gleichzeitig bei den Mahlzeiten zum Schöpfen der Brühen und Breispeisen, sowie zum Oeffnen der Eier, Austern und Schnecken gebraucht, woraus sich ihre in den Abbildungen deutlich zu erkennende zugespitzte Form erklären lässt. Zum Wasserschöpfen aus den Eimern, sowie zum Ueberschöpfen von Brühen dienten die unter Fig. 907 *e* und *d* dargestellten Schöpfkellen, denen sich die zum Ausschöpfen des Weins aus den tiefen Weingefässen bestimmte langgestielte *trua* oder *trulla*, der griechische Kyathos, anreiht (Fig. 907 *a*, *b*, *c*). — Von anderen Küchengeräten, wie Durchschlägen (*colum*, Fig. 907 *k*) und

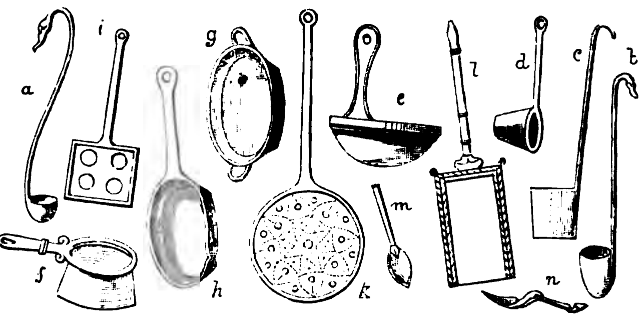


Fig. 907. Bronzegefässe aus Pompeji.

Trichtern (*infundibulum*), ferner von Speiseformen, welche Tiergestalten nachahmen, finden sich in allen grösseren Museen mannigfache Exemplare vor.

Zum Auftragen der Fleisch- und Fischspeisen dienten bald grössere, bald kleinere flache Schüsseln (*patina*) mit wenig erhöhtem Rande. Meistenteils wurden diese aus Thon hergestellt; bei Vornehmen jedoch bestanden sie aus edlen Metallen und waren mit kunstreicher toreutischer Arbeit (*argentum caelatum*) geschmückt. Aber selbst in Patinen aus Thon entfalteten die Römer einen fast unglaublichen Luxus, wenn wir anders dem Plinius Glauben schenken dürfen, der uns berichtet, dass der tragische Schauspieler Clodius Aesopus eine solche Schüssel besessen habe, die einen Wert von 100,000 Sestertien hatte, in der er seinen Gästen lauter Singvögel auftischte, die durch Gesang oder durch Nachahmung der menschlichen Stimme bekannt sind und die er einzeln zu 6000 Sestertien zusammengekauft hatte, nicht sowohl durch eine besondere Leckerei dazu verleitet, als vielmehr, damit er auf diese Weise die Nachahmung der menschlichen Stimme verzehrte, ohne zu bedenken, dass er seinen eigenen fetten Verdienst nur seiner Stimme zu verdanken hatte. Ingleichen liess Vitellius eine solche Thonschüssel für den Preis von einer Million Sestertien anfertigen, für deren Herstellung ein eigener Brennofen auf freiem Felde angelegt werden musste. — Zu den tellerförmigen, gleichfalls zum Auftragen der Speisen bestimmten Schüsseln gehörte auch die *lanx*, für deren Herstellung

waltige Summen verschwendet wurden. So waren nach dem Zeugnis des inius vor dem sullanischen Kriege mehr als hundert und fünfzig *lances* von 100 röm. Pfund Silber (= 65,49 Zollpfund) in Rom, und unter der Regierung es Claudius besass dessen Sklave Drusillanus Rotundus eine 500 röm. Pfund :hwere Schüssel, seine Genossen aber deren acht von je 250 röm. Pfund an iewicht. Eine in Pompeji gefundene kunstreich verzierte Schüssel, deren Henkel aus Löwen und Schlangen gebildet sind, und die auf drei in Tierklauen uslaufenden Füssen steht, stellt Fig. 908 dar. — Unseren Tellern ähnlich waren lie *patella*, *catinum*, *catillum* und *paropsis*, letztere namentlich für die Zukost, las *opsonium*, bestimmt.

Die römischen Trinkgefässe, deren Namen (*calix*, *patera*, *scyphus*, *cyathus*) schon auf ihre griechische Abstammung zurückweisen, bieten in ihren Formen dieselbe Mannigfaltigkeit dar, wie die griechischen, von denen wir oben S. 274 gehandelt haben. Alle Gefässe von edlem Metall waren entweder *pura*, das heisst ohne jegliche erhabene Arbeit, mithin glatt, oder *caelata*, das heisst mit erhabener Arbeit versehen, mochte diese nun getrieben oder besonders gearbeitet und mittelst Zinn auf der Oberfläche des Gefässes aufgelötet sein; die getriebene Arbeit bildete bei den Gefässen natürlich nur die Aussenseite, die vermöge eines Kittes mit der glatten Innenseite verbunden war; das sind die sogenannten *emblemata*, die der „kunstsinnige" Verres von den Bechern loslöst und behält, während er die schmucklosen Einlagen den Besitzern zurückgiebt. Griechenland und der Orient hatten ausser ihren anderen Kunstschätzen auch grosse Massen der schönsten Trinkgeräte den Siegern geliefert, und an viele dieser Becher knüpften die römischen Kunstliebhaber nach Art ächter Raritätensammler bald wahre, bald erdichtete Erzählungen. War doch eine grosse Menge in der That aus den Werkstätten der grössten griechischen Meister hervorgegangen, die vorzugsweise als Schaustücke auf den Abacis (vgl. oben S. 688) in den Prunkgemächern prangten. War nun auch Italien mit den Beutestücken aus edlem Metall gleichsam überschwemmt worden, so erhielten sich doch wohl nur die wertvolleren Stücke als Erbteil in den römischen Familien, während die grössere Masse in den Schmelztiegel wanderte und in neue, dem späteren römischen Geschmack mehr zusagende Formen umgearbeitet wurde. Schon auf ihren Plünderungszügen hatten die Römer die bei den Griechen gebräuchliche Schmückung der Trinkgefässe durch schön geschnittene Steine (*gemmata potoria*) kennen gelernt, und zur Kaiserzeit scheint diese Art der Verzierung der Becher und Trinkschalen, weniger wohl mit Rücksicht auf Schönheit, als zur Befriedigung einer ungemessenen Eitelkeit und Prunksucht, allgemein geworden zu sein. Plinius (hist. nat. XXXIII 2) konnte daher sagen:



Fig. 908. Schüssel aus Pompeji.

„Wir trinken aus einer Menge edler Gesteine; wir überdecken die Becher mit Smaragden, und es erfreut uns des Rausches wegen ganz India in der Hand zu haben; das Gold ist nur noch eine Zugabe.“ Mit solchen Trinkgefässen buhlten fremde Fürsten um die Gunst des römischen Volkes, und die Kaiser pflegten ihren treu ergebenen Dienern und tapferen Generälen sowie den Heerführern germanischer Stämme, wie Tacitus (Germania V) sagt, solche Gefässe als Zeichen ihrer Huld zu übersenden. — Nicht selten sind Schalen aus Thon, deren Bauch mit Blätter-, Blumen und Fruchtgewinden verziert zu werden pflegte, und von denen manche heitere, auf den Gebrauch dieser Gefässe hinzielende Inschriften, z. B. COPO IMPLE; BIBE AMICE EX ME; SITIO; MISCE; REPLETE u. s. w. tragen.

Schon oben erwähnten wir den Luxus, der seit Griechenlands und Asiens Unterjochung nicht allein mit Tafel-, sondern sogar mit Küchengeschirr aus gediegenem Silber in Rom getrieben wurde. Silberservice (*argentum escarium* und *potorium*) verdrängte bereits zur Zeit des Verfalles der Republik in den Häusern der Reichen die frühere einfache Einrichtung. Um die Sittenverderbnis seiner Zeit zu bezeichnen, sagt Plinius u. a.: „Die Degengefässe der Soldaten sind, nachdem man sogar das Elfenbein verschmäht hat, mit getriebenem Silber beschlagen, die Degenscheiden klirren an silbernen Kettchen und die Gürtel von Silberplatten, die Badewannen der Frauen sind soweit mit Silber belegt, dass kein Fussbreit Platz bleibt, und derselbe Stoff dient zu schmutzigem Gebrauch, der für die Tischgeräte bestimmt ist.“ Dieser gesteigerte Luxus erheischte natürlich die Anlage von Fabriken für Silberarbeiten, in denen für jeden Handgriff bei der Herstellung besondere Klassen von Arbeitern beschäftigt wurden, und die nach dem zeitweilig herrschenden Geschmack, der auch in Rom der vielfach wechselnden Mode unterworfen war, auf Bestellung für die Niederlagen und Läden der Silberhändler (*negotiatores argentarii vascularii*) arbeiteten; so finden wir Modelleure (*figuratores*), Giesser (*flatuarii* oder *fusores*), Dreher oder Polierer (*tritores*), Ciseleure (*caelatores*), Arbeiter, welche die den Gefässwänden aufzulötenden Reliefs aus Silberblech verfertigten (*crustarii*), endlich Vergolder (*inauratores, deauratores*). Eine annähernde Vorstellung von der Gediegenheit sowie von dem Kunstwerte solcher Gefässe können wir aus den Fundstücken gewinnen, die vorzugsweise in unserm Jahrhundert der Zufall zu Tage gefördert hat, und die wenigstens ihrer grösseren Masse nach vor dem frevelhaften Einschmelzen bewahrt worden sind, während so manche, wie ein in der Nähe des alten Falerii gemachter Fund von mehreren hundert Silbergeschirren, spurlos verschwunden sind. Zu den bedeutendsten Funden, die der Zerstörung entgangen sind, rechnen wir den von Bernay in der Normandie vom J. 1830, bestehend aus mehr als hundert verschiedenartigen Silbergeräten im Gesamtgewicht von 50 Pfund; er stammte nach den Votivinschriften wahrscheinlich aus dem Schatz eines Mercurtempels und ist gegenwärtig in der ehemaligen kaiserl. Bibliothek zu Paris aufgestellt. In Südrussland lieferten die Ausgrabungen der oben S. 201 erwähnten Gräber der Könige des bosporanischen Reiches in den Jahren 1831, 1862 und 1863 eine staunenswerte Fülle von

goldenen und silbernen, dem dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung angehörenden Geräten und Schmucksachen. In Pompeji, dem Fundorte so mancher silbernen Geräte, wurden im J. 1835 vierzehn Silbervasen, zu Caere im J. 1836 in einem Grabe eine Anzahl gegenwärtig im Museo Gregoriano aufgestellter Silberschalen entdeckt. Einer der interessantesten Funde wurde endlich am 7. Oktober 1868 bei Hildesheim gemacht: eine aus 74 Nummern bestehende Sammlung von Ess- und Trinkgeräten und Küchenutensilien, zum grossen Teil wohl erhalten, sowie eine Anzahl von Gefässfragmenten, die vermuten lassen, dass nur ein Teil des ursprünglich vergrabenen Schatzes in unsern Besitz gelangt sein mag. Sämtliche Geräte, im Gesamtgewicht von 107,144 Pfund Silber, gegenwärtig eine Hauptzierde des Antiquarium des kgl. Museum in Berlin, weisen in ihrer technischen Ausführung auf eine römische Fabrikstätte und durch die Buchstabenformen der Inschriften auf die erste Hälfte des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung als die Zeit ihrer Anfertigung zurück. Hohe aus Silberblech getriebene Reliefs bedecken die Oberflächen vieler Gefässe, und gerade durch diese völlig aus der Fläche heraustretenden Reliefdarstellungen unterscheiden sich die römischen Silberarbeiten der Kaiserzeit von dem flach erhaben gearbeiteten Schmuck der Geräte aus der Blütezeit griechischer Kunst. Ebenso weist die Vergoldung der Gewänder und Waffen, sowie der Silberton der nackten Körperteile der Figuren, gleichsam eine Nachahmung der Gold-Elfenbein-Statuen der griechischen Kunst, auf römische Fabrikation. Einige der schönsten Gefässe dieses Fundes, dessen Hauptstücke durch Abgüsse in Bronze und Gips eine weite Verbreitung gefunden haben, sind unter Fig. 909 und 910 dargestellt. Den Preis trägt wohl die Verzierung des unter Fig. 909 dargestellten Mischkruges davon: nackte Kindergestalten wiegen sich hier auf den zwischen Greifenpaaren in Rankenwindungen aufsteigenden Wasserpflanzen, die einen mit geschwungenem Dreizack im Angriff auf Seekrebse und Sepien, die andern im Begriff, die von den Harpunen getroffenen Seetiere heraufzuziehen. Mit ebenso zierlichen Kompositionen sind die Aussenflächen der unter Fig. 910 dargestellten Trinkgefässe bedeckt; es handelt sich meist um Darstellungen aus dem Kreise des bacchischen Kultus



Fig. 909. Hildesheimer Silberfund.

Nächst den Gefässen aus edlen Metallen und Steinen standen die gläsernen bei den Römern in grossem Ansehen. Von Sidon war die Glasfabrikation

ausgegangen und hatte in Alexandrien zur Zeit der Ptolemäer einen so hohen Grad der Vollkommenheit, sowohl in der Färbung der Masse, als auch in der Art und Weise ihrer Bearbeitung erreicht, dass manche der wohlerhalten auf uns gekommenen Glasgefässe ohne Bedenken den älteren Fabrikaten von Murano, sowie den kunstreichsten aus unseren Glashütten hervorgegangenen zur Seite gesetzt werden können. Diesen Vorrang behaupteten die alexandrinischen Gläser bis in die spätere Kaiserzeit, und wenn sich auch, seitdem man zwischen Cumae und Linternum einen zur Glasfabrikation geeigneten Sand aufgefunden hatte, Glasfabriken und Schleifereien in Italien aufgethan hatten, so standen doch die italienischen Gläser an Güte bei weitem hinter den ägyptischen zurück. Die Museen bewahren in mehr oder minder grosser Zahl Gefässe, Perlen, sowie buntgefärbte Scherben aus Glas auf, die zum grössten Teile aus Gräberfunden herrühren. Am häufigsten sind die zierlichen Arznei-



Fig. 910. Hildesheimer Silberfund.

und Balsamfläschchen, meistenteils aus weissem, oft auch aus buntgefärbtem Glase. Daneben erscheinen Trinkbecher und Flaschen in allen Grössen und Formen aus weissem oder ordinärem grünen Glase, meistens nach unten sich verjüngend und nicht selten mit gereifelter Aussenfläche oder tropfenartigen Erhöhungen, um das Festhalten des Gefässes zu erleichtern; ferner Urnen, Oenochoen, grössere und kleinere Schalen und Schüsseln (Fig. 911). Einige darunter sind tiefblau oder grün gefärbt, wie eine solche sich unter anderem in dem Antiquarium des kgl. Museum zu Berlin (Nr. 5) befindet, die mit dunkelgrünen, aus einem saftgrünen Grunde hervorschimmernden Blumen verziert ist; andere tragen buntfarbige, hier im Zickzack, dort in Windungen geführte, der Mosaikarbeit nicht unähnliche Streifen. Auch Scherben von schillernden Farben, die vielleicht einst zu der Gattung von Glasgefässen gehört haben, die das Altertum mit dem Namen der *allassontes versicolores calices* bezeichnete, finden sich hier und da vor.*) Indem wir diese für den täglichen Gebrauch bestimmten Gefässe, bei denen die Mannigfaltigkeit der Formen unsere Aufmerksamkeit vorzugsweise erregt, hier nur beiläufig erwähnt haben, dürfen wir eine Anzahl Gefässe nicht mit Stillschweigen übergehen, die allein im Stande

*) Nicht zu verwechseln sind mit diesen die in Regenbogenfarben schillernden weissen Gefässe, deren Färbung nur den Einwirkungen der Feuchtigkeit und der Luft, nicht aber künstlichen Mitteln zuzuschreiben ist.

sind, uns einen Begriff von dem hohen Standpunkt der antiken Glasfabrikation zu geben. Zunächst erwähnen wir hier einen doppeltgehenkelten Krug aus dunkelblauem durchsichtigem Glase, der eine treffliche Reliefdarstellung aus einer undurchsichtigen weissen Glasmasse trägt, die nicht aufgesetzt, sondern mit der Grundmasse völlig eins zu sein scheint. Dieses Gefäss, unter dem Namen der Barberini- oder Portland-Vase bekannt, wurde im sechszehnten Jahrhundert in dem Sarkophage, der sich in dem sogenannten Grabmale des Severus Alexander und seiner Mutter Iulia Mammaea befand, aufgefunden und ging aus dem Palaste Barberini, wo es mehrere Jahrhunderte hindurch aufbewahrt worden war, in den Besitz des Herzogs von Portland über, nach dessen Tode es dem britischen Museum einverleibt wurde. Glücklicherweise ist dieses Meisterstück antiken Kunstfleisses, nachdem es in neuerer Zeit durch die Hand eines Böswilligen zertrümmert war, zur Befriedigung wiederhergestellt worden;



Fig. 911. Römische Glasgefässe.

Nachbildungen in Porzellan und gebranntem Thon mit den Farben des Originals haben dieses Gefäss auch in weiteren Kreisen bekannt gemacht. Aehnliche mit Reliefdarstellungen geschmückte Glasgefässe finden sich mehrfach, meist in Fragmenten. Ein im ganzen recht wohl erhaltenes Gefäss (Fig. 912) ist in Pompeji in einem Grabmal gefunden und diente, in ein äusseres Bleigefäss eingeschlossen, zur Aufbewahrung der Asche des Verstorbenen. Wie weit jener von mehreren Schriftstellern gedachten Erzählung, dass zur Zeit des Tiberius ein Glaskünstler eine biegsame und hämmerbare Glasmasse erfunden habe, Glauben zu schenken ist, müssen wir dahingestellt sein lassen. — Nächst jener Vase erwähnen wir eine kleine Anzahl höchst merkwürdiger Trinkbecher, die durch ihre ganz gleiche Konstruktion auf einen und denselben Fabrikort hinweisen. Wahrscheinlich gehören sie zu jener Klasse von Glasgefässen, die im Altertum als *vasa diatreta* bekannt waren und von denen der Kaiser Hadrian einige Exemplare aus Aegypten an seine Freunde nach Rom sandte. Der unter Fig. 913 abgebildete Becher, in der Nähe von Novara gefunden und gegenwärtig im Palazzo Trivulzio in Mailand aufbewahrt, mag zur Veranschaulichung dienen. Winckelmann beschreibt ihn in seiner Kunstgeschichte mit folgenden Worten: „Die Schale ist äusserlich netzförmig und das Netz ist wohl drei Linien vom Becher entfernt, mit dem es vermittelst feiner Fäden oder Stäbchen von Glas, die in fast gleicher Entfernung verteilt sind, verbunden ist.

Unter dem Rande zieht sich in hervorstehenden Buchstaben, die auch, wie das Netz, durch Hilfe der erwähnten Stäbchen etwa zwei Linien von dem eigentlichen Becher getrennt sind, folgende Inschrift herum: BIBE VIVAS MVLTIS ANNIS. Die Buchstaben der Inschrift sind von grüner Farbe, das Netz ist himmelblau und der Becher hat die Farbe des Opals, das heisst eine Mischung von Rot, Weiss, Gelb und Himmelblau, wie die lange Zeit unter der Erde gelegenen Gläser zu sein pflegen.“ Bei diesem, sowie bei den wenigen anderen Diatreten, die uns erhalten sind, zeigt es sich deutlich, dass sie mittelst des Rades aus einer festen Glasmasse gearbeitet worden sind; keineswegs aber sind das Netz und die Buchstaben mit der Glaswand durch Auflöten der Stege verbunden.



Fig. 912. Glasgefäss aus Pompeji.

Den höchsten Wert unter den Trinkschalen, mit Ausnahme derer, bei denen die Liebhaberei das mit ihrer Abstammung verknüpfte historische Interesse bezahlte, behaupteten die aus dem Orient nach Rom eingeführten murrhinischen Gefässe (*vasa murrhina*). Pompejus brachte nach seinem Siege über den Mithradates zuerst einen solchen Becher nach Rom, den er in den Tempel des capitolinischen Jupiter weihte. Augustus behielt, wie bekannt, aus dem Schatze der Kleopatra nur einen murrhinischen Becher für sich, während er das goldene Tafelgeschirr einschmelzen liess, und der Konsular T. Petronius, der eine der seltensten Sammlungen von kostbaren Gefässen zusammengebracht hatte, besass in dieser als Hauptstück ein Becken aus Murrha, das er für 300,000 Sestertien (65,250 Mark) erstanden hatte, das er aber vor seinem Tode noch vernichtete, um es den habgierigen Händen des Nero zu entziehen. Und Nero selbst ging in seiner Verschwendung so weit, dass er für einen gehenkelten Mundbecher von Murrha eine Million Sestertien bezahlte. Ueberhaupt scheint es zum guten Ton gehört zu haben, sich in den Besitz wenigstens eines solchen Gefässes zu setzen, und grosse Summen wurden für diese sowohl, wie für die nicht minder beliebten Krystallgefässe vergeudet. Für den Wert, den die Römer auch auf diese letzteren Gefässe legten, möge eine Anekdote als Beleg dienen. Bei einem Mahle, das der reiche Vedius Polio dem Kaiser Augustus zu Ehren gab, hatte ein Mundschenk das Unglück, einen kostbaren Krystallbecher zu zerbrechen. Sofort befahl der erzürnte Hausherr, den Mundschenken den Muränen vorzuwerfen, die in einem Teiche vorzugsweise mit

Menschenfleisch gemästet wurden. Augustus aber liess, da seine Fürsprache für den Unglücklichen beim Polio vergebens war, alles kostbare Tafelgeschirr herbeibringen und zertrümmern und rettete so dem Sklaven das Leben. Von welchem Material die *vasa murrhina* gewesen sind, darüber wurden früher die verschiedensten Vermutungen aufgestellt. Man hielt die Masse für Glasfluss, Speckstein oder chinesisches Porzellan, während in der Neuzeit sich die Ansicht geltend gemacht hat, dass eine edlere Art orientalischen Flussspates dazu verwendet worden sei. Die Eigenschaften dieses Minerals stimmen mit der Beschreibung beim Plinius überein, in der von den murrhinischen Gefässen gesagt wird, dass sie „glänzen, ohne zu blenden, und in der That mehr schimmern, als glänzen. Ihr Wert beruhe in ihrer Buntfarbigkeit, weil sich purpurne und weisse Flecken hier und da verschlingen und eine dritte aus beiden entstehende Farbe geben, indem beim Uebergange der Farben in einander der Purpur gleichsam feurig und hell, das Weiss aber rot werde". Selbst der Wein soll nach den Berichten der Alten in diesen Gefässen einen angenehmeren Geschmack angenommen haben. Gefässe, die als murrhinische bestimmt nachweisbar wären, besitzen wir nicht, wohl aber ist es wahrscheinlich, dass eine im Jahre 1837 in Tirol aufgefundene halbdurchsichtige Schale, die der ungemeinen Dünnheit ihrer Wände nach auf der Drehbank gearbeitet sein muss, aus diesem Material besteht. Die Zartheit und Zierlichkeit des Gefässes lässt eine nähere Untersuchung leider nicht zu.*)



Fig. 913.
Vas diatretum.

An die Trinkgefässe reihen sich die kannenartigen zum Schöpfen und Ausgiessen von Flüssigkeiten an, von denen wir unter Fig. 914 zwei Abbildungen nach Bronzegefässen im Museo Borbonico geben. Mit ihren Formen sind wir teilweise wenigstens durch die unter Fig. 327 abgebildeten griechischen Thongefässe bereits vertraut. Das Metall liess natürlich eine bei weitem künstlerischere Behandlung zu. Die Henkel, hier mehr, dort weniger gebogen, werden an den Stellen, wo sie an dem Rand und Bauch des Gefässes befestigt sind, durch Masken, Figürchen oder Palmetten gehalten; die anmutig ausgeschweiften Lippen der Gefässe sind von Blätter- und Rankenverzierungen eingefasst, und der Bauch, bald auf niedrigerer, bald auf schlankerer Basis ruhend, ist entweder glatt oder durch mannigfache toreutische Arbeit geschmackvoll verziert. Diese Gefässe dienten einmal für den häuslichen Gebrauch als Wasserkannen, deren Inhalt z. B. vor und nach der Mahlzeit den Tischgenossen über die Hände gegossen wurde, dann als Weinbehälter, endlich aber, und zwar in einer bestimmten althergebrachten Form, als Libationsgefässe bei den Opfern. Für diese letztere Form werden wir in dem Abschnitte über die Priestertümer die nötigen bildlichen Beispiele anführen.

Zum Schluss der Betrachtung dieser für Küche und Tafel bestimmten Gefässe wollen wir noch auf einige zierliche Küchen- oder Tafelgeräte auf-

*) Neue Zeitschrift des Ferdinandeums V S. 36, woselbst auch eine Abbildung dieses Gefässes sich befindet.

merksam machen, die, durch ihre praktische Einrichtung und zierlichen Formen sich auszeichnend, wohl eher im Triclinium etwa auf einem besonderen zum Servieren bestimmten Tisch, als in der Küche ihren Platz gefunden haben mögen. Das erste (Fig. 915), von Bronze, stellt sich uns in der Gestalt eines römischen Kastells dar. Die dicken mit Zinnen bewehrten Mauern sind im



Fig. 914. Bronzegefässe.



Fig. 915. Wasserwärmer.

Innern hohl und an den vier Ecken durch Türme flankiert, die oben durch Klappdeckel geschlossen werden können. Die hohlen Räume waren dazu bestimmt, Wasser aufzunehmen, das in die Türme eingegossen und mittelst eines auf der linken Seite angebrachten Hahns abgelassen werden konnte.

Sobald der Innenraum mit glühenden Kohlen gefüllt wurde, musste das Wasser im Wallgang heiss werden, so dass es benutzt werden konnte, um kleinere Gefässe mit Saucen u. dergl. warm zu halten, ganz abgesehen davon, dass

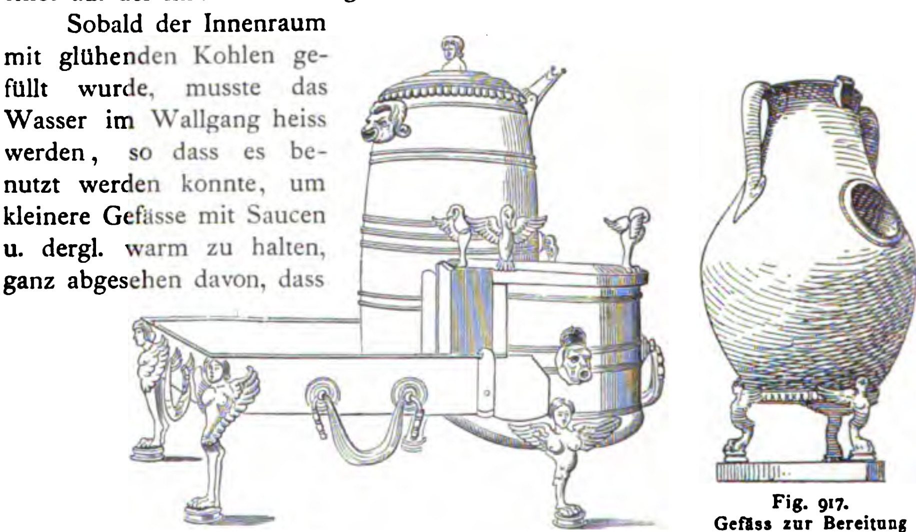


Fig. 916. Wasserwärmer.

Fig. 917. Gefäss zur Bereitung der Calda.

das heisse Wasser auch an sich Verwendung finden konnte. Die zweite Maschine (Fig. 916) ist bei weitem zusammengesetzter als jene andere. Auf einem viereckigen, von zierlichen Füssen getragenen Kasten ruht auf der einen Seite ein hohes, tonnenartig gestaltetes, oben mit einem Deckel versehenes Gefäss, unterhalb dessen eine Maske vielleicht dazu bestimmt war, den überflüssigen heissen Wasserdämpfen, die im Innern dieses Gefässes sich entwickelten,

einen Ausweg zu gestatten. Es steht mit einem halbkreisförmigen, von doppelten Wänden gebildeten Wasserkasten in Verbindung, in dem auf halber Höhe ein zum Ablassen der Flüssigkeit dienender Hahn (in Gestalt einer Maske) angebracht ist. Drei Vogelgestalten aut dem oberen Rande dienten dazu, einen Kessel zu tragen. Der Raum innerhalb des halbkreisförmigen Wasserbehälters diente sicher zur Aufnahme glühender Kohlen; zu welchem Zweck aber der viereckige Raum davor gebraucht wurde, lässt sich nicht mehr mit Bestimmtheit sagen. Ein merkwürdiges, ähnlichen Zwecken wie die vorhergehenden dienendes Gefäss ist das unter Fig. 917 dargestellte, eine bauchige Kanne auf Dreifuss, mit einem eingelöteten Cylinder, der wahrscheinlich zur Aufnahme von glühenden Kohlen diente, also eine Art Samovar, den man vielleicht zur Bereitung der Calda, eines Getränkes aus Wasser, Wein und Honig gebrauchte.

Wir hatten S. 290 bereits darauf aufmerksam gemacht, dass es neben den Gefässen zum praktischen Gebrauch eine grosse Anzahl von solchen gab, die nur als Zierde dienten. Die Römer bestrebten sich nämlich bei ihrer Baulust und der Sucht, diese Bauten mit möglichster Pracht auszustatten, einmal die inneren Räume, dann die äussere Architektur, endlich aber die offenen Hallen und Gärten mit grossen Ornamentgefässen, die vorzugsweise den Formen der Kratere, Amphoren, Urnen und Pateren nachgebildet wurden, auszuschmücken. Eine Anzahl solcher Prachtgefässe in Stein und Bronze ist auch uns erhalten. So besitzt das Museo Nazionale in Neapel einen auf drei Fabelwesen ruhenden Eimer oder Kessel mit überaus reich ornamentiertem Rande, sowie einen Bronzekrater von ausgezeichneter Schönheit. Wir geben hier die Abbildungen von drei solchen Gefässen. Das erste (Fig. 918) stellt einen Mischkrug auf hohem Untersatz dar, bei dem besonders die kühn geschwungenen und gedrehten Henkel, die mit Masken am Körper des Gefässes befestigt sind, Aufmerksamkeit verdienen. Das zweite (Fig. 919), ein bronzenes Mischgefäss von etruskischer Arbeit, zeichnet sich durch seine edle Einfachheit in Form und Schmückung aus. Das dritte (Fig. 920), von der höchsten Anmut in seiner äusseren Form und der saubersten Ausführung in seinen Einzelheiten, gehört unstreitig zu den Meisterwerken antiker Kunst. Diese marmorne Prachtvase, wahrscheinlich aus einer griechischen Werkstatt hervorgegangen, wurde unter



Fig. 919. Bronzegefäss.



Fig. 918. Bronzegefäss.

den Trümmern der Villa des Hadrian zu Tivoli aufgefunden und schmückt gegenwärtig das Stammschloss der Grafen von Warwick am Avon, weshalb dieses Gefäss auch allgemein unter dem Namen der Warwick-Vase bekannt ist. Nachbildungen dieses Gefässes in verkleinertem Massstabe sind vielfach durch den Kunsthandel zu beziehen; eine Kopie desselben in der Originalgrösse aus Bronze ziert den Treppenaufgang des kgl. Museums in Berlin. Auch die Form des Trinkhorns ist mit-



Fig. 920. Sog. Warwickvase.



Fig. 921. Gefäss in Gestalt eines Trinkhorns.

unter für Ziergefässe verwendet worden, vergl. z. B. ein in Rom gefundenes (Fig. 921), das unten in einen geflügelten Steinbock ausgeht, während Figuren in Relief den Hals schmücken.

Von den grösseren Thongefässen, die zur Aufbewahrung von Flüssigkeiten, vorzugsweise aber des Weins, im Gebrauch waren, erwähnen wir die *dolia, amphorae* und *cadi,* von denen sich wohlerhaltene Exemplare in allen grösseren Museen vorfinden. Von roher Töpferarbeit, bald ohne Griffe, bald mit zwei kleinen Henkeln versehen, erstere mit kürbisförmigem, letztere mit schlankem, unten spitz zulaufendem Bauche und ohne Fuss (vergl. Fig. 923), wurden sie des festen Standes halber entweder bis zur Hälfte in die Erde eingegraben oder schräg an die Wand gelehnt reihenweise neben einander aufgestellt. In letzterer Stellung wurde eine Anzahl dieser Gefässe zu Pompeji im Hause des Diomedes aufgefunden. Die Betrachtung dieser Weingefässe veranlasst uns, hier einige Worte über die Gewinnung des Weins bei den Alten, Griechen wie Römern, einzufügen.

Der Wein.

Waren die Trauben am Stocke gereift, so wurden, nachdem man die zum Essen bestimmten von den zu kelternden gesondert hatte, letztere in Kufen gelegt und mit den Füssen ausgetreten. Da der Wein auf diese Weise nicht völlig ausgezogen werden konnte, so brachte man die Trauben noch einmal unter die Kelter. Der junge Wein wurde sodann auf *dolia* oder grosse Weingefässe gefüllt, die in den der Kühle wegen nach Norden gelegenen Weinkellern (*cella vinaria*) in die Erde eingelassen wurden, und in diesen unverschlossenen Gefässen hatte der Wein während eines Jahres den Gährungs-

prozess durchzumachen. Entweder wurde nun nach Verlauf dieser Zeit der Wein genossen oder, sollte er durch längeres Liegen an Güte gewinnen, aus den Dolien auf die Amphoren und Cadi übergefüllt (*diffundere*). Diese Amphoren wurden, nachdem sie ausgepicht (daher *vinum picatum*), mit See- oder Salzwasser gereinigt und endlich mit Rebenasche abgerieben und mit Myrrhe geräuchert waren, mit Thonpfropfen verschlossen und mit Lehm, Pech oder Gips versiegelt (*oblinere, gypsare*). Kleine Täfelchen (*tesserae, notae, pittacia*), die man auf dem Bauche des Gefässes befestigte, wenn man nicht vorzog, die Buchstaben auf den Bauch des Gefässes selbst aufzumalen, gaben in kurzen Worten den Namen des Weins, das Mass der Amphora und das Konsulat an, unter dem der Wein abgezogen worden war. So befindet sich z. B. auf einer noch erhaltenen Amphora folgende Inschrift: RVBR. VET. V. P. CII., *rubrum vetus vinum picatum CII*, das heisst: alter gepichter Rotwein, von 102 Lagenen Inhalt. Eine andere Amphora trägt nebenstehende Inschrift (Fig. 922), die erweist, dass sie unter dem Konsulat des Tib. Claud. Nero und P. Quintilius gefüllt worden ist, während eine andere dem Jahrgang des L. Libonius und L. Atratus angehört. Darauf wurden die Amphoren in das obere Stockwerk des Hauses gebracht, damit dort der Wein durch den von unten aufsteigenden Rauch milder werde. So heisst es bei Horaz (Od. III 8, 9):

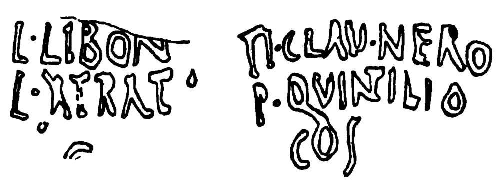


Fig. 922. Inschriften von Weinamphoren.

> Dieser Tag im kehrenden Jahr ein Festtag,
> Soll den Pechkork lösen vom Weingefässe,
> Seit dem Consul Tullus bestimmt, den Rauch des
> Lagers zu trinken.

Da aber bei diesem Verfahren der Wein viel Hefe ansetzte, so musste er bei jedesmaligem Gebrauche durchgeseiht werden. Mehrere solcher Seihgefässe (*colum*) von Metall hat man in Pompeji aufgefunden. Diese wurden ausserdem bei der Tafel benutzt; mit Schnee gefüllt setzte man das Filtrierbecken (*colum nivarium*) auf ein grosses Weingefäss oder auf einen Trinkbecher und goss sodann den ungemischten Wein darüber, der dadurch gekühlt, verdünnt und gleichzeitig frei von jedem Bodensatz in das darunter stehende Trinkgerät abfloss. Hölzerne Weintonnen waren wenigstens zur Zeit des Plinius in Rom nicht üblich; sie scheinen sich erst später von den Alpengegenden aus, wo sie gebräuchlich waren, verbreitet zu haben; vielleicht sind die auf der Columna Trajana von römischen Soldaten in kleine Flussboote verladenen Tonnen solche im Norden übliche Weingefässe.

Was nun die Weinsorten betrifft, so gab es, ungerechnet die auf den griechischen Inseln wachsenden, deren zahllose in Italien selbst. Von den unteritalischen Griechen hatten die Römer die Kultur der Reben kennen gelernt, und Reben aus dem eigentlichen Griechenland wurden nach Italien verpflanzt, wo günstige Bodenverhältnisse und geeignetes Klima die Weinkultur schnell zur

höchsten Blüte gedeihen liessen und wo diese ausserdem durch das Verbot, in den Provinzen neue Wein- und Oelpflanzungen anzulegen, sich eines besonderen Schutzes erfreute. Wie Plinius (nat. hist. XXXIII 20) erzählt, war der Surrentische Wein vor allen anderen Sorten in früherer Zeit beliebt, später aber der Falerner oder der Albaner. Leider wurden diese Sorten vielfach schon damals gefälscht, so dass, wie Plinius sich ausdrückt, nur der Name des Weinlagers den Preis der Weine bestimmte, während diese schon in den Kellern verfälscht waren; daher galt schon damals der Satz, dass die am wenigsten gekannten Weine eben deshalb die reinsten und unschädlichsten waren. Einer ähnlichen Berühmtheit wie der Falerner erfreute sich der Caecuber, der später durch den Setiner ersetzt wurde, ferner derMassiker, Albaner, Calener, Capuaner, Mamertiner, Tarentiner u. s. w. Achtzig Orte ungefähr gab es im Altertume, die edle Weinsorten erzeugten, und zwei Dritteile von diesen



Fig. 923. Weinverkauf.

kamen allein auf Italien. Die antike Weinkarte hatte mithin mindestens ebenso viel Namen aufzuweisen, als die berühmten Weinkarten unserer Hotels. Rechnen wir ausserdem noch etwa fünfzig Sorten von Liqueuren hinzu, die aus wohlriechenden Kräutern und Blumen, z. B. aus Rosen, Veilchen, Anis, Thymian, Myrten, Kalmus u. s. w. bereitet wurden, endlich die verschiedenen Obstweine, so darf man wohl annehmen, dass der Spirituosenverbrauch im Altertum bereits eine bedenkliche Höhe erreicht haben muss. Was die bildlichen Darstellungen der Weinlese und Weinkelterung betrifft, so besitzen wir deren mehrere. So z. B. erblicken wir auf einem Basrelief in der Villa Albani (Panofka, Bilder antiken Lebens. Taf. XIV 9) in der Mitte des Bildes eine Kelter, in der drei Knaben die Weintrauben mit den Füssen ausstampfen. Der Most fliesst aus der grösseren Kufe in eine kleinere, aus der ein Knabe mit einer Schöpfkanne das Getränk in ein aus Weiden geflochtenes Gefäss schöpft, um durch das Geflecht wie durch ein Sieb die Körner der Trauben zurückzuhalten. Eine Presse, bestimmt den letzten Saft der Weintreber auszudrücken, ist im Hintergrunde sichtbar. Eine andere Kelter veranschaulicht uns ein Wandgemälde (Zahn, die schönsten Ornamente etc. 3. Folge. Taf. 13), auf dem drei Silene in einer Kufe den Traubensaft mit den Füssen auspressen.

Dass die im Süden überall gangbare Sitte, den Wein in Schläuche aus zusammengebundenen Tierhäuten zu füllen, aus dem Altertume herstammt, ist oben (S. 278) schon erwähnt worden. Der römische wie der griechische Landmann pflegte vorzugsweise wohl den billigen Landwein in solchen leicht herzustellenden und bequem auf dem Rücken zu tragenden Schläuchen (*uter*) zu Markte zu bringen, oder bei grösseren Quantitäten einen aus mehreren Fellen zusammengenähten grossen Weinschlauch zu Wagen den Kunden in der Stadt zuzuführen. Ein solcher Weinwagen erscheint auf einem Wandgemälde (Fig. 923), mit dem sehr passend das Innere einer Weinschenke in Pompeji geschmückt ist. Auf einem Leiterwagen, dessen Obergestell viel Aehnlichkeit mit dem einer Kibitke hat, ruht der gewaltige Schlauch. Der Hals, durch den der Wein eingefüllt worden, ist fest zusammengeschnürt, während zwei junge Leute am hinteren Ende des Wagens beschäftigt sind, den Wein vermittelst der aus dem Beine des Felles gebildeten Röhre in Amphoren abzuzapfen. Die Hantierung der Männer, sowie die halbabgeschirrten Pferde sind so glücklich aufgefasst, dass dieses Genrebild vollkommen geeignet ist, uns eine römische Marktscene zu vergegenwärtigen.

Die Heizung und Beleuchtung.

Das wärmere Klima der südlichen Länder lässt die Frage, in welcher Weise die Wohnräume erwärmt wurden, nicht als eine so dringende erscheinen, als es in unserm kälteren Klima der Fall ist. Man suchte in den kalten Tagen sich an der Flamme des Herdes zu erwärmen; war dies ausgeschlossen, so musste wohl, wie noch heute im Süden, ein Becken mit glühenden Kohlen die Stelle unseres Ofens vertreten. So hat P. Nigidius Vaccula in den kleineren Thermen zu Pompeji ein Kohlenbecken aus seinen Mitteln gestiftet (Fig. 843). Seitdem am Anfang des letzten Jahrhunderts v. Chr. C. Sergius Orata die hohlen Fussböden erfunden (Fig. 840), sind nicht nur die Säle der Thermen, sondern auch in den nördlicher gelegenen Wohnanlagen einzelne Wohnräume mit *suspensurae* versehen worden. Doch hat es nicht ganz an Apparaten gefehlt, die mit unseren Oefen verglichen werden können. In erster Linie sind die tragbaren Kohlenbehälter anzuführen (Fig. 924), deren Seitenwände mehrfach durchlöchert sind, damit die durchziehende Luft die Kohlen in Glut erhält. Viel kostbarer ist ein in Pompeji gefundener tragbarer Ofen (Fig. 925), bei dem wegen des mangelnden Rauchabzuges natürlich auch glühende Holzkohlen als Feuerungsmaterial anzunehmen sind. Kohlenschaufel, mit der man die Asche von den Kohlen herunterstrich, und Kohlenzange stellt Fig. 926 dar.

Von grösserer Wichtigkeit ist die Frage nach der Beleuchtung. Es giebt kaum ein antikes Gerät, das in solcher Fülle und in so verschiedener Form bei allen Ausgrabungen römischer Wohnstätten uns entgegentritt, als die Lampe (*lucerna*), die für den Reichen wie den Armen gleich unentbehrlich war. Daher bildete ihre Anfertigung jedenfalls einen ausgebreiteten Fabrikzweig; und so sehen wir, dass an allen Orten, an denen Niederlassungen gegründet waren,

sich Töpferwerkstätten aufgethan hatten, um die Bewohner nicht nur mit dem für den häuslichen Gebrauch unentbehrlichen Topfgeschirr, sondern auch mit den für den Haushalt notwendigen Lampen zu versorgen; möglich ist freilich, dass kunstreicher geformte Arbeiten durch den Handel verbreitet wurden, oder dass wenigstens die Modelle aus den grösseren Städten in die kleineren Niederlassungen übertragen wurden. Allerdings waren bei den Römern neben den Lampen auch Wachs- und Talgkerzen in Gebrauch, doch verstand man es damals noch nicht, diese in Formen zu giessen, um ihnen eine grössere Dicke und dadurch längere Dauer zu geben. Das Mark des einheimischen Papyrus (*scirpus*) wurde nach Entfernung der Rinde in flüssiges Wachs getaucht (*candela cerea*), oder man drehte, wollte man eine stärkere Flamme erzeugen, mehrere Papyrus-

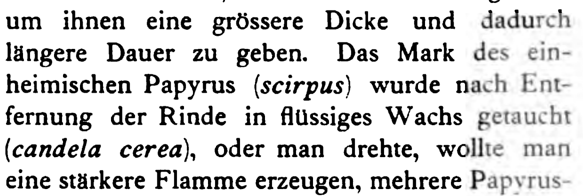




Fig. 924. Kohlenbehälter.

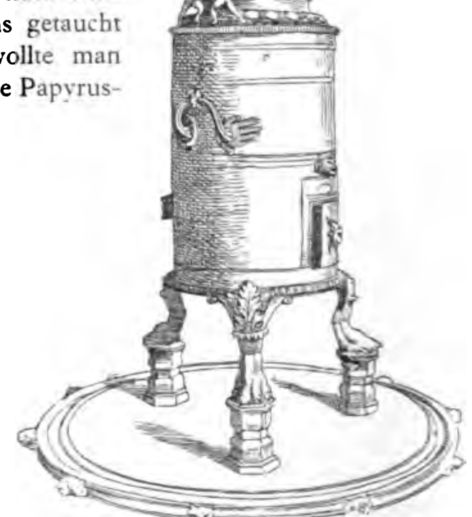


Fig. 925. Tragbarer Ofen.

fasern zu dem Zwecke zu einem Dochte zusammen (*funiculus*, *funalis cereus* oder *cereus*). Aermere Volksklassen aber begnügten sich mit Talgkerzen (*candela sebacea*). Mehrere solcher zu Fackeln zusammengebundener Talgkerzen erblickt man unter den Opfergaben auf Fig. 927. Jedenfalls war der Gebrauch der Oellampen der bei weitem verbreitetere, wenn auch die dadurch erzeugte Erleuchtung trotz den eleganten Formen, welche die Römer ihnen und den Lampenträgern zu geben wussten, keineswegs im Einklang mit der verschwenderischen Ausstattung der Räume stand, die durch sie erhellt werden sollten. Alle jene zahlreichen Versuche, welche die Neuzeit zur Verbesserung der Lampen, namentlich in Bezug auf den die Verzehrung des Rauches befördernden Glascylinder, angestellt hat, waren den Römern unbekannt, und auf die Wandgemälde wie auf die Gerätschaften legte sich der Russ der qualmenden Lampen, den erst die sorgsame Hand der Sklaven mit Schwämmen an jedem Morgen vertilgen musste.

Die Lampe bestand aus dem eigentlichen bauchigen Oelbehälter (*discus*, *infundibulum*), bald kreisrund, bald elliptisch geformt, der Tülle (*nasus*), durch die

der aus Werg verfertigte Docht (*stuppa*) gezogen wurde, und der Handhabe (*ansa*). Die gebräuchlichsten Lampen waren aus Terracotta, bald von gelblicher, bald von braunroter oder hochroter Färbung und mitunter mit einer Glasur von Silicat überzogen; ihre Herstellung geschah, indem der weiche Thon in zwei Formschüsseln eingepresst wurde: in eine obere mit der negativen Reliefdarstellung und eine untere für den Bauch der Lampe. Ausbesserungen und später etwa noch anzubringende Ornamente wurden mit Modellierstäbchen vorgenommen, von denen manche Exemplare in den antiken Töpferwerkstätten aufgefunden worden sind. Die einfachste Form der Lampen lernen wir aus den unter Fig. 928 *d, e, l, m* gegebenen Beispielen kennen. Diese Lampen haben sämtlich nur eine Oeffnung für den Docht (*monomyxos, monolychnis*); andere hingegen, wie die unter *b, c* und *k* abgebildeten, sind mit zwei Tüllen (*dimyxi, trimyxi, polymyxi*) versehen, und so steigt die Zahl bis zu zwölf Tüllen. Für uns gewinnen die Thonlampen noch ein besonderes Interesse durch die zierlichen Reliefdarstellungen, mit denen die Former die Oberfläche des Discus, sowie den Henkel zu schmücken verstanden, mythologische Darstellungen, Tiere, Scenen aus dem Kriegs- und Privatleben, Gladiatorenkämpfe, Blumen- and Blattverzierungen u. dgl. erblicken wir hier in der grössten Mannigfaltigkeit; so z. B. erscheinen auf Fig. 928 *d* Apollo, auf *l* ein römischer

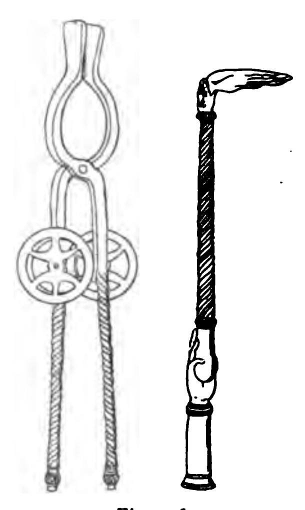


Fig. 926. Kohlenschaufel und Zange.

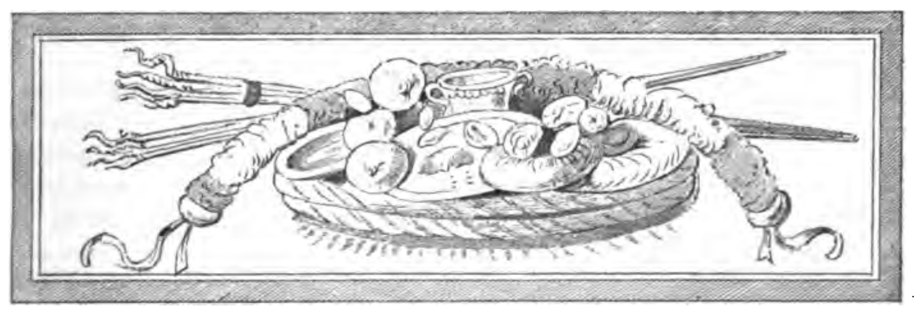


Fig. 927. Talgkerzen, Früchte, Wollbinde als Opfergaben.

Krieger neben dem Sturmblock, auf *m* zwei kämpfende Krieger. Besonders aber möchten wir hier auf die unter *e* abgebildete Thonlampe aufmerksam machen, die, wie die Inschrift besagt, als Angebinde (*strenae*) zum Neujahrsfeste bestimmt war. ANNO NOVO FAVSTVM FELIX TIBI „Glück und Heil zum neuen Jahre" sind die Worte, die der von der Siegesgöttin gehaltene Schild trägt, und die zur Seite der Göttin angebrachten Gegenstände deuten gleichfalls auf die Gaben, mit denen Freunde einander zu beschenken pflegten. Ebenso erinnert der altrömische As mit dem Bilde des doppelköpfigen Janus,

den wir auf unserer Lampe erblicken, an die römische Sitte, solches Schaustück alter Zeiten seinen Bekannten als Neujahrsgruss zu übersenden.

Eine grosse Anzahl der Thonlampen tragen auf ihrem Fusse bald vertiefte, bald Relief-Inschriften. Diese beziehen sich auf die Namen der Töpfer, der Werkstätten, der Besitzer, der Kaiser, unter deren Regierung das Fabrikat entstanden ist u. s. w.; andere Figuren hingegen sind nur Fabrikzeichen.

Abweichend von den eben betrachteten Lampenformen sind die unter Fig. 928 *b* und *i* dargestellten Lampen; auf ersterer erhebt sich ein Sacellum mit dem thronenden Bilde des Beherrschers der Unterwelt, letztere aber hat die Form eines mit der Sandale bekleideten Fusses. Eine bei weitem grössere Eleganz und Mannigfaltigkeit in ihren Formen zeigen aber die bronzenen

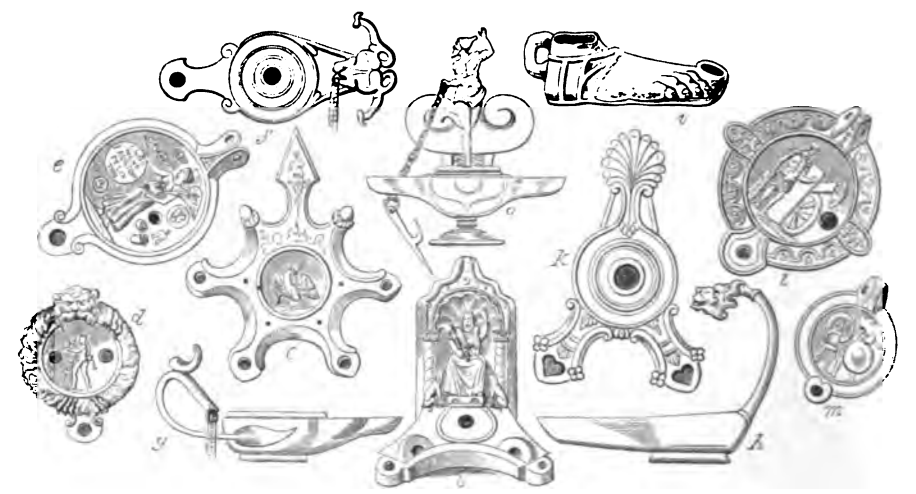


Fig. 928. Lampenformen.

Lampen, von denen eine nicht unbedeutende Anzahl als Schaustücke in unseren Museen aufbewahrt wird (Fig. 928 *a*, *f*, *g*, *h*, *k*). Herculaneum und Pompeji haben uns auch hier wiederum eine Reihe der schönsten Exemplare geliefert, die durch die ebenso praktische als geschmackvolle Anordnung ihrer Handhaben und Disken zu den zierlichsten Geräten des Altertums gerechnet zu werden verdienen.

Zum Entfernen der Schnuppe vom Dochte (*putres fungi*), sowie zum Hervorziehen desselben bediente man sich, ganz ähnlich wie bei unseren vor nicht langer Zeit noch gebräuchlichen Küchenlampen, kleiner Zangen, die in grosser Anzahl in Pompeji aufgefunden worden sind, oder auch eines harpunenartig gestalteten Instruments, das z. B. von einer Lampe (Fig. 928a) an einer Kette herabhängt.

Zur Erhellung grösserer Räume mussten natürlich diese fusslosen Lampen entweder auf Untersätze gestellt oder mittelst Ketten an Ständern oder auch an der Decke des Zimmers aufgehängt werden. Diese bei der ärmeren Volksklasse aus Holz oder einfach aus Metall gefertigten Lampenträger (*candelabrum*) wurden für die Vermögenderen, in Uebereinstimmung mit den eleganten

Formen der Lampen, denen sie als Untersatz dienten, in den mannigfachsten künstlerischen Formen dargestellt. Auf einer gewöhnlich aus drei Tierfüssen gebildeten Basis erhebt sich bald der kannelierte, bald einem Baumstamme nachgebildete ein bis anderthalb Meter hohe dünne Schaft, der hier von einem Kapitellchen, dort von einer menschlichen Figur überragt wird, und auf seiner Spitze den zur Aufnahme der Lampen bestimmten Teller (*discus*) trägt. Ausser diesen massiv gearbeiteten Kandelabern gab es auch solche, die mittelst einer besonderen Vorrichtung hoch und niedrig gestellt werden konnten, indem der eigentliche Schaft hohl war und in seiner Röhre einen zweiten etwas dünneren, den Discus tragenden Schaft barg, der je nach dem Bedürfnis herausgezogen

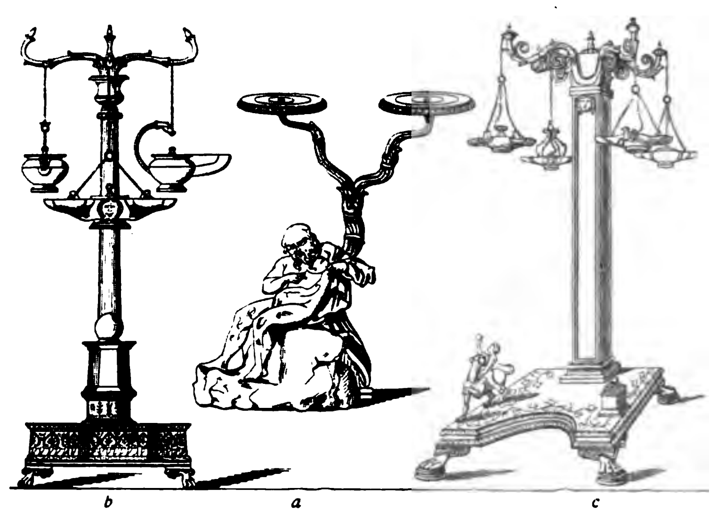


Fig. 929. Römische Kandelaber.

und durch einen hindurchgesteckten Bolzen in beliebiger Höhe befestigt werden konnte. Diesen Formen der Kandelaber reihen wir den unter Fig. 929 *a* abgebildeten an, bei dem die Zweige eines phantastisch gebildeten Baumstammes die Träger zweier Lampenteller bilden. Der Stamm wurzelt hinter einem Felsblocke, und der Künstler hat diesen für die Freuden des Gelages bestimmten Kandelaber ganz passend durch die Figur des Silen belebt, der in behaglicher Ruhe sich auf dem Felssitz gelagert hat.

Haben wir bis jetzt nur den eigentlichen Kandelaber ins Auge gefasst, so wollen wir uns nun zu denjenigen Lampenträgern wenden, die zum Unterschiede von jenen mit dem Namen der Lampadarien bezeichnet werden. Bei diesen erhebt sich auf einer Basis ein säulen- oder pfeilerartig gestalteter und häufig architektonisch gegliederter Schaft, von dessen Kapitell mehrere dünne, in anmutigen Wellenlinien geschwungene Arme auslaufen, bestimmt die an Ketten hängenden Lampen zu tragen. Von solchen bronzenen Lampadarien haben wir unter Fig. 929 *b* und *c* zwei Beispiele zur Anschauung gebracht, die sich durch die Eleganz ihrer Formen besonders auszeichnen. Vorzüglich ansprechend ist der unter Fig. 929 *c* abgebildete; hier ist der Lampenständer

am Ende einer reich verzierten Plattform angebracht, auf deren vorderem Teile der brennende Hausaltar und die Figur des auf dem Panther reitenden Bacchus erscheint. Jede der vier Lampen, die mit Ketten an den anmutig geschwungenen Armen aufgehängt sind, trägt einen besonderen Bildwerkschmuck, auch die von dem anderen Ständer (Fig. 929 *b*) herabhängenden Lampen sind verschieden.

Konnten diese Kandelaber und Lampadarien vermöge ihrer verhältnismässigen Leichtigkeit je nach dem Bedürfnis auf der Tafel oder neben der auf dem Lager ruhenden Person auf dem Boden aufgestellt und nach dem Gebrauch leicht hinweggenommen werden, so gab es aber noch eine andere Art von Kandelabern, die ihrer Grösse und Schwere wegen notwendig einen festen Standort bedingten. Es sind dies jene mächtigen Marmorkandelaber, die uns durch die unter Fig. 930 und 931 abgebildeten Beispiele vergegenwärtigt werden. Mit ihren Formen ist der Leser bereits vertraut, da die neuere Kunst sich oftmals bei der Herstellung solcher Kandelaber zur Schmückung von Kirchen und Palästen an antike Muster angeschlossen hat. Unstreitig gehörten jene mächtigen, marmornen oder bronzenen Kandelaber in die Reihe der Prachtgeräte, die als Anathemata das Innere der Tempel oder die Treppenwängen ihrer Aufgänge schmückten und an den Festtagen ein flammendes Feuerbecken trugen, und gleichen Zwecken dienten sie bei festlichen Gelegenheiten in den Hallen der Reichen. Der unter Fig 930 abgebildete, im Museo Nazionale in Neapel aufbewahrte Kandelaber (2,88 m hoch) deutet durch seine altarähnliche von drei Sphinxen getragene Basis, auf deren Ecken Widderköpfe als Embleme des Altars angebracht sind, auf seinen einstmaligen Standort im Innern eines Heiligtums. Der andere nicht minder kunstreich, wenn auch etwas überladen gearbeitete Kandelaber aus Marmor (Fig. 931), im Louvre (1,99 m hoch), dessen Schaft von knieenden, an der Basis angebrachten Atlanten getragen erscheint, mag wohl als Schmuck für eine Privatwohnung gedient haben.

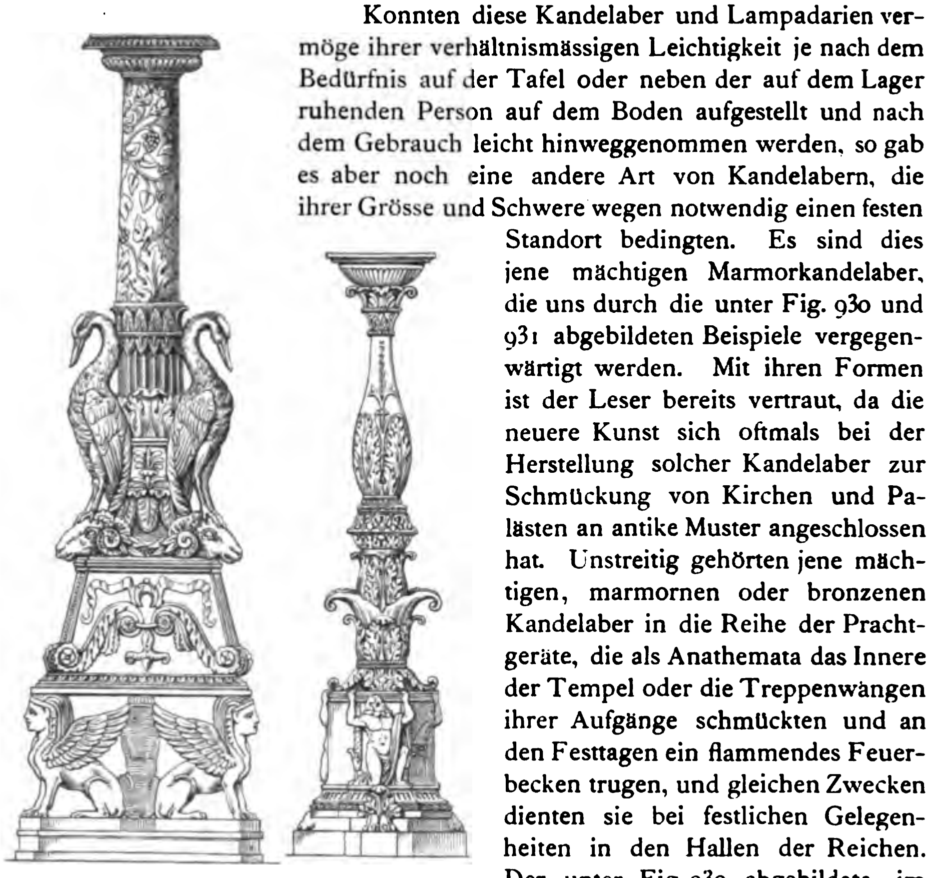


Fig. 930. Kandelaber. Fig. 931.

Des Gebrauches der Laternen *(laterna)* im Privat- und öffentlichen Verkehr wird mehrfach von den alten Schriftstellern gedacht. Sie bestanden in cylindrischen, durch einen durchlöcherten Deckel geschützten Gehäusen; Ketten

dienten als Handhabe. Durchschimmernde Stoffe, wie Horn, geölte Leinewand und Blasen vertraten die Stelle des Glases, dessen Gebrauch erst in späterer Zeit aufkam. Die Abbildung einer solchen in Herculaneum gefundenen Laterne aus Bronze findet sich in Overbecks Pompeji, 4. Aufl. Fig. 246.

Zum Schluss dieses Abschnittes erwähnen wir noch die altchristlichen, zum grossen Teil in den römischen Katakomben aufgefundenen Lampen, die zwar nicht in ihrer Form, wohl aber in ihren der christlichen Anschauungsweise entnommenen Reliefdarstellungen, sowie durch das häufig auf ihnen angebrachte Kreuzeszeichen und das den Namen des Herrn darstellende Monogramm sich von den gleichzeitigen heidnischen Lampen unterscheiden.

Die Thüren und Schlösser.

Hatten wir bisher uns die Aufgabe gestellt, die verschiedenen Gerätschaften, die in den Räumen des Hauses aufgestellt waren, einer Musterung zu unterwerfen, so müssen wir nochmals mit dem Plane in der Hand, den uns Fig. 784

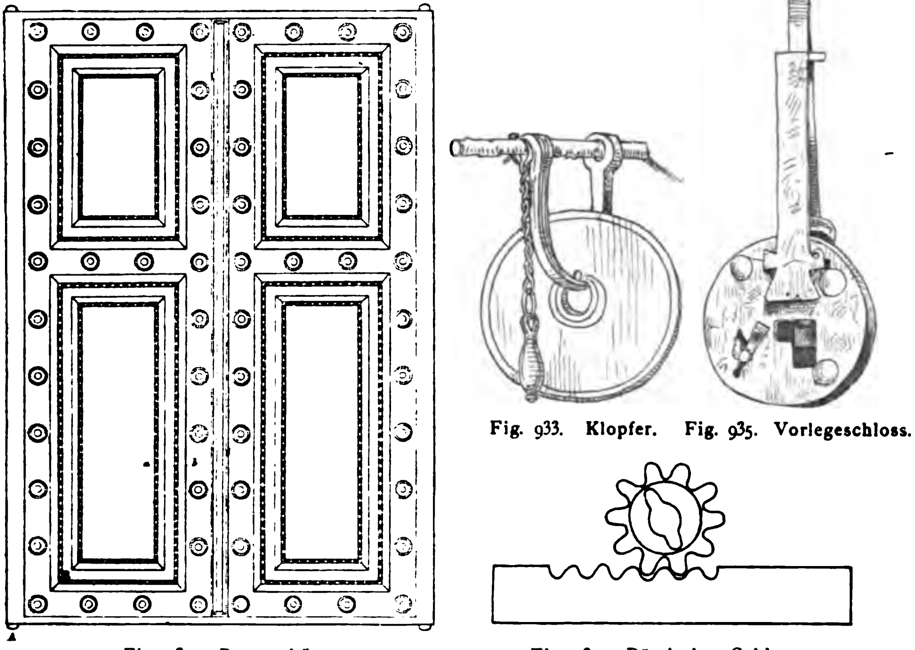


Fig. 933. Klopfer. Fig. 935. Vorlegeschloss.

Fig. 932. Bronzethür.

Fig. 934. Römisches Schloss.

giebt, eine Wanderung durch diese Räumlichkeiten antreten. Wenn wir von der Strasse aus in das Ostium eintreten, verweilen unsere Augen zunächst auf den Flügelthüren *(fores, bifores)*, die, meistens aus Holz verfertigt und häufig mit Elfenbein oder Schildpatt eingelegt, sich nach innen öffneten, während an öffentlichen Gebäuden, vorzugsweise an Tempeln, die gewöhnlich aus Bronze

hergestellten Thüren (vgl. Fig. 932) in der Rege' nach aussen hin aufschlugen.*) Sie hingen jedoch nicht, wie unsere Stubenthüren, in Angeln, die an der Thürbekleidung befestigt sind, sondern bewegten sich, ähnlich unseren Thorflügeln, in Zapfen (*cardines*), die oben in den Thürsturz (*limen superum*) und unten in die meist steinerne Schwelle (*limen inferum*) eingelassen waren. Solche für die Angeln bestimmte Löcher findet man noch häufig in den Hausschwellen pompejanischer Häuser. Einflüglige Thüren scheint man wenig angewendet zu haben. Die Schwelle und die Thürpfosten (*postes*) waren, in den besseren Häusern wenigstens, von Marmor oder, entsprechend der Thür, von ähnlicher sauberer Holzarbeit. Ringe und Klopfer, die in der Mitte der Täfelung der Thürflügel hingen und sich sowohl in den bildlichen Darstellungen von Thüren erkennen lassen, als auch in einigen wohlerhaltenen Exemplaren nebst so manchen Thürgriffen aufgefunden worden sind, vertraten die Stelle unserer Hausglocken. Mitunter war an der Thür als Klopfer eine Scheibe angebracht, die durch den daneben hängenden Klöppel zum Tönen gebracht wurde, wie bei Fig. 933. Der Janitor, dessen Posten in

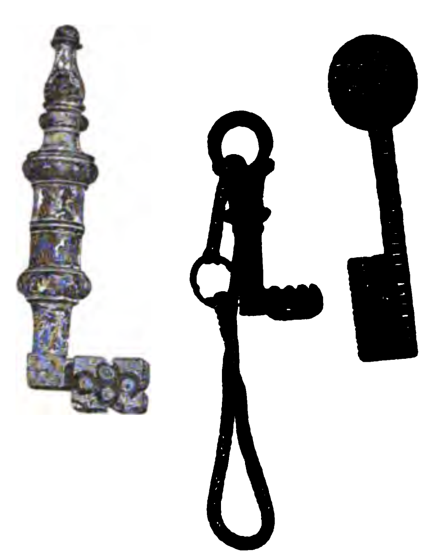


Fig. 936. Schlüssel aus Pompeji.



Fig. 937.
Nachbildung einer Wachsmaske.

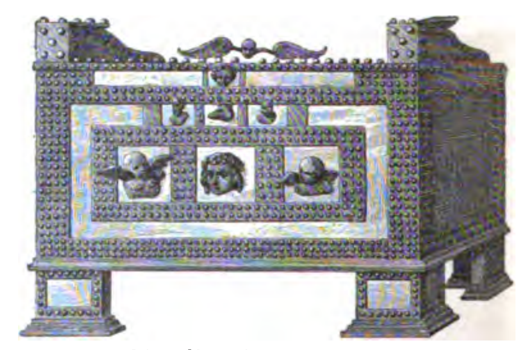


Fig. 938. Eiserne Truhe.

jedem anständigen Hause ein besonderer Sklave versah, dessen Celle (*cella ostiarii*) sich in unmittelbarer Nähe der Hausthür befand, öffnete dem Klopfenden, indem er die in Schwelle und Thürsturz eingeschobenen Riegel (*pessuli*) zurückzog, oder den Querbalken (*sera*), der die nach innen aufschlagenden

*) v. Cohausen, Die Schlösser und Schlüssel der Römer, in den „Annalen des Vereins f. Nassauische Altertumskunde" XIII S. 135 ff. Eine neue Behandlung hat die Frage in dem auch von J. Fink, Der Verschluss bei den Gr. u. Röm., Regensburg 1890, erfahren.

Thürflügel verwahrte, fortnahm, daher der Ausdruck *reserare* für entriegeln, aufschliessen. Daneben werden auch in Mauer und Thür befestigte Haken (*repagula*) erwähnt, die in ganz gleicher Weise zum Verschluss unserer doppelflügligen Keller- und Thorflügel angewendet werden.

Antike Schlösser haben sich nur wenig erhalten, da das Eisen meist zu formlosen, verrosteten Klumpen zusammengeballt ist. Hingegen sind bronzene, ja sogar eiserne Schlüssel und Riegel vielfach auf uns gekommen, und aus der Gestalt ersterer, sowie der Schlüsselbleche hat A. v. Cohausen eine Rekonstruktion des altrömischen Schlosses versucht, auf die sich leider hier nicht näher eingehen lässt; wir müssen uns an wenigen Andeutungen genügen lassen. Die älteste Form des Schlüssels, wie er auf Vasenbildern mehrfach in den Händen von Priesterinnen erscheint, war die eines in doppeltem Knie gebogenen Metallstabes, mit dem die im Innern der Thür wagrecht gestellten Riegel von aussen vor- und zurückgezogen werden konnten. Eine zweite Art antiker Schlösser glich den noch heute auf den Inseln des Aegaeischen Meeres und auf Cypern und in Nordafrika üblichen; bei diesen wurde der Riegel durch herunterfallende Stifte festgehalten; durch das Hineinstecken des Schlüssels werden die Stifte in die Höhe gehoben und dadurch der Riegel freigemacht. Aber auch Dreh-Schlösser, die in ihrer Konstruktion auf denselben Grundsätzen beruhen, wie unsere gegenwärtig gebräuchlichen, hat das Altertum bereits gekannt, vgl. Fig. 934, wo eine durch den hineingesteckten Schlüssel bewirkte Umdrehung des Rades den Riegel vorwärts oder rückwärts bewegt; aber die vielfache, oft sonderbar aussehende Durchbrechung des Schlüsselbartes scheint nicht immer einen praktischen Nutzen gehabt zu haben. Vgl. Fig. 935 und 936, ein antikes Vorlegeschloss und drei in Pompeji gefundene Schlüssel darstellend.

Ausser dem auf die Strasse führenden Ausgange scheinen die Eingänge zu den inneren Gemächern nicht durchweg mit Thüren verschlossen gewesen zu sein; eine feste Thür hätte ja den Zugang der Luft in die ohnehin oft sehr kleinen Schlaf- und Wohngemächer nur allzusehr abgesperrt. Vorhänge, Portieren (*vela*) vertraten hier wohl in manchen Fällen die Stelle der Thüren, und es haben sich in Pompeji noch die Stangen und Ringe, welche diese Teppiche zu tragen hatten, vorgefunden.

Treten wir nun ohne Furcht vor dem Rohrstabe (*virga*) oder der drohenden Faust, die der Thürhüter (*ostiarius*) wohl mitunter den seinem Gebieter lästigen Besuchern entgegenzustrecken pflegte, in das Innere des Hauses, heisst uns doch das auf der Thürschwelle eingegrabene „SALVE“ willkommen. Wir betreten das Atrium, den eigentlichen Mittelpunkt des Hauses und der Familie, wie die gute alte Zeit es wollte. Dort stand einst der häusliche Herd mit seinen Laren und Penaten, den Symbolen des Hauses, dort das ehrwürdige Ehebett, der *lectus genialis*, dort waltete einst die züchtige Hausfrau und liess, umgeben von der Kinderschaar und den Dienerinnen, mit kunstgeübter Hand das Schifflein durch die Fäden des aufgestellten Webstuhls gleiten. Doch dieses schöne Bild stiller Häuslichkeit ist in späterer Zeit verschwunden, die Familienbande sind gelockert und mit ihnen die ehrwürdige Zucht; der Verfall der Sitten hat auch diesem Gemache einen veränderten Charakter ge-

geben. Wohl spiegelt sich noch der Herd in den von einer Fontaine bewegten Wellen des Wasserbassins, aber die mit köstlichen Hölzern genährte Flamme beleuchtet nicht mehr die ehrwürdigen Hausgötter; nur die Ueberlieferung der guten alten Zeit ist es, die den Altar noch in diesen Räumen duldet. Doch noch ein anderer Schmuck spricht mahnend zu uns von der Zeit ehrwürdigen Familienlebens. Es sind dies die Ahnenbilder (*imagines maiorum*), die rings an den Wänden aus den geöffneten Wandschränken (*armaria*) zu uns herabblicken. Ein tiefer Sinn lag in dieser alten Sitte, den Mittelpunkt des Hauses zum Ahnensaal zu machen und schon die Jugend durch stetes Anschauen der Züge ihrer Vorfahren zur Nacheiferung aufzumuntern. In den Atrien der alten edlen Geschlechter waren diese über dem Gesicht des Verstorbenen geformten Masken von Wachs (*cerae*) (vgl. Fig. 937, vom Grabstein des T. Paconius entnommen, der nach dem Relief seines Grabsteins ein Wachshändler war); unter ihnen angebrachte Inschriften (*titulus, elogium*) verkündeten die Namen, Würden und Thaten des Verstorbenen. Diese alte Sitte verschwand freilich, als Emporkömmlinge in die Hallen altberühmter Geschlechter eingezogen waren oder sich Atrien erbauen liessen, in denen erborgte Ahnenbilder aus Marmor und Erz aus ihren Nischen auf den eitlen Besitzer herabschauten.

Doch noch ein Gegenstand fesselt im Atrium, dicht vor dem Tablinum, dem Zimmer des Hausherrn, unsere Aufmerksamkeit, es ist dies eine eiserne mit Nägeln und anderem Schmuck reich verzierte Kiste, in eine feste Unterlage von Stein eingelassen. Das ist die *arca*, die Kiste, die vom Hausherrn zur sicheren Aufbewahrung wichtiger Urkunden und barer Geldmittel benutzt wird, der eiserne Geldschrank, könnte man sagen. Auch ihn trifft man häufig in Pompeji an, so hat man z. B. die zahlreichen Wachstafeln im Hause des Caecilius Secundus in einer solchen Arca verwahrt gefunden. Fig. 940 stellt einen in Pompeji gefundenen Kasten dar.

Die Wandmalerei.

Bei der Fortsetzung unserer Wanderung durch die Räumlichkeiten des Hauses ist es zunächst die Ausschmückung der Wände, die unsere Aufmerksamkeit fesselt. Zur Veranschaulichung römischen Zimmerschmucks besitzen wir allerdings nur Proben, die bei aller Reichhaltigkeit doch nur Provinzialstädten angehören, während die Wandgemälde der Hauptstadt selbst bis auf wenige Fragmente zu Grunde gegangen sind. Doch diese in den Städten Kampaniens sowie in Rom erhaltenen Beispiele genügen, uns einen Begriff von der allgemein gebräuchlichen Bemalung der Zimmer zu geben. Mit dem Einzug griechischer und orientalischer Eleganz in das „*atrium frugi nec tamen sordidum*“ des altrömischen Wohnhauses wurde die Bemalung der Wände der Zimmer allgemein, und vielleicht sogar in einem ausgedehnteren Massstabe ausgeübt, als dies jemals bei den Griechen Sitte gewesen sein mag. Soviel aber glauben wir aus einer Vergleichung der vorhandenen Wandgemälde mit

den Nachrichten, die wir über eine nationalrömische Kunstübung in den Zeiten der Republik besitzen, annehmen zu dürfen, dass die besseren Gemälde, aus denen griechische Anschauungsweise und Technik in gleicher Weise sprechen, von griechischen, vielleicht an Ort und Stelle sesshaften Künstlern ausgeführt worden sind.

Unstreitig gab es in allen Städten Zünfte von Stubenmalern, an deren Spitze vielleicht ein griechischer Meister stand; dieser lieferte auf Bestellung die Zeichnung, führte die besseren Bilder auch wohl selbst aus und überliess den mechanischen und rein handwerkmässigen Teil der Ausführung den Mitgliedern der Genossenschaft, die bei weniger vermögenden Auftraggebern wohl auch selbstständig schaffend auftraten und so manche jener in Komposition und Ausführung gleich schülerhaften Gemälde angefertigt haben mögen, von denen Pompeji mannigfache Proben aufzuweisen hat. Doch selbst aus diesen spricht nicht selten eine gewisse Genialität, die wir nur dem Einfluss griechischer Malerschulen zuschreiben können. Um wieviel bedeutender zeigt sich aber dieser Einfluss in jenen phantastischen, oftmals mit fremdartigen Elementen vermischten Kompositionen, gegen die Vitruv als Auswüchse des Geschmackes seiner Zeit so heftig eifert, die aber, so fern nur die richtige Harmonie innegehalten ist, eine überaus günstige Gesamtwirkung machen; jedenfalls verraten diese Bilder in der Keckheit und Sicherheit ihrer Zeichnung überall eine tüchtige Schule.

Inwieweit die erhaltenen Wandmalereien Kopien oder eigene Erfindungen gewesen sind, können wir nicht bestimmen; bei einigen wenigen, wie bei vier Gemälden auf Marmor, bei denen nur die Grundfarbe sich erhalten hat, während die übrigen Farben verschwunden sind, hat der Künstler, Alexandros von Athen, seinen Namen beigefügt, bei allen anderen hingegen fehlt dieser Anhalt. Der Umstand aber, dass unter den zahlreichen zwei so benachbarten Städten angehörenden Wandgemälden trotz der wiederholt vorkommenden Behandlung eines und desselben Gegenstandes aus der Mythologie und der Heroënsage sich bis jetzt noch nicht zwei völlig mit einander übereinstimmende Kompositionen gefunden haben, führt zu dem Schluss, dass ein Kopieren bekannter und beliebter Meisterwerke zwar in einzelnen Fällen wohl stattgefunden haben mag, dass die Dekorationsmaler aber meistenteils aus solchen schon vorhandenen Originalen nur einzelne Motive für ihre Darstellungen entlehnten und im Uebrigen durchaus selbstschaffend aufgetreten sind. Die häufige Wiederkehr gewisser Motive gerade in den besseren Kompositionen scheint darauf hinzudeuten, dass auch unter den Dekorationsmalern sich Malerschulen gebildet hatten, die sich durch die Behandlung des Kolorites und der Zeichnung, sowie durch eine fast stereotype Wiederholung einzelner Figuren kennzeichnen.

Alle von Vitruv erwähnten Genres der Wandmalerei, nämlich: Nachbildungen architektonischer Glieder, architektonische und landschaftliche Ansichten, verbunden mit Scenen aus dem Alltagsleben und dem Stillleben, tragische und komische Scenen, endlich Darstellungen aus dem Götter- und Heroënkreise, finden wir in den Wandgemälden von Pompeji und Herculaneum zahlreich vertreten. Abgesehen von der Nachbildung architektonischer Glieder

und Materialien, namentlich der bunten Marmorarten, die der frühesten Stufe der Dekorationsmalerei angehören, begegnen wir zunächst sehr häufig architek-

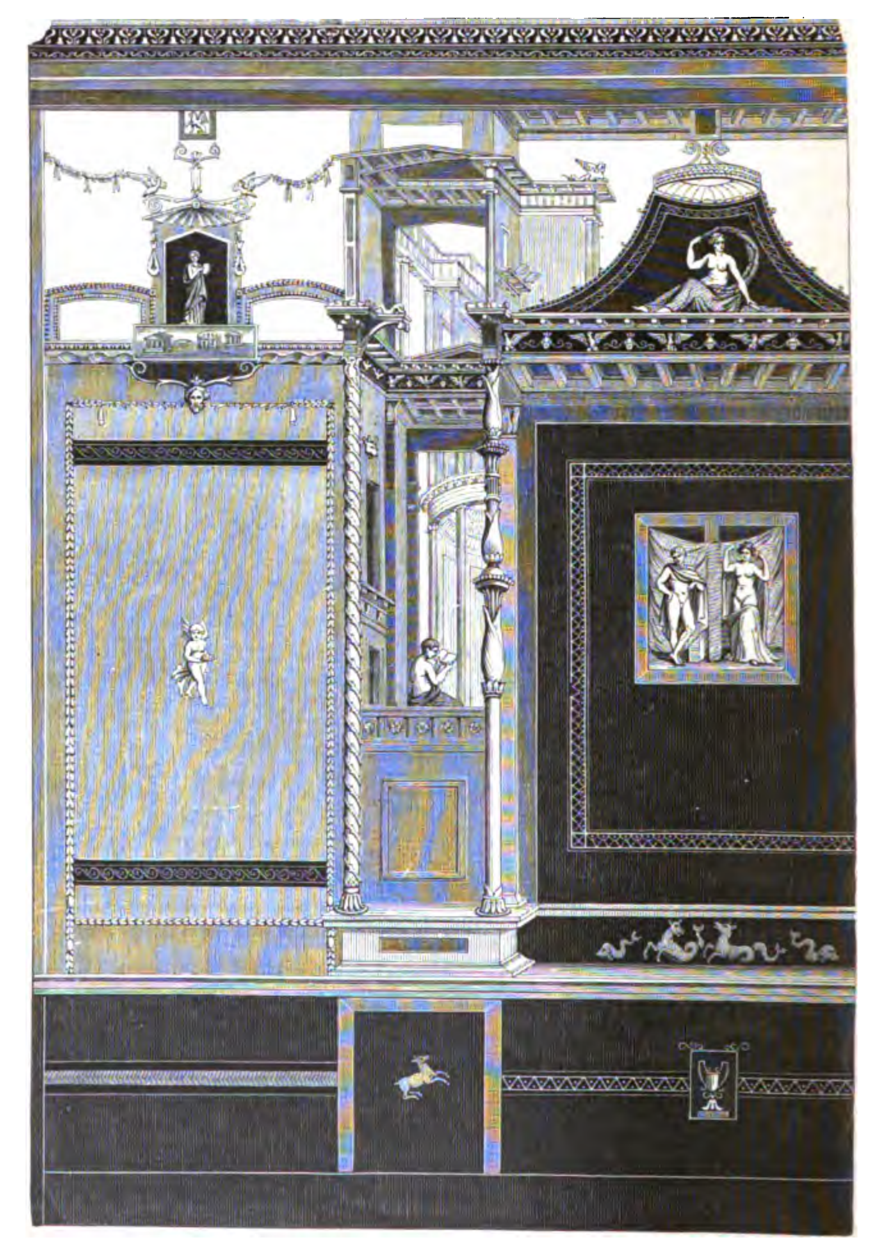


Fig. 939. Pompejanischer Wandschmuck.

tonischen Ansichten, die vorzugsweise zu Einrahmungen grösserer mit Gemälden geschmückter Felder verwandt wurden und in ihrer oft phantastischen

Komposition die Künstlerhand verraten (Fig. 939); in feinen weissen oder gelben Konturen auf dunklem Hintergrunde gezeichnet, erheben sich luftige, auf dünnen Säulen ruhende Bauwerke, mit gewundenen Treppen, mit Fenstern, Thüren und Erkern, mit fast chinesisch ausgeschweiften Dächern und allerlei Schnörkeleien, mit Statuetten, Blättergewinden, Festons und kleinen, dem Tierleben entlehnten Bildern geschmückt. Kleine, meistenteils an Sockeln und Friesen angebrachte Darstellungen von Fernsichten auf das von Schiffen belebte Meer, auf Hafenanlagen mit Brücken, Tempeln, Villen und Hallen, auf Wald- und Felspartien, im Vordergrunde durch passende Staffagen belebt, vergegenwärtigen uns die Landschaftsmalerei. Der Maler Tadius soll, nach dem Zeugnis des Plinius, unter Augustus zuerst in anmutiger Weise diese Art der Wandmalerei aufgebracht haben. Darstellungen aus dem Bereiche kulinarischer Genüsse, z. B. ausgeweidetes Wildpret, Fische und Seetiere, Früchte und Backwerk vertreten das Stillleben. Ferner rechnen wir zur Klasse der Genremalereien die zahlreichen Darstellungen aus dem alltäglichen Thun und Treiben; hierher gehören u. a. das Innere von Werkstätten mit Genien als Tischler und Schuhmacher, eine Fullonica mit ihren Arbeitern, Winzer neben ihrem mit den Erträgen der Weinberge beladenen Wagen (Fig. 923), heitere Trinkgelage, die vielfach veröffentlichten Erotenverkäufe u. s. w.



Fig. 940. Die Hermenmalerin.

Hierher sind auch zu rechnen die theatralischen Darstellungen, Scenen hinter den Koulissen und auf der Bühne, von Tänzerinnen und schwebenden Figuren, von denen letztere zu den ausgezeichnetsten Leistungen antiker Wandmalerei gehören; endlich rechnen wir hierher das oben (Fig. 879) abgebildete Brustbild eines jungen Paares mit Rolle, Schreibtafel und Griffel, sowie das lebensfrische Bild einer Malerin, das wir unter Fig. 940 wiedergeben.

Von Darstellungen aus der Mythologie und Heroënsage endlich bieten alle namhafteren Häuser Pompejis Beispiele dar. Bald aus grösseren Kompositionen, bald aus Einzelfiguren bestehend, nehmen sie in viereckiger Einrahmung oder in Medaillonform die Mittelfelder der Wände ein. Als Einzelfiguren begegnen wir von den olympischen Gottheiten mehrfach dem thronenden Jupiter und der Ceres. Als Gruppen erblicken wir Scenen aus dem bacchischen Kreise, wie z. B. die mehrfach wiederkehrende Darstellung der Auffindung der verlassenen Ariadne durch Bacchus, ferner den Adonis in den Armen der Venus verblutend, Mars und Venus, Luna und Endymion, und so manche andere Liebesscenen und galante Abenteuer der Götter; überhaupt tritt eine Hinneigung

zur Sinnlichkeit, hier in einer künstlerisch gemilderten, dort in plumper und gemeiner Form, in vielen Bildern deutlich hervor, so dass man einen Rückblick auf die Sittenlosigkeit damaliger Zeiten thun kann, die Gefallen daran fand, Schlafzimmer und Triclinien mit dergleichen sittenlosen Bildern zu schmücken. Mit derselben Vorliebe für das Erotische und Sentimentale sind auch viele Bilder behandelt, die Scenen aus der Heroënsage zu ihrem Vorwurf haben. Andere hingegen, und darunter gerade die am besten ausgeführten, sind in edler, rein künstlerischer Weise, ohne jegliche unlautere Beimischung aufgefasst. Zu diesen gehören z. B. die liebliche Darstellung eines jungen Mädchens mit einem Nest in der Hand, in dem drei geflügelte Eroten ruhen, die Opferung Iphigeniens, die Unterweisung des jungen Achill im Saitenspiel durch den Centauren Chiron, sowie die Entdeckung des jugendlichen Helden unter den Töchtern des Lykomedes, die Hinwegführung der Briseïs aus dem Zelt Achills in das Agamemnons u. s. w. Gleichfalls dem Epos entlehnt sind auch die im Jahre 1848 auf dem esquilinischen Hügel in Rom entdeckten und gegenwärtig in der Vatikanischen Bibliothek aufgestellten Fresken mit Darstellungen aus der Odyssee, die namentlich in Bezug auf ihren landschaftlichen Charakter alle in Campanien aufgefundenen Wandgemälde bedeutend überragen*).

Von dem schwarzen, braunroten, tiefgelben oder blauen Hintergrunde heben sich diese mit scharfen Grenzlinien umzogenen Bilder, die fast ohne Ausnahme *al fresco*, d. h. auf frischem Mörtel gemalt sind, deutlich ab und scheinen gleichsam plastisch aus der Fläche herauszutreten. Dieser Gegensatz zwischen dem tiefdunklen Hintergrunde und den zarten Farben des Gemäldes, die richtige Berechnung der Lichteffekte bringen eben den Zauber hervor, der uns zunächst bei dem Beschauen dieser Gemälde ergreift. Doch auch die Darstellungen selbst, die Anmut und Lebenswahrheit in den besseren Kompositionen, die unendliche Zartheit, mit der die feinen, durchschimmernden Gewandungen um die Körperformen sich schmiegen, die Behandlung der Farbentöne wirken ebenso wohlthuend auf das Auge und lassen die hier und da vorkommenden Fehler und Flüchtigkeiten in der Zeichnung gern übersehen.

Zur besseren Erhaltung wurden früher die Hauptbilder ausgesägt und nach dem Museum zu Neapel gebracht, wo sie im allgemeinen eine günstige Aufstellung gefunden haben. Andere, die an Ort und Stelle verblieben, sind durch die an den Wänden sich entwickelnde Salpeterbildung zerstört oder durch die Einwirkungen von Regen und Frost bis zur Unkenntlichkeit verblasst oder teilweise abgeplastert. Die einsichtsvolle Verwaltung, die gegenwärtig mit den Ausgrabungen betraut ist, hat deshalb angeordnet, dass alle blossgelegten, mit besseren Gemälden gezierten Mauern durch Schutzdächer vor der Einwirkung der Witterung geschützt werden sollen, um die während eines Zeitraumes von achtzehnhundert Jahren von der Nässe vollständig durchdrungenen Mauern auszutrocknen und so die Befestigung der Krystallhaut wieder zu ermöglichen,

*) Woermann, Die antiken Odyssee-Landschaften vom Esquilinischen Hügel in Rom. München 1875. R. Engelmann, Bilderatlas zu Homer. Od. T. 7.

die den *al fresco* gemalten Wandgemälden eigentümlich ist. Viele noch erhaltene, teils im Laufe der Jahre bis zur Unkenntlichkeit verblasste Wandgemälde wurden von Zahn und Ternite zu einer Zeit, in der die Farben noch wenig gelitten hatten, mit möglichster Genauigkeit in Zeichnung und Farbentönen kopiert und veröffentlicht*); weniger gelungen sind die im „Museo Borbonico"**) oder bei „Niccolini le case di Pompei" veröffentlichten Kopien pompejanischer Wandmalereien, da nicht selten durch Flüchtigkeit in der Zeichnung und Idealisierung das Charakteristische geradezu verloren gegangen ist. Schliesslich möchten wir noch auf einen Umstand für die richtige Beurteilung der Farbenwirkung antiker Wandgemälde aufmerksam machen. Während wir jetzt nämlich alle diese Bilder nur in grellem Tageslicht betrachten, war ihre Wirkung ursprünglich auf die von Seiten- und halbem Oberlicht beleuchteten Atrien und Peristyle, für die kleineren Gemächer auf das in diese aus den Atrien und Peristylen dringende gebrochene Licht berechnet; es können mithin selbst die sorgsamsten farbigen Kopien nur eine annähernde Vorstellung von dem durch jene halbe Beleuchtung erzeugten Lichteffekt wiedergeben.

Zum Schluss unserer Betrachtungen über die Dekorationsmalerei fügen wir noch einige Worte über die hierbei beobachtete Malertechnik hinzu. Ueber die Entwickelung der Malerei sind uns wichtige Zeugnisse aus den alten Schriftstellern aufbewahrt. Wir finden einen stufenmässigen Fortschritt von den ersten Versuchen an, die zu Korinth und Sikyon mit der Zeichnung von Figuren im Schattenriss (*linearis pictura*) angestellt wurden, zur monochromen Ausmalung dieser Umrisse. Ganz entsprechend dem oben beschriebenen Entwickelungsgange auf dem Gebiete der Vasenmalerei, begann man darauf durch Einzeichnung dunklerer Linien, behufs der Darstellung von Körperteilen und des Faltenwurfs, die Figuren perspektivisch aufzufassen und ihnen Leben einzuhauchen, bis endlich zur Zeit des Polygnot durch Anwendung von vier Farben, nämlich der weissen Erde von Melos, der roten von Sinope, des gelben Ockers von Attika und der schwarzen Farbe, die monochrome Malerei gänzlich verdrängt wurde. In der Anwendung dieser vier Farben und ihrer mannigfachen Mischung lagen bereits die Grundbedingungen für die Hervorbringung von Licht- und Schattentönen in der Darstellung, deren Erfindung dem Apollodoros aus Athen, Zeuxis und Parrhasios, dem Gründer der ionischen Schule, zugeschrieben wurde. Die höchste Stufe der Kunst betrat indess die sikyonische Malerschule, die von Eupompos gestiftet, in den Leistungen eines Apelles ihren Glanzpunkt erreichte. Leider besitzen wir von den zahlreichen Leistungen griechischer Künstler keine Proben. Die Staffeleibilder der vorzüglichsten griechischen Meister gingen teils bei den Plünderungen Griechenlands zu Grunde,

*) W. Zahn, Die schönsten Ornamente und merkwürdigsten Gemälde aus Pompeji, Herculaneum und Stabiae. 1.—3. Folge. Berlin 1827—59. — Ternite, Wandgemälde aus Pompeji und Herculaneum. 11 Lieff. Berlin 1839 ff.

**) Real Museo Borbonico. Vol. I—XVI. Napoli 1824—57. Wir bemerken hierbei, dass man in neuester Zeit eine Anzahl der im National-Museum aufgestellten Fresken photographisch vervielfältigt hat, sowie dass neuausgegrabene bessere Bilder gegenwärtig auf Leinwand übertragen werden.

teils wurden sie nach Rom geschleppt und kamen hier in den Kunsthandel. Selbst Wandgemälde, wie z. B. von Gebäuden in Sparta, wurden schon damals ausgesägt, in Rahmen gefasst und von den Siegern nach Italien hinübergeführt. Und alle diese leicht zerstörbaren Malereien gingen bei den Stürmen, die über Italien hereinbrachen, rettungslos für uns verloren. Nur die Nekropolen Etruriens, die Häuser in Pompeji und Herculaneum, die Kaiserthermen und Palastbauten auf dem Palatin und am Tiber zu Rom, endlich an anderen Orten aufgefundene Reste von Wandgemälden zeugen für die hohe Vollendung in der Technik, die sich, selbst nach dem Untergange der eigentlich griechischen Kunst, durch die über Italien verbreiteten Kunstjünger fortpflanzte. Für diese Wandgemälde wurden, wie es scheint, fast ausschliesslich dem Mineralreich angehörende Farben angewendet, während von animalischen Stoffen nur der mit Kreide vermischte Saft der Purpurschnecke (das *purpurissum* des Plinius), sowie das aus Elfenbein oder Knochen verfertigte Schwarz, von vegetabilischen nur das Kohlenschwarz in Anwendung kamen. Als reiner Farbenstoffe bediente man sich für Weiss weisser Kreide und Thonarten, für Gelb gelber Ockerarten, die durch verschiedene Grade des Glühens in rote Ocker von verschiedenen Nuancen und Tiefen verwandelt wurden; ferner für Blau blauer Glasfritten aus Natron und Kupferoxyd, wobei die Verschiedenheiten durch Zusätze von Kalk und anderm Weiss bewirkt wurden, für Rot des Rötels und Mennigs und des gebrannten Ockers. Die grüne Farbe hingegen wurde nur durch Mischung hervorgebracht.

Ueber das Verfahren, das man vor dem Auftragen der Farben anwandte, erfahren wir aus dem Vitruv (VII 3, 5) folgendes. Man bewarf zunächst die Mauer mit einer Kalkschicht, überzog diese darauf mit drei Lagen Sandmörtel, auf die dann wiederum drei Lagen Marmormörtel gelegt wurden, von denen die unterste grobe, die mittelste weniger grobe, die oberste feine Marmorstucksteine als Beimischung enthielt. Jede dieser Lagen wurde aufgetragen, bevor die darunterliegende völlig angetrocknet war. Mit dem Schlag oder Glätteholz (***baculus***), dessen Eindrücke man noch an mehreren Wänden in Pompeji wahrnimmt, wurden die drei obersten Schichten schliesslich festgeschlagen und geglättet. Während nun bei allen besseren Gebäuden Pompejis diese Technik beobachtet wurde, finden sich daselbst doch auch mehrfache Ausnahmen, sei es, dass der Marmorstuck nur in zwei oder in einer Lage aufgetragen ist oder ganz fehlt und durch eine Mischung von Kalk und zerstossenen Scherben roter Thongefässe ersetzt ist u. s. w. Wurden die Farben nun auf die noch feuchte Wandbekleidung aufgetragen, so haften sie dauernd, während bei Vernachlässigung dieser Vorsichtsmassregel die Farben abblättern, da dann der Grund nicht mehr im Stande ist, die Farben zu binden. Diese Art der Malerei wird jetzt *a fresco* (d. h. auf nassem Grunde) genannt. Daneben war im Altertum bereits eine zweite Malertechnik gebräuchlich, die wir *a tempera* (d. h. mit Beimischung) nennen: auf trocknem Grunde werden hier die Farben, denen Eigelb oder Leimstoffe (in welchem Falle die Malerei *a guazzo* oder französisch *gouache* heisst) als Bindemittel beigemischt werden, aufgetragen. Die Temperamalerei hat nach den Unter-

suchungen O. Donners*) in der Wandmalerei nur eine sehr untergeordnete Rolle gespielt und nur in einzelnen Fällen als Aushülfe und Retouche der Frescomalerei gedient.

Ohne Bedeutung für den Wandschmuck war die im Altertum zu hoher Vollendung gebrachte enkaustische Malerei, bei der die durch einen Zusatz balsamischen Harzes oder eines fetten Oels erweichten Wachsfarben mittelst einer kleinen Schaufel oder eines Spatels (*cestrum, viriculum, vericulum, veruculum*) ohne Pinsel aufgesetzt und mit einem angeglühten Stäbchen (*rhabdion*) eingebrannt wurden. Diese Art der Malerei kam vorzugsweise bei den auf Elfenbein oder Hornplatten gemalten Tafel- und Staffeleibildern in Anwendung, sowie beim rohen Anstrich von Holz und Stein, wo man zum Einbrennen in grössere Flächen sich der mit glühenden Kohlen gefüllten Becken (*cauterium*) bediente. Farben und Stoffe, die zu letzterer Art der Bemalung dienten, wurden gleichzeitig mit einer Reibeschale, einem Pistill und den zum Glattschleifen des Holzes gebrauchten Bimsteinen in einem im Jahre 1851 aufgedeckten Laden in der Strada di Stabiae in Pompeji aufgefunden.

Auch Gemälde, die in enkaustischer Manier hergestellt sind, hat man jetzt in grosser Zahl entdeckt; es sind das die von Th. Graff und später von Flinders Petrie und andern in Aegypten (El Fayûm) gefundenen, auf Holz gemalten Bildnisse, die zur Ausschmückung von Mumien dienten. Das Berliner Museum bewahrt eine Zahl solcher Mumien, bei denen das enkaustisch gemalte Portrait noch in der ursprünglichen Weise angebracht ist. Die Bilder scheinen der Mehrzahl nach in der Zeit zwischen 100 v. Chr. und 200 n. Chr. entstanden zu sein.

Das Mosaik.

Je mehr man darauf Wert legte, die Wände der Zimmer mit Hilfe der Malerei verziert zu sehen, um so weniger konnte man darauf verzichten, auch den Fussboden auszuschmücken. Wir finden deshalb schon in den Palästen der Heroenzeit, z. B. in Tiryns, den Estrich farbig bemalt und durch eingeritzte Striche in Felder geteilt, gleichsam in Nachahmung der Matten, mit denen man in der kälteren Jahreszeit den Fussboden zu belegen pflegte. Als an Stelle der einfachen Matten kunstreicher gefertigte Teppiche traten, wollte man auch in der Jahreszeit, in der man sich wegen der Wärme mit unbedecktem Fussboden behalf, sich an gleichem Schmuck erfreuen, und das suchte man zu erreichen, indem man kleine farbige Steinchen in den noch feuchten Estrich hineindrückte, da die Bemalung doch allzu unbeständig war, und auch das Eingraben des Musters in Steinplatten (Semper Stil I S. 54) sich als unpraktisch erwies. Endlich ging man so weit, den Fussboden aus lauter kleinen Steinchen zusammenzusetzen, die durch ihre verschiedene Färbung die Muster der Teppiche nachahmten. Nachdem einmal diese Erfindung gemacht war, konnte man leicht

*) Vergl. O. Donner Ueber die antike Wandmalerei, in: Helbig, Wandgemälde der vom Vesuv verschütteten Städte Campaniens. Leipzig 1868.

alle Phasen der Entwicklung, die der Teppich durchmachte, vom Mosaik begleiten lassen; wie dort auf geradlinige Ornamente erst krummlinige, dann Blumenornamente folgten, und man endlich sich nicht scheute, Tier- und Menschenfiguren einzufügen, ohne Rücksicht darauf, dass sie bestimmt waren, mit Füssen getreten zu werden, so ging man auch beim Mosaik von den einachsten Schematen aus, um endlich bei Tier- und Menschenbildungen anzugelangen.

Das Mosaik hatte, wie der Teppich, schon seine höchste Ausbildung erreicht, als es vom Orient aus den Griechen mitgeteilt wurde. Doch gestattete diesen ihr mässiger, allem Prunk abgeneigter Sinn nicht, für ihre Privathäuser davon viel Anwendung zu machen; höchstens für die Tempel der Götter wurde es verwendet, und auch da bediente man sich nicht des kostbaren, im Orient gebräuchlichen Materials edler Steine und Glasflüsse, sondern man suchte aus einheimischen Fundstücken auf einfachste Weise leichte Muster zu stande zu bringen, z. B. im Zeustempel zu Olympia. Eine Aenderung trat darin erst mit der Weltherrschaft des Alexander ein. Als dessen Nachfolger mit den unermesslichen Reichtümern, die sie sich mühelos erworben hatten, ihre Residenzen ausschmücken und alte orientalische Stammsitze an Pracht überbieten wollten, da wurde auch das Mosaik zum Schmucke der Fussböden in grossem Massstabe verwandt; griechische Künstler halfen es aus den bis dahin immer noch streng ornamental gehaltenen Formen loszulösen und freie Figuren in Nachahmung der zur höchsten Blüte gelangten Malerei hervorzubringen. So schuf Sosos in Pergamon, jedenfalls auf Veranlassung eines der prachtliebenden Attaliden, seinen *οἶκος ἀσάρωτος*, ein Mosaik, das Knochen und andere Ueberreste eines Mahles, wie sie bei den Alten einfach auf den Boden geworfen zu werden pflegten, darstellte, nebst Tauben, deren eine aus einem Gefäss zu trinken schien, während die andern sich auf dem Rande desselben sonnten (Plin. n. h. 36, 184; Nachbildungen dieses Fussbodens sind auf uns gekommen, z. B. im Lateran und im Capit. Museum), so liess Demetrios Phalereos seine Männergemächer mit Blumen ausschmücken und Hiero II. von Syrakus in den Zimmern seines Prachtschiffes in einem Bildercyklus die ganzen Vorgänge vor Ilios darstellen. Hier war die Kunst zur Hauptsache geworden, das Material kam nur in Betracht, soweit es vermöge der ihm innewohnenden Farben mehr oder weniger zur Verwendung beim Mosaik tauglich war.

So empfingen es die Römer und verwendeten es längere Zeit, nicht nur zum Schmuck der öffentlichen Gebäude, wie die Griechen, sondern vor allem in den Wohnungen der Grossen. So ging es ungefähr bis zur Zeit Sullas; damals aber trat eine wichtige Aenderung ein. Wie auf vielen Gebieten des Altertums sollte von da an auch im Mosaik die Kunst dem Material weichen, insofern als man jetzt vorzog, den Boden mit kostbaren, aus der ganzen Welt zusammengesuchten Platten von bunten Marmorarten und anderen Steinen zu bedecken. Noch spät zeigte man in Präneste im Tempel der Fortuna das erste derartige Pavimentum, das Sulla dort hatte legen lassen, und zwar waren die Steine immer noch klein, zum Zeichen, dass man auch damals, beim Beginne des Luxus, noch Mass zu halten wusste oder durch die Beschränktheit

der Mittel dazu gezwungen war, während man später sich nicht scheute, die kostbarsten Marmorplatten in grossen Stücken auf den Fussboden zu legen. Die Anwendung von Marmorplatten für den Fussboden gestattete nun die buntfarbigen Würfel aus Marmor und Glas für die Ausschmückung der Wände zu benutzen; als auch für diese die Verwendung von kostbaren Marmorplatten üblich wurde, sparte man das Mosaik für die Gewölbe und andere gekrümmte Flächen auf, für welche Platten aus Marmor nicht anwendbar waren; und je mehr man gelernt hatte, alle möglichen Farbenunterschiede in Glaspasten herzustellen, um so mehr liess man bei bedeutenderen Gebäuden den ganzen Schmuck der Wände und Decken statt in der vergänglichen Malerei, vielmehr in dem dauerhaften, ja, was die Farben anbetrifft, unvergänglichen Mosaik ausführen.

Aus der Verwendung des Mosaiks für Gewölbe und Nischen stammt übrigens auch der Name *opus musivum* her. Man hatte frühzeitig, wie es bei uns noch heute geschieht, Grotten nach Art natürlicher, mit Stalaktiten versehener Höhlen mit herabhängendem Bimstein oder Tuffstein verziert; diese wurden wegen der darin verehrten Nymphen oder Musen *musaea* genannt (Plin. n. h. 36, 154); als nun zur Ausschmückung solcher gebogenen Flächen auch kleine Stein- oder Glaswürfel verwendet wurden, übertrug man auf diese Nischen den Namen *musaea*, und so erhielt allmählich die ganze Kunst, gebogene Flächen mit Steinchen auszuschmücken, den Namen *opus musivum*. Dass dieser Name schliesslich allgemeinere Bedeutung erhalten hat, d. h. auch für die Verzierung von geraden Flächen, Wänden oder Fussböden verwendet worden ist, kann nicht wunderbar erscheinen.

Der Vorgang bei der Anlegung des Mosaiks ist folgender: der zu seiner Aufnahme bestimmte Grund wurde, ähnlich wie bei der Freskomalerei, mit mehreren immer feiner werdenden Lagen von Cement und Kitt belegt und in den letzteren die buntfarbigen, nach Bedürfnis verschieden gestalteten Stifte aus Marmor oder Glas entsprechend der Vorlage hinein gedrückt. Nachdem die Bindemasse getrocknet war, wurde die Oberfläche geglättet, es bildete somit das Estrich eine einheitliche, dem Eindringen des Staubes und der Feuchtigkeit gleich unzugängliche Masse, die oft allen Unbilden der Jahrhunderte trotzend erhalten ist, während die Mauern mit ihrem Schmuck in Trümmern gesunken sind. Man kann deshalb sicher sein, überall auf Spuren antiker Mosaike zu stossen, soweit die Römer ihre Herrschaft ausgebreitet haben. Das hervorragendste aller Mosaiken ist ohne Zweifel das sogenannte Alexandermosaik in Neapel, das wir oben S. 411 abgebildet haben. Man wollte es früher gewöhnlich auf ein Bild der Malerin Helena aus Aegypten zurückführen, das Vespasian nach Rom gebracht habe, allein eine derartige Beziehung ist nicht möglich, da das Alexandermosaik schon lange vor Vespasian in Pompeji vorhanden gewesen sein muss, wie aus den bei dem Erdbeben 63 n. Chr. erlittenen Beschädigungen und antiken Ausbesserungen mit Sicherheit hervorgeht. Anders stellt sich die Frage, wenn man annehmen will, dass das Mosaik als solches nicht in Pompeji entstanden, sondern vom Osten, z. B. von Alexandria aus, nach Pompeji übertragen worden ist. Das wäre an sich möglich, da die Alten in der Uebertragung

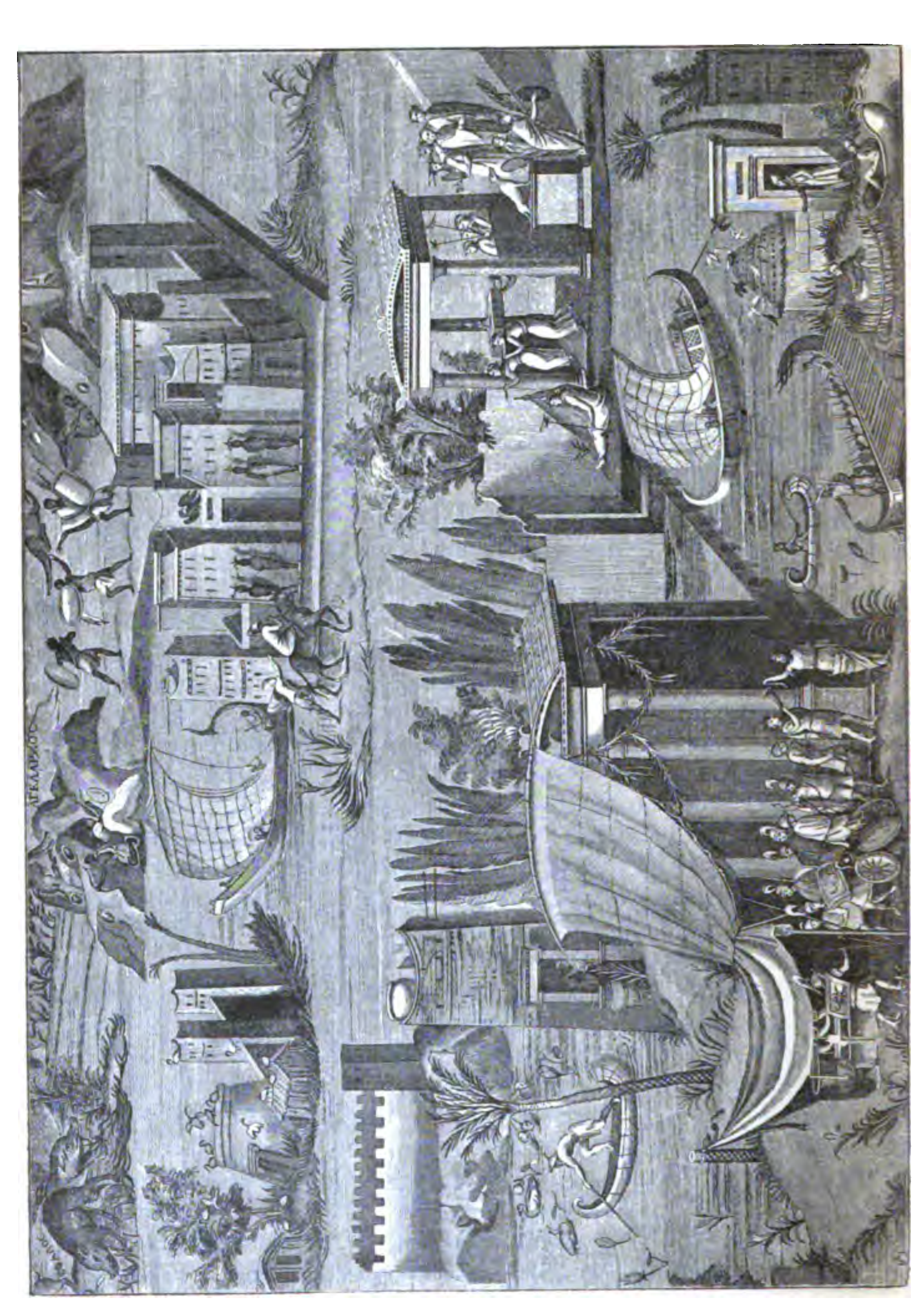


Fig. 941. Teil des Mosaiks von Palestrina.

der Mosaike wohl bewandert waren; dass dann zwischen dem Mosaik und dem Bilde der Helena vorpompejanische uns unbekannte Beziehungen bestanden haben können, bedarf keiner besonderen Hervorhebung. Ein anderes an Grösse und Bedeutsamkeit hervorragendes Mosaik ist das in Palestrina gefundene (s. oben S. 520) und im Palaste Barberini daselbst aufbewahrte, das Aegypten zur Zeit der Nilüberschwemmung darstellt. Ungefähr den vierten Teil davon, die Begrüssung und Bewirtung der römischen Besatzung des Nillandes darstellend, zeigt Fig. 941. Während der untere Teil uns Unterägypten mit seinen Tempeln und anderen aus dem Wasser hervorragenden Baulichkeiten vorführt und uns den Strom von Schiffen und allerhand Wassertieren belebt zeigt, versetzt uns der obere (hier nicht abgebildete) Teil in die Gegend der Katarakte, wo Neger auf allerhand Tiere Jagd machen u. s. w. Ein Teil des Originals wird übrigens im Berliner Museum aufbewahrt, an seiner Stelle ist in Palestrina eine Nachbildung eingesetzt. — Andere, teilweise hervorragende Mosaiken sind an anderen Stellen des Buches abgebildet; hier sei noch ein kleines, immerhin ansprechendes angeführt, das an dem Hause des *Poeta tragico* zu Pompeji neben der Cella des Thürhüters angebracht ist, ein Hund, der dem Eintretenden entgegen zu bellen scheint, mit der Inschrift: *Cave Canem* (Fig. 942).



Fig. 942. *Cave canem.*

Die Gärten.

Verlassen wir nicht das Haus, ohne einen Blick in das kleine wohlgepflegte *Viridarium* geworfen zu haben. Schattige Laubgänge von Platanen, wohlgepflegte, von Rabatten eingeschlossene Wege, ein künstliches Ziehen von strauch- und baumartigen Gewächsen zu Guirlanden und das Verschneiden der Hecken und Bäume, namentlich der Cypresse und des Buchsbaumes, in

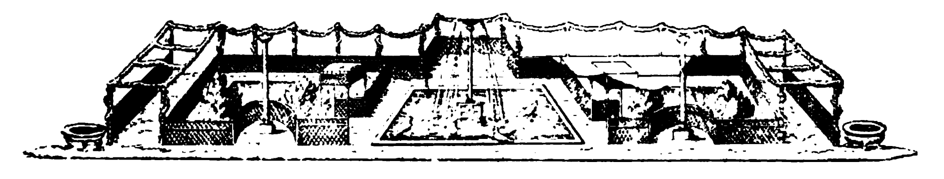


Fig. 943. Pompejanischer Garten.

allerlei seltsame Formen, die Anlage von Springbrunnen und Fischbehältern, darin bestand hauptsächlich die Gartenkunst der Römer, wie sie z. B. in dem unter Fig. 943 abgebildeten Gärtchen sich zeigt; sie erinnert lebhaft an die unter Ludwig XIV. geübte Gartenkunst. Vgl. oben Fig. 796. Hören wir zur Veranschaulichung eines römischen Gartens die in einem Briefe des jüngeren Plinius (Ep. V 6, 16) enthaltene Beschreibung, in der er die Freuden des Landlebens auf seiner inmitten eines ausgedehnten Parkes gelegenen tuscanischen Villa schildert: „Vor der Halle des Landhauses befindet sich ein

Blumengarten (*xystus* oder *xystum*) in allerlei mit Buchsbaum eingefasste Rabatten geteilt, daran ein schräg abfallender Rasenplatz, an dessen Seite der Buchsbaum in Form von Tieren geschnitten ist. Auf der Ebene steht eine Partie zarten Acanthus, um den ein Spazierweg läuft; dieser ist mit einer Hecke von Immergrün eingeschlossen, die in verschiedene Figuren geschnitten ist und immer unter der Schere gehalten wird. Daneben windet sich eine Allee in Gestalt einer Rennbahn um mannigfach geschnittenen Buchsbaum und niedrig gehaltene Bäume herum. Das Ganze ist mit einer Wand eingefasst, die sich durch terrassenweise gesetzten Buchsbaum dem Auge entzieht. Darauf folgt eine Wiese, die durch ihre natürliche Schönheit nicht minder gefällt, als jenes andere durch die Kunst Erzeugte. Weiterhin liegen Felder und viele andere Wiesen und Bosquets." Nicht minder romantisch wird die Einrichtung des Landhauses und des Sommerpavillons mit ihrer Aussicht auf die Herrlichkeiten des Gartens, der Felder und des Waldes beschrieben, und weiter heisst es dann: „Vor diesem Gebäude liegt eine sehr geräumige Reitbahn; in der Mitte offen, stellt sie sich dem Auge des Hineintretenden in ihrer ganzen Ausdehnung dar. Von Ahornbäumen ist sie umpflanzt, an denen Epheu hinaufrankt, so dass die Bäume oben in ihrem eigenen, unten aber in fremdem Laube grünen. Der Epheu windet sich um Stamm und Aeste und schlingt sich von einem Baum zum andern fort. Dort liegt eine kleine Wiese, hier Buchsbaum in tausend Gestalten, mitunter in Form von Buchstaben geschnitten, die bald den Namen des Herrn, bald den des Gärtners bezeichnen u. s. w. Dann folgt ein Bosquet mit einer Ruhebank von weissem Marmor, über die ein Weinstock sich wölbt, den vier kleine von karystischem Marmor angefertigte Säulen stützen. Durch kleine Röhren fliesst ein Wasserstrahl, gleich als ob er durch

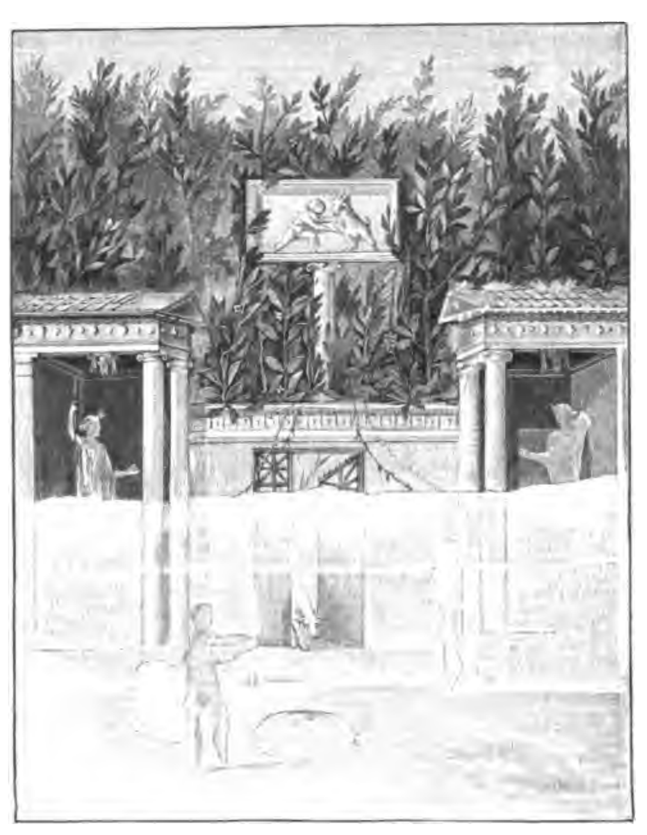


Fig. 944. Heiliger Hain. Pompejanisches Wandgemälde.

den Druck der Sitzenden herausgepresst würde, aus der Ruhebank und fällt in einen ausgehöhlten Stein, aus dem er unvermerkt wieder in ein anderes Marmorbecken abfliesst." So die Schilderung bei Plinius, in der freilich einer jener Lustgärten beschrieben wird, welche die Reichen bei ihren Villen anlegen liessen, um sich den Freuden einer sommerlichen Villeggiatur zu überlassen. In den grösseren Städten, namentlich in Rom, wo jeder Fuss breit Landes zur Anlage von Wohnungen benutzt werden musste und nur mit schweren Geldopfern in dem Häusermeer ein Raum zur Einrichtung eines Gärtchens gewonnen werden konnte, waren solche weitläufige Anlagen natürlich nicht möglich. Hier musste schon bei der ersten Anlage des Wohnhauses auf ein Fleckchen Landes Bedacht genommen werden, das, wenn auch eingeschlossen von den hohen Mauern der umliegenden Baulichkeiten, den Hausbewohnern doch gewissermassen den Genuss der freien Luft zu ersetzen vermochte. Solche



Fig. 945. Nutzgarten. Pompejanisches Wandgemälde.

Viridarien, wenn auch des Blumenschmuckes beraubt, aber doch noch geziert mit den Resten von Veranden, Statuetten, Springbrunnen, Wasserbehältern und Einfassungen der Beete, sind uns in den Ruinen Pompejis erhalten. Dass aber auch das Altertum bereits Schutzwände zum Schutze zarter Gewächse gegen die winterliche Kälte gehabt hat, geht unter anderen aus nachstehenden Versen Martials (VIII 14) hervor:

> Um zu schützen vor Frost die zarten cilicischen Pflänzchen
> Und zu bewahren den Hain immer vor Sturmes Gewalt,
> Stellst du dem frostigen Wind Glasfenster entgegen, das ohne
> Schneegestöber und Reif Eingang der Sonne vergönnt.

(vergl. oben Fig. 798, wo eine derartige Wand dargestellt ist). Dass es aber auch an Gärten und Hainen nicht fehlte, wo den Bäumen nach Lust und Liebe zu wachsen vergönnt war, wo keine Schere, kein Messer dem üppigen Laube Einhalt that, das lassen mehrere in der Villa der Livia vor der *Porta del Popolo* entdeckte Wandgemälde, das lässt auch ein in Pompeji neuerdings zu Tage getretenes (Fig. 944) erkennen. Nach den Säulenhallen mit Götterbildern, die den Eingang zu beiden Seiten umgeben, dürfte man allerdings weniger an einen Garten, als an einen heiligen Hain denken (vergl. den Hain der im Oed. Col. des Sophokles geschildert wird), und zwar an einen der Venus geweihten, nach dem Bilde zu schliessen, das über der ionischen Säule angebracht ist.

Einen kleinen gewöhnlichen Garten dagegen mit dem Bilde des Gartengottes Priapus in der Mitte, und mit Frauen, die den Boden mit dreizinkigem Karst auflockern oder Kräuter ausraufen, stellt Fig. 945 gleichfalls nach einem pompejanischen Wandgemälde dar.

Die Tracht.

Dieselben Bedingungen, die für die Kleidung der Griechen sich als massgebend herausstellten, das milde südliche Klima und der angeborene Sinn für eine geschmackvolle Drapierung der Gewänder, kamen auch bei der Kleidung der Römer zur Geltung. Das Klima Italiens und die wenigstens in den ersten Jahrhunderten der Republik auf Abhärtung des Körpers hinzielende Erziehung der Römer liessen eine die Gliedmassen zu eng umhüllende Tracht als überflüssig erscheinen; man beschränkte daher die Zahl der Kleidungsstücke auf wenige Stücke, die zum Schutze gegen die Einwirkungen der Witterung, sowie zur Beobachtung des Anstandes notwendig waren. Diese wenigen Kleidungsstücke aber in einer dem Auge wohlgefälligen Form um den Körper zu ordnen, hatten die Römer schon frühzeitig von ihren griechischen Nachbarn gelernt. Und obgleich der Luxus einer späteren Zeit manche dem strengen und ernsten altrepublikanischen Geiste wenig entsprechende Moden hervorrief, die sich bei der häuslichen Einrichtung, auch in dem Schnitt, dem Stoff und der Farbe der Gewänder kundgaben, so bewahrten diese doch zu allen Zeiten wesentlich ihre althergebrachten Grundformen.

Auch bei der römischen Tracht unterscheidet man zwei Formen, den *amictus* und den *indutus*, von denen die eine durch die Toga, die andere durch die Tunica vertreten ist. Betrachten wir zunächst die Toga, deren sich die Römer bereits in der ältesten Zeit bedienten und die damals noch ohne irgend ein Untergewand um den blossen Körper geschlagen, sich wohl ziemlich eng anschloss, während die spätere Toga mit der Fülle ihrer Faltenmasse sich weit um den Körper bauschte. Ueber die Gestalt dieses Mantels, der als ein halbkreisförmiger Umwurf (*περιβόλαιον ἡμικύκλιον*) bezeichnet wird, sind die mannigfachsten Vermutungen aufgestellt worden. Einige nahmen an, dass die Toga aus einem oblong gewebten dem Himation ähnlichen Stück Zeug bestanden habe, während andere sie aus einem, ja sogar aus zwei in Form von Kreissegmenten geschnittenen Stücken herzustellen versucht haben. Leider ist es bis jetzt noch nicht gelungen eine allseitig befriedigende Lösung der Togafrage zu finden; nach Weiss (Kostümkunde I² S. 432) haben wir uns eine glatt ausgebreitete Toga in Form „eines zu einem Oval abgekanteten Oblongums zu denken, dessen Längenmitte mindestens dreimal die Höhe eines ausgewachsenen Mannes, etwa mit Ausschluss des Kopfes, und dessen Breitenmitte mindestens zweimal soviel betrug. Dieses Stück wurde zuerst der Länge nach bis auf ein gewisses Mass seiner Breite teilweis zu einem Doppelgewande zusammengelegt; hiernach wurde eben letzteres (rücksichtlich der Fältelung mit besonderem Geschick) namentlich zunächst der so gebildeten geraden

Kante zu Längenfalten in einander geschoben, dann aber, ganz in der einfachen Weise des griechischen und tuscanischen Umwurfs, zuerst über die linke Schulter nach vorn geschlagen, hier indessen so, dass es die ganze linke Seite bedeckte und auch auf dem Boden beträchtlich schleppte, mit der übrigen Masse hinter dem Rücken weg unter den rechten Arm nach vorn gezogen, der Rest über die linke Schulter nach rückwärts geworfen und schliesslich der den Rücken deckende Teil des Ueberschlags noch besonders bis an oder auf die rechte Schulter nach vorn genommen, wodurch noch die Faltenmasse des vorderen Ueberschlags (Fig. 946) mehr Fülle erhielt." Dagegen lässt v. d. Launitz den Sinus durch Annähen entstehen, indem an ein Gewand, das am besten mit einem schräg aufgeschnittenen Lampenschirm verglichen werden kann, in der Höhlung des Sinus ein abgerundetes Stück Zeug angenäht wird. Aber auch diese Lösung ist nicht über allen Zweifel erhaben.



Fig. 946. Togastatue.

Da in älterer Zeit eine einfachere Toga, das heisst eine von geringerer Weite, getragen wurde, so bedingte jene ältere Tracht notwendig ein strafferes Anlegen des Gewandstückes um den Körper; ein faltenreiches Ausbauschen, namentlich da, wo es vom rechten Arm nach der linken Schulter hinüber quer über die Brust wie das Tragband eines Schwertes (*qui sub humero dextro ad sinistrum oblique ducitur, velut balteus;* Quintil. XI 3, 137) sich hinüberzog, war mithin nicht gut möglich. Damit stimmt auch eine andere Stelle bei Quintilian überein, in der es heisst, dass die altrömische Toga keinen *sinus*, das heisst keinen Ausbausch an dieser Stelle gehabt habe. Erst die später eingeführte, bei weitem längere Toga ermöglichte, dass der quer über die Brust laufende Gewandteil weit ausbauschte und so ein *sinus* gebildet werden konnte, der weit genug war, um Gegenstände in ihm zu verbergen. Jenen Teil der Toga nun, der, wie schon erwähnt, zuerst beim Anlegen des Gewandes über die linke Schulter nach vorn angeordnet, meistenteils bis auf den Boden herabreichte, pflegte man etwas über den Sinus in die Höhe zu ziehen und die hinaufgezogene Masse des Gewandes über ihn hinaus in Falten zu bauschen, wie sich an der Toga, mit der die unter Fig. 946 abgebildete Statue des Kaisers Lucius Verus bekleidet ist, deutlich erkennen lässt. Ob für diesen Ueberschlag

der Name *umbo* die richtige Bezeichnung ist, müssen wir dahingestellt sein lassen.

Nach der Ueberlieferung sollen in den ältesten Zeiten die römischen Krieger in jener oben erwähnten Toga gekämpft und, um zu verhindern, dass im Kampfe die Arme sich in das von den Schultern herabsinkende Gewand verwickelten, den über die linke Schulter zurückgeschlagenen Zipfel gürtelähnlich unterhalb der Brust um den Körper geschlungen und festgeknotet haben. Diese „*cinctus Gabinus*“ genannte Gürtung, welche die Römer wahrscheinlich während ihrer Kämpfe mit den Bewohnern von Gabii angenommen hatten, wurde bei der Einführung der Servianischen Heeresordnung beseitigt und erhielt sich, wie so mancher altertümliche Brauch, später nur noch als konventionelle Kleidung bei gewissen feierlichen Riten, nämlich bei Städtegründungen, bei den Amburbien oder den Entsühnungsopfern der Stadt und bei der Oeffnung des Janustempels, auch bei der Eröffnung eines Feldzuges hatte der Consul die Kultushandlungen in einer so gegürteten Toga zu vollziehen. — Im Gegensatz zu jener älteren Toga bedingte die spätere faltenreiche die grösste Ruhe, da die gänzliche Umhüllung des Körpers jede raschere Bewegung unmöglich machte und der Anstand das Verschieben des künstlich angeordneten Faltenwurfes verbot. Um diesen Faltenwurf hervorzubringen und ihm eine gewisse Festigkeit zu geben, wurde schon am Abend vor dem Gebrauch das Gewand von den Sklaven in Falten gelegt; man bediente sich dazu mitunter kleiner Brettchen, die zwischen die einzelnen Falten gelegt wurden, um sie zu pressen. Nadeln oder Spangen zum Befestigen der Toga waren nicht gebräuchlich; dagegen dienten in die Zipfel eingenähte und durch Quasten bedeckte Bleistückchen dazu, dem Wurf des Gewandes eine grössere Festigkeit zu geben.

Die Toga war das eigentliche römische Nationalkleid, das nur dem freien Manne zustand. Schon der Knabe erschien in der Toga, die wegen einer angewebten purpurfarbigen Kante mit dem Namen *toga praetexta* bezeichnet wurde. Mit dem Austritt aus den Knabenjahren (*tirocinium fori*), für den das vollendete siebzehnte Jahr als Zeitpunkt festgesetzt war, legte der junge Mann mit der *bulla* die *toga praetexta* vor den Laren des Hauses ab und vertauschte sie mit der *virilis*, *pura* oder *libera*, einem weissen Gewande, dem jener Purpurstreifen fehlte. Ebenso legte die Jungfrau, denn auch die freie Römerin durfte die Toga tragen, bei ihrer Verheiratung diese purpur-verbrämte Toga ab. Bei den Männern aber begegnen wir der *toga praetexta* wieder als Amtstracht aller der Magistrate, denen das Anrecht auf den curulischen Stuhl (vergl. S. 679) und zur Führung der Fasces zustand; zu diesen traten noch die Censoren hinzu, denen die Fasces fehlten. Ausser der Toga praetexta wird noch die wegen der eingestickten Palmzweige *toga picta* und *palmata* genannte erwähnt, die den Triumphatoren, sowie zur Kaiserzeit den Consuln bei ihrem Amtsantritt, den Praetoren bei der Pompa circensis und den Volkstribunen bei den Augustalien gestattet war; als ursprüngliches Festgewand des capitolinischen Jupiter führte sie auch den Namen *capitolina* und wurde selbst fremden Königen als Ehrengabe vom Senat übersandt; so erhielt Masinissa eine

goldene Krone, die Sella curulis, das Elfenbeinscepter und eine *toga picta* und *tunica palmata*.

So unbequem die Toga auch war, so hätte es doch in älterer Zeit für den vornehmeren Römer als unanständig gegolten, ohne sie öffentlich zu erscheinen; ja noch zur Kaiserzeit war sie bei Gerichtsversammlungen, im Theater, Circus und bei Hofe durch die Etikette verlangt; daneben gab es aber noch andere Arten von Ueberwürfen, deren man sich als einer bequemeren und gegen die Einwirkung der Witterung schützenden Tracht bediente. Wir erwähnen hier zunächst die *paenula*, einen ärmellosen, hinten geschlossenen Mantel (*vestimentum clausum*) mit rundem Halsausschnitt, durch den der Kopf gesteckt wurde. An beiden Seiten war sie offen, vor der Brust aber wenigstens auf zwei Drittel ihrer Länge mit einer Naht versehen. Vorzüglich auf Reisen, sowie in der Stadt bei regnerischem und kühlem Wetter wurde die Paenula bald über die Toga, bald über das weiter unten



Fig. 947. Statue der jüngeren Faustina.

zu beschreibende Untergewand, die Tunica, von Männern und Frauen angelegt und deshalb aus einem derben Wollenstoffe oder Leder verfertigt. Nicht unwahrscheinlich ist es, dass die Truppenkörper, deren Standquartiere in nördlicheren Gegenden lagen, solche Mäntel zum Schutz gegen das rauhe Klima erhielten.

Eine zweite Art Mantel, die anfänglich über der Tunica und später sogar über der Toga getragen wurde, führte den Namen *lacerna*. Sie bestand, in ihrem Schnitt der griechischen Chlamys nicht unähnlich, aus einem oblongen offenen Umhang, der mittelst einer Fibula auf der Schulter oder der Brust zusammengenestelt wurde. Ihre Einführung als Soldatentracht fällt in eine spätere Zeit, als die der Paenula; im Beginn der Kaiserzeit war sie aber zur allgemeinen Tracht geworden, in der die Römer selbst bei feierlichen Gelegenheiten zu erscheinen pflegten. Auf ihre Herstellung, namentlich auf ihre Fär-

bung, pflegte man daher auch grosse Summen zu verwenden. Zur Vermehrung des Schutzes gegen Wind und Wetter wurde der Paenula wie der Lacerna nicht selten eine Kapuze, der *cucullus*, angeheftet.

Der Lacerna verwandt war der Kriegsmantel, in ältesten Zeiten als *trabea*, später als *paludamentum* und *sagum* bezeichnet und im wesentlichen der Chlamys der Griechen gleich. Zur Zeit der Republik kam das Paludamentum, das stets von roter Farbe war, auschliesslich dem mit dem Imperium bekleideten Feldherrn zu, der es beim Auszug zum Kriege auf dem Capitol anlegte, um es bei der Rückkehr aus dem Feldzuge dort wieder mit dem Friedenskleide der Toga zu vertauschen (*togam paludamento mutare*). In der Kaiserzeit aber, wo das militärische Imperium in der Person des Kaisers vereinigt war, wurde das Paludamentum als ein faltenreiches und deshalb malerisch um den Körper zu ordnendes Gewand zum ausschliesslichen Abzeichen der kaiserlichen Gewalt. Der zur Zeit der Republik übliche kürzere und gröbere Kriegsmantel, den Offiziere und Gemeine im Kriege trugen, wurde hingegen mit dem Namen *sagum* und *sagulum* bezeichnet; auch für ihn scheint in der Kaiserzeit eine Verlängerung eingetreten zu sein, so dass er bis zu den Knieen hinabreichte.



Fig. 948. Statue der jüngeren Agrippina.

Durchaus im unklaren sind wir über die Form des mit dem griechischen Namen *synthesis* bezeichneten Gewandes, von dem es nicht einmal feststeht, ob es umgelegt (*amictus*) oder angezogen (*indumentum*) wurde. Ausserhalb des Hauses pflegte man sie höchstens an den Saturnalien zu tragen, dagegen bediente man sich ihrer bei den Triclinien, wo die faltenreiche Toga zu warm oder zu unbequem gewesen wäre.

Abgesehen von dieser, war bei den Römern die Tunica das einzige Gewand, das angezogen wurde; sie war das leichte bequeme Hauskleid, das zu der Zeit, wo die Toga nur ausserhalb des Hauses angelegt wurde, unter ihr getragen wurde. Sie glich dem ärmellosen oder kurzärmeligen Chiton, reichte bis zu den Waden hinab, wurde aber unter der Brust durch einen Gürtel (*cinctura*) gegürtet, über den das Gewand in die Höhe gezogen wurde, so dass es dort einen Bausch bildete. Etwa seit der Zeit des Commodus wurde auch bei den Römern und Römerinnen eine mit Aermeln versehene Tunica (*tunica manicata*) gebräuchlich, die den Arm mitunter bis zu dem Handgelenk bedeckte, ja mitunter durch einen manschettenartigen Ansatz verlängert ist; sie wird auch als *dalmatica* bezeichnet. Ebenso aber, wie die Toga praetexta nur gewissen Magistraten zu tragen erlaubt war, galt auch die mit Purpurstreifen verzierte

Tunica als ausschliessliche Amtstracht für die Senatoren und den Ritterstand. Ein eingewebter breiter Purpursaum, der vorn in der Mitte des Gewandes vom Halse bis zum unteren Saum hinablief, war das Insigne des Ordo senatorius, ein oder zwei schmalere Streifen das des Ordo equester; ersterer hiess der *clavus latus,* letzterer der *clavus angustus,* und das Gewand daher *tunica laticlavia* und *angusticlavia.*



Fig. 949. Schmückung einer Braut, Gemälde aus Herculaneum.

Die Frauen trugen meist eine doppelte Tunica, eine innere (*tunica interior*), ein ärmelloses, bis unter die Kniee reichendes Hemd, das sich ziemlich eng an den Körper anschloss und seiner Kürze wegen einer Gürtung wohl nicht bedurfte, und darüber die lange und faltenreiche *stola,* deren Schnitt wir uns ebenso zu denken haben, wie bei dem einfachen dorischen Frauenchiton der Griechinnen (S. 288 f.). Es war ein oblonges, an beiden Seiten oberhalb aufgeschlitztes Hemd, dessen offene Enden auf beiden Schultern durch Spangen verbunden wurden. Ein unterhalb der Brust angelegter Gürtel schloss die Stola um den Körper, und durch Heraufziehen über den Gürtel wurde sie um so viel verkürzt, dass der untere Saum nur den Boden berührte. War die Tunica mit Aermeln versehen, so wurde über sie die ärmellose Stola

angelegt; war das Untergewand hingegen ärmellos, so pflegte man darüber eine Aermelstola zu tragen. Längs des Oberarms waren die Aermel der Tunica oder der Stola aufgeschlitzt und die Ränder durch Knöpfchen oder Spangen zusammengenestelt. Als Beispiel für diese kleidsame Tracht haben wir unter Fig. 947 die Statue der jüngeren Faustina abgebildet, und verweisen auf das unter Fig. 949 dargestellte Gemälde, das die verschiedenen Formen der Gewänder besonders zu vergegenwärtigen im stande ist. Wesentlich aber gehörte zur Stola eine an dem unteren Saume angenähte oder angewebte Falbel, *instita* genannt (vergl. Fig. 949).

Ebenso wie der Mann sich ausserhalb des Hauses der Toga als Umhang bediente, trug auch die Frau beim Ausgange einen faltenreichen Mantel, *palla* genannt. Dieses Gewand, mit dem wir auf Bildwerken die Römerinnen in der mannigfachsten Art bekleidet sehen, hatte entweder den Schnitt der Toga und wurde in einer ähnlichen Weise umgelegt; oder es näherte sich in seiner Form dem griechischen Himation, hatte mithin die Gestalt eines bald grösseren bald kleineren oblongen Tuches, das in den mannigfachsten Windungen um den Oberkörper in malerischem Faltenwurf drapiert werden konnte. Häufig sehen wir den über den Rücken fallenden Faltenwurf schleierähnlich über den Hinterkopf gezogen, wie bei der Fig 948 abgebildeten Marmorstatue der jüngeren Agrippina. Bei anderen deckt die Palla nur die Schulter und schlingt sich abwärts in anmutigem Faltenwurf um den Körper, oder der Künstler hat das von dem Oberkörper herabgesunkene Gewand anmutig um den Unterkörper drapiert. In altrömischer Zeit vor der Einführung der Palla bedienten sich die Römerinnen eines kürzeren, weniger faltenreichen, viereckigen Umhanges, *ricinium* genannt, der in späterer Zeit sich nur bei gewissen religiösen Feiern erhalten zu haben scheint. Dem Ricinium ähnlich in Form mögen die *rica* und das *suffibulum* gewesen sein, erstere der von der Flaminica getragene Umhang, letzteres der das Haupt der Vestalinnen verhüllende Schleier. Zur Veranschaulichung der gesamten Tracht der Römerinnen geben wir unter Fig. 949 ein höchst anmutiges Staffeleibild aus Herculaneum, das bei den Ausgrabungen im Jahre 1761 nebst mehreren anderen in einem Zimmer an die Wand gelehnt entdeckt wurde. Die Scene, die sich hier dem Beschauer darstellt, wird wohl mit Recht als die Schmückung einer Braut bezeichnet.

Bis zur Kaiserzeit wurden die Gewänder nur aus Wolle (*lanea*) oder Leinwand (*lintea sc. vestimenta*) angefertigt. Zur Toga wurde stets Wolle benutzt; unter der inländischen behauptete die aus Apulien und Tarent, von der ausländischen die aus Attica, Laconica, Milet, Laodicea und Baetica den Vorrang, während man bei der Leinwand, aus der hauptsächlich die Unterkleider der Frauen angefertigt wurden, der spanischen, syrischen und ägyptischen den Vorzug vor der italischen gab. Seidene Kleider, ganzseidene (*holoserica*) und halbseidene (*subserica*), wurden gegen das Ende der Republik bei den Frauen üblich, ja zur Kaiserzeit wurden sie trotz der von Titus erlassenen Verbote sogar bei den Männern gebräuchlich.

Die für die Gewänder übliche Farbe war in der älteren Zeit die weisse, bei der Toga sogar die gesetzlich vorgeschriebene, und nur die ärmeren Volks-

klassen, Sklaven und Freigelassene bedienten sich der bräunlichen oder schwarzen und wenig schmutzenden Naturellwolle für ihre Kleidung. Nur während der Trauer oder im Anklagezustand legten auch die höheren Klassen dunkelfarbige Gewänder an (*toga pulla*, *sordida*). In der Kaiserzeit jedoch, in der man sich mehr und mehr von den alten Sitten trennte, kamen auch bei den Männern buntfarbige, namentlich scharlachene, violette und purpurgefärbte Kleider auf, die früher nur von den Frauen getragen wurden.

Eine besondere Beachtung verdienen die bei den Römern so vielfach erwähnten Purpurgewänder aus Wolle und Seide, die stets im Rohstoff gefärbt wurden. Zwei Schneckengattungen, die Trompetenschnecke (*buccinum*, *murex*) und die eigentliche Purpurschnecke (*purpura, pelagia*), deren ursprünglich gelblichweisser Saft sich durch die Einwirkung der Sonne und unter Mitwirkung von Feuchtigkeit in ein schönes Violett verwandelt, wurden zur Purpurfärberei benutzt. In der Regel kam der ins Scharlachrot spielende Buccinsaft nur in einer Mischung mit dem eigentlichen Purpur in Anwendung, weil die Farbe schnell verblichen wäre, wenn man mit ihm allein gefärbt hätte. Der eigentliche Purpursaft hatte hingegen zwei natürliche Hauptfarben, eine schwärzliche und eine rote, die entweder rein oder durch andere Substanzen verdünnt zum Färben gebraucht wurden. Durch diese Mischung, sowie durch ein mehrmaliges Eintauchen in die Farbe verstanden die Alten die verschiedensten Schattierungen und Abweichungen hervorzubringen, deren Zahl auf dreizehn angegeben wird. Die doppelt gefärbten Purpurgewänder, welche die tyrischen und lakonischen Färbereien vorzugsweise schön lieferten, wurden mit den höchsten Preisen bezahlt, indem das Pfund der doppelt gefärbten tyrischen Wolle auf 1000 Denare (= 870 Mark) zu stehen kam, während von der mit Amethyst-Purpur gefärbten Wolle das Pfund nur mit 300 Mark bezahlt wurde. — Anfänglich beschränkte sich die Färbung mit ächtem Purpur (*blatta*) nur auf jene bald schmaleren, bald breiteren Streifen, mit denen die Toga und die Tunica der Senatoren, Magistrate und Ritter besetzt waren; allmählich aber griff unter den Männern die Mode mehr und mehr um sich, ganz purpurne Gewänder zu tragen, und kein Verbot vermochte dieser Verschwendung Einhalt zu thun. Julius Caesar trug zuerst als ausschliessliche Auszeichnung der höchsten Würde die Purpurtoga und beschränkte den Gebrauch des Purpurs durch ein Luxusgesetz; ebenso gestattete Augustus solche Toga nur den Senatoren, die ein

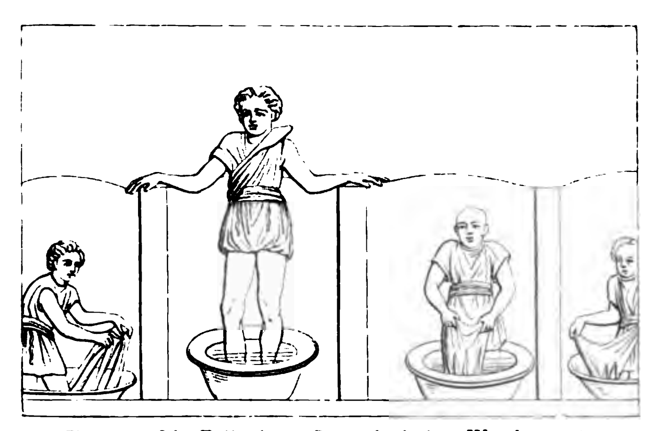


Fig. 950. Die Fullonica. Pompejanisches Wandgemälde.

Staatsamt bekleidet hatten, doch diese kaiserlichen Verbote kamen bald in Vergessenheit. Der Gebrauch des echten Purpurs zur Toga wurde mit der Zeit ein ausschliessliches Recht des Kaisers, und harte Strafen wurden sogar gegen Frauen, die sich in echten Purpur kleideten, sowie gegen die Kaufleute, die mit dieser Ware handelten, verhängt. Nur das Tragen der geringeren Qualität des Purpurs war den Bürgern gestattet.

Dass die Stoffe, nachdem sie vom Webstuhl gekommen waren, erst mit der Schere und Nadel zu Kleidungsstücken verarbeitet wurden, lehrt ein Blick auf den Schnitt der verschiedenen Mäntel und Untergewänder, vorzugsweise aber der Paenula und Tunica. Auch zählte jede vermögende Haushaltung unter der Schar der Sklaven einige, die als Schneider (*vestiarii*, *paenularii*) das Anfertigen der für den Hausstand nötigen Kleider zu besorgen hatten. Dass aber neben diesen Hausschneidern für die Anfertigung der Kleider noch besondere Innungen vorhanden waren, dafür sprechen mannigfache Zeugnisse.

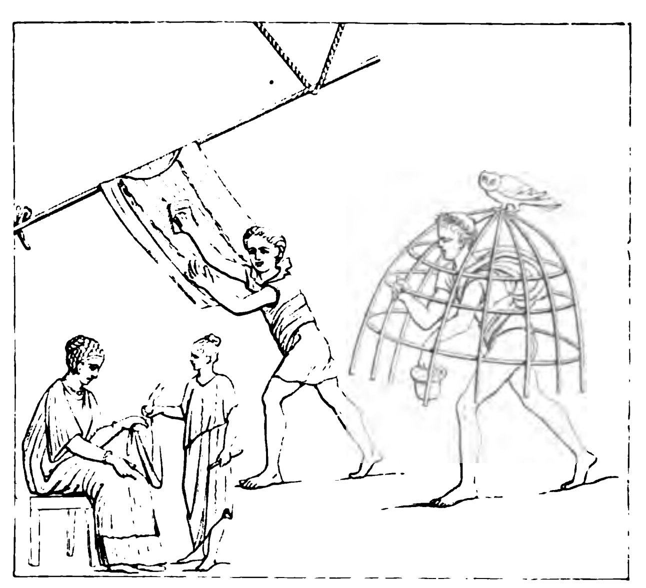
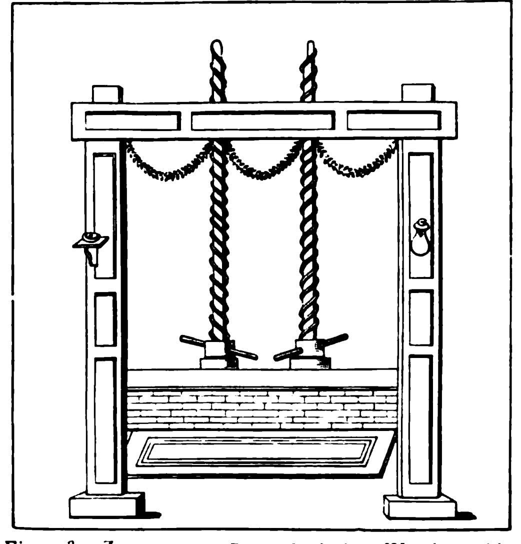


Fig. 951. Die Fullonica. Pompejanisches Wandgemälde.

Eines der wichtigsten Gewerbe war aber neben der Färberzunft das der Walker. Die vorherrschend weisse Tracht, namentlich die der weissen wollenen Stoffe, erforderte künstliche Mittel zu ihrer Reinigung, daher thaten sich schon frühzeitig Walkerinnungen (*fullones*) auf, die, ebenso wie die Tuchweber (*collegium textorum panni*), ein ausgebreitetes und blühendes Geschäft betrieben. Einen Einblick in die bauliche Einrichtung einer solchen Walkerei (*fullonica*), sowie in das Verfahren bei der Reinigung und Appretur der Zeuge gewinnen wir durch eine in Pompeji aufgedeckte Walkerei und die an ihren Wänden angebrachten Wandgemälde, die unter Fig. 950—953 abgebildet sind. An der Hinterwand des Peristyls befinden sich vier grosse gemauerte Wasserbehälter, die, untereinander verbunden, eine verschiedene Höhe haben, so dass das Wasser von dem höchsten bis zu dem niedrigsten Bassin abfliessen konnte. Längs dieser Behälter läuft ein Gang hin, zu dem man mittelst einiger Stufen gelangt. An seiner rechten Seite befinden sich sechs kleine Zellen, wahrscheinlich zur Aufnahme der Waschbutten bestimmt. Ausserdem liegt rechts vom Peristyl ein gewölbtes Zimmer mit einer grossen gemauerten Waschkufe und einem Steintische, der zum Ausschlagen des Zeuges mittelst des Schlag-

holzes bestimmt war; auch die grossen Quantitäten Seife, die sich in diesem Raume vorgefunden haben, bezeichnen ihn als das eigentliche Waschzimmer. An einem der Eckpfeiler des Peristyls hat man nun vier Wandgemälde entdeckt, die uns ein Bild von dem Geschäft des Walkers und Appreteurs geben. Auf dem ersten (Fig. 950) sehen wir in mehreren Nischen mit Wasser gefüllte Kübel aufgestellt, in deren mittlerem ein Walker die Stoffe durch Treten mit den Füssen reinigt, während in den beiden zur Seite stehenden die bereits durchkneteten Gewänder nachgewaschen werden. Wahrscheinlich kamen die Gewänder darauf in die vorhin erwähnten eingemauerten Waschbutten, in denen durch Ueberrieselung von klarem Wasser das zur Reinigung notwendige Nitrum herausgespült wurde. Das zweite Bild (Fig. 951) führt uns in einen anderen Teil der Werkstatt. Im Hintergrunde kratzt ein Arbeiter mit der Karde ein über eine Stange geschlagenes Gewand aus, während von rechts her ein anderer Arbeiter ein Gestell, einem Hühnerkorbe nicht unähnlich, herbeiträgt, über dem die gewaschenen Gewänder ausgespannt wurden, um geschwefelt zu werden. Im Vordergrunde endlich sitzt eine reich gekleidete Frau, die den von einer Arbeiterin überreichten Stoff zu prüfen scheint. Das dritte Bild (Fig. 952) wird, wie die an Stangen aufgehängten Zeuge vermuten lassen, das Innere einer Trockenstube darstellen. Im Vordergrunde überreicht ein junger Mann einer Frau, vielleicht der Vorsteherin der Fullonica, ein Stück Zeug, während ein zur Rechten sitzendes Mädchen eine Karde zu reinigen scheint. Auf dem vierten Bilde (Fig. 953) endlich erblicken wir eine zweischraubige Zeugpresse, die den bei uns gebräuchlichen ganz ähnlich ist.


Fig. 952. Die Fullonica. Pompejanisches Wandgemälde.


Fig. 953. Zeugpresse. Pompejanisches Wandgemälde.

Die Kopfbedeckung und Haarpflege.

Was über die griechischen Hüte gesagt ist, gilt zum grossen Teil auch für die Römer. Wie der Grieche, ging auch der Römer gewöhnlich unbedeckten Hauptes; gewährte doch in einzelnen Fällen die über das Hinterhaupt oder über den Kopf gezogene Toga hinreichenden Schutz. Ausserdem finden wir den Pileus und Petasus nicht nur bei den unteren Volksklassen, die sich bei ihren Handtierungen dem Einfluss jeglicher Witterung aussetzen mussten, allgemein im Gebrauch, sondern auch bei den Vornehmeren als Schutz gegen das Unwetter auf Reisen, wie als Schirm gegen die blendenden Sonnenstrahlen bei den öffentlichen Schauspielen. Den Pileus ersetzte aber auch die aus den nördlicheren Gegenden nach Rom gekommene Kapuze, *cucullus* oder *cucullio* genannt, die hinten an der Paenula oder Lacerna angeheftet war, oder als ein besonderes Kleidungsstück kragenartig umgehängt wurde vgl. Fig. 954.



Fig. 954. Der Cucullus.

Die Sitte, unbedeckten Hauptes zu erscheinen, beanspruchte aber natürlich eine besondere Pflege des Haares. Nach dem Zeugnisse des Varro trugen die Römer bis zum Jahre 454 d. St. langes Haupthaar und lange, das Kinn und die Backen vollkommen beschattende Bärte. Damals kamen die ersten Barbiere (*tonsores*) aus Sicilien nach Rom, und der jüngere Scipio Africanus soll der erste Römer gewesen sein, der sich täglich mittelst des Rasiermessers (*novacula*) rasieren (*radere*) liess; doch scheint die Mode, mit kurzgeschnittenem Haupthaar und rasiert einherzugehen, sich erst nach und nach, und wohl nur bei den Vornehmeren, eingebürgert zu haben. Das Haupthaar wurde entweder wellenförmig getragen oder mit Hilfe des Brenneisens (eines rohrartig gestalteten und daher *calamistrum* genannten Eisens) von den mit diesem Geschäfte betrauten Sklaven, den *ciniflones*, in kurze Löckchen (*cincinni*) gelegt. Ein bei Männern wie bei Frauen zu Anfang der Kaiserzeit allgemeiner Gebrauch war das Tragen künstlicher Haartouren (*capillamentum*) zur Bedeckung des kahlen Kopfes, oder um den Haarwuchs dichter erscheinen zu lassen. Uebrigens scheint, wie aus den Monumenten hervorgeht, das ganz kurz geschorene Haupthaar von der Zeit des Kaiser Macrinus an bis zu der Konstantins des Gr. in Mode gewesen zu sein. — Der volle Bart kam zur Zeit des Hadrian wieder mehr in Aufnahme, wie aus den Münzen hervorgeht, die bis zur Zeit des Konstantin eine ununterbrochene Reihe ähnlicher Portraitköpfe der Kaiser liefern; alle diese erscheinen mit vollen Bärten, nur Elagabalus, Balbinus, der jüngere Philippus und Hostilianus sind mit glattem Kinn dargestellt. Bei der Sorgfalt, welche die Römer auf die Pflege des Bartes und Haares verwandten, war es natürlich, dass das Halten von Babierstuben (*tonstrina*) überall ein höchst einträgliches

Gewerbe bildete. Mit Schermessern (*novacula*), Zangen zum Ausrupfen der Barthaare (*volsella*), Scheren (*axisia*), mit verschiedenen Salben zum Vertilgen der Haare, mit Kamm (*pecten*), Kräuseleisen (*calamistrum*), Spiegel (*speculum*) und den notwendigen Handtüchern waren schon damals die Barbierstuben ausgestattet, die, wie in Griechenland, den täglichen Sammelplatz für die Müssiggänger bildeten.

Fast ebenso wenig Mannigfaltigkeit, wie die Kopfbedeckung der Männer, bot die der Römerinnen dar. Frauenhüte scheint es nicht gegeben zu haben: dagegen wurde die Palla sehr häufig über den Hinterkopf bis zum Scheitel hinaufgezogen (vergl. Fig. 948). Bei weitem kleidsamer war der auf dem Scheitel befestigte Schleier (Fig. 949), der in langen Falten über den Nacken und Rücken herabwallte. Mehr auf den Schutz des Kopfes, sowie auf Erhaltung des bereits geordneten Haares berechnet war die *mitra*, ein haubenartig um den Kopf geknüpftes Tuch, an dessen Stelle mitunter Tierblasen traten.

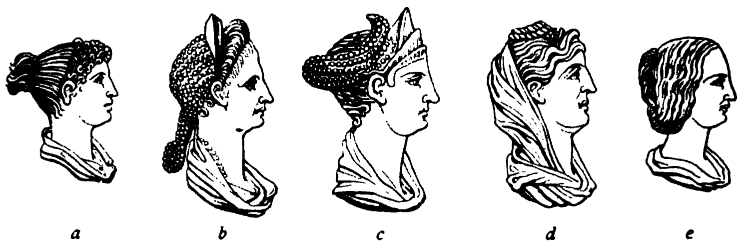


Fig. 955. Römische Haartrachten.

Ueberall bedeckte die Mitra den Kopf nur bis zur Mitte des Scheitels, während vorn das Haar in anmutigen Wellenlinien gescheitelt wurde. Kleidsamer und prächtiger aber war die uns schon von den Griechinnen her bekannte netzförmige, aus Goldfäden gebildete Kopfbedeckung (*reticulum*), eine Tracht, die im Mittelalter und in der Neuzeit wieder Mode geworden ist und einer weiteren Erklärung deshalb nicht bedarf. Solches Reticulum trägt z. B. auf Fig. 951 die sitzende weibliche Figur.

Von bei weitem mannigfaltigerem Interesse dürfte aber eine Zusammenstellung der weiblichen Haartrachten sein, die wir auf den Denkmälern der Kaiserzeit, und besonders auf den Münzen in grosser Menge wahrzunehmen Gelegenheit haben. In den ersten Jahrhunderten der Republik war die weibliche Haartracht eine ungekünstelte und anmutige. Gescheitelt oder ungescheitelt wurde das lange Haar in Wellenlinien nach hinten gekämmt und geflochten oder zusammengedreht (*crines in nodum vincti, crines ligati*) und kranzartig bald auf dem Scheitel, bald tief im Nacken mit Bändern und Spangen befestigt (vgl. Fig. 949). Ebenso beliebt war es, das Haar in langen Locken sich um den Kopf ringeln zu lassen, oder das Stirnhaar in dichten Flechten mit dem Hinterhaar zu verbinden u. s. w.

Dies gilt aber nur für die Unverheirateten; denn die Verheirateten ordneten, wenigstens in früherer Zeit, das Haar in ein hohes, von Binden gehaltenes und umwundenes Toupé, *tutulus* genannt. Mit dem Verlassen der

alten Sitte und mit der immer mehr um sich greifenden Putz- und Gefallsucht der Römerinnen verschwand auch die ungekünstelte Haartracht und machte oft den abenteuerlichsten, aus eigenen oder aus fremden Haaren aufgetürmten Frisuren Platz, wie solche Juvenal (VI 502) schildert:

. . . . Sie bauet Stockwerk auf Stockwerk
Sich auf den Kopf, und erhöht ihn durch Bindebalken zum Turme.

Die Haarpflege bildete ein förmliches Studium, dem von den vornehmen Damen ein nicht geringer Teil der für die Toilette bestimmten Zeit gewidmet wurde. Besondere Dienerinnen, vollkommen eingeweiht in alle jene zahllosen Toilettenkünste, mit denen die Herrin ihre natürlichen Mängel vielleicht zu verbergen suchte, besorgten den Kopfputz ihrer Gebieterin, und mussten nicht selten ihre entblössten Arme und Schultern den Nadelstichen preisgeben, mit denen die launische Schöne etwaige Ungeschicklichkeiten zu strafen pflegte.

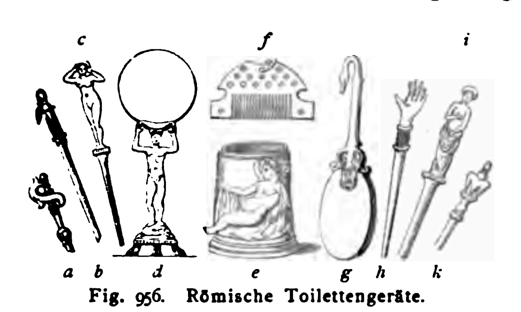


Fig. 956. Römische Toilettengeräte.

Es würde zu weit führen, wollten wir hier alle verschiedenen Formen des Haarputzes aufführen, in denen die Damen der kaiserlichen Familie und andere Römerinnen auf Bildwerken erscheinen; wir haben uns deshalb darauf beschränkt, die Portraitköpfe einiger Kaiserinnen abzubilden (Fig. 955), von denen *a* das Brustbild der Julia, Tochter des Titus, *b* das der Plotina, der Gattin Trajans, *c* das der Sabina, der Gemahlin Hadrians, *d* das der Annia Galeria Faustina, der Gemahlin des Antoninus Pius, *e* das der Julia Domna, der Gattin des Septimius Severus, darstellt. Für jene turmartig konstruierten Haartrachten, sowie für den schnellen Wechsel der Moden reichte aber das eigene Haar nicht immer aus, und eingeflochtene Touren fremden Haares oder vollständige Perücken mussten deshalb den Mangel ersetzen. Selbst die bildende Kunst verschmähte es nicht, jene barocken Haaraufsätze in allen ihren Einzelheiten bei den Portraitstatuen nachzubilden und dem Wechsel der Moden dadurch gerecht zu werden, dass sie den Büsten einen abzunehmenden Kopfputz von Marmor aufstülpte, der nach der gerade herrschenden Mode durch einen anderen ersetzt werden konnte. Neben dem unnatürlichen Haarputz bestand aber auch schon frühzeitig unter den Römerinnen die Unsitte, das eigene Haar zu färben. Schon zu Catos Zeiten war von Griechenland die Mode, dem Haar eine rötlich-gelbe Färbung zu geben, nach Rom übertragen worden, man bediente sich dazu einer aus Talg und Asche bereiteten kaustischen Seife (*spuma caustica*, auch *spuma batava* genannt), die man aus Gallien sich verschrieb. Durch die Verbindung, in welche die langwierigen Kriege die Römer mit den Germanen gebracht hatten, war bei den römischen Damen eine Vorliebe für die blonden Haare (*flavae comae*) der deutschen Frauen erwacht. Diese wurden zum förmlichen Handelsartikel, und aus ihnen

wurden die Perücken angefertigt, mit denen die Römerinnen ihre eigenen Haare bedeckten.

Mehrfach haben wir bereits die Pomaden und Essenzen erwähnt, die bei der Anordnung der Haare gebraucht wurden. Diese duftenden Salben spielten nicht allein bei der Toilette der Frauen, sondern auch bei eitlen Männern eine grosse Rolle, und Cicero bezeichnet namentlich die von Salben glänzenden Genossen des Catilina als eine sittlich verwahrloste Gesellschaft in Rom. Bis zu welchem Grade der Verfeinerung es aber die Römer bereits in der Bereitung dieser Pomaden gebracht hatten, dafür zeugen die fünfundzwanzig Namen von Haarpomaden und Essenzen, die Kriton, der Leibarzt der Kaiserin Plotina, in seinem Werke über Kosmetik uns mit den für ihre Zubereitung nötigen Rezepten hinterlassen hat.

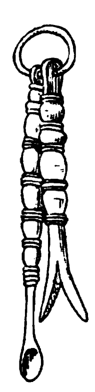


Fig. 957. Toilettengeräte.

Bänder und Nadeln dienten zur Befestigung und zugleich zur Schmückung der Haare. Den Gebrauch der Bänder vergegenwärtigt uns die Anordnung des Haares der auf Fig. 949 zur Seite der Mutter stehenden Tochter. Auch Schnüre von Perlen wurden in das Haar eingeflochten, und aus der Fülle dieses Schmuckes schimmerte die goldene, häufig mit Edelsteinen besetzte Stephane hervor (Fig. 955 *a*, *b*). Zur Vervollständigung des weiblichen Haarputzes rechnen wir noch den unstreitig anmutigsten Schmuck der Kränze hinzu, die bald aus Blumenblättern hergestellt wurden, die auf einander geheftet waren (*coronae sutiles*), bald aus verschlungenen Blüten- und Blätterzweigen bestanden (*coronae plectiles*), für deren Anordnung der Bewohner des Südens ein so grosses Talent zeigt. Von Nadeln (*crinales*) haben die Ausgrabungen eine grosse Menge zu Tage gefördert, von denen wir auf Fig. 956 *a, b, c, h, i, k,* eine kleine Anzahl der geschmackvolleren, aus Elfenbein gearbeiteten abgebildet haben. Unter *e* ist eine elfenbeinerne Salbenbüchse dargestellt, auf deren Oberfläche wir den ruhenden Amor in Reliefarbeit erblicken, und unter *f* ein bronzener Kamm (*pecten*), der aber, wie bei den Griechen, nur zum Auskämmen, nicht zum Befestigen der Haare diente. Unter Fig. 957 fügen wir noch ein paar gleichfalls nötiger Gerätschaften, einen Ohrlöffel nebst Nägelreiniger hinzu.

Die Fussbekleidung.

Ueber die Fussbekleidung werden wir, da die Beschuhung der Römer im wesentlichen mit der oben S. 306 geschilderten Beschuhung der Griechen übereinstimmt, nur weniges hinzuzufügen haben. Der Sandale der Griechen entsprach die römische *solea*. Sie war die Fussbekleidung im Hause sowohl bei Männern als bei Frauen, sowie überall da im Privatleben, wo nicht die Tracht der Toga auch eine andere Beschuhung vorschrieb. Bei Tische pflegte man die Sohlen abzulegen, weshalb die Ausdrücke: *demere soleas* und *poscere soleas* so viel bedeuten, als sich zu Tische legen und von Tische aufstehen. Dass die Römer aber ohne Fussbekleidung, selbst in der älteren Zeit, in ähn-

licher Weise, wie es von den Griechen berichtet wird (vgl. S. 306), öffentlich sich gezeigt hätten, ist nicht wahrscheinlich. Während im gewöhnlichen Leben zu der Tracht der Tunica und Lacerna nur die *soleae* gehörten, bedingte das öffentliche Leben, sobald der Römer sich im Schmuck der Toga zeigte, den geschlossenen, unserem hohen Frauenschuh ähnlichen *calceus*. Auf Bildwerken erblicken wir ihn häufig an den Füssen von Männern und Frauen, und es mag wohl nur in der Farbe und Feinheit des Leders ein Unterschied gewesen sein. *Calcei*, die mit vier bis auf die Waden hinaufreichenden Schnürriemen (*corrigiae*) am Fusse befestigt und mit einer halbmondförmigen, auf dem Spann aufgehefteten Verzierung von Elfenbein (*lunula*) geschmückt waren, gehörten zu der Amtstracht der Senatoren. Davon verschieden ist der *calceus patricius* oder *mulleus*, von rotem Leder und mit hoher, dem Cothurn ähnlicher Sohle, ursprünglich die Tracht der albanischen Könige und später von den Patriziern angenommen; er hatte ein bis an die untere Wade hinaufreichendes und mit Häkchen (*malleoli*) garniertes Hackenleder, an dem die Schnürriemen befestigt wurden. Ohne Zweifel war aber die Farbe nicht das alleinige Unterscheidungszeichen, vielmehr ist es höchst wahrscheinlich, dass in ihrer Form, namentlich aber in der Art ihrer Gürtung um das Bein, ein Unterschied bestanden habe, den wir freilich auf den Monumenten nicht nachzuweisen im Stande sind (vgl. Fig. 958, eine Lampe darstellend, der die Form eines Fusses mit Schuh gegeben ist). Eine andere Art von Schuh, den wir von Frauen getragen finden, zeichnet sich dadurch aus, dass er an der Spitze offen ist (vgl. Fig. 959).

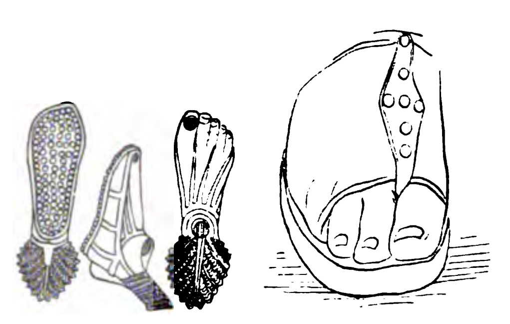


Fig. 958. Römische Schuhe. Fig. 959.

Eine bei weitem grössere Mannigfaltigkeit als bei dem mit dem Namen Calceus bezeichneten Schuhwerk zeigt sich bei den von künstlich verschlungenem Riemwerk gehaltenen Sandalen, sowie bei der vom Spann an aufwärts geschnürten und bis zu den Waden reichenden strumpfartigen Fussbekleidung, für deren Benennung uns jeder Anhalt fehlt. Sie zeichnet sich besonders an den im kriegerischen Kostüm dargestellten Kaiserstatuen durch ihre Eleganz aus, indem die oberen, den Waden sich anschliessenden Ränder ringsum mit Zeug oder Leder garniert sind, auf denen Tierköpfe, wahrscheinlich aus getriebener Metallarbeit verfertigt, angebracht sind.

Noch haben wir die unter dem Namen *caliga* bekannte militärische Fussbekleidung der Kaiserzeit zu erwähnen, nach welcher der im Lager geborene und im Lager erzogene Kaiser Cajus Caesar den Beinamen Caligula erhalten hat. Wahrscheinlich war es ein Stiefel mit kurzem, oben umgebogenem Schaft, ähnlich der zum spanischen Kostüm des Mittelalters gehörenden Fussbekleidung der Männer.

Wir hatten oben bereits der verschiedenartigen Riemengeflechte gedacht,

mit denen die Sohlen und Schuhe an den Fuss selbst und von den Knöcheln aufwärts um das Bein befestigt zu werden pflegten. Meistenteils bedeckten diese Binden die Hälfte der Wade (*fasciae crurales*, *tibiales*), hüllten jedoch mitunter auch den Oberschenkel ein (*fasciae feminales*); letztere Tracht wurde indes als Zeichen der Weichlichkeit betrachtet. Auf den historischen Denkmälern der Kaiserzeit erblicken wir sämtliche römische Legionare mit Strümpfen bekleidet, die bis zur Hälfte der Waden reichen; über diesen liegt ein Riemengeflecht, das den Hacken, die Fussplatte, mit Ausschluss der Zehen, und das Bein bis einige Zoll oberhalb der Knöchel umschliesst, eine wahrscheinlich beim Militär eingeführte und unstreitig für den Marsch höchst bequeme Tracht.

Beinkleider (*braccae*) waren ursprünglich nur bei den Barbaren gebräuchlich, wurden aber von den römischen Soldaten angenommen, die in ihren Kämpfen mit den nordischen Völkerschaften sich längere Zeit dem rauheren Klima aussetzen mussten.

Der Schmuck.

Die Schmucksachen der Römerinnen sind im allgemeinen so wenig von denen der griechischen Frauen unterschieden, dass wir auf das oben S. 309 Gesagte verweisen und uns hier nur mit der Hinzufügung weniger Bemerkungen begnügen können.*)

Ueber die Haarnadeln (*crinales*) und ihren Gebrauch haben wir bereits auf S. 741 gesprochen und dort auch unter Fig. 956 eine Anzahl von Nadeln abgebildet. Einfachere, etwa 0,18—0,20 m lange und mit runden oder abgekanteten Knöpfen, oder auch mit einem Oehr zum Befestigen der Perlenschnüre versehen, finden sich fast in allen Sammlungen vor. Ueber den Goldreif, der gleichzeitig zum Festhalten des Tutulus und zum Schmuck diente, haben wir gleichfalls auf S. 741 gehandelt, hier wollen wir nur auf die elastischen goldenen vorn offenen Spangen aufmerksam machen, die in der unter Fig. 949 dargestellten Scene den Kopf der Braut umgeben.

Um den Nacken wurden Halsbänder (*monilia*) und bis auf den Busen herabreichende Halsketten (*catellae*) von Gold, mit Edelsteinen und Perlen besetzt, getragen. Als Beispiel bilden wir eine in Siebenbürgen gefundene, jetzt in Wien befindliche goldene Halskette von 1,71 m Länge ab (Fig. 960), an der mittelst dreissig kleiner Ringe fünfzig Instrumente *en miniature* befestigt sind Sicheln, Messer der verschiedensten Art, Scheren, Schlüssel, Gartengerätschaften,

*) Ein vollständiger Damenschmuck, bestehend aus Arm- und Halsbändern, Ringen, Ohrgehängen, Brochen und Nadeln, wurde im Jahre 1841 in Lyon aufgefunden (vgl. Comarmond, Description de l'écrin d'une dame romaine, trouvé à Lyon en 1841. Paris et Lyon 1844). Besonders kostbar sind hier die aus Smaragden, Granaten, Saphiren, Amethysten und Korallen gebildeten sieben Colliers (vgl. Marquardt, Röm. Privataltertümer 2. Abt. 1867 S. 294) Welchen Luxus die Römerinnen mit Geschmeiden trieben, geht aus einer Stelle im Plinius (n. h. IX 117) hervor, in der es heisst, dass Lollia Paulina, die Gattin Caligulas, bei gewöhnlichen Gelegenheiten einen Schmuck im Werte von 40 Millionen Sesterzen (= 9 Millionen Mark) zu tragen pflegte.

Anker, Sägen, Zangen, Hammer u. s. w., alle auf das zierlichste gearbeitet, erblicken wir an dieser Kette in buntem Gemisch. — Eine besondere Beachtung verdient die an dieser Halskette befestigte Kapsel (*bulla*), welche die Bestimmung hatte, einen Talisman wider den bösen Blick und Zauber (*fascinatio*) in sich aufzunehmen. Solche Amulete, die mehrfach auf Denkmälern erscheinen und in wohlerhaltenen Exemplaren sich erhalten haben, wurden von allen pueri ingenui bis zum Ablegen der Toga praetexta getragen nnd waren bei Kindern reicherer Familien aus Goldblech, bei den ärmeren Klassen aus Leder verfertigt. Auch Mädchen pflegten solche entweder rund, halbmondförmig oder herzförmig gestaltete Kapseln zu tragen, um sich vor Zauber zu schützen. Der Zeitpunkt, an dem das weibliche Geschlecht diesen Talisman ablegte, wird durch den Eintritt in die Ehe bezeichnet worden sein. Auch Männer, z. B. die römischen Triumphatoren, pflegten bei besonderen Gelegenheiten die Bulla als Mittel gegen Fascination zu tragen (*inclusis intra eam remediis, quae crederent adversus invidiam valentissima*), vergl. die Bulla an der unter Fig. 960 dargestellten Halskette.

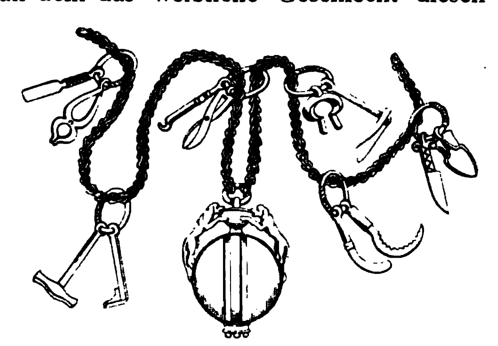


Fig. 960. Halskette einer Römerin.

Armbänder (*armillae, bracchialia*), in Schlangenform oder bandartig, in Ringform, oder aus Draht geflochten, zierten den Ober- und Unterarm der Frauen. So geschmückt erscheinen diese häufig auf antiken Bildwerken; auch werden Armbänder aus Bronze oder edlem Metall häufig in römischen Gräbern gefunden. Dass diese auch in den ältesten Zeiten bei den Männern der das römische Gebiet umwohnenden Völkerschaften gebräuchlich waren, geht aus jener Erzählung hervor, nach der Tarpeia ihre Vaterstadt für die von den Sabinern am linken Arm getragenen Armbänder verriet, sowie aus den auf den Deckeln der etruskischen Aschenkisten liegenden männlichen Figuren. Zur Kaiserzeit kamen diese massiven Armringe wieder in Aufnahme, jedoch nur als Ehrengeschenke für bewiesene Tapferkeit.

Ohrgehänge (*inaures, pendentes*) waren bei den Römerinnen ebenso üblich, wie bei den Griechinnen (vergl. S. 312). Wie die vielen in Pompeji aufgefundenen Exemplare ergeben, waren, wenigstens in der ersten Kaiserzeit, die in Form von Kugelsegmenten gebildeten besonders beliebt. Ohne Zweifel war bereits im Altertume der Schmuck dem Wechsel der Mode unterworfen und wurde nach der gerade herrschenden umgebildet. Daneben erscheinen Ohrgehänge von Perlen und Edelsteinen, die mittelst feiner Drahthäkchen im Ohr befestigt wurden (vergl. Fig. 949). Ebenso war es Mode, eine einzelne grosse Perle (*unio*) im Ohr zu tragen. Die weissen, der Farbe des Alauns ähnlichen Perlen waren die geschätztesten, und ihre Grösse, Rundung und Glätte bestimmten den Wert, der für sie gezahlt wurde. So beschenkte Caesar die Mutter des Marcus Brutus mit einer Perle, die sechs Millionen Sestertien

= 1,050,000 Mark gekostet hatte, und bekannt ist die Erzählung von jener Perle, die Kleopatra in Essig aufgelöst hinuntertrank, und deren Wert sich auf zehn Millionen Sestertien oder 1,744,100 Mark belaufen haben soll.

Ein gleicher Luxus wurde aber auch mit den Ringen getrieben, in die geschliffene Edelsteine oder geschnittene Steine eingesetzt waren. Die Einfachheit der älteren Zeit zeigte sich auch hier wiederum darin, dass man damals nach einer von den Etruskern angenommenen Sitte nur einen einfachen eisernen Siegelring an der rechten Hand trug, und das Andenken an diese Sitte erhielt sich, als schon der Gebrauch der goldenen Ringe allgemein geworden war, noch in manchen altrömischen Geschlechtern durch das Tragen und den Gebrauch eines eisernen Siegelringes. Ursprünglich galt das Recht, einen goldenen Ring zu tragen, nur als ein Insigne der an auswärtige Völker geschickten Gesandten, denen auf Staatskosten zur Erhöhung ihres Ansehens derartige Ringe gegeben wurden, später als das der Senatoren und der Magistrate, die ihnen an Rang gleich standen, zuletzt auch als das der Ritter. Als aber in Folge der Bürgerkriege die gesetzliche Ordnung gelöst war, und viele Ritter durch den Verlust des Census gezwungen waren, aus dem Ritterstande auszutreten, eigneten sich viele Unbefugte das *jus annuli aurei* an, so dass der Goldring nach und nach seine ursprüngliche Bedeutsamkeit gänzlich verlor. Was jene mit Edelsteinen und Gemmen verzierten Ringe betrifft, über die wir in dem Abschnitte über die griechischen Ringe (S. 314 f.) ausführlicher gesprochen haben, so ging die Liebhaberei für sie und der Luxus, der vorzugsweise mit schön geschnittenen Steinen getrieben wurde, wohl durch alle Schichten der Bevölkerung hindurch. Fast alle Ausgrabungen fördern solche Ringsteine zu Tage, so dass man aus der Vergleichung des Stils dieser Denkmäler im Stande ist, einen Ueberblick über die Leistungen der antiken Sphragistik von ihren glänzendsten Erzeugnissen zur Zeit Alexanders des Grossen an bis auf die Zeit des gänzlichen Verfalls der künstlerischen Technik zu gewinnen. Dass diese Kunstübung vorzugsweise von Griechen gepflegt wurde, beweisen die von den Schriftstellern und Inschriften erhaltenen Künstlernamen. Mit diesen teils zum Siegeln, teils nur für den Schmuck bestimmten Ringen, für deren Aufbewahrung besondere Ringkästchen (*dactyliothecae*) bestimmt waren (vgl. Fig. 413), beluden Römer und Römerinnen ihre Finger. Wie weit der Luxus getrieben wurde, geht daraus hervor, dass man sich verschiedene Ringgarnituren hielt, die man je nach der Jahreszeit, die leichtere im Sommer, die schwerere im Winter, ansteckte. Auch grössere öffentliche und Privat-Daktyliotheken, in denen die auf den Eroberungszügen erbeuteten geschnittenen Steine aufgestellt waren, gab es bereits damals zu Rom. So besass der schon mehrfach erwähnte Scaurus unter seinen Schätzen griechischer Kunst auch eine Gemmensammlung; Pompejus stellte die reiche von Mithradates erbeutete Sammlung geschnittener Steine als Weihgeschenk im Capitol auf, und Caesar sogar deren sechs im Tempel der Venus Genitrix.

Schliesslich erwähnen wir die zur Befestigung der Gürtel und mantelartigen Kleidungsstücke notwendigen Schnallen oder Brochen (*fibulae*), die bei den Frauen zur Befestigung der Palla und anderer Umhänge, bei den Männern

hauptsächlich zur Verknüpfung der Enden des Sagum und Paludamentum auf der rechten Schulter im Gebrauch waren, so dass sie die für unsere Tracht notwendigen Knöpfe, Haken und Nadeln vertraten; dadurch erklärt sich das zahlreiche Vorkommen dieser Fibulae an allen einst bewohnten Stätten. Die Bronze, aus der zur Zeit der Sitteneinfachheit diese Schmuckgegenstände gefertigt wurden, genügte bald nicht mehr dem zunehmenden Luxus, Fibulae aus Silber und Gold, häufig mit kostbaren Edelsteinen und Cameen besetzt (*fibulae gemmatae*), kamen allgemein in Aufnahme; wurde doch zur Zeit des Aurelian selbst den gemeinen Soldaten statt der silbernen das Tragen von goldenen Schnallen gestattet. Am häufigsten finden sich die bügelförmigen Fibulae mit mehr oder minder reicher Verzierung des Bügels und einer elastischen oder durch ein Charnier befestigten Nadel; daneben erscheinen schnallenförmige Fibulae (Fig. 961). Alle gleichen in ihrer Konstruktion den bei uns gebräuchlichen Plaidnadeln und Brochen.

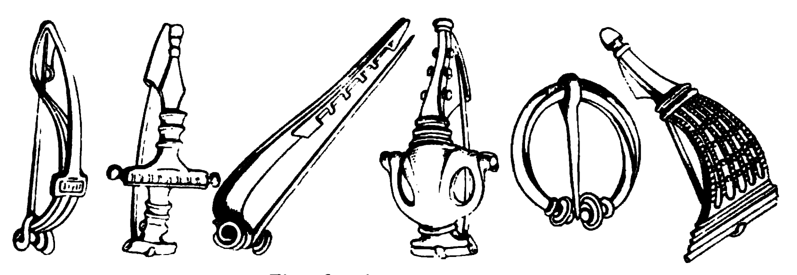


Fig. 961. Römische Fibulae.

Spiegel von Glas waren den Römern unbekannt, statt ihrer bediente man sich polierter Metallspiegel von runder Form, also ganz wie bei den Griechen (s. o. S. 317). Der an diesen angebrachte Griff (Fig. 956 *g*, vergl. Fig. 417) diente dazu, das Gerät vor dem sich Spiegelnden emporzuhalten, oder nach dem Gebrauch an der Wand aufzuhängen. Für die Aufbewahrung kostbarer Spiegel bediente man sich jedoch besonderer Behälter. Daneben gab es andere Spiegel, die keinen Griff hatten, sondern durch ein Charnier mit einem Deckel verbunden waren, der die Spiegelfläche bedeckte. Andere Spiegel konnten aufgestellt werden, wie bei dem unter Fig. 956 *d* abgebildeten ersichtlich ist: ein Figürchen, auf einer Schildkröte stehend, die wiederum auf einer mit Füssen versehenen Basis ruht, bildet hier den Griff und Träger der Spiegelscheibe. Ueberhaupt wurde, wie bei allen Geräten, auf die Verzierung des Griffes eine ungemeine Sorgfalt verwendet, und ausserdem bot die Rückseite der Scheibe sowohl, wie ihr äusserer Rand hinlänglich Raum, sie durch bildliche Darstellungen und Ornamente zu schmücken. Anfänglich waren die Spiegel aus Zinn und Kupfer hergestellt, später aber aus feinem Silber verfertigt; als Erfinder dieser Silberspiegel wird Pasiteles, ein Zeitgenosse des Pompejus, genannt. Zur Zeit des Plinius wurde sogar die Rückseite der Platte vergoldet, weil man der Meinung war, dass der Spiegel dadurch das Bild treuer wiedergäbe. Welche Summen aber für die Anschaffung jener kostbaren

silbernen und goldenen Stehspiegel, die der Höhe eines Menschen gleichkamen (*specula totis corporibus paria*, Seneca quaest. nat. I 17), von den römischen Damen verschwendet wurden, geht aus der bitteren Bemerkung Senecas hervor, dass ein einziger Spiegel zu seiner Zeit mehr koste, als in alten Zeiten die Mitgift betragen habe, die der Staat den Töchtern armer Feldherren zu geben pflegte. Der Aermere begnügte sich natürlich mit Spiegeln, die aus einer das Silber imitierenden Masse, aus einer Mischung von Kupfer mit Blei, hergestellt waren.

Toilettenkünste.

Schliesslich haben wir noch einige Worte über die Toilettengeheimnisse der Römerinnen hinzuzufügen, in die wir durch die beissende Satire alter Autoren eingeweiht werden. Während der Nacht wurde zur Erhaltung des feinen Teints eine Larve (*tectorium*), aus Brotteig und Eselsmilch bereitet, über das Gesicht gelegt, eine Erfindung der Poppaea, der Gemahlin des Nero, weshalb dieses kosmetische Mittel auch den Namen *Poppaeana* führte. Ein anderes Mittel zur Entrunzelung der Haut bestand in einer aus Reis und Bohnenmehl gebildeten Larve. Mit lauwarmer Eselsmilch wurde dann das Gesicht von dieser Kruste gereinigt, und im Laufe des Tages pflegte diese Abwaschung des Gesichts mit frischer Milch mehrere Male wiederholt zu werden, zu welchem Zwecke, wie Plinius (nat. hist. XXVIII 12) berichtet, Poppaea, die auch zum Bade Eselsmilch verwendete, sich von Herden von Eselinnen begleiten liess. Ein nicht minder entwickeltes Raffinement fand auch in der Bemalung des Gesichts mittelst kostbarer, mit Speichel angerührter weisser (*creta*, *cerussa*) und roter Schminken (*fucus minium, purpurissum*) statt. Nicht allein, dass die Augenbrauen und Wimpern schwarz gefärbt oder durch künstlich gemalte ersetzt wurden, sogar das Durchschimmern der Adern an den Schläfen pflegten die Damen mit aufgetragenen Strichen einer zarten blauen Farbe anzudeuten. Nicht minder erfinderisch war man in den Mitteln zur Reinigung und Erhaltung der Zähne und des Zahnfleisches durch Zahnpulver und Tinkturen. Die Kunst, falsche Zähne und Gebisse aus Elfenbein mit Golddraht verbunden einzusetzen, war schon zur Zeit, als die Zwölftafelgesetze gegeben wurden, den Römern bekannt, da es dort heisst, dass es verboten sei, den Toten Gold mit ins Grab zu geben, mit Ausnahme des zum Einsetzen falscher Zähne nötigen. Solche mit Gold eingesetzten Zähne sind übrigens mehrfach zum Vorschein gekommen, z. B. in Falerii, dessen Funde in dem neuen römischen Museum (Villa di Papa Giulio) aufbewahrt werden.

Die Mahlzeiten.

Was zunächst die Tageszeiten betrifft, zu denen die Römer Speise zu sich zu nehmen pflegten, so bildeten in Wein getauchtes oder mit Salz gewürztes Brot, Trauben, Oliven, Käse, Milch und Eier den Morgenimbiss (*ientaculum*, *iantaculum*), der je nach der Zeit des Aufstehens bald früher, bald

später genossen wurde. Ihm folgte etwa um unsere Mittagszeit, oder nach der römischen Zeiteinteilung um die sechste Stunde, das *prandium*, das aus gediegeneren warmen, sowie kalten Speisen zusammengesetzt war. Die Hauptmahlzeit (*cena*) endlich fiel in die neunte Stunde, also etwa um die Mitte zwischen Mittag und Sonnenuntergang. Zu den Hauptnahrungsmitteln des gemeinen Mannes in älterer, sowie in späterer Zeit gehörte der aus Dinkel (*far*, *ador*) bereitete Mehlbrei (*puls*), der die Stelle des Brotes vertrat. Dazu kamen grüne Gemüse, wie Kohl (*brassica*), Rüben und Rettige (*napus, beta, pastinaca*), Lauch (*porrum*), Knoblauch (*allium*), Zwiebeln (*cepa*), Hülsenfrüchte (*legumina*), Gurken (*cucumis*), Kürbisse (*cucurbita*), Melonen (*melo*) u. s. w., während der Genuss von Fleischspeisen wohl nur bei festlichen Gelegenheiten stattfand. Erheischten aber solche Gelegenheiten einen besonderen Aufwand

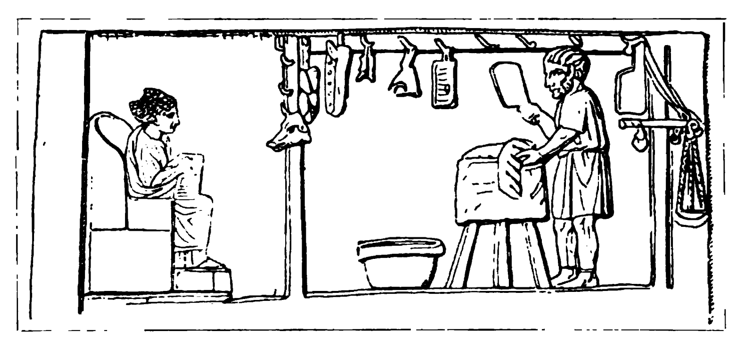


Fig. 962. Fleischladen des Macellum.

an Speisen, so gab es auf dem *macellum*, wie der Viktualienmarkt in Rom, wie in anderen Städten genannt wurde (vgl. S. 675), alles zu kaufen, was man nötig hatte (vgl. Fig. 962, einen Fleischladen des Macellum darstellend). Natürlich gab es auf dem *macellum* auch Köche in Menge, die ihre Dienste anboten. Erst mit dem durch die Eroberungen in Griechenland und Asien beginnenden Verfall der Sitten trat in den Häusern der Reichen in Bezug auf die Auswahl und Zahl der Speisen eine wesentliche Veränderung ein. Die einfachen vegetabilischen Gerichte genügten nicht mehr den Ansprüchen der Feinschmecker: Fleisch- und Fischspeisen, Salate, feine Gewürze und ausgesuchte Obstsorten bildeten die Tafelfreuden, vergl. noch Fig. 963 und 964, zwei pompejanische „Stillleben“; während das eine für einen einfacheren Tisch ein Roastbeef, Brot und Wein zeigt, lässt das andere ausgesuchte, in Glasgefässen und Töpfen aufbewahrte Früchte, Amphoren mit feinem Wein und die verschiedensten Meereserzeugnisse erkennen. Und während früher nur für festliche Gelegenheiten ein Koch gemietet wurde, waren jetzt unter den Haussklaven Scharen von Köchen und Küchenjungen selbst für die Bereitung der gewöhnlichen Mahlzeiten die Regel, vgl. oben Fig. 638. Ebenso wurde das Backen, das früher von den Frauen besorgt wurde, einem besonderen Sklaven übertragen, der seine Kunst mit Bereiten von Pasteten, im Formen feiner Back-

waren zu allerlei künstlichen Gestalten, kurz in allen Zweigen der Konditorei zu zeigen hatte. Daher auch die hohen Summen, die für geschickte Köche und Konditoren gezahlt wurden. Im allgemeinen aber kann man annehmen, dass sich der Luxus nicht in einer mit der Verfeinerung der Sitten wohl verträglichen Feinschmeckerei zeigte, sondern vielmehr in einer wahrhaft unsinnigen und widerlichen Schlemmerei, der die Aufwandsgesetze nur einen schwachen Damm entgegenzustellen vermochten.

Gehen wir zunächst etwas näher auf die dem Tierreich entnommenen Speisen ein, so finden wir unter den Seefischen, deren geringere Arten, wie der *lacertus,* die *maena* und die kleineren Seebarben (*mullus*) von der ärmeren Volksklasse, sowie von dem Mittelstande häufig genossen wurden, zunächst die grosse Seebarbe (*mullus*), weil am teuersten, deshalb auch auf der Tafel der Reichen als den begehrtesten Fisch. Nach ihrem Gewicht stieg auch der für sie gezahlte Preis, und mehrfach wird erwähnt, dass ein solcher Fisch von vier Pfunden 1000, ein sechspfündiger 6000 Sestertien und so fort im steigenden Verhältnis zu seiner Grösse zu stehen kam. Von anderen Fischen, die ebenso geschätzt waren, erwähnen wir die *muraena,* eine Art Meeraal, von denen die vorzüglichsten die Meerenge von Sizilien und Tartessus lieferte, den *rhombus* (Butte), vorzugsweise von Ravenna bezogen, die *aurata,* den in Fischteichen gezogenen *lupus* (Hecht) u. a. m., endlich die von den pontischen, sardinischen und spanischen Küsten bezogenen gesalzenen Fische, die unter dem Namen τάριχος einen bedeutenden Handelsartikel bildeten. Endlich haben wir hier der verschiedenen Fischsaucen (*garum, muria, alec*) zu gedenken, von denen das *garum* besonders in Pompeji angefertigt wurde. Unter den Schaltieren waren die essbare Purpurmuschel (*murex*), der Meerigel (*echinus*), Schnecken (*cochlea*), vor allen aber die Auster (*ostrea*) besonders beliebt, die Plinius (nat. hist. XXXII 6, 21) als die Krone aller Gerichte (*palma mensarum divitum*) bezeichnet. Um diese Fische und Schaltiere stets vorrätig zu haben und um sie nach dem weiten Transport für die Tafel gehörig mästen zu können, legten die Römer Teiche (*piscinae, vivaria piscium*) an, die je nach der Beschaffenheit des Wassers, in dem die Tiere ursprünglich lebten, entweder mit süssem oder mit Seewasser (*dulces* und *salsae*) gefüllt waren und, um den Zufluss und Abzug des Wassers herbeizuführen, mit Kanälen in Verbindung standen, deren Mündungen durch eherne Gitter verschlossen waren. Licinius Muraena soll die ersten Fischbehälter eingeführt haben, ja Lucullus liess, um seine für die Seefische bestimmten Piscinen stets mit frischem Wasser speisen zu können, einen am Meeresufer gelegenen Bergrücken durchstechen und so



Fig. 963. Pompejanisches Stillleben.

das Seewasser hineinleiten. Nicht minder berühmt waren die Piscinen, die der Redner Hortensius zu Bauli in der Gegend von Bajae anlegen liess, und seine Liebe zu den eingesetzten Muraenen ging nach dem Zeugnis des Plinius (IX 55, 81) sogar so weit, dass er über den Tod eines dieser Tiere bittere Thränen vergossen haben soll. Von der Antonia, der Gemahlin des Drusus, wird erzählt, dass sie einer ihrer Lieblings-Muraenen Ohrgehänge angehängt habe. Ueberhaupt gehörte die Züchtung und Zähmung dieser Fische zu den Vergnügungen der vornehmen Müssiggänger. Die Erfindung der Austerbassins (*vivaria ostrearum*) wurde dem Sergius Orata, einem Feinschmecker, der diesen Beinamen von seiner Vorliebe für die Goldbrasse (*orata*) erhalten haben soll, zugeschrieben. Schneckenbehälter endlich legte zuerst Fulvius Lupinus im Gebiet von Tarquinii an. Bei diesen letzteren nahm man besonders darauf Rücksicht, die verschiedenen Arten der Schnecken, unter denen die Reatinischen,

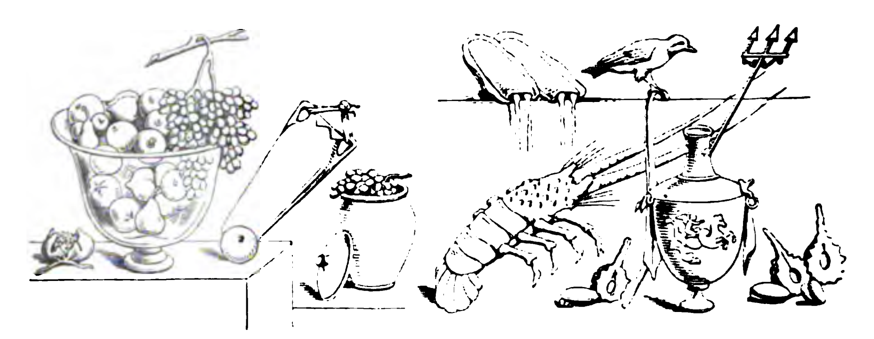


Fig. 964. Pompejanisches Stillleben.

Illyrischen, Afrikanischen und Solitanischen vorzugsweise beliebt waren, zu sondern und sie mit einer Mast aus verdicktem Most und Mehl zu füttern.

Ebenso wie für die Fische hielten sich aber auch die Römer auf ihren ländlichen Villen zur Mästung und Zucht von Vögeln *vivaria avium* und *aviaria*, als deren Erfinder M. Laenius Straton zu Brundisium angegeben wird: in ihnen wurden ausser dem gewöhnlichen Hausgeflügel auch Feigendrosseln, Perlhühner, Fasanen, Pfauen und die so beliebten Krammetsvögel gezüchtet. Keineswegs jedoch hat man sich diese Aviarien auf der Villa rustica eines reichen Römers so zu denken, wie etwa den Hühnerhof des Gutsbesitzers der Neuzeit, auf dem ausser einem Volke in- und ausländischen Geflügels ein Pfauenpaar, nur zur Augenweide bestimmt, einherstolziert; vielmehr wurden seitdem Hortensius die Pfauen aus Samos nach Rom verpflanzt und den ersten Pfauenbraten seinen Gästen vorgesetzt hatte, diese Tiere, ebenso wie die aus Vorderasien eingeführten Fasanen, herdenweise in den Aviarien gezüchtet, und Pfaueneier, Fasanen und Krammetsvögel, die in unglaublicher Menge in ausgedehnten Geflügelhäusern gezogen wurden, gehörten damals zu den leckersten Gerichten. Die Piscinen und Aviarien hatten nicht bloss für die Tafel des Besitzers ihren Tribut zu liefern, sondern es wurde auch mit diesen Tieren ein einträglicher Handel getrieben, und die hieraus gezogenen Einkünfte deckten

nicht nur die bedeutenden Kosten, die mit der Anlage und Erhaltung dieser Tierparks verknüpft waren, sondern bildeten auch eine Hauptquelle zur Befriedigung der übrigen kostspieligen Neigungen der Reichen.

Von Säugetieren ass man vorzugsweise gern Hasen, zu deren Zucht man gleichfalls besondere Einfriedigungen, *leporaria* genannt, anlegte; ferner Kaninchen, Böckchen, von denen die besten Ambracia lieferte, und zahme und wilde Schweine. Vorzüglich beliebt waren von diesem Tiere, ausser dem Euter (*sumen*), der Bärmutter (*vulva*) und der Leber (*ficatum*), die man nach einer von dem Kochkünstler Marcus Apicius erfundenen Methode, ebenso wie die Gänseleber, durch Uebermästung der Tiere besonders gross und schmackhaft zu machen verstand, die Schinken (*perna*) und Würste (*botulus, tomaculum*); letztere wurden schon damals in den mannigfachsten Zusammenstellungen bereitet und auf der Strasse in tragbaren Blechöfen von Wurstverkäufern (*botularii*) mit lautem Rufe feilgeboten.

Unter den Gemüsen nennen wir die verschiedenen zu Salaten gebrauchten Blattpflanzen: Raute (*ruta*), Lattich (*lactuca*), Kresse (*lepidium*), Malven (*malve*), Ampher (*lapathum*). Wo die einheimischen Gemüse und Salate dem verwöhnten Gaumen römischer Feinschmecker nicht genügten, mussten die Küchengärten der Provinzen ihre feinen Sorten auf die Tafel der Reichen liefern. Besonders reich war aber Italien an einheimischen und eingeführten Obstbäumen, so dass Varro bereits die Halbinsel als einen einzigen grossen Obstgarten bezeichnen konnte. Aepfel, namentlich Honigäpfel (*melimela*), Birnen, Pflaumen, Kirschen, Quitten, Pfirsiche, Granatäpfel, Feigen, Nüsse, Kastanien, Weintrauben, Oliven und andere Obstsorten, kurz alle jene Früchte, die bildlich auf Wandgemälden dargestellt sind, durften auf keiner Tafel fehlen. Melonen, Apfelsinen, Limonen, Pomeranzen und Citronatcitronen gab es zu Plinius Zeiten noch nicht in Italien. Erst in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung begann der Anbau der Melonen und Citronen; während der Kreuzzüge kamen die Limone und bittere Pomeranze (Orange) nach Europa; am spätesten aber die Apfelsine, die aus ihrem Heimatlande China erst durch die Portugiesen im 16. Jahrhundert nach Europa verpflanzt wurde. Ebenso waren von den Cerealien nur der Weizen und die Gerste den Römern bekannt; es fehlten die nordischen Kornarten, der Hafer und Roggen, und der jetzt für den gemeinen Italiener so wichtige Mais verbreitete sich erst seit der Entdeckung Amerikas auch über Italien; ebenso der Reis, dessen Kultur sich damals noch auf Ostindien beschränkte.

Vorzugsweise war es nun die Cena, bei der Koch- und Backkunst das Höchste zu leisten bemüht war und der grösste Aufwand entfaltet wurde. In älterer Zeit bestand diese Hauptmahlzeit aus zwei, später aus drei Abteilungen, deren erste, die Vorkost (*gustus. gustatio*), aus Gerichten zusammengesetzt war, die auf die Esslust erregend einwirken sollten, wie Schaltiere, leichte Fischspeisen, weiche Eier, Salate, Kohl u. dgl. m. Dazu genoss man eine Mischung von Honig mit Wein oder Most, die aus $^4/_5$ Wein und $^1/_5$ Honig oder aus $^{10}/_{11}$ Most und $^1/_{11}$ Honig bereitet wurde, also eine Art Met, *mulsum* genannt, weshalb diese erste Abteilung auch den Namen *promulsis* erhielt.

Diesen Entrées folgte die eigentliche Cena. Die Speisen wurden in Gängen (*ferculum*) aufgetragen, deren jeder, mochte er auch aus noch so viel gleichzeitig auf einem Tafelaufsatz (*repositorium*) aufgetragenen Schüsseln bestehen, *prima*, *altera* und *tertia cena* genannt wurde. Den Schluss bildete der Nachtisch (*mensae secundae*), bei dem allerlei Backwerk, Konfekt, sowie getrocknetes und frisches Obst gereicht wurde. Einen solchen Küchenzettel für eine *cena pontificalis*, mit der Lentulus, etwa um die Mitte des letzten Jahrhunderts der Republik, den Antritt seines Priesteramtes feierte, hat uns Macrobius aufbewahrt. Wir teilen ihn nach Böttigers Uebertragung in einer für unsere Küche verständlichen Bezeichnung hier mit. Die *gustatio* bestand aus zwei Gängen, deren ersteren Seeigel, frische Austern, in beliebiger Quantität zu verzehren, Pelorische Gienmuscheln, Lazarusklappen, Weindrossel auf Spargel, eine fette Henne, eine Schüssel mit zugerichteten Austern und Gienmuscheln untereinander, schwarze und weisse Meertulpen bildeten. Der zweite Gang bestand aus Lazarusklappen, süssen Gienmuscheln, Meernesseln, Feigenschnepfen, Cotelets von Reh- und Schweinswildpret, Hühnerpasteten, wiederum Feigenschnepfen und Stachel- und Purpurschnecken. Bei der darauf folgenden eigentlichen Cena wurden der Gesellschaft Schweinseuter, wilder Schweinskopf, Ragout aus Schweinseuter, gebratene Entenbrüste, wilde Enten fricassiert, Hasenbraten, gebratene Hühner, Crême aus Kraftmehl und picentinische Brötchen vorgesetzt. Eines Nachtisches wird nicht gedacht.

Um ein Bild von der Kochkunst, zugleich aber auch von der Verschwendung zu geben, die bei den römischen Gastmälern der Kaiserzeit herrschte, teilen wir hier einige Bruchstücke der Beschreibung des von Petronius geschilderten Gastmals mit, das Trimalchio, ein Mann, der aus dem niedrigsten Sklavenstande stammend, durch allerlei Glückszufälle zu unermesslichem Vermögen gelangt war, dem aber inmitten dieser Reichtümer dennoch die gemeinen Sitten seines früheren Standes anklebten, seinen Genossen gab. Der Gastgeber selbst, eine lachenerregende Figur, dessen geschorenes Haupt aus einem darum gewundenen scharlachnen Tuche höchst wunderlich hervorguckte, während von dem mit Tüchern umwickelten Halse eine breite mit Purpurstreifen, Franzen und Troddeln geschmückte Serviette herunterhing und Ringe und Spangen seine Arme schmückten, liess sich erst, als schon die Gustatio im vollen Gange war, hereintragen und nahm, ganz gegen die feinere Sitte, den ersten Platz an der Tafel ein. Encolpius, einer der Gäste, beschreibt nun das Gastmahl in folgender Weise: „Jetzt wurde eine sehr reichliche Vorkost aufgetragen, denn alle lagen schon an ihren Plätzen. Auf dem Speisebrette stand ein Esel von korinthischem Erz mit einem Quersack, der auf der einen Seite grüne, auf der anderen schwarze Oliven enthielt. Ueber dem Esel waren drei Schalen angebracht, auf deren Rändern Trimalchios Name und ihr Silbergewicht eingraviert war. Kleine angelötete Stege trugen gebratene mit Honig und Mohn bestreute Haselmäuse. Auch lagen auf einem kleinen silbernen Rost heisse Würste, und neben diesen Damascenerpflaumen nebst Granatäpfeln. . . . Zu gleicher Zeit wurde ein Speisebrett mit einem Korbe hereingebracht, in dem eine hölzerne Henne mit ausgebreiteten Flügeln sass, wie die

Hennen pflegen, wenn sie brüten. Sogleich traten unter Musik zwei Sklaven hinzu, fingen an das Nest der Henne zu durchsuchen und brachten von Zeit zu Zeit Pfaueneier hervor, die sie unter die Gäste verteilten. Trimalchio wandte seine Augen auf diese Scene und sagte: „Freunde, ich habe der Henne Pfaueneier unterlegen lassen, und ich fürchte wahrhaftig, sie sind schon bebrütet, doch wollen wir versuchen, ob sie sich noch ausschlürfen lassen.“ Wir bekamen Löffel, die nicht weniger als ein halbes Pfund wogen, und durchstiessen die Eier, die aus Mehl gebildet waren. Ich hätte meine Portion fast weggeworfen, denn es sah mir aus, als hätte sich inwendig schon ein Junges gebildet; als ich aber einen alten Gast sagen hörte: dahinter muss irgend etwas Gutes stecken, lüftete ich die Schale weiter und fand eine fette Schnepfe mit gepfeffertem Eidotter umgeben. Auf ein von der Musik gegebenes Zeichen wurden nun die Vorkostaufsätze von einem singenden Chor schnell weggeräumt. In diesem Getümmel fiel ein silberner Teller auf die Erde und ein Sklave hob ihn auf; aber kaum hatte Trimalchio dies bemerkt, als er es ihm mit einer Ohrfeige verwies und den Teller wieder hinzuwerfen befahl. Bald darauf trat ein Kammersklave ein und kehrte unter anderem Kehricht auch jenes Silbergeschirr mit dem Besen aus. Hierauf kamen zwei äthiopische Sklaven mit langen Haaren, die kleine Schläuche trugen, ähnlich denen, aus welchen der Sand im Amphitheater gesprengt wird, und gossen Wein auf die Hände, denn Wasser reichte niemand. Dann brachte man gläserne Flaschen, die sorgfältig vergipst waren, und an deren Hälsen Etiketten hingen mit der Inschrift: Opimianischer hundertjähriger Falerner . . . . Darauf erschien ein Gang, der unter unserer Erwartung blieb, doch seine Ungewöhnlichkeit wandte die Augen auf ihn hin. Auf einem runden Speisebrette waren nämlich die zwölf Zeichen des Tierkreises ringsum verteilt, und über jegliches hatte der Anrichter ein passendes und angemessenes Gericht gelegt; auf den Widder Widdererbsen, auf den Stier ein Stück Rindfleisch, auf die Zwillinge Hoden und Nieren, auf den Krebs einen Kranz, auf den Löwen eine afrikanische Feige, auf die Jungfrau die Bärmutter einer Sau, die noch nicht geworfen, auf die Wage eine wirkliche Wage, in deren einer Schale eine Torte, in der anderen ein anderer Kuchen lag, auf den Skorpion einen kleinen Seefisch, auf den Schützen einen Hasen, auf den Steinbock eine Krabbe, auf den Wassermann eine Gans, auf die Fische zwei Seebarben. In der Mitte war ein Stück ausgegrabenen Rasens, und darauf eine Honigwabe; ein ägyptischer Sklave trug auf einer silbernen Backpfanne Brot herum und quälte sich gleichfalls ab mit einer grässlichen Stimme dazu zu singen, und wir entschlossen uns auf die Aufforderung des Trimalchio bei diesen einfachen Speisen zuzulangen, als vier Sklaven, nach der Musik tanzend, herbeieilten und den oberen Teil des Aufsatzes aufhoben, worauf wir darunter auf einem zweiten Speisebrette Geflügel, Saueuter und in der Mitte einen mit Flügeln ausgestatteten Hasen erblickten, so dass er wie ein Pegasus aussah. Wir bemerkten auch in den Ecken vier Marsyasfiguren, aus deren Schläuchen gepfefferte Kaviarsauce sich über die Fische ergoss, die in einer Art von Kanal schwammen . . . . Darauf traten Diener ein und legten Teppiche vor die Polster, auf denen Netze und

Jäger auf dem Anstande mit Jagdspiessen und ein ganzer Jagdapparat eingewirkt waren. Wir wussten noch nicht, was wir davon denken sollten, als ausserhalb des Speisesaales sich ein gewaltiges Geschrei erhob, und siehe da, es kamen lakonische Hunde herein und fingen an um den Tisch herum zu laufen. Hierauf folgte ein Speisebrett, worauf ein Eber von der ersten Grösse lag, und zwar mit einem Hute auf dem Kopfe*); an seinen Zähnen hingen zwei aus Palmzweigen geflochtene Körbchen, das eine mit trockenen, das andere mit frischen Datteln gefüllt. Kleine Ferkel aus Kuchenteig, die rings herum lagen, als hingen sie an den Zitzen, gaben zu erkennen, dass es eine Saumutter sei: diese waren zum Einstecken und Mitnehmen bestimmt. Zum Zerlegen des Schweines erschien nicht der vorige Zerleger, sondern ein grosser bärtiger Kerl mit Binden um die Beine und einem Jagdmäntelchen angethan. Mit einem Jagdmesser schnitt er die Seite des Schweines auf, und aus dieser Wunde flogen Drosseln heraus. Vogelfänger standen mit Leimruten bereit und fingen sie, während sie im Saale herumflogen, sofort ein. Nachdem die Tische unter Musik gereinigt waren, wurden drei weisse Schweine in den Speisesaal geführt, mit Maulkörben und Schellen geschmückt. . . . Trimalchio fragte: „Welches von diesen wollt ihr sogleich als Speise auf dem Tische sehen?“ Zugleich liess er den Koch rufen und ohne unsere Wahl abzuwarten, hiess er ihn das ältere schlachten . . . . Der Koch führte also seinen lebenden Braten in die Küche, und kaum hatte Trimalchio ein kurzes Gespräch mit uns geführt, so kam das Speisebrett mit einem ungeheuren Schweine auf den Tisch . . . . Da betrachtete der Wirt es immer genauer und sagte endlich: „Wie, das Schwein ist ja nicht ausgeweidet!“ . . . . Der Koch nahm darauf das Messer und machte mit schüchterner Hand mehrere Schnitte in den Bauch des Schweines. Dieser erweiterte sich sehr bald durch die von innen andrängende Wucht, und heraus stürzten Brat- und Blutwürste in Menge . . . . Auf einmal fing die Decke zu krachen an und der ganze Saal dröhnte. Bestürzt sprang ich auf . . . . aber siehe da, das Getäfel thut sich aus einander, und es senkt sich ein ungeheurer Reifen von einem grossen Weinfasse herab, an dem rund herum goldene Kränze und alabasterne Salbenflaschen hingen. Während man uns diese Dinge zum Mitnehmen einstecken heisst, blicken wir auf den Tisch, und da stand schon wieder ein Aufsatz mit Kuchen, in der Mitte ein vom Bäcker gebackener Priapus, der in seinem sehr umfangreichen Schosse Obst von allen Arten und Weintrauben hatte. Begierig streckten wir die Hände danach aus, und sogleich stellte ein neuer Scherz die allgemeine Fröhlichkeit wieder her. Denn alle Kuchen und jedes Stück Obst liessen bei der geringsten Berührung Safran fliessen, der sich bis dicht an uns verbreitete.... Hierauf folgten einige Leckerbissen, die mich noch in der Erinnerung entzücken. Statt Drosseln wurden gemästete Hennen herumgegeben, jedem eine, und Gänseeier. Trimalchio forderte uns auf, davon zu essen, mit dem Beifügen, aus den Hennen seien die Knochen herausgenommen . . . . Nach einiger Zeit befahl Trimalchio den

*) Dieser Spass wird später erklärt: Da dieser Eber nämlich gestern das Hauptstück der Mahlzeit ausgemacht hat, aber von den schon satten Gästen entlassen worden ist, so kehrt er heute als Freigelassener zu dem Mahle zurück.

Nachtisch zu bringen. Die Sklaven nahmen also alle Tische weg und brachten andere; auf den Fussboden aber streuten sie Sägespäne, die mit Saffran und Mennig gefärbt waren, und, was ich noch nie gesehen hatte, Pulver vom Spiegelsteine .... Der Nachtisch wurde hereingebracht, Drosseln aus feinem Weizenmehl mit Rosinen und Nüssen gefüllt; darauf folgten Quittäpfel, die ringsum mit Dornen besteckt waren, so dass sie wie Igel aussahen. Das hätten wir uns noch gefallen lassen, hätte nicht ein noch weit wunderlicheres Gericht uns fast allen Appetit genommen. Denn da, nach unserer Meinung, eine gemästete Gans und um sie herum Fische und Vögel von allen Arten aufgesetzt worden waren, sagte Trimalchio: ... „Alles das hat mein Koch aus Schweinefleisch gemacht. Es kann keinen preiswürdigeren Menschen geben: verlangt mans, so macht er aus einem Saueuter einen Fisch, aus Pökelfleisch eine Waldtaube, aus Schinken eine Turteltaube, aus einem Hüftknochen eine Henne.“ ... Plötzlich traten zwei Sklaven herein, die sich mit einander zu zanken schienen und thönerne Krüge trugen. Als nun Trimalchio zwischen den Streitenden die Entscheidung traf, waren beide mit seinem Urteilsspruche unzufrieden, und jeder schlug mit seinem Knüttel die Amphora des andern entzwei. Bestürzt über die Unverschämtheit der Trunkenen sahen wir genauer hin und bemerkten, dass aus dem zerschlagenen Bauche der Krüge Austern und Kammmuscheln herausstürzten, die ein anderer Sklave auffing und auf einer Schüssel herumtrug. Zugleich brachte der Koch zischende Schnecken auf einem silbernen Rost. Was jetzt kommt, schäme ich mich fast zu erzählen: unerhörterweise brachten nämlich Knaben mit langen Haaren Salbe in einem silbernen Becken und salbten die Füsse der Daliegenden, nachdem sie vorher die Beine und Knöchel mit Kränzen umwunden hatten. Dann wurde von derselben Salbe auch etwas in das Weingefäss und in die Lampe gegossen.“

Soweit die Beschreibung dieses Gastmahls. Was die Getränke betrifft, so haben wir bereits oben das *mulsum*, sowie die verschiedenen Weinsorten und die Art ihrer Kelterung und Aufbewahrung erwähnt (S. 702 ff.). Wie bei den griechischen Gelagen (S. 445 f.), wurde auch bei den römischen der Wein mit Wasser vermischt getrunken; über die Verhältnisse der Mischung sind wir jedoch nicht genau unterrichtet. Unvermischten Wein zu trinken (*merum bibere*) galt stets als ein Zeichen von Völlerei; schon das *meracius bibere*, das heisst, den Wein nur mit einer geringen Quantität Wasser zu verdünnen, erfuhr einigen Tadel, und nur der Genuss eines stark mit Wasser verdünnten Getränkes galt als anständig und eines *homo frugi* würdig. Uebrigens stand es im Belieben eines jeden Trinkers, die Grade der Mischung zu bestimmen, die von jugendlichen Sklaven (*pueri ad cyathos, ministri vini, pocillatores*) bereitet und zu der je nach der Jahreszeit oder nach dem Verlangen der Trinker Schneewasser oder warmes Wasser genommen wurde. Im letzteren Falle wurde die Mischung als *calda* bezeichnet; über die zu ihrer Bereitung dienenden Gefässe s. o. S. 701. — Während der Cena trank man im ganzen mässig, häufig aber folgte derselben ein Trinkgelage (*commissatio*) nach, das mit seinen Gebräuchen und Scherzen, namentlich wenn man nach griechischer Sitte trank (*graeco more bibere*), dem griechischen Symposion in gewisser Beziehung

glich, nur dass die Symposien römischer Reichen häufig in Völlereien übergingen, bei denen jene geistige Anregung fehlte, die die griechischen Symposien wenigstens in älterer Zeit charakterisierte; nicht selten beteiligten sich selbst verheiratete Frauen und Kinder in einer das Schamgefühl verletzenden Weise an den wüsten Gelagen. Mit bekränztem Haupt und Unterkörper (vgl. Fig. 898. wo selbst der Fussboden mit Blumen bestreut ist) lagerten sich die Trinkgenossen nach dem Abtragen der Speisen um den Tisch; ein König des Ge-



Fig. 965. Trinkgelage. Pompejanisches Wandgemälde.

lages (*magister* oder *rex convivii, arbiter bibendi*) ward durch Würfelwurf erwählt, und hier entschied gleichfalls der Venuswurf. Man trank entweder die Gesundheit eines der Anwesenden, der alsdann den dargereichten Becher zu leeren hatte, mit den Worten: *bene tibi, vivas*, oder die von Abwesenden. wie namentlich in späterer Zeit die des Kaisers und Heeres. Natürlich konnte es nicht fehlen, dass diese oft bis zum anbrechenden Tage ausgedehnten Trinkgelage mitunter in die tollsten Orgien ausarteten und das Ende derselben, wie Cicero sich über die von Verres veranstalteten ausdrückt (Verr. V 11), dem Ausgange eines Treffens glich, wo die einen gleich tötlich Verwundeten hinweggetragen wurden, andere bewusstlos auf dem Schlachtfelde liegen blieben, so

dass man eher das Schlachtfeld von Cannae vor sich zu haben glaubte, als das Gastmahl eines Praetors. Vergl. die unter Fig. 965 u. 966 abgebildeten pompejanischen Wandgemälde (Bull. dell' Inst. 1885 S. 243, 11 u. 245, 13). Während das eine uns mitten in das von der Musik zweier Flötenbläser begleitete Gelage einführt, zeigt uns das andere das Ende des Mahles. Ein Jüngling lässt sich weder durch das Zureden seines Genossen, noch durch das Darreichen eines neuen Bechers zu längerem Bleiben bewegen, er lässt sich die beim Beginn des Mahles abgelegten Schuhe anziehen, und ebenso rüsten sich zwei andere zum Weggehen. Nur ein Zecher hält stand, *bibo*, ich trinke, ruft er aus,



Fig. 966. Aufbruch von der Cena. Pompejanisches Wandgemälde.

worauf ihm der erste *scio*, ich weiss es, entgegnet. Die Schlacht ist heiss gewesen, wie der eine nur mühselig von einem Sklaven aufrecht gehaltene Zecher beweist. Die Teilnehmer am Gelage sind bekränzt, der Boden ist mit Blumen bestreut.

Ausser dem Trinken und mancherlei witzigen Wechselgesprächen gab es aber noch andere Unterhaltungen, die zur Erheiterung der Gäste beitrugen. Wetten wurden abgeschlossen und Hazardspiele mannigfacher Art, namentlich das allgemein beliebte, aber durch das Gesetz streng verpönte Würfelspiel um Geld getrieben. Ueber das Würfelspiel (*alea*) mit den *tesserae* und den aus der *turricula* oder dem *fritillus* geworfenen *tali* haben wir bereits bei der

Schilderung des griechischen Symposion S. 450 ff. das Nötige beigebracht. Trotz den strengen Verboten, die jegliches Spiel um Geld untersagten, trotz den gesetzlichen Bestimmungen, dass Klagen über Beraubungen und Misshandlungen, die bei einem in Privatwohnungen vorgenommenen Hazardspiel stattgefunden hätten, vor Gericht nicht angenommen würden, fröhnte man dennoch ungescheut bei allen Gelagen in den Privatwohnungen sowohl, wie in den Popinen, den öffentlichen Garküchen, dem Laster des Spiels, und gewaltige Summen wurden an diesen Orten gewonnen und verloren. Viel geübt waren auch die Brettspiele, bei denen es vorzüglich auf Ueberlegung und Geschicklichkeit ankam. Hierher gehörte zunächst der *ludus latrunculorum*, ein unserem Schach ähnliches Spiel, bei dem man auf der in Felder geteilten *tabula latruncularia* mit geschickten und wohlgedeckten Zügen (*ciere*) dem Feinde entgegenzurücken, dessen Steine zu schlagen oder durch Einschliessen so festzusetzen hatte (*ligare*, *alligare*, *obligare*), dass er matt wurde (*ad incitas redigitur*). Man bediente sich zum Spiel der Steinchen (*calculi*) von gefärbtem Glas, Elfenbein oder Metall, die *latrones* genannt wurden und die, wenn auch nicht als Figuren gebildet, doch durch Färbung verschieden bezeichnet waren. Sodann erwähnen wir noch das als *ludus duodecim scriptorum* bezeichnete Brettspiel: auf einem durch zwölf Parallellinien und eine Querlinie in vierundzwanzig Felder geteilten Wurfbrett wurde durch Würfeln das Vorrücken (*dare calculum*) der fünfzehn weissen und schwarzen Steine, die bei diesem Spiel in Anwendung kamen, geregelt. Ein mit grosser Leidenschaft von Jung und Alt betriebenes Spiel ist das mit sechs Worten zu je sechs Buchstaben gespielte, dessen Spuren man selbst auf den Fussbodenplatten der öffentlichen Gebäude begegnet (Fig. 967. (*h*)*abemus in cena pullum piscem pernam pa*(*v*)*onem*, *b* (für *v*) *enatores*. Doch wurden auch ganz andere Worte genommen). Eine Unterhaltung anderer Art hatte Augustus bei seinen Gastmählern eingeführt, indem er versiegelte Loose zu gleichen Preisen an seine Gäste verteilte, auf welche sie teils unbedeutende, teils wertvolle Gegenstände, wie Bilder griechischer Meister, gewannen, die den an diesem Lottospiel sich Beteiligenden mit der Rückseite zugekehrt waren.



Fig. 967. Römisches Spiel.

Im allgemeinen darf man annehmen, dass Vorlesungen, sowie Vokal- und Instrumentalmusik bei den gebildeten Ständen zu den Tafelfreuden gehörten. Weniger unschuldiger Natur waren die Tafelunterhaltungen, die seit den Zeiten des Sulla vornehme Wüstlinge ihren Gästen dadurch boten, dass sie durch Histrionen und Mimen beiderlei Geschlechts frivole scenische Darstellungen und verrufene Tänze aufführen liessen. Selbst Gladiatorenkämpfe sollen mitunter bei der Tafel veranstaltet worden sein, und wenn auch die Römer an

den Anblick solcher blutigen Schauspiele aus dem Amphitheater her gewöhnt waren und gleichgültig das gegenseitige Zerfleischen dieser verachteten Menschenklasse mit ansahen, so stehen dergleichen Schaustellungen bei Tische jedenfalls zu vereinzelt da, als dass man einen Rückschluss auf die allgemeine Verbreitung dieser Unsitte zu machen berechtigt wäre.

Die Bäder.

Nächst der Sorge für den Körper durch leibliche Nahrung gehörte die Kräftigung des Leibes durch Bäder und gymnastische Uebungen zu den notwendigen Bedürfnissen des täglichen Lebens, zu deren Befriedigung jene mannigfachen von Privaten für ihren eigenen oder zum öffentlichen Gebrauch, sowie die aus Staatsmitteln angelegten Bäder bestimmt waren, von denen S. 609 ausführlich gehandelt ist. Der Gebrauch der Bäder scheint sich in den ältesten Zeiten bei den Römern darauf beschränkt zu haben, dass man tägliche Waschungen des Körpers vornahm. Privat- und öffentliche Bäder, die frühzeitig erwähnt werden, dienten damals nur der für die südliche Bevölkerung zur Erhaltung der Gesundheit notwendigen Reinigung des Körpers, ohne dass in ihren Anlagen gleichzeitig auch auf die zur Erhaltung körperlicher Gewandtheit und Geistesfrische später notwendig gewordenen Räumlichkeiten Rücksicht genommen war. Ihre Einrichtung war daher eine höchst einfache: eine oder mehrere mit einander in Verbindung stehende Badezellen, oder ein für den gemeinsamen Gebrauch mehrerer gleichzeitig badender Personen bestimmter Badesaal mit nur spärlichem Licht, so dass das Innere im Halbdunkel blieb, einfache Steinbänke zum Ablegen der Kleidungsstücke, eine Röhrenleitung, um die Badebehälter mit kaltem oder warmem Wasser zu speisen, bildeten wohl die Ausstattung eines Bades der älteren Zeit. So mochte auch wohl die Einrichtung des Bades des Scipio Africanus auf seiner Villa bei Linternum gewesen sein, der Seneca bei der Vergleichung der Sitten seiner Zeit mit denen einer früheren gedenkt. Ueberreste solcher älteren Bäder sind uns nicht erhalten, sie wurden durch ausgedehntere, den Anforderungen eines verweichlichteren Geschlechts mehr entsprechende bauliche Anlagen verdrängt, wie deren oben S. 609 behandelt worden sind. Als charakteristisch für die Bäder der späteren Zeit gilt die Erweiterung der kalten und lauwarmen Wasserbäder durch Schwitzbäder, sowie durch Räumlichkeiten, die zu gymnastischen Uebungen und Spaziergängen dienten.

Für das Bad waren gewöhnlich die Stunden vor der Hauptmahlzeit bestimmt. Da die Zeit der Cena aber je nach der Berufsthätigkeit des Mannes bald in eine frühere, bald in eine spätere Tagesstunde fiel, richtete sich hiernach auch die Zeit des Badens. Die öffentlichen Bäder wurden mit der achten Stunde nach römischer Zeiteinteilung geöffnet und mit Sonnenuntergang geschlossen, doch wurde in der späteren Kaiserzeit zu Rom das Baden sogar bis in die Nacht hinein ausgedehnt. Zahlreiche in den Ruinen der Thermen aufgefundene Leuchten und die vom Russ der Lampen geschwärzten Wände in

den Bädern. Pompejis bezeugen, dass die Sitte des nächtlichen Badens in den Provinzialstädten schon früher üblich war. Der Besucher eines öffentlichen Bades, dessen Eröffnung und Schluss der Ton einer Glocke anzeigte, hatte zunächst am Eingang ein Eintrittsgeld zu erlegen, dessen Höhe sich nach der besseren oder geringeren Einrichtung der Baderäume richtete; durchschnittlich mag es für ein gewöhnliches Männerbad einen Quadrans betragen haben. Wie man aus der im Porticus der Thermen von Pompeji aufgefundenen Büchse vermutet, wird der Thürsteher das Geld in einen neben seinem Standorte aufgehängten Behälter geworfen und dafür dem Badenden eine Marke eingehändigt haben, die dieser bei seinem Eintritt in das Badezimmer dem daselbst befindlichen Bademeister abzuliefern hatte. Dieses Eintrittsgeld mochte wohl bei allen Privatbädern, die dem öffentlichen Gebrauch übergeben waren, üblich sein; mitunter jedoch wurde die Benutzung dieser Bäder dem Volke von den Aedilen, die sich damit die Volksgunst sichern wollten, zeitweise völlig freigegeben. — In den Apodyterien, die in den pompejanischen Thermen durch die in den Wänden befindlichen Löcher für die zum Aufhängen der Kleidungsstücke bestimmten Nägel und Pflöcke noch jetzt erkennbar sind, entledigte sich der Badende seiner Kleider. Hierauf betrat der Badende das Tepidarium (vgl. S. 613 ff.), in dem auch trockene Abreibungen (*destringere*) vorgenommen wurden, und begab sich von hier in das Caldarium, in dem in einer Badewanne (*alveus*), oder später in einem Bassin das warme Wasserbad genommen wurde, während das in der gegenüberstehenden Nische angebrachte flache Becken (*labrum*) zu kalten Uebergiessungen bestimmt war. Ein kaltes Bad, das in dem im Fussboden des Frigidarium eingelassenen Bassin (*cisterna, piscina*) genommen wurde, beendete den eigentlichen Akt des Badens. Schliesslich begab man sich in das mit jeder grösseren Badeanstalt verbundene Unctorium, in dem man die mit dem Bade unzertrennlichen Salbungen vornahm. Ein Sklave pflegte das nötige Oel, zu dessen Aufbewahrung eigene, durch Stöpsel verschlossene Gefässe (*ampulla olearia*) bestimmt waren, nebst dem zum Abschaben des Schweisses und Oels von der Haut bestimmten Schabeisen (*strigilis*) (Fig. 489), ebenso wie die linnenen Handtücher (*lintea*) seinem Gebieter in das Bad nachzutragen und ihm hier dienstreiche Hand zu leisten. Seifen kommen erst in der Kaiserzeit vor; statt ihrer bediente sich früher der gemeine Mann des *lomentum*, eines aus der Lupinenfrucht bereiteten Mehles, der Vermögendere hingegen verschiedener Oele. Mit wohlriechenden Oelen und Salben wurden auch nach dem Bade die Haut und das Haar eingerieben und selbst die Kleidungsstücke mit Parfüms durchräuchert. Nicht nur die heimatlichen Gewächse, wie Rosen, Crocus, Myrten, Cypressen u. a. lieferten diese Oele, sondern auch der Orient brachte seine Erzeugnisse auf den römischen Markt, die zu hohen Preisen bezahlt wurden. Zu den kostbarsten dieser orientalischen Oele gehörte unter anderen das aus den Blüten des indischen und arabischen Nardengrases gepresste *nardinum oleum*, zu dessen Aufbewahrung Gefässe aus edlen Metallen oder Stein, sowie jene unter dem Namen der Alabastren mehrfach erwähnten kleinen Gefässe bestimmt waren (vgl. S. 274). Auch mit wohlriechenden Pulvern (*diapasmata*) bestreute man den Körper·

man setzte dem Wasser Saffran und wohlriechende Essenzen zu, liess sich die Glieder dehnen und den ganzen Körper mit Schwanenflaum oder purpurroten Schwämmen abreiben, kurz man wandte in und nach dem Bade eine Menge Toilettenkünste an, um die erschlafften Glieder zu stärken.

Wie die unter Fig. 841 und 842 abgebildeten Thermen von Veleja und Pompeji zeigen, vereinigten beide unter demselben Dache, aber in getrennten Räumen, die Bäder für beide Geschlechter. Aber später war die Unsitte, dass Männer und Frauen gleichzeitig dieselben Räume zum Baden benutzten, ziemlich allgemein geworden, und mehrfach wiederholte Verbote, die zur Herstellung der Zucht von den Kaisern erlassen wurden, vermochten nur für kurze Zeit dem Unwesen zu steuern. Ehrbare Frauen vermieden daher wohl meistenteils diese öffentlichen Thermen; boten doch die mit allen grösseren Wohnungen verbundenen Privatbäder hinreichend Gelegenheit zum Baden.

In dem Masse nun, in dem sich die Hinneigung zum Luxus in allen übrigen Lebensverhältnissen geltend machte, stiegen auch die Anforderungen an die innere Einrichtung der Bäder. Der Uebermut der römischen Damen ging zur Zeit des älteren Plinius so weit, dass manche kein Badezimmer betreten hätte, wenn es nicht mit Silber ausgelegt war. Dieser im eigenen Hause übliche Luxus wurde natürlich bei der Anlage jener riesigen Thermen in der Kaiserzeit bis zu einer fast an das Unglaubliche grenzenden Verschwendung getrieben, so dass in ihnen alles vereinigt war, was auf die geistige Erheiterung des Gemütes einzuwirken, vorzugsweise aber dem zum sinnlichen Genuss hinneigenden Römer die mannigfachste Unterhaltung zu gewähren vermochte. Daher wurden die Thermen der Sammelplatz der eleganten Welt, in ihnen verbrachte der Römer einen grossen Teil des Tages in geschäftigem Nichtsthun. Wie in Rom haben sich auch in vielen anderen Städten des Reiches Bäderanlagen erhalten, die, wenn auch bei weitem den römischen nachstehend, doch immerhin ein redendes Zeugnis für den Wert ablegen, den die Römer diesen Anstalten beilegten.

Aber auch die Heilkräfte mineralischer Quellen waren den Römern nicht unbekannt geblieben, ja man kann behaupten, dass nur wenige der heute bekannten dem Scharfblick der Römer entgangen sind. Die Wirksamkeit dieser Wasser, die gesunde und herrliche Lage vieler dieser Orte übten schon damals ihre besondere Anziehungskraft auf Kranke sowie auf Gesunde aus. Hier fanden sie Genesung, hier aber auch eine ausgewählte Gesellschaft, und mit ihr alle jene erlaubten und unerlaubten Genüsse, denen die Römer sich an diesen Orten ohne Störung zu überlassen pflegten. Ein höchst lehrreiches Bild von dem Treiben in einem solchen Badeort zeigt eine Silberschale aus Umeri in Spanien (Fig. 968) mit der Umschrift *Salus Umeritana*. Die heilkräftige Quelle entströmt der Urne der gelagerten Quellnymphe; mit ihrem Wasser werden grosse Gefässe, ja Fässer auf vierrädrigem Wagen gefüllt, um nach auswärts versendet zu werden; rechts wird einem alten Manne, der in einem Stuhl mit Rücklehne sitzt, ein Becher kredenzt, und an den Altären werden von solchen, die Genesung erlangt haben, Opfer dargebracht. Alle diese Badeorte wurden indes von Bajae, als dem Hauptsammelplatz der vornehmen Welt,

überragt. Die herrliche Landschaft, der Blick auf das blaue Meer, die in üppiger Vegetationsfülle prangenden Hügelketten, die stets laue Luft, die Nähe der heiteren Neapolis, von Puteoli, Cumae, von dem als Stationsort der römischen Flotte bekannten Misenum und des Averner und Lucriner Sees, vorzugsweise aber die heissen Schwefelquellen, deren Dämpfe in Röhren in die Sudatorien der Häuser geleitet wurden, waren wohl geeignet, diesen Ort zu einem Modebade zu machen, wohin alles strömte, was damals zu der guten Gesellschaft gehörte.

Der Erweiterung der eigentlichen Thermen durch anderweitige Anlagen haben wir bereits gedacht. Da, wo der Platz es zuliess, wurden diese nämlich mit besonderen Räumlichkeiten verbunden, die für körperliche Uebungen und zum Lustwandeln und für gesellige Unterhaltung bestimmt waren. Auf dem Grundriss der pompejanischen Thermen (Fig. 842) sehen wir unter *H* einen auf drei Seiten von bedeckten Umgängen eingeschlossenen Hof, von denen zwei durch Säulengänge, der dritte dagegen durch eine überwölbte Halle gebildet werden. Dieser Hof bot für Körperübungen und zum Umherwandeln (*ambulatio*) nach dem Bade, der daran sich anschliessende Saal (Fig. 842 *I*) aber zur Unterhaltung hinlänglichen Raum. Vgl. noch den Plan der Caracallathermen (Fig. 844), in denen auf Ephebeen, Conisterien und Räume für die Zuschauer der Ringkämpfe Bedacht genommen worden war. Schon frühzeitig hatten die Römer von den Hellenen die Gymnastik angenommen, nie jedoch hatte jene mit dem griechischen Volkscharakter so eng verknüpfte edle Agonistik unter ihnen tiefe Wurzeln geschlagen. Die von der römischen Jugend getriebenen Leibesübungen bestanden vorzugsweise aus denen, welche als eine unmittelbare Vorschule zum Kriegsdienst betrachtet werden können, nämlich im Werfen mit dem Diskus, im Gebrauch der Halteren, in Fechtübungen mit einem hölzernen Schwerte gegen einen Pfahl (*palus, stipes*), eine Uebung, die auch von älteren Personen häufig vor dem Bade getrieben wurde, in Ringkämpfen und im Lauf. Wurden nun auch diese nach griechischem Schema ausgeführten Uebungen von der römischen Jugend fort und fort geübt, so trug doch der Agon bei den römischen Festspielen einen durchaus ungriechischen Charakter, da hier nicht das Streben nach *καλοκαγαθία* (vergl. S. 357), sondern



Fig. 968. Heilquelle von Umeri.

das Vergnügen das leitende Moment war. Pflegten doch die Römer, abgesehen von wenigen Fällen, nicht als Mitkämpfer, sondern nur als Zuschauer sich bei solchen Spielen zu beteiligen, indem sie durch Athleten von Profession Probestücke ihrer Tüchtigkeit ausführen liessen, so dass derartige Aufführungen nur der Befriedigung der zügellosen Schaulust des römischen Volkes dienten. Es scheint indes, als ob in den Städten Italiens, die griechischem Einfluss mehr ausgesetzt waren, die Gymnastik noch länger in Ehren gehalten worden sei, wenigstens kann man dies aus den Gemälden schliessen, die in der Palaestra

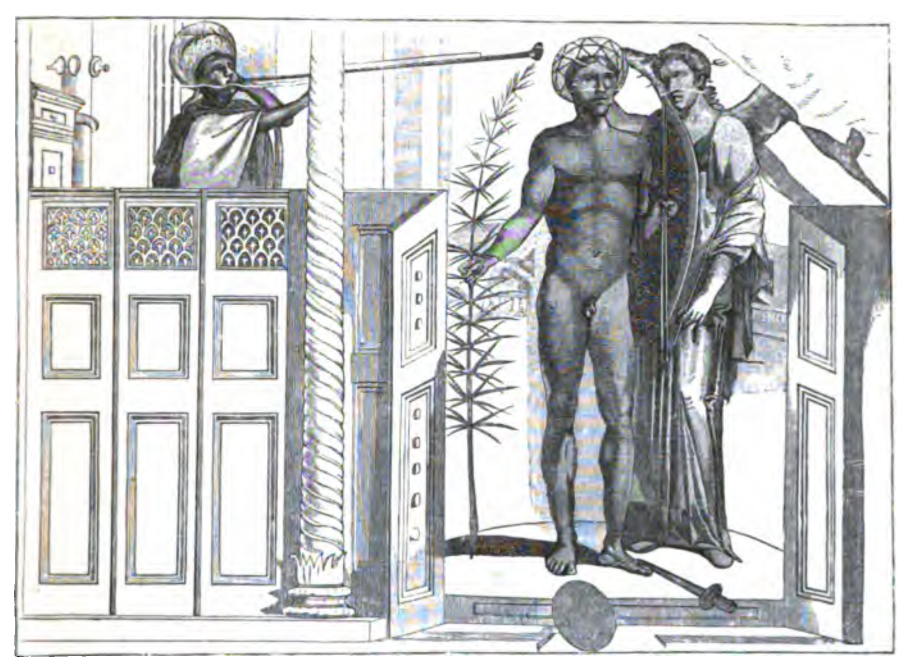


Fig. 969. Krönung eines siegreichen Athleten.

eines in den letzten Jahren aufgefundenen Bades in Pompeji dargestellt sind; man sieht dort Diskuswerfer, einen Jüngling, der Hantelbewegung zu machen scheint, andere, die mit der Strigilis das Oel abkratzen und endlich einen Jüngling, der unter den Tönen der Salpinx als Sieger ausgerufen wird (Fig. 969). Aber die Römer selbst scheinen für sich kaum etwas anderes als das Ballspiel behalten zu haben; dies trieben sie allerdings mit solcher Vorliebe, dass sie auch bei dem Baue jedes grösseren Privathauses auf die Anlage eines Sphaeristeriums bedacht waren und mit den Thermen ähnliche, bald offene, bald bedeckte Hallen verbanden, in denen man vor dem Bade sich an dem bei Jung und Alt beliebten Ballspiel ergötzte.

Es wurde mit drei Arten von Bällen gespielt, nämlich mit dem *follis*, einem grossen mit Luft gefüllten Ballon, mit der *pila* und *paganica*. Der Ball wurde in die Höhe geschleudert, von den Mitspielern mit den Händen aufgefangen und zurückgeworfen, ein Spiel, das man mit dem Ausdruck

datatim ludere bezeichnete. Eine andere Art des Spiels war das *expulsim ludere*, das sich vielleicht in einem unter den jungen Männern an manchen Orten Italiens noch heutzutage gebräuchlichen Ballspiel erhalten hat. Mehrere Spieler, deren rechter Unterarm mit einem Holzring bewehrt ist, stellen sich in ziemlich grossen Entfernungen von einander auf; von einem der Spieler wird sodann ein grosser Ball bis zu einer bedeutenden Höhe emporgeschleudert, während den Gegenspielern die Aufgabe zufällt, ihn, bevor er die Erde berührt, im Fluge mit jenem Armringe zu parieren und dem ersten oder einem anderen der Mitspieler zuzuschleudern. Zwischen dem Follis und der Pila stand als dritte Art des Balls die *paganica*, ein mit Federn gefüllter Ball, über dessen Anwendung wir nicht näher unterrichtet sind. Konnte das Spiel mit diesen Bällen von zwei oder einer grösseren Anzahl Personen ausgeführt werden, so bedingte das als *trigon* oder *pila trigonalis* bezeichnete Ballspiel nur die Zahl von drei Teilnehmern, welche die Bälle mit der linken Hand zu werfen und aufzufangen hatten. Eine unbestimmte Zahl von Mitspielern aber liess das *harpastum* zu, das nach den Worten des Athenaeus früher *φαινίνδα* (vgl. S. 380) genannt wurde und bei dem es sehr wild herzugehen pflegte. Von einer Person wurden ein oder mehrere Bälle in ziemlich gerader Richtung in die Höhe geworfen, und jeder der in seiner Nähe aufgestellten Mitspieler suchte sie aufzufangen. Für alle diese Spiele war der Ballspielplatz bestimmt, deshalb „Sphaeristerium" genannt. Vgl. oben Fig. 505.

Die Sklaven.

Einen nicht unwichtigen Bestandteil des römischen Staates, ohne dessen Betrachtung kein richtiges Bild gewonnen werden könnte, bilden die Sklaven; ihre Zahl war im allgemeinen eine bei weitem bedeutendere als in Griechenland, da man fast alle Bedürfnisse, die im Hause vorkommen, mit den eigenen Sklaven zu befriedigen gewöhnt war. Daher zählt jedes vornehmere Haus ausser den für die Feld- und Hofwirtschaft, sowie für die Gartenkultur bestimmten Sklaven ein vollständiges Personal von Bauhandwerkern (*architecti*, *fabri*, *tectores*, *pictores*), ferner Schneider, Haarkünstler und Kosmeten (*vestiarii*, *paenularii*, *cosmetae* und *tonsores*); dann die zur Bereitung der Speisen bestimmten Personen (*pistores*, *coqui*, *dulciarii*, *fartores*, *placentarii*), denen sich das zahlreiche, im Triclinium beschäftigte Dienstpersonal, die *triclinarii* mit dem Triclinarchen an der Spitze, die *structores* und *scissores*, anschloss; endlich die Musiker, sowie Banden von Mimen und Gauklern. Doch auch die Wissenschaften waren durch Sklaven vertreten. Aerzte und Chirurgen gehörten zum grossen Teil dem Sklaven- und Freigelassenenstande an, und als Vorleser und Schreiber nahmen Sklaven oft wichtige Stellungen in der unmittelbaren Nähe ihrer Gebieter ein.

Die Sklavenbevölkerung ergänzte sich bei den Römern einmal aus den im Hause von Sklaveneltern erzeugten Kindern (*vernae*), dann aus Kriegsgefangenen — diesen wurde beim Verkauf ein Kranz aufgesetzt, daher der

Ausdruck: *sub corona venire* —, endlich durch eine vollständig eingerichtete Zufuhr aus solchen Ländern, in denen die Sklaverei bereits bestand. Sklavenhändler (*mangones, venalicii*), deren Gewerbe zu den verachteten gehörte, befanden sich zu dem Zwecke stets im Gefolge der römischen Heere, oder sie kauften die Gefangenen in grossen Massen auf den Hauptsklavenmärkten auf. Auf besonderen für diesen Zweck errichteten Holzgerüsten (*catasta*) wurden die Sklaven, häufig mit weiss angestrichenen Füssen (*gypsati pedes*), ausgestellt und von den Kauflustigen untersucht. Ein am Halse des Gefangenen befestigtes Täfelchen (*titulus*) enthielt unter Haftpflicht des Verkäufers die Bemerkungen über sein Vaterland, Alter, seine körperlichen oder geistigen Vorzüge, etwaige Gebrechen. Uebernahm der Sklavenhändler keine Garantie, so wurde der Sklave mit einem Hut bedeckt. Sklaven, die durch höhere Bildung und Geschicklichkeit oder durch körpe.liche Schönheit sich auszeichneten, wurden aber den Blicken der grösseren Masse der Schau- und Kauflustigen nicht preisgegeben, sondern in besonderen Räumen nur denen gezeigt, welche die Mittel dazu hatten, ein Gebot zu thun.

Sämtliche einem Herrn gehörige Sklaven bildeten zusammen eine *familia*. In älteren Zeiten beschränkte sich diese Sklavenschar nur auf wenige Personen; der kleine einfache Haushalt in der Stadt, die nur zum Anbau für den eigenen Bedarf bestimmten Bauerngüter, deren Bewirtschaftung sich der Besitzer meistenteils selbst unterzog, konnten mit dieser geringen Dienerschaft vollkommen besorgt werden. Als aber die mit aller Pracht ausgestatteten städtischen Wohnungen, sowie die mit Wohn- und Wirtschaftsgebäuden der mannigfachsten Art besetzten Latifundien eine Menge Hände in Anspruch nahmen, wuchs die Schar der Sklaven oft bis ins Unglaubliche. Fast jede Dienstleistung, fast jede Hantierung erforderte einen besonderen Sklaven, da es für unangemessen und dem Ton der feineren Gesellschaft nicht entsprechend gehalten wurde, einem Diener mehrere Dienstleistungen gleichzeitig zuzuweisen. Diese Sklavenschar teilte sich, je nachdem sie mit der Besorgung der Geschäfte auf dem städtischen Grundstück ihres Herrn beauftragt war oder zur Bewirtschaftung der ländlichen Villen verwandt wurde, in eine *familia urbana* und *familia rustica*. Zu dieser gehören die Ackerbausklaven, dazu kamen die Hirten, Sklaven für die Obst- und Gemüsegärten, die Kunstgärtner, die Beaufsichtiger des Hühnerhofes mit seinen verschiedenen Bewohnern und der Fischteiche, die Bienenzüchter und Hüter des Wildparks. Man kann sich daher nicht wundern, wenn die Bewirtschaftung derartiger ausgedehnter Landgüter oft allein ein Personal von mehreren Tausenden von Sklaven beanspruchte.

Dieser durch die Vielseitigkeit der Landwirtschaft bedingten Sklavenschar stand die zur Besorgung des Hauswesens und zur Dienstleistung für den Hausherrn und seine Familie in den städtischen Wohnungen bestimmte gegenüber. Zu den niedrigen Haussklaven, die als *vulgares* bezeichnet wurden, gehörten zunächst der *ostiarius* oder *janitor*, der von seiner *cella ostiaria* aus den Hauseingang zu bewachen hatte, sodann die mit der Beaufsichtigung der einzelnen Wohn- und Schlafzimmer beauftragten *cubicularii*, denen auch das Geschäft oblag, die Besucher anzumelden. Für dieses letztere Amt war häufig

ein besonderer Ausrufer (*nomenclator*) bestellt, zumal in den Häusern der Vornehmen, in deren Vestibulum sich alltäglich in den Frühstunden eine grosse Schar von Leuten einzufinden pflegte, Clienten, die ihrem *patronus* mit dem als Morgengruss üblichen *Ave* ihre Aufwartung (*salutatio*) machten, oder andere Besucher. Dieser Nomenclator hatte auch seinen Herrn, wenn dieser sich etwa um ein Amt bewarb und deshalb so manchen anzureden hatte, auf den Ausgängen zu begleiten, um ihm die Namen und Verhältnisse der auf der Strasse ihnen begegnenden Personen rasch in das Gedächtnis zu rufen.

Von einem Sklaven, dem *pedisequus*, pflegte der Hausherr stets begleitet zu sein. Eine besondere Klasse bildeten die Sänftenträger (*lecticarii*). Es war nämlich durch den bereits gegen das Ende der Republik immer allgemeiner werdenden Hang zur Bequemlichkeit auch bei den Männern die Sitte aufgekommen, sich auf Reisen tragen zu lassen, während innerhalb der Stadt dies allein den Senatoren und Frauen von senatorischem Stande gestattet war. Hierfür war zunächst die Sänfte (*lectica*) bestimmt, ein mit Gurten überspanntes offenes Gestell, auf dem eine Matratze und Kopfkissen lagen. Sittsame Frauen bedienten sich jedoch einer Sänfte mit Baldachin (*arcus*) und Vorhängen (*vela, plagae, plagulae*), die auf- und zugezogen werden konnten; es glich mithin diese bedeckte Sänfte (*lectica operta*) vollkommen dem orientalischen Palankin, ihr Gebrauch soll sich nach der Besiegung des Antiochus mit anderen orientalischen Sitten in Rom eingebürgert haben. Mittelst Tragstangen (*asseres*), die an den beiden Längsseiten der Sänfte befestigt waren, wurde diese auf den Schultern kräftiger Sklaven in reich gallonierter roter Livrée getragen. Eine geringere Zahl von Trägern erforderte der durch Claudius eingeführte und vorzugsweise von den Kaisern und Consularen gebrauchte Tragstuhl (*sella gestatoria* oder *portatoria*), der unbedeckt unseren zur Bequemlichkeit der Gebirgsreisenden eingeführten Tragsesseln glich, bedeckt und durch Vorhänge geschlossen aber einige Aehnlichkeit mit den in früheren Zeiten üblichen Portechaisen gehabt haben mag. Wer solche Sänften nicht in eigenem Besitz hatte, für den gab es Mietssänften, die an mehreren Punkten Roms, wie unter anderen an dem in der *XIV. regio Trans Tiberim* gelegenen Halteplatz, *castra lecticariorum* genannt, ihren Standort hatten.

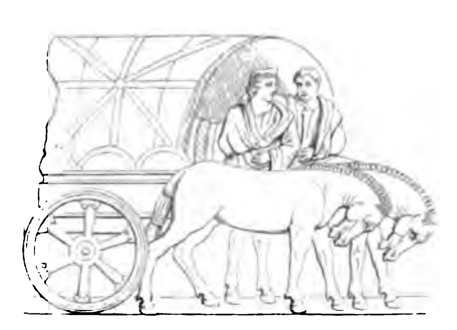


Fig. 970. Reisewagen.

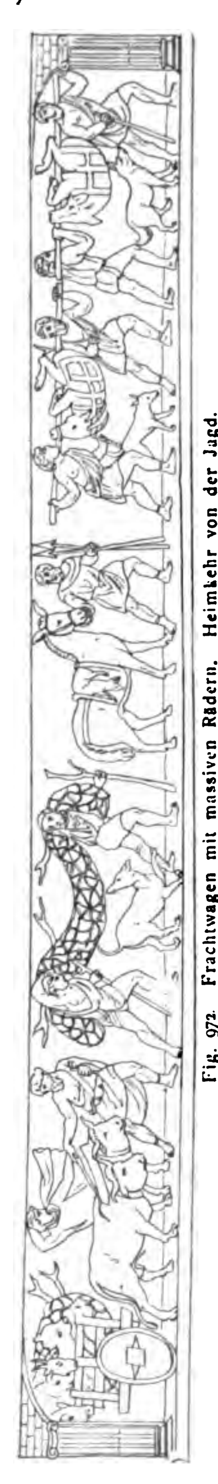
Neben den Sänften wurden aber besonders auf Reisen auch Wagen benutzt, deren Verwendung in Rom, wahrscheinlich auch in den Municipien und Kolonien, gesetzlichen Beschränkungen unterlag. Nur den anständigen Frauen war zur Zeit der Republik der Gebrauch der Wagen innerhalb der Stadt gestattet, ein Vorrecht, das ihnen in der Kaiserzeit wieder genommen wurde. Ausser diesen durften nur die Vestalinnen, die Flamines und der Rex sacrorum bei gewissen sacralen Prozessionen, sowie der Triumphator während eines

Einzuges, endlich die Magistrate bei der den circensischen Festspielen voraufgehenden Prozession sich des Wagens bedienen. Selbst der Transport von Lasten und Lebensmitteln durch Wagen war in Rom im Interesse des Verkehrs innerhalb der zehn Tagesstunden von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang gesetzlich (durch die *lex Julia municipalis* im J. 45 v. Chr.) verboten, mit Ausnahme der Wagen, die zur Fortschaffung der für die grossen Bauten bestimmten Lasten erforderlich waren. Erst mit dem Beginn des 3. Jahrhunderts n. Chr. wurde der Wagenverkehr innerhalb der Städte ein lebhafterer, obgleich auch da noch der Gebrauch des Wagens nur den höchsten kaiserlichen Beamten gestattet war. Ueber die Formen der Personen- und Lastwagen werden wir mehrfach durch bildliche Darstellungen unter-



Fig. 971. Frachtwagen.

richtet, wenn wir auch nicht überall im Stande sind, auf sie die von den Schriftstellern überlieferten Bezeichnungen anzuwenden. So ist auf dem unter Fig. 827 abgebildeten Monument von Igel ein von zwei Maultieren gezogenes, offenes, zweirädriges Wägelchen dargestellt, auf dem zwei Personen sitzen, und das vielleicht als *cisium* oder *essedum* bezeichnet werden könnte. Gleichfalls zweirädrig, aber mit einem Baldachin versehen und reich verziert erscheint auf den Münzen der Julia, der Tochter des Titus, und auf denen der Agrippina, der Tochter des Germanicus, ein Wagen, für den vielleicht die Bezeichnung *carpentum* anzuwenden wäre. Für den unter Fig. 970 dargestellten zweirädigen mit einer Plane überspannten Reisewagen würde vielleicht die Bezeichnung *covinus* passen. Für die *reda* und *carruca* (Karosse) oder die für mehrere Personen eingerichteten und häufig reich verzierten Reisewagen fehlen monumentale Belege, während die Formen der mannigfachen Lastwagen, die zum Transport von ländlichen Produkten, Warenballen, Proviant und Armaturstücken benutzt wurden, uns auf Monumenten mehrfach zur Anschauung gebracht werden. Der allgemeine Name für diese Lastwagen dürfte *plaustrum* sein, für die Unterscheidung der Lastwagen in: *sarracum*, *carrus* und *arcera* fehlen uns die bestimmenden Merkmale. Wie bei uns die Lastwagen, je nach den auf ihnen zu befördernden Gegenständen und ihrer Bau-


Fig. 972. Frachtwagen mit massiven Rädern. Heimkehr von der Jagd.

art in Karren, Fracht-, Möbel-, Güterwagen u. s. w geschieden werden, hatte auch das römische Altertum derartige Bezeichnungen für die Lastwagen. So wird auf einem auf vier Speichenrädern ruhenden Bauernwagen (vergl. Fig. 923) der gefüllte Weinschlauch von der Kelter zur Weinschänke gefahren; ein zu Orbe in der Schweiz gefundenes Mosaik (Fig. 971) veranschaulicht uns einen vierrädrigen, von zwei Stieren gezogenen und mit einer Regendecke überschnürten Frachtwagen, an dem sogar der Hemmschuh nicht fehlt; der Triumphbogen des Severus. sowie die Antoninssäule endlich geben uns eine reichliche Auswahl von Trainwagen, einige auf vier, andere auf zwei Speichenrädern, noch andere auf plumpen, aus massiven Holzscheiben (*tympanum*) gebildeten Rädern ruhend und mit Waffenstücken und Proviant in Säcken und Tonnen beladen (Fig. 972). Bronzene Kummetbeschläge mit einem und doppelten Zügelringen, Trensen und Pferdeschmuck in zierlichen Formen, ferner Deichselbeschläge in Gestalt von Tierköpfen haben sich noch vielfach erhalten. — Liebten es die Vornehmen, schon bei kleineren Ausflügen ihre Sänften mit einem Sklaventross zu umgeben, so entfalteten sie auf Reisen, auf denen wegen der Mangelhaftigkeit der Gasthäuser das Mitschleppen eines grösseren Reiseapparats wohl gerechtfertigt war, einen oft bis ins Unglaubliche gehenden Luxus. Abgesehen von den Mitgliedern der kaiserlichen Familie setzten die Reichen einen Stolz darein, Wagen und Zugtiere auf das prächtigste auszustatten, kostbares Tafelgeschirr und auserlesene Teppiche mitzuführen und sich mit numidischen Vorreitern, Läufern, Negern, Reit- und Packpferden samt dem dazu gehörigen zahlreichen Tross von Stallknechten, endlich mit einer Schar jener Haussklaven zu umgeben, die den persönlichen Dienst bei ihren Herren versahen.

Zu den als *vulgares* bezeichneten Sklaven rechnen wir ferner die, welche für die Bereitung der Speisen oder die Anfertigung der Kleidungsstücke zu sorgen hatten, endlich die, welche als Kammerzofen und Kammerdiener ihre Gebieter bei der Toilette zu unterstützen hatten, eine Beschäftigung, die eine nicht geringe Gewandtheit sowie ein grosses Mass von Gefügigkeit in die oft wunderlichen Launen der Herrschaft erheischte. Ausser diesen pflegte der vornehme Römer aber noch andere Diener um sich zu haben, deren Leistungen nur für die gesellige Unterhaltung berechnet waren. Musikalische Sklaven (*pueri*

symphoniaci) wurden zu einer Hauskapelle vereinigt; Mimen, Tänzer und Tänzerinnen mussten während der Mahlzeiten die Gäste mit ihren Darstellungen erheitern; Gladiatoren führten wahrscheinlich meist mit stumpfen Waffen Gefechte auf, und Jongleure und Equilibristen verschiedener Art, wie wir bereits beim griechischen Symposion kennen gelernt haben (vgl. Fig. 644 bis 650), unterhielten mit ihren Leistungen die Anwesenden.

Verweilen wir ein wenig bei den Vorstellungen dieser Equilibristen, über die uns so manche interessante Nachrichten bei den alten Schriftstellern aufbewahrt sind. So berichtet Nicephorus Gregoras von einer vierzig Köpfe starken Equilibristenbande, unter der sich auch Seiltänzer (*funambuli*, *schoenobatae*) befanden, die in Byzanz ihre Kunststücke zum besten gab. Hier bestieg ein Seiltänzer das hohe Turmseil, balancierte auf der Spitze des einen der Mastbäume bald auf beiden Füssen oder auf einem, bald auf dem Kopfe stehend, erfasste hierauf, in jähem Sprunge sich herabwerfend, das Seil und führte an ihm, um in unseren Turnausdrücken zu reden, den Riesenschwung und die Kniewelle aus, schoss darauf mit dem Bogen nach einem vorgesteckten Ziele und spazierte schliesslich mit geschlossenen Augen, ein Kind auf den Schultern tragend, auf dem Seile einher. In gleicher Weise werden so manche andere Seiltänzerstückchen erwähnt, zu denen auch die etwas unglaublich klingende, aber von mehreren Schriftstellern verbürgte Abrichtung von Elephanten gehört, die, wie Plinius (hist. nat. VIII 2, 3) berichtet, auf Seilen einhergingen, wobei ihrer vier sogar einen einzelnen wie eine Kindbetterin in einer Sänfte getragen, und, nach Sueton (Nero 11), die schwierigste Aufgabe des Seiltanzes, das Herabsteigen (*catadromus, decursio*), von einem angesehenen römischen Ritter geleitet, ausgeführt hätten. In Rom führten zuerst im Jahre 390 d. St. Seiltänzer auf der Tiberinsel und später auf dem Theater ihre Kunststücke auf. Zur Kaiserzeit aber erscheinen sie mehrfach bei der Feier der Ludi romani. So manche Unglücksfälle, die dabei vorgefallen sein mochten, veranlassten den Befehl des Kaisers Marcus Aurelius, dass bei dem Seiltanz Polster unter dem Seile ausgebreitet werden sollten, an deren Stelle später Netze traten. Auch der Petauristen geschieht unter der Schar der Haussklaven Erwähnung: Leute, die in einer Flugmaschine, dem Petauron, mannigfache Kunststücke aufführten; leider wissen wir über die Art dieser Flugmaschine nichts näheres anzugeben. Ferner wird von Equilibristen berichtet, die Gefässe mit Wasser auf langen Keulen balancierten, sowie von anderen, die lange Stangen auf den Köpfen trugen, von deren Spitze ein Seil bis zur Erde herabhing, an dem Knaben hinauf- und herabkletterten. Besonders wird die Geschicklichkeit der Ballspieler gerühmt, von denen es in den „Astronomica“ des Manilius heisst:

> Fliegenden Ball mit beweglichem Fuss vermag er zu schnellen.
> Handdienst leistet der Fuss, er treibt mit dem Fusse das Ballspiel.
> Ball auf Ball entfliegt des bethätigten Oberarms Muskeln.
> Scharen von Bällen ergiessen sich über die Glieder des Leibs ihm!
> So viel Glieder, so viel entwachsen auch Hände den Gliedern,
> Damit erfasst er die Kugeln, im Rückschwung schneller sie flügelnd,
> Alle gelehrig dem Meister.

Andere spielten mit gläsernen Ballons, die sie bald mit den Fingerspitzen, bald

mit dem Ellenbogen auffingen. Dann gab es Männer, die ihre Glieder auf die unnatürlichste Weise zu verrenken verstanden, kurz, es wird kaum von den heutigen Künstlern dieser Art ein Stück ausgeführt, das nicht schon den Alten bekannt gewesen wäre.

Kehren wir nun zu den eigentlichen Haussklaven zurück. Warf schon das Halten einer solchen Sippschaft von Dienern eben kein günstiges Licht auf die sittlichen Zustände in der Häuslichkeit der vornehmen Römer, so müssen wir uns mit noch grösserem Abscheu von der Unsitte abwenden, dass man von der Natur an Körper und Geist vernachlässigte, ja durch künstliche Mittel verkrüppelte Wesen (*moriones, fatui* und *fatuae*) hielt, um sich an ihren blödsinnigen Streichen zu ergötzen und sie zur Zielscheibe des Witzes zu machen. Eher zu verzeihen mochte wohl die Sitte sein, Zwerge (*nani* und *nanae*) unter die Sklavenschar aufzunehmen.

Diese ganze einer *familia* angehörende Sklavenschar stand unter besonderen Aufsehern. Die vornehmsten von diesen, denen die Oberaufsicht über die Ordnung im Hause, die Vorräte und die Verwaltung des Vermögens anvertraut war, hatten sich des besonderen Zutrauens ihres Herrn zu erfreuen. Zu diesen gehörte als erste Person der *procurator*, dem die Verwaltung des Vermögens, sowie die oberste Leitung aller häuslichen Geschäfte oblag. Als Rechnungsführer auf den Landgütern schaltete der *actor*, dem mitunter ein praktischer Landwirt in der Person des *vilicus* zur Seite stand, während in der *villa urbana* der *atriensis*, der Haushofmeister das Rechnungswesen besorgte. Die spätere Sitte verlangte aber auch für dieses Geschäft einen besonderen Beamten, den *dispensator*, und dem *atriensis* blieb seitdem nur die Oberaufsicht über die Ordnung und Reinlichkeit im Hause. Der *cellarius* oder *promus* endlich führte die Schlüssel zu den Vorräten der Küche und des Weinkellers. Alle diese letztgenannten Hausoffizianten wurden als *ordinarii* bezeichnet.

Eine wichtige Stelle nahmen bei den gebildeten Römern schliesslich die Sklaven ein, die als Vorleser (*lectores* oder *anagnostae*) während der Mahlzeit, während des Bades oder zu anderen Tageszeiten dienten, oder diktiertes niederschrieben, Abschriften besorgten und der Hausbibliothek vorstanden. Diesen schliessen sich endlich die Aerzte und Chirurgen an, die vor der Kaiserzeit meist dem Sklavenstande angehörten oder aus ihm hervorgegangen waren.

Die Stellung der Sklaven war bei den Römern eine durchaus andere, als bei den Griechen. Während bei den Griechen der Sklave seinem Herrn gegenüber in einem durch das Gesetz geschützten Verhältnis stand und das Züchtigungsrecht durch vorgeschriebene Bestimmungen innerhalb gewisser Grenzen gehalten wurde, war in Rom die Stellung des Sklaven eine bei weitem härtere. Hier konnte der Herr über seinen Sklaven als eine zu seinem Eigentum gehörige Sache nach seiner Willkür verfügen, und dem Sklaven stand kein Rechtsschutz gegen die Launen und die Grausamkeit seines Gebieters zur Seite. Bei der Menge von Individuen, bei der Verschiedenartigkeit ihres Charakters und der Völkerschaften, aus denen eine grössere Sklavenfamilie zusammengesetzt war, mochte der Besitzer vielleicht die kleinere Zahl derselben kennen, während die

grössere Menge, vorzugsweise die auf den Landgütern beschäftigten Arbeiter, seiner Aufsicht entzogen war, und hier mag oft so manche harte Züchtigung selbst für geringe Versehen auf Antrieb hämischer Sklavenvögte durch den Mund des Herrn diktiert worden sein. In älteren Zeiten freilich, als noch die zum Haushalt gehörige Dienerschaft selbst bei Reicheren, neben dem Fussende des Lagers ihres Herrn auf niedrigen Bänken (*subsellia*) sitzend, das einfache Mahl mit der Familie teilte, als der Herr sich nicht scheute, mit dem Pfluge in der Hand selbst den Boden zu bestellen, fand durch diese Gemeinsamkeit im Verkehr ein gewissermassen vertrauliches Verhältnis, eine Anhänglichkeit statt, die später wohl nur selten vorgekommen sein mag. Als aber der Luxus der späteren Zeiten mit der Einfachheit der alten Sitten auch die Sklaven aus der Nähe des Herrn verbannte, erhielten diese in täglichen oder monatlichen Raten (*demensum*) die zum Leben notwendigsten Nahrungsmittel zugemessen, und war dieses Mass nicht gerade ein kärgliches, oder war dem Sklaven von seinem Herrn ein Geschäft zu selbständiger Verwaltung übergeben, so konnte er sich aus seinen Ersparnissen ein kleines Vermögen (*peculium*) für seine Loskaufung sammeln, auf das der Herr nur in dem Falle Anspruch machen durfte, sobald ihm aus der Handlungsweise des Sklaven ein materieller Schaden erwachsen war. Welche Entbehrungen aber musste sich der Sklave auferlegen, um gewissenlosen Herren gegenüber diese Loskaufsumme aufzubringen, wie wurde seine Langmut bei Erduldung aller der Strafen, die selbst für geringe Vergehen ihm zuerkannt wurden, auf die Probe gesetzt, wie musste sich der Stolz eines freien Mannes, der auf dem Schlachtfelde mit den Waffen in der Hand in die Gewalt übermütiger Sieger gefallen war, gegen solche rohe Behandlung auflehnen. Daher der gewaltige Zulauf, den jener von einer Gladiatorenbande angestiftete Sklavenaufruhr von allen Seiten fand, daher der verzweifelte Kampf dieser ausgestossenen Menschenklasse gegen ihre Peiniger, die oft wegen geringer Vergehen die schwersten Strafen auferlegt hatten. Mit den *compedes* an den Beinen gefesselt, durch die ihr Entweichen unmöglich wurde, mit Halseisen (*collare*) und Handschellen (*manica*) wurden die Widerspenstigen in die zu diesem Zweck auf den Landgütern angelegten unterirdischen Kasematten (*ergastulum, pistrinum*) geschickt und zu harter Frohnarbeit in den Steinbrüchen angehalten. Die Prügelstrafe mit dicken Stöcken, Ruten und Peitschen (*fustis, virga, mastix*) gehörte zu den gewöhnlichen, ebenso das Tragen der *furca* oder des *patibulum*, eines gabelförmigen Instrumentes, in das der Nacken eingepresst wurde und an dessen beiden nach vorn vorstehenden Schenkeln die Arme gefesselt oder angenagelt wurden. Flüchtigen und diebischen Sklaven wurden an der Stirn mit glühenden Eisen die Anfangsbuchstaben des Verbrechens, dessen sie sich schuldig gemacht hatten, eingebrannt (*stigma*), daher ihre Benennung als *literati* oder *stigmosi*. Mild erscheint dagegen die Strafe derer, die ein Halsband oder eine Bronzeplatte mit der Adresse ihres Herrn tragen mussten, um im Fall etwaiger Entweichung sofort als Flüchtlinge erkannt zu werden. Als Todesstrafe war die Kreuzigung (*in crucem agere, figere*) bestimmt, wobei der in das *patibulum* eingezwängte Körper des Delinquenten an den Schandpfahl hinaufgezogen wurde, um mit den Füssen an den Pfahl

angenagelt zu werden. Durch die christlichen römischen Kaiser wurde jedoch diese Art der Todesstrafe unter Rückerinnerung an den Kreuzestod Christi abgeschafft. Nicht selten wurden verbrecherische Sklaven in die Vivarien geworfen, in Oefen erstickt oder im Amphitheater bei den Tierkämpfen wilden Bestien gegenübergestellt.

Natürlich schloss diese Missachtung der Sklaven sie auch vom Rechte, die Toga zu tragen, aus. Nur in der Tunica durften sie erscheinen, und dass diese gemeinhin von gröberen, dunkelfarbigen Stoffen war und oft nach Art der griechischen Exomis angelegt wurde, erklärt sich aus der Beschäftigungsweise der Sklaven. Bei schlechter Witterung mochte wohl eine grobe Paenula oder Lacerna über dieses Arbeiterkostüm gelegt werden. Sklaven aber, deren Beschäftigung sie mit der Familie des Patronus in unmittelbare Berührung brachte, wie z. B. die Kosmeten, die bei der Mahlzeit Aufwartenden u. a., trugen ohne Zweifel Gewänder von feineren Stoffen und hellen Farben.

War einem Sklaven die Freilassung (*manumissio*) gewährt, so hiess er im Verhältnis zu seinem Patronus *libertus*. Eine solche ceremonielle Freilassung geschah in der Weise, dass der Patronus den Sklaven, dessen rechtmässigen Besitz (*iusta servitus*) er zuvor nachzuweisen hatte, dem höchsten Magistrat seiner Stadt mit den Worten: „*hunc hominem ego volo liberum esse*" zuführte, worauf der *assertor* (denn der die Freiheit Beanspruchende durfte, da er noch nicht in ihrem Genuss sich befand, seine Sache nicht selbst führen, sondern musste sich dazu eines Stellvertreters in der Person des Assertor bedienen) dem Sklaven mit der Rute einen Schlag auf den Kopf oder in späterer Zeit einen Backenstreich versetzte. Hierauf ergriff der Patronus den Sklaven bei der Hand, drehte ihn im Kreise herum und entliess ihn unter Wiederholung jener Formel aus der Knechtschaft. Neben dieser *manumissio vindicta* genannten Freilassung gab es eine zweite, bei welcher der Name des Freizulassenden in den Censuslisten vermerkt (*manumissio censu*) oder vom Patronus im Testament die Entlassung aus dem Sklavenstande (*manumissio testamento*) ausgesprochen wurde. Mit dem Pileus, den der Freigelassene sich aufsetzte, mit dem Anlegen der Toga und des Ringes und dem Abscheren des Bartes wurde der ehemalige Sklave auch äusserlich als Freier gekennzeichnet.

Das Handwerk.

Der gesamte Handwerkerstand, alle Erwerbszweige, die auf Händearbeit beruhen, waren nach den aristokratischen Ansichten der Römer bescholten und eigentlich des freien Mannes unwürdig; selbst der Handel, vorzugsweise der Kleinhandel stand auf einer ziemlich tiefen Stufe der Achtung; nur der grosse Grundbesitz bildete die eines freien Mannes allein würdige Erwerbsquelle, nur dieser machte den freien Römer in der Gesellschaft ebenbürtig.

Diese geringschätzige Beurteilung des Handwerks mag zum grossen Teil mit darauf zurückgehen, dass die meisten derartigen Beschäftigungen innerhalb der Familie von Sklaven besorgt wurden, die nach ihrer Freilassung natürlich

das einmal betriebene Handwerk beibehielten, um sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Gegen die Sklaven und Freigelassenen konnten die wenigen freigeborenen Römer, die ein Handwerk betrieben, kaum aufkommen. Der römische Handwerkerstand glich nicht den kernigen Zünften des deutschen Mittelalters, die, wenn der Feind ihre Vaterstadt bedrohte, mannhaft zu den Waffen griffen und mit ihren Leibern Freiheit und Recht, Hab und Gut verteidigten; es war vielmehr eine feige, zur Verteidigung des eigenen Herdes untaugliche Volksmasse, im eigentlichen Sinn der ewig unruhige Strassenpöbel, die *faex urbana*, wie Cicero ihn bezeichnet. Selbst den Emporkömmlingen aus dem Handwerkerstande klebte noch stets ihre oder ihrer Vorfahren niedrige Beschäftigung wie ein Makel an, wie unter anderem von Livius dem durch die Schlacht bei Cannae bekannt gewordenen Konsul Terentius Varro seine Abstammung aus einer Schlächterfamilie vorgeworfen wurde. Ebenso verfolgten die Epigrammatisten die Handwerker mit bitterem Spott, die durch Spekulation sich emporgeschwungen hatten und nach Art ächter Emporkömmlinge mit ihren Reichtümern einen lächerlichen Aufwand trieben.

Schon frühzeitig hatten die Handwerker sich zu Innungen (*collegia opificum*) vereinigt, nämlich in die neun Kollegien der Flötenspieler, Zimmerleute, Goldschmiede, Färber, Lederarbeiter, Gerber, Kupferschmiede und Töpfer; die neunte Zunft aber enthielt anfangs alle übrigen Gewerke, die in späterer Zeit zu besonderen Kollegien zusammentraten. Solche neu gebildeten Innungen waren z. B. die Goldschläger, Bäcker, Purpurfärber, Schweinehändler, Schiffer, Fährleute, Aerzte u. a. m. Diese Kollegien glichen mit ihren Herbergen (*curia, schola*), mit ihren Statuten über Aufnahme neuer Mitglieder und der Ausstossung unwürdiger Zunftgenossen, mit ihren besonderen Privilegien einzelner Mitglieder, sowie für die gesamte Korporation, in dem gegenseitigen Schutze des Gewerbebetriebes, zu dem die Genossen einer Innung sich verpflichteten, endlich mit ihren Sterbekassen in gewisser Beziehung wenigstens den mittelalterlichen Zünften. Ein Zunftzwang scheint indes nicht existiert zu haben. Der Wettbewerb unzünftiger Handwerker, einmal durch die Freigelassenen, die als selbstständige Handwerker sich aufthaten, dann durch fremde, namentlich aus Griechenland nach Rom übergesiedelte Fabrikanten, endlich dadurch, dass die Sklaven den grössten Teil der für den Hausstand der Reichen notwendigen Arbeiten selbst ausführten, bewirkte, dass das Zunftwesen sich niemals gedeihlich zu entwickeln vermochte. Uebrigens hatten diese Innungen ihre althergebrachten Gebräuche, bestehend in festlichen mit Opfern verbundenen und an bestimmten Festtagen angestellten Gelagen, die in den Innungsherbergen abgehalten wurden; sodann in öffentlichen, unter Vortragung besonderer Gewerksfahnen (*vexilla*) und vielleicht auch von Emblemen veranstalteten Aufzügen u. dgl. m.

Mannigfache Denkmäler, aus denen wir einen Einblick in den Handwerksbetrieb und die dazu erforderlichen Instrumente gewinnen, sind uns erhalten, einige derselben wollen wir einer näheren Betrachtung unterziehen. Die Läden, in denen die Handwerker zu arbeiten und gleichzeitig ihre Waren auszustellen pflegten, wurden mit dem gemeinsamen Namen *tabernae* bezeichnet, nach der

ursprünglichen Ableitung des Wortes eigentlich Bretterbuden (*quod ex tabulis olim fiebant* Fest.), wie solche in den ältesten Zeiten auf dem Forum zu Rom standen. Ebenso aber wie in unseren Städten diese die Plätze und Strassen verunstaltenden Buden nach und nach verschwinden, wichen sie auch im alten Rom seit Domitian vom Forum und von den Strassen, wo sie den Verkehr hemmten, und nur den Wechslern war es gestattet, ihre früheren Plätze beizubehalten. Die Tabernen waren zu ebener Erde in den nach der Strasse zu liegenden Räumen der Häuser eingerichtet. Auch Pompeji hat eine grosse Anzahl solcher für den Kleinhandel bestimmten Läden, hier freilich nur in dem Miniaturmassstabe einer Provinzialstadt, aufzuweisen, die entweder aus einem einzigen Ladenlokal oder ausser diesem aus einem oder mehreren dahinter gelegenen Zimmerchen bestehen, die hier und da durch Treppen mit darüber befindlichen Schlafgemächern in Verbindung gesetzt sind. Um einen Blick in das Innere der Läden, sowie auf die auf Borden ausgestellten Waren zu ermöglichen, sind sie nach der Strassenfront zu offen, bei Eckhäusern sogar nach beiden Seiten hin. Ein steinerner Ladentisch pflegt diese Oeffnung dergestalt einzunehmen, dass zum Eintritt in den Laden nur ein kleiner Durchgang bleibt, und in diesen Tisch waren Gefässe für die zu verkaufenden Flüssigkeiten eingelassen, während im Hintergrunde des Ladens stufenartig aufgemauerte Repositorien zur Aufstellung von Gläsern, Flaschen und Waren dienten. Ladenschilder, meist in Stein gehauen, kündeten den Vorübergehenden die Bestimmung des Ladens an; so z. B. führte in Pompeji ein Milchhändler als Aushängeschild das Bild einer Ziege, ein Weinhändler das zweier Männer, die auf ihren Schultern eine an einem Stocke hängende Amphora tragen, ein Bäcker das einer Mühle, die von einem Esel gedreht wird.

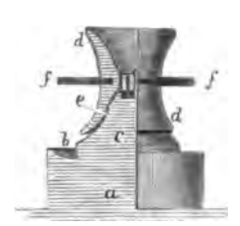


Fig. 973. Mühle.

Privatbäckereien, die wohl mit jedem grösseren Haushalt verbunden waren, sind in Pompeji in mehreren Häusern aufgefunden worden; in einem zur *Casa di Marte e Venere* gehörigen Backofen fand sich sogar noch eine grosse Anzahl verkohlter, sonst aber ihrer Form nach noch gut erhaltener Brote vor. Dicht neben dem Hause des Sallust liegt eine grössere, wahrscheinlich gewerbsmässig betriebene Bäckerei, in der sich vier grosse Mühlen aus grobem, porösem Tuffstein befinden, von denen eine zur Veranschaulichung ihrer inneren Einrichtung unter Fig. 973 zur einen Hälfte in ihrer äusseren Ansicht, zur anderen im Durchschnitt dargestellt ist. Auf einer mit *a* bezeichneten steinernen scheibenförmigen Basis, auf deren Oberfläche sich eine ringsum eingehauene Rinne (*b*) befindet, erhebt sich ein massiver Steinkegel (*c*, *meta*, *μύλη*), der mit der Basis aus einem Stück gearbeitet oder in sie eingelassen wurde. Ueber diesen ist ein steinerner ausgehöhlter Doppelkegel (*dd*, *catillus*, *ὄνος*) derartig gestülpt, dass die nach oben gekehrte Hälfte dieses Doppeltrichters zum Einschütten des Getreides benutzt wurde; in der Mitte dieses Doppeltrichters befand sich eine starke Eisenplatte mit fünf Löchern, die sich auf einem in die Spitze von *c* eingelassenen Zapfen drehte. Sobald man das Getreide in den oberen Trichter

von *d* einschüttete, fiel dies durch die Löcher der Platte in den zwischen *c* und *d* befindlichen Zwischenraum und wurde dort durch die Umdrehung von *d* um *c* zermalmt. Das Mehl fiel sodann in die mit *b* bezeichnete Rinne, aus der es herausgenommen wurde. Zwei Balken *(ff)*, die in der Mitte des Doppeltrichters befestigt waren, dienten dazu, die Mühle entweder mit Menschenhänden (*mola versatilis*) oder Zugtieren (*mola jumentaria* und *asinaria*) in Bewegung



Fig. 974. Müllerfest.

zu setzen. Windmühlen kannte das Altertum nicht; eine solche eben beschriebene Mühle aber durch Wasserkraft zu treiben, dazu bedurfte es nur eines Kammrades, dessen Zähne in ein durch Wasser getriebenes Rad eingriffen;

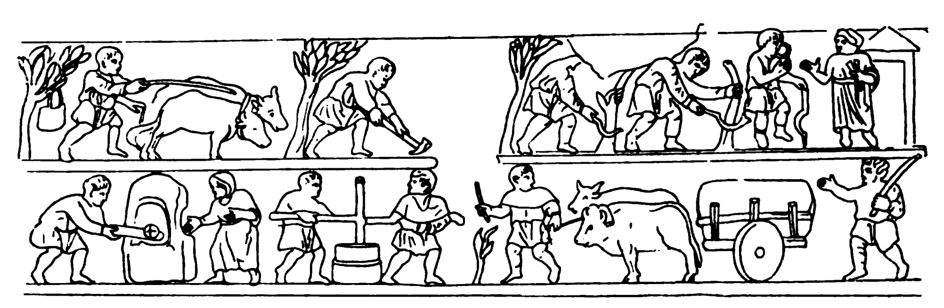


Fig. 975. Kneten und Backen des Brotes.

so war auch die von Vitruv beschriebene Wassermühle (*mola aquaria, hydraleta*) eingerichtet, die in Rom erst im vierten und fünften Jahrh. n. Chr. eingeführt wurde. Eine Mühle von der oben beschriebenen Form erblicken wir, ausser auf dem erwähnten Bäckerschilde und auf dem weiter unten noch näher zu besprechenden Denkmal des Eurysaces, auf einem ansprechenden pompejanischen Wandgemälde (Fig. 974). Es stellt das am 9. Juni gefeierte Mühlenfest, die Vestalia, dar; wie so häufig bei bildlichen Darstellungen aus dem Alltagsleben, sind auch hier Genien als handelnde Figuren gewählt. Durch ein einfaches Familienmahl, bestehend aus Brot, Salz, Gemüsen und Fischen, die in thönernen

Gefässen aufgetischt wurden, pflegten Müller und Bäcker diesen Tag festlich zu begehen. Die Esel hatten Rasttag, und Mühle und Tiere wurden mit Blumenkränzen und Guirlanden geschmückt, die aus aufgereihten Broten bestanden. Ein solches Fest begehen auf diesem Wandgemälde die Genien; im Hintergrunde die Mühle, vorn die am einfachen Mahl sich labenden Kindergestalten, und zu beiden Seiten die von der Arbeit feiernden Esel in ihrem Festschmuck. In derselben Bäckerei zu Pompeji befindet sich auch ein sinnreich konstruierter Backofen (*furnus*), der zum Festhalten der Wärme durch einen aufgemauerten Mantel eingeschlossen ist. Was die beim Backen übliche Hantierung betrifft, so lernen wir diese aus dem Fries des schon oben (S. 589) erwähnten Grabmals kennen, das nach der Inschrift: EST HOC MONIMENTVM MARCEI VERGILEI EVRYSACIS PISTORIS REDEMPTORIS APPARET, der Bäcker und Brotlieferant M. Vergilius Eurysaces für sich und seine Gattin Atistia setzen liess. Auf einem Unterbau erhebt sich eine Anzahl hohler Säulen ohne Basen und Kapitelle, je zwei und zwei durch einen Pfeiler getrennt, deren jede aus drei Tambours in Gestalt von Kornmassen besteht; darüber folgt ein mit Inschriften bedeckter Fries, auf dem ein Oberbau sich erhebt mit regelmässigen runden Vertiefungen, die gleichfalls als liegende Kornmasse gebildet sind. Der ganze Bau aber wird von einem Fries gekrönt, auf dem die Abschliessung eines Vertrages über eine grosse Brot- oder Getreidelieferung (die Bäcker hatten sich seit dem Jahre 580 d. St. (= 174 v. Chr.) als Zunft zusammengeschlossen) dargestellt ist; hierauf folgen zwei Mühlen in der oben beschriebenen Form, durch Esel in Bewegung gesetzt, zwei Siebtröge zum Durchsieben des Mehls und zwei Kornmesser. Auf der Rückseite wird in einer durch Pferdekraft bewegten Knetmaschine das Mehl geknetet, während Sklaven an zwei neben dem Backofen stehenden Tischen die Brote formen; auf einer dritten Seite des teilweise zerstörten Frieses wird die in Körben herbeigebrachte Ware unter Aufsicht von Beamten, vielleicht des zur Beaufsichtigung des Getreidewesens bestimmten *praefectus annonae*, gewogen. Das Kneten des Teiges mit der Maschine, sowie das Brotbacken erblicken wir auch

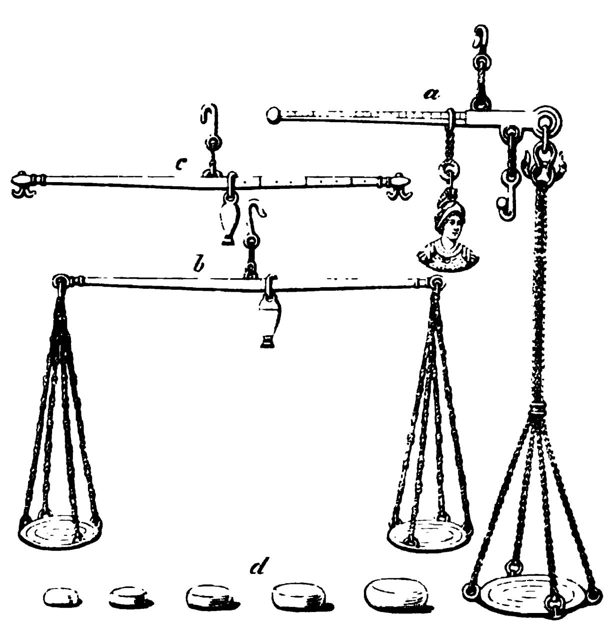


Fig. 976. Schnellwage und Gewichte.

auf einem Sarkophagrelief im Lateran (Fig. 975), auf dem die Bestellung des Ackers dargestellt ist.

Solche Wagen, wie auf dem Denkmal des Eurysaces, zum Abwägen umfangreicherer und schwererer Lasten, kommen auf römischen wie griechischen Monumenten mehrfach vor; sie gleichen vollkommen den bei uns gebräuchlichen. Zum Abwägen kleinerer Massen trockener oder flüssiger Gegenstände bediente man sich der Schnellwage (*libra*) oder des Desemer, von denen unter Fig. 976 *c* ein in Pompeji gefundener dargestellt ist. Bei dieser nach dem Prinzip der ungleichen Schenkel gebauten Wage wird der zu wägende Gegenstand an dem kürzeren Schenkel des Wagebalkens (*jugum*) aufgehängt und das Gewicht an dem längeren in eine Skala geteilten Arme bis zur Herstellung des Gleichgewichts fortbewegt. Bei der unter Fig. 976 *a* abgebildeten Wage aus Pompeji sind an dem kürzeren Schenkel ein Haken und eine Wageschale (*lanx*) angebracht, je nachdem die Waren angehängt oder auf der Wiegeschale verwogen werden mussten. Der längere Schenkel hat hier eine doppelte Skala, eine grössere Teilung für die auf der Wageschale liegenden, eine kleinere für die am inneren Haken hängenden Waren. Andere Wagen haben zwei gleich lange Schenkel (Fig. 976 *b*), an deren Enden zwei Wageschalen befestigt sind. Der eine ist durch eine Skala bezeichnet, und an ihm hängt das verschiebbare Gewicht, das hier die Form einer Eichel hat, während das an der ersteren Wage (*a*) befestigte als Minervenkopf geformt ist, wie überhaupt für Hänggewichte die Form von Köpfen und Tiergestalten sehr beliebt war. Uebrigens haben sich zahlreiche Gewichte zum Hinstellen aus Bronze, Blei und Stein mit oder ohne Angabe ihres Wertzeichens erhalten (Fig. 976 *d*).



Fig. 977. Laden eines Messerschmiedes

Den Bäckereien reihen sich als Lokale, in denen Lebensmittel feilgeboten wurden, die Garküchen und Wirtshäuser untersten Ranges, *popinae* genannt, sowie diejenigen Tabernen an, in denen vorzugsweise Wein verkauft wurde und die man mit dem Namen *cauponae* bezeichnete. Beide Lokale wurden nur von den untersten Volksklassen besucht und waren häufig die Tummelplätze des Lasters, so dass es ein schlechtes Licht auf einen den besseren Ständen Angehörenden warf, wenn er in solchen Tabernen verkehrte. Doch auch die vornehmen Wüstlinge hatten ihre besonderen, stark besuchten Tabernen, in denen die raffinierteste Sinneslust und das Hazardspiel ihre Stätten aufgeschlagen hatten. Das Gewerbe der Besitzer (*caupo*) solcher Kneipen gehörte daher auch zu den verachtetsten. Die Einrichtung römischer Garküchen und Weinstuben können wir uns leicht nach den heutigen Osterien Italiens vergegenwärtigen; auch kündeten Aushängeschilder (*insigne*) schon von aussen

die Bestimmung des Hauses an; so gab es z. B. in Pompeji ein Gasthaus zum Elephanten. in Rom am Forum eine Kneipe zum Hahn, in Lyon eine Wirtschaft zum Mercur und Apollo u. s. w.

Von den bildenden Handwerkern, deren Handtierungsweise uns durch Monumente veranschaulicht wird, nennen wir zuerst den Töpfer. Die beiden unter Fig. 318 und 319 abgebildeten geschnittenen Steine und die S. 264 an-

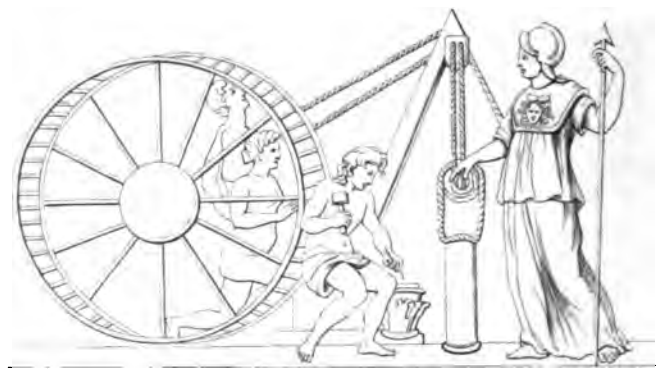


Fig. 978. Das Aufrichten einer Säule.

geführten Bemerkungen über die griechische und römische Töpferkunst haben uns bereits mit dem bei der Bildnerei von Thongefässen angewandten Verfahren vertraut gemacht. Auch in Pompeji befand sich links von der Gräberstrasse



Fig. 979. Erbauung einer Mauer.

eine solche Töpferwerkstatt, in der sich noch ein Brennofen erhalten hat; ein unterer Raum diente hier zur Feuerung, dieser war mit einer flachen, durchlöcherten Decke versehen, durch welche die Hitze in einen darüber liegenden, mit einem Topfgewölbe überdeckten Ofen, den sogenannten Einsetzraum, drang. Von ähnlicher Beschaffenheit sind auch die Ziegel- und Töpferöfen bei Heidelberg, Westerndorf in Oberbayern, Rheinzabern und Heddernheim (vergl. oben Fig. 904). Ueber Erzgiesser und Schmiedewerkstätte vergl. oben Fig. 620—622. — Der Thätigkeit des Zeugschmiedes nahe verwandt ist die des Messerschmiedes, in dessen Werkstatt und Laden uns zwei auf einem Cippus

im Vatican befindliche Reliefs versetzen, von denen das eine (Fig. 977) das reichhaltige Lager von sichelartig gekrümmten Gartenmessern, wie sie bei der Kultur der Obstbäume gebraucht wurden, und andern Messern darstellt. Der Besitzer des Geschäfts scheint mit einem Käufer über den Verkauf eines Messers zu unterhandeln.

Die Thätigkeit der Bauhandwerker wird uns durch ein Relief aus Capua (Fig 978) veranschaulicht, das der Inschrift zufolge der Bauunternehmer Lucceius Peculiaris infolge eines Traumgesichts an der Prosceniumswand einer Bühne angebracht hatte. Zur Seite der Beschützerin des Handwerkes, der Athene Ergane, erblicken wir hier einen Bildhauer an einem korinthischen Kapitell arbeitend, während mittelst eines durch zwei Männer in Bewegung gesetzten Tretrades eine Säule, deren Spitze jenes Kapitell krönen soll, in die Höhe gewunden wird. Dieses Monument verdient auch aus dem Grunde eine besondere Beachtung, weil es wohl das einzige ist, durch das uns das Auf-

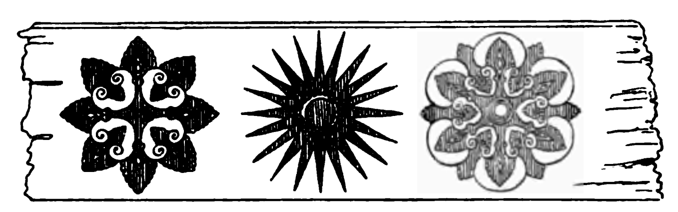


Fig. 980. Eingelegte Holzarbeiten.

richten einer Säule veranschaulicht wird. Ein anderes Relief aus Terracina (Fig. 979) zeigt uns, wie mit Hilfe einer Zange Steine zum Bau versetzt werden. — Meissel, Spitzeisen, Feilen, Steinbohrer neben halbfertigen Statuen sind in dem Atelier eines Bildhauers in Pompeji gefunden worden, und Messgeräte für Steinmetze oder Tischler, bestehend in Zirkeln mit geraden oder an ihren Spitzen gekrümmten Schenkeln, Loten, zusammenlegbaren Massstäben von einem römischen Fuss Länge, die auf ihrer Seitenfläche durch Punkte in zwölf *unciae*, auf der Kante aber in sechszehn *digiti* geteilt sind, in ihrer Form aber ganz den noch heute üblichen gleichen, haben sich in wohlerhaltenen Exemplaren in Pompeji vorgefunden.

Die Werkstatt eines Grobschmieds oder Wagenbauers, erkennbar durch die daselbst aufgefundenen Wagenachsen, Felgen und Gerätschaften, ist in demselben Orte an der Strasse vor dem herculanischen Thore entdeckt worden. Ferner ist eine Tischlerwerkstatt auf einem herculanischen Wandgemälde dargestellt, wo an einer Hobelbank zwei Genien ein Brett mit einer Säge durchschneiden, die in ihrer Form ganz der bei uns gebräuchlichen entspricht; auch auf dem Boden eines in den Katakomben Roms gefundenen Glasgefässes sind die Hauptarbeiten der Tischlerei: das Durchsägen und Behauen eines Brettes, die Anwendung des Bohrers und Stemmeisens, das Hobeln und die Hantierung des Holzschnitzers in sechs Bildern dargestellt.*) Was übrigens die antiken Tischler in Fournier- und eingelegten Arbeiten zu leisten vermochten, mag

*) Pitture d'Ercol. I 34, und Perret, Catacombes de Rome IV 22, 14.

man aus Fig. 980 ersehen, der Abbildung eines wohlerhaltenen Stückes von einem Holzsarkophag, der, wenngleich griechischen Ursprungs, bei der im Handwerk stattfindenden Verschmelzung beider Völker auch für die Leistungen römischer Tischler als Muster angeführt werden kann.

Von den anderen Handwerken, die durch Monumente veranschaulicht werden, haben wir bereits auf S. 736 ff. das der Walker näher betrachtet. Das Innere einer Schuhmacherwerkstatt giebt uns ein Wandgemälde aus Herculaneum (Pitture d'Ercol. I 35), auf dem von zwei an einem Tische sitzenden Genien der eine das Leder auf den Leisten zu schlagen, der andere die Nähte eines Schuhs mit einem Instrument zu glätten scheint. Die Reihen der in einem geöffneten Ladenspinde, sowie auf einem an der Wand angebrachten Brette stehenden fertigen Schuhe und Leisten bekunden, dass in diesem Werkstatt und Verkaufslokal vereinigt sind. Auch ist in Pompeji eine Schuhmacherwerkstatt aufgefunden worden, in der, ebenso wie in Mainz, verschiedene bei der Schuh- und Lederfabrikation gebräuchliche Werkzeuge entdeckt wurden.*) — Von anderen Läden machen wir noch auf den eines Oelhändlers in der nach dem Odeum führenden Strasse in Pompeji aufmerksam, in dessen Ladentisch acht Thongefässe eingelassen waren, in denen man noch Oliven und verdicktes Oel fand; ferner auf einen Parfümerieladen, auf dessen jetzt freilich ganz verloschenem Aushängeschilde alle in der Kosmetik vorkommenden Waren, der zum Opfer nötige Weihrauch, sowie die zum Salben der Toten erforderlichen Dinge angepriesen waren, und schliesslich auf eine Farbenhandlung in der *casa dell' arciduca di Toscana,* in der sich Farben teils in Rohstoffen, teils mit Harz versetzt für die Wandmalerei vorfanden. Endlich erwähnen wir eine Reihe von Marktscenen, die auf einem aus Pompeji stammenden Gemälde (Pitt. d'Ercol. III 42) sich abgebildet finden. Es ist das bewegte Marktleben unter den Säulenhallen des Forums: Kleiderhändler, von denen Käuferinnen Stoffe erhandeln, Verkäufer von bronzenen Gefässen und von Eisengerät, Kuchenverkäufer und endlich Schuhmacher, die den auf Bänken sitzenden Personen Mass nehmen.

Die Aerzte.

Auch die Aerzte in Rom gehörten, wie oben gesagt, fast ausschliesslich dem Stande der Sklaven und Freigelassenen an, doch nahmen sie vermöge ihrer wissenschaftlichen Bildung immerhin eine bevorzugtere Stellung ein. Im Anfang des 29. Buches seiner Naturgeschichte hat Plinius uns eine Reihe interessanter Notizen über ihr erstes Auftreten unter den Römern und ihre Stellung dem Publikum gegenüber hinterlassen. In den ersten Jahrhunderten der Republik pflegten Sklaven und Freigelassene nach gewissen feststehenden Rezepten und mit Hausmitteln ihre Kuren zu vollziehen. Erst im J. 535 d. St. (= 219 v. Chr.) liess sich ein griechischer Chirurg mit Namen Archagathus in

*) Vergl. Blümner, Technologie und Terminologie der Gewerbe und Künste bei Griechen und Römern. Bd. I S. 280 ff.

Rom nieder, und seine Kunst fand anfangs solche Anerkennung, dass ihm sogar auf öffentliche Kosten eine Bude am acilischen Kreuzwege eingerichtet wurde. Seine Wut zu brennen und zu schneiden zog ihm aber den Namen eines Fleischhauers zu und brachte die Aerzte und die griechische Heilkunst bedeutend in Verruf. Sie werden als Charlatane bezeichnet, die es verstanden, ihren Beutel zu füllen und durch ihre Unwissenheit das Leben der Kranken aufs Spiel zu setzen, ohne dass ein Gesetz vorhanden gewesen wäre, das die Unwissenheit bestrafte. Dennoch hatte sich durch das Auftreten des Archagathus und anderer griechischer Aerzte ein eigener ärztlicher Stand in Rom gebildet, und seit der Kaiserzeit sehen wir rasch hintereinander eine ganze Reihe von Aerzten in Rom auftauchen, von denen der eine den andern zu überbieten suchte. Was für gute Geschäfte übrigens die Aerzte zu Rom machten — sie dispensierten, da es damals noch keine Apotheker gab, ihre oft aus den kostbarsten Droguen zusammengesetzten Arzneien selbst —, erfahren wir aus den Einnahmen der kaiserlichen Leibärzte, so rechnete der Arzt Quintus Stertinius es seinem Kaiser hoch an, dass er sich mit einem Jahrgehalt von 500,000 Sestertien (82,500 Mark nach dem Geldwert in der augusteischen Zeit) begnüge, während er doch aus seiner Privatpraxis in Rom jährlich eine Einnahme von 600,000 Sestertien (99,000 Mark) gehabt habe; und Krinas, ein Zeitgenosse des Plinius, hinterliess zehn Millionen Sestertien (1,650,000 Mark), nachdem er eine nicht viel geringere Summe auf die Erbauung der Mauern seiner Vaterstadt Massilia und die Befestigung anderer Städte verwendet hatte. Erst unter Nero wurde der ärztliche Stand organisiert, indem über die gewöhnlichen Aerzte Oberärzte (*archiatri*) gestellt wurden, die sich wiederum in *archiatri palatini*, kaiserliche Leibärzte, und *archiatri populares*, etwa unseren Physici entsprechend, teilten. Erstere gehörten zu den bedeutendsten Persönlichkeiten im Hofstaat und führten den Titel *spectabiles*. Von den Physici wurde seit der Zeit des Antoninus Pius, je nach der Grösse des Ortes, eine bestimmte Zahl für jede Stadt festgesetzt, die von der Bürgerschaft gewählt und von dem Kollegium der Archiatri geprüft wurden und, ausser Befreiung von allen *munera*, ihre Besoldung von der Stadt erhielten, wofür sie die Stadtarmen unentgeltlich zu behandeln hatten. Die Aerzte teilten sich in solche, welche die inneren Kuren besorgten, die eigentlichen *medici*, in Chirurgen, *medici vulnerum, vulnerarii, chirurgi*, und in Augenärzte, *ocularii* oder *medici ab oculis;* daneben gab es Zahn- und Ohrenärzte, Aerztinnen für Frauenkrankheiten, Hebeammen und Heilgehülfen, *iatraliptae* genannt, die vorzugsweise die Einreibungen bei den Patienten vorzunehmen hatten; rechnen wir hierzu noch die Verkäufer jener zahllosen orientalischen Salben, Essenzen und Räucherwerke, die bei den Kuren damaliger Zeiten eine hervorragende Rolle spielten, so kann man sich einen Begriff von der grossartigen Medizinalpfuscherei in jenen Zeiten machen. Mannigfache, auf den ärztlichen Beruf bezügliche Denkmäler haben sich erhalten. So hat man Bestecke aufgefunden, Bronzekästchen mit silberverzierten Deckeln, in denen die Aerzte ihren Vorrat von Arzneien mit den zum Abwägen nötigen Apothekergewichtchen aufzubewahren pflegten. Das unter Fig. 981 abgebildete, aus den Rheinlanden stammende Kästchen trägt auf seinem

Schiebedeckel das in Siber ausgelegte Bild des Heilgottes Aesculap innerhalb eines Tempelchens. Auch hat man in Pompeji zwei Droguenhandlungen entdeckt, deren eine auf ihrem Aushängeschilde die Schlange des Aesculap mit dem Pinienapfel im Maule zeigt; trockene Arzneikörper, in Gläsern eingetrocknete Flüssigkeiten, sowie ein dem eben beschriebenen Arzneikästchen ähnliches Besteck von Bronze wurden daselbst aufgefunden. Ebenfalls aus Pompeji stammen die unter Fig. 982 abgebildeten chirurgischen Instrumente. die daselbst mit einigen anderen in dem Hause eines Chirurgen in der *Strada consolare* aufgefunden wurden. Fig. 982 *a* zeigt eine Bronzebüchse mit verschiedenen Sonden, die unter *n, o, p* noch besonders abgebildet sind. Unter *b, n, o, p* erblicken wir eine Anzahl Sonden (*specillum*), unter *c* die Lanzette. Das unter *d* abgebildete Instrument ist ein Messer von unbekanntem Gebrauch. Zangen (*forceps*) sind durch die mit *e, g, i* bezeichneten Instrumente vertreten:

Fig. 981. Arzneikästchen.

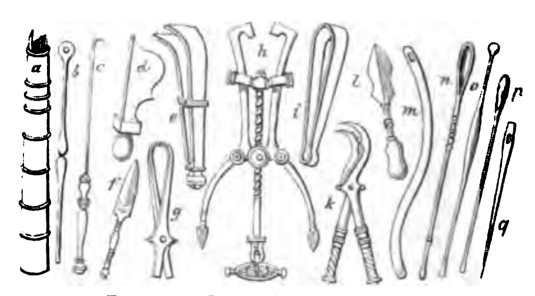


Fig. 982. Chirurgische Instrumente.

f ist ein Skalpell (*scalpellum*), *l* ein Spatel (*spatula*), *m* ein Katheter von drei Linien Dicke für die Blase, *q* eine gerade Nadel, neben der sich auch gebogene Heftnadeln gefunden haben, *k* eine gebogene Zange zum Ausziehen von Knochensplittern und *h* endlich ein *speculum magnum matricis*. Auch ein Brenneisen in Gestalt einer Schippe hat sich unter diesen Instrumenten vorgefunden. — Das häufige Vorkommen von Augenkrankheiten bei den Römern, die vielleicht durch die zügellose Lebensweise, vielleicht auch durch das heisse und übermässig häufige Baden veranlasst waren, schuf die besondere Klasse der Augenärzte. So finden sich unter anderen die Namen der Augenärzte der Kaiserin Livia in ihrem Columbarium, und so manche jener kleinen Vasen, die man früher für Kinderspielzeug hielt, dienten zur Aufbewahrung der Salben und Tropfen gegen Augenleiden; so eine, die durch ihre Inschrift „*Lycium Iasonis*" sich als ein Rezept des griechischen Oculisten Iason ausweist. Namentlich zahlreich hat man in den westlichen Provinzen des römischen Reiches quadratische Täfelchen von Serpentin, Nephrit oder Schiefer aufgefunden, auf deren schmalen Seiten die Namen des Augenarztes, seines Rezeptes und dessen Verwendung vermerkt sind; es sind dies Stempel römischer Augenärzte, mit denen diese Quacksalber ihre Geheimmittel dem Publikum empfahlen.

Ueber den Grad der Kenntnisse, den sich die antiken Aerzte erworben hatten, zu urteilen, ist natürlich hier nicht der Platz; dass sie im allgemeinen

über einen grossen Schatz praktischer Kenntnisse verfügten, und dass sie namentlich auf dem Gebiete der Chirurgie grosse Gewandtheit besassen, steht fest, man braucht da nur an den Namen des Hippokrates zu erinnern. Ein eigentliches Studium der Heilkunde gab es nicht, man erlernte die Wissenschaft praktisch, indem man sich zu einem berühmten Arzt in die Lehre gab. Nur an gewissen Orten pflanzte sich die Kenntnis der Medizin in bestimmten Familien fort, die auf Asklepios zurückgingen; dorthin strömten von allen Seiten Schüler zusammen, so dass man dort von einem Studium der Medizin allenfalls reden könnte. Dass neben den Bemühungen der Aerzte auch noch der priesterlichen Thätigkeit grosser Spielraum eingeräumt wurde, geht aus den zahlreichen, bestimmten Göttern dargebrachten *exvotis*, Weihgeschenken für erfolgte Heilung, hervor, mit denen die Tempel geschmückt waren, vgl. oben S. 149.

Die Schrift.

Neben den auf den öffentlichen Plätzen stehenden Tabernen, die für den Handwerker- und ärztlichen Stand bestimmt waren, gab es noch zahlreiche andere, welche durch die an den Thürpfosten oder an den Säulen der davor liegenden Portiken angehefteten Buchhändleranzeigen sich als Tabernen von Buchhändlern empfahlen. Am Forum bei der Curie, im Vicus Sandaliarius, sowie an vielen anderen besuchten Orten Roms befanden sich diese Läden, und so manche Namen berühmter Firmen von Verlegern sind uns erhalten. Drinnen aber lagen in Fächern (*armaria*, *nidi*) wohlgeordnet die Bücherrollen in bald kostbaren, bald einfachen Einbänden, und das Ab- und Zugehen von Käufern, die lebhafte gelehrte Unterhaltung über die neuesten literarischen Erscheinungen, die mit Lesern besetzten Sitze kündigten diese Buchläden gleichzeitig als Versammlungsplätze der gebildeten Welt an. Natürlich drängt sich bei den Berichten der alten Schriftsteller über die zahlreichen und bändereichen Privat- und öffentlichen Bibliotheken, die nicht allein in Rom, sondern über das ganze Reich zur Kaiserzeit verbreitet waren, bei der bekannten Leselust des römischen Publikums und bei der Schnelligkeit, mit der diese überall befriedigt wurde, die Frage auf, wie es möglich gewesen sei, ohne Presse eine solche Verbreitung der Bücher zu erzielen. Wir haben bereits auf S. 754 angedeutet, dass in den Sklavenfamilien der vornehmen Römer sich stets eine Anzahl gebildeter Sklaven befunden habe, die, als *literati* bezeichnet, Abschriften von Büchern besorgten und Diktiertes niederzuschreiben hatten. Von diesen Kopisten wurden die Manuskripte mit grösster Schnelligkeit, oft mit Hilfe von Abkürzungen vervielfältigt, die nach dem Erfinder, dem Tiro, einem Freigelassenen des Cicero, tironische Noten genannt wurden. Diese Abschriften wanderten in die Läden der Buchhändler (*bibliopola*), wenn nicht, was häufig vorkam, der Buchhändler neben seinem Laden gleichzeitig eine Werkstätte zur Anfertigung von Abschriften besass, und von hier aus fanden sie in Auflagen von oft vielen Tausenden von Exemplaren eine Verbreitung in alle Kreise der gebildeten Welt. Die Verbreitung der Bücher kam mithin

im Altertum annähernd der gleich, die bei uns durch die Presse stattfindet. und so kann man es sich unter anderem erklären, wenn Augustus in Rom allein von den schon Jahre lang in allen Händen befindlichen pseudosibyllinischen Büchern 2000 Stück mit Beschlag belegen konnte. Pomponius Atticus, der Freund und Verleger vieler Schriften Ciceros, besass eine vollständig eingerichtete Offizin, in der eine grosse Zahl von Sklaven nicht nur mit der Instandsetzung von Schreibmaterialien, sondern auch mit Abschriften und Korrekturen beschäftigt wurde, und der Besitzer besorgte zugleich den Vertrieb seines Verlages, wie wir dies unter anderem von einer Rede Ciceros *pro Ligario* wissen, mit der er ein vortreffliches Geschäft machte. Ausser dieser Verbreitung durch Abschriften erleichterte aber das Bekanntwerden der neuesten Litteratur die unter Augustus durch Asinius Polio eingeführte und später allgemein gewordene Sitte der Autoren, ihre geistigen Erzeugnisse vor der Herausgabe in Freundeskreisen oder an öffentlichen Orten, auf dem Forum, in Theatern, in Bädern oder Hallen vor einer grösseren Menge vorzulesen.*) Fast kein Tag verging, wie der jüngere Plinius in seinen Briefen (I 13) berichtet, an dem nicht irgend jemand eine Vorlesung gehalten hätte, und einen so erfreulichen Beweis dies auch für die Regsamkeit auf dem Felde der Litteratur lieferte, um so unerfreulicher war es für den Autor, wenn er vor leeren Bänken seine Vorlesung halten musste, was wohl in der Uebersättigung des römischen Publikums mit derartigen täglichen Genüssen und in der nur zu häufigen Mittelmässigkeit der Leistungen eine Entschuldigung finden mochte.



Fig. 983. Parodie einer Schule.

Ueber die Materialien, deren sich die Alten beim Schreiben bedienten, ist bereits oben S. 337 ff. gehandelt worden, so dass hier nur weniges hinzuzufügen ist. Wachstafeln, *tabellae*, *pugillares* oder auch schlechthin *cerae* genannt,

*) Durch die neuesten Ausgrabungen auf dem Esquilin wurde ein tonnenüberwölbter, mit Nischen und grösstenteils wohlerhaltenen Wandmalereien geschmückter Saal aufgedeckt, dessen innere Einrichtung: eine erhöhte Rednerbühne nächst dem Eingange und ihr gegenüber halbkreisförmig angeordnete Sitzplätze, es ausser Zweifel setzen, dass dieser Saal einst zu solchen Rezitationen bestimmt gewesen sei; dazu stimmt auch seine Lage innerhalb der Gärten des Maecenas.

von grösserem oder kleinerem Format, waren bei den Römern ebenfalls zum Briefschreiben, zum Vermerk von Notizen, zur Abfassung von Konzepten und als Schreibtafeln in den Schulen im Gebrauch, vgl. Fig. 983, wo in parodierender Weise eine Schule dargestellt ist. Auf der Cathedra sitzt der Lehrer mit Eselskopf, während auf den beiden Schulbänken in steifer Haltung als Schüler Affen sitzen; ein jeder hält seine Schreibtafel gerade vor sich hin. Siehe oben S. 338. Solche Täfelchen wurden auch zum Briefschreiben benutzt, und die Briefsteller hielten sich bei sehr ausgebreiteter Korrespondenz besondere Sklaven oder Freigelassene (*librarii ab epistulis*) zu deren Anfertigung. Sollte der Brief abgesendet werden, so wurden die *tabellae* unter Kreuzband gelegt, zu dem man sich eines Fadens bediente, der bei dem Knoten mit einem Wachssiegel geschlossen wurde.*) Die Aussenseite des Briefes trug die Adresse. — Für die zweite Methode des Schreibens mittelst einer aus der Auflösung von Russ und Gummi verfertigten Tinte (*atramentum librarium*) auf Papyrus oder Pergament bieten uns das auf Fig. 452*d* dargestellte Tintenfass mit dem darauf liegenden Schreibrohr (*calamus*) und daneben die halbgeöffnete Schriftrolle einigen Anhalt. Ueber die Anfertigung des Papyrus und des Pergaments, sowie über die Sitte, die Manuskripte aufzurollen, haben wir oben bereits gesprochen. Diese Rollen waren je nach der Güte des Papiers 0,15 bis 0,39 m hoch, während ihre Länge je nach der Zeit, der die Rolle angehört, sehr verschieden war; so hat die im Jahre 1821 aufgefundene Papyrusrolle mit dem Fragment des 24. Buches der Ilias eine Länge von 2,51 m und eine Höhe von 0,28 m. War das Manuskript vollendet, so pflegte man Anfang und Ende des Blattes auf je einem Stäbchen zu befestigen; beim Lesen rollte man das zu Lesende von dem einen Stäbchen ab, während das Gelesene auf dem andern Stäbchen aufgerollt wurde. Die Stäbchen ragten mit ihren Enden ein wenig über die Rolle hinaus und wurden dort durch Knöpfchen von Elfenbein oder Metall (*cornua, umbilici*) verziert.

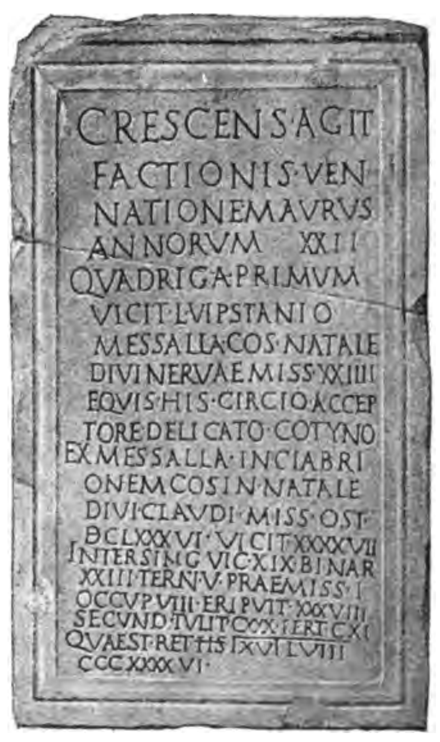


Fig. 984. Grabinschrift eines Circuskutschers.

*) Bei den oben erwähnten Diptychen und Triptychen aus Pompeji, deren Grösse zwischen 140 × 120 und 106 × 76 mm schwankt, ist behufs des Verschlusses eine 20—30 mm und 2 mm tiefe Rinne eingelassen, in der ein Bindfaden um die Tafel geschlungen und mit Wachssiegeln befestigt wurde. Die Namen der Unterzeichner der Urkunden sind mit Tinte neben den ihnen gehörigen Siegeln beigefügt.

Zur Sicherung gegen Staub und Würmer wurde alsdann die Schriftrolle in einer purpur- oder gelbgefärbten Pergamenthülle (*membrana*) verwahrt und an dieser, oder wie es an mehreren auf Wandgemälden vorkommenden Schriftrollen ersichtlich ist, an den Umbilici der Buchtitel mittelst eines Bändchens etwa so befestigt, wie in unseren Archiven die Wachssiegel der alten Urkunden an Pergamentstreifen (σίλλυβος) befestigt sind. Mehrere solcher Rollen pflegte man zur besseren Aufbewahrung oder zum leichteren Transport in eine cylindrisch gestaltete und durch einen Deckel verschliessbare Kapsel (*scrinium*) (vergl. Fig. 455) zu stellen. Im eigenen Hause wurden die Bücher in besonderen Bibliothekzimmern aufgestellt, die nach Vitruvs Vorschrift, um das Eindringen des Frühlichts zu ermöglichen und die Bücher gegen Moder zu bewahren, nach Osten gelegen sein mussten. Auch in Herculaneum hat man ein solches Bibliothekzimmer entdeckt, noch besetzt mit offenen Repositorien, in denen 1700 Schriftrollen lagen, von denen ein grosser Teil, trotzdem sie ganz und gar

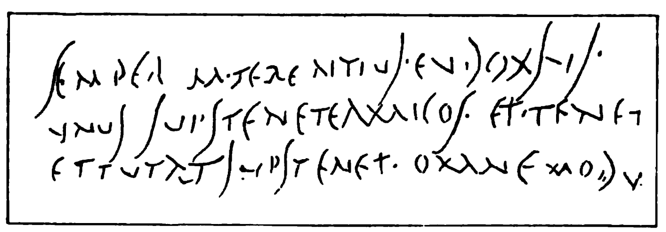


Fig. 985. Graffito aus Pompeji.

verkohlt sind, aufgerollt und entziffert worden ist. Einen Hauptteil nehmen die Werke des Philodemus ein. Wie bändereich übrigens diese Privatbibliotheken mitunter waren, geht daraus hervor, dass unter anderen der Grammatiker Epaphroditus 30,000 und Sammonicus Serenus, der Erzieher des jüngeren Gordian, 62,000 Bücher besass. Von öffentlichen Bibliotheken besass Rom nach der Angabe des Publius Victor nicht weniger als neunundzwanzig; die erste wurde von Asinius Polio wahrscheinlich in dem von ihm erbauten Atrium Libertatis auf dem Aventin angelegt; zwei neue, die octavische und palatinische, entstanden unter Augustus, und unter Tiberius, Vespasian, Domitian und Trajan wurde diese Zahl durch Anlage neuer Bibliotheken vermehrt, unter denen die von dem letztgenannten Kaiser gegründete, die ulpische, die bedeutendste war.

Es wird nicht uninteressant sein, von der Schrift, deren die Römer sich bedienten, ein Paar Proben zu geben, so weit wie dies geschehen kann, ohne dass man die geschichtliche Entwicklung der Schrift in Betracht zieht. Fig. 984 zeigt die für Inschriften gebräuchliche; es handelt sich um die Inschrift des Circuskutschers Crescens, der zur Partei der Blauen gehörte und trotz seinem jugendlichen Alter zahlreiche Siege davontrug. Wie die Maueraufschriften gestaltet wurden, die sogenannten Dipinti, zeigt Fig. 878, eine Wahlempfehlung des C. Avitus; er wird von den Nachbarn vorgeschlagen (*vicini rogant*). Die Sigle OV bedeutet *Orant vos faciatis.* Die dritte Probe (Fig. 985) zeigt die Cursive; es ist ein sogenanntes Graffito aus Pompeji, d. h. eine mit einem spitzen Gegenstand eingekratzte Inschrift zum Preise des M. Terentius Eudoxus.

Ackerbau und Jagd.

Nur der Gutsbesitz ist eines freien Mannes würdig, so lauten die Schlussworte Ciceros in seinem Urteil über die bürgerlichen Beschäftigungsweisen der Römer, und so sehen wir denn auch zur Zeit der Einfachheit der Sitten den römischen Adel selbst das Feld bebauen und die Aufsicht über die Bestellung seines Ackers führen. Als aber die Gehöfte zu grossen Landgütern anwuchsen, das schlichte Landhaus Schlössern Platz machte, die Aecker den Parkanlagen weichen mussten, überliess der Eigentümer die schwere Feldarbeit seinen Sklaven, ihre Beaufsichtigung seinen Inspektoren; er selbst jagte den sogenannten nobleren Passionen nach und vergeudete in unsinniger Verschwendung die Erzeugnisse seiner Güter. — Von Ackergeräten erwähnen wir zuerst den Pflug (*aratrum*). Ursprünglich bediente man sich nur einer langen Hacke zum Aufpflügen des Bodens, aus dieser entstand später der Hakenpflug, bestehend in einem starken, hakenförmig gekrümmten Holze, unten zu einer Schar

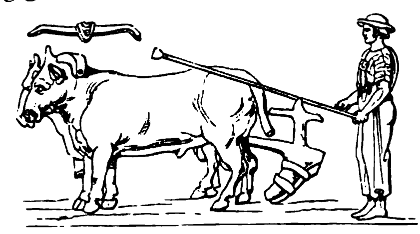


Fig. 986. Etruskischer Pflüger.



Fig. 987. Griechischer Pflug.

zugespitzt oder mit Eisen beschlagen und hinten in die Sterze auslaufend. Einen solchen altetruskischen und von den Römern angenommenen Pflug, der in fast gleicher Form noch heute in der Campagna gebraucht wird, veranschaulicht uns die unter Fig. 986 abgebildete etruskische Bronzegruppe; natürlich vermochte er nur das Erdreich aufzuwühlen, nicht aber die Furchen umzuwerfen. Der spätere römische Pflug hingegen, der genau mit dem griechischen übereinstimmt, bestand aus einem Scharbaum oder Pflughaupt (*dentale*), an dessen Spitze die Pflugschar (*vomer*) sich befand; am anderen Ende des Scharbaums erhob sich, entweder mit ihm aus einem Stücke bestehend oder in ihn eingezapft, die Sterze (*stiva*) mit dem Querholz (*manicula*), an dem der Pflüger den Pflug regierte, indem er ihn entweder hob oder herabdrückte. Etwa in der Mitte des Scharbaums war die gegen 2,50 m lange gekrümmte Krümmel (*bura, buris*) eingefügt, die gleichzeitig bei dem römischen Pfluge als Deichsel (*temo*) diente (Fig. 987); an ihrer Spitze waren die Stiere in der unter Fig. 986 abgebildeten Weise zusammengejocht; wir haben das Joch noch besonders oberhalb der Tiere dargestellt. Zum Ebenen der Furchen

waren unmittelbar hinter der Pflugschar zwei Brettchen (*aures*), unseren Streichbrettern entsprechend, befestigt. Als eine besondere Art des Pfluges wird der im gallischen Rhätien und in Oberitalien gebräuchliche *plaustraratrum* genannt, bei dem die Krümmel vorn auf zwei niedrigen Rädern ruhte und in deren Achse die Deichsel befestigt war. Gewöhnlich wurde mit einem Paar Ochsen gepflügt, mit mehreren Paaren aber, sobald der Boden es erforderte. Nach dem Pflügen folgt das Säen; wie Fig. 988 zeigt, führt der Sämann gewöhnlich das Getreide in einem Korbe mit sich. Von den übrigen Ackergeräten nennen wir die Egge (*occa*, *crater*), die damals dieselbe Anwendung fand wie jetzt, ferner zum Ausreissen von Wurzeln und Unkraut eine mit eisernen Haken besetzte Hacke (*irpex*), die gleichfalls durch Ochsen gezogen wurde. Ausser diesen hatte man als Instrumente für den Garten- und Feldbau eine mit zwei oder mehr Zinken versehene Hacke (*bidens*), den Rechen (*rastrum*), Hacken für Gärten und Weinberge (*ligo*), Schaufeln (*pala, rutrum*) u. a. m. Zum Beschneiden der Bäume und Weinstöcke bediente man sich der Hippe (*falx*), für erstere eines einfachen krummen Gartenmessers (*falx arboraria*), für letztere eines krummen Messers mit einer neben der Klinge angebrachten Spitze zum Stechen und Ritzen (*falx vinitoria*). Zum Mähen des Grases und Getreides wurde die Sichel gewählt, mit der man die Halme nicht allzunahe an ihrer Wurzel abschnitt; die Aehren wurden sodann in Körben gesammelt und auf einem freien Platze, dessen Erdreich festgestampft war, darin also unserer Tenne glich, ausgeschüttet und durch Ochsen ausgetreten, ein Verfahren, wie es auch heute noch in südlichen Gegenden üblich ist. Auch wendete man zu diesem Zwecke das *tribulum* an, ein Brett, an dessen unterer Seite, nach der Erklärung des Varro, Erhöhungen von Stein oder Eisen angebracht waren und das, mit dem Treiber beschwert, von Ochsen über die Aehren gezogen wurde. Waren die Körner in dieser Weise ausgedroschen, so überliess man es dem Winde, die Spreu hinwegzuwehen, oder es wurde die Reinigung, wie schon bei Homer, mittelst der Wurfschaufel vollzogen. Hierauf kam das Getreide in die Kornmagazine, entweder nach Art der noch heute in den südlichen Gegenden gebräuchlichen Silos eingerichtete Gruben (*horreum subterraneum*), oder trockene auf Säulen ruhende luftige Speicher (*horreum pensile*). Solche Kornspeicher wurden auch für Zeiten der Not von

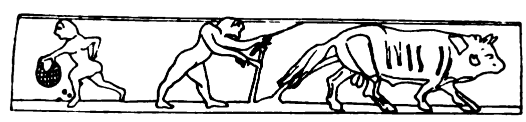


Fig. 988. Pflügen und Säen.



Fig. 989. Bienenzucht.

Staatswegen angelegt, wozu die erste Idee bekanntlich von C. Sempronius Gracchus ausging. Die Ruinen der grossen *horrea populi Romani* sah man noch im sechszehnten Jahrhundert zwischen dem Aventin und dem Monte Testaccio; sie sind bei den Ausgrabungen, die gelegentlich der Anlage neuer Quartiere dort vorgenommen wurden, teilweise wieder zum Vorschein gekommen.

Nächst dem Ackerbau legten die Römer ebenso wie die Griechen auf die Kultur des Olivenbaumes und des Weinstockes grosses Gewicht. Ersterer, bereits zur Zeit der Könige in Italien heimisch, fand hier einen so überaus günstigen Boden, dass das in Venafrum, Casinum und im Sabinerlande gewonnene Oel bald den ersten Rang einnahm. Jünger ist der Anbau des Weinstocks in Italien; er kam hier sogar erst mit dem Aufhören des Getreidebaues zur Geltung. In Gruben oder Furchen wurden die Setzlinge gepflanzt und die Reben an Bäumen, vorzugsweise an Ulmen, gezogen (*maritare*), eine Sitte, die noch heutzutage in einigen Provinzen von Italien üblich ist. Ausserdem aber war auch die bei uns gebräuchliche Weise, die Reben an Pfählen oder Spalieren ranken zu lassen, schon den Römern bekannt. Lebendige Hecken aus Dornsträuchern, aus Weiden geflochtene Zäune oder Mauern schützten die Weingärten gegen die Angriffe der Viehheerden. Es würde zu weit führen, wollten wir hier den Ackerbau, zu welchem auch die Obstbaumzucht und Viehzucht gerechnet wurde, eingehender besprechen; mancherlei ist in gelegentlichen Bemerkungen schon gegeben und die Uebereinstimmung zwischen griechischem und römischem Gebrauch wiederholt hervorgehoben worden. Interessant würde es sein, wenn es möglich wäre zu zeigen, welche Rassen bei den einzelnen Haustieren von Griechen wie Römern besonders gepflegt wurden, doch fehlt es dazu bis jetzt noch an genügenden Vorarbeiten. Vergl. M. Wilckens, Die Rinderrassen Mittel-Europas, Wien 1876.

Noch sei ein Wort über Bienen gestattet. Dass in Attika die Bienen wohl gepflegt und aus ihrem Honig, besonders auf dem Hymettos, grosser Gewinn gezogen wurde, ist oben gesagt. Auch in Italien wurde der Bienenzucht grosser Fleiss zugewandt, umsomehr, als der Honig vor allem den mangelnden Zucker zu ersetzen hatte. Für die Bienenkörbe waren runde und quadratische Formen üblich, vgl. Fig. 989.

Mit dem Ackerbau, dem Aufenthalte auf dem Lande,



Fig. 990. Jagd mit Netzen.

pflegt die Jagd auf das innigste verbunden zu sein. Dass die Römer anfänglich, bevor griechische Sitte auf sie Einfluss gewann, der Jagd eher abhold waren, ist oben S. 489 schon gesagt worden. Sie lagen ihr nur so weit ob, als es galt, das Haus billig mit Fleisch zu versorgen. In späterer Zeit haben sie diesen Sport dafür um so eifriger gepflegt. Allerdings verliert die Jagd der späteren Zeit ihren eigentlichen Charakter, da die römischen Grossen das Aufspüren und Erlegen des einzelnen Wildes meist den Sklaven überlassen und sich begnügen, die zusammengetriebenen oder in Tierparks gehegten Hirsche, Eber u. dergl. in Massen zu töten. Es wird damit die Jagd zu einem Abbilde der im Circus oder Amphitheater im grossen betriebenen Venationes. Doch fehlt es auch nicht an Ausnahmen, namentlich in den Provinzen, wo im allgemeinen ein frischeres, gesunderes Leben sich erhalten hat. Fast regelmässig wird die Jagd mit Netzen betrieben, man kreist ein bestimmtes Gebiet mit Netzen ein, treibt die Tiere mit Treibern und Hunden gegen die Netze und vermag sie dann aus der Nähe zu töten (Fig. 990). Aber auch die Jagd auf dem Anstand ist nicht selten geübt worden; namentlich zeigt ein in Lillebonne gefundenes Mosaik, wie der Jäger durch das Geschrei eines gezähmten Hirsches andere Hirsche anlockt, die er dann aus dem Hinterhalt mit Pfeilschüssen erlegt. Dasselbe Mosaik führt auch die Parforcejagd auf Hasen vor, wie sie noch heute im südlichen Russland betrieben wird; die Jäger setzen zu Pferde mit Hunden dem Hasen nach, bis sie ihn mit Peitschenschlägen erlegen können.

Die Götterverehrung.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, von dem Götterkreise des römischen Volkes und den sacralen Einrichtungen in ihrer historischen Entwickelung ein Bild zu entwerfen. Vielmehr werden wir eine freilich nur kurze Schilderung der Organisation der Priesterschaften, des Opferritus und der mit diesen verbundenen Festspiele zu geben haben, soweit hierfür Monumente uns erläuternd zur Seite stehen. — Alle gottesdienstlichen Handlungen, die an geheiligter Stätte (*locus sacer*) vollzogen wurden, hiessen *sacra;* wurden sie von dem Einzelnen für sich oder seine Familie den Hausgöttern dargebracht (vgl. Fig. 991, ein auf dem Esquilin gefundenes Lararium, in dem der Hauptplatz der Isis-Fortuna angewiesen ist, während Laren, Penaten und andere Götter auf den Seiten aufgestellt sind, und Fig. 992, die Bronzestatuette eines Lar in der gewöhnlichen Haltung), oder wurden sie für eine auf gemeinsamer Abstammung beruhende Genossenschaft (*gens*) durch einen Opferpriester vollzogen, so führten sie den Namen *sacra privata.* Ihnen entgegengesetzt sind die *sacra publica,* die für das ganze Volk (*pro populo*) von staatswegen auf öffentliche Kosten und durch öffentliche Priester (*sacerdotes populi Romani*) dargebrachten Opfer. Die für die Besorgung des öffentlichen Kultus bestimmte Priesterschaft (*sacerdotes*) zerfiel in drei grosse Klassen. Die erste, die *sacerdotes publici populi Romani,* bildeten die grossen *collegia* der *Pontifices* mit den zu ihnen gehörenden Priesterschaften, die der *VIIviri epulones,* der *XVviri sacris faciundis,* der *Augures, Salii* und *Fetiales.* Zur zweiten Klasse gehörten die für die *sacra*

popularia bestimmten Priester, und zur dritten die zur Ausführung der *sacra gentilitia* bestimmten *sodalitates*.

Die Priesterschaften der ersten Klasse genossen eine bevorzugte Stellung, da ihnen ausser dem Recht der Toga praetexta auch die Befreiung vom Militärdienst und von bürgerlichen Aemtern und die Ehrenplätze bei den Festen und Spielen zustanden; ferner war mit ihrem Amt der Besitz eines öffentlichen Grundstückes (*ager publicus*) verbunden, aus dessen Einkünften die Kosten für die *sacra* bestritten wurden, und endlich wurde ihnen auf Staatskosten zur

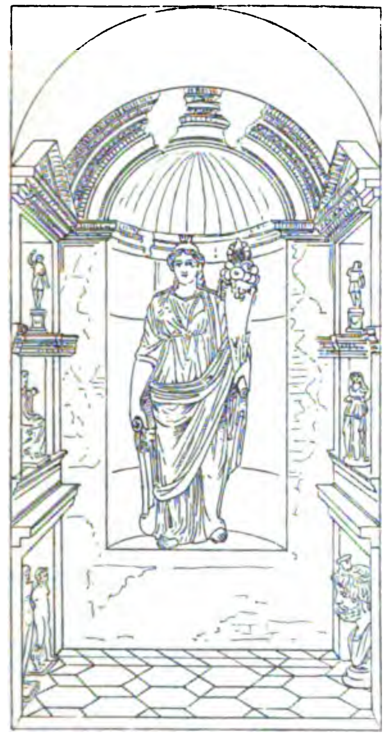




Fig. 991. Lararium.



Fig. 992. Lar.

Besorgung der mit dem Kult verbundenen Verrichtungen ein hauptsächlich aus Sklaven (*servi publici*), aber auch aus Freien bestehendes Personal von Beamten gehalten. Es waren die *lictores*, meistenteils Freigelassene, die vor dem Priester oder der Priesterin einherzuschreiten und ihnen im Volksgedränge freie Bahn zu machen hatten; sodann die Hühnerwärter (*pullarii*), die Opferschlächter (*victimarii*), die Musikanten (*tibicines* und *fidicines*), die zum Ansagen der Versammlungen benutzten Boten (*calatores*), endlich die *camilli* und *camillae*, Knaben und Mädchen, die teils zur Dienstleistung bei den Opfern gebraucht wurden, teils als Novizen ihre Lehrjahre vor ihrem Eintritt in die priesterlichen Würden hier durchzumachen hatten. Zu dieser Klasse wurden anfänglich nur freigeborene Kinder, deren Eltern noch am Leben waren (*pueri patrimi et matrimi* und *puellae patrimae et matrimae*), genommen.

Die *pontifices*, deren Namen von *pontem facere* abgeleitet und gewöhnlich mit dem Bau und der Erhaltung jener ältesten Holzbrücke des *pons sublicius* in Verbindung gebracht wird (vgl. S. 542), bildeten zur Zeit der Könige ein Collegium von vier Priestern, denen der König in eigener Person als oberster Priester vorstand. Diese ursprüngliche Mitgliederzahl des Collegium erhielt sich bis zum Jahre 300 v. Chr., wo durch ein Plebiszit der Volkstribunen Q. und Cn. Ogulnius den Plebejern die Aufnahme in die bis dahin nur von Patriziern besetzten Priesterämter gestattet wurde, so dass von da ab vier Patrizier und eine gleiche Zahl Plebejer, mit einem aus ihrer Mitte gewählten Oberpriester, dem *pontifex maximus*, an der Spitze, dieses Collegium bildeten; erst von Sulla, dem Reformator vieler Priestertümer, wurde diese Zahl bis auf fünfzehn vermehrt. In der Kaiserzeit pflegte man durch einen Senatsbeschluss dem Kaiser die Würde eines *pontifex maximus* zu übertragen, oder er nahm sie für sich ohne weiteres in Anspruch. Das Pontificalkostüm wird uns durch eine im Museo Pio Clementino befindliche Statue vergegenwärtigt (Fig. 993), und in ganz ähnlicher Tracht, eingehüllt in die faltenreiche, das Hinterhaupt bedeckende Toga und in der Hand die Opferschale haltend, erscheint die Statue des Augustus in derselben Sammlung.



Fig. 993. Römischer Pontifex.

Unter den Kulten, die sich in den Händen des Collegiums der Pontifices befanden, stand neben dem des Saturnus und der Ops der der Vesta in erster Reihe. Neben ihrem am Forum gelegenen Tempel hatte auch der Pontifex Maximus in der Regia seine Wohnung (vgl. S. 635). Ebenso aber, wie der Herd im Atrium des Hauses den Mittelpunkt bildete, an dem das Oberhaupt der Familie das Opfer für das ganze Haus vollzog, war der Tempel der Vesta der Herd des Staatsgebäudes, an dem die Pontifices die Stelle der Familienhäupter, die Vestalinnen die der Frau am häuslichen Herde vertraten. Das Collegium der Pontifices bildete mithin den Mittelpunkt der römischen Staatskulte, und als solcher war es auch der Bewahrer des geistlichen Staatsarchives, in dem die von der Hand des Pontifex Maximus aufgezeichneten Annalen über Ereignisse von religiöser Bedeutung (*annales maximi*), die Verzeichnisse über die heiligen Orte, Zeiten und Handlungen (*libri pontificii*), die unter dem Namen der *leges regiae* bekannte Zusammenstellung der ältesten Gewohnheitsrechte sacralen Inhalts, sowie die Protokolle über die Verhandlungen und Entscheidungen des Collegium (*commentarii pontificum*) niedergelegt waren. Von diesem Collegium ging die jährliche Verkündigung der Staatsgelübde (*sollemnis votorum nuncupatio*) aus; bei allen sacralen Handlungen der Magistrate wurde es herangezogen, da die Pontifices allein die Kenntnis der jedem Gotte wohlgefälligen Opfer besassen. Bei der Weihung eines Ortes zur heiligen Stätte, eines Gegen-

standes, wie z. B. einer Statue oder eines Gefässes zum heiligen Gebrauch, hatten sie zuvor ihr geistliches Gutachten abzugeben und den der Dedication unmittelbar vorangehenden Weiheakt (*consecratio*) zu vollziehen; bei Vergehungen, die im Hause gegen die Sacralvorschriften begangen waren, bei Tod und Begräbnis, wo eine Sühne der Manen erforderlich war, beim Begraben des Blitzes wurden sie um Rat gefragt und gaben die Entscheidung über die Art und Weise der Entsühnung (*expiatio*) an.

Zu den mit diesem Collegium verbundenen Priestertümern gehörte zunächst der Opferkönig (*rex sacrorum* oder *rex sacrificulus*), eine geistliche Würde, die ursprünglich vom König bekleidet, nach Vertreibung der Könige auf einen Priester überging, dem die Besorgung gewisser geistlicher Handlungen, namentlich der *sacra* des Ianus, übertragen war. Waren nun auch seine Verrichtungen keineswegs von solcher Bedeutung, wie die der Pontifices, so nahm er unter ihnen doch mit Rücksicht auf seine ursprüngliche Würde formell ein höheres Rangverhältnis ein, so dass ihm bei den Festmahlzeiten der Pontifices, sowie bei anderen Festlichkeiten der erste Platz eingeräumt wurde. Ihm zur Seite stand als Teilnehmerin des Priestertums seine Frau, die *regina sacrorum*.

Die Pontifices sowohl, wie mehrere andere Collegia, z. B. die *fratres Arvales*, und *sodales Augustales*, hatten Oberpriester (*flamines*) zur Seite. Die mit dem Collegium der Pontifices verbundenen Flamines waren fünfzehn an Zahl, von denen die drei ersten, der *flamen dialis*, *martialis* und *quirinalis*, als *flamines maiores* bezeichnet, stets aus Patriziergeschlechtern genommen wurden und Sitz und Stimme im Collegium hatten, während die zwölf anderen *flamines minores* genannt wurden. Frei von allen Pflichten des bürgerlichen Lebens war der Flamen Dialis mit Frau und Kindern und seinem ganzen Hause, der auf dem palatinischen Hügel gelegenen *domus flaminia*, ausschliesslich dem Dienste der Gottheit geweiht. Nur der Tod konnte seine Ehe lösen, keinen Schwur durfte er leisten, kein Pferd besteigen, kein bewaffnetes Heer sehen, keine Nacht ausserhalb seines Hauses zubringen, nichts Unreines durfte seine Hand berühren, weshalb er auch keinem Toten oder keiner Grabstätte sich nahen durfte. Stets erschien er in seiner Amtskleidung, bestehend in der aus dickem Wollenstoff von der Hand seiner Frau gewebten Toga praetexta, *laena* genannt, die jedoch nicht zusammengeknotet sein durfte, sondern durch Fibulae auf dem Körper befestigt sein musste, da der Anblick jeder Fessel ihm untersagt war. Aus diesem Grunde musste selbst der Ring, den er am Finger trug, gebrochen sein; deshalb durfte er sich keiner Rebenlaube nahen oder den Epheu berühren, und deshalb war auch ein Gefesselter, sobald er sein Haus betrat, frei, und wurden die Fesseln durch das Impluvium über das Dach auf die Strasse geschleudert (vergl. S. 559). Auf dem Kopfe trug er den *albogalerus*, eine Art Pileus, an dessen Spitze (*apex*) ein Oelzweig mit einem weisswollenen Faden (*filum*) befestigt war. Die Form dieser Kopfbedeckung giebt uns am deutlichsten eine Anzahl Münztypen, unter denen wir die des Julius Caesar mit der Inschrift PONT. MAX. und AVGVR hier hervorheben: der auf Fig. 994 *k* abgebildete Albogalerus weicht etwas von dieser Form ab, gleicht jedoch in seiner Form wesentlich dem auf einem Relief des Vespasiantempels

in Rom dargestellten, nur dass bei letzterem der Apex höher ist. Die Verzierung mit einem Blitzstrahl lässt vermuten, dass ein solcher Albogalerus bestimmt gewesen ist, das Haupt eines Flamen Dialis zu schmücken. Am Tage durfte der Flamen Dialis diese Kopfbedeckung nicht abnehmen, da er stets im Dienst der Gottheit war, ja er war gezwungen, sein Amt niederzulegen, sobald sie ihm vom Kopfe fiel. In seinem Gürtel trug er das Opfermesser (*secespita*) und in seiner Hand eine Rute (*commetacula*), um die Leute von sich fern zu halten, sobald er zum Opfer schritt. Zu diesem Zwecke begleitete ihn auch ein Lictor, der auf dem Wege des Flamen jeden nötigte, seine Arbeit niederzulegen, da seine Augen die alltägliche Beschäftigung nicht schauen durften. Einem ebenso strengen Ritualgesetz war auch die Gattin des Flamen Dialis, die *flaminica*, in ihrer Kleidung unterworfen; auch sie durfte sich nur in



Fig. 994. Priesterliche Geräte.

langen wollenen Gewändern zeigen; ihre Haare waren mit einem wollenen purpurgefärbten Bande zusammengebunden und mit einem Kopftuch (*rica*) umwunden, in dem der Zweig eines glücklichen Baumes (*arbor felix*) befestigt war; ein purpurner Schleier (*flammeum*) bedeckte sie, und ihre Fussbekleidung durfte nur aus dem Leder geopferter, nicht aber gestorbener Tiere verfertigt sein. Auch sie führte das Opfermesser.

Da wir bereits in dem Vorhergehenden einige der zu den Opfer- und Kultushandlungen gehörigen heiligen Geräte erwähnt haben, so teilen wir hier zu ihrer Veranschaulichung ein Relief mit (Fig. 994), auf dem sämtliche bei der Ausübung der grossen Priesterämter gebrauchten Geräte neben einander abgebildet sind. Als Attribute für die Mitglieder der grossen Priesterämter erblicken wir hier unter *e* die Opferschale (*culullus*), unter *f* das Schöpfgefäss (*simpulum*), unter *g* das in einem Futterale verwahrte Opfermesser (*secespita*), sowie unter *k* die oben erwähnte Kopfbedeckung, den *albogalerus*. Die übrigen hier dargestellten Geräte, denen wir auch anderwärts auf Münzen und geschnittenen Steinen vielfach begegnen, werden in der nachfolgenden Schilderung ihre Erklärung finden.

Nächst den Flamines waren mit dem Pontificalcollegium die Vestalinnen (*virgines vestales*, *virgines Vestae*) eng verbunden, deren Einsetzung schon in die ersten Zeiten der Gründung Roms fällt. Von Alba sollen sie nach

Rom gekommen sein; anfänglich waren für die Ramnes und Tities je zwei, dann aber auch eine gleiche Zahl für die Luceres bestimmt, und diese Sechszahl hat sich fortdauernd erhalten. Bei der Wahl einer Vestalin, die durch den Pontifex Maximus vorgenommen wurde, sah man zuerst darauf, dass die zu Wählende nicht jünger als sechs und nicht älter als zehn Jahre, ferner dass sie *patrima et matrima* (vergl. S 791), sowie frei von allen körperlichen Gebrechen war. War diese Prüfung vollendet, so wurde sie in weisse Gewänder gekleidet und mit abgeschnittenem Haar dem Dienste der Vesta für dreissig Jahre geweiht. Nach Ablauf dieser Zeit konnte sie, wenn sie es nicht vorzog, im Dienste der Göttin zu verbleiben, in das bürgerliche Leben zurücktreten und sich verheiraten. Ihre Tracht war stets weiss; um ihre Stirn schlang sich diademartig ein breites Stirnband (*infula*), von dem Bänder (*vittae*) herabfielen, und während des Opfers oder bei feierlichen Aufzügen bedeckte sie ein weisser Schleier (*suffibulum*), der unter dem Kinn durch eine Fibula zusammengehalten wurde. Die beste Vorstellung von ihrer Tracht gewinnt man aus den innerhalb des Atrium Vestae gefundenen Ehrenstatuen, von denen eine in Fig. 995 abgebildet ist. Besonders tritt der Kopfschmuck der sechs künstlichen Flechten hervor, den die Vestalin mit der Hausfrau gemein hat, weil sie für den Staat in religiöser Beziehung gleichsam die Hausfrau vertritt (Jordan Atrium Vestae S. 47). Ebenso streng wie die Vestalin gegen sich selbst in der Beobachtung der Ordensregeln sein musste, ebenso streng war sie auch durch die Gesetze vor jeder Unbill und Versuchung geschützt. Eine Beleidigung ihrer Person zog den Tod des Beleidigers nach sich; kein Mann durfte ihre Wohnung oder den Tempel betreten, und bei ihrem öffentlichen Erscheinen wich jedermann, selbst der Konsul, ehrfurchtsvoll dem der Jungfrau voranschreitenden Lictor zur Seite. Bei den öffentlichen Spielen und den Pontificalmahlen wurden ihnen die Ehrenplätze eingeräumt, und der verurteilte Verbrecher entging der Bestrafung, wenn er auf seinem letzten Gange zufällig einer Vestalin begegnete. Zu ihren priesterlichen Diensten gehörte zunächst die Unterhaltung des ewigen Feuers im Tempel der Vesta, ein Dienst, den sie abwechselnd versahen; erlosch die Flamme, so traf sie eine körperliche Züchtigung durch den Pontifex Maximus. Wie aber neben dem Feuer das Wasser zu den ersten Bedürfnissen des häuslichen Herdes gehört, so hatten die vestalischen Jungfrauen auch den Tempel der Vesta, der den Herd des Staates



Fig. 995. Statue einer Vestalin.

einschloss, täglich mit Wasser aus der Quelle der Egeria zu besprengen und mit dem reinigenden Lorbeer zu schmücken. Die Besprengung aber wurde mittelst des Weihwedels (*aspergillum*) vorgenommen, der auf Fig 994 *h* dargestellt ist, und zwar hier in Form eines Pferdefusses, an dem ein Pferdeschweif befestigt ist, während seine sonstige Gestalt aus Fig. 679 hervorgeht. Entsprechend dem einfachen Opfer, das auf dem häuslichen Herde den Penaten dargebracht wurde, bestand auch das auf dem Herde der Vesta übliche aus einer in einem irdenen Topfe gekochten Salslake (*muries*) und der *mola salsa*, gesalzenem Schrot von gedörrtem Spelt. Beides wurde von den drei älteren Vestalinnen zubereitet, sie mussten den Spelt selbst enthülsen, dörren und mahlen. Die dazu nötigen Räume und Vorrichtungen sind in dem Atrium Vestae noch zum Vorschein gekommen.

Wie bekannt, wurde der Bruch der Keuschheit mit dem Tode bestraft: die Schuldige wurde auf einer Bahre auf den *campus sceleratus* vor dem collinischen Thore hinausgetragen, hier mit Ruten gepeitscht und sodann, da die Hinrichtung einer Vestapriesterin als ein *nefas* galt, lebendig eingemauert, und nur durch ein von der Göttin selbst ausgehendes Prodigium konnte die Unglückliche gerettet werden. Etwa zwölf Fälle sind uns von Vollstreckungen des Todesurteils an Vestalinnen bekannt.

Die Einführung der *VIIviri epulones* fällt erst in das Jahr 196 v. Chr., wo wegen Ueberlastung der Pontifices mit Opferhandlungen ein Collegium von anfangs drei, später sieben Mitgliedern eingesetzt wurde, um das Opfermahl anzuordnen (*epulum Iovis*), das den drei capitolinischen Gottheiten am 13. November im Iupitertempel auf dem Capitol unter Beteiligung des ganzen Senats dargebracht wurde. Mit diesem Festmahl waren anfangs die *ludi plebeii* verbunden, während in der Kaiserzeit ein zweites *epulum Iovis* am 13. September in Verbindung mit den *ludi Romani* veranstaltet wurde. Vielfache andere Veranlassungen, die in späterer Zeit die Veranstaltung von Opfermahlzeiten auf dem Capitol hervorriefen, vermehrten auch die Thätigkeit dieses Collegiums, da ihm die Ausrichtung dieser sämtlichen öffentlichen Mahlzeiten übertragen wurde.

Waren die bisher genannten Pontificalcollegien zur Wahrung der Kulte der altrömischen Gottheiten, der *dii patrii*, bestimmt, so war die Aufsicht über die fremden in Rom eingeführten Götterkulte, *dii peregrini*, die vom Staate als öffentliche anerkannt waren, den *XVviri sacris faciundis* übertragen. Dieses Priestercolleg, zur Zeit des Tarquinius Superbus nur aus zwei Personen bestehend, war seit dem Jahre 367 v. Chr. aus zehn, aus fünf patrizischen und fünf plebejischen Mitgliedern zusammengesetzt; die Vermehrung auf fünfzehn ist wahrscheinlich durch Sulla erfolgt. Ihnen war zunächst die Bewahrung und Auslegung der sibyllinischen Bücher, sowie die Prüfung der neu aufzunehmenden Orakel übertragen. Wie es heisst, wurden durch die cumäische Sibylle dem Tarquinius Superbus neun Bücher mit Orakelsammlungen angeboten, die von der berühmten erythraeischen Sibylle herstammen sollten; der König kaufte drei, nachdem die übrigen von der Sibylle den Flammen übergeben waren. Diese drei Bücher wurden im Iupitertempel auf dem Capitol

aufbewahrt, bis auch sie bei dem Brande im Jahre 83 v. Chr. vernichtet wurden. Eine neue Sammlung von Orakeln wurde darauf in Kleinasien, als dem eigentlichen Vaterlande dieser Sprüche, sowie in anderen Ländern angelegt und wiederum in dem im Jahre 78 v. Chr. neu erbauten Capitol niedergelegt. Mit der Redaktion dieser Sprüche, mit der Ausmerzung der unechten aus der Zahl der echten beauftragte Augustus die *XVviri*, von denen unter den nächstfolgenden Kaisern noch so manche Verbesserungen und Zusätze hinzugefügt wurden; erst Stilicho soll die Bücher durch Feuer vernichtet haben. Der Inhalt der sibyllinischen Bücher bestand aus einer Sammlung von Orakelsprüchen, die bei ungewöhnlichen Ereignissen, wie z. B. bei Pest und Erdbeben, zu Rate gezogen wurden, um aus ihnen in geschickter Weise die Sühnemittel zur Beseitigung der Gefahr herauszufinden. Zu diesen Sühnemitteln gehörte auch die durch die Auslegung der Sprüche gebotene Einführung fremder, vorzugsweise griechischer Götterkulte; war doch das ionische Kleinasien der Entstehungsort der erythraeischen Orakel. Die Geneigtheit der Römer für die Annahme fremder Elemente kam ihnen dabei insofern zu statten, als sie die aufgenommenen Gottheiten mit bereits vorhandenen italischen in enge Verbindung brachten oder ihnen gleichsetzten. So wurden die Kulte des Apollo, der Artemis, der Demeter und Persephone, des Unterweltsgottes Dis pater, der Aphrodite, des Hermes, des Asklepios, der Hygieia, der Magna Mater u. a. m. infolge sibyllinischer Aussprüche nach Rom übertragen, ihnen als *dii peregrini* die gleiche Verehrung der *dii patrii* eingeräumt, und mit vielen der neuen Kulte Festspiele verbunden, so z. B. mit dem des Apollo die Apollinaria und Säkularspiele, mit dem der Ceres die Ludi Cereris und mit dem der Magna Mater die Megalesia. Was die Einführung des Kultus der Magna Mater aus Pessinus durch Uebertragung des heiligen Steines, unter dessen Gestalt die Göttin in ihrer asiatischen Heimat verehrt wurde, sowie den Festzug und die Wagenrennen betrifft, die an den Megalesien aufgeführt wurden, so besitzen wir hierfür zwei erläuternde Denkmäler, von denen das eine unter Fig. 996 abgebildet ist. Wir sehen hier das Schiff, das vom Senat infolge eines sibyllinischen Orakels im Jahre 204 v. Chr. ausgesendet war, um das Idol der Cybele nach Rom zu bringen, mit dem Bilde der Göttin auf dem Verdecke, wie es von der Vestalin Claudia Quinta zur Rettung ihrer angezweifelten Keuschheit mit ihrem Gürtel in den Hafen des Tiber geleitet wird. Das andere Denkmal, ein Sarkophagrelief aus spätrömischer Zeit, veranschaulicht uns einen Teil der grossen Pompa, die an den Megalesien die Festspiele im Circus eröffnete. Das Bild der Cybele auf ihrem von Löwen gezogenen Wagen wird hier auf einer Bahre auf den Schultern von siebzehn Trägern unter Posaunenschall getragen.



Fig. 996. Einführung der Cybele in Rom.

Dem vorigen Collegium an Zahl gleich war das der *augures*, dessen Entstehung vielleicht schon einer vorrömischen Zeit angehört, da Romulus bereits als erster Augur genannt wird. Sollte die Genehmigung einer Gottheit

zu irgend einer politischen oder religiösen Handlung eingeholt werden, so hatte der Augur ihren Willen zu erforschen und vermöge seiner Wissenschaft die Bedingungen zu bestimmen, unter denen ein Zeichen überhaupt erscheinen musste und unter denen es für das Unternehmen von günstiger oder ungünstiger Vorbedeutung war. Keine Staatshandlung im Frieden oder im Kriege durfte ohne vorhergegangene Auspicien angestellt werden: beim Auszug in den Kampf, bei den Comitien, bei dem Amtsantritt der Magistrate und den Weihen der grossen Priesterämter, bei Inaugurationen und Exaugurationen, überall wurden die Auguren hinzugezogen und hatten die an sie von den Magistraten gestellten Fragen, denn diesen stand allein das Recht zu, im Namen des Staates Auspicien anzuordnen (*spectio*), aus der Beobachtung der Auspicien zu beantworten (*nuntiatio*). Daher die wichtige Stellung der Auguren und ihr Einfluss auf den Gang der politischen Begebenheiten. Beim Auspicieren grenzte der Augur um Mitternacht und bei völlig klarem Himmel mit dem *lituus*, einem knotenlosen, an seiner Spitze leicht gebogenen Stabe (Fig. 997), das S. 493 ff. ausführlich beschriebene *templum* ab, teilte es in Regionen und stellte sich im Mittelpunkt des Raumes, wo ein quadrates Zelt (*tabernaculum*) aufgeschlagen war, so auf, dass sein Blick nach Süden gewandt war; nur in einzelnen Fällen, z. B. bei der Inauguration von Tempeln, richtete er seine Blicke nach Osten, statt nach Süden. Von dieser Stellung aus schaute er nun nach vorangegangenem Gebet erwartungsvoll auf die sich einstellenden Zeichen. Blitz und der Flug der Vögel waren die hauptsächlichsten Zeichen, in denen sich der göttliche Wille kundgab. Bei der Beobachtung der Blitze (*servare de caelo*) galten die zur linken erscheinenden (*fulmina sinistra*) als glückliche, die von rechts her als unglückliche Auspicien, weil man bei der Richtung nach Süden die Seite des Sonnenaufgangs zur Linken hatte. Glückliche und unglückliche Vorbedeutung ist eben nicht an das zufällige rechts und links, sondern an Osten, die Seite der aufgehenden, und Westen, die der untergehenden Sonne geknüpft. Von Osten kommt das Glück, von Westen, wo der Eingang zur Unterwelt ist, das Unglück. Daher wechselten auch die Römer leicht mit rechts und links, als sie die griechische Bezeichnung kennen lernten, und nannten später wie die Griechen rechts glücklich und links unglücklich. — Bekanntlich war die etruskische Blitzlehre eine im höchsten Grade ausgebildete. In ihr wurde das *templum* in sechszehn Regionen geteilt, und aus der Richtung jedes Blitzstrahls, aus seiner Farbe und Wirkung, sowie aus der Jahreszeit verstanden die etruskischen Haruspices mittelst ihrer Geheimlehre eine Deutung zu geben. Die Blitzlehre der Auguren hingegen war bei weitem einfacher; während bei den Etruskern elf Arten von Blitzen angenommen wurden, teilten die Römer sie nur in solche, die am Tage, und solche, die zur Nachtzeit erschienen. Erst zur Kaiserzeit fanden die etruskischen Blitztheorien eine allgemeinere Verbreitung unter den Römern, während sie früher nur in einzelnen Fällen, namentlich bei den Sühnungen der Orte zur Geltung kamen, die vom Blitze



Fig. 997. Der *lituus*.

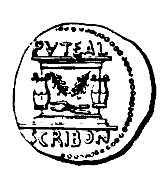


Fig. 998. Das *puteal Libonis*.

getroffen waren. Ebenso nämlich, wie der Tote bestattet und die Manen gesühnt werden mussten, erforderten die Sacralvorschriften auch eine Bestattung und Sühnung des einschlagenden Blitzstrahls. In Form eines ummauerten Schachtes, dessen Wände ähnlich einem offenen Brunnen über den Boden ragten (daher auch die Bezeichnung eines solchen Baues mit dem Namen *puteal*) wurde das Blitzgrab angelegt und mit der Inschrift „*fulgur conditum*" versehen. Als Sühne wurde aber an der Stelle ein zweijähriges Opfertier geschlachtet, weshalb diese Stätte auch *bidental* genannt wurde. Als solches *puteal* wurde früher das in Pompeji auf dem *forum triangulare* befindliche, auf acht dorischen Säulen ruhende Brunnenhäuschen angesehen, doch mit Unrecht, es ist wirklich ein Brunnen, d. h. wohl Cisterne, aus der das Wasser für den Tempelgebrauch geschöpft wurde; dagegen erblicken wir auf einem Denar des L. Scribonius Libo (Fig. 998), der die Umschrift PVTEAL SCRIBON trägt, ein solches mit Lyren, Lorbeerzweig und Zange*) geschmücktes Puteal in Form eines Altares. Scribonius Libo war nämlich vom Senat beauftragt worden, die Stelle, wo der Blitz eingeschlagen hatte, aufzusuchen und hatte im Atrium des Minervatempels dieses Puteal errichtet. — Bei der Vogelschau (*signa ex avibus*) unterschied der Augur die Vögel in solche, die durch ihre Stimme (*oscines*), und solche, die durch ihren Flug (*alites*) ein Zeichen gaben. Zu den ersten gehörte der Rabe, die Krähe, die Nachteule, der Specht und der Hahn, zur anderen Gattung der Adler (*Iovia ales*), Habicht und Geier. Für diese Art der Auspicien trat aber später, besonders während der Feldzüge, wo die Auguren nicht gegenwärtig waren, die Zeichendeutung aus dem Fressen der heiligen Hühner (*auspicia pullaria* oder *auspicia ex tripudiis*) ein. In einem Käfig wurden zu dem Zwecke Hühner gehalten; eilten diese Tiere, sobald der Hühnerwärter (*pullarius*) die Thür des Käfigs öffnete, gierig auf die ihnen vorgeworfenen Mehlklösse (*offa pultis*) und liessen sie beim Fressen Stückchen davon zu Boden fallen, so galt dies für ein günstiges Zeichen (*tripudium sollistimum*); verliessen aber die Hühner den Käfig nicht oder verschmähten sie die Nahrung, so sah man darin eine ungünstige Vorbedeutung. Einen solchen Käfig, in dessen Innern man zwei fressende Hühner erblickt, sehen wir unter anderem auf einem mit einer Inschrift und verschiedenen Basreliefs versehenen Steine (Fig. 999) abgebildet. Die beiden letzten Arten der Augurien *ex quadrupedibus* und *ex diris*, die untergeordneter Art waren, erwähnen wir hier nur vorübergehend. Das Begegnen gewisser Tiere, wie das einer trächtigen Hündin, eines Wolfes, eines Fuchses oder einer Schlange, sowie gewisse andere Störungen galten als Zeichen von übler Vorbedeutung.

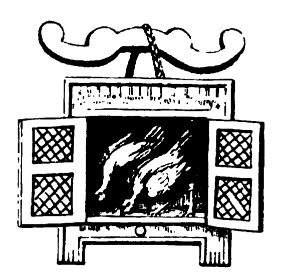


Fig. 999. *Auspicia pullaria.*

Den Auguren nahe verwandt waren die *haruspices*, ein den Etruskern eigentümliches Institut, das in den Zeiten der Republik in einzelnen Fällen zugezogen

*) Auf einer Goldmünze der Aemilia Scribonia trägt das Puteal statt der Zange einen Hammer, vergl. Cohen, Descr. gén. des monnaies de la république rom. pl. 1; wahrscheinlich war das Puteal dort von der anderen Seite abgebildet.

wurde, unter den Kaisern aber sich vollkommen in Rom einbürgerte. Die Deutung und Procuration der Blitze, die Procuration von Prodigien und die Opferschau bildeten den Kreis ihrer Amtshandlungen, und wenn auch bei den Römern diese Funktionen bereits durch die verschiedenen Priestertümer vertreten waren, so wurde doch der etruskischen Zeichendeutung wegen ihrer kunstgerechteren Ausbildung der Vorzug vor der römischen eingeräumt. Ausser der schon oben erwähnten Theorie der Blitzlehre, zu der auch die Kunst des Herabziehens der Blitze gehörte, hatten die Haruspices die Eingeweideschau zu einem besonderen System der Divination erhoben. Wie bei den Griechen, wurden Herz, Leber und Lunge der Tiere auf das sorgfältigste untersucht, jede Abweichung an diesen Teilen beobachtet und daraus auf einen glücklichen oder unglücklichen Erfolg gedeutet.

Das fünfte Priestertum bildete das Collegium der Salier, dessen Einsetzung auf Numa zurückgeführt wurde. Der Sage nach sollte zu Numas Zeit ein besonders gestalteter Schild (*ancile*) aus dem geöffneten Himmel zur Erde gefallen sein; um ihn vor Entwendung zu schützen, habe der König elf ebenso gestaltete Schilde durch einen Künstler Mamurius anfertigen lassen und zu ihrer Bewahrung auf dem palatinischen Hügel ein Collegium von zwölf Priestern, *Salii* genannt, bestellt.

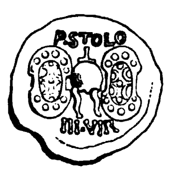


Fig. 1000. Die *ancilia*.

Das Unwahrscheinliche, das diese Sage über die Einsetzung des Priestertums enthält, geht schon daraus hervor, dass neben diesen latinischen Saliern, die ihre Heiligtümer auf dem Palatin hatten, ein zweites, ebenso altes, sabinisches Saliercollegium auf dem quirinalischen Hügel bestand. Vielmehr haben wir uns beide Collegien, von denen das palatinische sich dem Dienste des Mars, das quirinalische dem des Quirinus geweiht hatte, als die Vertreter des uralten Kultus des Mars zu denken, den die Sage mit jenen Ancilien in Verbindung brachte. Am ersten Tage des dem Mars geheiligten Monats März begannen die zu Ehren des Gottes veranstalteten Feste mit dem Abholen der Schilde (*ancilia movere*) aus der Curie der Salier. In feierlichem Aufzuge, begleitet mit der Tunica picta, über die der eherne Panzer angelegt wurde, und darüber der Toga praetexta im gabinischen Knoten geschürzt, auf dem Kopfe einen Helm in Gestalt des oben beschriebenen Apex, mit dem Schwert umgürtet und in der Rechten einen Stab, am linken Arm oder um den Hals das Ancile tragend, zog die Brüderschaft der Salier durch die Strassen und führte unter Leitung ihres Vortänzers (*praesul*) vor jedem Heiligtum einen Waffentanz, daher *salii*, auf, wobei sie mit ihren Lanzen an die Schilde schlugen und von ihrem Vorsänger intonierte uralte, selbst den Priestern in späterer Zeit nicht mehr verständliche Gesänge (*axamenta*, *assamenta*, *carmina saliaria*) anstimmten. In diesen wurden ausser Mars, Ianus, Iupiter, Iuno und Minerva gepriesen, und als eine besondere Auszeichnung galt es, wenn die Namen berühmter Verstorbener in sie aufgenommen wurden. Während des März wurden an bestimmten Festtagen diese Prozessionen wiederholt, die allabendlich vor den Standquartieren (*mansiones*) der Salier, deren es in Rom mehrere gab, endeten. Hier wurden

die Ancilien abgelegt und von Dienern, aber ohne dass sie die Schilde berühren durften, an Stangen in die Quartiere getragen, wo sie die Nacht über aufbewahrt wurden; ein Festschmaus, der wegen der dabei herrschenden Ueppigkeit sogar sprüchwörtlich geworden war, bildete den Beschluss des jedesmaligen Umzuges. Erst am 19. Oktober erfolgte die Zurückführung der Ancilien in die Curie. Die Form dieses Schildes lernen wir aus einer Silbermünze der gens Licinia kennen, auf der zwei Ancilien und zwischen ihnen der Apex der Salier mit der Umschrift P. STOLO III. VIR abgebildet sind (Fig. 1000).

Das sechste Priestercollegium für die *sacra publica* war das der *Fetiales*, dessen Stiftung gleichfalls auf die Zeit der ersten Könige zurückgeführt wurde. War der Staat in seinen Rechten von einem anderen Volke gekränkt, sollte eine Kriegserklärung geschehen und nach Beendigung des Kampfes Frieden geschlossen werden, sollten endlich die geschlossenen Verträge ihre rechtliche Gültigkeit erhalten, so wurden die Fetialen zur Vollziehung der für alle diese Fälle notwendigen Verhandlungen und Sühnungen herangezogen. In dem

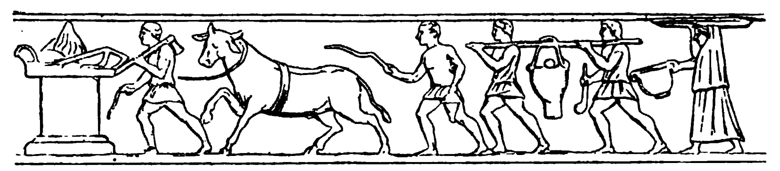


Fig. 1001. Stieropfer.

Falle, dass die Römer ihre Rechte beeinträchtigt sahen, oder dass es in ihrer Politik lag, einem benachbarten Volke den Krieg zu erklären, entsandten die Könige und später der Senat gewöhnlich vier Fetialen mit ihrem Sprecher, dem *pater patratus*, an der Spitze, mit der Aufforderung zur Sühne oder Entschädigung. In priesterlichen Gewändern, unter Voraustragung der heiligen Kräuter (*sagmina*), die der Consul oder Praetor vom Capitol der Gesandtschaft zu überliefern hatte und mit denen die Stirn des *pater patratus* berührt wurde, zogen die Fetialen bis zur Grenze des feindlichen Gebietes und forderten hier Genugthuung, indem sie die Götter als Zeugen anriefen und auf ihr Haupt den göttlichen Zorn herabbeschworen, wenn ihre Forderungen ungerecht wären. Nach Ueberschreitung der Grenze wiederholten sie dieselbe Forderung dem ersten ihnen Begegnenden und ebenso vor den Thoren der feindlichen Stadt, endlich aber auf dem Marktplatze vor dem versammelten Magistrat. Erkannte man die Rechtmässigkeit der Forderung an, so wurden den Fetialen die Urheber der Beleidigung ausgeliefert; im entgegengesetzten Falle kehrten sie nach Rom zurück, worauf der Senat dem Feinde eine Bedenkzeit von zehn bis dreissig Tagen stellte. War diese erfolglos verstrichen, so erhob der Senat einen neuen Protest, und diesem pflegte die Ankündigung des Krieges unmittelbar nachzufolgen. Wiederum begab sich der *pater patratus* an die Grenze, und indem er eine blutige Lanze auf das feindliche Gebiet schleuderte, kündigte er in Gegenwart dreier Zeugen den Krieg an. Dieser Gebrauch sank freilich in späterer Zeit, als die Reichsgrenzen sich immer weiter von Rom entfernten, zu einer in Rom selbst vollzogenen Formalität herab. Auf einem

in der Nähe des Tempels der Bellona gelegenen Stück Landes, das als feindlicher Boden *(terra hostilis)* bezeichnet wurde und das später die ***columna bellica*** schmückte (es ist vor kurzem freigelegt worden), vollzog der ***pater patratus*** die Ceremonie des Lanzenwerfens. Ebenso war für die Schliessung von Bündnissen die Gegenwart von wenigstens zwei Fetialen nötig, nämlich des ***pater patratus*** und des die heiligen Kräuter vorauftragenden Heroldes, des ***verbenarius***. Nachdem die Worte des Bündnisses vorgelesen waren, wurde zur Besiegelung ein Schwein mittelst eines im Tempel des Iupiter Feretrius aufbewahrten Kiesels (*silex*) getötet, daher der Ausdruck ***foedus ferire***.

Die noch übrigen Priesterschaften der Römer, nämlich die ***curiones***, die religiösen Genossenschaften der *Luperci*, *Titii* und der ***fratres Arvales*** hier näher zu beleuchten, müssen wir aufgeben, weil über ihre Kleidung und die Art der von ihnen vollzogenen Kulte keine Denkmäler zur Veranschaulichung uns zur Seite stehen. Nur den Kopfputz der arvalischen Brüder, den Aehrenkranz, zeigt uns der Kopf des Romulus auf einem geschnittenen Karneol des kgl. Museum zu Berlin (5. Klasse 2. Abtg. Nr. 86), durch den er als ***frater Arvalis*** bezeichnet wird, während der beigefügte Lituus ihn zugleich als ersten Augur erkennen lässt.



Fig. 1002 *Suovetaurilia.*

Was schliesslich das Gebet und das Opferritual betrifft, so musste die äussere Erscheinung des Opfernden auch der Reinheit des Gewissens und der Keuschheit des Sinnes entsprechen. Nur mit reinem Körper, in festlichen, gewöhnlich weissen Gewändern durfte der Opfernde sich dem Altar nahen; rein musste das Opfergerät und das Opfer selbst sein, und jegliche Störung, sei es durch Worte oder Handlungen, mussten fern gehalten werden, da eine Unterbrechung als böses Omen angesehen wurde; daher der Zuruf: „***favete linguis***“ beim Beginn der Handlung; aus diesem Grunde wurde jede Opferhandlung gewöhnlich unter der Begleitung eines Flötenbläsers vorgenommen. Doch fehlt er z. B. auf der unter Fig. 1001 dargestellten: der Opferdiener mit Beil führt einen Stier zu dem Altar, auf dem schon Feuer brennt, ein zweiter Mann treibt den Stier hinten an; darauf folgen zwei andere, die an einem Stabe einen Weinkrug tragen, den Schluss macht eine Frau mit einem Korb auf dem Kopf für die ***mola salsa*** und einem Becher in der einen Hand. — Stehend und die Hände zum Himmel emporstreckend verrichtete bei den Griechen wie bei den Römern (vgl. o. S. 466) der Betende sein Gebet zu den himmlischen Gottheiten. Bei Opfern für die chthonischen Gottheiten hingegen berührte man die Erde mit den Händen, und bei den ***supplicationes*** oder Buss- und Bittfesten, die zur Abwendung eines drohenden Unglücks oder zur Erzielung eines günstigen Erfolges angestellt wurden, pflegte man knieend zu

beten; die Frauen erschienen bei diesen Bussgebeten mit aufgelöstem Haar. Während die Griechen aber beim Opfer mit Kränzen auf dem Haupte, sonst unbedeckt erschienen, verhüllte der Römer sein Haupt, indem er die Toga schleierartig über den Hinterkopf zog, und nur bei den aus Griechenland eingeführten Kulten opferte man nach griechischem Ritus (*graeco ritu*) unbedeckt. — Die Opfergaben waren in der ältesten Zeit unblutige: die Erstlinge der Früchte, Mehl oder Schrot von Spelt mit Salz vermischt, *mola salsa* genannt, Milch, Honig, Wein und Opferkuchen wurden damals dargebracht, Tiere hingegen erst zur Zeit der letzten Könige. Bei den Opfertieren unterschieden die Römer im allgemeinen die *victimae* von den *hostiae*, oder Rinder und kleinere Tiere, die je nach den heiligen Vorschriften der einen oder anderen Gottheit genehm waren. Vor dem Opfer wurden die Tiere genau untersucht, ob sie makellos wären, und alsdann von dem Opferdiener *(popa)* vor den mit Kränzen und Guirlanden geschmückten Altar geführt, wobei es als ein unglückliches Vorzeichen galt, wenn das Tier widerstrebte oder gar entfloh. Nicht selten wurden die Hörner der Stiere und Widder vergoldet, alle aber mit Binden (*vittae*, *infulae*), die teils um die Hörner gewunden, teils über den Rücken ausgebreitet wurden, geschmückt (vergl. Fig. 1002). Mit der Frage „*agone*“ wandte sich der Opferschlächter (*victimarius*) an den fungierenden Priester, worauf dieser mit den Worten „*hoc age*“ antwortete. Der Priester streute hierauf dem Tiere die *mola salsa* und Weihrauch auf den Kopf, schnitt einen Büschel Haare zwischen den Hörnern ab, übergab diese den Flammen und zog endlich mit seinem Messer einen Strich über den Rücken des Tieres von der Stirn bis zum Schweif. Durch diese Ceremonie war das Opfer reif (*macta est*), worauf bei grösseren Tieren der Victimarius es durch einen Schlag mit dem Beile, *securis bipennis* (Fig. 994 *e*), oder dem Hammer, *malleus* (Fig. 994 *f*) tötete, während bei Schweinen, Schafen und Vögeln der *cultrarius* die Kehle mit dem Messer durchstach und das Blut in einer Schale (Fig. 994 *e*) auffing. Das Blut wurde teils auf den Altar, teils um ihn ausgegossen. Mit dem grösseren Opfermesser, *secespita* (Fig. 994 *g*), wurde hierauf der Leib des Tieres geöffnet und die Eingeweide mit kleineren Messern, *cultri* (Fig. 994 *d*), herausgetrennt, welche die Haruspices genau zu untersuchen hatten. Zeigten sich in ihnen



Fig. 1003. Altertümlicher Altar auf dem Palatin.

ungünstige Zeichen, so musste das Opfer erneuert werden; waren sie fehlerlos, so wurden sie mit Wein besprengt und auf dem Altar unter Gebeten verbrannt. Eine Libation von Wein und Weihrauch, jener aus einer Weinkanne, *praefericulum* (Fig. 994 *c*), dieser aus einem verschlossenen Kästchen, *acerra*, *turibulum* (Fig. 994 *i*), gespendet, endete das Opfer, worauf der Priester mit dem üblichen „*ilicet*" die Opfernden entliess. Ein Opfermahl, bei öffentlichen Opfern von den Priestern, bei privaten von der Familie und den Freunden veranstaltet, schloss die feierliche Handlung.

Indem wir verschiedene andere Opfergebräuche übergehen, erwähnen wir noch die Sühnopfer, die vorzugsweise am Schlusse des Lustrum, sowie nach abgehaltenem Triumphe vom Triumphator zu Ehren des capitolinischen Iupiter angestellt und als Schweins-, Schaf- und Stieropfer oder *suovetaurilia* bezeichnet wurden. Als Beispiel geben wir unter Fig. 1002 das dem Bogen des Constantin entlehnte kaiserliche Opfer zu Ehren des Iupiter nach vollbrachtem Triumphzug. Umgeben von seinem Heer libiert der Kaiser über dem brennenden Altar. Bekränzte Opferdiener führen die *suovetaurilia* herbei, während ein Camillus das Weihrauchkästchen dem Kaiser darreicht und der Tibicen die Opfermelodie anstimmt, die hier aber wohl von dem Ton der kriegerischen Fanfaren übertönt wird.

Während hier als Altar ein tragbarer Dreifuss mit Becken dient, waren sonst Altäre in Gebrauch, die sich von den griechischen (S. 89) nicht unterschieden. Umsomehr verdient die altertümliche, auf dem Palatin zum Vorschein gekommene Ara (Fig. 1003), die der unbekannten Gottheit geweiht war, die den Einfall der Gallier (390 v. Chr.) vorausgesagt hatte (Aius Locutius „*sei deo sei deivae sacrum*" u. s. w.), wegen ihrer abweichenden Form die Aufmerksamkeit.

Die circensischen Spiele.

Auch bei den Römern waren die Kultushandlungen bereits seit den frühesten Zeiten mit öffentlichen Schauspielen verknüpft. Zur Abwehr des göttlichen Zornes, vorzüglich bei verheerenden Krankheiten, oder um den Beistand der Götter bei grossen, dem Staate drohenden Gefahren sich zu sichern und nach Abwendung der Gefahr ihnen den Dank für die Hülfe darzubringen, wurden von staatswegen öffentliche Spiele gelobt und später veranstaltet. Diese Gelübde für das Wohl des Staates (*vota pro salute rei publicae*) wurden am ersten Januar jedes Jahres regelmässig durch die neu erwählten Konsuln nach einer durch den Pontifex Maximus vorgesprochenen Gelobungsformel verkündet, denen sich seit Caesars Zeit noch besondere *vota* für das Wohl des Oberhauptes des Staates (*vota pro salute principis*) anschlossen. Geschah ein solches Gelübde, gleichviel ob in Rom durch den höchsten Magistrat oder im Felde durch den Feldherrn, so wurden die zur Feier der Spiele nötigen Summen aus dem Staatschatz ausgesetzt oder auch die Kriegsbeute dazu verwendet. Solche *ludi votivi* wurden entweder nur einmal gefeiert, oder es wurde bei ihrem Gelöbnis die Bestimmung einer jährlichen Wieder-

holung an einem bestimmten Tage ausgesprochen (*ludi annui, sollemnes, stati, ordinarii*) und dieser Tag in den Fasten verzeichnet. Mit der Ausrüstung der Spiele waren in den ersten Zeiten der Republik die Konsuln, seit der Einsetzung der Aedilen im Jahre 494 v. Chr. aber diese unter dem Präsidium der höheren Magistrate beauftragt. Die Mittel dazu gab der Staat wenigstens teilweise her; da aber bei dem immer mehr um sich greifenden Aufwand, den die Spiele erforderten, die aus Staatsmitteln gewährten Summen nicht ausreichten, so mussten die Aedilen, sowie die Beamten, denen zur Kaiserzeit die Aufführung von circensischen Spielen zustand, ihr eigenes Vermögen zur Sättigung des stets schaulustigen Volkes zum Opfer bringen. Eine Entschädigung, etwa durch ein von den Besuchern zu zahlendes Eintrittsgeld, fand bei den aus Staatsmitteln veranstalteten Spielen nicht statt, nur bei den von Privatpersonen aus eigenen Mitteln gegebenen Spielen war es dem *editor ludi* gestattet, ein Eintrittsgeld zu erheben. Zur Kaiserzeit hatte sich die Zahl der jährlich wiederholten, sowie der einmalig gefeierten Spiele neben den schon aus den Zeiten der Republik her bestehenden ungemein vermehrt. Man begann für die Gesundheit des Staatsoberhauptes Spiele zu veranstalten, den Geburtstag des Kaisers, den Tag seines Regierungsantrittes, die Entbindung der Kaiserin, die Gedächtnistage verstorbener Personen der Herrscherfamilie zu feiern, und so manche glückliche Ereignisse im Kreise der kaiserlichen Familie boten einmal dem Kaiser hinreichende Gelegenheit, durch seine Freigebigkeit das Volk sich geneigt zu machen, dann aber dem Volke, seine Unterthänigkeit gegen den Machthaber zu zeigen. Augustus hatte bereits die Besorgung der Staatsspiele den Praetoren übertragen; da diese aber der Aufgabe nicht mehr gewachsen waren, wurden neben ihnen auch die Konsuln und Quaestoren mit diesem drückenden Amte betraut; die Ausrüstung der den meisten Aufwand erfordernden Spiele behielten sich die Kaiser jedoch vor, und es wurde zu ihrer Besorgung in der Person des *curator ludorum* eine eigene Hofcharge geschaffen.

Schon zur Zeit der Könige sollen Wagen- und Pferderennen im Circus veranstaltet worden sein; ihnen gesellten sich seit dem Jahre 364 v. Chr. scenische, aus Etrurien eingeführte Aufführungen hinzu. Beide Spiele pflegten entweder einzeln oder gemeinsam bei einer und derselben Gelegenheit aufgeführt zu werden, wobei die scenischen stets den Anfang machten. Eine dritte Gattung waren die Gladiatorenkämpfe, die erst später als gleichberechtigt in die Reihe der Spiele eintraten. Der gymnische und musische Agon, den wir bei den Griechen in seiner höchsten Ausbildung kennen lernten, der sich aber bei den Römern nicht einzubürgern vermochte, wurde erst von Augustus zum Gedächtnis des Sieges bei Actium eingesetzt, auch Nero stiftete einen solchen Agon als ein *certamen quinquennale*, bei dem ausser Pferderennen und gymnischen Wettspielen auch musische abgehalten wurden, in denen der Kaiser selbst als mitwirkend auftrat. Sie wurden zuletzt von Gordianus III. erneuert.

Die Natur der Spiele bedingte natürlich verschiedene Räumlichkeiten. Für die Wagen- und Pferderennen war der Circus, für die Gladiatorenspiele und Tierhetzen das Amphitheater, für die scenischen Darstellungen das Theater bestimmt. Von den circensischen Spielen werden als die ältesten die *consualia*

und *equiria* bezeichnet, als deren Stifter Romulus galt. Beide Spiele wurden jährlich zweimal, erstere am 21. August und 15. Dezember, letztere am 27. Februar und 14. März, mit Wagenrennen auf dem Campus Martius gefeiert. Gleichfalls aus der Zeit der Könige stammten die einmal im Jahre zu Ehren der drei capitolinischen Gottheiten gefeierten *ludi romani*, deren Dauer von Augustus auf die Zeit vom 4. bis 19. September ausgedehnt wurde. Zum Andenken an die Befestigung der Volksherrschaft nach der Secessio auf den aventinischen Berg wurden die *ludi plebei* gestiftet, deren Feier später gleichfalls auf die Tage vom 4. bis 17. November verlängert wurde; bei allen diesen Spielen waren die letzten Tage für die circensischen Spiele bestimmt. Vom 12. bis 19. April wurden die *cereales* gefeiert, deren Entstehungszeit sich nicht ermitteln lässt; vielleicht hängt ihre erste Feier mit dem Bau des vom Dictator Postumius zu Ehren der Ceres, des Liber und der Libera errichteten Tempels zusammen: auch ihre Feier war später eine jährliche, während sie in früherer Zeit von einem jedesmaligen Senatsbeschluss abhing. Caesar setzte zu ihrer Ausrüstung besondere *aediles cereales* ein. Mit circensischen Spielen verbunden waren ferner die *ludi Apollinares*, die infolge des in den *carmina Marciana* enthaltenen Sehersprüches, dass die Vertreibung der Punier nur dann gelingen werde, wenn zu Ehren des Apollo Spiele angeordnet würden, im Jahre 212 v. Chr. zuerst als *ludi votivi*, vom Jahre 208 an aber als *ludi stati* am 13. Juli begangen und seit dem Beginn der Kaiserzeit auf die Tage vom 6. bis zum 13. Juli ausgedehnt wurden. Mit ihrer Besorgung war der Praetor urbanus betraut; auf den letzten Tag fielen circensische Spiele, während die vorangehenden mit scenischen Darstellungen ausgefüllt waren. Zum Gedächtnis der Ankunft der Magna Mater in Rom (vgl. S. 797 f.) wurden zuerst am 12. April des Jahres 204 v. Chr. die *Megalesia* eingesetzt, die gleichfalls mit circensischen Vorstellungen schlossen. Da jedoch die Feier der Cerealien, wie erwähnt, vom 12. bis 19. April ausgedehnt worden war, so wurden die megalesischen Spiele auf die Zeit vom 4. bis 10. April zurückgeschoben. Ueberhaupt ist zu bemerken, dass eine Verlängerung von Festzeiten nicht durch Hinzufügung von Tagen am Schlusse, sondern vor dem Anfang der Festfeier zu geschehen pflegte. Schliesslich erwähnen wir noch die *Floralia*, die in der Zeit vom 28. April bis zum 3. Mai gefeiert und durch Jagden auf zahmes Wild am letzten Festtage im Circus Maximus verherrlicht wurden; ferner die auf die Thaten Caesars und des Augustus bezüglichen Spiele, wie die *ludi victoriae Caesaris*, die *Augustalia* u. a. m., die sämtlich mit einer circensischen Festfeier schlossen.

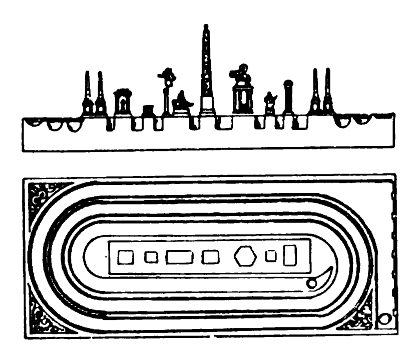


Fig. 1004. Circus als Kugelspiel.

Wie bereits auf S. 644 f. erwähnt, war der im Thale zwischen dem Palatin und Aventin gelegene, unter Fig. 865 nach Caninas Restauration abgebildete

Circus Maximus die älteste und grösste Rennbahn Roms. Der Bau eines zweiten, des Circus des Flaminius, erfolgte im Jahre 220 v. Chr. durch den Censor C. Flaminius auf den Pratis Flaminiis; ihm schlossen sich später mehrere andere, teilweise noch in ihren Ruinen erkennbare Rennbahnen an, wie die von Caligula in den Gärten der Agrippina angelegte und unter dem Namen des Circus des Nero bekannte, ferner der neben dem Grabmale der Caecilia Metella gelegene, von Romulus, dem Sohn des Maxentius, erbaute Circus. Ebenso aber wie in Rom befanden sich auch in vielen anderen Städten des Reiches Rennbahnen (vergl. Fig. 864, den Plan des Circus von Bovillae darstellend). Aus der Vergleichung dieses Grundrisses mit mannigfachen bildlichen Darstellungen und schriftlichen Ueberlieferungen über die innere Einrichtung

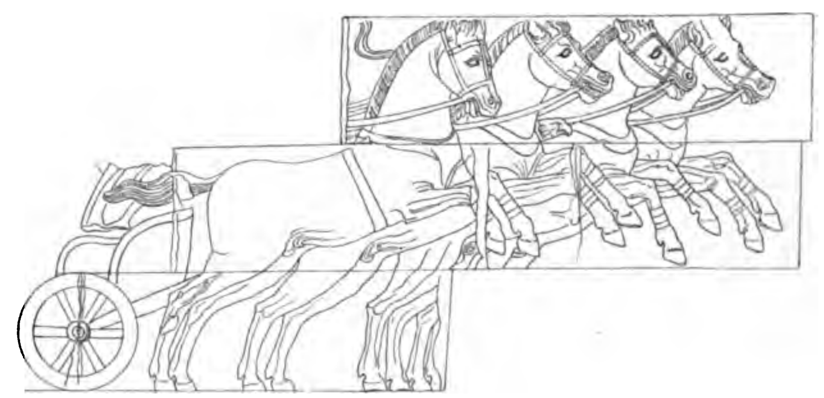


Fig. 1005. Rennwagen und Rennpferde.

des gegenwärtig gänzlich verschwundenen Circus Maximus zu Rom sind wir im Stande, ein Bild dieser grossartigen Baulichkeit, sowie der in ihr gefeierten Festspiele zu entwerfen.

Schritt man durch den für den Festzug bestimmten Haupteingang, zu dessen beiden Seiten die Schranken (*carceres*) zur Aufnahme der für den Wettlauf bestimmten Wagen sich befanden, so erblickte man in der Mitte der Bahn die *spina,* mit je drei *metae* in Gestalt kegelförmiger Säulen an ihren Enden. Der Raum der Spina zwischen diesen Meten war mit Säulen, kleinen Heiligtümern, Götterbildern und anfänglich mit einem Mastbaum geschmückt, den aber Augustus durch den, gegenwärtig auf der Piazza del Popolo aufgestellten Obelisk ersetzte.*) Eine kleine, zum Zweck eines Kugelspiels geschaffene Nachahmung eines Circus, in Bovillae gefunden (Fig. 1004), vermag von der Spina eine Vorstellung zu geben. Ausserdem befanden sich hier auf einem hohen Unterbau sieben wasserspeiende Delphine, die M. Agrippa aufgestellt hatte. Endlich war hier ein Gestell (*ovarium*) oder, wie aus der Reliefdarstellung eines

*) Kaiser Constantin fügte noch einen zweiten, höheren Obelisk hinzu, der jetzt den Platz vor dem Lateran schmückt. — Einer der auf der Spina des oben S. 644 erwähnten Circus des Maxentius aufgestellten Obelisken befindet sich gegenwärtig auf der Piazza Navona.

Circus (Gerhard, Antike Bildwerke. Taf. CXX 2, vergl. Le Musée Fol. Vol. I. Genève 1874. Pl. III) ersichtlich ist, neben den Schranken ein Altar angebracht, auf dem sieben eiförmig gestaltete Körper (*ova*) lagen. Nach Vollendung je eines Umlaufs (deren waren für jedes einzelne Rennen (*missus*) sieben festgesetzt) wurde eins dieser Eier von seinem Postamente herabgenommen, um den Zuschauern die Zahl der geschehenen Umläufe anzuzeigen; ebenso wurde zu gleichem Zwecke je einer der oben erwähnten Delphine umgewendet.

Von den beim Wettfahren gebrauchten Wagen giebt Fig. 1005 eine Vorstellung; zu beachten ist die in einen Adlerkopf ausgehende Spitze der Deichsel, sowie der Umstand, dass die Vorderbeine der Pferde mit Binden umwickelt sind. Während aber bei den Griechen die Wagenlenker mit einem langen, bis zu den Füssen reichenden Gewande bekleidet waren, trugen die römischen (*auriga*, *agitator*) eine kurze Tunica, die um den Oberkörper durch ein mit den Zügeln in Verbindung gesetztes Riemengeflecht festgeschnürt war; ein Messer steckte in dieser Umgürtung, damit der Wagenlenker beim Durchgehen der Pferde sich von den Zügeln losschneiden konnte. Die Beine waren, wie Fig. 1006 deutlich erkennen lässt, mit steifen Gamaschen bekleidet, die nach hinten durch Bänder befestigt waren. Eine helmartige Lederkappe bedeckte meistens den Kopf des Lenkers. Gewöhnlich fuhr man mit Bigen oder Quadrigen, selten mit Trigen; inschriftlich erwähnt wird sogar ein Sieger mit sieben neben einander laufenden Pferden. Bei der Biga gingen beide Pferde unter dem Joche, bei der Quadriga waren natürlich nur die beiden Deichselpferde zusammengejocht. Mit welcher Leidenschaft die Römer dem Wagenrennen folgten, mit welchem Beifall der siegreiche Wagenlenker überschüttet wurde (s. o. Fig. 984), lässt sich kaum schildern. Aber rauschender Beifall wurde auch den siegreichen Rennern zu Teil, von denen das Hirpinerland, Sizilien, Spanien, Afrika und Kappadocien die vorzüglichsten stellten, und deren Stammbaum, Alter und Namen schon damals mit derselben Sorgfalt verzeichnet wurden, wie jetzt von den Sportsmen (vgl. oben S. 580). Vorzüglich war es das linke Handpferd, auf dessen Tüchtigkeit sich aller Augen lenkten, da ihm bei der jedesmaligen Wendung um die Meta die schwierigste Aufgabe zufiel, indem ein Anrennen an die Meta oder ein Scheuen davor den Wagen und den Rosselenker der grössten Gefahr aussetzten. Nicht selten findet sich deshalb



Fig 1006. Circuskutscher.

auf Inschriften neben dem Namen des Siegers auch der des siegenden Pferdes erwähnt (Fig. 1007) und in Gemälden und Mosaiken neben ihm abgebildet (Fig. 1006).

Sollte das Rennen beginnen, so wurde von dem Vorsitzenden, dessen Platz auf dem oberhalb des Haupteinganges angebrachten Balkon sich befand, mit einem weissen Tuche (*mappa*), das er in die Bahn hinabwarf, das Zeichen gegeben. Auf den Ecktürmen, den S. 644 erwähnten Oppida, waren Musikbanden aufgestellt, die die Pausen mit ihren musikalischen Leistungen ausfüllten. Die ablaufenden Gespanne stellten sich vor den auf der rechten Seite



Fig. 1007. Wettrennen im Circus.

des Eingangsportales befindlichen Schranken auf, durchfuhren die Bahn auf der rechten Seite der Spina, lenkten bei der Meta am Ende auf die links von der Spina befindliche Bahn über und durchmassen in dieser Weise, ohne anzuhalten, siebenmal die ganze Bahn. Nach dem letzten Umlauf verliessen sie den Circus durch die auf der linken Seite vom Haupteingange liegenden Schranken. Ein solches siebenmaliges Rennen hiess *missus*, jeder einzelne Umlauf *curriculum* oder *spatium*. Gewöhnlich rannten gleichzeitig vier Wagen, und der wurde als Sieger begrüsst, der nach dem letzten Umlauf zuerst das auf dem Boden mit Kreide bezeichnete (*alba linea*) Mal überschritt. Das Ende eines solchen Rennens zeigt Fig. 1007. Nur zwei Wagen kommen noch in Betracht, die *biga* des Liber mit dem linken Handpferd Romanus und die des Ilarinus, dessen Handpferd Olympius heisst. Liber ist Sieger, wie nicht bloss aus seiner Stellung, sondern auch aus dem Zuruf des Reiters hervorgeht (*Liber nica* = νικᾷ, Liber siegt); er hält Palme und Kranz für den Sieger bereit. Man erkennt hier deutlich, wie die Zügel um den Leib des Circuskutschers gelegt sind.

Zur Zeit der Republik war die gewöhnliche Zahl der im Laufe eines Tages veranstalteten *missus* etwa zehn oder zwölf, erst seit Caligula scheint

diese Zahl bis auf vierundzwanzig vermehrt und dann beibehalten worden zu sein. Natürlich füllten diese Rennen den ganzen Tag vollkommen aus. Nach H. Jordan betrug die wahrscheinliche Länge der Bahn im Circus Maximus 600 m, die bei jedem Missus also vierzehnmal durchmessen werden musste (nämlich siebenmal die doppelte Länge der Rennbahn); es würde mithin die Gesamtlänge der zu durchlaufenden Bahn einer Strecke von 8,4 km oder fast 1 1/12 geographischen Meilen gleichkommen. Mit Einschluss aller Vorbereitungen, der Beseitigung der Hindernisse, die etwa durch die Zertrümmerung von Wagen eintraten, der kleineren zwischen je sechs Rennen gemachten Pausen, sowie einer grösseren, die wahrscheinlich um die Mittagsstunde eintrat, kann man bei vierundzwanzig Rennen, wenn die Tageszeit zu zwölf Stunden angenommen wird, die Dauer jedes Rennens auf etwa fünfundzwanzig Minuten berechnen.*)



Fig. 1008. Kunstreiter.

Wie bereits erwähnt, durchfuhren gewöhnlich vier Gespanne gleichzeitig die Bahn. Dass aber auch in einigen Circus sechs Wagen zugleich auf dem Kampfplatz aufgetreten sein müssen, geht teils aus den wenigstens zeitweise vorkommenden sechs Circusparteien, über die wir sogleich sprechen werden, teils daraus hervor, dass der Circus des Maxentius nachweisbar zwölf Carceres gehabt hat. Dass auf der Mosaik von Italica (Laborde, Mosaïque d'Italica T. 9) elf Carceres dargestellt sind, ist wohl einem Versehen zuzuschreiben. — Schon zur Zeit der Republik, als die Wettkämpfe in der Arena bereits die Teilnahme des Publikums im höchsten Grade in Anspruch nahmen, hatten sich zwei Parteien (*factiones*) im Circus gebildet, deren jede wahrscheinlich zwei von den in jedem Missus auftretenden Gespannen stellte und deren Lenker durch weisse und rote Tuniken kennzeichnete. Nach diesen Farben nannten sich diese beiden Parteien die *factio albata* und *russata*. Das stets wachsende Gefallen, die von den Römern bis zum Wahnsinn gesteigerte Lust an den Circusspielen (*insania et furor circi*) rief in der Kaiserzeit zwei neue Parteien ins Leben, die grüne und blaue (*factio prasina* und *veneta*), zu denen sich unter Domitian vorübergehend eine fünfte und sechste Partei, eine goldene und purpurne (*aurea* und *purpurea*) gesellten. Etwa am Ende des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung verbanden sich die vier älteren Factionen in der Weise,

*) Bei unseren Pferderennen wird die deutsche Meile etwa in 10 bis 12 Minuten zurückgelegt.

dass die *albata* zur *prasina*, die *russata* zur *veneta* übertrat und die blaue und grüne Partei die dominierenden wurden, ohne dass deshalb die weisse und rote zu existieren aufgehört hätten. Während nun in Rom wohl nur die Wagenlenker oder die Personen, welche die Wagen und Pferde lieferten, die Magistrate und der Kaiser die Parteien bildeten und sich durch Farben kennzeichneten, traten in Byzanz, wo Constantin in dem bereits von Severus angelegten Hippodrom den Factionen (*δῆμοι*) besondere Sitze einräumte, alle die sich durch Geldbeiträge an den Spielen beteiligten, diesen Korps bei, so dass diese hier den Charakter politischer Genossenschaften annahmen, die mehr als einmal den Hippodrom zum Schauplatz mörderischer Kämpfe machten. Bekannt ist jener Kampf im Hippodrom unter Anastasius im Jahre 501 n. Chr., bei dem mehr als 3000 Bürger ihren Tod fanden; noch denkwürdiger aber jener mit dem Namen der Nika-Empörung bezeichnete Aufstand der Parteien



Fig. 1009. Kunstreiter.

zu Konstantinopel unter der Regierung Justinians im Jahre 532, bei dem nach dreitägigem Gemetzel der Kaiserthron nur durch die germanischen Kerntruppen unter Belisar gerettet wurde, 30 000 Menschen ihr Leben einbüssten und die herrlichsten Gebäude der Stadt in Asche gelegt wurden. — Die Lenkung der für diese Rennen bestimmten Wagen hatten in alten Zeiten Bürger übernommen, während später für dieses Geschäft, das für einen Freigeborenen unehrenhaft schien, Sklaven oder Freigelassene ausgewählt wurden; diese hatten, bevor sie öffentlich auftreten durften, eine tüchtige Schule durchzumachen, in der sie mit der Dressur der Pferde und dem Wagenlenken vertraut gemacht wurden. Diese Schulen, die ausser den Wagenlenkern ein vollständiges Personal von Handwerkern, als Wagenbauer, Schneider und Schuhmacher, sowie Aerzte, Lehrer im Rosselenken, Boten und Stallleute unterhielten, standen unter einem oder mehreren *domini factionum*, welche die für die Spiele nötigen Rosselenker, Wagen und sonstige Erfordernisse auf Spekulation hielten und bald für die eine oder die andere Faction lieferten, je nach Massgabe des ihnen gebotenen Honorars. Als Belohnung wurden den Siegern Palmzweige, silberne Kränze, Geldsummen und kostbare Gewänder zu Teil, so dass bei der häufigen Wiederholung der Spiele es einem geschickten Wagenlenker nicht selten gelang, sich ein Vermögen zu erwerben und sich zu der Würde eines Lieferanten für die Circusspiele aufzuschwingen. Vgl. die oben Fig. 984 angeführte Inschrift eines Circuskutschers der blauen Partei.

Wettrennen zu Pferde, die wir im griechischen Agon kennen gelernt

haben, scheinen im Circus nicht üblich gewesen zu sein; dagegen traten daselbst Reiter mit zwei Pferden auf (*desultores*), die in vollem Laufe von einem Pferde auf das andere sich schwangen, ein von den numidischen Reitern erlerntes Kunststück, oder die sonstige Reiterkunststückchen vorführten, vgl. Fig. 1008). An ein Wettreiten dürfte aber bei den Desultoren kaum zu denken sein. Die vor und neben den Gespannen einhersprengenden Reiter hatten, wie man aus Fig. 1007 schliessen kann, wohl für Ordnung zu sorgen und den Sieger auszurufen, während die Stallknechte beauftragt scheinen, die Gespanne ihrer Partei mit Peitschen anzutreiben. Ein eigentümliches Reiterspiel, das man wohl gleichfalls im Circus zu suchen hat, wird in Fig. 1009 vorgeführt. Es scheint, dass es sich dabei handelt, das Pferd auf einen breiten, auf niedrigen Rädern stehenden Wagen hinaufschreiten und trotz der beweglichen Unterlage alle möglichen Gangarten ausführen zu lassen. Ebenso wie das Wettfahren wurden aber auch die bei den Circusspielen veranstalteten Faust- und Ringkämpfe in späterer Zeit nur von eingeschulten Athleten ausgeführt. Es gab jedoch auch Schaustellungen im Circus, an denen sich der römische Adel ausschliesslich als selbstthätig beteiligte. Es waren dies jene militärischen Evolutionen und Spiele, die unter dem Namen der *ludi sevirales* und des *ludus Troiae* bekannt sind. Erstere wurden von sechs Turmen der Ritterschaft, jede unter ihren *seviri* und kommandiert von dem *princeps inventutis*, aufgeführt und waren von Augustus als eine Abteilung der zu Ehren des Mars Ultor gefeierten Spiele angeordnet worden. Der *ludus Troiae* hingegen bestand in Bewegungen zu Pferde, die von Knaben aus angesehenen Familien ausgeführt wurden, und bei denen es darauf ankam, durch die nach Art eines Labyrinths verschlungenen Gänge, die am Boden verzeichnet waren (nach Art eines Irrgartens) hindurch zu kommen (Benndorf, Ueber das Alter des Trojaspiels. Wiener Sitzungsber. Bd. 123, Abh. 3).

Schliesslich noch einige Worte über die feierliche Eröffnung der Spiele im Circus Maximus. Ob alle circensischen Spiele mit einer Pompa eröffnet worden sind, steht nicht fest; soviel aber ist sicher, dass die Feier der *ludi Romani*, der *Megalesia*, der *ludi votivi* und wahrscheinlich auch der *ludi Cereris* mit einer circensischen Pompa begonnen hat. Nach der von Dionysius von Halikarnass (VII 72) uns überlieferten Beschreibung der *ludi Romani* eröffneten Knaben, soweit ihr Alter eine Teilnahme an der Pompa zuliess, je nach der bürgerlichen Stellung ihrer Väter teils zu Pferde, teils zu Fuss in Reih und Glied geordnet den Zug. Ihnen folgten die für den Wettlauf bestimmten Vier- und Zweigespanne und Rennpferde, dann Athleten und Waffentänzer jeglichen Alters mit purpurnen Tuniken und Bronzegürteln bekleidet und bewehrt mit Schwert, kurzer Lanze und federgeschmücktem Helm. An diese schlossen sich als Silene und Satyrn verkleidete Tänzer, die durch ihre grotesken Sprünge die Lachlust der Zuschauer erregten. Jeder Abteilung voran schritt eine Musikerbande, bestehend aus Flötenbläsern und Saitenspielern. Die letzte Abteilung des Zuges endlich bildeten Männer mit goldenen und silbernen Räuchergefässen, mit auf Bahren (*ferculum*) getragenen Götterbildern und auf niedrigen Wagen (*thensa*) ruhenden Attributen von Gottheiten. Zu diesen

Götterbildern kamen seit Julius Caesar noch die Standbilder der regierenden Kaiser und Kaiserinnen, ferner die der früher consekrierten Personen aus der kaiserlichen Familie oder derjenigen, zu deren Andenken das Circusspiel gestiftet war. Diese glänzende Prozession bewegte sich vom Kapitol über das Forum, den Vicus Tuscus, das Velabrum und das Forum Boarium, zog darauf durch das oben erwähnte Hauptportal in den Circus ein, umschritt, empfangen durch Aufstehen, Händeklatschen und Zuruf der bereits versammelten Zuschauermenge, einmal die hintere Meta, worauf die Teilnehmer des Festzuges die für sie bestimmten Plätze einnahmen, und in der oben gedachten Weise (vergl. S. 809) das Zeichen zum Anfang der Spiele gegeben wurde.

Die amphitheatralischen Spiele.

Hatten die Wagenrennen die Veranlassung zur Erbauung des Circus gegeben, so bedingte die Natur der zweiten Gattung von Spielen, die Gladiatorenkämpfe und Tierhetzen, andere Räumlichkeiten, in denen den Kämpfenden hinlänglicher Raum für ihre Gefechte und den Zuschauern die Möglichkeit geboten war, von ihren Plätzen aus genau jeder einzelnen Bewegung im Kampfspiel zu folgen. Als die am meisten entsprechende Form erschien die Anordnung der Sitzplätze um eine elliptisch gestaltete Arena, und so entstanden die S. 651 ausführlich behandelten Amphitheater, in die wir jetzt den Leser einführen.

Brot und Spiele *(panis et circenses)* war das, was der zügellose, stets müssige Pöbel Roms verlangte; aber auch für die gebildeteren Schichten der Bevölkerung waren die Spiele das Einzige, was sie von der Politik fern zu halten vermochte; sie bildeten den Zauberstab, mit dem die Machthaber die sich auftürmenden Wetterwolken beschworen. Die unblutigen circensischen Spiele genügten aber nicht zur Sättigung der masslosen Schaulust; eine andere Gattung von Spielen musste vorgeführt werden, die durch den steten Wechsel, durch Grausenhaftigkeit und starke Eindrücke eine neue Anziehungskraft auf die Massen ausübte. Zur Erreichung dieses Zweckes boten die bereits im dritten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung nach Rom übertragenen Gladiatorenspiele die beste Gelegenheit. Rasch bürgerten sich diese Spiele ein, und Rom trat hier als Lehrmeisterin für Athen auf. Dem feineren Gefühl für Gesittung, das so herrlich das griechische Volksleben durchzog, widerstrebte freilich anfangs die Einführung der Gladiatorenkämpfe; als aber nach der Unterjochung Griechenlands römische Sitten und Gebräuche von den ohnehin schon heruntergekommenen Griechen aufgenommen wurden, verbreitetete sich auch unter der griechischen Bevölkerung die Vorliebe für diese unmenschlichen Schauspiele; die sittliche Entrüstung, die in dem Ausspruch des Philosophen Demonax hervortritt, man solle den Altar der Barmherzigkeit zuvor umstossen, ehe man einem so unsittlichen Brauch Eingang gestatte, war eben nur eine vereinzelte, gegen die allgemeine Zeitströmung ankämpfende Stimme. Nach Rom scheinen die Gladiatorenkämpfe, wie so viele andere

Gebräuche, ursprünglich von den Etruskern übertragen worden zu sein, bei denen derartige mit scharfen Waffen geführte Kämpfe einen Teil der Leichenspiele bildeten, die an die Stelle jener uralten, zur Sühne und zum Andenken der Dahingeschiedenen vollzogenen Menschenopfer getreten waren. Ihre Feier scheint mit dem Kult des Saturnus eng verknüpft gewesen zu sein, was auch darin seine Bestätigung findet, dass bei den Römern derartige Zweikämpfe zuerst an den Saturnalien aufgeführt wurden; durch die stets wachsende Vorliebe für diese Spiele wurde diese Beschränkung aber bald in den Hintergrund gedrängt. Dem kriegerischen Sinne der Römer entsprach es, die Scenen der blutigen Kämpfe, in denen die Republik gross geworden war, auch daheim im kleineren Massstabe durch Gladiatorenkämpfe sich zu vergegenwärtigen.

Das erste *munus gladiatorium* soll nach der Angabe des Valerius Maximus im Jahre 490 d. St. (= 264 v. Chr.) von den Brüdern Marcus und Decimus Brutus bei der Bestattung ihres Vaters auf dem Forum Boarium veranstaltet worden sein, da Rom damals noch kein Amphitheater besass. Mehrere andere Gladiatorenkämpfe, die bei Gelegenheit von Leichenfeierlichkeiten bedeutender Persönlichkeiten stattfanden, werden später erwähnt. So traten im Jahre 554 d. St. (= 200 v. Chr.) bei den Leichenspielen, welche die Söhne des Marcus Valerius Laevinus zum Andenken ihres Vaters veranstalteten, 25 Paare Gladiatoren auf, und im Jahre 580 d. St. (= 174 v. Chr.) erschienen bei den Leichenspielen, mit denen Titus Flaminius das Andenken seines Vaters feierte, an drei Tagen 74 Gladiatoren auf dem Kampfplatze. Die eigentliche Ausbildung des Instituts der Gladiatoren fällt jedoch erst in die letzten Zeiten der Republik. Gladiatorenschulen (*ludi gladiatorii*), in denen *familiae gladiatorum* gehalten wurden und die teils in öffentlichem, teils in Privatbesitz waren, bildeten sich damals in Rom und in vielen anderen Städten des römischen Reiches und wurden der Herd, von dem aus jene zahlreichen Erhebungen ausgingen, in denen die geächtete Klasse der Sklaven die Ruhe des römischen Reiches in verzweifeltem Kampfe bedrohte, zugleich aber auch die Pflanzschulen für eine Masse nichtsnutziger Subjekte, die für Geld zur Ausübung jeglicher Schandthat sich bereit fanden. Diese Fechterschulen stellten in den letzten Zeiten der Republik, seitdem die Gladiatorenkämpfe in die Reihe der amtlich gegebenen Spiele aufgenommen waren, die Hauptmasse für diese Kampfspiele, mit denen die mit der Feier der Spiele betrauten Magistratspersonen, vorzugsweise die Aedilen, beim Antritt ihres Amtes, sowie die römischen Kaiser um die Gunst der nach diesen Genüssen unersättlichen Volksmenge buhlten. Zwar sollte durch die von Cicero eingebrachte *lex Tullia* der überhandnehmenden Feier dieser Schauspiele Einhalt gethan werden, allein dieses Gesetz entsprang weniger dem Abscheu gegen die Gladiatorenkämpfe selbst, für die eine nicht zu tilgende Vorliebe bei allen Schichten der Bevölkerung sich geltend machte, sondern es wurde vielmehr von dem Gesichtspunkte aus erlassen, den ehrgeizigen Umtrieben bei der Bewerbung um ein Amt gewisse Schranken zu setzen. Nur zu bald aber kam dieses Gesetz in Vergessenheit, und die Kaiserzeit ist überreich an solchen grausamen Schaustellungen, die *ad plebem placandam et mulcendam*

in der verschiedenartigsten Weise unter dem Schutze, ja unter Selbstbeteiligung der Kaiser mit dem grössten Kostenaufwande aufgeführt wurden. Augustus verordnete im Jahre 22 v. Chr., dass Gladiatorenkämpfe nur mit Bewilligung des Senates zweimal im Jahre und nur mit 120 Kämpfern stattfinden sollten, eine Beschränkung, die Caligula wieder aufhob. Nicht allein paarweise, sondern massenweise (*catervatim*) liess dieser Kaiser von den Gladiatoren förmliche Treffen aufführen. Selbst 26 Ritter, die ihr Vermögen durchgebracht hatten, zwang er zum ehrlosen Kampfe in der Arena. Von den Gladiatorenkämpfen unter Claudius, Nero und Domitian haben die alten Autoren hinlänglich viele, den Blutdurst dieser Kaiser charakterisierende Züge aufbewahrt, und selbst Trajan liess nach seiner siegreichen Rückkehr aus den Feldzügen an der Donau während der 123 Tage dauernden Festlichkeiten 10,000 Gladiatoren kämpfen. Commodus, von dem Lampridius sagt: „*et nomina gladiatorum recepit eo gaudio, quasi acciperet triumphalia*“, und der sich selbst als *primus palus secutorum* bezeichnete, trieb die unsinnige Vorliebe für die Gladiatorenspiele auf den höchsten Gipfel, und alle Einkünfte des Staates wurden zur Befriedigung der Neigungen dieses Kaisers für diese Spiele geopfert. Nicht einmal das Christentum war im Stande, die Vorliebe des Volkes für die blutigen Spiele in der Arena ganz zu verdrängen, da die christlichen Kaiser in den Gladiatorenkämpfen und Tierhetzen das beste Mittel sahen, die Gunst des Volkes zu erkaufen und den die Sicherheit des Thrones stets bedräuenden Parteihass durch Nährung der Leidenschaften für die circensischen Spiele und Gladiatorenkämpfe wenigstens zeitweise zu beschwichtigen.

Neben den Schulen (*ludi*), die von Gemeinden, von Unternehmern oder Fechtmeistern (*lanistae*) gehalten wurden, um Gladiatoren auszubilden, entstanden unter den Kaisern kaiserliche Fechterschulen. So baute Domitian in der Hauptstadt vier grossartig angelegte Schulen, deren Namen: *ludus gallicus, dacicus, magnus, matutinus*, uns erhalten sind. Von anderen Orten werden Praeneste, Ravenna und Alexandrien wegen ihrer gesunden Lage als günstige Oertlichkeiten für die Anlage solcher kaiserlichen Institute erwähnt, und Capua bewahrte den Ruf seiner Fechterschulen von der Einführung dieser Spiele an bis zu den spätesten Zeiten. Fraglich freilich ist es, ob die in Pompeji als Gladiatorenkaserne bezeichnete Baulichkeit ursprünglich für diesen Zweck bestimmt gewesen ist, da die in zwei Stockwerke über einander verteilten kleinen Wohn- und Schlafräume, die bedeutende Menge der daselbst aufgefundenen Gladiatorenwaffen, Inschriften und mancherlei auf Wänden und Säulen gekritzelte Darstellungen von Gladiatoren und ihren Waffen doch nur die Annahme zulassen, dass diese Räumlichkeiten zeitweise als Wohnung für eine vielleicht aus mehr als hundert Gladiatoren bestehende Familie bestimmt gewesen sei.*)

*) Dieser Bau, den Garrucci zuerst als Gladiatorenkaserne erkannte, — eine Ansicht, der sich Overbeck anschliesst, — besteht aus einem offnen von Säulengängen umschlossenen Hof (55 × 41,10 m), an den sich in zwei Stockwerken verteilt 68 Zellen anschliessen; nimmt man für jede Zelle zwei Insassen an, so liesse dies auf eine Besatzung von etwa 140 Gladiatoren schliessen. Nissen (Pompejanische Studien, S. 253 ff.) weist hingegen die



Kriegsgefangene, die von den Römern nach den Siegen über die Gallier, Germanen, Sarmaten, Daker und Aethioper zur Verherrlichung der Triumphe in grossen Massen nach Rom geschleppt wurden, zum Tode verurteilte Verbrecher, freiwillig Angeworbene, sowie vielfach Sklaven, wurden in die *familia gladiatorum* aufgenommen, und selbst freie Römer, die ihr Vermögen vergeudet hatten, scheuten sich während der Kaiserzeit nicht, obgleich Infamie auf dem Gladiatorengewerbe haftete, ihren Körper gegen eine gewisse Geldsumme (*auctoramentum gladiatorium*) dem Lanista zu verkaufen. Zum Unterschiede von den anderen Gladiatoren wurden die letzteren jedoch mit dem Namen der *auctorati* bezeichnet. Durch stete Uebung mit den für die verschiedenen Fechtweisen der Gladiatoren bestimmten Waffen, in deren Gebrauch dazu bestellte Lehrer (*doctores, magistri*) Unterricht erteilten, sowie durch eine eigentümliche, auf die Herausbildung der Muskeln berechnete Kost (*sagina*) wurde der angehende Gladiator (*tiro*) zuerst durch Fechtübungen mit leichten hölzernen, später mit ungemein schweren Waffen gegen einen Pfahl oder eine Strohpuppe für die öffentlichen Schaustellungen vorbereitet. Hatte er sein erstes öffentliches Auftreten glücklich bestanden, so erhielt er als Ehrenauszeichnung, gleichzeitig aber wohl auch als urkundliches Beweismittel seiner Tüchtigkeit ein oblonges elfenbeinernes Täfelchen (*tessera gladiatoria*), auf dem sein und seines Herrn Name, sowie der Tag seines ersten Kampfes und Sieges verzeichnet waren. Durch den Empfang einer solchen Tessera trat der *tiro* in die Rangklasse der *spectati* oder derer, die sich ausgezeichnet hatten: vielleicht, dass durch Aufweisung einer gewissen Anzahl derartiger Dekorationen der Gladiator Ansprüche auf Aufnahme in die Klasse der *veterani*, der Ausgedienten, erheben konnte. Von solchen mit der Inschrift SP, sehr selten SPECT oder SPECTAT (*spectatus*) versehenen Tesseren haben sich bis jetzt etwa sechzig nachweisbar echte erhalten.*)

Die Bewaffnung der Gladiatoren unterscheidet sich in ihrer Form wesentlich von der der Legionare. Durch eine Anzahl aufgefundener Gladiatorenwaffen, sowie durch Darstellungen von Gladiatoren und ihrer Kampfesweise, die vielfach auf Wandgemälden, in Mosaiken und plastischen Bildwerken vorkommen, sind wir vollkommen im Stande, uns die Form dieser Waffen zu vergegenwärtigen. Der Helm zunächst, dessen eigentümliche Form wir aus mehreren im Neapler Museum aufbewahrten Exemplaren kennen lernen, erinnert wesentlich an die Helme des Mittelalters. Bei dem unter Fig. 1010 *c* abgebildeten erhebt sich über seinem Scheitel ein massiver mit Bildwerken geschmückter Kamm; zum Schutze der Stirn und des Nackens ist er mit einer breiten Krempe umgeben, während ein aus vier Platten be-

Annahme, dass diese Baulichkeit ursprünglich die Bestimmung einer Fechterschule gehabt habe, entschieden zurück. Vielmehr kommt er aus triftigen Gründen zu dem Schluss, dass wir es hier mit einem Bau zu thun haben, welcher der oskischen Bauperiode Pompejis entstammt, und zwar nicht unwahrscheinlich mit dem oskischen Campus Martius für die Comitien; zur römischen Zeit mögen diese Räume den Gladiatorenbanden bei ihrem jedesmaligen Aufenthalt in der Stadt als Kaserne überlassen worden sein.

*) Vergl. darüber das Ausführlichere in der Schrift Fr. Ritschls, Die Tesserae gladiatoriae der Römer. München 1864.



stehendes Visier den Helm schliesst und den Kopf des Kämpfers mithin vor Hieb und Stich sichert. Durch ein anders geformtes Visier ist der unter Fig. 1010 *b* abgebildete Helm geschützt. Hier besteht das Visier aus zwei geschlossenen Metallplatten, in denen für das linke Auge eine runde, für das rechte Auge eine siebartig geschlossene Oeffnung angebracht ist Aehnlich dem ersten ist der mit *a* bezeichnete Helm, der gleichfalls in Neapel aufbewahrt wird. Jedenfalls stellt sich aus einer Vergleichung der Denkmäler eine grosse Mannigfaltigkeit in der Kopfbedeckung der Gladiatoren heraus, zu der wohl die verschiedenen Kampfesarten, und das Bestreben des Lanisten, die von ihm gestellten Fechter in einer möglichst reichen und für den Theater-



Fig. 1010. Gladiatorenwaffen.

effekt berechneten Weise auszustatten, die Veranlassung gab. — Der Gladiatorenschild war viereckig, oval oder kreisrund (vgl. Fig. 1011—1016), aber von dem der Soldaten durch grössere Leichtigkeit und zierlichere Gestalt unterschieden. Von ganz abweichender Form ist ein im Neapler Museum aufbewahrter oblonger Schild mit abgerundeten Ecken, der an seinem oberen Teile zur freieren Bewegung des Oberarmes und der Schulter eine besondere Ausbuchtung hat. Der rechte Arm und die Hand, die des Schutzes eines Schildes entbehrten, wurden oftmals mit einem Riemengeflecht umwickelt (vergl. 1012), an dessen Stelle aber auch eherne Armschienen traten (1010 *g*). Je nach den verschiedenen Gattungen der Gladiatoren scheint auch die Beschienung der Beine eine verschiedene gewesen zu sein. Bei einigen Gladiatoren erscheint der Oberschenkel mit Riemen umwickelt, während der Unterschenkel in Riemen steckt (Fig. 1015); bei anderen ist nur das rechte oder linke Bein beschient oder steckt in ledernen, mit Zieraten besetzten Gamaschen (Fig. 1010 *f*, vergl. 1015), die den in der Nationaltracht der Neugriechen üblichen *κάλτζα* vollkommen gleichen; andere Gladiatoren endlich erscheinen in der Fusskleidung der Legionare oder mit nackten Füssen (Fig. 1013). Von besonderem Interesse dürfte die prachtvolle

künstlerische Ausstattung der beiden Arm- und Beinschienen sein, die unter Fig. 1010 *g* und *h* abgebildet sind; in ihrer überladenen ornamentalen Ausschmückung entsprachen sie jedenfalls dem eitlen Schaugepränge, für das sie bestimmt waren. Die Angriffswaffen der Gladiatoren bestanden in einer Lanze, dem geraden oder gekrümmten Dolchmesser und dem römischen Schwerte. Statt des letzteren führten sie aber nicht selten ein Stich- oder Korbrappier (Fig. 1010 *d, e,* vergl. Fig. 1014). Die Brust war bei den Gladiatoren offen, und nur der Unterleib wurde durch ein kurzes, vom Gürtel festgehaltenes Gewand bedeckt, das vorn und hinten bis zu den Knieen herabhing, an den Hüften aber in die Höhe gezogen war, um die freie Bewegung der Schenkel nicht zu hindern (vergl. Fig. 1012, 1013).



Fig. 1011 a. Retiarius und Secutor im Kampfe.

Die Gladiatoren unterschieden sich, wie schon oben angedeutet, nach ihrer Bewaffnung und demgemäss auch nach ihrer Kampfesweise. Die *Samnites* zunächst hatten ihren Namen nach der von den Samnitern entlehnten Ausrüstung erhalten. Die Campaner sollen nach der Besiegung der Samniter durch den Dictator Papirius Cursor im Jahre 444 d. St. aus Hass gegen die Besiegten ihre kriegerische Ausrüstung als Tracht für ihre Gladiatoren gewählt haben. Diese bestand in einem grossen oblongen Schild (*scutum*), einem Visierhelm mit Kamm und Federbusch, einer Schiene am linken Bein, einem Aermel von Leder oder Metall mit einem die Höhe der Schulter überragenden Schulterstück (*galerus*) (vergl. Bull. Napol. Nuova Ser. I. Tav. 7) für den rechten Arm und einem kurzen Schwerte.



Fig. 1011 b. Retiarius und Secutor im Kampfe.

Auf den zahlreich vorhandenen Gladiatoren-Monumenten, die zum grossen Teil einer späteren Periode angehören, sind wir freilich nicht im stande, mit Bestimmtheit den samnitischen Gladiator von den anderen zu unterscheiden, da namentlich der charakteristische samnitische Schild fehlt. Ebensowenig stellt sich aus den Worten der alten Autoren mit Gewissheit heraus, welche Gattung von Gladiatoren bestimmt gewesen war, als Gegner in der Arena den Samnites entgegenzutreten; denn es war eine Eigentümlichkeit der Gladiatorenkämpfe, dass nicht mit gleichen Waffen gekämpft werden durfte, sondern verschieden ausgerüstete Gladiatoren einander gegenübergestellt wurden. — Die zweite, namentlich während der Kaiserzeit sehr

beliebte Klasse der Gladiatoren waren die *secutores*, die in den *retiarii* ihre Gegenkämpfer hatten. Mit kurzer Tunica oder Schurz (*subligaculum*) und einem Leibgurt bekleidet, den linken Arm häufig mit einem Aermel bedeckt, ohne jegliche Kopfbedeckung und nur mit einem Dreizack (*fuscina*, *tridens*) und dem Dolchmesser als Angriffswaffen versehen, führten diese ausserdem ein grosses Netz (*rete iaculum*), mit dem sie den mit Helm, Schild und Schwert bewaffneten Secutor durch einen geschickten Wurf zu umstricken suchten, worauf sie ihn mit dem Dreizack angriffen. Das unter Fig. 1011 *a*, *b* abgebildete Mosaik dürfte die Kampfesart vollkommen vergegenwärtigen. Auf der oberen Hälfte ist es dem Retiarius gelungen, ein Netz über den Gegner zu werfen, so dass man an seinen Sieg glauben könnte, allein das Zeichen *Θ* (*θάνατος*), das seinem Namen zugesetzt ist, deutet an, dass er in Wirklichkeit unterliegt. Und so zeigt ihn auch die untere Hälfte; der Retiarius ist zu Boden gestürzt und verteidigt sich nach Verlust der *fuscina* nur noch schwach mit dem Dolche gegen den herbeieilenden Secutor. *Astianax vicit*, *Kalendio Θ*, so lautet die zugesetzte Inschrift. Einen Retiarius mit dem Netz vor dem Kampf zeigt uns Fig. 1012. Nach Isidorus*) bedienten sich die Secutores eines mit Bleikugeln beschwerten Stabes, mit dem sie den Wurf des Netzes abzuwehren suchten. — Ebenso leicht bewaffnet waren die *laquearii*, deren Einführung erst der späteren Kaiserzeit anzugehören scheint. Die Schlinge, die sie dem Gegner überwarfen, um ihn zu Boden zu reissen, glich vielleicht dem im Kampf und für die Jagd gleich wirksamen Lasso. Auch der *Myrmillo* und der *Gallus* wurden oftmals dem Retiarius als Antagonisten entgegengestellt. Ihre Bewaffnung war die gallische, ihren Namen sollen sie von der ihren Helmkamm zierenden Figur eines Fisches (*μορμύλος*) erhalten haben. Solche Kampfscenen zwischen einem Retiarius und Myrmillo erblicken wir auf dem Mosaikfussboden der römischen Villa zu Nennig (Fig. 1013). Eine ähnliche von dem Ort ihrer Abstammung benannte und unter den Kaisern oft erwähnte Gattung von Gladiatoren waren die *Thraces*. Ihre Bewaffnung bestand in dem kleinen Rundschilde (*parma*), Beinschienen und dem kurzen, sichelartig gekrümmten Dolchmesser (*sica*), das wir öfter in den Händen der barbarischen Krieger auf den Monumenten der Kaiserzeit erblicken, oder auch aus einer in einem gradlinigen Winkel gebogenen Klinge. Als vollständig gerüstet mit Visierhelm, Brustharnisch und Beinschienen werden auch noch die *hoplomachi* erwähnt. — Auch zu Ross und auf Wagen kämpfend traten die Gladiatoren



Fig. 1012. Retiarius.

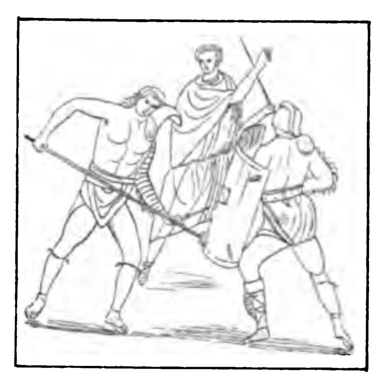


Fig. 1013. Myrmillo und Retiarius.

*) *Gestabat enim cuspidem et massam plumbeam, quae adversarii iaculum impediret, ut antequam feriret rete, iste superaret;* vgl. Revue archéol. IX. S. 80.

in der Arena auf. Erstere, *equites* genannt, trugen, wie das unter Fig. 1015 abgebildete grosse Gladiatoren-Relief aus Pompeji zeigt, den geschlossenen Visierhelm; ihre Arme waren, wie bei den kämpfenden Secutores, durch Riemengeflecht geschützt, und sie führten das *spiculum*, sowie die *parma* als Angriffs- und Verteidigungswaffen. *Essedarii* hiessen die zu Wagen kämpfenden Gladiatoren. Diese Kampfweise scheint durch Caesar eingeführt worden zu sein und mag in einer Nachahmung der überaus geschickten Manöver der britannischen Wagenkämpfer bestanden haben, die Caesar (de bello Gall. IV 33) schildert. Endlich werden noch unter der Zahl der Gladiatoren die *andabatae* erwähnt, die mit geschlossenen Helmen ohne Augenlöcher im Visier kämpfen mussten.

Die Ankündigung zu einem öffentlichen Gladiatorenkampfe geschah entweder durch *libelli*, die in die Umgegend zur Kenntnisnahme des Publikums



Fig. 1014. Beginn des Kampfes.

versendet wurden, oder in Form unserer Maueranschläge (*programmata*). So kündete z. B. eine Inschrift an der Basilica zu Pompeji das Auftreten der *familia gladiatoria* des Lanisten N. Festus Ampliatus mit den Worten an: „*N. Festi Ampliati familia gladiatoria pugnabit iterum, pugnabit XVI kal. Iunias, venatio vela.*“ In diesen Ankündigungen wurden zugleich die Zahl der auftretenden Fechterpaare, die Namen der ausgezeichneten Gladiatoren, sowie die Art der Kämpfe bekannt gemacht. Paarweise begaben sich am Tage der Vorstellung die Gladiatoren in feierlichem Aufzuge durch die Stadt in die Arena; hier wurden die Waffen geprüft, und es begann als Einleitung zu dem nachfolgenden blutigen Schauspiele eine Art Vorspiel (*prolusio*) mit stumpfen Waffen (*arma lusoria*). Der Ton des Schlachthornes verkündete darauf den eigentlichen Beginn des Waffenganges mit scharfen Waffen. „*Ponite iam gladios hebetes, pugnatur acutis*“ erscholl das Kommando, und der Lanista oder der *editor muneris gladiatorii* bestimmte die Stellung der kämpfenden Paare, sowie den Raum, innerhalb dessen der Kampf geführt werden musste. Eine solche Vorbereitung zum Kampf erblicken wir auf einem pompejanischen Wandgemälde (Fig. 1014). In der Mitte steht der Lanista, der mit einem Stabe irgend welche Anordnungen trifft. Neben ihm befindet sich auf der einen Seite ein schwergerüsteter Gladiator mit dem grossen viereckigen Schilde am Arm, bereit, aus den Händen eines Kampfwärtels Schwert und Helm entgegen-

zunehmen, während sein auf der anderen Seite des Lanista stehender Antagonist mit dem gekrümmten Schlachthorn das Zeichen zum Beginn des Kampfes giebt; zwei hinter ihm am Boden hockende Diener halten den Rundschild und den Helm, mit denen auch dieser Kämpfer gerüstet werden soll. Zwei Victorien, mit Palmzweigen und Kränzen in den Händen, schliessen die Scene ein. — War einer der Gladiatoren so verwundet, dass er kampfunfähig war, so liess er die Waffen zu Boden fallen (*arma submittit*) und wandte sich mit ausgestrecktem Zeigefinger um Gnade bittend an das Volk, oder für den Fall, dass er Eigentum des Lanista oder des Editor muneris war, an diese. Zur Zeit der Kaiser stand natürlich diesen allein das Begnadigungsrecht, sowie das Todesurteil zu. Erhoben die Zuschauer die geballte Faust (*verso pollice*), so wurde dadurch die Fortsetzung des Kampfes verlangt, wogegen das Schwenken von Tüchern als Begnadigungszeichen galt. Ein Gladiator, der sich feig benommen, konnte auf Begnadigung keine Ansprüche machen; er musste die abgelegten Waffen wieder ergreifen (*ferrum recipere*) und wurde nötigenfalls mit Peitschenhieben und glühendem Eisen zur Wiederaufnahme des Kampfes gezwungen. Wurde *sine remissione*, das heisst ohne Pardon gefochten, konnte eine Appellation an das Volk nicht stattfinden. Als Siegespreis empfing der Kämpfer den Palmzweig, mit Taenien geschmückte Kränze oder zur Kaiserzeit auch Geldgeschenke. Erhielt ein Gladiator die *rudis*, das stumpfe Rappier, als Siegespreis, so war damit seine Befreiung vom Gladiatorendienst ausgesprochen, und er trat somit wiederum in die Reihe der Sklaven, bis die Verleihung des Pileus ihn zum Freien machte.

Fig. 1015. Gladiatorenrelief aus Pompeji.

Unter den zahlreichen Darstellungen von Gladiatorenkämpfen verdient unstreitig das grosse Relief, das die Umfassungsmauer des Grabmals des Scaurus in Pompeji schmückt und das unter Fig. 1015 teilweise abgebildet ist, wegen der mannigfachen Situationen der Gladiatorenkämpfe eine besondere Erwähnung. Von links anfangend erblicken wir zunächst zwei jener oben beschriebenen Equites im Kampfe, *Bebrix*, 15 mal Sieger, und *Nobilior*, der 11 Siege davongetragen hat (*tul. v = tulit victorias*). Beider Ausrüstung ist dieselbe, ihre Helme sind oben mit wehenden Haarbüscheln versehen. Die darauf folgende Gruppe besteht aus zwei Gladiatoren, die, mit Ausnahme der Beinschienen und der Umgürtung der Oberschenkel, sich in ihrer Ausrüstung nicht von einander

unterscheiden. Der erstere von beiden, dessen Name verloren ist (er zählt 16 frühere Siege), bereits aus einer Brustwunde blutend, hat den Schild zu Boden gesetzt und streckt in der oben gedachten Weise, um Gnade bittend, den Zeigefinger gegen die Zuschauer aus, während sein unverwundeter Gegner die Erlaubnis zur Fortsetzung oder zur Aufhebung des Kampfes zu erwarten scheint. In eine ähnliche Lage versetzt uns das darauf folgende Kämpferpaar. Durch einen Stich in die Brust schwer verwundet ist hier der eine der Gladiatoren, wohl ein Thraker (15 mal Sieger), bereits in die Kniee gesunken. Lanze und Schild sind ihm entfallen, und während seine Linke gnadeflehend emporgestreckt ist, wendet er seinen Kopf zu dem ungestüm auf ihn eindringenden Gegner hin, einen Samniten von 31 Siegen, der bereit ist, dem Hingesunkenen den Todesstoss zu versetzen. Auch bei diesen Kämpfern ist ein Unterschied in der Beschienung der Beine, wie in der Form der Schilde deutlich zu erkennen. Ungleich schwieriger ist die Erklärung der vierten aus vier Personen bestehenden



Fig. 1016. Gladiatorenkämpfe mit Musikbegleitung.

Gruppe. Der aus mehreren Wunden am Ober- und Unterschenkel, sowie am Arm blutende Secutor (der Name ist zerstört, er ist 6 mal Sieger gewesen) hat bei der Verfolgung des ihm gegenübergestellten Retiarius *Nepimus* (5 Siege) zahlreiche Wunden empfangen, so dass er vor Blutverlust ins Knie sinkt; in dieser Lage hält ihn Nepimus fest und ruft zur Tötung, da seine *fuscina* dazu nicht ausreicht, von einem andern Kämpferpaar den Secutor *Hippolytus* herbei, der dem vom Volk Verurteilten den Gnadenstoss versetzt; während dessen wartet der Retiarius des Hippolytus auf seinen Gegner, um mit ihm den Kampf zu beginnen. Dass den von uns als *Retiarii* bezeichneten Gladiatoren das Netz fehlt, darf uns an der Bezeichnung nicht irre machen, denn das Netz ist mehrfach ausgelassen, wo trotzdem an der Benennung als Retiarius nicht zu zweifeln ist; die beiden Figuren für Kampfwärtel zu halten, welche die Getöteten in die Totenkammer (*spoliarium*) durch die Porta Libitinensis zu schaffen hatten, geht deshalb nicht an, weil dazu der Dreizack ein durchaus ungeeignetes Werkzeug wäre. Die über der Thür der Umfassungsmauer eingelassene Fortsetzung dieses Reliefs haben wir als weniger wichtig ausgelassen. Ein anderes, interessante Einzelheiten aus dem Gladiatorenwesen bietendes Relief ist unter Fig. 1016 veröffentlicht. Die Kämpfe finden hier unter den Klängen der Wasserorgel statt, an der zwei Mann thätig sind; links davon erblicken wir neben einer Herme einen Secutor, *Ratedatius* (?), der auf den Retiarius *Attiolus* eindringt; letzterer fleht eben das Volk um Gnade an: zwischen beiden liegt ein Helm am Boden. Rechts nähert sich der Kampf

zwischen *Heros* und *Audax* seinem Ende, doch wird dem Todesstreich, den Audax zu führen im Begriff ist, durch den Schiedsrichter mit seinem Stabe vorläufig Einhalt gethan, um der Entscheidung des Volkes nicht vorzugreifen.

Ein nicht minder blutiges Schauspiel, für das während der Kaiserzeit das Amphitheater oder der Circus bestimmt war, bildeten die *venationes* oder Tierhetzen, die zuerst bei den von M. Fulvius Nobilior im Jahre 568 d. St. (= 168 v. Chr.) veranstalteten Spiele erwähnt werden. Ebenso wie die Gladiatoren wurden auch die Tierkämpfer (*bestiarii, venatores*) in Schulen, und zwar vorzugsweise in dem oben erwähnten *ludus matutinus* für die Tierhetzen eingeschult, oder es wurden Kriegsgefangene und zum Tode verurteilte Ver-

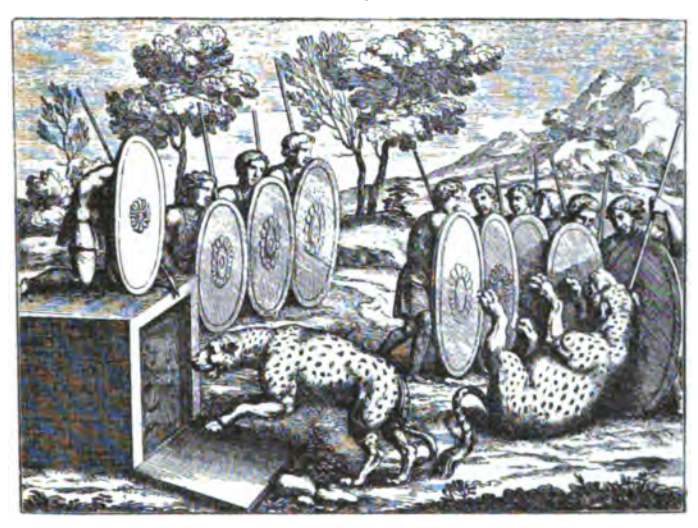


Fig. 1017. **Fang der Tiere für die Venationes.**

brecher für den Kampf mit wilden Tieren in der Arena bestimmt. Wurden in diesen Tierkämpfen Jagdwild oder gezähmte reissende Tiere wohlbewaffneten und eingeübten Bestiariern gegenübergestellt, so mochte das Schauspiel mehr den Charakter einer Jagd oder von Tierbändiger-Kunststücken, die häufig von den Mitgliedern der *familiae venatoriae* vorgeführt wurden, an sich tragen. Grausenerregend wurde aber das Spiel, wenn ungezähmte reissende Tiere auf schlecht bewaffnete oder völlig waffenlose Menschen losgelassen wurden, oder diese wilden Bestien, durch Hunger, Feuerbrände und Stacheln zur höchsten Wut gereizt, einander zerfleischten. Um diese Schauspiele möglichst glänzend zu machen, wurden die seltensten und verschiedenartigsten reissenden Tiere aus den entferntesten Gegenden des Reiches herbeigeschafft, und fabelhaft erscheinen die Zahlen der wilden Tiere, die oft an einem Tage in der Arena mit einander kämpften. So veranstaltete Pompejus einen Tierkampf von 500 bis 600 Löwen, 18 Elephanten und 410 anderen reissenden afrikanischen Bestien; in den Tierhetzen, die Augustus im Jahre 5 n. Chr. aufführen liess, wurden 36 Krokodile in dem unter Wasser gesetzten Flaminischen Circus erlegt; Caligula liess 400 Bären und ebensoviel reissende Tiere aus Afrika sich

gegenseitig zerfleischen, und über die unter den späteren Kaisern veranstalteten Schauspiele in der Arena, bei denen oft grosse Massen Gefangener hingeopfert wurden, sind in den Schriftstellern der Alten manche grausenhafte Schilderungen enthalten. Was für Anstrengungen dazu gehörten, um alle diese Tiere zu fangen und aus so weit entlegenen Gegenden herbeizuschaffen, bedarf kaum einer besonderen Hervorhebung. Ueber die Art und Weise, wie die Jagd betrieben wurde, geben neben Erzählungen von Schriftstellern auch einige in Rom gefundene, von Bartoli veröffentlichte Wandgemälde uns Kunde (Fig. 1017 u. 1018). Da sieht man, wie die Panther, ringsum von Soldaten eingeschlossen, die hinter ihren Schilden in Sicherheit stehen, durch das in einem Kasten



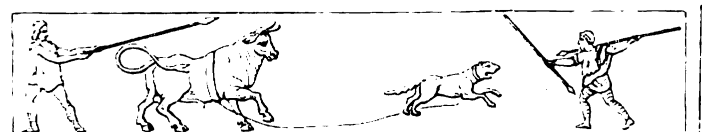
Fig. 1018. Fang der Tiere für die Venationes.

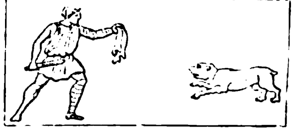
erblickte Spiegelbild von sich selbst zur Wut gereizt hineinkriechen, um dann durch Schliessung des Deckels gefangen zu werden; wir sehen ferner, wie die Soldaten sich gegen die Wut der gestellten und in die Netze getriebenen Löwen unter ihren Schilden verbergen.

Auch von den Kämpfen in der Arena selbst sind zahlreiche Denkmäler erhalten, so auf dem unter Fig. 1019 abgebildeten Relief, auf dem ein Kampf gladiatorenmässig gerüsteter Bestiarier mit verschiedenen wilden Tieren neben dem Theater des Marcellus, das man im Hintergrunde erblickt, dargestellt ist: rechts springt ein Bär, in der Mitte ein Panther auf zwei Tierkämpfer, die zu ihrer Verteidigung nur mit viereckigen Schilden, offenen Helmen, kurzen Schwertern und Binden um die Unterarme bewaffnet sind; auf der linken Seite stürzt sich ein Löwe in gewaltigem Sprunge gegen einen dritten Tierkämpfer, dessen Arm er mit seinem Rachen gepackt hat, während seine Tatzen die Brust des Unglücklichen zerfleischen; ein vierter mit einem Schuppenpanzer bekleideter Kämpfer ist bereits von einer Bestie verwundet zu Boden gesunken. Bemerkenswert ist es, dass sämtliche Tiere lederne, mit starken Ringen versehene Gurte tragen, an denen sie mit Stricken in ihren Käfigen gefesselt waren.

Dieser Darstellung fügen wir unter Fig. 1020 und 1021 zwei andere hinzu, die dem oben (S. 594) erwähnten Grabmal in Pompeji entnommen sind. Auf dem einen tritt ein mit zwei Wurfspiessen bewaffneter Bestiarius einem anspringenden Panther oder Tiger entgegen, der mittelst einer Jagdleine an einen Stier angebunden ist. Dieser, durch die Lanze eines anderen Bestiarius angetrieben, folgt in kurzem Trabe den Sätzen der wilden Bestie und hindert sie zugleich, weiter zu springen, als die Länge des Strickes erlaubt. Wir haben hier unstreitig eines jener Tierbändiger-Kunststücke vor Augen, die von zunftmässig eingeschulten Bestiariern vorgeführt zu werden pflegten, ohne dass sie selbst dabei gerade ihr Leben aufs Spiel setzten. Vergl. auch das Mosaik von Nennig (Fig. 1022), wo ein Bestiarius einen gezähmten Löwen vorführt. Schon gefährlicher erscheint der Kampf des Bestiarius auf dem zweiten Relief (Fig. 1021).

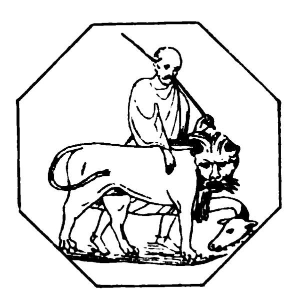

Fig. 1019. Kampf mit wilden Tieren.


Fig. 1020. Venationes.


Fig. 1021. Venationes.

Mit vorgehaltenem Tuch in der Linken, um das Tier zu blenden, dringt der am linken Arm und Bein durch Binden geschützte Tierkämpfer mit blanker Waffe gegen einen Bären vor, und es erforderte gewiss eine grosse Uebung, dem Tiere im Augenblick des Anspringens das Tuch überzuwerfen und gleichzeitig den Todesstoss zu versetzen.

Der dritte Zweck, dem wenigstens einige der Amphitheater gedient haben, war die Aufführung von Naumachien oder Seegefechten. Durch Röhrenleitung und Kanäle mit Schleusen konnte die Arena unter Wasser gesetzt werden, oder es wurden besondere Bassins für solche Seegefechte gegraben. So wissen wir, dass Caesar die erste *naumachia* im Jahre 46 v. Chr. auf dem Campus Martius anlegen liess, in der zwei mit je 1000 Seesoldaten und 2000 Ruderern bemannte Flotten gegen einander kämpften; eine steinerne Naumachie erbaute Augustus im Jahre 2 v. Chr. gelegentlich der Dedication des Tempels des Mars Ultor wahrscheinlich bei den *horti Caesaris* in der Nähe des Tiber, auf der von dreissig Schiffen eine Seeschlacht zwischen Persern und Athenern aufgeführt wurde. Titus


Fig. 1022. Tierbändiger.

und Domitian hingegen benutzten das flavische Amphitheater (Coliseo) zu Seegefechten. Von den noch erhaltenen Amphitheatern zeigen die zu Rom und zu Capua am deutlichsten die Vorrichtungen, um die Arena für die Naumachien unter Wasser zu setzen. Die grösste aber von allen Naumachien war die von Claudius im Jahre 52 n. Chr. auf dem Fuciner See gegebene. Hundert vollständig armierte Kriegsschiffe mit einer als Rhodier und Sizilier kostümierten Besatzung von 19.000 Mann rückten auf das Signal, das ein aus der Mitte des Sees auftauchender silberner Triton mit der Trompete gab, gegen einander, und dass es keineswegs ein Scheingefecht gewesen ist, bezeugt die Zahl der Umgekommenen (vgl. oben Fig. 773).

Schliesslich erwähnen wir noch, dass auch zur Abwechslung kleine scenische Darstellungen, deren Stoff der Geschichte oder dem Sagenkreise entlehnt war, in der Arena mit haarsträubender Naturtreue aufgeführt wurden. Zum Tode verurteilte Verbrecher mussten sich dazu hergeben, den Mucius Scaevola, wie er seine Hand im Feuer verkohlen lässt. den Hercules auf dem brennenden Scheiterhaufen, den Räuber Laureolus, wie er ans Kreuz genagelt von Tieren zerfleischt wird, den Orpheus, wie er von Bären zerrissen wird, darzustellen. Daneben wurden frivole Scenen, in ein mythologisches Gewand gehüllt, dargestellt, und Zwerge und Frauen traten als Klopffechter in der Arena auf. Kurz, es wurde alles aufgeboten, das Volk in einem ewigen Sinnentaumel zu erhalten. Dies waren die Vergnügungen, dies die leichten Zerstreuungen, wie der strenge Sittenrichter Seneca sie bezeichnet. denen alle Schichten der Bevölkerung sich am Ende der Republik und während der Kaiserzeit willig hingaben.

Die Theater.

Für die dritte Gattung der öffentlichen Spiele, die dramatischen Aufführungen, war das Theater bestimmt, dessen bauliche Einrichtung S. 645 ausführlich behandelt worden ist. Wir fügen hier zunächst noch wenige Bemerkungen über die Entstehung der dramatischen Kunst bei den Römern und die Einrichtung der für die scenischen Aufführungen bestimmten Baulichkeiten hinzu. Aus den ersten scenischen Darstellungen, die im Jahre 390 d. St. (= 364 v. Chr.) zur Besänftigung des göttlichen Zornes bei einer in Rom wütenden Pest durch etruskische Schauspieler in Form von mimischen Tänzen aufgeführt sein sollen, entwickelte sich, indem den mimischen Darstellungen ein Text mutwilligen und satirischen Inhalts in abwechselnden Versmassen untergelegt wurde, die dramatische Satire (*satura*). Der Schöpfer des eigentlichen Dramas war Livius Andronicus, der dadurch, dass er der Pantomime und den von Flötenspiel begleiteten Gesängen einen auf eine Erzählung (*fabula*) sich beziehenden Dialog (*diverbium*) hinzufügte, den losen Zusammenhang der früheren dramatischen Satire zu einem organischen Ganzen abrundete. Seine Nachfolger in der dramatischen Kunst, wie Naevius, Ennius, Plautus, Terentius, Pacuvius, Attius u. a., vollendeten, indem sie sich vorzugsweise den Mustern der griechischen Dramatik eng anschlossen, den Ausbau des römischen

Dramas. Aus diesem Anschluss des römischen Dramas an die neuere attische Komödie erklärt sich auch das Fehlen des Chors auf der römischen Bühne, und hieraus wiederum die bauliche Einrichtung der *scena* in dem römischen Theater, indem hier die Orchestra für den Chor und die Schauspieler nicht gebraucht und dadurch für die Zuschauer verwendbar wurde. Die Handlung war mithin auf den eigentlichen Bühnenraum angewiesen, und da in den römischen Dramen nicht bloss drei Schauspieler die Rollenfächer unter sich teilten, sondern für die Darstellung jeder Rolle ein besonderer Schauspieler bestimmt war, da ferner in der Kaiserzeit grossartige Aufzüge mit allem theatralischen Pomp auf der Bühne erschienen, so verlangte diese eine grössere Breite und Tiefe als die griechische. Anfänglich wurde für die jedesmalige Darstellung scenischer Spiele (*ludi scenici*) eine hölzerne, wohl meistenteils am Fusse einer sanft ansteigenden Höhe liegende Bühne aufgeschlagen. Von dieser schiefen Ebene aus, die wahrscheinlich durch hölzerne Schranken eingeschlossen war, schaute das Publikum stehend und ohne dass ein Rangunterschied zwischen den Plätzen stattgefunden hätte, dem Schauspiele zu. Die erste Sonderung der Plätze trat im Jahre 560 d. St. (= 194 v. Chr.) insofern ein, als der der Bühne zunächst liegende Teil der Cavea für die Senatoren durch Schranken von dem übrigen Zuschauerraum abgegrenzt wurde. War nun auch in den folgenden vierzig Jahren die Sitte aufgekommen, sich Sessel in das Theater nachtragen zu lassen, so erhielt sich doch die ursprüngliche Einrichtung der Cavea so lange, bis nach der Unterwerfung Griechenlands das erste vollständige, mit terrassenförmig im Halbkreis ansteigenden Sitzreihen versehene Theater errichtet wurde, in dem den Senatoren der unmittelbar vor der Bühne gelegene Raum angewiesen wurde. Nachdem den Senatoren diese Plätze eingeräumt waren, folgte bald auch eine neue Sonderung der übrigen Sitze nach den herrschenden Rangverhältnissen. Die den Senatorenplätzen zunächst liegenden vierzehn Sitzreihen wurden für die Ritter bestimmt, und die dahinter folgenden Reihen durch Augustus den Priesterkollegien, Beamten und Frauen (abgesondert von den Männern) eingeräumt; das gemeine Volk sah sich auf die obersten Stufen der Cavea beschränkt. Die Logen oberhalb der beiden Eingänge zur Orchestra (*tribunalia*), die wir in unseren Theatern als Prosceniumslogen bezeichnen, waren teils für den Kaiser und sein Gefolge, teils für die Kaiserin und Vestalinnen bestimmt. Sämtliche im siebenten Jahrhundert der Stadt aufgeführten Theater waren noch aus Holz erbaut und wurden nach ihrem jedesmaligen Gebrauch wieder abgerissen. Das erste steinerne Theater wurde von Pompejus im Jahre 699 d. St. (= 55 v. Chr.) errichtet, dem ein zweites von Cornelius Balbus im Jahre 11 v. Chr. und in demselben Jahre ein drittes von Augustus zu Ehren des Marcellus aufgeführtes Theater (vgl. S. 647) sich anschlossen. Alle übrigen Theater in Rom, deren in der Kaiserzeit Erwähnung geschieht, waren für die jedesmaligen Aufführungen aus Holz errichtet.

Ueber die Dekorationen und Maschinen der römischen Bühne lässt sich fast noch weniger als über die der griechischen eine klare Anschauung gewinnen. Wie das römische Drama dem griechischen nachgebildet war, wurde

auch die Einrichtung der griechischen Skene in Bezug auf die Dekorationen von den Römern angenommen; wir verweisen deshalb auf die S. 459 ff. von uns gegebene Darstellung und fügen noch hinzu, dass der Vorhang (*aulaeum*) auf der römischen Bühne sich nicht wie auf der unsrigen senkte, sondern sich aus der Tiefe hob, so dass, wie es im Ovid heisst, von den auf der geschlossenen Bühne stehenden Personen zuerst die Köpfe und zuletzt die Füsse sichtbar wurden. Dieser Hauptvorhang erhob sich am Schluss des Stückes, während ein zweiter, *siparium* genannt, in den Pausen oder bei der Verwandlung der Scene vielleicht wie eine in der Mitte sich teilende Gardine zur Seite gezogen wurde.

Die Schauspieler bestanden mit wenigen Ausnahmen aus Sklaven und Freigelassenen, die zu Banden (*greges*, *catervae*) vereinigt unter einem *dominus gregis* standen; nicht selten mochte sich zu dieser Stelle der für das erste Rollenfach angenommene Schauspieler (*actor primarum*) aufschwingen. Mit ihm trat der Magistrat, der mit der *cura ludorum* beauftragt war, in Verbindung und zahlte die Besoldung für die Schauspieler aus, die, bei der stets wachsenden Vorliebe des Volkes für scenische Darstellungen, für ausgezeichnete Künstler und erklärte Lieblinge des Publikums nicht unbedeutend war; und ebenso wie bei den circensischen Spielen besondere Belohnungen des Siegers harrten, belohnte auch der *curator ludorum* den Schauspieler, der den meisten Beifall eingeerntet hatte, mit der Siegespalme oder dem Ehrenkranze, in der Kaiserzeit mit kostbaren Gewändern und Geldgeschenken.

Zu dem Kostüm des Komöden gehörte seit der Zeit des Terenz die Maske, während früher ein blonder, schwarzer oder rötlicher Kopfaufsatz (*galerus*), dem Onkos der Griechen vielleicht entsprechend, zur Bezeichnung des Alters getragen wurde. Der Maske, deren Form und Ausdruck nach den verschiedenen Gattungen des Dramas wechselte, entsprach auch das übrige Kostüm. Prachtvolle, schleppende Gewänder (*syrmata*) und der hohe Kothurn (vgl. Fig. 673) gehörten zum Kostüm des Tragöden, Kleider nach dem Schnitt des Alltagslebens, aber von möglichst grellen Farben, sowie niedrige Schuhe (*soccus*) zu dem des Komöden.

Als besondere Gattungen der scenischen Darstellungen haben wir noch die *atellanae*, den *mimus* und den *pantomimus* zu erwähnen. Die *Atellanae fabulae*, ein nach der oskischen Stadt Atella benanntes und schon frühzeitig in Rom eingebürgertes, echt nationales und dem Charakter der Italiener zusagendes Possenspiel, wurde von jungen Bürgern in feststehenden Charaktermasken aufgeführt. Zu diesen Masken der Atellanen, die wir in der commedia dell' arte noch heutzutage wiedererkennen, gehörte der Maccus (Arlechino), der Pappus, der gute Alte und Sündenbock im Spiel (Pantalone), der Bucco oder der Vielfrass (Brighella) und der Dossennus, der bucklige Schlaukopf und Wahrsager (Dottore). Ursprünglich ohne jegliche bindende Form die städtischen Gewerbe, vorzugsweise aber das Landleben parodierend, erhielten diese Volksspiele nach der Zeit der punischen Kriege durch Atellanen-Dichter eine regelmässigere Gestaltung und kamen in dieser Form als Nachspiele (*exodium*) der eigentlichen Dramen auf die Bühne. Mit der Aufnahme dieser Stücke in die

Reihe der scenischen Spiele gingen aber auch die Rollen in die Hände von Schauspielern von Profession über, und da nach den Begriffen der älteren Zeiten der Stand der Schauspieler mit Infamie behaftet war und rechtlich dieser Grundsatz in der späteren Zeit noch fortbestand, so zogen sich natürlich die Bürger von der Beteiligung an den Atellanen zurück.

Gleichfalls eine Charakterkomödie, und ebenso wie die Atellane als Zwischenspiel, aber ohne stehende Masken aufgeführt, war der *mimus*, ein durch heiteren Witz und derbe Spässe gewürzter Dialog, in dem die Erscheinungen des städtischen Alltagslebens in grotesk-komischer Weise nachgeahmt und meistens in lasciver Weise persifliert wurden. In einer aus bunten Lappen zusammengesetzten Harlekinstracht (*centunculus*), über die ein Mäntelchen (*ricinium*) geworfen wurde, nur mit dünnen Sohlen an den Füssen und mit dem vorgebundenen Phallus, spielte der mit dem ersten Rollenfach betraute *archimimus* vor einer Gardine, welche die vordere Bühne von der hinteren trennte. Allen übrigen in der Posse auftretenden Personen, zu denen vorzugsweise der kahlköpfige Schmarotzer (*parasitus* oder *stupidus*) gehörte, waren nur Nebenrollen zugewiesen, sie unterstützten das Spiel des Hauptschauspielers nur durch gelegentliche Antworten, sowie durch Gestikulationen. Männer und Frauen bildeten das Personal dieses Possenspiels, und die Schamlosigkeit, mit der hier die grössten Obscönitäten dem Publikum vorgeführt wurden, räumte dem Mimus zur Zeit des Verfalls der Sitten eine bevorzugte Stelle in der Reihe der scenischen Aufführungen ein.

Der *pantomimus* endlich entstand aus dem *canticum* der Komödie, in dem der Schauspieler durch einen dramatischen Tanz und durch rhythmische Gestikulationen den Inhalt des von einem oder mehreren Sängern unter Flötenbegleitung vorgetragenen Textes darstellte. Bereits in den letzten Zeiten der Republik zweigte sich dieser darstellende Tanz als eine selbständige Kunstgattung vom Drama ab und erreichte zur Kaiserzeit in den Leistungen eines Pylades aus Cilicien und eines Bathyllos aus Alexandria die höchste Vollkommenheit. Der Stoff zu diesen Pantomimen war vorzugsweise aus der Mythen- und Heroëngeschichte entlehnt, und während der Schauspieler den Inhalt durch Geberdespiel darstellte, wobei er männliche wie weibliche Rollen in buntem Wechsel hintereinander zu geben hatte, trug ein Chor unter Flötenspiel das der jedesmaligen Rolle entsprechende Canticum vor. Wurde eine solche Pantomime von mehreren Tänzern und Tänzerinnen dargestellt, dann hiess diese Art des dramatischen Ballets *pyrrhicha;* natürlich hat diese Bezeichnung mit der dorischen Pyrrhiche (vgl. S. 454) nicht das geringste zu thun.

Das Kriegswesen.

Die oben geschilderten Waffen der Gladiatoren haben uns in gewisser Beziehung bereits in die Betrachtung der bei dem römischen Heer üblichen Bewaffnung eingeführt. Trotz den zahlreichen schriftlichen Aufzeichnungen über die Heeresorganisation und die Bewaffnung der Truppen, trotz manchen



Fig. 1023. Altitalische Kriegs- und Friedensscenen.

aufgefundenen Rüststücken und den allerdings fast ausschliesslich der Kaiserzeit angehörenden Darstellungen römischer Krieger auf Denkmälern wird dennoch das Bild, das wir von der römischen Bewaffnung entwerfen können, nur ein lückenhaftes und in den meisten Fällen der gesicherten historischen Grundlage entbehrendes sein. Sind wir doch nicht einmal im Stande, die auf den Denkmälern der Kaiserzeit in der ***lorica segmentata, lintea, squamata, hamata*** und ***tunica*** erscheinenden Soldaten den in den schriftlichen Ueberlieferungen aufgeführten Truppenkörpern anzupassen, oder die auf diesen Reliefs dargestellten höheren Offiziere nach ihren Rangklassen zu sondern. Eine Schilderung der verschiedenen Phasen, welche die Heeresorganisation durchlaufen hat, ein Eingehen auf die taktische Anordnung der Truppen auf Märschen und auf dem Schlachtfelde und endlich auf die weitere Ausführung der Lagereinrichtung, soweit diese nicht bereits auf S. 529 ff. besprochen

worden ist, liegt ausser dem Plane unseres Buches; die nachfolgenden Betrachtungen können sich deshalb nur über das zur Kriegsführung notwendige Rüstzeug verbreiten, soweit die Denkmäler und die noch vorhandenen Rüststücke dafür einen Anhalt bieten. Dass von Waffen, die namentlich auf Schlachtfeldern in grösseren Massen sich vorfinden müssten, verhältnismässig nur eine so geringe Anzahl erhalten ist, hat seinen Grund darin, dass das Eisen, das schon in den letzten Jahrhunderten der Republik fast ausschliesslich zur Waffenbereitung verwendet wurde, zu leicht der Zerstörung durch Rost ausgesetzt ist, so dass gewöhnlich nur spärliche Trümmer, und diese meist unkenntlich, der Vernichtung entgangen sind. Nach dieser Seite hin ist es also zu bedauern, dass für Waffen die Verwendung der Bronze (*aes Brundisinum*), die der Vernichtung weniger ausgesetzt ist, allmählich dem Eisen hat weichen müssen.



Fig. 1024. Altertümliche Helmform.

Für die ältesten Zeiten vermag uns die Zeichnung eines Bronzeeimers aus Bologna (Fig. 1023) eine einigermassen genügende Vorstellung zu geben. Während er in dem unteren Streifen nur Tiere enthält, im vorletzten eine Jagd mit Netzen, ein Opfer und den Auszug des Landmanns mit Pflug zum Felde aufweist, zeigt uns der oberste den Aufbruch zum Kriege und der zweite wohl das Siegesopfer, einen Zug von Männern und Frauen mit Rindern und Schafen und allerhand Gefässen, die von den Frauen auf dem Kopfe oder von Männern an Stangen oder am Henkel getragen werden. So sehr das Gefäss auch eine

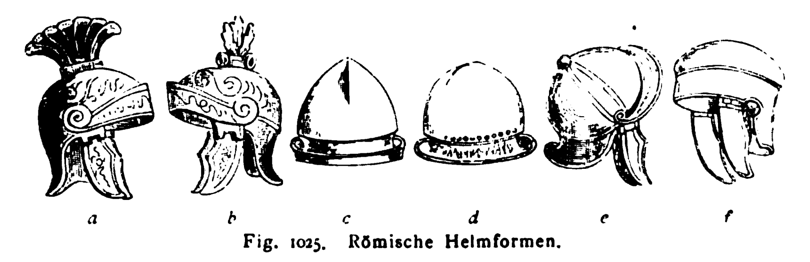


Fig. 1025. Römische Helmformen.

Besprechung im einzelnen verdiente, so ist das hier nicht möglich; nur dem obersten Streifen seien noch einige Worte gewidmet. Voran ziehen zwei Reiter mit Helmen, die über der Stirn mit einer Art Schirm versehen sind, und einer Axt mit gekrümmtem Stiel auf den Schultern, die mit der oben Fig. 556 abgebildeten übereinstimmt. Darauf folgen vier Krieger mit ovalem Schild und Speer und einem Helm, der rings mit halbkugelförmigen Ansätzen (τετραφάληρος) verziert scheint. Natürlich sind diese Buckel zur Verstärkung des Helms angebracht, sie dienten also demselben Zweck wie auf einem in Capua gefundenen Helm (Ann. 1883 I. d'agg. R 1) die hervorspringenden Nägel, vgl. den in Ungarn gefundenen Helm Fig. 1024, bei dem die Buckel noch als Zierrat erhalten sind. Die folgenden Krieger, mit Helmen, über deren Mitte sich ein Haarbusch zieht, haben ovale oder runde Schilde und Lanzen; den Schluss bilden wieder vier

Fusssoldaten, die eine geradstielige Axt geschultert haben. Die Art ihrer Helme ist leider nicht zu erkennen.

Wie diese, sind auch die später üblichen Helme (*cassis*, *galea*) von dem griechischen (vgl. S. 382 ff.) vorzugsweise durch das Fehlen des Visiers unterschieden. Der einfachsten Form, die sich an die vorher angeführten anlehnt, begegnen wir bei zwei aus etruskischen Gräbern stammenden Helmen (Fig. 1025 *c*, *d*); ihre einem ehernen Pileus nicht unähnliche Gestalt erinnert lebhaft an die im Mittelalter von den gemeinen Kriegern getragenen Sturmhauben. Schon ausgebildeter und mehr auf den Schutz des Kopfes berechnet ist der unter Fig. 1025 *f* abgebildete Helm, der im Museum zu Neapel auf-

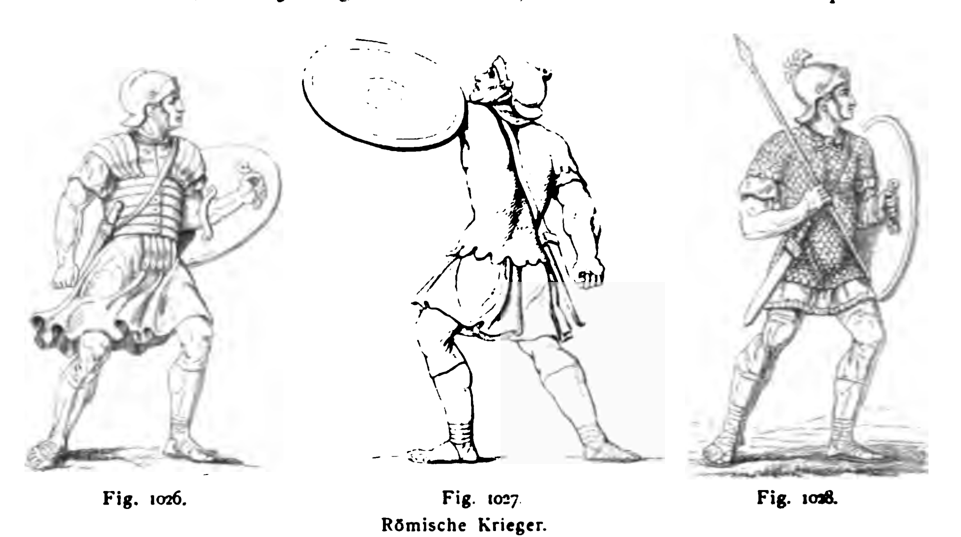


Fig. 1026. Fig. 1027. Fig. 1028.
Römische Krieger.

bewahrt wird. Hier schliesst sich an die niedrige halbkugelförmige Helmkappe ein rund um den Kopf laufender gerader Metallstreifen an, der nach hinten bis zum Nacken verlängert ist, vorn aber die Stirn etwa bis zur Augenhöhle deckt. Ausserdem sind zu beiden Seiten mit Charnieren Backenstücke (*buccula*) angefügt, die unterhalb des Kinnes zusammengebunden wurden. Den Scheitel des Helmes schmückte bei den gemeinen Soldaten ein Metallring oder ein Metallknopf (Fig. 1025 *e*), oder auch ein von kurzen Federn gebildeter Helmbusch. Centurionen und Führer höherer Grade trugen auf dem Helm einen aus drei Federn oder aus Rosshaaren gebildeten Helmbusch (*crista*, *iuba*), um im Schlachtgetümmel kenntlich zu sein. Zwei mit solchen Büschen geschmückte Helme sind unter Fig. 1025 *a* und *b* abgebildet, beide von dem Bogen des Constantin entnommen, wo wir sie auf den Köpfen von Fusssoldaten und Reitern erblicken. Beim Marsch wurde der Helm abgelegt und mittelst eines um den Hals geschlungenen Riemens auf der rechten Seite der Brust getragen (vergl. Fig. 1041); im Lager aber und bei Schanzarbeiten, bei denen Schild und Helm hinderlich waren, pflegten die Soldaten den Helm an dem viereckigen, auf dem Boden aufgestellten Schilde zu befestigen.

Ob die Toga, wie behauptet wird, jemals als Kriegskleid gedient hat, steht dahin; jedenfalls hatten bereits mit dem Beginn der Kämpfe Roms mit den Etruskern die ehernen Schutzwaffen dieses Volkes sich bei den Römern eingebürgert. Wir dürfen annehmen, dass in der Zeit, als Servius Tullius das römische Bürgerheer nach dem Muster der griechischen Phalanx einrichtete und die aus ehernem Helm, Ovalschild und Panzer bestehende Bewaffnung der Hopliten für die beiden ersten Glieder der Phalanx einführte, der nach der Muskulatur des Körpers gearbeitete eherne Brust- und Rückenharnisch (entsprechend dem altgriechischen *θώραξ στάδιος*, s. o. S. 386 f.) im römischen Heere gebräuchlich wurde. Wie bei den Griechen kam aber auch bei den Römern durch die spätere Heereseinrichtung dieser schwere, die freie Bewegung des Oberkörpers hindernde Panzer ab. An seine Stelle trat ein in der Kaiserzeit von den Legionaren allgemein getragener, von Metallstreifen (*lamina*) gebildeter Gurtpanzer, die *lorica segmentata*. Vier bis sieben etwa drei Finger breite Streifen von Eisen- oder Bronzeblech, die auf lederne Riemen aufgeheftet waren, wurden vom Nabel aufwärts bis unter die Achseln mit Haken um den Körper gegürtet und bildeten den eigentlichen Brustpanzer (*pectorale*), während ähnliche Metallstreifen die Schultern bedeckten (*humeralia*) und wie Tragbänder auf der Brust und auf dem Rücken mit ihren Enden an den obersten Streifen des *pectorale* angehakt waren (Fig. 1026). Ebenso häufig wurden aber, wie die Denkmäler der Kaiserzeit zeigen, von den gemeinen Soldaten eng an dem Körper anliegende und meistenteils nur wenig über die Hüften reichende Lederkoller über der Tunica getragen (Fig. 1027), über die mitunter die oben erwähnten *humeralia* angelegt wurden. Schuppen- und Kettenpanzer (*lorica squamata* und *hamata*) wurden wegen ihrer Kostbarkeit in älterer Zeit nur von den Hastati und Principes, und später wohl nur von Offizieren, sowie von einzelnen Truppenkörpern getragen (Fig. 1028). Das Fragment eines bei Rom gefundenen Ketten- und Schuppenpanzers, bei dem die aus feinem Eisendrahtgeflecht gebildeten Maschenreihen durch Schuppen bedeckt sind, bewahrt das Antiquarium des Berliner Museum.



Fig. 1029. Statue des Augustus.

Gehören nun die im Vorhergehenden beschriebenen Panzer zur Ausrüstung der Centurionen und Gemeinen, so bedienten sich die Feldherren und Kaiser des bei weitem kostbareren, durch die Kunst idealisierten griechischen

Chalkochiton (vgl. S. 388), dessen metallener Ueberzug mit mannigfachen Bildwerken in getriebener oder eingelegter Arbeit geschmückt war. Mehrere Statuen römischer Kaiser im Feldherrnkostüm zeigen solche mit Caelatur bedeckten Harnische, vor allem die in der Villa der Livia, 9 Miglien vor der Porta del Popolo, aufgefundene Marmorstatue des Augustus (Fig. 1029), die durch die fein ciselierte Arbeit des Panzers besondere Beachtung verdient, dann aber vorzüglich durch die bis in die kleinsten Details erhaltenen Farben, mit denen der Marmor übermalt ist, für die bei Statuen angewandte Polychromie ein höchst belehrendes Zeugnis ablegt.*)

Ein wohl den Soldaten und Offizieren niederen Ranges gemeinsames Abzeichen war das *cingulum militiae:* ein gewöhnlich mehrfach um die Hüften geschlungener Gurt von der Breite einer den Gurtpanzer bildenden *lamina,* der vorn zusammengeknotet oder zusammengeschnallt war und dessen meist in mehrere Riemen geteilte Enden von dem Schürzungsknoten abwärts über den Unterleib herabhingen. Metallene Buckel und Schienen zierten mitunter den Gürtel, während die überfallenden Enden fast durchweg beschient oder mit Metallknöpfchen und Zieraten versehen erscheinen und dadurch dem Unterleibe einen gewissen Schutz gewähren. Deutlich zeigt sich dieses *cingulum* bei vielen mit der *lorica segmentata* bekleideten Kriegern auf Fröhners photographischen Aufnahmen der Reliefs der Trajanssäule (Fröhner, La Colonne Trajane. pl. 31. 39. 41. 84. 90. 138. 142. 162. u. a.) (vergl. Fig. 1030), und überall da, wo auf anderen Monumenten der Kaiserzeit (wie bei dem unter Fig. 1026 vom Severusbogen abgebildeten Legionar) nur die beschienten Enden des *cingulum* sichtbar sind, der Gurt selbst aber zu fehlen scheint, dürfte die Annahme berechtigt sein, dass der Zeichner aus Missverständnis statt des Gürtels das *pectorale* um eine Schiene vermehrt habe. Grössere photographische Aufnahmen würden auch bei diesen Monumenten das Richtige ergeben. Bei vielen mit der *lorica segmentata* bekleideten Soldaten fehlt das *cingulum,* ebenso bei allen mit dem Lederkoller bekleideten, so dass es fraglich ist, ob alle Soldaten die Schärpe getragen haben oder nur einzelne Truppengattungen, ob vielleicht nur die Legionare, nicht aber die Auxiliartruppen, und ob nicht in diesem Falle sämtliche auf den Kaisermonumenten mit dem Lederkoller dargestellten Soldaten den Auxiliartruppen, alle mit der *lorica segmentata* bekleideten den Legionaren zuzuzählen sind. Wie die *cinctura* im bürgerlichen Leben (S. 732), hatte auch das *cingulum militiae*



Fig. 1030.
Das *Cingulum militiae.*

*) Karmoisinrot ist die Tunica, purpurrot der Mantel, gelb der Franzenbehang des Panzers, und in gleicher Weise kommt die Polychromie bei den Reliefdarstellungen des Panzers bis in die feineren Details zur Geltung; hier tritt zu den bereits genannten Farben noch das Blau, sowie ein mattes Gelb bei der Bemalung der Haare hinzu. Vergl. Jahn, Aus der Altertumswissenschaft S. 259 ff. 285 ff.

den Zweck zur Aufschürzung der Tunica zu dienen, nur war es reicher geschmückt und dem kriegerischen Gebrauch angemessen mit Metallschienen bedeckt. Bei Soldaten, die ohne Panzer, nur mit der Tunica bekleidet erscheinen, wie z. B. auf dem Relief eines römischen Kriegers im Museum zu Berlin*), sowie bei den unter Fig. 1051 dargestellten Kriegern vom Konstantinsbogen, ist daher das *cingulum* nur teilweise unter den Falten der überbauschenden Tunica sichtbar. Welche Bedeutung ihm aber im römischen Heere beigelegt wurde, dafür sprechen zahlreiche Stellen der alten Schriftsteller, in denen es heisst, dass Feigheit und Flucht vor dem Feinde und Meuterei mit dem Verlust des *cingulum* bestraft worden sei. So viel scheint gewiss zu sein, dass von den Soldaten und Centurionen in feldmässiger Ausrüstung, in der sie auf den Reliefs der Triumphbogen und Säulen erscheinen, das *cingulum* nicht als Schwertgurt benutzt wurde, sondern dass das Schwert an einem besonderen quer über die Schulter laufenden Wehrgehenk hing (Fig. 1026); wo dieses fehlt, dürfte die Schuld auf den Künstler fallen. Selbst auf zwei aus den Rheinlanden stammenden Grabmonumenten (vgl. Fig. 1036), über die wir noch weiter unten sprechen werden, ist das *cingulum* unterhalb des doppelten Schwert- und Dolchgurtes deutlich zu erkennen, so dass diese Darstellungen die Annahme ausschliessen, dass das *cingulum* gleichzeitig als Waffengürtel gedient habe**). Alle höheren Offiziere vom Kriegstribunen aufwärts bis zum Höchstkommandierenden tragen aber als Bezeichnung ihres Ranges eine Schärpe, gewöhnlich als *cinctorium* bezeichnet, die um die Mitte des Oberkörpers geschlungen wurde (Fig. 1031)***)



Fig. 1031. Römischer Offizier.

Beinschienen (*ocrea*) aus feiner Bronze, von denen wohlerhaltene Exemplare in den Museen aufbewahrt werden, wurden zur Zeit der Blüte der Republik von den Hastati, Principes und Triarii am rechten, dem vom Schilde nicht gedeckten Beine getragen, während die Reiterei sich zur Zeit des Polybius lederner Beinschienen bediente. Zur Kaiserzeit mögen diese metallenen Beinschienen ganz abgekommen und statt ihrer, wenigstens bei den Legionaren,

*) Hübner, Relief eines römischen Kriegers im Museum zu Berlin. 26. Programm zum Winckelmannfest. Berlin 1866.

**) Wohl in Folge der von E. Hübner in seiner Abteilung über das Relief eines römischen Kriegers im Museum zu Berlin (26. Programm zum Winckelmannfest. Berlin 1866. S. 9 f.) beigebrachten Bemerkung über das *cingulum militiae* hat A. Müller in eingehender Weise diesen Gegenstand behandelt. (Programm des Gymnas. zu Ploen. 1873); seinen Ausführungen haben wir uns mit geringen Abweichungen angeschlossen.

***) Vergl. Fröhner, La Colonne Trajane. Nr. 42. 52. 54. 64. 74. 135 u. a. und Arneth, Monumente der K. K. Münz- und Antiken-Kabinets in Wien. Taf. I, wo auf dem unteren Teile der die panonnischen Siege des Augustus verherrlichenden Darstellung nicht allein die das Tropaeum aufrichtenden Krieger das *cinctorium* tragen, sondern auch der am Boden liegende Panzer damit umwunden ist.

ein bis über die Wade reichender Leder- oder Wollenstrumpf eingeführt worden sein; Fuss und Bein bis über die Knöchel waren aber mit einem für alle Truppen gleichmässig eingeführten Riemengeflecht umwickelt (vergl. Fig. 1026—1028).

Nach dem Bericht Diodors führten die Römer vor der Zeit ihrer Bekanntschaft mit der etruskischen Kriegsführung viereckige Schilde, die sie aber bald mit der bei den Etruskern allgemein gebräuchlichen argivischen Aspis (vergl. S. 389) oder dem kreisrunden ehernen Schilde, *clipeus* genannt, vertauschten.*) Neben dieser Waffe sollen die Römer von den Samnitern das viereckige, 1,25 m lange und etwa 0,80 m breite *scutum*, einen von Holzplatten in Form eines halben Cylinders zusammengefügten und mit Leder überzogenen Schild, angenommen haben. Nach den Worten des Livius war aber das samnitische *scutum* ein allerdings viereckiger, nach unten jedoch schräg zulaufender Schild, mit dem von den Campanern die mit dem Namen der Samnites bezeichneten Gladiatoren (vgl. S. 818) bewaffnet wurden. Aus diesem Grunde darf man wohl annehmen, dass das beim Heere eingeführte Scutum mit parallel laufenden Rändern, wie es auf den Denkmälern der Kaiserzeit häufig dargestellt ist, nicht von den Samnitern, sondern von den Griechen auf die Römer übergegangen ist. Um ihm eine grössere Dauerhaftigkeit zu geben, liess Camillus den oberen und unteren Rand mit Eisen beschlagen. Während nun bei der altrömischen Phalanx die erste Klasse den Clipeus, die zweite bis vierte Klasse aber das Scutum führten, wurde nach der Umwandlung der servianischen Phalangen in die Legionen das Scutum die gleichmässige Schutzwaffe der Hastati, Principes und Triarii; der schwere eherne Clipeus hingegen verschwand, und statt seiner wurde die leichte kreisrunde, etwa einen Meter im Durchmesser haltende lederne *parma* eingeführt, die den Leichtbewaffneten, den Velites, zugewiesen wurde. Wann die vierte und fünfte Gattung der Schilde, der ovale und der sechsseitige, in die Armee eingeführt wurde, darüber fehlt uns jeder Nachweis. Rechtwinklige, sechseckige und ovale Schilde kommen bei den Kriegergruppen auf den die Triumphbogen und Ehrensäulen schmückenden Reliefs nebeneinander vor;**) man kann aber wohl mit Bestimmtheit annehmen, dass die einzelnen Truppenkörper sich nicht allein durch die Form ihrer Schilde, sondern auch durch ihre Bemalung kennzeichneten (vgl. Fig. 1041, 1043, 1045, 1046, 1048). Dafür spricht einmal die Notiz, dass Otho bei dem Aufstande gegen Galba die Zeughäuser öffnen liess und die Soldaten sich mit Schilden rüsteten, ohne Rücksicht auf ihre Abzeichen zu nehmen, ferner aber auch die mannig-

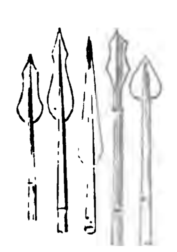


Fig. 1032. Römische Lanzenspitzen.

*) Einen solchen in einem Grabe bei Corneto gefundenen etruskischen Schild von vergoldeter Bronze und reich ornamentiert bewahrt das kgl. Museum zu Berlin (No. 1008 der Bronzen). Die dünne Bronze jedoch, aus der dieser, sowie andere ähnliche in den Gräbern von Caere und Tarquinii gefundene Schilde hergestellt sind, berechtigt zu der Vermutung, dass sie nicht als wirkliche Schutzwaffe, sondern nur zur Ausschmückung der Grabkammer gedient haben. (Vergl. Friederichs, Berlins antike Bildwerke II S. 218).

**) So tragen auf dem Triumphbogen des Septimius Severus die aus einem Kastell hervorbrechenden römischen Krieger alle drei Schildformen.



fachen Schildzeichen, die kleinere und grössere Abteilungen von Kriegern auf den Denkmälern der Kaiserzeit führen; am häufigsten erscheinen der geflügelte Donnerkeil, Blitzstrahlen von Kränzen umgeben, der einfache und zweifache Adler, rautenförmige Bilder, Halbmonde, Lilienkränze, Lorbeerkränze um den Umbo des Schildes und andere aus Strahlen, Rautenbildern und Halbmonden zusammengesetzte Abzeichen. Auf dem Marsche wurden die Schilde von den Fusssoldaten häufig an einem Riemen über den Rücken gehängt, bei der Reiterei aber unter der Satteldecke zur Seite des Pferdes befestigt.

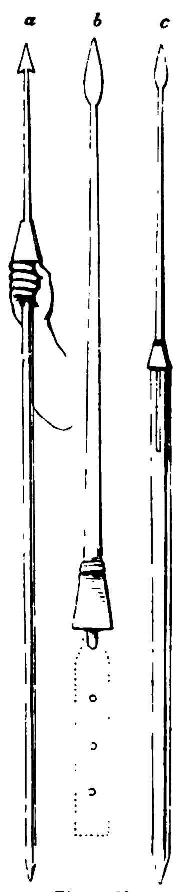


Fig. 1033.
Das römische Pilum.

Wie aus einer Vergleichung der unter Fig. 1032 abgebildeten Lanzenspitzen hervorgeht, waren die Speere der Römer nicht allein für die verschiedenen Truppenteile verschieden, sondern änderten auch im Laufe der Jahrhunderte wesentlich ihre Gestalt. Von Servius Tullius soll der lange etruskische Speer (*hasta*), welcher der altgriechischen Stosslanze entsprach, bei der römischen Phalanx eingeführt worden sein. Mit der Umwandlung der früheren schwerfälligen Phalanxordnung in die leicht bewegliche Manipularstellung durch Camillus trat aber auch insofern eine Veränderung ein, dass die Triarii nur noch die alte Stosswaffe, die *hasta*, beibehielten, während die Hastati und Principes eine leichtere Wurfwaffe, die gleichfalls ihren Ursprung bei den Etruskern hat, das *pilum*, erhielten. Was dies letztere anbetrifft, so sind wir durch neue Funde und durch die Untersuchungen Lindenschmits und Köchlys in den Stand gesetzt, eine kurze Geschichte dieser für die römische Kriegsführung so wichtigen Waffe zu geben.*) Das älteste von den Triariern geführte Pilum, jener hauptsächlich zur Verteidigung des Lagers bestimmten Truppe, war eine ungemein wuchtige und lange Waffe, vorzugsweise zur Abwehr eines Sturmes gegen den Wall geeignet, wo es darauf ankam, von der Höhe der Mauerbrüstung herab die Waffe auf den von unten heraufdringenden Feind zu schleudern; für einen horizontalen Kernwurf in offener Feldschlacht war sie viel zu schwer; dieses Pilum war jedenfalls dasselbe wie das in späteren Zeiten nur noch selten gebrauchte *pilum murale*. Wahrscheinlich zur Zeit der Kämpfe gegen Pyrrhus wurde dieses schwere Mauerpilum gegen eine für die Feldschlacht geeignetere und leichtere, von Polybius erwähnte Wurfwaffe vertauscht. Principes und Hastati führten sie im zweiten punischen Kriege neben dem älteren Pilum, das sie bei dem Ausmarsch in die Schlacht im Lager zurückliessen. Das leichtere *pilum* bestand aus einem Schaft von mässiger, leicht zu umspannender Stärke, über den ein langes Eisen gezogen

*) Verhandlungen der 21. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Augsburg. Leipzig 1863. S. 139 ff., vergl. Lindenschmit, Die vaterländischen Altertümer der Fürstlich Hohenzollernschen Sammlungen zu Sigmaringen. Mainz 1860. S. 17 ff.

wurde, bestehend zur einen Hälfte aus einer wahrscheinlich viereckigen Stange mit Widerhakenspitzen, zur anderen Hälfte aber aus einer geschlitzten Tülle. Eiserne Ringe und Hafte befestigten ausserdem die Verbindung des Schaftes mit dem Eisen, so dass ein Bruch der Waffe an dieser Stelle unmöglich war. Die erste wichtige Umgestaltung des Pilum ging von Marius aus. Derselbe soll nämlich, wie es im Plutarch (Marius 25) heisst, „für jene (Cimbern)schlacht die bekannte Aenderung mit dem Pilum vorgenommen haben: bisher nämlich war der in das Eisen eingeschobene Teil des Schaftes durch zwei eiserne Nägel befestigt gewesen; jetzt aber liess Marius nur den einen eisernen Nagel bestehen, an Stelle des zweiten aber einen leicht zerbrechlichen hölzernen einschlagen, in der Absicht, dass das in den feindlichen Schild eingedrungene Pilum nicht in gerader Richtung stecken blieb, sondern dass dann vielmehr der hölzerne Nagel zerbrach, auf diese Weise das Eisen mit dem Schafte einen Winkel bildete, und so das Pilum, durch die Verbiegung der Spitze festgehalten, nachgeschleppt werden musste.“ Dieselbe Wirkung, nämlich den Feind, sobald sein Schild vom Pilum getroffen war, schutzlos zu machen, da ihm durch die im Schilde haftende krummgebogene Waffe der fernere Gebrauch des Schildes unmöglich wurde, dann aber ihn zu verhindern, das auf ihn geworfene Pilum zurückzuschleudern, suchte Caesar auf einem anderen Wege zu erreichen, indem er das Speereisen mit Ausnahme der eigentlichen Spitze weich schmieden liess, so dass sich das Eisen, durch die Schwere des Schaftes heruntergezogen, krumm bog und aus dem getroffenen Schilde nicht entfernt werden konnte. Die Gesamtlänge des caesarianischen Pilum betrug 1,88 m, von denen 0,94 m auf die Länge des Eisens und ebensoviel auf die des Schaftes kamen. Die Gestalt des Pilum lernen wir durch mehrere Grabsteine der Museen zu Bonn, Wiesbaden und Mainz, dann aus zwei in der Nähe von Mainz aufgefundenen und im dortigen Museum aufbewahrten Speereisen kennen, die wohl als Teile eines Pilum zu betrachten sind. Letztere bestehen aus einer 0,62 m langen vierkantigen und mit einer vierkantig pyramidalen Spitze versehenen Eisenstange, die an ihrem unteren Ende in Form einer platten Zunge geschmiedet ist. Eine vierkantige Tülle, die auch an den Pilen der Bonner Grabsteine erkennbar ist, konnte über die Spitze bis zum Kopf des Schaftes herabgeschoben werden. Das Speereisen war mittelst jener Zunge in den vierkantigen Schaft durch einen Einschnitt eingelassen und durch Querriegel befestigt (vergl. das restaurierte Pilum Fig. 1033 *c*). Die Breite der Zunge, 1½ Digitus (= 3 cm), stimmt genau mit den Angaben des Polybius über die Dicke des Schaftes überein; die Länge des Speereisens einschliesslich der mutmasslichen Länge der Zunge beträgt 0,88 m, die des Schaftes einschliesslich des bei allen Speeren vorkommenden Eisenschuhs etwa 0,94 m, die Länge des ganzen Pilum mithin etwa 1,88 m.

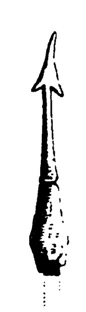


Fig. 1034. Wurfpfeil.

Aehnlich in seiner Wirkung war das von Vegetius beschriebene, in der späteren Kaiserzeit gebräuchliche und *spiculum* genannte Pilum. Diese Waffe hatte eine Länge von 1,72 m und war mit einem dreikantigen Eisen von 0,23 m

bis 0,31 m Länge bewehrt. Noch leichter war das 1,40 m lange, gleichfalls mit einer dreikantigen Spitze von etwa 60 cm Länge versehene *vericulum*, das zur Zeit des Vegetius den Namen *verutum* führte; dieses soll ursprünglich eine sabinische und von den Nerviern zu Caesars Zeit geführte Waffe gewesen sein. Auch erscheinen in dieser Zeit Speere, an deren Schaft eine lederne Schleife (*amentum*) zur Erhöhung der Wurfkraft, also ähnlich der ἀγκύλη der griechischen Peltasten (S. 396) befestigt war. Einige Truppenabteilungen der späteren Kaiserzeit waren mit Wurfpfeilen (*martiobarbuli*, *plumbatae* sc. *sagittae*) bewaffnet, deren jeder Soldat fünf Stück, innerhalb des Schildes befestigt, mit sich führte. Die mit Widerhaken versehene Spitze war an ihrer Tülle mit einer starken Fassung von Blei beschwert, wodurch die Wirkung dieser Waffe bei weitem vernichtender wurde, als die eines gewöhnlichen Wurfspeeres. Fig. 1034 giebt die Abbildung der 0,20 m langen Spitze eines solchen bei Mainz gefundenen, im Museum zu Wiesbaden aufbewahrten Wurfpfeiles.

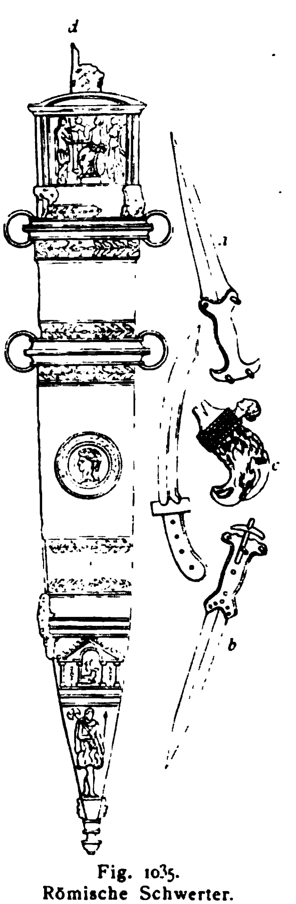


Fig. 1035.
Römische Schwerter.

Unter den Schwertern (*gladius*) haben wir nach ihrer Form und der Zeit ihrer Einführung im römischen Heere die ältere gallische Waffe von der jüngeren hispanischen zu unterscheiden. Das gallische Schwert, von ziemlicher Länge und Schwere, ohne Spitze und nur mit einer Schneide, eignete sich nur zum Hiebe und wurde im Handgemenge, sobald die Klinge durch einen stark geführten Schlag sich umbog, leicht unbrauchbar. Erst seit der Schlacht bei Cannae, in der die Römer die Wirkungen der kürzeren, doppelschneidigen und spitzen hispanischen Klingen der Punier kennen gelernt hatten, wurde das gallische Schwert von dem hispanischen verdrängt. Für die ältere Waffe fehlt es uns leider an monumentalen Belegen; zur Veranschaulichung der jüngeren dagegen dienen die beiden unter Fig. 1035 *a* und *b* abgebildeten Schwerter gemeiner Legionare, wie solche vielfach in Museen aufbewahrt werden. Befehlshaber trugen ohne Zweifel bessere, durch sauber gearbeitete Klingen, durch zierlich modellierte Griffe (Fig. 1035 *c*) oder durch schön verzierte Scheiden ausgezeichnete Waffen. Eine solche mit getriebener Gold- und Silberarbeit geschmückte Schwertscheide (Fig. 1035 *d*) wurde im Jahre 1848 bei Mainz aufgefunden, vielleicht ein Ehrendegen, den Tiberius, dessen Bildnis die Scheide schmückt, einem seiner Feldherrn als Belohnung für bewiesene Tapferkeit geschenkt hat. Getragen wurde das hispanische Schwert von den Soldaten und Centurionen an einem quer über die Schultern laufenden Wehrgehenk (*balteus*) (Fig. 1026—1028), ob aber von höheren Offizieren in gleicher Weise oder vielleicht an einer um die Hüften geschlungenen Feldbinde

(Fig. 1031), ist weder aus den schriftlichen noch monumentalen Zeugnissen ersichtlich. Während das ältere gallische Schwert von der linken Seite herabhing, wurde das hispanische auf der rechten Seite getragen, obgleich auch hier die Monumente mitunter Abweichungen von der Regel zeigen. Kam es zum Handgemenge, so pflegten die Soldaten mit dem rechten Bein auszufallen, während beim Schleudern der Lanze das linke Bein vorgesetzt wurde. Ausser dem eigentlichen Schwerte führten aber nach dem Zeugnis des Josephus (Bell. Jud. III 5, 5) die römischen Soldaten noch einen Dolch. Diese Bewaffnung ist ersichtlich aus einer Anzahl von Grabsteinen römischer Soldaten und Centurionen, die vorzugsweise in den Rheinlanden aufgefunden sind,*) während die anderen Monumente dafür keinen Anhalt bieten. Hier erscheinen die Soldaten, gleichsam in Paradeuniform, geschmückt mit einem das Cingulum halb verdeckenden, reich verzierten, zweifachen, entweder parallel oder kreuzweis um die Hüften geschlungenen Wehrgehenk, das eine bestimmt, das Schwert, das andere den Dolch zu tragen. Von diesen Denkmälern haben wir den zu



Fig. 1036.
Grabstein eines römischen Soldaten.



Fig. 1037.
Römischer Bogenschütze.



Fig. 1038.
Reitender Bogenschütze.

Bingen gefundenen Denkstein des Annaius, eines illyrischen Soldaten, zur Veranschaulichung ausgewählt (Fig. 1036). Wir möchten aber der Ansicht A. Müllers**) entgegentreten, dieses Wehrgehenk als *cingulum militiae* zu bezeichnen, da dieses als ein abgesondertes Insigne hier deutlich erkennbar ist, und vielmehr das Wehrgehenk als doppelten Balteus benennen. Längere Schwerter oder Degen (*spatha*) erscheinen zwar auch nach Hadrian wieder, waren aber wahrscheinlich nur bei einzelnen Truppenkörpern eingeführt. Schliesslich erwähnen wir noch den Säbel (Fig. 1035 *e*), der auf den Ehrensäulen und Triumphbogen fast durchgängig von den barbarischen Kriegern geführt wird.

Bogen (*arcus*) und Pfeile (*sagitta* scheinen erst seit der Zeit des Marius

*) Vergl. Monumente dieser Gattung bei Lindenschmit, Altertümer unserer heidnischen Vorzeit. Hft. IV 6, VIII 6, IX 4, IX 6.

**) A. Müller, Das *Cingulum militiae*. Progr. d. Gymnas. zu Ploen 1873.

durch die fremden Hülfstruppen eingeführt zu sein; auch mag ihr Gebrauch sich stets auf diese Truppengattung beschränkt haben. Auf den Monumenten der Kaiserzeit erblicken wir daher diese Waffe entweder in den Händen barbarischer Krieger oder römischer Soldaten, die sich durch ihre Tracht als zu den Auxiliartruppen gehörig kennzeichnen (vgl. Fig. 1037 und 1038). Seit den punischen Kriegen wurde jedoch auf diese Waffe ein grösseres Gewicht gelegt, da wir seit dieser Zeit kretensische und balearische Bogenschützen als regelmässige Abteilungen des römischen Fussvolks auftreten sehen. Die asiatischen Bundesgenossen aber stellten vorzugsweise reitende Bogenschützen, die, vom Kopf bis zum Fuss mit einem Schuppenpanzer bekleidet (*cataphracti, loricati equites*), eine ungemeine Geschicklichkeit im Gebrauch des Bogens besassen (Fig. 1038). Die Gestalt des von diesen Truppen gebrauchten Bogens glich dem auf S. 401 beschriebenen, und ebenso fand in der Form der Pfeilspitzen (Fig. 1039) wohl kein Unterschied statt. Am häufigsten kommen die in römischen Ruinen gefundenen dreikantigen Pfeilspitzen vor, die mittelst eines Dorns im Schaft befestigt wurden. Den Gebrauch der Armbrust für Leichtbewaffnete kannte das Altertum nicht, wohl aber ihre Verwendung als ein Mittelding zwischen einer leichten Fernwaffe und dem schweren Geschütz. Als solche erscheint sie unter dem Namen des Bauchspanners (γαστραφέτης, *arcuballista*); um sie zu spannen, bediente man sich vielleicht des mehrfach erhaltenen Geräts in Brillenform mit drei nahe aneinanderstehenden Spitzen.

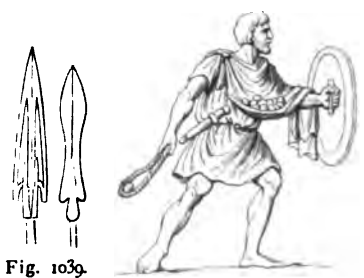


Fig. 1039. Pfeilspitzen. Fig. 1040. Schleuderer.

Schleuderer (*fundibalatores*) finden wir bereits unter dem Namen der *accensi velati* in der älteren römischen Heeresteilung als eine besondere dem Corps der Rorarii und Ferentarii beigegebene Centurie. Ebenso wie die Bogenschützen kam aber auch diese Waffe erst nach dem zweiten punischen Kriege durch die balearischen und griechischen Hülfstruppen zur eigentlichen Geltung. Nur mit der Tunica und dem Sagum bekleidet, in dessen Faltenwurf die Munition ruhte (Fig. 1040), schwang der Schleuderer in der rechten Hand die Schleuder (*funda*); die Ausrüstung mit einem kurzen Schwert und kleinen Schild scheint nicht regelmässig gewesen zu sein.

Ueber die Reiterei der Römer fliessen die bildlichen Quellen verhältnismässig dürftig, da die Reiterei überhaupt im römischen Heere zurücktrat und erst da grössere Bedeutung gewann, als sie von Hülfsvölkern, die in ihrer eigenen Tracht auftraten, gebildet wurde. Der Reiter trug gewöhnlich ehernen Panzer, an dessen Stelle auch ein Lederwams verwendet wird, Hosen, die bis zur Mitte der Wade gehen, und Halbstiefel; ehe die Hosen eingeführt waren, mögen sie vielfach auch mit ledernen Beinschienen bekleidet gewesen sein; dazu kommt Helm und Schild (eckig oder rund), eine oder zwei Lanzen und ein langes Schwert. Die Pferde sind meist mit Sätteln versehen, die nicht bloss, wie man meist glaubt, mit Kopf- und Schwanzriemen, sondern auch

durch Brustriemen befestigt sind. Ausserhalb des Kampfes pflegte man den Schild gewöhnlich am Sattel zu befestigen.

Jeder Soldat hatte auf dem Marsche ausser den für den ersten Angriff nötigen Waffen ein ziemlich schweres Gepäck zu tragen; nur die Reservewaffen sowie das grössere Gepäck wurden auf Packtieren (*iumenta sarcinaria*), in der Kaiserzeit auch auf zweirädrigen Karren und vierrädrigen Wagen fortgeschafft, wie aus den auf der Antoninsäule und dem Severusbogen vorkommenden langen Trainkolonnen ersichtlich ist. Zu diesem schweren Gepäck gehörten die Zelte (*tentorium, tabernaculum*) aus Leder oder grober Leinwand, nebst den zu ihrer Aufstellung notwendigen Zeltstangen und Pflöcken. Die Zelte, von einer quadratischen Basis von etwa 3,13 m und mit einer dachförmigen Decke versehen, fassten eine Zeltkameradschaft (*contubernium*) von etwa zehn Mann; jeder Centurio hatte ausserdem ein Zelt, jeder Tribun deren zwei für sich und seine Bedienung; das Lager einer Legion würde



Fig 1041. Soldaten auf dem Marsche.

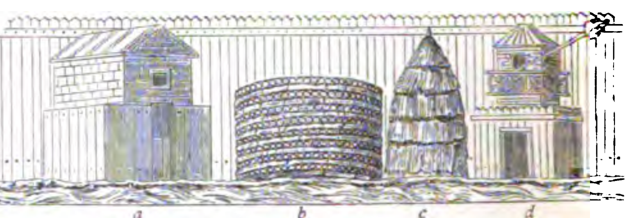


Fig. 1042. Magazine und Wachposten.

mithin aus etwa 500 Zelten bestanden haben. Ferner führte die Trainkolonne die zum Abstecken des Lagers notwendigen Stangen, Fahnen und Werkzeuge, endlich auf grösseren Unternehmungen einen Teil des Proviants, sowie die zum Mahlen des Getreides nötigen Handmühlen. Der Legionar hatte aber, wenigstens in der älteren Zeit, noch Sägen, Spaten, Beile, Hacken, Sicheln, Leinen, Kochgeschirr, eine Reservemontierung, auf kürzeren Zügen sogar Proviant bis auf siebzehn Tage und vor der caesarianischen Zeit noch einen Schanzpfahl zu tragen. Das gesamte Gepäck, mit Einschluss der Waffen, wog für den Fusssoldaten 30 kg. Schon Marius hatte durch Einführung der sogenannten marianischen Esel (*muli Mariani*) die Fortschaffung des Gepäckes wesentlich erleichtert, indem er den Proviant und die Kleider bündelförmig (*sarcina*) über ein Brettchen schnüren und dieses an dem obern Ende einer gabelförmig geteilten Stange befestigen liess, die der Soldat auf dem Marsche schulterte und beim Beginn des Gefechts ablegte. Die Einrichtung scheint sich auch während der Kaiserzeit erhalten zu haben, da die auf der Columna Traiana ins Feld rückenden römischen Soldaten in der oben beschriebenen Weise ausgerüstet erscheinen (Fig. 1041).

Bei langwierigen Feldzügen und vorzugsweise bei solchen, wo der Kriegsschauplatz in unfruchtbare Gegenden verlegt wurde oder die durch den Krieg angerichteten Verwüstungen eine regelmässige Verproviantierung unmöglich machten, musste durch Anlegung von Magazinen jeder Art für die Zufuhr gesorgt werden. Zu dem Zwecke wurden im Rücken des Heeres,

vorzugsweise an Knotenpunkten von Strassen und an Orten, die auf dem Wasserwege leicht zu erreichen waren, befestigte Plätze mit Kornspeichern (*horrea*, vergl. S. 788), Heumagazinen für die Reiterei (*foenilia*, *palearia*) und Lagerplätzen für die Aufstapelung geschlagener Hölzer und Faschinen, teils als Feuerungsmaterial, teils zur Anlegung befestigter Lager, zu Brückenbauten und zur Errichtung grösserer Belagerungsmaschinen bestimmt, errichtet. Solche durch Palissaden befestigte Magazine bilden den Anfang der die Säulen des Traian und Antonin schmückenden Reliefs (Fig. 1042 *a*, *b*, *c*). — Unter Fig. 1042 *d* haben wir zugleich einen jener befestigten Posten abgebildet, die zur Beobachtung des Feindes in nicht allzugrosser Entfernung von einander errichtet wurden. Auf der das Gebäude umgebenden Galerie war die Wache aufgestellt, welche die Bewegungen des Feindes zu beobachten und durch das Aufstecken einer brennenden Fackel die Postenkette zu alarmieren hatte.


Fig. 1043. Praetorianer.

Zum Schlusse unserer Betrachtung über Bewaffnung fügen wir die Abbildung zweier Praetorianer nach einer allerdings stark ergänzten grösseren Reliefdarstellung im Louvre hinzu (Fig. 1043). Durch Augustus wurde bekanntlich eine besondere kaiserliche Leibwache von neun Cohorten (*cohortes praetoriae* oder *praetoriani milites*) ins Leben gerufen, die teils in Rom, teils in den umliegenden Städten standen; durch Vitellius bis auf sechszehn Cohorten zu 16,000 Mann vermehrt, wurden sie später auf zehn Cohorten beschränkt. Als Gardetruppen nahmen sie durch ihre höhere Löhnung, durch kürzere Dienstzeit und durch bessere Bewaffnung eine vor den Legionaren bevorzugte Stellung ein. Eine befestigte Kaserne (*castra*) wurde ihnen in Rom durch Tiberius eingeräumt, die *castra Praetoria* im Nordosten der Stadt, von wo aus diese freche Soldateska den willkürlichsten Einfluss auf die politischen Angelegenheiten, sowie auf die Person des Kaisers ausübte. Daher die stolze Haltung der Praetorianer, die sich auch in den beiden hier abgebildeten ausspricht.

Die Feldzeichen hatten bei den Römern bereits dieselbe militärische Bedeutung, wie bei den Soldaten des Mittelalters und der Neuzeit die Fahne. Bei den Feldzeichen schwur der Krieger, sie bildeten den Sammelplatz für die im Kriegsgetümmel aufgelösten Reihen, ihre Erhaltung galt als höchster Ehrenpunkt, ihr Verlust brachte Schimpf und Verachtung über den Fahnenträger und die Truppen. Mehrfache Beispiele werden uns erzählt, wo Offiziere, um den gesunkenen Mut der Truppen neu zu beleben, die Feldzeichen in die Haufen der Feinde oder über die feindlichen Walllinien schleuderten, und die Soldaten zu ihrer Rettung aus Feindeshänden den letzten Blutstropfen daran setzten; in der Schlacht am Trasimenus vergrub der sterbende Adlerträger das *signum* mit seinem Schwerte, und in der Niederlage des Varus riss ein Fahnenträger den Adler vom Schaft und verbarg sich mit ihm vor den ihn ver-

folgenden Deutschen in einem Sumpfe. — Ursprünglich aus einem an der Spitze einer Lanze befestigten Heubündel bestehend, änderten die Feldzeichen bald ihre einfache Gestalt. An die Stelle des Heubündels trat ein an ein Querholz geschlagenes und an der Spitze einer Stange befestigtes viereckiges Tuch (*vexillum*) (Fig. 1044*a*), das von kleineren Truppenteilen der Fusssoldaten, durchgängig aber von der Reiterei getragen wurde. Davon unterschieden ist das *signum*, ein auf einer Stange angebrachtes *insigne* in Gestalt eines Tieres, z. B. einer Wölfin, eines Pferdes, Elephanten, Ebers, Capricornus oder auch einer ausgestreckten Hand (Fig. 1044*c, d, h, i)*, letztere gewöhnlich als Standarte der Manipeln, erstere als Cohortenzeichen dienend. Als gemeinsames Signum der ganzen Legion aber war seit Marius der Adler (*aquila*) eingeführt,

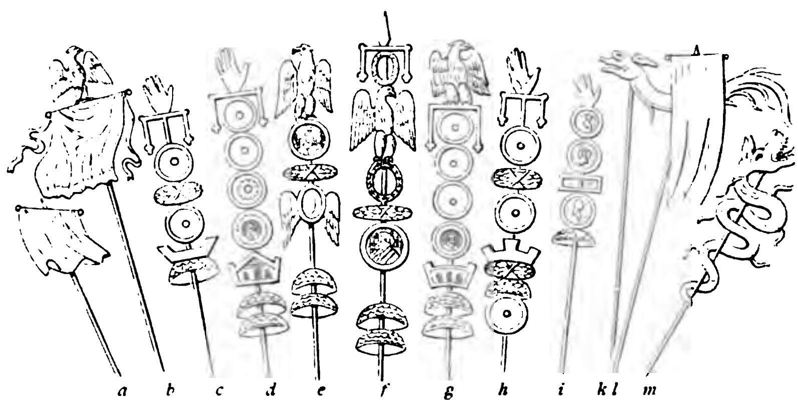


Fig. 1044. Römische Feldzeichen.

der mit ausgebreiteten Schwingen von Silber oder Gold gearbeitet auf der Spitze einer Stange befestigt wurde. Bei den mangelhaften Notizen, die wir über die Feldzeichen besitzen, ist es sehr schwierig, die grosse Anzahl der auf Reliefs und Münzen dargestellten Signa zu unterscheiden. Gewöhnlich waren, ausser den als Erkennungszeichen der einzelnen Cohorten dienenden Tierbildern, an dem Schaft des Signum Bildnisse der Heerführer oder Kaiser (Fig. 1044*d, f, i*), Rundscheiben (Fig. 1044*c, d, g, h*), Mauerwerk mit Thoren und Zinnen (Fig. 1044*d, g, h*), wohl zur Erinnerung an die Erstürmung befestigter Plätze, Schiffsschnäbel, endlich Täfelchen mit der Nummer der Cohorte angebracht. Die Stange des Legionsadlers scheint aber stets ohne diesen Schmuck und höchstens noch durch ein Vexillum geziert (Fig. 1044 *b*) gewesen zu sein. — Wir dürfen es nicht unterlassen, hier gleichzeitig das Hauptbanner der ersten christlichen Kaiser zu erwähnen, das unter dem Namen des *labarum* bekannt ist. Eusebius schildert es als eine lange Lanze mit einem Querholz versehen, das mit einem (viereckigen) seidenen Fahnentuch beschlagen war: in diesem waren die Bildnisse des regierenden Kaisers und seiner Kinder eingewebt, und die Spitze des Fahnenstockes war mit einer goldenen Krone geschmückt, die das Monogramm des Namens Christi mit dem Kreuzeszeichen einschloss. Dieses kaiserliche Banner, das wir z. B. auf Münzen der Kaiser

Constantinus des Grossen, Constantinus II, Valens u. a. erblicken, nur dass hier das Fahnentuch das Monogramm Christi trägt, galt im Heer als Palladium und hatte zu seiner Deckung eine Fahnenwache von fünfzig auserlesenen Kriegern. — Von diesen Feldzeichen der Römer unterscheiden sich die der Barbaren wesentlich durch ihre Form. Einmal unseren mittelalterlichen Bannern ähnlich (Fig. 1044*l*), am häufigsten aber in Gestalt eines Drachen mit weitgeöffnetem und von einer Reihe scharfer Zähne besetztem Rachen (Fig. 1044 *k*, *m*), erscheinen diese barbarischen Feldzeichen ungemein häufig unter den zu zierlichen Trophäen zusammengestellten Waffen, mit denen das römische Altertum seine grossen Baudenkmäler schmückte. Nach einer Stelle im Suidas wurden diese Drachen aus Seidenzeug hergestellt; durch den geöffneten Rachen drang der Wind in den Balg, blähte diesen schlauchähnlich

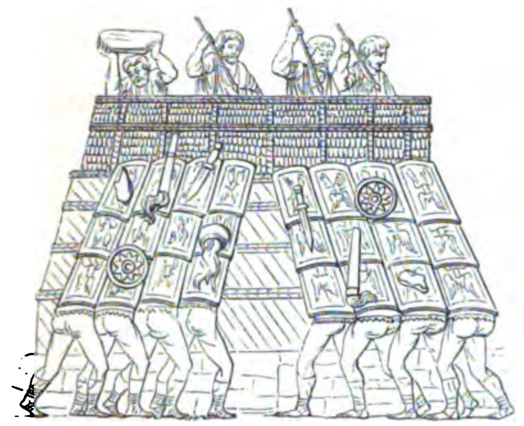


Fig. 1045. Testudo.

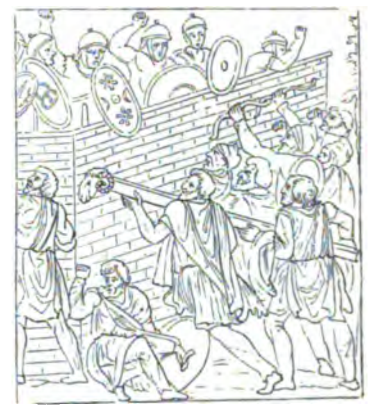


Fig. 1046. Mauerbrecher.

auf und entwich zischend durch kleine am Schweif des Ungeheuers angebrachte Oeffnungen.

Trompeter (*tubicines*) und Hornisten (*cornicines*) bildeten die Spielleute im Heere, doch sind wir über ihre Verteilung nicht näher unterrichtet. Die Trompeter (*tubicines*) hatten auf der *tuba* oder geraden Trompete die Signale zum Angriff und Rückzug zu blasen und liessen auch wohl (Fig. 1002) bei den im Beisein des Heeres durch den Feldherrn vollzogenen Opfern ihre Fanfaren ertönen. Das Signal zum Aufbruch des Heeres wurde mit dem *cornu*, dem Horne, gegeben (vgl. S. 353); vielleicht dass auf diesem Instrumente überhaupt die Marschmelodie gespielt wurde, wenigstens eröffnen Hornbläser auf der Antoninssäule (Fig. 1051) und auf dem Bogen des Konstantin (Fig 1048) den Zug der Truppen. Die Zeichen zum Ablösen der Nachtwachen wurden durch den Ton eines kleineren, schneckenförmig gewundenen Blechinstruments, der *bucina*, gegeben, und für die Reitersignale bediente man sich des *lituus*, einer in ihrer Form dem von den Augurn gebrauchten Krummstabe (vgl. Fig. 997) ähnlichen Trompete. Seit der Zeit der Kämpfe der Römer mit den germanischen Völkern scheint auch die Sitte, Fahnenträger und Spielleute mit der deutschen Wildschur zu bekleiden, aufgekommen zu sein (vgl. Fig. 1049).

Zur vollständigen Ausrüstung des Heeres gehörten aber, sobald es die Belagerung oder Verteidigung fester Plätze galt, das schwere Geschütz und verschiedene Maschinen, unter deren Schutz die Belagerer sich den feindlichen Mauern nähern oder die Belagerten die Angriffe zurückweisen konnten. Rückten die Sturmkolonnen ohne weitere Belagerungsarbeiten gegen die feindlichen Befestigungen vor, um diese im Sturm zu ersteigen, so pflegten die Soldaten des zweiten Gliedes und der folgenden ihre Schilde wagrecht über ihre Köpfe zu halten, während das erste Glied, sowie die Flügelmänner ihre Schilde senkrecht vor sich trugen, so dass die anrückenden Truppen durch dieses schildkrötenähnliche Dach (*testudo*) gegen die feindlichen Geschosse geschützt den Wall ersteigen konnten (Fig. 1045). Zu einer regelmässigen Belagerung starker und wohl verproviantierter Plätze bedurfte es jedoch grösserer Vorbereitungen. Dem feindlichen Platz wurde durch eine mit Bastionen besetzte Umwallung (*circumvallatio*) die Zufuhr abgeschnitten, Breschhütten (*musculi*), unter deren Schutz die Minenarbeit vorgenommen und Bresche gelegt werden konnte, wurden gezimmert, Hürdenschirme (*crates*), Frontschirme (*plutei*), Lauben (*vineae*) und Schutzschildkröten zum Schutze der Bogenschützen, Schleuderer und Erdarbeiter aus Flechtwerk hergestellt; man musste alles für den Bau des Belagerungsdammes (*agger*), auf dem man sich den feindlichen Mauern näherte, sowie zur Errichtung der Wandeltürme (*turres ambulatoriae* oder *mobiles*) nötige Material herbeischaffen und endlich Wurfgeschütze (*tormenta*) aufstellen, soweit sie die damalige Kriegskunst herzustellen verstand. Die wenigen auf der Columna Traiana und Antoniniana vorkommenden Abbildungen schwerer Geschütze gewähren freilich nur einen sehr unvollkommenen Anhalt für die Veranschaulichung antiker Artillerie. Diese Belagerungsmaschinen und Geschütze mit vollkommener technischer Sachkenntnis nach der Beschreibung der alten Schriftsteller wiederhergestellt zu haben, ist ein Verdienst Köchlys und Rüstows, wir verweisen deshalb auf die den Arbeiten*) dieser beiden Gelehrten beigefügten Abbildungen. Wir erwähnen hier nur einige dieser Kriegsmaschinen, für die uns die Monumente der Kaiserzeit einigen Anhalt bieten.

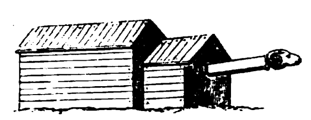


Fig. 1047. Widderschildkröte.

Hatte man sich einer feindlichen Mauer soweit genähert, um gegen sie die Breschmaschinen spielen zu lassen, so wurde ein starker Balken mit einem in Form eines eisernen Widderkopfes gebildeten Kopfe, daher die Bezeichnung *aries*, *κριός* für diese Maschine, in Thätigkeit gesetzt. Der kleinere, vorzüglich der älteren Kriegskunst angehörende Sturmbock wurde von einer Anzahl kräftiger Männer in der Schwebe gehalten, und in dieser Weise wurden die Stösse gleichmässig gegen die Wand ausgeführt; mit einem solchen wird z. B. auf der Columna Traiana ein von römischen Soldaten verteidigtes Werk von barbarischen Kriegern berannt (Fig. 1046). Gleichfalls zu der Gattung der kleineren

*) Rüstow und Köchly, Geschichte des griechischen Kriegswesens. S. 196 ff, 307 ff., 378 ff. Rüstow, Heerwesen und Kriegsführung C. Julius Caesars. S. 137—154. Griechische Kriegsschriftsteller, griechisch und deutsch, mit kritischen und erklärenden Anmerkungen von Köchly und Rüstow.

Sturmböcke gehörte der auf Rädern ruhende *aries subrotatus*, der auch in späterer Zeit bisweilen noch in Anwendung kam. Durch die Griechen erfuhr aber der Sturmbock insofern eine wesentliche Verbesserung, dass statt des früheren kurzen Balkens ein 15 bis 31 m langer (der von Hegetor von Byzanz erbaute mass sogar 56 m) und deshalb oft aus mehreren Stücken zusammengesetzter Mastbaum verwendet wurde, der, von Ketten oder Tauen unterhalb eines von Strebepfeilern getragenen horizontalen Balkens in der Schwebe gehalten, durch Taue, die an dem Widderbalken befestigt waren, in Schwingung gesetzt wurde. Eine andere Art des grossen Sturmbockes ruhte auf einer bankähnlichen Unterlage, die auf Walzen hin und her geschoben werden konnte.

Zur Deckung dieser Maschine und der sie bedienenden Mannschaft gegen Wurfgeschosse aller Art, mit denen die Belagerten von oben herab die Bresch-

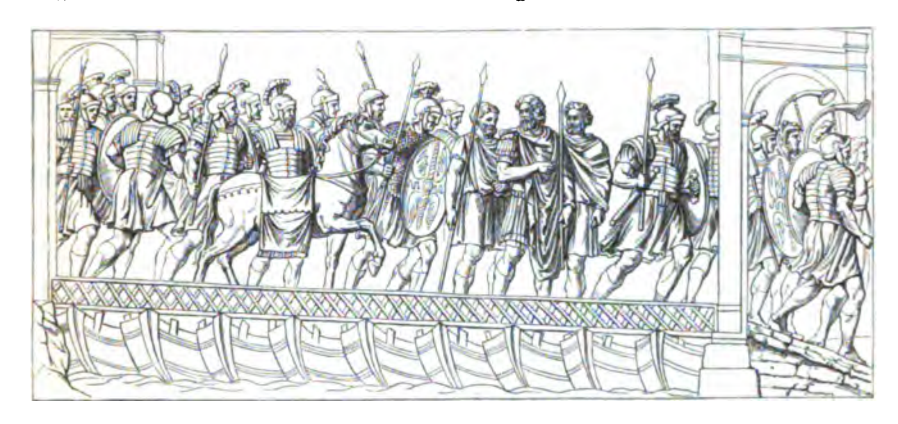


Fig. 1048. Schiffsbrücke.

arbeiten zu stören suchten, diente die Widderschildkröte, *testudo arietaria* (*χελώνη κριοφόρος*), in Gestalt einer mit einem Satteldach versehenen Bohlenverkleidung oder eines Hauses, das oft noch zum Schutz des aus seiner Giebelwand weit hervorragenden Widderkopfes mit einem besonderen Vorbau versehen war (Fig. 1047, die insofern falsch ist, als der Widderkopf mit der Schnauze, nicht, wie er müsste, mit der Stirn die Mauer treffen würde). — Mauersicheln (*falx muralis*), um Steine aus der Mauer zu reissen, sowie Mauerbohrer (*terebra*, *τρύπανον*) in Form eines auf Rollen ruhenden und mit einer scharfen Spitze bewehrten Widders, waren gleichfalls von solchen Schirmdächern geschützt. Die Belagerten hingegen wandten, um die Belagerungsarbeiten zu stören und die gegen ihre Mauern arbeitenden Maschinen unwirksam zu machen, die verschiedensten Schutzmittel an. Feuertöpfe, Pechfackeln, geschmolzenes Blei, Brandpfeile (*malleoli*) und Steinmassen schleuderten sie auf die Stürmenden hinab (vgl. Fig. 1045), suchten die Angriffswerkzeuge in Brand zu stecken, zu zerschmettern, oder durch an Seilen hängende Steinmassen, durch Schlingen und Zangen die Sturmböcke in die Höhe zu ziehen und durch Sandsäcke oder Rohrmatten, die von den Zinnen herabgelassen wurden,

die Kraft des Stosses zu schwächen. — Eine andere Art, in einen festen Platz einzudringen, war die durch Untergrabung der Mauern, wozu man sich eines auf Rädern ruhenden Pultdaches aus starken Bohlen bediente, das mit seiner geraden Langseite an die feindliche Mauer geschoben wurde. Diese Maschine hiess Breschhütte oder Breschschildkröte (***musculus***, *χελώνη διορυκτίς*); vielleicht stellt sich in dem auf der Columna Antoniniana auf niedrigen Rädern ruhenden Pultdach, das auf dem Marsch von Pferden gezogen und von Soldaten geschoben wird, eine solche Breschhütte dar. — Ungemein schwierig ist es aber, sich eine richtige Vorstellung von der Fortbewegung jener mächtigen Wandeltürme (***turris ambulatoria***, ***mobilis***, *πύργος*) zu machen, wenn auch ihre Konstruktion nach den schriftlichen Zeugnissen sich leicht veranschaulichen lässt.



Fig. 1049. **Ansprache des Feldherrn an das Heer.**

Nach der Angabe des Diades, eines berühmten griechischen Kriegstechnikers, hatte der kleinste Wandelturm bei einer Höhe von 28 m eine quadrate Basis von 8 m und enthielt zehn durch Treppen mit einander verbundene Stockwerke (***tabulata*** oder ***tecta***, daher ***turris contabulata***, *στέγη*), deren Balkenköpfe um einige Ellen übergriffen und rings um den Turm laufende, mit Brüstungen versehene Galerien trugen. Das oberste Stockwerk oder die durch ein Schutzdach gesicherte Plattform diente zur Aufstellung leichterer Wurfgeschütze, während in den untersten das bei Anzündung des Turmes zum Löschen nötige Wasser und sonstige Löschapparate aufbewahrt wurden. In gleicher Höhe mit der zu erstürmenden Mauer befand sich eine Fallbrücke (***pons***, *ἐπιβάϑρα*, *σαμβύκη*), mittelst welcher der Uebergang vom Turm auf die feindliche Mauerbrüstung bewerkstelligt wurde. Ueber die Art aber, wie die Türme in Bewegung gesetzt wurden, fehlen uns jegliche Andeutungen; nach der von Rüstow und Köchly angestellten Berechnung würden zur Fortbewegung eines 28 m hohen und etwa 800 Centner schweren Turmes 60 bis 80 Mann gehört haben, während für die grösseren, bis 56 m hohen Türme natürlich ein bei weitem grösserer Kraftaufwand notwendig war.

Zu militärischen Flussübergängen bediente man sich, wenn nicht etwa eine Furt das Durchwaten gestattete, leichter Kähne, deren Gerippe aus Holz hergestellt war, während die Seitenwände aus Flechtwerk bestanden, das mit Häuten überzogen war. Gewöhnlich wurden solche Kähne, die Tragkraft genug besassen, eine Anzahl Soldaten aufzunehmen, an Ort und Stelle gezimmert,



Fig. 1050. Statue des Marc Aurel.

und erst zur Kaiserzeit führte bei grösseren Feldzügen eine jede Legion eine Anzahl Pontons zu Flussübergängen mit sich. Ueber die Herrichtung solcher Schiffsbrücken sind wir ziemlich genau unterrichtet. Durch kleinere, vollständig ausgerüstete Schiffe wurden die Pontons bis zu der Stelle geführt, die sie in der Brücke einnehmen sollten, und hier an ihrem Vorderteil durch Steinkörbe verankert. Balken, über die Bretter in der Quere zu liegen kamen, verbanden die Pontons untereinander, und auf den Seiten angebrachte Geländer verhüteten das Scheuen der Pferde und vermehrten zugleich die Festigkeit der Brücke.

Auch wurden mitunter Wandeltürme zum Schutz gegen die nachdringenden Feinde auf dem einen Ende der Brücke aufgerichtet. Der Marsch des römischen Heeres über eine solche vom Kaiser Traian über die Donau geschlagene Schiffsbrücke wird durch Fig. 1048 veranschaulicht.

Das Bild, das wir uns vom römischen Heere machen, würde unvollständig sein, wenn wir unterliessen, die Auszeichnungen zu erwähnen, die den Kriegern zu teil wurden. Fig. 1049 stellt zunächst die *allocutio*, die Anrede des Feldherrn an das Heer dar. Umgeben von seinen Offizieren, den Feldzeichen und den Soldaten pflegte der Feldherr von einem erhöhten Standpunkte aus die Truppen anzureden, um ihre Tapferkeit zu beloben oder ihre Mutlosigkeit zu tadeln; hier verkündete er auch vor versammeltem Heer die Strafen für Feigheit und liess sie durch die ihm beigegebenen Lictoren vollziehen; hier teilte er aber auch die Belohnungen aus, die er selbst oder das Heer den Tapfersten zuerkannt hatte. Auch die berühmte Statue des Kaisers Marc Aurel, die jetzt einen Schmuck des Capitolplatzes bildet, nachdem sie bis 1538 beim Lateran gestanden hatte, durch die Deutung auf Kaiser Constantin vor Zerstörung geschützt, zeigt den Kaiser als zum Heere sprechend (Fig. 1050).

Militärische Dekorationen und Belohnungen (*dona*, *praemia militaria*) für Tapferkeit erscheinen bereits bei den Römern in ebenso mannigfacher Form, wie die Orden, mit denen in der Neuzeit bürgerliche und kriegerische Tugenden von den Landesherrn belohnt zu werden pflegen. Wir übergehen hier jene Belohnungen, die dem Soldaten durch belobigende Erwähnung seines Namens vor der Front, durch Beförderung oder durch den Anteil an der Beute zu teil wurden; wir übergehen ferner die Sitte, nach der vom Senat dem siegreich heimkehrenden Feldherrn eine *statua triumphalis* bestimmt wurde, die den Sieger zu Fuss, zu Pferde oder in der Quadriga darstellte, und wollen nur die eigentlichen militärischen Dekorationen näher betrachten. Den ersten Rang unter diesen nahmen die Kronen (*coronae*) ein. „Die ehrenvollste Krone, die das erste Volk des Erdkreises in seiner Hoheit als Belohnung erworbenen Ruhmes erteilte, war,“ wie Plinius (hist. nat. XXII 3, 4) sich ausdrückt, „die aus Gras geflochtene (*corona graminea*); . . . sie wurde nie anders als nach einem völlig hoffnungslosen Falle jemandem zu teil, und nur wenn ein ganzes Heer sie Einem zuerkannte. Alle anderen gaben die Feldherren, diese allein gaben die Soldaten ihrem Anführer. Sie heisst auch wohl Belagerungskrone (*corona obsidionalis*), wenn ein ganzes Lager von einer Belagerung oder von schimpflichem Abzuge befreit war. Man flocht sie aus grünem Kraute, das da gepflückt war, wo die Belagerten gerettet waren.“ Die Ehre dieser Krone wurde daher nur sehr selten jemandem zu teil. Mit der *corona triumphalis*, in Gestalt eines Lorbeerkranzes, wurde das Haupt des im Triumph heimkehrenden Feldherrn bekränzt. Ursprünglich von frischem Laube, wurde sie später in Gold nachgebildet und seit der Diktatur Caesars das eigentliche Diadem der Kaiser, das sie wohl nur im Theater und Circus trugen. Die Strahlenkrone (*corona radiata*), früher ein ausschliesslicher Schmuck des Bildes des Verstorbenen, kommt seit Nero auf den Senatsmünzen häufig vor, war jedoch als Kaiserkrone wohl nicht vor dem dritten Jahrhundert eingeführt.

Der *corona triumphalis* nahe verwandt war die Myrtenkrone (*corona myrtea*), von dem siegreichen Feldherrn bei dem sogenannten kleinen Triumph, der *ovatio*, getragen und daher auch *ovalis* genannt. Für die Rettung eines Bürgers aus dem Schlachtgewühl wurde die aus Eichenlaub geflochtene *corona civica* erteilt. Mit diesem Eichenlaubkranze erscheinen die Köpfe des Augustus und Galba auf Münzen mehrfach, noch häufiger kommt der Kranz mit der Inschrift: OB CIVES SERVATOS auf Kaisermünzen vor. Wer bei der Erstürmung einer Stadt oder eines verschanzten Lagers zuerst den Fuss auf die Zinnen der Befestigung gesetzt hatte, wurde mit der goldenen *corona muralis* gekrönt, die auch *castrensis* oder *vallaris* genannt wurde. Die aus goldenen Schiffsschnäbeln zusammengesetzte *corona rostrata, navalis* oder *classica* endlich wurde dem zu teil, der in der Seeschlacht zuerst den Bord eines feindlichen Schiffes erstiegen hatte. Sie scheint indes sehr selten und nur an Feldherren gegeben worden zu sein. Agrippa unter anderen erhielt sie nach dem Doppelsiege bei Actium, und wir lernen ihre Form einmal durch eine Goldmünze kennen, auf welcher der Kopf dieses Feldherrn mit einer von einer Mauerkrone überragten Schiffskrone geschmückt ist, ferner aber durch eine Bronzemünze der von Augustus nach dem actischen Siege gegründeten Stadt Nikopolis, auf der ein mit Schiffsschnäbeln besetzter Lorbeerkranz abgebildet ist.

Während die Kronen zum Schmucke des Hauptes dienten, gab es aber noch eine zweite Gattung von Auszeichnungen, mit denen, gleich wie bei unseren Orden, Hals und Brust des Tapferen geschmückt wurde. Dies waren zunächst die Ehrenketten (*torques*). Ursprünglich vielleicht ein nur von barbarischen Heerführern als Zeichen ihrer Würde getragener Schmuck (man denke an jenen Zweikampf des T. Manlius mit einem gallischen Krieger, durch den ersterer den Beinamen Torquatus erhielt), wurde dieser auch bei den Römern in Form schwerer Ketten (*torques*), sowie feinerer, mehrfach um den Hals geschlungener und tief auf die Brust herabhängender Kettchen (*catella*) gebräuchlich. Zu diesen gesellten sich die eigentlichen Orden: kleine, aus Silberblech mit Reliefdarstellungen in getriebener Arbeit verzierte Rundschilder (*phalera*), ähnlich den an den Cohortenzeichen angebrachten, und seit Caracalla grosse, oft mit Edelsteinen gefasste Goldmedaillons, die, wie an den auf dem Gute Lauersfort bei Crefeld gefundenen Phaleren ersichtlich ist, mittelst Oesen einem über den Brustharnisch geschlungenen Riemengeflecht aufgeheftet wurden. Goldene Armringe (*armilla*), die *hasta pura*, ein mit einem Knopfe versehener Lanzenschaft von edlem Metall, und die verschiedenen *vexilla (pura, argentea, caerulea* und *bicolora*) vervollständigen die Reihe der soldatischen Auszeichnungen.

Der Triumph.

Ausser jenen kriegerischen Ehrenzeichen gab es eine Auszeichnung, der nur der Oberbefehlshaber teilhaftig werden konnte. Dies war der Triumph, die feierliche Einholung und der Einzug des siegreichen Feldherrn in die Mauern Roms. Anfänglich eine wirkliche Anerkennung von seiten des römi-

schen Volkes durch den Senat für die dem Staate geleisteten Dienste und demgemäss einfach und prunklos, wurde der Triumph bereits in der späteren Zeit der Republik eine eitle Schaustellung für den grossen Haufen, ein Sinnbild der unersättlichen römischen Eroberungs- und Plünderungssucht und der dabei verübten Barbarei. Nur dem Diktator, den Konsuln und Praetoren und ausnahmsweise in den letzten Zeiten der Republik einigen Legaten wurde die Erlaubnis zum Triumph vom Senat erteilt, aber auch dann nur wenn der General *suis auspiciis,* das heisst als selbständig Kommandierender und zwar *in sua provincia* den Krieg siegreich beendet und das Heer nach Rom heimgeführt hatte. Da es aber nicht immer möglich war, nach den in entfernten Ländern geführten Kriegen das ganze Heer nach Rom zurückzuführen, so wurde später bestimmt, dass nach glücklich beendetem Kriege der Höchstkommandierende



Fig. 1051. Eröffnung des Triumphzuges.

auch dann Anspruch auf den Triumph haben sollte, sobald die Zahl der in einer der gewonnenen Schlachten getöteten Feinde nicht weniger als 5000 betragen hätte. Stand es nun auch dem Feldherrn frei, ausserhalb Roms, z. B. auf dem Albanerberge, ohne weitere Erlaubnis den Triumphzug abzuhalten, so war doch in den späteren Zeiten der Republik bei dem Steigen des Uebergewichts des Senats der Einzug in die Stadt wenigstens mit gewissen Förmlichkeiten verknüpft. Wurden die vom Quaestor urbanus geprüften Angaben des um den Triumph nachsuchenden Feldherrn richtig befunden, so erteilte der Senat die Erlaubnis zum feierlichen Einzuge und bewilligte die dazu nötigen Gelder. Festlich geschmückt waren die Plätze und Strassen, durch die sich der Zug bewegen sollte. Geöffnet waren die Tempel, und Weihrauchwolken wirbelten von den bekränzten Altären dem Sieger entgegen. Rasch aufgeschlagene Brettergerüste stiegen an den Seiten der Strassen empor, dicht besetzt mit einer schaulustigen, im Festputze prangenden Volksmenge, die jubelnd den bekannten Zuruf „*Io triumphe*“ erschallen liess. Am Tempel der Bellona und des Apollo vor den Thoren Roms hatte inzwischen der Triumphator, dem das sonst nur ausserhalb der Ringmauern gültige *imperium* für die Dauer des Triumphes auch innerhalb der Stadt erteilt wurde, seine Truppen gesammelt, denn nur an der Spitze der Genossen seiner Siege durfte

der Feldherr in die Mauern Roms einziehen. Senat, Magistrat und ein Teil der Bürgerschaft empfingen an der *porta triumphalis* den Helden des Tages und bildeten die Spitze des sich ordnenden Festzuges, während die Lictoren zu beiden Seiten den Weg durch die stets andrängenden Volksmassen bahnten. Den städtischen Würdenträgern folgten Tubicines und dann in langem Zuge

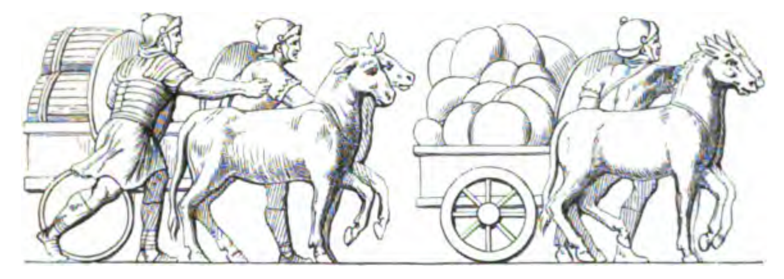


Fig. 1052. Vorführung der Beute.

die Kriegsbeute: eroberte Waffenstücke und Feldzeichen zu Trophäen geordnet, Modelle der erstürmten feindlichen Plätze und Schiffe. Darstellungen ganzer Treffen, Tafeln, deren Inschriften die Thaten des Siegers verkündeten, Statuen, welche die siegreich überschrittenen Gewässer und eroberten Städte darstellten,



Fig. 1053. Erbeutete Kostbarkeiten im Triumphzug.

schwebten auf der Spitze langer Stangen oder wurden auf Bahren (*ferculum*) von bekränzten Kriegern getragen. Demnächst wurden Kunstschätze, kostbare Gefässe, gefüllt mit Schmuckgerät, mit geprägtem Golde und Silber, sowie Naturprodukte aus den eroberten Ländern auf Wagen oder Bahren vorübergeführt. Minder erfreulich war der Anblick der gefesselten Könige, Fürsten und Edlen, welche die Sieger zur Verherrlichung ihres Triumphes nach Rom schleppten und die nun, verspottet von einer rohen Volksmenge, gesenkten Hauptes ihrem schmachvollen Schicksal im mamertinischen Gefängnis entgegengingen. Ihnen folgten geschmückte Opferstiere mit vergoldeten Hörnern, begleitet von den Priestern und Opferschlächtern, und endlich, unter dem Vortritt

von Sängern, Musikern, mitunter auch von Possenreissern, der Triumphator selbst auf dem herrlichen Viergespann. Geschmückt mit der Toga picta und der Tunica palmata, die für die Zeit des Triumphes von der Statue des capitolinischen Jupiter entliehen wurden, stand der Triumphator auf dem hohen Triumphwagen, in der Hand einen Lorbeerzweig*) und das mit einem Adler gezierte elfenbeinerne Sceptrum, während ein hinter ihm auf dem Wagen stehender Servus publicus die goldene Corona triumphalis über dem Haupte des Helden hielt. Das Heer endlich, unter Anführung der Legaten und Tribunen, bildete den Schluss des langen Zuges, der sich von dem Campus Martius durch den Circus des Flaminius nach der Porta Carmentalis und von dort über das Velabrum durch den Circus Maximus, die Via sacra und über das Forum auf das Capitol bewegte. Hier angekommen, legte der Triumphator seine goldene Ehrenkrone in den Schoss des capitolinischen Jupiter, vollzog



Fig. 1054. Statuen im Triumphzug geführt.

die üblichen Suovetaurilia (vgl. S. 802), und mit einem darauf folgenden Festmahle schloss der feierliche Tag. In den letzten Jahrhunderten der Republik freilich, als nach der Unterwerfung der reichen Staaten Griechenlands und des Orients die Sieger die Kunstschätze der geplünderten Städte in Massen sammelten, um mit ihnen den Triumph zu verherrlichen, überschritt der Siegeszug die festgesetzte Zeit von einem Tage. So dauerte der Triumph des Sulla zwei, der des Aemilius Paullus nach seinem Siege über den Perseus drei Tage. Der letzte Triumph, der einem römischen Feldherrn bewilligt wurde, war der des Octavianus nach seiner Besiegung des Antonius. Seit dieser Zeit nahmen die Kaiser das Recht des Triumphes allein für sich in Anspruch. *Ornamenta triumphalia*, bestehend in der Toga picta, der Tunica palmata, dem Scipio eburneus, der Sella curulis, dem Currus triumphalis und der Corona laurea, bildeten die Entschädigung, mit der das Verdienst um den Staat vom Kaiser belohnt wurde. Die Kaiser selbst aber verherrlichten ihre Thaten durch Errichtung von Triumphbogen. Zur Veranschaulichung des Triumphzuges haben wir von den die Monumente der Kaiserzeit schmückenden Basreliefs die Stücke

*) Nach einem durch Augustus eingeführten Gebrauch trugen die triumphierenden Kaiser stets einen Zweig und einen Kranz von Lorbeer, der aus einem Hain gepflückt war, den der Kaiser selbst am neunten Meilenstein der Flaminischen Strasse neben der Villa der Livia angelegt hatte; diese Zweige wurden nach beendigtem Triumph wieder eingepflanzt.

ausgewählt, aus denen sich der Zug in der oben beschriebenen Reihenfolge zusammensetzen lässt.

Von den Basreliefs des Constantinbogens ist die Gruppe der Hornbläser entlehnt, die den Triumphzug eröffnet (Fig. 1051). Von demselben Bogen entnommen sind die Krieger, die mit Victorien anderen Statuetten der Musikbande unmittelbar nachfolgen. Dahinter erblicken wir einen Krieger

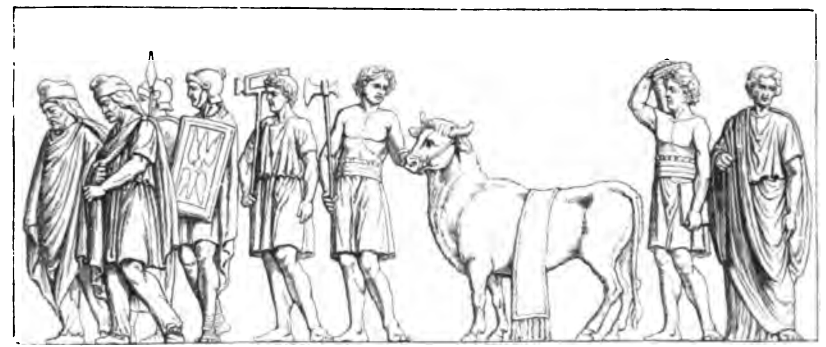


Fig. 1055. Gefangene. Das Opfer.

mit den zu einem Tropaeum geordneten feindlichen Rüststücken. Vom Bogen des Severus stammen die mit Ballen und Fässern beladenen und von Soldaten geleiteten Wagen (Fig. 1052). Hieran schliesst sich unter Fig. 1053



Fig. 1056. Der Triumphator.

vom Bogen des Titus ein Zug bekränzter Männer, mit Bahren auf ihren Schultern, auf denen die heiligen Gerätschaften aus dem Tempel zu Jerusalem zur Schau gestellt sind: vorn der goldene Opfertisch mit den bei dem jüdischen Ritus gebräuchlichen Trompeten, dahinter der siebenarmige Leuchter, während im Hintergrunde jene die Namen der Siege und eroberten Städte verkündenden Tafeln getragen werden. Hierauf folgt die Figur des Flussgottes Jordan (Fig. 1054), in ähnlicher Stellung dargestellt, wie die des Rhenus und Nilus in der Sammlung des Vatican, und von Männern auf einer Bahre getragen. Unter den mehrfach auf Monumenten vorkommenden Gruppen gefesselter Krieger

haben wir für unsere Zusammenstellung eine von denen ausgewählt (Fig. 1055), die den Bogen der Goldschmiede in Rom schmücken; gefesselte parthische Fürsten werden hier von römischen Soldaten geleitet. Hinter ihnen erscheinen die zum Opfer festlich geschmückten, von Opferschlächtern und Priestern geleiteten Stiere, die in langen Zügen auf dem Bogen des Titus dargestellt sind. Auf der prächtig geschmückten Quadriga erscheint der Kaiser selbst, in der Rechten das Sceptrum haltend (Fig. 1056). Der Servus publicus, der sonst bestimmt war, die Corona triumphalis über dem Haupte des Kaisers zu halten, wird hier durch die Siegesgöttin vertreten, während Roma, dem Viergespann voraufschreitend, die Pferde leitet. Lictoren und Senatoren umgeben rings den Wagen des Triumphator. Dass der Triumphwagen statt mit Pferden mitunter mit Elephanten bespannt gewesen ist, davon geben uns ausser den schriftlichen Zeugnissen des Altertums auch die Monumente Kunde; so die Kaisermünzen, auf denen der Triumphator mehrfach in einem von Elephanten gezogenen Wagen erscheint. Die von dem Kaiser im Beisein des Heeres vollzogenen *suovetaurilia* bilden den Schluss des Triumphes.



Fig. 1057. Siegeszeichen.

Die Ovatio wurde vom Senate solchen Feldherren als Belohnung zuerkannt, deren Siege nicht bedeutend genug erschienen, um ihnen dafür die Ehre des Triumphes zuzuerkennen, oder die den Sieg nicht *suis auspiciis* erfochten hatten. Bei der Ovatio pflegte der Sieger, mit der Toga praetexta und der Myrtenkrone geschmückt, in alten Zeiten zu Fuss, in späteren Zeiten zu Pferde einzuziehen.

Trophäen aus den erbeuteten Waffen auf dem Schlachtfelde aufzurichten, wie dies bei den Griechen gebräuchlich war (vgl. S. 412), scheint bei den Römern nicht Sitte gewesen zu sein; sie zogen es vor, statt dieser leicht zu zerstörenden Erinnerungszeichen feststehende Denkmäler zu errichten, auf denen in Reliefdarstellungen die Thaten ihrer Heere und Feldherren verherrlicht waren, und die von diesen Reliefs nicht bedeckten Aussenflächen durch Waffentrophäen zu verzieren. Den Mittelpunkt dieser Trophäen bildet meistenteils, nach dem Muster des griechischen Tropaion (vgl. Fig. 584), der mit dem Panzerhemd bekleidete Baumstumpf mit dem Helm auf seiner Spitze und dem daranhängenden Schwert und Schild. Der Eitelkeit der Römer genügte jedoch diese anspruchslose Form des griechischen Tropaion nicht; vielmehr häuften sie um den Fuss des Baumstammes eroberte Beutestücke der verschiedensten Art, stellten neben ihm eine Victoria auf, oder umgaben die Trophäe mit gefesselten, am Boden kauernden Gefangenen. Die untere Hälfte der Darstellung auf dem grossen Wiener Onyx, in welcher der pannonische Sieg des Kaisers Augustus verherrlicht wird, mag als Beispiel für die Errichtung eines Tropaeum dienen (Fig. 1057).

Die Bestattung.

Dem Toten die letzte Ehre zu erweisen, dem Gestorbenen das ihm gebührende Recht zukommen zu lassen, wurde, wie bei den Griechen durch *τὰ δίκαια* und *τὰ νόμιμα* (vgl. S. 477), so bei den Römern in gleicher Weise durch *iusta facere* oder *ferre* ausgedrückt. Da wo wahre Liebe dem Hinscheidenden nachfolgte, pflegte wohl der nächste Verwandte einen Kuss auf die Lippen des Sterbenden zu drücken, gleichsam um den entfliehenden Atem aufzufangen (*extremum spiritum ore excipere*). Dieselbe Hand schloss auch die Augen und den Mund des Dahingeschiedenen, damit sein Gesicht einen friedlichen Ausdruck im Tode erhalte. Hierauf wurde von den Anwesenden der Name des Verstorbenen mehreremale laut gerufen, oder auch eine Wehklage angestimmt, um sich zu vergewissern, dass der Tod wirklich eingetreten sei, und unter Thränen ihm das letzte Lebewohl (*extremum vale*) nachgesandt, ein Akt, den die Römer mit *conclamatio* bezeichneten. Sodann folgten die Vorbereitungen zur Bestattung, die natürlich ebenso, wie die mit ihr verknüpften Ceremonien, sich nach den Vermögensumständen des Verstorbenen richteten.

In den ältesten Zeiten fanden die Leichenbegängnisse zur Nachtzeit bei Fackelbeleuchtung statt. Später wurde von Familien, deren Mittel die Entwickelung eines grösseren Schaugepränges für die Leichenfeierlichkeit gestatteten, die Tageszeit hierzu gewählt; jedoch wurde durch ein Edikt des Kaisers Julianus der alte Brauch wieder hergestellt. Bei der ärmeren Volksklasse, die wohl niemals von der alten Sitte abwich, wurde der Leichnam nach den üblichen Waschungen auf einer Bahre (*sandapila*) durch Leichenträger (*vespillones*) auf den für das niedrige Volk bestimmten allgemeinen Begräbnisplatz vor dem esquilinischen Thore hinausgeführt, die Maecenas in die unter dem Namen der *horti Maecenatiani* bekannte Parkanlage umschuf.*) Um den Aermeren die Kosten des Begräbnisses zu erleichtern, hatten sich Genossenschaften (*collegia tenuiorum*), ähnlich unseren Sterbekassenvereinen, gebildet, die aus den in ihre Kasse jährlich fliessenden Beiträgen bei dem Tode eines ihrer Mitglieder an die Hinterbliebenen eine bestimmte Summe zahlten.

Die Vermögenderen entwickelten dagegen bei dem Leichenbegängnis ein möglichst grosses Schaugepränge, das bereits die Zehntafelgesetze und verschiedene Luxusgesetze auf ein gewisses Mass zu beschränken versuchten. Zunächst wurde bei dem *libitinarius*, dem Tempeldiener der Venus Libitina, die Anzeige von dem Todesfall gemacht, der Name des Verstorbenen in die

*) Bei den neuesten Ausgrabungen daselbst ist eine Anzahl solcher aus der republikanischen Periode stammender Grabstätten für die ärmste Bevölkerung Roms aufgedeckt worden. Es sind Schachtgräber (*puticuli*), deren Wände aus unregelmässigen Platten von sogenannten Capellaccio-Steinen bestehen und die bis auf den natürlichen Fels hinabreichen. In diese Schachte wurden die Leichname hinabgeworfen, so dass die noch heute in Neapel bestehende Sitte, nach der im Laufe eines Jahres jeden Tag eine andere Grube zum kostenlosen Begräbnis geöffnet wird, für das Altertum zur Vergleichung herangezogen werden kann.



Totenlisten in derselben Weise eingetragen, wie man gesetzlich verpflichtet war, den Neugeborenen im Tempel der Venus Lucina anzumelden. Der Libitinarius lieferte hierauf gegen Bezahlung die zur Bestattung nötigen Gerätschaften (Wagen, Bahren, Fackeln) und stellte die zur Besorgung der Leiche erforderlichen Personen (Einsalber, Träger, Klageweiber, Totengräber u. s. w.). Zunächst wurde der Leichnam vom Sterbebette herabgenommen, auf die Erde gelegt (*deponere*), gewaschen und von dem Salber (*pollinctor*) mit wohlriechendem Oel und Salben einbalsamiert und mit Binden umwickelt. Wahrscheinlich hatte der Pollinctor gleichzeitig die Obliegenheit, die Totenmaske in Thon oder Gips abzuformen und die Hohlform mit Wachs auszugiessen und zu bemalen. Mit dieser Wachsmaske (*imago*) wurde entweder das Gesicht des Toten während seiner öffentlichen Ausstellung bedeckt, oder es wurde in dem Falle, wo statt des Leichnams die ganze Figur des Verstorbenen in plastischer Nachbildung auf das Paradebett gelegt wurde, die Wachsmaske zur Vermehrung der Illusion dieser Figur angefügt. War aber einmal die Form der Totenmaske vorhanden, so konnte aus derselben leicht eine neue Wachsmaske hergestellt werden, die dann in den oben S. 714 erwähnten Armarien der Atrien eine dauernde Stätte fand. Ursprünglich war die Sitte, bei der Leichenfeierlichkeit die Imago des Verstorbenen paradieren zu lassen und später im Ahnensaal aufzustellen, ein Vorrecht der altadligen Geschlechter, aber später mag sie auch in Familien, die dem Patriciat nicht angehörten, Eingang gefunden haben.

Mit der Toga bekleidet und, wenn er ein öffentliches Amt verwaltet hatte, mit den Amts-Insignien geschmückt, wurde der Tote sodann auf den *lectus funebris* gelegt, über den purpurne oder golddurchwirkte Decken gebreitet waren. Eine Bekränzung des Leichnams, wie bei den Griechen (vergl. S. 480), fand bei den Römern nicht statt, nur die Ehrenkronen, die dem Verstorbenen bei Lebzeiten zuerkannt waren, wurden mit in das Grab gelegt. Solche aus dünnen Goldblättchen gewundene Kränze sind mehrfach in römischen Gräbern aufgefunden worden; dass dem Toten für Charon Geld mitgegeben wurde, geht aus zahlreichen Funden mit Sicherheit hervor, wo Münzen zwischen den Zähnen der Skelette eingeklemmt vorgefunden worden sind. Der *lectus funebris* wurde im Atrium des Hauses mit dem Fussende dem Ausgange zu aufgestellt und daneben eine Rauchpfanne gesetzt; im Vestibulum des Hauses aber wurden Cypressen- oder Tannenzweige als Zeichen der Trauer befestigt.

Nachdem die Leiche mehrere, oft sieben Tage lang ausgestellt worden war, begannen die eigentlichen Vorbereitungen zum Begräbnis. Dieses fand in den Vormittagstunden statt, zu einer Zeit, wo das grösste Leben und Treiben auf den Strassen herrschte, für die Pompa mithin auf eine möglichst grosse Teilnahme gerechnet werden konnte; war die Bestattung mit öffentlichen Spielen verbunden, so wurde das Volk durch Herolde dazu eingeladen. Ein solches öffentlich angesagtes Leichenbegängnis nannte man *funus indictivum* oder auch wohl *funus publicum*, und die Formel, deren sich der öffentliche Ausrufer dabei bediente, lautete: „*Ollus Quiris leto datus est. exsequias (L. Titio. L. filio) quibus est commodum, ire iam tempus est. ollus ex aedibus effertur.*“ Durch den *dissignator*, dem ein Accensus, sowie ein oder

mehrere Lictoren zur Aufrechthaltung der Ordnung beigegeben waren, wurde der Zug der Teilnehmer vor der Wohnung des Verstorbenen geordnet. Zehn Tibicines, denn auf diese Zahl beschränkte das Zwölftafelgesetz die Bläser, bildeten die Spitze des Zuges; ihnen folgten, wenigstens bis zur Zeit der punischen Kriege, die Klageweiber *(praeficae)*, die in Klageweisen Loblieder (*naeniae, mortualia)* zu Ehren des Toten anstimmten. Hauptsächlich für die Unterhaltung der dem Leichenzug zuschauenden Volksmenge berechnet war die auf die Klageweiber folgende Mimenschar, die teils ernste, auf den Verstorbenen passende Stellen tragischer Dichter recitierte, teils komische Scenen darstellte, in denen die Sonderbarkeiten des Verstorbenen nachgemacht wurden. Unmittelbar vor der Bahre wurden die oben erwähnten *imagines maiorum*, die Wachsmasken der Ahnen des Verstorbenen, von eigens dazu bestellten Personen getragen, deren Tracht in allen Stücken, selbst bis auf die Amtsinsignien, den von ihnen dargestellten Persönlichkeiten entsprechen musste. Und nicht allein die Ahnen in gerader Linie traten in diesem Zuge auf, sondern auch die Seitenlinien sandten zur Verherrlichung der Leichenpompa ihre Ahnenbilder. Die Träger dieser Masken thronten auf hohen Wagen, deren Zahl bei weit verzweigten Geschlechtern mitunter eine recht bedeutende war. So befanden sich z. B. bei Sullas Begräbnis 210 Wagen mit Ahnenbildern im Leichenzuge. Das hierauf folgende Paradebett wurde von den nächsten Verwandten des Verstorbenen oder auch von den testamentarisch freigelassenen Sklaven getragen. Seine anderen Verwandten, seine Freunde und Freigelassenen umgaben die Bahre oder folgten ihr in dunklen Trauergewändern, ohne jeglichen Goldschmuck. Erst zur Kaiserzeit, als buntfarbige Stoffe die früher allgemein übliche weisse Tracht verdrängt hatten, galten, wenigstens bei den Frauen, weisse Gewänder als Zeichen der Trauer. Vom Trauerhause bewegte sich der Zug nach dem Forum. Hier wurde die Bahre vor den Rostra niedergesetzt, und nachdem die Träger der Wachsmasken auf elfenbeinernen Stühlen Platz genommen hatten, bestieg gewöhnlich nach eingeholter amtlicher Erlaubnis ein Verwandter des Verstorbenen oder wenn die Leichenfeier als ehrendes Andenken an die Verdienste des Verstorbenen infolge eines Senatsbeschlusses von seiten des Staates ausgerichtet wurde *(publicum funus)*, ein vom Senat dafür bestimmter Redner die Rednerbühne und hielt die Leichenrede (*laudatio funebris*), in der er nicht nur die Verdienste des Verstorbenen, sondern auch die seiner Ahnen, deren Bildnisse gegenwärtig



Fig. 1058. Römischer Sarkophag.

waren. berührte. Der die griechischen Leichenreden der älteren Zeit charakterisierende Ausspruch Ciceros: „*nam mentiri nefas habebatur*“ mag bei den Römern nicht so genau beobachtet worden sein, indem hier der Redner sich wohl aller tadelnden Bemerkungen enthielt. War die Rede beendet, so wurde die Bahre von den Trägern wieder aufgenommen, und der Zug setzte sich in der oben angegebenen Ordnung nach der Begräbnisstätte in Bewegung.

Der Leichnam wurde entweder in einem Sarkophag*) (*arca, capulus*) (vergl. Fig. 1058) in einer ausgemauerten oder mit Steinen ausgelegten Grabkammer beigesetzt, ein Gebrauch, der auch von einzelnen Patrizierfamilien, z. B. von den Corneliern, in späterer Zeit beibehalten wurde, oder, wie schon das Zwölftafelgesetz besagt, verbrannt (*crematio*). Im letzteren Falle wurde die Asche in Urnen gesammelt, die in den Grabkammern (vergl. S. 584) beigesetzt wurden. Jedenfalls bestanden beide Arten der Bestattung, die mit dem Ausdruck *humatio* bezeichnet wurden, neben einander fort;**) gesetzliche Bestimmungen über die Wahl der einen oder anderen Bestattungsart gab es nicht. Jeder Ort hatte eine eingefriedigte Brandstätte (*ustrinum*) (vergl. S. 592), oder es befand sich, wo der Raum es zuliess und es polizeilich gestattet war, neben den grösseren Erbbegräbnissen ein für den Privatgebrauch einer Familie bestimmtes Ustrinum. Auf diesem wurde aus Holzscheiten und anderen leicht brennbaren Stoffen der Scheiterhaufen (*pyra, rogus*) in Gestalt eines Altars errichtet, dessen Höhe und Ausschmückung sich natürlich nach dem Stande und den Vermögensverhältnissen des Verstorbenen richtete; auf ihn wurde die Bahre mit dem Leichnam gestellt und mit wohlriechenden Salben, Weihrauch, Geräten, Stoffen, Schmuck oder Waffen bedeckt, und der Holzstoss sodann von einem der nächsten Verwandten oder Freunde mit abgewandtem Gesichte angezündet, während die Umstehenden und die Klageweiber von neuem die Conclamatio erhoben.

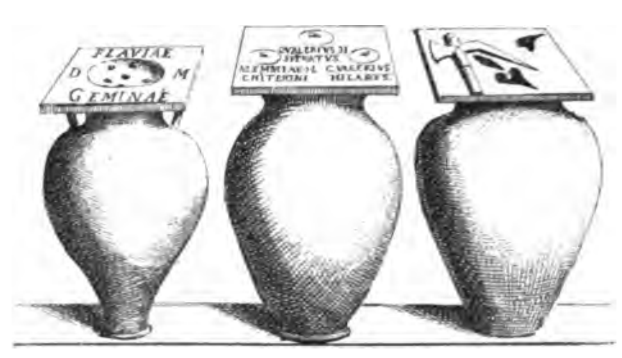


Fig. 1059. Römische Aschenurnen.

War der Scheiterhaufen niedergebrannt (*bustum*), so wurde die glühende Asche mit Wasser oder Wein gelöscht; unter Anrufung der Manen des Verstorbenen sammelten die Anverwandten die Gebeine in einem Tuche (*ossi-*

*) Nach Plinius (hist. nat. II 98, vgl. XXXVI 27) fand sich in der Nähe von Assos in der Landschaft Troas ein Stein vor, der die Eigenschaft besass, dass die in Särge aus diesem Gestein gelegten Leichname in 40 Tagen mit Ausnahme der Zähne vollständig aufgezehrt wurden und der daher den Namen „Fleischfresser“ (*sarcophagos*) führte.

**) Vergl. Marquardt und Mommsen, Handbuch der römischen Altertümer. Bd. VII. Leipzig 1879. S. 361 ff.

legium), vollzogen die üblichen Reinigungsopfer, und trennten sich, nachdem das übliche Leichenmahl (*epulae funebres*) am Grabe gefeiert war. Einige Tage später wurden die inzwischen an der Luft getrockneten Ueberreste mit Wein und Milch besprengt, mit wohlriechenden Stoffen vermischt und in eine Graburne (*ossa condere*) gelegt, die später in die Grabkammer übertragen wurde (*componere*). Der letzte Scheidegruss wurde hierauf von den Anwesenden dem Toten mit den Worten: „*have anima candida*", oder: „*terra tibi levis sit*", oder: „*molliter cubent ossa*" nachgesandt, und nach Vollziehung der üblichen Lustrationen trennte sich die Versammlung der Leidtragenden. Zweifelhaft ist es freilich, wo die Urne während der Zeit bis zur Vollendung des Grabmals aufbewahrt wurde, sobald nicht bereits ein Familienbegräbnis vorhanden war, und ob bei der Beisetzung der Urne noch eine besondere Feierlichkeit stattgefunden hat. Solche Urnen (*urna, olla ossuaria*), nicht selten in Gestalt von Hydrien oder, wie meistenteils in etruskischen Gräbern, in Form von Aschenkisten und mit einem Deckel verschlossen, finden sich häufig in den oben beschriebenen Grabkammern, in den Columbarien und in Sarkophagen, gewöhnlich von gebranntem Thon, Travertin, Marmor, Alabaster, Porphyr, Bronze; auch kommen mehrfach gläserne Urnen vor, die häufig durch ähnlich gestaltete Kapseln aus Blei gegen äussere Verletzungen geschützt zu werden pflegen; drei solcher Urnen fanden sich in dem oben (S. 594) erwähnten Grabmal der Naevoleia Tyche in Pompeji vor. Oft waren die Urnen oben mit Löchern versehen (vgl. Fig. 1059), um dem Toten den Genuss der ihm dargebrachten Opfer zu gestatten. Ja man hat sogar Röhren angebracht, die ermöglichen sollten, auch solche Spenden, die ausserhalb des Grabmals dem Toten gebracht wurden, ihm direkt zuzuführen.



Fig. 1060. Consecratio.

Wie bei den Griechen am neunten Tage nach der Beisetzung das zweite Totenopfer stattfand, brachten auch die Römer an diesem Tage den Manen des Verstorbenen ein mit einem Leichenmahle verbundenes Opfer (*sacrificium novemdiale*) dar. An den Stufen, auf denen sich das Monument erhob, wurde ein einfaches Totenmahl (*cena novemdialis*), bestehend aus Wasser, warmer Milch, Honig, Salz, Oel und Blut der Opfertiere niedergelegt; bei Grabmälern von grösserer Ausdehnung befand sich ein besonderes *triclinium funebre* (vergl. S. 594), in dem das Mahl abgehalten wurde. Natürlich gestattete die beschränkte Räumlichkeit der mit Denkmälern dicht besetzten Nekropolen nur die Anwesenheit einer kleinen Personenzahl. Vermögende pflegten daher, besonders, wenn sie mit der Totenfeier noch Leichenspiele verbanden, Fleischverteilungen (*viscerationes*) und statt dieser später Geldspenden an das Volk zu veranstalten. Ausser an den Novemdialien brachten die Hinterbliebenen aber noch an dem Jahrestage des Todes oder an dem Geburtstage des Verstorbenen den Manen Totenopfer (*parentalia*) dar, während eine allgemeine Erinnerungsfeier an die Manen der Dahingeschiedenen (*feralia*) vom ganzen Volk jährlich am 21. Februar gehalten wurde.

Mit bei weitem grösserer Pracht wurde aber das Leichenbegängnis des Kaisers gefeiert, besonders wenn sich diesem die Heiligsprechung des Kaisers (*consecratio*) durch den Senat anschloss. Caesar war der erste, der durch Senatsbeschluss als Divus Iulius unter die Götter versetzt und dem durch Octavian ein dauernder Kultus gestiftet wurde. Eine gleiche göttliche Ehre wurde dem Augustus nach seinem Tode zu teil, und einer grossen Zahl von Kaisern und Kaiserinnen bis zu Konstantin dem Grossen, deren Namen uns zum grossen Teil durch die mit der Umschrift „CONSECRATIO" bezeichneten Münzen aufbewahrt sind, wurden durch den sklavischen Sinn des Senats die göttliche Verehrung zuerkannt. Möge hier am Schluss unseres Buches die



Fig. 1061. Consecration des Antoninus und der Faustina.

Beschreibung einer Consecration nach der Darstellung Herodians (IV 3) ihren Platz finden: „Es ist bei den Römern Sitte, diejenigen Kaiser, welche Erben hinterlassen, nach ihrem Tode zu consecrieren. Die sterblichen Reste pflegt man nach dem üblichen Gebrauch unter einem prächtigen Leichengepränge zu bestatten; das Bild des verstorbenen Kaisers wird aber in Wachs nachgebildet und vor dem kaiserlichen Palast auf einem elfenbeinernen, mit goldgestickten Teppichen behängten Paradebette ausgestellt. Der Ausdruck des Gesichts dieses Wachsbildes gleicht dem eines Schwerkranken. Auf der linken Seite des Paradebettes stehen den grössten Teil des Tages die Mitglieder des Senats in tiefen Trauergewändern, während zur Rechten die Damen, deren Geburt oder Verheiratung sie courfähig macht, ihren Platz haben; jedoch darf keine von ihnen einen Goldschmuck oder ein Halsgeschmeide anlegen, sondern alle müssen in den üblichen einfachen weissen Trauerkleidern erscheinen. Diese Ceremonie währt sieben Tage, während welcher Zeit täglich die kaiserlichen Leibärzte an das Bett herantreten, gleich als ob sie den Kranken besuchen wollten, und dann jedesmal erklären, dass es stündlich mit ihm schlechter gehe.

Lautet nun endlich der ärztliche Ausspruch dahin, dass der Kaiser gestorben sei, so wird die Bahre von den vornehmsten Rittern und jüngeren Senatsmitgliedern durch die Via sacra nach dem alten Forum getragen und hier auf einem treppenartig erbauten Gerüst niedergesetzt. Auf der einen Seite ist eine Schaar junger Patrizier, auf der anderen eine Anzahl vornehmer Frauen aufgestellt, die Hymnen und Paeane zu Ehren des Verstorbenen nach einer ernsten und traurigen Melodie anstimmen. Nach Beendigung dieses Gesanges wird die Bahre wieder aufgenommen und auf den Campus Martius hinausgetragen. Hier erhebt sich an der breitesten Stelle auf einer quadratischen Basis ein aus gewaltigen Massen von Balken errichteter Holzbau in Gestalt eines Hauses, das im Innern mit dürren Reisern angefüllt, von aussen aber mit goldgestickten Teppichen, elfenbeinernen Standbildern und mannigfachen Bildwerken bekleidet ist. Das unterste, etwas niedrigere Stockwerk dieses Baues zeigt dieselbe Form und den gleichen Schmuck wie das obere und ist mit geöffneten Fenstern und Thüren versehen, und über diesen beiden erheben sich noch mehrere andere pyramidalisch nach oben zu verlaufende Stockwerke (Fig. 1060). Den ganzen Bau könnte man füglich mit den zur Sicherung der Schifffahrt an den Häfen angebrachten Leuchttürmen (*φάροι*) vergleichen. In dem zweiten Stockwerke wird die Bahre niedergesetzt und um sie herum werden Gewürze, Räucherwerk, wohlriechende Früchte und Kräuter aufgeschüttet. Ist genug Räucherwerk aufgehäuft und der ganze Raum damit erfüllt, so reiht sich die gesamte Ritterschaft im Paradeschritt um den Bau herum und führt einige militärische Evolutionen aus. Hierauf folgen in gleicher Ordnung Wagen mit in Purpur gekleideten und maskierten Personen, die historische Persönlichkeiten, wie z. B. berühmte Feldherren und Könige, darstellen. Nach Beendigung dieser Ceremonien ergreift der Thronerbe eine Fackel und wirft sie in das Gebäude, und von allen Seiten wird darauf Feuer hineingeschleudert, das, durch die brennbaren Stoffe und die Masse des Räucherwerkes genährt, bald den ganzen Bau ergreift. Da nun schwingt sich aus dem obersten Stockwerk, wie von einer hohen Zinne, ein Adler in die Lüfte empor; auf ihm schwebt, nach der Vorstellung der Römer, die Seele des verstorbenen Kaisers zum Himmel hinauf (Fig. 1061), und von dem Augenblicke an wird ihr göttliche Ehre zu Teil."

Verzeichnis der Abbildungen.

Register.

Berlin, Druck von W. Büxenstein.

